Reel Contents

MN#

AUTHOR: Dahn, Felix
TITLE: Erinnerungen
PLACE: Leipzig
DATE: 1890-1895

HUMANITIES PRESERVATION PROJECT

CATALOG RECORD TARGET

Dahn, Felix, 1834-1912.
Erinnerungen / von Felix Dahn.
2. Aufl.
Leipzig : Breitkopf und Härtel, 1890-1895.
4 v. in 5. : maps, ports. ; 19 cm.
1. Buch. Bis zur Universität (1834-1850) -- 2. Buch. Die Universitätszeit -- 3. Buch. Die letzten Münchener Jahre (1854-1863) -- 4. Buch. Würzburg, Sedan, Königsberg (1863-1888). 1. Abtheilung (1863-1870) -- 4. Buch. Würzburg, Sedan, Königsberg (1863-1888). 2. Abtheilung (1871-1888).

Dahn, Felix, 1834-1912 -- Biography.
Authors, German -- 19th century -- Biography.

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC

PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS

A&P International
2715 Upper Afton Road, St. Paul, MN 55119-4760
612/738-9329 FAX 612/738-1496

A4

150 mm

A5

100 mm

1.0 mm
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

1.5 mm
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

2.0 mm
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

2.5 mm
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

VOLUME

1

Felix Dahn

Erinnerungen

I

Aufn. v. L. E. Gottheil, Königsberg

Photogravure u. Druck H. Riffarth, Berlin.

Felix Dahn

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Erstes Buch.

Bis zur Universität (1834—1850).

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Zweite Auflage.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1890.

Diese Aufzeichnungen waren zunächst für die Glieder unseres Hauses und die nächsten Freunde bestimmt, nicht für die Veröffentlichung; für diese habe ich sie erst eingerichtet, da es vielfach gewünscht und weil behauptet wurde, auch weitere Kreise würden Freude an der Darstellung finden.

Bei der Umarbeitung für fremde Leser mußte nun gar Manches beseitigt werden: nur meine eignen, nicht Andrer, meist noch Lebender Geheimnisse oder — nach meinem Urtheil — Fehler darf ich unter die Leute bringen.

So enthalten diese Blätter zwar nicht „Dichtung", nur „Wahrheit aus meinem Leben": aber freilich bei Weitem nicht Alles. „Das Beste — und hier leider! auch das Schlimmste d. h. die ärgsten eignen und fremden Unvollkommenheiten und Torheiten — darf man den Menschen doch nicht sagen."

Daher giebt das Buch ein zwar — meinem besten Willen und Wissen nach — durchaus in allen Stücken wahrhaftiges, aber eben nicht ein vollständiges Bild von meinem Leben.

Auch werden ihm wohl davon Spuren noch anhaften, daß es ursprünglich gar kein „Buch", daß es ein vertrauliches Geplauder zu den Allernächsten werden sollte: so wird dem fremden Leser die Kinder- und Knabenzeit wohl viel zu breit dargestellt sein. Ich kann's nicht ändern: gerade zumeist um dieser mir unsagbar theueren Erinnerungen willen, um mich nochmal ganz in die Poesie jener frühesten Jugendzeit zu ver-

senken, habe ich das Ganze geschrieben. Langweilt's die Leser, so mögen sie's bei Seite legen.

An dem „Erfolg" d. h. an dem Absatz dieser Aufzeichnungen liegt mir wenig. Und an der sogenannten „Kritik" unserer Tage nun schon vollends gar nichts. Das durch und durch „Unmoderne" meines ganzen Wesens wird in diesen Mittheilungen schärfer noch als in meinen Dichtungen hervortreten und von den Stimmführern des „Modernen" verurtheilt werden. Ich aber lebe, denke und dichte Alles „sub specie aeterni".

Breslau, 9. Februar 1890.

I.

Geboren bin ich am 9. Februar 1834 zu Hamburg und in der Sanct Michaelis-Kirche daselbst am 10. März desselben Jahres protestantisch getauft.

Meine Aeltern, damals ein Jahr verheirathet, waren Friedrich Dahn und Constanze Dahn, geborne Le Gaye: sie waren damals Glieder des Hamburger Stadttheaters, welches sie aber bald nach meiner Geburt verließen, um einem Ruf an das königlich baierische Hof- und Nationaltheater zu München zu folgen, dem sie länger als ein Menschenalter angehörten: sechs Wochen war ich alt, als ich von Hamburg nach München mitgeführt wurde: ich blieb daselbst mit der Unterbrechung eines Jahres 1852(3), da ich in Berlin studirte, bis zum Jahre 1863, darf mich also füglich berühmen, ein „Münchener Kind" zu sein.

Leider unterlassen es bürgerliche Geschlechter in Deutschland meistens, die Verhältnisse, Verwandtschaften, Verschwägerungen, Wanderungen und Geschicke ihrer Glieder aufzuzeichnen: so giebt es keine Geschichte dieser Sippen: kaum von den Großältern weiß man noch Einiges.

So steht es auch mit meinen Vorfahren.

Ich kann nur angeben, daß mein väterlicher Großvater ein kleiner Kaufmann in Berlin war.

Eine unverbürgte Ueberlieferung will wissen, daß die Ahnen im XVI. oder XVII. Jahrhundert aus der Pfalz nach der Mark Brandenburg gewandert seien, ihr Bekenntniß — das reformirte — zu wahren gegenüber katholischer oder lutherischer Verfolgung. Allein wahrscheinlich liegt dem lediglich der Gleichlaut unseres Namens mit dem der baierischen Grafschaft Dahn*) in der Pfalz zu Grunde.

*) Mein lieber Freund Oberbibliothekar Dr. Sigmund Riezler zu München schreibt mir auf eine Anfrage über die älteste Erwähnung und früheste Schreibung dieses Namens

Die einfachste Erklärung unseres Namens wäre wohl die aus dem Volksnamen Dan, der Däne: es sind ja Geschlechternamen häufig so entstanden: Baier, Schwab, Fries, Sachs, Düring, Döring: allein schon im XII. Jahrhundert begegnet der Umlaut: „Däne", „Dene".

Und keine Namendeutung ist wissenschaftlich statthaft, fehlt — wie hier — die Kenntniß der ältesten Schreibung.

Meine Mutter ist halb französischer Abstammung. Der Vater, Monsieur Le Gaye, war Hofcapellmeister (? jedesfalles Hofmusiker) des Königs Jérôme zu Kassel,

gütig: „Die älteste Erwähnung von Dahn an der Lauter scheint in der Urkunde König Heinrichs VI. von 1196 bei Würdtwein, **Nova Subsidia X,** 180 sich zu finden, wo als Zeugen genannt werden: **Heinricus de Danne, Ulricus frater eius.** 1288, Mai 6. urkundet Cuonrat von Tan. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 19, 187. 1291 Conrad. **miles de Dan** a. a. O. 190. 1337 Adelheit von Than, in derselben Zeitschrift 7, 177. Ueber Burg und Geschlecht von Dahn handeln besonders Schöpflin, **Alsatia germanica illustrata II,** 174, 672, Michael Frey, Beschreibung des kgl. baier. Rheinkreises, 1837, Bd. 4, S. 229, und Stumpf, Baiern, S. 415, beide letzteren unter Anführung weiterer Literatur".

seine Frau war eine Deutsche, angeblich eine Hessin, und hieß Schäfer.

Eine — abermals nicht begründbare — Ueberlieferung will wissen, die Le Gayes seien aus Südfrankreich, aus der Provence entstammt. So bin ich also zu einem kleinen Theil Franzose. Manchmal bilde ich mir ein, in meiner Leibes- und Geistes-Art mache sich dies Romanische — ungünstig wie günstig — spürbar.

So wenig wie von meiner väterlichen weiß ich zu sagen von meiner mütterlichen Großältern Geschicken, namentlich auch nicht davon, wie etwa der Zusammenbruch des Hofes des Königreichs Westfalen auf diese gewirkt habe: fest steht nur, daß die beiden „Linien“ sich in Vermögenslosigkeit völlig ebenbürtig waren. —

Erinnerungen an Hamburg aus dem Jahre 1834 wird kein billig Denkender von mir verlangen: hatte ich mich doch lediglich des Geborenwerdens halber dortselbst aufgehalten. Vor einigen Jahren begründete

ich die Ablehnung, nach einem Vortrag daselbst an einem Abendschmaus Theil zu nehmen, mit der Bemerkung, ich kenne die schlimme Lebensweise zu Hamburg! Bei meinem ersten Aufenthalte daselbst hätte ich sechs Wochen hindurch nichts gethan als trinken und schlafen; auf die entrüstete Frage der Hamburger Herren, in welcher Gesellschaft ich mich denn damals bewegt habe, konnte ich dann beschwichtend erwidern, daß es die ersten sechs Wochen meines Lebens waren.

Die Reise von Hamburg nach München im Jahre 1834 muß — „im Hauderer“ — Wochenlang und unerfreulich gewesen sein. Meine allerfrüheste Erinnerung ist — ein Mantel.

Es ist eine schöne Erinnerung: denn es war ein schöner Mantel. Er gehörte meiner mütterlichen Großmutter, welche die Aeltern nach München begleitet hatte.

Er war innen gar herrlich mit violetter Seide gefüttert, außen mit dunkel-goldgelben Zeichnungen übersäet, welche ich später, nachdem ich die „secreta

litterarum", wie Tacitus sagen würde, mir angeeignet hatte, für riesige Fragezeichen hielt: es werden wohl sogenannte „Palmblätter" gewesen sein.

Oft wurde mir erzählt, in diesen Mantel eingeschlagen sei ich über die Elbe gebracht worden, während der Sturm die hohen Wellen des Stromes in die Fähre gepeitscht habe; ich durfte dann den weichen Mantel anfassen und streicheln. Ich weiß noch, daß ich dabei ein Gefühl des Dankes gegen den Mantel hatte. Ich bewunderte, verehrte und liebte diesen Mantel. Wo er wohl hingekommen sein mag? Solche Mäntel giebt es jetzt gar nicht mehr! —

Auch meine zweit älteste Erinnerung haftet an einem Kleidungsstück.

Es war der dunkelblaue Rock meiner mütterlichen Großmutter: mit gar vielen hellgelben Sternlein war er durchwirkt. Ich hielt mich an den Falten dieses Rockes, wann abends zwischen sieben und acht Uhr die Großmutter den drei- oder vierjährigen

aus dem Speisezimmer in das Schlafzimmer brachte.

Antlitz und Gestalt der alten Frau habe ich vergessen: der blaue Rock und die gelben Sternlein stehen mir deutlich vor Augen.

Meine Aeltern hatten in München zuerst in dem sogenannten „Neunerhause“ östlich vor dem botanischen Garten gewohnt. Damals flog der Pulverthurm zu Grünwald in die Luft. Als man aus den andern Zimmern an meinen Korb eilte, fand man denselben durch den Luftdruck umgeworfen, mich aber auf der Erde ruhig weiter schlafen. Welch gutes Gewissen muß ich schon damals gehabt haben!

II.

Alsbald aber bezogen meine Aeltern das liebe, das unvergeßliche Haus an der Königinstraße Nr. 9 (jetzt Nr. 19), an welches und an dessen großen, herrlichen Garten sich die schönsten Erinnerungen, ja wohl auch die glücklichsten Zeiten meines ganzen Lebens knüpfen: die Jahre der Kindheit, der Knabenzeit, der ersten Jünglingszeit von 1835 bis 1850.

Lieber Leser, von diesem Haus, von diesem Garten, von den Spielen und Träumen jener Jahre mußt du nun recht viel vernehmen.

Wenn du nicht willst, wenn du es kindisch, läppisch, „sentimental", am Ende gar ein Zeichen unleidlicher Eitelkeit findest, daß ich soviel von meiner Knabenzeit spreche, so kannst du das Buch ja bei

Seite legen. Aber bitte, überschlage nicht die Knabenzeit, um an die Jahre zu gelangen, welche du vielleicht für „spannender“, „inhaltreicher“ hältst. Ich habe diese Erinnerungen aufgezeichnet ganz wesentlich um der Knabenzeit willen: jene Jahre nochmal so anschaulich wie thunlich und recht liebevoll an mir vorüberziehen zu lassen, diese Letzung des Gemüthes, diese Freude und Rührung der Seele wollte ich mir gönnen, der ich so viele Stunden mit Dingen ausfüllen muß, die Gemüth und Seele unbefriedigt lassen und doch so viele Lebenskraft wegnehmen, z. B. Briefe fremder, gleichgiltiger, zuweilen sogar unerfreulicher Menschen beantworten.

Diese Schilderung meiner Jugend schreibe ich zu meinem eigensten Vergnügen, nicht zu dem anderer Leute.

Warum ich sie dann überhaupt veröffentliche?

Weil doch der Eine und die Andere, von denen ich weiß — oder von denen ich vielleicht auch nicht weiß! — nicht ungern zuschauen werden, aus welchen

Anfängen heraus und unter welchen Umständen der Mann sich entfaltet hat, der nun mit sechs und fünfzig Jahren diese Zeilen schreibt.

Gewiß ist er ja gar verschieden von jenem Knaben in der Königinstraße: aber ich kann versichern, wann Alles um mich her still ist und ich einsam mich in mich selbst versenke, wenn ich die Leidenschaften und Kämpfe der späteren Jahrzehnte auf kurze Zeit stillen Sinnirens mir aus der Vorstellung schlage, wann mir wohl ist, — dann — es ist wirklich nicht Einbildung! — ist mir wieder ganz so zu Muthe, als wär' ich der Knabe Felix im hellbraunen Gelock und hörte in dem Garten des Aelternhauses allein in dem Rasen liegend die Glocken von Sanct Ludwig das Abendgebet läuten im Dämmer des Brachmonds und dazwischen durch hoch vom Baum herab der Amsel melodisch flötend Lied. — —

Das Haus war gar schlicht, als es meine Aeltern erwarben. Es hatte einem Herrn von Zwack gehört: noch Jahre hindurch klang der Name an mein

Ohr: denn ein prachtvoller weißer Hahn mit stattlichem rothen Behang und von sehr kriegerischer stolzer Sinnesart, welcher sammt seinen Frauen mit dem Haus von den Aeltern erkauft und „Herr von Zwack" benannt worden war, stolzirte noch lang auf dem Hof umher, und ich gedenke mit Vergnügen, wie er einmal einen Eindringling, der vom südlichen Nachbarhaus (— vom Orff-, später Kaulbach- [Vorder-] Haus —) herüber geflogen war, abraufte, daß der Flüchtling stark blutend gerade noch über den Zaun zurück gelangte, während Herr von Zwack auf dessen oberstes Brett flog und unter stolzem Schlagen der Flügel dem Besiegten nachkrähte.

Man hat wohl die Häuser an der Königinstraße für nicht besonders gesund erklärt. Das mag für jene Strecken zutreffen, an welchen die Bäume des englischen Gartens oder doch seiner nach Westen vorgeschobenen Baum-Eilande den Fenstern so nahe stehen, daß sie Luft und Licht entziehen und Feuchtigkeit hinein werfen: so die jetzt verschwundene, dem

Bedürfniß des Verkehrs gewichene schmale Insel hoher Pappeln, welche vor der Einmündung der Schönfeldstraße lag.

Wir aber haben fünfzehn Jahre in unserem Häuslein gewohnt und nie an einer nennenswerthen Krankheit gelitten. Jenen Vorzug dankte das Haus wohl vor Allem dem Umstand, daß ihm gegenüber Bäume fast gar nicht ragten (— nur auf dem südlichen Drittel etwa seiner Stirnseite —), vielmehr eine wunderschöne Wiese sich viele tausend Schritte weit nach Osten dehnte, indem sie sich jenseit — östlich — des Fußweges, der den englischen Garten hier von Süd nach Nord durchzieht, fortsetzte, bis an einen Arm der rasch fluthenden Isar und erst recht weit jenseit — östlich — dieses Wasserlaufes bis zu dem einfachen, aber schönen „Monopteros", d. h. dem runden hellenischen Tempel mit Einer Säulen-Stellung, der auf einem mäßigen Hügel und zahlreichen Marmorstufen, im Rücken von einer dunkeln Reihe hoher Waldbäume hell sich abhebend, stattlich

aufsteigend, den Ausblick von unsern Fenstern höchst befriedigend, in wohlthuender Schönheit abschloß. —

Dieser hellenische Tempel in seiner antiken Stil-Vollendung mitten in dem „romantisch-sentimentalen“ — wie Schiller sagen würde — englischen Garten prägte sich früh dem Blicke, dem Sinnen des Knaben ein: bei aller angebornen und durch Jahrzehnte füllende Arbeit vertieften Neigung zu dem Germanischen (— also „Romantisch-Sentimentalen“) hab' ich doch das Bedürfniß nach der Antike nie verloren: von „Harald und Theano“ (1855) durch den „Kampf um Rom“ (1859—1876) bis zu „Felicitas“, „Bissula“, „Gelimer“, „Attila“, den „Batavern“ (1890) habe ich Griechisch-Römisches und Germanisches nebeneinander dargestellt: es ist der „Monopteros“ mitten im „englischen Garten“.

Ja, dieser „englische Garten“! Mit dankgerührtem Herzen denk' ich sein, wie des für mich davon unscheidbaren Gartens hinter meinem Aelternhaus.

Dem ununterbrochenen, Winter und Herbst wie Frühling und Sommer fort geführten Leben und Weben in jenem waldartigen unvergleichlichen Park und diesem herrlichem Garten verdanke ich zu großem Theil die Gesundheit, die Frische des Leibes und der Seele, die mir verblieben ist bis heute, unerachtet so mancher schädlicher Einflüsse, trotz der ausdorrenden, widernatürlichen Lebensweise, die ich als fleißiger Gymnasiast, Student, Privatdocent und Professor seit meinem zwölften Jahre führte und führe.

Ich habe das gar nicht genug zu würdigende Glück genossen, obwohl in der volkreichen Hauptstadt München, doch nicht aufgewachsen zu sein als „Stadtkind", dessen Heimat eine Miethwohnung, dessen Gesichtskreis der Blick auf Dächer oder in nahe Fenster, dessen Spielplatz das Straßenpflaster vor der Hausthür bildet. Nein, ich bin aufgewachsen wie ein Landkind, der Sohn eines Gutsbesitzers oder wie die beneidenswerthen Buben einer kleinen Landstadt, welche außer Wald und Feld auch noch Zwinger und Stadtgraben

mit verfallenen epheugrünen Thürmen als besonders für sie erhaltenen Tummelplatz genießen.

Wenig Schritte östlich von unserer Hausthüre führten mich in jenen großen waldähnlichen Park, welchen die Isar in mehreren Armen klar und rasch-fluthend durchzieht: — wie würde doch der Thiergarten zu Berlin durch ein ähnliches Gefäll seiner Bewässerung gewinnen!

Zwei starke Stunden erstreckt sich die Anlage, an dem kleinen See vorüber, bis in die von Rothwild, Rehen und Fasanen belebte Hirschau.

Welche Beleuchtungen, welche Stimmungen in diesem weiten Waldrevier! Im Herbst das leuchtende Goldbraun der Buchen im Sonnenglast oder das Spinnen des ziehenden Nebels um die Spitzen der düsteren Tannen, im Winter die prachtvollen Gebilde des Rauhfrosts oder die wuchtenden Schneemassen, welche zuweilen dichter als Handspannen hoch jeden Ast bedeckten und die Zweige der Büsche lastend bis zur Erde niederbogen.

Und mit welchem Jubel begrüßte ich die allerersten Frühlingsverkündigerinnen, die lange vor Star, Lerche und Schwalbe eintrafen: die weißschwingigen Möwen (Mantel-Möwe, Larus marinus), Odhins rasche Boten, welche zuweilen schon Mitte Hornung, wann der Isar-Canal noch gefroren war, mit lautem freudigen Kreischen einfielen in den schaumspritzenden Wasserfall, wenig südöstlich von unserem Hause!

Manche Viertelstunde lag ich im hohen dichten Grase und sah den kühnen Fliegern zu, welche hoch, ganz hoch in dem blauen Luftmeer sich tummelten, kreisten und, im Sonnenlicht wie eitel Silber glänzend, mitten im raschesten Flug wendeten.

Und dann im Spätfrühling, welcher Duft der ungezählten Gebüsche, wann all das liebe Lenzgedörn in Blüthe stand: der gelbe Goldregen, die rosafarbene Akazie und des Flieders zarte blauröthliche Kelche in dichtem Traubengehäng. Und tausendstimmiger Vogelgesang begleitete mich dann, von dem

zutraulichen Rothschwänzchen auf der Dachrinne unseres Stalles bis zu der scheuen Goldamsel in den grünen Einsamkeiten der Hirschau im Norden oder — auf dem Schulweg — bis zu den fingerzahmen Buchfinken des Hofgartens im Süden.

III.

Unser Haus war von der im Osten vorbeiziehenden Königinstraße geschieden durch eine Art Vorgarten, etwa fünf und zwanzig Schritt lang und fünfzig breit, dessen Jasmin= und Hartriegel=Hecke an der Stirnseite weder dadurch besser gedieh, daß ich mit meinen Spiel= und Waffen= und Unfug=Gefährten, mit und ohne Stange, unablässig hinüber= („beziehungsweise" hinein=) sprang („beziehungsweise" fiel), noch dadurch, daß unsere im Laufe von fünfzehn Jahren aufeinanderfolgenden Hunde — von dem großen edlen Neufundländer Nero, der an einer offenen Wunde im rechten Vorderfuß traurig zu Grunde ging, bis zu dem katzenmordenden Putzel, aller Rattenfänger (er fing aber keine), die jemals gebellt, drolligsten, strupphaarigsten und muthwilligsten — wie verschieden sie

sonst an Art und Farbe des Leibes und des Gemüthes waren, in auffallender Uebereinstimmung und Beharrlichkeit es vorzogen, anstatt auf den beiden links und rechts einmündenden Wegen, mitten durch die Hecke hindurch — es bildeten sich allmählich hundbreite Schlupflöcher darin! — auf die Straße hinaus zu fahren, so allerdings auf dem geradesten Weg zum überraschenden Angriff einem fremden Hund oder einem schreienden „Mausfalli" an die Beine. Der alte Gärtner Jakob meinte kopfschüttelnd, er wisse nicht was „ärger" (d. h. wohl gemeinschädlicher) sei, der Putzel oder der junge Herr und seine Paladine.

Links und rechts war der Vorgarten umhegt von einer Buschanlage, welche gegen die Straße zu spitz auslief; die zur linken Seite — gegen das Haus der „Kurfürstin", später des Ministers von der Pfordten — hin war so dicht mit Hollunder und anderem Strauchwerk bewachsen, daß es gegen Abend ziemlich düster darin ward: ich mochte etwa vier oder fünf Jahre zählen, als ich zuerst von

„Räubern" erfuhr: alsbald stand mir fest. daß in diesem Gebüsch eine Bande solcher Bösewichter hause und es war wohl meine früheste „Heldenthat", daß ich, nachdem ich aus der „Holz"- in die „Metallzeit" herausgetreten war, das heißt, statt der kindischen hölzernen den ersten stählernen Säbel geschenkt erhalten hatte, auf Mahnung meines Vaters mit der neuen Sieges-Waffe an spätem Herbst-Abend allein, ohne Widerwort, jedoch mit heftigem Herzklopfen in den „Räuber-Wald" eindrang, ihn von den Unholden zu säubern, die sich aber zu meiner großen Befriedigung bereits zur Nachtruhe begeben haben mochten: war es doch auch wohl schon sieben Uhr.

Auf der rechten Seite ragte aus einer geradlinigen Hecke eine Roßkastanie: — wie lustig war es, im Herbst hinaufzuklettern, die zahlreichen Früchte abzuschlagen, dann aber, wieder auf der Erde angelangt, sie den Herzensfreunden an die Köpfe zu werfen! Daneben stand ein stattlicher schöner Ahorn: damals noch ein gar schlanker Stamm ist der Baum

im Lauf eines halben Jahrhunderts herrlich gediehen. Wie schwärmten doch die Bienen um seine süßen Blüthen!

Noch jetzt, wann ich, wie jeden Herbst, auf meinem ersten einsamen Gang bei dem Besuch in München zu dem alten Vaterhause wandle, von Außen nur wehmuthvolle Blicke darauf richtend, — begrüßt mich der liebe, treue Gesell mit rauschendem Neigen, als erkenne er in dem Weißbart den braunlockigen Knaben von 1840 und gedenke der alten Zeit. „Gesegnet sei er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel!"

Die Kurfürstin, die Frau Nachbarin zur Linken, war, wenn ich nicht irre, die Wittwe des letzten als Kurfürst verstorbenen baierischen Fürsten, des Vorgängers des Königs Max I. Ich habe sie in den vielen Jahren, da sie neben uns wohnte, nie zu sehen bekommen, nur ihre Statscarosse und auf deren Bock ihren die meisten Monate des Jahres in ein gelbes (ärmelloses) Wamms gekleideten Mops.

Viel wichtiger als die Herrin war mir der weißharige Hausmeister, welcher in einem an unsere Nordplanke stoßenden Nebenhäuschen wohnte und — meines Wissens — nur Eine Kunst verstand, aber diese meisterhaft. Er fertigte aus alten bunten, großblumigen Tapetenstücken — wahrscheinlich Abfällen und Abschnitzeln der Frau Kurfürstlichen Prunkgemächer — herrliche gold- und silber-schimmernde Papier-Kappen, völlig einem Fez vergleichbar! Sie waren wirklich Wunderwerke und in unsern (alsbald zu schildernden) „Ritterspielen“ für Ausstattung saracenischer Helden geradezu unentbehrlich. Allerdings waren sie ein kostspieliger Erwerb! Der Alte mit seinen runden klugen geizigen Augen verlangte für die gewöhnliche Kappe schon 1 Kreuzer und für die eines Sultans wie Saladin doch allein würdigen mit einer oben in der Mitte eingeklebten Wollquaste und einem Stirn-Saum von Rauschgold sogar 2! Mancher Kreuzer, den ich von den Aeltern für ein bei meinem Hauslehrer verdientes Fleißbillet geschenkt erhalten, wanderte in

das stets nach Kleister riechende Kämmerlein des Alten.

Ungerechterweise grollte ich ihm ein wenig wegen seiner mein Kauf-Verlangen reizenden, meine Geldnoth nicht zwar wucherisch ausnützenden, aber auch nicht schonenden Unentbehrlichkeit.

Später rächte ich mich.

Ich lernte — mit etwa zwölf Jahren — meine Zimmerpistole trefflich brauchen. In den uns zugekehrten Dachfenstern des Frau Kurfürstlichen Hauses lockten hübsche Butzengläser. Mit dem größten Fleiß und erfolgreicher Aemsigkeit schoß ich in jede dieser natürlichen, ja herausfordernden Scheiben — mitten hinein! — ein kleines, hübsches, angenehmes Loch: die Gläser blieben im Uebrigen völlig heil. Kopfschüttelnd meinte der Alte, der von Zimmerpistolen nichts wußte, das gehe nicht mit rechten Dingen zu: auf dem leeren Speicher da oben sei es ohnehin nicht geheuer.

Das Schönste an dem kurfürstlichen Garten war

eine Reihe stattlicher, hochragender, ernster Tannen, welche hart jenseits unserer Planke, wie eine Kriegerschar aufgepflanzt, die dunkeln Häupter wiegten.

Lustiger, erfreulicher war die Nachbarschaft zur Rechten, im Süden. Das kleine Häuslein, noch schlichter als das unsrige, gehörte lange Jahre der Familie von Orff. Der Vater, ein hoher Beamter, in seinem langen, feierlichen Rock, in steifer, weißer Halsbinde, galt mir als etwas unnahbar Strenges: die älteren Söhne haben im baierischen Heer eine glänzende Laufbahn zurückgelegt. Einen von ihnen traf ich — nach Jahrzehnten! — mitten in den Granaten von Sedan — zwischen Balan und Bazeilles — wieder: er ist nunmehr (Februar 1890) commandirender General des II. baierischen Armeecorps. Näher in den Jahren stand mir ein jüngerer Bruder, Max, lange Zeit ein lieber Spielgeselle. Beide Geschlechter hielten gute Nachbarschaft. Als die Orffs das Haus verkauften, stand es geraume Zeit leer: — nur alle Vierteljahre erschien

einmal ein Verwalter oder Aufseher. Der Garten, ebenso umfangreich wie der unsrige, begann allmälig ein liebliches Wenig zu verwildern.

Das ward nun aber für mich und meine Spieß-gesellen eine Quelle der reinsten Freuden!

So viel Verdruß wir meinen Aeltern bereiteten, viel bittrer aber noch oben bemeldetem, noch oft zu erwähnendem alten Jakob durch unser Umhertoben über die „Rabatten" (das Wort hat sich mir unscheidbar mit der Vorstellung von hineinstapfenden Buben-Stiefeln und darauf folgender Schelte verknüpft bis zu diesem Augenblick, da ich es, ich glaube zum ersten Mal im Leben, schreibe!) und Bete hin und durch allgemeine Verderblichkeit — denn wir waren wohl unleugbar arge Garten-Schädlinge! — in unserem Garten hielten wir doch aus Ehrfurcht und Furcht ein gewisses Maß: seine Wohlgepflegtheit an sich mahnte zur Schonung, welche nur etwa die Kampfes-hitze vergessen ließ.

Aber nun ein unbehüteter, nie besuchter, gelinde

in Gras, Kraut und Unkraut schießender Garten! Keine „Rabatten“ und kein Jakob! Keine Aeltern, welche ein allzu hitzig werdendes Gefecht zwischen den Legionen des Marius und den Kimbern mitten im schönsten Wüthen trennten! Das war herrlich!

Die Planke war rasch überklettert und nun wurden die heißesten Kämpfe da drüben auf den halb vergrasten Wegen, in den hoch aufgeschossenen Spargelbeten ausgefochten.

Aber leider! Bei dieser Ausnutzung des preisgegebenen Gartens hatte es nicht sein Bewenden.

Zwei Herbste hindurch kümmerte sich niemand um Alles, was darin gewachsen war. Nun w a r e n zwar die Aepfel, Birnen, Pflaumen da drüben nicht besser als die in meinem Garten, aber sie s c h m e c k t e n so viel besser! Und — ohne Zweifel — die Muskatellertrauben auf der sonnigen gen Mittag gekehrten Planke w a r e n auch besser als die Dahn'sche Auslese. Das Andre verschweig' ich. —

Nur den wirklich schönen Schluß der Sache

theile ich mit, nicht, weil er uns, weil er der holden Eigenthümerin Ehre macht. An einem wunderschönen sommerwarmen October-Nachmittag saßen wir selb sechst: der Monten-Gustel, der Zenger-Gustel, Julius Greiß, Clemens Piloty, Franz Schneider — du wirst, freundlicher Leser, die stolzen Knaben alle noch kennen lernen! — und ich in einer nach Geschmack und Vorliebe gewählten Vertheilung in den Obst-Bäumen oder zwischen den Latten der Spalier-Reben und thaten uns gütlich in dem verwaisten Orff-Garten, an Frechheit, Behagen und Rechtlosigkeit ziemlich vergleichbar dem Fluge von Sperlingen, die ich aus den Muskatellern verscheucht hatte und die nun, schilpend und scheltend, in den nächsten Bäumen lärmten.

Da auf einmal öffnete sich die in den Hof und Garten führende Hinterthüre des so lange schlummernden Hauses und raschen Schrittes ging in ihren Garten eine stattliche, schöne Frau, — offenbar die jetzige Eigenthümerin — gefolgt von dem mir schon

bekannten Verwalter. Die Bäume und Rebstöcke sind schon recht laubarm zu Ende des „Windume-Monds": am Wenigsten können die kahlen Zweige so große Diebsvögel wie zwölfjährige Buben verdecken.

So sah denn die holde Herrin auf den ersten Blick, welch seltsame Früchte ihre Birnbäume und Weinspaliere getragen hatten.

Flucht war uns Allen unmöglich, schien auch schimpflich. So sprang ich denn, den Mund und jede Hand noch voll von Muskateller-Trauben, das Spalier herab, ging — mit möglichst ruhiger Haltung, aber mit heftigem Herzklopfen — der fremden Dame entgegen und wollte eine Entschuldigung, eine Bitte um Vergebung stammeln. Der Aufseher — hatte er doch seine Aufsicht nur in sehr langen Zwischenräumen geführt! — unterbrach mich zornig, aber die schöne Dame strich mir lächelnd über die heiße Stirn und meinte, wer solche Versuchung bereite, sei schuldiger als der Verführte, und wir möchten uns nur in die Aerndte

dieses Jahres noch mit den Sperlingen theilen. Aber es war das letzte Stück Obst, das ich aus diesem Garten geholt.

Uebrigens ward dieser Raum (— ebenso lang wie der unsere: all' diese Gärten, ob zwar an Breite nicht ganz gleich, erstreckten sich von der Königin- bis an die obere Garten- [jetzt Kaulbach-]straße —) später getheilt: als der Schlachtenmaler Dietrich Monten sein Haus an letzterer Straße baute (— nach dessen Tod erwarb es Kaulbach —), kaufte er nur etwa die Hälfte des Gartens: ein Zaun schied nun von Süd nach Nord den Schauplatz unserer ehemaligen Kampf- und Raubfahrten.

Die weiteren Nachbaren im Norden neben der Kurfürstin waren eine alte Gräfin Döring, welche nie ohne ihren ebenfalls betagten Papagei auf dem Balcon ihres Hauses zu sehen war: in Folge dessen konnte ich mir geraume Zeit eine Gräfin nicht ohne einen solchen unerfreulichen Schrei- und Kreischvogel in einem Glockenbauer und nicht anders als alt und

nun — nicht eben schön vorstellen: daß es auch junge, und oft ganz hervorragend schöne Gräfinnen giebt, hab' ich erst später — aber dann eifrig — gelernt. Dann das zumal an Sommer-Sonntag-Nachmittagen von der „vornehmen Welt“ Münchens bis auf den letzten Platz besetzte Cafe „Reibel“. Wie „derbarmten“ mich die armen Stadt-Buben, deren Naturgenuß und Spielfreude darin bestand, in dem ängstlich zu schonenden Sonntagsanzug zwischen den enggereihten Tischen und Bänken, unter steter Aufsicht mehrerer Aeltern und noch zahlreicherer Tanten, sich „auszutoben“!

Der nächste Nachbar neben dem Orff-Haus war Professor Zenger, Lehrer des römischen Rechts, ein ganz ausgezeichneter Mann und treuer Freund meiner Aeltern, die ihm als verlässigsten Berather in allen Rechts- und Wirthschafts-Angelegenheiten vertrauten. Dem schwäbischen Baiern entstammt zeichnete sich der stattliche Herr durch einen prachtvoll geschnittnen Charakterkopf aus: Wilhelm von Kaulbach, eine Zeit lang sein Hausgenoß als Miether, hat ein

meisterhaftes Brustbild von ihm — in dem scharlachrothen Talar der baierischen Rechtslehrer — geschaffen. Gar oft, wann wir noch im Speisezimmer im Erdgeschoß bei Tisch saßen, erschien an dem Fenster das schöne kluge Gesicht des Herrn Nachbars, dem ich dann gar eilig die Hausthür zu öffnen sprang, nicht ahnend, daß ich dereinst von ihm als Decan zum Doctor sollte befördert werden; er schalt dann wohl, wenn wir schon wieder — statt der von ihm bevorzugten schwäbisch-süddeutschen Küche — „berliner Kartoffelstampf" aßen.

Mit dem ältesten Sohn, Gustav, habe ich bis an dessen frühen Tod treue Freundschaft gehalten: der jüngere, Max, hat in der Folge für manches Lied von mir, zumal aus den „schlichten Weisen", gar anmuthige Weisen gefunden; die jüngste Tochter, Marie, ein sanftes, blondes Engelköpflein mit blauen Vergißmeinnichtaugen, traf hart vor der Thüre des väterlichen Hauses durch ein scheu gewordenes Pferd ein grausamer Tod in der Blüthe der Jahre.

Professor Zenger führte an Stelle des einstöckigen Hauses — wie sie ursprünglich alle waren in jener Straße — ein mächtiges, langes, dreischössiges Gebäude auf. Man hat oft darüber gelächelt, daß Franz Xaver Zenger außer den beiden unerläßlichen Schriften — Doctor- und Habilitationsschrift — nichts veröffentlicht habe. Und wenn nun wirklich noch ein Pandekten-Compendium mehr die Welt erblickt hätte, wäre dieselbe dadurch glücklicher oder schöner geworden? Der weise Mann führte für einen deutschen Professor ein beneidenswerth vernünftiges und naturgemäßes Leben. Er war sein eigner Gärtner: mit Nachhilfe eines Taglöhners bestellte er den großen Garten allein: im Sommer arbeitete er schon zwischen vier und fünf Uhr in demselben, bis er in die Vorlesungen gehen mußte, und von den kühleren Nachmittagsstunden an desgleichen. Aber träg war er wahrlich nicht der Mann, der Jahrzehnte lang im Verwaltungsausschuß der Hochschule maßgebend gewirkt und nebenbei — obwohl frommer

Christ — die Uebergriffe der damals allmächtigen Ultramontanen mit zäher Ausdauer, freilich auch mit der unerläßlichen klugen Vorsicht — bekämpft hat. Seine Vorlesungen, durch körnigen Witz gewürzt, wurden gern gehört, und wenn wir spät in der Winter-Nacht aus der Stadt zurückkehrten in den tief verschneiten englischen Garten, brannte noch die Lampe in seinem Arbeitszimmer.

Ich gedenke gerührten Herzens dankbar meines väterlichen Freundes, meines Promotors. Es ist ein Zeichen freier Gesinnung, wie sie — die Herren Amtsgenossen werden es bestätigen — nicht allzu häufig begegnet, daß er es mir nicht im leisesten verübelt hat, als ich später nicht bei ihm, sondern bei seinem Wettbewerber Arndts die Vorlesungen seines Faches hörte. Requiescat in pace! Ach, wie so Vielen, die ich in diesen Blättern nennen werde, muß ich schon diese Worte nachrufen!

IV.

Aber allmälig wird es Zeit, nicht mehr im englischen Garten zu wandeln und an den Nachbarhecken zu plaudern, — in das eigne Haus einzutreten.

Dasselbe hatte außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk: blos vier Fenster in der Stirnseite in jenem, fünf in diesem: der unten durch die Hausthür eingenommene Raum des oberen mittleren Fensters war durch eine wagerechte starke Eisenstange mit Oese und Pflock an einer Kette verwahrbar. —

Gerade aus von der Hausthür führte ein Gang, das ganze Haus in eine südliche und eine nördliche Hälfte spaltend, zu der gegenüber stehenden Hofthür: kurz vor dieser — nördlich — erhob sich die Treppe, welche in den oberen Stock führte (und auf deren

Geländersims herabzurutschen für uns Buben ebenso ergetzlich, ja unentbehrlich, als für unsere Hosen unzuträglich war).

Südlich von der Hausthüre ging es in das Wohn- und Speisezimmer, aus diesem — weiter südlich — vorn in ein als Kleider-Raum verwendetes Gelaß, im Hintergrund in gleicher Richtung in die Küche, aus dieser in den Hof.

Auf der nördlichen Seite öffnete sich, dem Wohnzimmer gerade gegenüber, eine Thür in eine Stube, welche geraume Zeit mir zugetheilt war; in dem nördlich anstoßenden schliefen meine mütterliche Großmutter und bis zu ihrer Verheirathung eine Schwester meiner Mutter; dahinter lag die Mägdekammer.

Im ersten Stock gelangte man von dem hellen breiten, schönen Treppenabsatz aus nach Osten in das „blaue Zimmer“ — später — nach dem Umbau — „der Sal“ genannt, das einzige zweifenstrige im Hause. Südlich stieß daran das Arbeitszimmer meines Vaters, nördlich das meiner Mutter: hinter jedem derselben

lag nach Westen ein schmaler Raum, der eine das Schlafzimmer der Aeltern, der andre einige Zeit hindurch mein Kämmerlein.

Dieser recht bescheidene Umfang des Hauses ward später durch einen Neubau erweitert, der, da die Familie während desselben wohnen blieb, für die vernünftigen Glieder desselben arg beschwerlich gewesen sein muß, für mich aber und meine Speergenossen eine Fundgrube unzähliger Freuden und Ungezogenheiten ward. Mit Maurern und Zimmerleuten, Glasern und Malern verkehren, während deren Abwesenheit ihre Werkzeuge mißbrauchen, in den halbfertigen Zimmern umher rasen, durch die Fenster — ohne Glas und Rahmen — springen, — es war ungleich ergetzlicher als Xenophon präpariren.

Der Neubau war trefflich ersonnen: er bestand wesentlich im Anbau von je zwei sehr großen nach Westen (in den Garten hinaus) vorspringenden Räumen in beiden Stockwerken: unten ward südlich dadurch eine geräumige helle Küche, nördlich eine

bessere Mägdestube gewonnen; oben, südlich über der Küche, ein zweites großes Zimmer für meinen Vater, nördlich ein prachtvolles Schlaf- und Arbeitszimmer für mich, in welchem ich viel geträumt, viel gedichtet, auch rechtschaffen gearbeitet, vom Knaben mich zum Jüngling entwickelt und in zarten Jahren so bitter und schwer tief in der Seele gelitten habe, daß die dunkeln Schatten aus jener Zeit in krankhaften Nachwirkungen mein Leben widernatürlich verdüstert, mein ganzes Wesen ungesund, mich vor der Zeit alt gemacht haben: erst im Jahre 1873 bin ich wieder jung und kerngesund in der Seele geworden.

Ganz besonders verschönt wurde nun aber das Haus und seine Bewohnung angenehm gemacht durch zwei breite „Glasgänge", die nach Außen durch Glasfenster schließbaren Gänge, welche in beiden Stockwerken, von Süd nach Nord laufend, die zwei neu gewonnenen Räume mit einander verbanden: unten gelangte man durch eine Glasthüre aus dem Hof in diesen neuen Glasgang, dann durch die

Hofthür in das Haus; oben ward statt des Fensters ebenfalls eine Glasthür aus dem Gang auf den Treppenabsatz gebrochen.

Die Rückwand beider Gänge — die Außenwand des Hauses, — desgleichen der von Ost nach West laufende Hausgang ward von den Meisterhänden befreundeter Künstler gar schön geschmückt in pompejanischer Weise auf rothem Grund mit allerlei Bildwerk. Blumen und Blattpflanzen füllten den Hintergrund der beiden Glasgänge und ich ließ es mir nicht entgehen, gar manches liebe Vögelein — vorab ein Rothkehlchen, aber auch manchen Gast aus der Blaumeisen und der Tannmeisen lustigem Völklein den Winter über in dem oberen Gang zu beherbergen: wurden nun die Fenster um Mittag geöffnet, flogen sie spatzieren: aber noch bevor die Sonne hinter den hohen Kastanien im Hintergrunde des Gartens zu Rüste ging, flogen sie ganz pünktlich wieder ein, das warme Nachtquartier in den hohen Rhododendron- und Magnolien-Büschen suchend.

Im Lenz, im Frühsommer und im Herbst speisten wir wohl zu Mittag in dem oberen Gang, einem echten „Söller“ (solarium): denn die Sonne schien gar freundlich hinein, sobald sie sich gen Südwesten wandte.

Aber wir sind noch nicht fertig mit dem alten lieben Haus. Den Speicher (den „Kasten“, wie man an der Isar sagt) und den Taubenschlag daran dürfen wir nicht vergessen!

Von dem Treppenabsatz stieg man auf vielen Stufen in den durch zahlreiche Dachfenster erhellten Raum empor, der, in mehrere — leider verschließbare! — Verschläge getheilt, aus drei Gründen starke Anziehung auf uns Buben übte. Einmal lag oben die Obstkammer. Das wird genügen. Wenigstens für jeden noch „activen“ Buben und jeden, der einmal diesem würdigen Stand angehört hat. Zwar durften wir — außerordentliche Freigebigkeit, aber auch tiefe erziehliche Weisheit lag darin! — ohne Einschränkung Alles verspeisen, was an Obst der Garten trug: aber

der Reichthum dieses Ertrags war gar manchen Herbst so groß, daß nicht einmal wir — etwa zehn Stück — Buben auch nur entfernt damit fertig werden konnten!

Korbweise wurden dann die köstlichen Leder-Aepfel, Reinetten, Wein-Aepfel, Wachs-Aepfel, auch Bergamotte-Birnen hinauf getragen, sorglich auf reinlichem Stroh, neben einander, mit Wahrung gebürlichen Abstandes niedergelegt; die Spalier-Trauben — soviel Stare, Spatzen und wir davon übrig gelassen — an Schnüren luftig aufgehängt. Dann ward das englische Vorlegeschloß an der Thür des Verschlags versperrt und der Schlüssel war — unerreichbar!

Warum? Wenig ist doch unerreichbar für einen nach Obst verlangenden Buben! Weil er — wie der zur Speisekammer — offen in den Schlüsselkorb der Mutter gelegt ward, den sie vertrauensvoll immer unbewacht stehen ließ. Aus diesem Korb aber, der so unsrer Buben-Ehre anvertraut war, sich eines

Schlüssels bemächtigen — solch Neidingswerk hätte keiner von uns begangen.

Dagegen erklärte ich den Aeltern freimüthig, daß es nicht möglich sei, auszukommen mit dem nach der Heimkehr von der Schule vor und nach Mittag von Amtswegen gnädigst durch die Toni (Köchin und wichtiges Wesen: s. unten!) gespendeten Einen Apfel — auch wenn er aus zwei kleinen bestand — oder der mißgünstig ausgesuchten schon halb teigigen oder durch Rindenrisse unschmackhaften Birne. Ja, so lange noch irgend ein übersehener Apfel, eine für den Gärtner Jakob auch mit Leiter und Stange nicht erreichbare Spätbirne im Garten aufzutreiben war, — so lang ging es noch an. Wie oft bin ich noch im Novembernebel auf den alten Birnbaum neben der Kegelbahn geklettert, der, ganz gewaltig hoch, an den obersten dünnsten Zweigen ein par Früchte zu wiegen pflegte: denk' ich jetzt daran, ergreift mich Schwindel!

Aber einmal kam denn doch der Tag, da

wirklich gar nichts mehr im Garten zu holen war und nun trat — nach meiner Auffassung — Nothstand ein: „der alte Urstand der Natur kehrt wieder“ — heißt's im Tell. Mit Humor ward höheren Orts meine Erklärung aufgenommen, daß ich nun den „Kasten“ als Garten betrachten würde: „hole Dir doch, was Du willst, Lixchen!“ hieß es im Vertrauen auf die Güte des Vorlegeschlosses und die Unantastbarkeit (den erhöhten Frieden, sagt das germanische Recht) des Schlüsselkorbes. Allein Gott hatte in seiner „Milde“ jenen Verschlag nicht mit Brettern, sondern mit Latten — in löblichen Zwischenräumen — umfriedet sein lassen. Zwar die Hand ging nicht leicht durch: wohl — leer — hinein, aber nicht mit einem anständigen, erbeutungswürdigen Apfel wieder heraus. Auch hatten Jakob und Toni, die Argen, sonst unaufhörlich unter einander zankend, aber wider uns arme Buben stets zusammenhaltend, nach einigen Erfahrungen mit elender, weil gar so nahe liegender List, die Obstreihen erst soweit jenseit des Lattengitters

gelegt, daß auch der längste Knabenarm sie nicht erlangen mochte.

Aber zum Glück gab es Bohnenstangen: sehr, sehr lange!

So, schwer gereizt durch jene Tücke, verfertigte ich mir gar kunstvoll eine „Obst-Angel", wie ich das sinnreiche Werkzeug nennen möchte, nur daß der Hamen durch einen langen, in die gespaltne Spitze der Stange gesteckten und — nach Art der Horn- und Stein-Waffen in den Pfahlbauten der Steinzeit — hier mit Bastumwindung befestigtem Bretternagel ersetzt wurde.

Nun war keine noch so fern gelegte Bergamotte mehr unerreichbar: mit einiger Uebung gelang es, auch die Trauben von deren Hängeschnüren zu heben. Jetzt ward das Staunen Toni's groß und laut. „I mecht' nur rausbringe," schalt sie in ihrem Schwäbisch, „wie's die Herrgotts-Bube anfange, Aepfel und Bire raus z' hole, die viel dicker sind, als die gröschte Lucke zwische die Latte." —

Thörin, welcher der Gott der Buben die Sinne bewölkte, daß sie nicht gedachte der trefflichen Taschenmesser, mit welchen die Frucht, war sie hart an die Latten gezogen, zerschnitten ward: „Divide et surripe!“

Das sinnreiche Werkzeug dieser trockenen Fischerei mußte freilich sorgfältig versteckt werden. Am Ende jedoch zeigte ich selbst den staunenden Aeltern — gegen vorgängige Zusicherung von Straflosigkeit für das Vergangene und Versprechen der Ungestörtheit für die Zukunft — die Angel und den gesammten Betrieb des Fangs, worauf ich zwar nicht gerade gelobt, aber doch nur wenig gezaust wurde.

Zweitens aber barg der „Kasten“ — unverschlossen, — hinter den Brettern, welche ihn von den Dachsparren schieden, in fast völlig dunklem Raum allerlei höchst merkwürdiges Geräth und Gerümpel, das hier viele Jahrzehnte, vielleicht seit Erbauung des Hauses, liegen mochte, niedergelegt lange vor dem Einzug meiner Aeltern: zum Theil waren diese Räthsel wohl von Zwackisch, anderes aber viel älter.

War ich nun mit einem angenehmen Gefühle des Grauens in die engen, niedrigen, düstern Verschläge unter dem Dache geschlüpft, so tastete ich mit den Händen, bis ich wieder ein Stück solch alten Trödels faßte; dann ward es heraus ans Licht geschleppt und nun mit Staunen betrachtet: da kamen denn allerlei Gestalten aus Holz, Thon, Glas, Porcellan zum Vorschein: einige mit Röhren im Innern, altmodische Wasser-Künste für den Springbrunnen im Garten, anderes groteske Zeug, halb lebensgroße (wenig bekleidete!) Götter und Göttinnen oder doch Nymphen von bunt bemaltem Thon, offenbar altväterlicher Schmuck der Gartenwege, trotz ihres süßlichen Lächelns ausgezeichnet geeignet, Scheiben für meine Armbrust oder Zimmerpistole zu werden; aber auch sonstige Dinge, die ich mir damals gar nicht erklären konnte, erst später nach einiger Kenntniß von Illuminaten- und Freimaurer-Wesen als Wahrzeichen und Werkzeuge solcher Gesellschaften errieth.

Endlich aber drittens enthielt der „Kasten“ den gen Westen in's Freie vorspringenden Taubenschlag!

Das will viel sagen. Wir hatten manche Pare von Herrn von Zwack übernommen, dann aber gar schöne Arten hinzuerworben, zumal die stolzen weißen Pfauentauben und die trefflichen Flieger, die Grauschöpfe. Der ganze Schwarm war gewohnt, bei'm Aufzug des Schlages, warf ich eine in die Luft, pfeilgerade gerade gen Westen so hoch in die Höhe zu steigen, daß man sie nur noch als weiße Striche im Sonnenglast glänzen sah — und auf einen Pfiff (den sie meines jetzigen Erachtens gar nicht hören konnten) und zog dabei ich das einstweilen geschlossne Fallgitter wieder auf, kamen sie mit unglaublicher Schnelligkeit zurück, aus Anhänglichkeit weniger an mich als an die Wicken, welche sie nur bei diesem Anlaß als leckeren Lohn empfingen.

Aber nicht nur Freuden brachte die Taubenzucht.

In einer Nacht des späten Herbstes erwachte ich im ersten Stock in dem schmalen Kämmerlein, das

ich damals vor dem Neubau bewohnte, von einem unheimlichen, mir ganz unerklärlichen Geräusch oben auf dem „Kasten“: ohne Zweifel in dem Taubenschlag gerade über mir. Ich eilte mit Licht hinauf und erschrak: etwa zwanzig Tauben lagen todt im Blut, mit durchgebissenen Hälsen auf dem Boden, die lebenden waren regungslos, wie gelähmt vor Schreck oder Abgehetztheit: die Einflugthüre erwies sich fest verschlossen, der Mörder war spurlos verschwunden. Noch ein par Mal wiederholte sich in den nächsten Wochen der an Grendels Besuch in Heorod gemahnende blutige Nachtspuk: vergeblich bemühten wir uns, die armen Tauben zu schützen; endlich weckte mich in einer hellen Mondnacht wüthendes Gebell unsres wackeren Neufundländers Nero, der offenbar in einen Kampf verwickelt schien: ich eilte in den Hof, fand das treue Thier stark blutend aus Kopf und Hals, aber todtgebissen lag vor ihm ein stattlicher Steinmarder, der, wie die Blutspuren an der Dachrinne darthaten, von dem Hund ergriffen worden war, wie er an dieser

glatten Blechröhre, nur von den wenigen Querbanden unterstützt, hinauf huschen wollte zu der Stätte seiner Bluttthaten; wir entdeckten nun auch dicht neben der Dachrinne in der Seitenwand des Taubenschlags eine winzige Oeffnung, durch welche der geschmeidige Räuber den glatten Leib gezwängt: er konnte nur der getödteten Tauben Blut saugen, das letzte Opfer, das der Gesättigte sonst mit fort zu schleppen pflegt, mußte er liegen lassen.

Weiße Tauben meiner Knabenzeit! Euer mußte ich denken mitten in der Schlacht von Sedan, als große Flüge solcher verschüchterter Thiere hoch, hoch in der blauen Luft vor dem Blitzen und Krachen zuerst von Ost nach West flüchteten, dann aber, da ihnen plötzlich auch von dort Donner und Feuer entgegenschlug, erschrocken mitten im Flug inne hielten, schwenkten, und rathlos, hilflos gen Süden davon flatterten.

V.

Mit dem Hause nun endlich fertig schreiten wir aus dem unteren Glasgang durch die Hofthür in den Hof: derselbe, so breit (von Süd nach Nord) wie die ganze Breite des Hauses und der auf beiden Seiten anstoßenden Nebengebäude und (von Ost nach West) etwa dreißig Schritte lang, war im Westen von dem Garten durch einen etwa schulterhohen Gatterzaun mit wohl verschließbarer Thüre geschieden.

Den schönsten Schmuck des mit Kies bestreuten Hofes bildeten in seiner Mitte zwei prachtvolle Nußbäume — der eine, ungleich älter, war kaum von zwei Männern zu umspannen — beide von erstaunlicher Fruchtbarkeit.

Wie herrlich dufteten die Nußblätter in der reibenden Hand! Und welch vortrefflichen Schnaps verstand aus den ganz klein abgefallenen, welches Einmachobst aus den halbreifen Nüssen meine Großmutter zu bereiten. Und im Herbst die Nußlese! Mit den langen Stangen einen ganzen (ziemlich harten) Hagel auf die Köpfe der Spiel- und Spießgesellen herabschlagen! Und wie viele Eichhörnchen, rothe und braune — einen schweren Zehnt erhoben sie mir von meinen Früchten! — habe ich in dem Geäst gefangen, Herbst und Winter zu Gast behalten und im Frühjahr freigegeben.

Auf der Südseite des Hofes stand der Pumpbrunnen, in dessen Schwängel-Gehäus einmal das Hausrothschwänzchen brütete; auf meine Fürbitte ward das Nest geschont und das Wasser aus dem Brunnen auf der andern Seite bezogen, bis die Brut ausgeflogen war. Hier ragte auch auf erhöhtem Grunde ein luftig Zelt, unter dem wir häufig Mittag speisten, mitten unter Kastanien. Tauben und Hühner speisten

wacker mit. Hinter dem Zelt gen Süden und entsprechend im Norden nickten dichte, grüne Büsche, Flieder, Hollunder, Jasmin, Hartriegel, Roth- und Weißdorn, eine schöne Anlage: sie erstreckte sich bis gegen die Planken hin, die uns von den Nachbarhöfen trennten. Da sie nun aber mit etwa fünf Fuß hohen Gatterzäunen umhegt waren, deren starke Latten wagerecht, nicht senkrecht liefen, so bildeten die beiden Umzäunungen für unsere Kampfspiele zwei Burgen, wie sie günstiger zum Vertheidigen und Erstürmen (und deshalb schädlicher für die dahinter stehenden Büsche!) gar nicht geträumt werden konnten. Wie oft hab ich diese Wehrburgen erklettert und gestürmt: — oder auch, unter nachdrücklichen Hieben der Vertheidiger abgeschlagen, rasch abspringend unerstürmt gelassen!

Südlich schloß sich an die Anlage das Waschhaus und die Wohnung des Gärtners, nördlich entsprechend der Hühnerstall und der Pferdestall. Dieser ward nur ein par Jahre seiner Bestimmung gemäß

benutzt durch den trefflichen Schimmel, der mich öfter abgeworfen hat als — unter so guten Gesellen — eigentlich schön von ihm war: dann mußte mein Vater aus Mangel an Zeit und Ueberfluß an Theaterarbeit das Reiten aufgeben. An den Stall stieß gen Westen die Holzlege, zugleich das Gehege meines lieben Jugendspiels, meines Rehes „Hanni".

Ja, ja, lieber Leser: auch dies, es ist nicht „Dichtung", es ist „Wahrheit aus meinem Leben", daß ich meine ersten fünfzehn Jahre — also viel länger als Junker Schmerzenreich, das Söhnlein der Pfalzgräfin Genovefa — mit einem solchen Thierlein aufgewachsen bin, von dem Eichendorf singt:

„Rehlein sind gar tapfre Cameraden."

Im Jahre 1835 auf einem Lustwandelgang in der Hirschau fanden meine Aeltern und meine Großmutter das eben geworfene, von der zufällig verscheuchten Mutter verlassene Kitzlein; in einem Taschentuch brachten sie es dem Förster (beim Aumeister) und

fragten, was damit geschehen solle? Der Graubart — er ward später ein freundlicher Gönner von mir und gar manche seltene Raupe oder Puppe hat er mir für meine Schmetterlingssammlung geschenkt! — meinte, das Thierlein sei rettungslos verloren: nach vielfacher Erfahrung sei — unter solchen Umständen — keines am Leben zu erhalten und aufzubringen. Meine Großmutter — (von wunderbar glücklicher Hand in der Aufzucht der jungen Hühnlein, ich lebte lange des festen Glaubens, sie selber brüte sie aus) — erbat sich gleichwohl die Erlaubniß, einen Versuch machen zu dürfen, und das aufgegebene junge Geschöpf ward ihr ohne Weiteres überlassen. Sie trug es mit in das (vor kurzem bezogene) Haus und siehe da, ihrer unermüdenden Sorgfalt und Pflege gelang es, „Hanni" glücklich aufzubringen: oft wurde mir erzählt, wie sie Nachts aufgestanden sei und in derselben Schüssel für mich und für das Rehlein die Milch gewärmt habe. So wuchsen wir denn zusammen auf und wurden die zärtlichsten Freunde,

was gelegentlich Stöße — hier wenigstens von der einen Seite ganz buchstäblich zu nehmen — bekanntlich nicht ausschließt. Gar oft und oft hat das muthwillige Thier — denn obgleich Ricke und ungehörnt liebte es die Kampfspiele — mich, so lang ich noch nicht auf sehr festen Beinen stand, im Hof plötzlich von hinten anspringend über den Haufen gerannt und dann den Liegenden weidlich mit der knochigen Stirn-Wulst gestoßen. Später aber änderte sich das Verhältniß der Kräfte und ein par Jahre — bis ich zu schwer ward — mußte mich Hanni trabend durch den Hof tragen, was sie sichtlich ganz gern that: wußte sie doch, beim Absteigen bot ich ihr die Lieblingswürze: Salz. Mein „tapfrer Camerad" begriff übrigens sein Haus- und Hofrecht sehr klar und wahrte es kräftig gegen Eindringlinge: große fremde Hunde ließen wir nie in den Hof, kleinere jedoch griff Hanni sofort an, sobald sie sich zeigten, und zwar mit solchem Erfolg, daß sie nach einigem Gekläff winselnd mit eingezogenem Schweif zu ihrem

Herrn flüchteten. Gar drollig aber war der Kampf zwischen Hanni und Herrn von Zwack, wenn dieser oder seine Damen sich an das für das Reh gestreute Futter von Brod oder Hafer wagten: flogen und liefen auch die Hennen bei der ersten Kopfsenkung Hanni's schreiend davon, — Herr von Zwack suchte sie zu vertheidigen oder zu rächen, emporhüpfend und mit gesträubten Federn Schnabel und Sporn gebrauchend; einmal flog er ihr gar auf den Rücken und entsetzt sprang Hanni ihn abschüttelnd davon. Das liebe Thier ward so zahm, daß es uns überall hin folgte, sogar im Hause die Treppe hinauf und, speisten wir im Freien, immer neben mir tafelte. Wehe aber den jungen Rosen, gelangte es durch die aus Versehen offen gebliebene Gatterthür in den Garten. Mit Vorliebe, mit wählerischem Zahn äste es die jungen Triebe der edelsten Stockrosen, und man kann es dem alten Jakob nicht verdenken, wenn er die Näscherin mit ungethümen Flüchen wieder in den Hof jagte. Aber schlimmer noch war es, gelangte die Neugierige

durch die Hofthür in den Gang und durch die Hausthür in den Platz vor dem Hause, wo ihr der englische Garten offen vor Augen lag. Es schoß mir heiß ins Herz, erscholl der Ruf: „Die Hanni ist draußen!"

Es geschah doch wohl ein halb Dutzend Mal. Meist gelang es, sie noch in dem Vorgarten zu überlaufen und sie durch langsames Drängen mehrerer Personen von Ost nach West in die Hausthüre zurück zu manöveriren, wobei freilich die in dem Gange mit Salz in der offnen Hand lockende Toni wohl das Wirksamste leistete. Aber einmal gelangte das Reh bis in den Hof des Zengerhauses und ward dabei so wild, daß wir es greifen und selb viert in unser Haus zurück tragen mußten: dabei riß ein einziger Ruck eines der sehnigen Hinterläufe die Hose des Gärtners von der Tasche, in welche er gelangt war, bis zum Knöchel entzwei.

Ein ander Mal vollends gerieth das Thier, durch ein bellend Hündlein im Vorgarten vor dem Hause

verhetzt, in hohem Sprung über die Hecke hin wegsetzend, auf die große Waldwiese des englischen Gartens, jenseit der Straße; hier ebenfalls von Hunden und von unnützen Menschen gejagt, warf es sich in den Isararm, durchschwamm ihn und lief auf der Wiese jenseits auf dem rechten Ufer weiter. Nun gaben die Andern das Thier verloren: aber ich nicht und nicht der alte Jakob, der die Rosen-Nagerin doch auch liebte. Wir mußten weithin nach Süden laufen, die Brücke über den Bach (bei'm Wasserfall) zu erreichen, und Hanni konnte inzwischen schon sein, wer weiß wie weit!

Als wir aber auf dem Ost-Ufer die Stelle erreicht hatten, — da stand Hanni ganz ruhig mitten auf der Wiese und weidete die würzigen Kräuter ab. Und es gelang nun das fast Unglaubliche, das kluge und anhängliche Thier durch bloßes leises Drängen zu bewegen, wieder durch den Canal zurück zu schwimmen und nun in raschem Trab auf die offne Hausthür und die dort lockenden und rufenden

Hausgenossen zu zu laufen. Ohne je einen Tag zu kränkeln, blieb das Thier in dem Hof bis zu dem Verkauf des Hauses (1850), wobei dem Käufer die Verpflichtung auferlegt ward, ihm das Gnadenbrot bis an sein Ende zu gewähren; das liebe Geschöpf starb erst einige Jahre darauf.

VI.

Wie mit dem Hause, sind wir nun auch mit dem Hof und seinen Bewohnern zu Ende: wir wandeln daher durch die Gatterthüre in den Garten.

Wehmuthsvolle Rührung und freudiger Dank zugleich füllen mir die Seele, gedenke ich des schönen, stillen, von Poesie durchschwebten Raumes — mir eines heiligen — in welchem ich Poesie nicht „gemacht“, nicht „geschrieben“ — ach! wie wenig, wie unlebendig, wie in einer stets erkannten Unvollkommenheit unbefriedigend ist das! — nein, Poesie gelebt habe, in welchem ich, ohne es zu wissen und zu wollen, gelernt habe, dichterisch zwar noch nicht — oder doch nur in den letzten Jahren — zu denken, wohl aber zu träumen, vor mich hin zu sinnen, zumal aber mit der ganzen noch unabgestumpften

Sinnen-Schärfe und Sinnen-Frische des Knaben mich in das Leben der Natur zu versenken zu jeder Zeit des Jahres, zu jeder Stunde des frühesten Morgens, des Tages, des Abenddämmers und der Nacht. Kein Laut, keine Regung, keine kleinste Erscheinung in dem weiten Raum entging meinem Ohr, meinem Auge: nicht das leise kaum merkliche Lüftchen, welches zu frühest die Wipfel der Silber-Pappel leicht erbeben machte, bevor die Sonne aus dem gelbgrauen Streifen des Ostens tauchte, nicht der Ruf des wilden Schwans, der in den Nächten strengen Winters hoch in den Lüften von Norden her gen Süden strich, nicht der kleinste Käfer, der den Halm kaum wanken machte, an dem er emporkletterte, während ich im dichten Sommergras des Brachmonds unter dem alten Birnbaum lag, stundenlang, auf alles achtend, was sich ringsum regte. Lange bevor ich — aus Schuberts Naturgeschichte — die lateinischen Namen lernte, kannte ich Alles, was da kreuchte und fleuchte im weiten Bereiche unseres Gartens, vom Raubvogel bis

zum Zaunkönig, vom Oleanderschwärmer bis zum kleinsten Zünsler, von Marder und Wiesel bis zu Assel und Tausendfuß, und alle Kräutlein, die darin wuchsen und auch der Thiere Lebensweise, der Pflanzen Wachsen und Vergehen war mir so vertraut geworden, daß ich hierüber aus den Büchern des Neuen nicht eben viel erfuhr.

Noch jetzt sehe und höre ich im Wandern über's Feld gar viel mehr von solchem Kleinleben von Thier und Kraut als gar mancher, der neben mir schreitet.

Der für die Seele und die Einbildungskraft wichtigste Gewinn erwuchs mir aber von diesem unablässigen Zusammenleben mit der Natur doch dadurch, daß ich von Kind auf — also wahrlich weder aus „Affectation“ noch mit Selbstbespieglung — regen und geweckten Sinn erhielt (— oder ausbildete —) für „Stimmung“, d. h. für das Bezeichnende jeder Jahres- oder Tageszeit und jeder Art von Wind und Wetter. All' das ist nicht nur dem Dichter später vielfach zu

Statten gekommen, — es erquickte und erlabte den Menschen, wohin auch er den Wanderstab setzte.

Die Möglichkeit, so auf „Stimmung“ merksam zu werden, lag nun aber darin, daß ich die meisten Stunden, Tage, Wochen in dem großen Garten „ganz einsam und alleine“ zubrachte.

Zwar fehlte es nicht an Spielgesellen, — wir werden die Spiele und die Gesellen kennen lernen! — allein diese kamen doch höchstens einmal in der Woche: — Sonntags oder an den Nachmittagen von Mittwoch und Samstag (unmöglich kann ich in jenen Garten nahe der raschen Isar einen norddeutschen „Sonn-Abend“ verlegen!). Geschwister aber, welche jene Einsamkeit hätten beleben — oder stören — mögen, fehlten mir gar lange: mein Bruder Ludwig ward erst geboren (1843), als ich bereits neun, meine Schwester Constanze (1846), als ich zwölf Jahre zählte: sie kamen also als Spielgenossen nicht in Betracht.

Der Garten maß in der Länge von dem Gatterzaun des Hofes im Osten bis zu der hohen

Bretter-Planke, welche ihn im Westen von der „oberen Garten-“ (jetzt Kaulbach-) Straße schied, nicht weniger als 105 Meter, in der Breite aber von der Südplanke bis zur Nordplanke 35 1/2 Meter*).

Er war der Länge nach durchschnitten von drei breiten Wegen, aus denen die beiden links und rechts noch erheblichen Raum bis zu den Seitenplanken frei ließen. Diese drei Wege waren von zierlichen „Rabatten“ eingefaßt, mit vielen im Laufe der Monate wechselnden Blumen, aber auch besetzt mit einer kaum zu bewältigenden Menge von Stachel- und Johannisbeer-Sträuchern, manchfaltigster Art: weiß, roth, gelb, und die Johannisbeeren auch schwarz: die

---

*) Das haben mir, mit gütiger Erlaubniß des dermaligen Eigenthümers, für diese Beschreibung festgestellt, zwei liebe „böse Buben“ (oder „junge Herren“?) von fünfzehn Jahren: mein hochverehrter Neffe, der k. bairische Gymnasiast Theodor von Bomhard, und dessen würdiger Freund, Robert Defregger, des theuren Meisters ältester Sohn. Indem ich den lieben Schelmen hier — „vor Europa“ — meinen Dank ausspreche, bemerke ich, daß ich die beiden jungen Helden in Pippin und Rülfchen in „Fredigundis“ verherrlicht und — für ein par Jahre — „verewigt“ habe.

Himbeeren, welche der Leser, der noch eine Buben- oder ingävonisch (nach Müllenhoff richtiger: ingvaeonisch) „Jungen“-Empfindung in der Brust trägt, hier vermißt, fehlten nicht: sie standen auf der Südseite links vom Weg in einem waldähnlichen Dickicht beisammen, in welchem niedergekauert man sich zur Noth vor einem Rufer zur Schul-Arbeit verbergen konnte. Ach die armen Stadtkinder, welche Johannisbeeren auf dem Markt von schmutzigen Weibern kaufen (oder gar nicht einmal selbst kaufen durften: von der Köchin [!] wurden sie nach Hause getragen, dann als Nachtisch — etwa gar mit Zucker bestreut! — in Glasschüsseln aufgetragen und von der Mutter jedem davon zugemessen, „soviel gut für ihn“: — was weiß „so ne Mutter“, die im entsprechenden Alter nur Mädchen war, wie viel ein Bub an Obst verträgt, ja braucht!), dann in Papier-„stramitzeln“ mitnehmen — auf der Straße darf ja das Stadtkind nicht essen! — zu Hause der Mutter zeigen und wohl noch gar mit den lieben Geschwistern theilen mußten! Wir aber — denn mit den

Spießgesellen schmeckte es viel besser! — wir stürmten, von der Schule her im Hause angelangt, den Ranzen im Hausgang herabschleudernd, in den Garten! Mit einem Sprung über die Rabatten! Dann jeder je unter einen Strauch, den Rücken auf den Rasen gelegt! Und nun die vollen Trauben mit den Stielen gepflückt und durch den Mund gezogen — so lange, bis es wirklich nicht mehr ging: — nicht weil der Magen, — der konnte noch lange! — sondern weil der Gaumen versagte, der durch die Säure schier wund geworden. Wie lange Zeit hierzu erforderlich war? Dem Glücklichen unter dem Johannisbeerstrauch schlug keine Stunde. Kurz dauerte es nicht. Und oft half es, dazwischen das geschwind im Durchlaufen durch das Haus eroberte Stück Butterbrod zu essen: dann war der Gaumen wieder dienstwillig.

Der mittlere und die beiden Seitenwege umschlossen nun, was mein und meiner Genossen Haupttummelplatz in dem Garten war, was ihn uns zum Spiel- (d. h. Schlacht-) Feld erst tauglich machte:

große, weite Wiesenflächen, auf denen es sich prächtig rennen, ringen und fechten ließ. Die Obstbäume, in unregelmäßiger Vertheilung über die Rasenstücke verstreut, störten dabei durchaus nicht: im Gegentheil, sie gewährten erwünschte Deckung und machten das Schlachtfeld manchfaltiger. Weiter gen Westen zu, wie an den beiden Seitenplanken hin, vertraten die Stelle der Wiesen Gemüsefelder, die zwar in der „geschlossenen Zeit" Schonung verlangten, aber im Spätherbst, zumal die Maisbete — die hoch ins Kraut geschoßnen Spargelfelder schon früher — auch ganz guten Gefechtsboden abgaben.

Im Hintergrund mündeten alle drei Längswege auf einen großen, freien, mit Kies bestreuten Platz, auf welchem die Volksversammlungen, die Heeresmusterungen, auch die Verhandlungen der Gesandten abgehalten wurden.

Rechts — nördlich — davon ragte und wogte dichtes Gebüsch, für den Hinterhalt wie gewachsen: daß es zum guten Theil ebenfalls aus Himbeeren

bestand, war zwar für die Hemdärmel und Hosen der hier Lauernden ungünstig, aber für Labung der oft lang in der Hitze harrenden Krieger recht ersprießlich.

Links gegenüber erhob sich der „Berg", ein in der That ganz ansehnlicher Hügel, steil ansteigend, mit nur Einem gangbaren, aber auch durch zwei Schildträger zu sperrenden Weg, während von allen anderen Seiten dichtes Gestrüpp, zum Theil aus sehr starkdornigen Busch-Rosen, dann aus Weiß- und Rothdorn zusammengewachsen und auf meine Bitte in einer gewissen lieblichen Verwilderung belassen, die Stellung sturmfrei machte: bei einiger Wachsamkeit der Vertheidiger konnte hier kein Feind emporklimmen und sich durchdrängen, auch wenn er ein noch so dünner „Oberclaßler" (der Lateinschule, ingvaeonisch = Tertianer) war. Die Krone des Berges trug die stolzeste, schönste und festeste der drei Burgen im Garten — die beiden anderen werden wir gleich kennen lernen! — eben die „Berg-Burg":

d. h. ein aus Brettern, nicht bloß aus Gatterwerk, gezimmertes, mit Schloß und Riegel verschließbares Sommerhaus, von etwa drei Schritt in der Breite und fünf in der Tiefe; bei gesperrter Thür wäre nur durch die beiden Seitenfenster einzudringen gewesen: allein diese waren so hoch vom Boden angebracht, daß die Angreifer nur durch (kleine) Sturmleitern sie hätten erreichen mögen, welche allerdings Sultan Saladin einmal überraschend gegen mich mit in's Feld führte und anlegte: aber herein kam er doch nicht! Vielmehr ward von Richard Löwenherz und Ivanhoe die Leiter sammt dem daraufstehenden Sultan und einem zweiten Saracenen umgestürzt, so daß die Heiden elend in die Weißdornhecke taumelten! Es gefiel uns wenig, daß das Innere der Bergburg allmälig mit Gipsgöttinnen, mit Gartenlampen, mit Tassen und Gläsern geschmückt und gefüllt wurde: zwar besorgten wir keine Verweichlichung des Heeres; aber es ward den Vertheidigern nun doch recht schwer, mit den langen

Speeren darin zu handtieren und bei der Abwehr der Stürmer blos diesen, nicht auch Flora und Pomona auf die Köpfe zu schlagen.

Ganz dicht an der Westplanke hin zog sich eine Reihe gar schöner, stattlicher Bäume: Pappeln, Ahorn und Kastanien, in „guten“ Maikäferjahren umschwirrt von Hunderten der braunen Surrer, jeden Herbst aber eine herrliche Hochwart, um versteckt im dichtesten Zweigwerk, den unten in der Gartenstraße harmlos vorüber Gehenden ungesehen Kastanien auf den Kopf fallen zu lassen: beileibe nicht zu werfen, das wäre gar bald aufgekommen; nur so sacht und sanft, wie ja die gereifte Frucht aus der zersprungenen Schale dem Wanderer häufig auf den Hut fällt; allerdings die Häufigkeit dieser Zufälle machte die Nachbarn zuletzt stutzen.

Außer dem Sommerhaus auf dem Berg enthielt nun der Garten in seiner nördlichen Vorderseite gleich am Hof-Gatter noch das stattliche, langgestreckte Glashaus, im Sommer leer, sonst aber bis

oben an die Decke auf den hohen Gestellen mit Blumenstöcken gefüllt. Nur ein schmaler, ziegel-gepflasterter Gang, der im Westen in eine enge Rundung auslief, blieb frei zwischen den Glas-fenstern und dem Blumengestell. Als Burg war das „Glas"haus nun freilich nicht zu verwenden: aber mir war es doch ein gar theurer Fleck! Häufig ward, zumal im Spätwinter, Frühling und Herbst, das Mittagsmahl darin eingenommen — die Rundung bot gerade Raum für einen Tisch und einige Stühle — mitten unter den Duft ausathmenden Blumen! Allein am schönsten war es doch, weilte ich einsam in dem Hause, zu den höheren Stockwerken auf der Staffelei hinansteigend, jeden einzelnen der vielen hundert Blumenstöcke genau musternd, sie von Staub, Spinnen, Schaben, Asseln säubernd. Aber mehr noch als die Blumen waren von Kind auf meine Lieb-linge die Vögel: „Jungherr Felix von der Vogel-weide" nannte mich schon früh der Rector der Lateinschule Beilhack. Nun nisteten auf der gen

Süden blickenden, vor Wind geschützten, von uns lärmenden Buben am seltensten verstörten Vorderwand des Hauses von jeher und ohne Anlockung gar viele herzliebe Vögel des Gartens: zumal Rothschwänzchen, das Rothkehlchen und selbst die Zaunkönige. Leicht gelang es, indem ich im Winter regelmäßig im Innern des Hauses auf die Erde der großen Topfgewächse Futter streute, die überwinternden, nämlich Amsel, Rothkehlchen, Zaunkönig, Ammer, allmälig zu gewöhnen, Mittags, wann bei hellem Sonnenscheine die Fenster halbhandbreit geöffnet wurden, einzufliegen, zu schmausen und dann zuerst vom Schließen der Fenster überrascht, sehr bald aber auch freiwillig hier zu nächtigen, in dem warmen, vor Wind, Wiesel, Marder und Katze sicheren Zufluchtsort, wo es auch an den Blumenstöcken immer noch eine reiche Nachlese von Kerbthier-Eiern oder Puppen abzu„klauben" gab. Welche Freude machte die stets zunehmende Vertrautheit der Vögel! Die Rothkehlchen holten sich zuletzt unverzagt die

Brodkrumen von unsrem Mittagstisch unter den überragenden Rhododendren, Thuien und Oleander-Büschen.

Hier mag nun sie ausführlicher eingeschaltet werden, jene Liebhaberei, welche mich von der Knaben-zeit bis zu dieser Stunde begleitet hat: eben die Vor-liebe für die Vogelwelt. Die leicht beschwingten, so lebhaft erregten Thierlein, die aus Liebeswerben, aber auch aus bloßer Lust am Dasein, aus Lebensfreude holde Weisen singen — die wahren Optimisten unter der Thierwelt! — haben von jeher mein Herz ge-wonnen.

Der große Aelterngarten, auf beiden Seiten von andern Gärten, vorn von dem waldgleichen Park umgeben, war von zahlreichen Vögeln aller deutschen Arten, von Stand-, Strich- und Zugvögeln belebt; ihr Treiben zu beobachten hatte ich also viele, viele Jahre lang stets Gelegenheit: lange bevor ich ihre lateinischen Namen wußte, war ich ein ganz gut unter-richtetes kleines Ornithologelein. Auf dem großen freien

Platz vor dem „Berg“ war mein Vogelherd angebracht: die Gebüsche des Berges verbargen mich zur Genüge; manche schöne Stunde im Spätherbst verbrachte ich hier, wann die Zugvögel von Norden nach Süden wanderten, die Strichvögel von Garten zu Garten stöberten, den Strick des Schlagnetzes in der Hand, klopfenden Herzens harrend, ob zu den Zeisigen, Buch-Finken, Distelfinken, Grünfinken, Hänflingen, die bereits innerhalb des Bereiches des Schlaggarns die hingestreuten Körner pickten, auch wohl ein par von den heißbegehrten, aber sehr klugen Dompfaffen herunter fliegen würden, welche hoch von den Ulmenwipfeln mit mißtrauischen Augen herablugten. Welche Freude, wenn nun das Netz zuschlug über einer großen Schar! Rasch und mit schonender Hand waren sie aus den Maschen gelöst und zunächst einzeln oder parweise in halbdunkeln Käfigen geborgen, bis sie nach einigen Tagen in den großen Flugbauer übersiedeln konnten, der im Treibhaus oder im oberen Glasgang des Wohnhauses seinen Platz hatte. Den

Winter über wurden sie hier verpflegt, und sobald sich im Frühjahr, etwa im April, ihre Genossen im Garten zeigten, in Freiheit gesetzt. Manche blieben gar zahm und vertraut, so daß sie mir Tage und Wochen lang in das Haus nachflogen. Amseln wurden mittelst sehr einfacher Vorrichtung, — eines aufgespreizten Siebes — im Winter Sperlinge und Ammern freilich noch einfacher durch rasches Zuziehen der Thüre des Pferdestalles, Meisen und Kleiber im Schlaghäusel gefangen: — Schlingen, Sprenkel, Dohnen waren streng verpönt und jede Art von Thierquälerei, z. B. auch das Wegfangen im Frühling; alle Nester im Garten kannte ich und schützte sie durch eifriges Wegschießen von Katzen, Wieseln, Eichhörnchen, Elstern und Krähen. Reich hat mir die Schar der kleinen Vögelein solchen Pflegeschutz vergolten: häufiger als in den Nachbargärten nisteten sie bei uns. In dem Balladenkreis Walther von der Vogelweide (Balladen und Lieder, Leipzig 1878, S. 131—169) habe ich gar viel von den eigenen Erfahrungen verwerthet. Die nie

erloschene Liebhaberei kam erst seit 1873 wieder zu eifriger Pflege zu Königsberg: in dieser Festungsstadt ohne Lenz und ohne Landschaft mußte man ein Stück lebendiger Natur im Zimmer haben, und so wuchs denn die Zahl der Käfige von dem schlichten Anfang mit einem Hänflingpärchen allmälig bis zu sieben Käfigen, um später wieder auf drei herab zu sinken. Aber von diesem Vogelidyll im Wintereis von Thule später in anderem Zusammenhang.

Neben dem Treibhaus gen Westen tiefer in den Garten hinein, der Südsonne voll zugewandt, zog sich eine Reihe von Winterkasten für Bergung und Frühzucht von Blumen und von jungem Gemüse; einer derselben hatte so steilschräg abfallende, starke Bretter mit hinten senkrecht so hoch aufsteigendem Rande, daß derselbe eine treffliche nahezu sturmfreie Schanze bildete, von welcher den Anstürmer über die schiefe Ebene hinab rücklings in den weichen, tiefen Schnee zu stürzen ebenso leicht wie vergnüglich war. In der Mitte ward der Garten von Nord nach Süd

durch einen Querweg geschnitten, der also die drei Längswege kreuzte: gerade bei dem Zusammentreffen des mittleren Längswegs und jener Querstraße lag in einer weiten Rundung der stattliche Springbrunnen, gespeist von einem starken in dem Garten selbst entspringenden Quell, der wunderklar, aber sehr kalt war. So gewährte das fast mannshohe Becken, aus welchem des Springquells flüssige Säule stieg, im Sommer ein herrliches Bad; nicht nützlich nur uns Buben: über das Blumen und Blattpflanzen tragende Gittergeländer ward — nach Bedarf — ein spitz zulaufendes Zelt von undurchsichtiger grauer Leinwand aufgeschlagen, unter dessen Schutz Erwachsene auch dann noch baden konnten, als die allmälig wachsende Zahl der in unseren Garten blickenden Fenster von Nachbarhäusern solche Bedachung erforderte. Wir Buben trieben die Abhärtung in dem stets sehr kalten Quellwasser so unsinnig weit, daß wir etwa im November oder im März durch eine vielleicht papierblattdicke Eisrinde hindurch in das

Becken sprangen, allerdings nur um sofort mit äußerster Hurtigkeit, aber doch in der Farbe gesottener Krebse uns wieder heraus zu schwingen. Die — unaussprechlich langweiligen — Goldfische in dem Becken werden wenig Freude an solchem Besuch verspürt haben; die Aeltern durften natürlich nichts davon ahnen.

Allein der Springbrunnen gewährte im Winter auch ein länger dauerndes Vergnügen. Um die flüssige Säule herum erhob sich dann allmälig aus den auf die gefrorne Fläche des Beckens seitwärts auffallenden Tropfen ein hoher, innen hohler, prachtvoller Eisthurm, dessen Kristalle im Sonnenschein einen wunderschönen Anblick gewährten. Jedoch wir Buben begnügten uns nicht gern lang mit der bloßen Betrachtung: gar viele Kämpfe auf dem Eise, Abenteuer von Nordpolfahrern spielten sich auf diesem „weißen Meer" und um den Eisberg her ab.

In der Nähe des Springbrunnens auf der Nordseite lag das sogenannte „Salettel" (Münchener

französisch für »la Salette«), ein zwar recht geräumiges Sommerhaus, in welchem auch manchmal zu Abend gespeist ward, aber als Burg wenig beliebt, weil einmal der Eingang so breit war, daß ihn kaum drei Schildträger erfolgreich decken konnten, und weil zweitens die sehr weit von einander abstehenden Latten der luftigen Wände dem Feind die Vorgänge in der Veste nicht genug verbargen, sogar nicht in den Monaten, da Hedera und Lonitzera, deren Gerank von außen das Gatterwerk umgab, ihre Blätter darüber spreiteten. Von draußen gut gezielte Pfeile, Schleudersteine, Wurfspeere mochten die Vertheidiger unschwer treffen.

Dagegen die nach und neben der Bergburg am höchsten gewerthete Veste war die herrliche „Kegelbahn", welche sich auf der Südseite des Gartens hart vom Hofzaun an der Seitenplanke hinzog, zwischen dieser und ihrer Südwand nur einen buben- (kaum manns-) breiten Gang lassend, in welchem verwilderte Himbeeren, Hollunder, Schirling wuchsen

und der, fast immer in feuchtem Schatten liegend, ein Versteck von Katze, Wiesel und Marder, ein wenig unheimlich und verrufen war. Die Bahn selbst, sehr lang, ein glattes Brett auf gestampfter Erde, war prächtig und es ist nicht ihre Schuld, daß ich nach so langer Uebung auf ihr später in Königsberg in der Professoren-Kegel-Gesellschaft keineswegs eine hervorragende Rolle spielte: doch es liegen fünf und dreißig Jahre zwischen der letzten Kugel in der Königinstraße an der Isar und der ersten in der Tragheimer Kirchenstraße am Pregel.

An die Bahn stieß gen Osten eine gedeckte, sehr stattliche, langgestreckte, gen Norden durch Lattengitter, gen Süden durch eine Bretterwand geschiedene, hochgewölbte Halle, in welcher die Kegelgäste fröhlich zechen und schmausen mochten; jene Bretterwand war von oben bis unten überklebt mit schnurrigen Bildern.

In das hochgewölbte Dach der Kegelbahn führte eine nur auf der Leiter zu erreichende runde

Oeffnung: in diesem fast völlig dunkeln Raum waren Gartenwerkzeuge, Stroh und Aehnliches geborgen: ich vermied es, wie ich früher oft neugierig gethan, hinein zu schlüpfen, seit einmal der alte Jakob blutend aus schlimm zerkratztem Gesicht daraus zurück kam: höchst bösartige, verwilderte Katzen hatten dort eine Räuberhöhle aufgeschlagen: ich erschoß, den treuen Gefolgsmann rächend, Kater und Kätzin und ersäufte die Jungen.

Die Bahn war von dem Garten nur durch eine offne Bogenstellung geschieden: allein die ganze Länge begleitende Blumengestelle in acht Stockwerken, im Sommer von den sonst das Treibhaus füllenden Töpfen besetzt, machten die „Bahn-burg“ hier unantastbar; der sehr weite Eingang in die Halle ward durch völkerrechtlichen Vertrag für immerdar als undurchschreitbar erklärt —: dies war unumgänglich, da die Burg sonst nicht zu halten gewesen wäre, in welche im Osten gegen den Hofzaun hin noch zwei große Bogenfenster führten, und außerdem noch hart

an dem Kegelbrett eine sehr schmale, für den Kegelbuben bestimmte Lucke: ganz dem durch König Teja's Heldentod berühmten Engpaß auf dem Milchberg bei'm Vesuv vergleichbar. Lieber Gott, du weißt es, wie viele Hiebe und Stöße ich in Vertheidigung dieses Bretterloches davon getragen habe!

VII.

Nun ist es aber endlich hoch an der Zeit, dem freundlichen Leser, der sich schon lang über die waffenklirrenden Redensarten in Schilderung eines friedlichen Gartens wundert, zu erklären, wie es kommt, daß dieser Garten ihm unter dem Gesichtspunct eines ausgedehnten Kriegsschauplatzes dargestellt wird.

Das kommt daher, daß alle Zeit, welche ich nicht einsam, welche ich mit Spielgenossen in diesem Garten zubrachte, von meinem siebenten, ich gestehe es ohne Schämen, bis an mein sechzehntes Jahr hin — außer mit Kegelschieben — in Kampf und Kampfspiel jeder Art, später dann in Waffenübung jeder Art zugebracht wurde.

Dieses „Ritterspielen", wie wir es gemeinhin nannten, war die größte Freude meiner Knabenzeit:

— ja vielleicht die größte, reinste, weil am Mindesten mit Widerstreit errungene meines Lebens.

Aber nicht nur deßhalb, noch mehr darum gehe ich ausführlich darauf ein, weil diese Spiele des Knaben die ganze Eigenart des Menschen, zumal die Eigenart, die Richtung und Färbung meiner Einbildungskraft zwar noch in der Knospe, jedoch vollständig und ungemischt mit fremden Einflüssen darstellen. Hier bin ich am Meisten ich selbst: hier und in manchen meiner epischen Dichtungen — in die Lyrik hinein ist auch wohl Fremdes anempfunden worden: gerade deßhalb haben meine Balladen und meine Romane, zum Theil auch meine Dramen, Roderich, Markgraf Rüdiger, Deutsche Treue — die größte Aehnlichkeit mit den damaligen „Ritterspielen".

Daß ich nicht acht Jahre meines Lebens lediglich „gerauft" habe in unserem Garten, auch andres drin getrieben, die Natur mit allen Sinnen in mich aufgesogen, geträumt, gesonnen, gegrübelt, später gedichtet, — das haben wir gesehen oder wird sich noch

zeigen: aber all das that nur der einsame Felix: mit den Freunden focht er oder hielt Reden aus der Seele irgend einer geschichtlichen oder Sagen-Gestalt heraus.

Ich lernte sehr früh lesen, vor dem sechsten Jahre schon: und zwar nicht in einem Abc- oder Schüler-Lesebuch, in Schiller: das ward entscheidend für meine ganze Entwicklung.

Die angeborne Hinneigung zu Schillers Eigenart, — die Blasphemie, mich Schiller anvergleichen zü wollen, wird mir wohl Niemand zutrauen — das hoch Pathetische, das Rhetorische, die Freude an dem Pomp der Sprache, an stolz rauschenden Rhythmen, die Richtung auf die Geschichte, später dann das Philosophische, das Männliche (durchaus nicht Weibliche!) in der Vorstellungs- und Sinnes-Art — all dies ward dadurch früh geweckt und gesteigert, daß das Kind die allerersten dichterischen Eindrücke durch denjenigen Dichter empfing, der, ob auch nur wie die Sonne dem Oellichtlein, unter allen je mir

bekannt gewordnen Dichtern mir am meisten artverwandt ist.

In der schönen zweibändigen großen Folio-Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken — (den II., die Prosaschriften enthaltenden Band entdeckte ich erst viel später) — lernte ich buchstabiren und lesen: der mächtige Band lag auf den Knieen meines lieben Vaters: er studirte daraus Lionel oder Melchthal oder Max: mit Staunen hörte das Kind den prächtig rollenden, klangvoll rauschenden Worten zu: da fragte mich der Vater, ob ich mehr davon wissen, ob ich es selbst kennen lernen wolle? Und bald las ich, mit dem Fingerlein den Zeilen folgend, mit glühenden Wangen den Taucher, die Glocke, den Kampf mit dem Drachen, den Monolog der Jungfrau, die sechzehn Fähnlein, die hohle Gasse von Küßnacht, den Reitertod Max Piccolomini's. Gar wenig verstand ich anfangs von dem Sinn, aber es *klang* so schön! Und mit Hilfe der erklärenden Aeltern lernte ich dann auch bald Einiges verstehen.

Seit ich aber lesen konnte, las ich Alles, was ich zu erreichen irgend vermochte. Doch hielten die Aeltern in weiser Erkenntniß des gewaltigen Uebergewichts der Einbildungskraft über alle andern Geistes-Kräfte und Anlagen des Knaben, abgesehen von einer Auswahl aus Schiller und Uhland, alle dichterischen Bücher sorgfältig von mir fern: – sie, diese Einbildungskraft — die Phantasie — ist oft mein Fluch und schließlich doch mein Segen geworden! —

Sobald ich zu allererst von dem Hauslehrer — (über meine Lern- und Schulgeschichte später im Zusammenhang) — von „Geschichte" überhaupt Wind bekam, so zu sagen, entdeckte, daß es so was gab: Berichte von Thaten früherer Geschlechter von Menschen, die ähnlich und doch wieder anders waren wie wir, da ergriff mich der zweite Geist, der meine Entwicklung beherrschen wollte: der geschichtliche. Viel später selbstverständlich, aber doch sehr früh — ach allzu früh für gesunde, fröhliche Entfaltung

meiner Jugend! — ward ich fähig, ja gezwungen, den dritten meiner Leitgeister zu entdecken: den der Philosophie.

Mein Hauslehrer war bald ausgefragt aus der Geschichte: — mit acht Jahren wußte ich davon so viel als er. Mein Heißhunger nach „Mehr" sollte befriedigt werden durch ein Weihnachtsgeschenk: aber meine Aeltern waren in der Auswahl übel berathen: auf Empfehlung jenes Lehrers schenkten sie mir die ganz einseitig katholische, rein ultramontane Geschichte von Annegarn. Durchrast waren die 7 Bände gar bald. Aber sie gefielen mir nicht: selbstverständlich nicht wegen des „Standpuncts", sondern „weil so wenig darin stand", d. h. nichts für die Anschauung. Durch Zufall erhielt ich gerade nach Beendung des siebenten Bandes von einem Verwandten die Becker'sche Weltgeschichte geschenkt: vierzehn Bände! Schon deßhalb mir nochmal so lieb als Annegarn! Nun las ich Becker: immer wieder! War ich mit der letzten Seite des XIV. Bandes — es ist Seite 422: ich besitze das

selbe Exemplar noch seit 48 Jahren und hole es eben mit Liebe aus der Bücherei, diese Zahlen richtig zu geben: — mit Columbia und Haiti und dem Jahre 1838 (aus diesem Jahre stammt die mir geschenkte VII. Ausgabe) fertig, so fing ich unverdrossen mit Seite 1 des I. Bandes wieder an: und so habe ich die vierzehn Bände durchgelesen — ich kann nicht sagen wie oft. Dabei schenkte ich mir aber später den „Werth und Inhalt der Weltgeschichte!“ und fing gleich mit den träumerischen Indern und ihren Kasten an.

Nun aber blieb es nicht beim Lesen und der durch die Wiederholung unwillkürlich bewirkten Einprägung in das Gedächtniß. Nein: ich sah Alles, was ich gelesen. Zumal alle Kriege, Schlachten, Kämpfe, aber auch die vorhergehenden Reden und Briefe der Gesandten und Könige beschäftigten meine Einbildungskraft so lebhaft, daß ich jede Nacht träumte, — in Traumbildern, in Gestalten und Farben sah — was ich den Tag über gelesen. Und

zwar mit der Abänderung, daß ich selbst stets mithandelnd oder mitleidend dabei war, in der Tracht der Zeit, mit den Waffen des fraglichen Volkes. Ich kämpfte als der helmumflatterte Hektor vor dem skäischen Thore, ich fiel im Engpaß von Thermopylä, ich erschlug, als der letzte der Horatier, meinen (kaum gebornen) Bruder (Ludwig), ich verbrannte die Schiffe der Perser zu Salamis, ich kämpfte als Alexandros bei Arbela und war dann sehr huldreich gegen meine weiblichen Gefangenen, ich war Hannibal oder Scipio, ich war — mit Leidenschaft — Armin, ich erstürmte Rom und ward in Busento bestattet, ich war (ganz besonders gern) König Teja auf dem Vesuv, ich war Widukind (aber vor und ohne Unterwerfung!), ich blies zu Ronceval mein Rolandshorn, ich erstieg mit Gottfried von Bouillon die Mauern von Jerusalem, ich focht als König Richard Löwenherz wider Saladin, ich jagte als Kaiser Friedrich II. die Schlüssel-Soldaten aus meinem italischen Königreiche, ich schoß als englischer Bogenschütze unter die stolze französische

Ritterschaft bei Azincourt meine ellenlangen Pfeile, — aber weiter in die späteren Jahrhunderte zog mich die Neigung nicht: mit Brünne, Schild und Speer, nicht mit der Feuerwaffe spielte die Einbildungskraft und der Traum des Knaben: nur etwa — in gewaltgem Sprung! — Körners Tod, Schills Tod, die Tiroler von 1809 und Waterloo wurden nachgelebt in Gedanken: war es die unbewußte Empfindung, daß vom XV. Jahrhundert an die deutsche Geschichte bis 1813 so gar wenig Herzerquickendes darbietet? Die Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten im XVI. und XVII., aber auch die zwischen Oesterreichern und Preußen im XVIII. Jahrhundert stießen mich ab.

Lange Zeit tobte sich nun diese geschichtliche Begeisterung, diese bilderschauende und gestaltungsbedürftige Einbildungskraft in der Einsamkeit in Einzel-Reden, in Selbstgesprächen aus.

Entzündet von irgend einem so eben gelesenen Kampf ergriff ich meinen kleinen Säbel, rannte in

den Garten und mähte unter homerischen Helden-Scheltworten die Brennnesseln, den Wasserschierling oder die welken Maisstengel oder die ausgewachsenen Spargel nieder.

Allein alsbald genügte das doch dem älter gewordnen nicht mehr. Ich fing an mich der Heldenstreiche gegen Nessel und Schierling zu schämen. Und es drängte mich mit aller Gewalt, was ich gelesen, mehr noch was ich bei dem Lesen mir hinzugedacht, genauer ausgeführt oder was ich — die Wirklichkeit der Geschichte verbessernd! — umgedacht hatte, nun Andern zu erzählen, es Andern bei zu bringen, Andere durch meine Schilderung zu der gleichen Begeisterung fort zu reißen.

Meine Lust, — wahrscheinlich viel weniger: meine Kunst! — zu fabuliren, war so bedeutend, daß ich, etwa vierzehn Jahre alt, viele, viele Wochen hindurch zwei meiner Genossen, die denselben halbstündigen Weg mit mir zur Schule hatten, Indianergeschichten erzählte, angeblich aus einem Buche meines Vaters:

in Wahrheit aber erfand ich sie stehenden oder vielmehr gehenden Fußes auf dem Fleck. Den Anstoß dazu hatte ein einziges Bändchen von Cooper gegeben. Die Beiden konnten gar nicht genug hören aus dem „großen Buch" und wollten es immer geliehen haben, was mich zu so vielen Ausflüchten zwang, daß ich ihnen zuletzt die Wahrheit aufdeckte. Erst wollten sie's nicht glauben: sobald sie es aber glaubten, „schüppelten" sie mich weidlich.

Es blieb nun aber nicht bei dem bloßen Erzählen, leben wollte ich diese Geschichten, diese Kämpfe zumal.

Dazu jedoch gehörten mindestens zwei, ja viel mehr als zwei.

VIII.

Da traf es sich denn glücklich, daß ich unter meinen Schulcameraden — schon im achten Jahre kam ich in die „Lateinschule“ — und den Nachbarssöhnen etwa ein halb Dutzend Buben fand, welche (zwar sämmtlich älter als ich), mir auch sonst schon vor Andern lieb und befreundet, nun dadurch ganz besonders ans Herz wuchsen, daß sie sämmtlich, obgleich in verschiedenem Maß und in manchfaltiger Richtung, an meinem Fabuliren Freude fanden, zumal es keineswegs bei bloßem Reden auf meiner und Zuhören auf ihrer Seite blieb: vielmehr stellten wir Alle, mit vertheilten Rollen, auf dem hiefür herrlich geeigneten Schauplatz meines großen Gartens in Tracht und Waffen, in lebendigen Worten und Werken, d. h. Hieben und Stößen dar, was ich — oder auch

einer der Genossen — an Geschichte oder Sage oder Kunstdichtung eben gelesen hatte, wovon der Leser entzündet worden war und was er nun den Andern zu spielen, d. h. darzuleben vorschlug.

Wehmuth ergreift mich, muß ich nun bei Aufzählung dieser meiner Spiel- und Kampf-Genossen fast jedem ein †, ein requiescat in pace beifügen: ich bin — mit Einem Genossen — allein noch übrig aus der freudigen, waffenfrohen Ritterschar!

Da waren vor Allem die Nachbarssöhne, selbstverständlich am Tiefsten eingeweiht und am Besten geübt, weil ich sie jede freie Stunde in den Garten herbeirufen konnte: der Zenger-Gustel und der Monten-Gustel.

Gustav, der Sohn des Professors Zenger (oben S. 30 f.), ein prächtiger, kraftstrotzender Bub, mit braunschwarzen Augen und einem dicken Wust von gleichfarbigen Haren, deren Vorder-Schüppel ihm unablässig in das Gesicht fiel, weßwegen er sich angewöhnt hatte, ihn aus der Stirn zu entfernen mit

einem seltsamen aufwärts Blasen des Mundes, wie ich es außer bei'm Zenger-Gustel nur noch an Delphinen gesehen habe. Er besaß nicht so viel Einbildungskraft und nicht so viel Fähigkeit und Lust, zu reden, wie mancher Andere von uns — sollte er als Gesandter oder Herold oder Bote über Krieg und Frieden verhandeln, war das Diplomatische immer unglaublich rasch zu Ende, und stieß er auf Ablehnung, fing er — wider alles Völkerrecht! — auch wohl als Gesandter — er allein gegen drei oder vier — im feindlichen Lager zu „raufen" an. Denn der Prachtbub — breit, untersetzt, stämmig — viel stärker als ich und die Meisten von uns — ersetzte, was ihm an Fabulirung gebrach, durch eine wahrhaft bärenhafte Tapferkeit. Als ich die Edda kennen lernte, fand ich meinen breitbrustigen Zenger-Gustel, abgesehen nur vom rothen Har, wie er leibte und lebte, wieder in Asa-Thôrr: und Totila's Bruder Ildibad, der wackre Schlagetodt, ist nachgebildet meinem armen Gustel, welcher, kaum erst Statsanwalt

geworden, in der ersten Zeit seiner glücklichen Ehe zu Augsburg an einer Krankheit starb. Es war eine treue Seele sonder Falsch und Fehl, herb, spröd, kerngesund: oft hat er meine „Ueberspanntheit“ mit köstlichem Spott gegeißelt. Gar manche Narbe trag' ich auf dem Kopf, am Kinn, an Armen, Brust und Beinen, die mir der grimme Gustav mit seiner ungefügen Streitaxt schlug, meine schönsten Fechtkünste geraden Streichs durchhauend: ich trag' sie gern, ihm zum ehrenden Gedächtniß.

Eine sehr verschiedne Natur war der Monten-Gustel, d. h. August, der Sohn des hervorragenden Schlachten-Malers Dietrich Monten und der Frau Adele, einer wunderschönen Blondine. Monten kaufte den westlichen Theil des früher von Orff'schen Gartens — südlich von dem unsrigen — und baute darin an der oberen Gartenstraße das schöne echt künstlerisch ausgestattete Haus, welches nach des Erbauers frühem Tode Kaulbach erwarb und bis an seinen Tod bewohnte. So waren

Montens unsere nächste Nachbarn geworden und wie die Aeltern hielten die beiden einzigen Kinder beste Nachbarschaft und Freundschaft: in der unsere Gärten scheidenden Planke ward ein Thürlein angebracht und unzähligemale holte ich den lieben Gustel zum Spiel in meinen Garten herüber, der noch mehr als einmal so groß und schon deßhalb viel besser zum Spiel geeignet war, weil er uns der Beobachtung der lieben Aeltern leichter entzog. Die Väter mischten sich nämlich doch manchmal in ein allzu hitzig gewordnes Gefecht: nicht ganz mit Unrecht: denn ich muß schon gestehen, unsere sieben Schutzengel müssen alle Hände voll zu thun gehabt haben, zu verhüten, daß in den sieben, acht Jahren dieser wilden Kämpfe keiner ein Auge oder alle Zähne — einzelne fielen allerdings als Opfer! — oder sonst was eingebüßt hat. Denn unsere Waffen waren doch oft geradezu recht gefährlich. Als ich von den Bauernkriegen zur Zeit der Reformation gelesen, verfertigte ich mir mit großer Beflissenheit und Kunst einen lieblichen „Morgenstern“,

d. h. ich schlug durch meine mehr als armsdicke Eichenkeule einige fingerlange Bretternagel und freute mich schon, dem Grafen von Helffenstein d. h. eben dem Monten-Gustel den goldgleißenden Helm damit zu zerhauen, als mich bei der vollendeten Arbeit in der Holzlege leider mein lieber Vater erwischte und unter unsanften Worten den Morgenstern sofort in's Herdfeuer warf! Daß wir am Ende eines solchen Sommer- und Schlacht-Tages Alle aus mancher Wunde bluteten, von Beulen, blauen Flecken und Schrammen nicht zu reden, wird der geneigte Leser leicht glauben. Nie gingen wir in das Haus, ohne uns am Springbrunnen von Schweiß, Blut und „Schlacht"-Schmutz gesäubert zu haben; die Löcher in den Hosen konnten wir freilich nicht flicken!

Der Monten-Gustel nun also war ein hoch aufgeschossnes, schlankes Bürschlein, der Längste von uns: — ihm auf den Helm zu schlagen, erheischte hohes Ausholen! — blauäugig und blond wie seine Mutter und wie diese von gar zarter

Gesichtsfarbe, fast wie ein Mädchen. Er war bildhübsch und wußte das: aber auch wir wußten, daß er es wußte und daß er besonders um Deckung seines feinen Gesichts besorgt war im Gefecht: ging es mir schlecht im Kampf mit dem viel Größeren und Stärkeren, so bedrohte ich eifrig — sein Helm trug kein Visir, wie der meine — sein Antlitz; er hatte eine so zu sagen „nervöse" Tapferkeit; ward er zornig, so hätte er seinen Gegner ohne Weiteres todt geschlagen. Der stattliche junge Mann, später ein Hauptkämpfer des Corps der „Franken", starb als Verwaltungsbeamter zu München in der Blüthe der Jahre an einem Herzfehler.

Monten stand mir in der Fabulirung am Nächsten: angeborne Anlage und rege Einbildungskraft wurden durch die künstlerischen Eindrücke in seinem Aelternhause entwickelt und gepflegt: er las Viel und welche Sammlung von Waffen und von Kupfer-Werken mit Trachten, mit Waffen und Geräthen aller Völker besaß sein Vater! war er doch

Schlachtenmaler. Monten war neben oder nach mir der „Dichter“ oder doch der „Regisseur“ der meisten unserer Spiele.

Meinem Herzen aber noch theurer war Julius Greiß, der Sohn eines Büchsenmachers in der Au, also jenseit der Isar; er wohnte fast 3/4 Stunden weit von mir: wir kamen doch gar viel zusammen. Erheblich älter als ich, war er körperlich wenig entwickelt, schwach oder doch zart: aus dem mageren Gesicht blickten zwei seelenvolle, sanfte Augen — er hatte ein weiches, sinniges, fast weibliches Gemüth. Er liebte mich schwärmerisch; unsere Verbindung war die zärtlichste, während meinem echt bubenhaften Verkehr mit den Andern jede Weichheit fehlte. Als ich später recht arg, ja krankhaft sentimental wurde, machte er diese Wendung so eifrig mit, daß ich darüber stutzig ward und ihn zu heilen suchte, während doch ich ihn angesteckt hatte. Er war gar schmiegsam und ging auf alle meine Einfälle eifrig ein; ja, als ich Vierzehnjähriger mir meine erste

„Liebe“ einbildete (s. unten), ging meines Julius Anschließung so weit, daß er pflichtschuldigst deßgleichen dieser Einbildung sich hingab, doch in dem Verhältniß Skirnirs zu Freyr. Unsere schwärmerische Freundschaft ward nie dadurch gestört, daß wir sechs Jahre lang in der Classe wie auf Leben und Tod um den ersten Platz in der Geschichte rangen (s. unten). Höchst werthvoll war für uns die Werkstatt des Vaters Greiß, auch bevor wir, was erst spät und nicht umfassend in diesen Spielen geschah, aus dem Mittelalter in die Zeit der Feuerwaffen übergingen: der gutmüthige Meister hat uns an Amboß und Schraubstock gar manche zu Schaden gekommene Schutz- und Trutzwaffe zurecht geflickt! — Kaum hatte Julius mit rühmlichster Auszeichnung die Abgangsprüfung von dem Gymnasium bestanden, als er vom Gehirn-Typhus ergriffen nach neun Tagen starb. (1850.) Mein Schmerz war gränzenlos: es war — so früh! — der erste Verlust, den mir der Tod brachte. Ich glaube, kein männliches Wesen hat mich je so

schwärmerisch, so weich empfindend geliebt, wie dieser sanfte Julius, ein musterhafter Sohn, ein musterhafter Schüler und welch ein Freund!

Weiter ist unter den jungen Helden zu nennen Clemens Piloty, der jüngste Bruder des berühmten Malers Karl von Piloty, ebenfalls eine weiche, zartbesaitete Natur, voll Empfänglichkeit für alles Schöne, für Musik hervorragend begabt, aber auch für die Dichtung: freilich waren Hölderlin, Lenau, Eichendorff seine Lieblinge: das Gemüthstiefe, das Zarte, auch wohl das Wehmüthige zog ihn am Meisten an: an unseren grimmen Hieben hatte er wenig Freude — war er doch schwächlich von Kindheit auf; doch ersetzte er, ein eifriger Turner, durch Gelenkigkeit, was etwa ihm an Kraft gebrach, und stand so im Kampf auch wacker seinen Mann (oder doch seinen Buben); wir kamen uns später besonders nah, da wir als blutjunge Studentlein selbander 1852 die Hochschule Berlin bezogen (s. unten); im vorigen December (1889)

starb er als „frei resignirter“ Notar zu Erding an Lungenentzündung im Gefolge von Influenza, gerade zu derselben Zeit, da ich mich, von derselben Krankheit auf das Aeußerste gefährdet, um Haresbreite noch rettete.

Erst ziemlich spät trat in unsern Kreis — kurz vor dessen Auflösung durch den Uebertritt an die Hochschule — Franz Schneider, ein „famoser Cumpan“, dessen Stärke allerdings nicht im Griechischen und Lateinischen lag, sondern in einer „kreuzfidelen“, zum Uebermuth stark hinneigenden Laune: er machte von uns allen den schlechtesten Fortgang und die besten Witze, die ausgelassensten Streiche! Gar manchen Mittwoch oder Samstag Nachmittag und den ganzen Sonntag entbehrten sein die Genossen in der tosenden Feldschlacht, weil ihn schnöder Hausarrest oder gar Carcer fern hielt. In der Classe oft auf der letzten Bank, war er im Gefecht stets der Vordersten Einer. Hochaufgeschossen, mager, ganz Muskel und Sehne, von etwas gelbbrauner Gesichtsfarbe und

ausgesprochenem kurz-krausem Neger-Wollhar, mit blitzenden, tief dunkelbraunen Augen und blendend weißen Zähnen, war er wie geschaffen dazu, als Emir der Saracenen unter dichtem, weißem Turban (— denn gar kunstvoll verstand er die Küchenhandtücher der alten Toni, des weiblichen Majordomus meines Aelternhauses, in Falten zu legen —) und im lang nachflatternden weißen Burnus (— dem Bademantel meines Vaters! —), gerade mich zu bekämpfen, der ich recht oft Richard Löwenherz (mit Julius als Blondel!) war. Wahrlich, nicht gerade häufig durften sich die Kreuzfahrer des Sieges rühmen, brach der lange Heide aus dem Wald der Palmen (= Stangenbohnen, beziehungsweise Bohnenstangen) mit markerschütterndem Allahrufen wider uns hervor! Der Emir studirte später Medicin, dadurch kam er uns Juristen mehr aus den Augen: er ist für uns früh verschollen, er soll als Militairarzt in englischem Dienst vor Sebastopol gefallen sein.

So ist denn von den Kämpfern jener Tage

außer mir nur noch Einer am Leben: mein lieber Freund Heinrich Engert, seit geraumer Zeit königlicher Gerichtsarzt zu Dachau. Auch er trat nicht gar früh zu uns und nicht oft schwang er Schwert und Speer. War er doch, das gerade Gegentheil des übermüthigen Franz, unvergleichlich und nach jeder Richtung der vorzüglichste Schüler von uns Allen: unter recht ungünstigen häuslichen Verhältnissen heranwachsend, war er stets nicht blos in allen Classen und zwar in jedem Fache, der Erste, ja nahezu in jeder einzelnen „Scription", während Julius Greiß regelmäßig der Zweite war und meine sehr bescheidne „Aristeia" sich auf Geschichte, Deutsch und Religion beschränkte. Heinrich kam mit widernatürlich wenig Schlaf aus: zu ganz unglaublich frühen Stunden stand er — auch im Winter — auf und, an Begabung unseren Besten gleich, überholte er auch diese durch einen übermenschlichen Fleiß, den ich immer beneidet und nie erreicht habe: daran hinderte mich das leidige Bedürfniß langen Schlafes.

Groß und stark war Heinrich ein Thurm in der Schlacht, dem Telamonier Ajas vergleichbar. Mehr auf scharfen, hellen Verstand als auf Einbildungskraft angelegt, machte er unsere Narreteien mehr aus Gutmüthigkeit denn aus Spieleifer mit, verschmähte jedes „Costume“, nannte seine Bohnenstange niemals „Speer“, brauchte sie aber mit solchem Nachdruck, daß das Gefecht für meine Neigung immer zu bald endete, war „der starke Heinrich“ betheiligt. Wir haben treu zusammen gehalten, bald ein halb Jahrhundert: — wie ich mich überhaupt des seltnen Glückes freuen darf, daß alle meine Jugendfreunde (und was vielleicht noch seltner sein mag: den seit meinem 18. Jahre auftauchenden Jugendfreundinnen) mir bis an ihren Tod oder bis auf den heutigen Tag in nie getrübter Herzensneigung innig nahe verbunden geblieben sind. Wenn Heinrich und ich nun in diesen letzten Jahren an Octobernachmittagen selbander in dem wunderbar poetischen, „stimmungsvollen“ Schloßgarten der hochragenden Burg in seinem Städtlein

dahin wandeln, — denn ich unterlaß' es nicht, ihn in den Herbst-Ferien von München aus aufzusuchen — die Sonne mit unbeschreiblichen, nur von Zwengauer wiedergegebenen Farben in zaubergleichem Duft feierlich sinken sehen über dem Dachauer Mos: — dann denken wir der Jugendtage und wie die Sonne damals hinter den hohen Bäumen meines Aelterngartens nieder ging und gedenken der fünf Genossen, die uns im Tod vorangeschritten sind. Wehmüthig ist solch Wandeln und Gedenken: aber nicht im Hader mit dem Menschenlos, versöhnt mit dem Nothwendigen wandeln wir, getröstet durch „Odhins Trost", d. h. durch die Entsagung.

IX.

Das „Ritterspielen“ von uns sechs — aber wenn ich auch nur Einen Gegner hatte, konnte es losgehen! — bestand nun darin, daß wir, was wir gemeinsam in der Classe an Geschichte (selten genug an Sage) kennen gelernt, oder was Einer von uns an solchen Stoffen zu Hause gelesen und was für uns brauchbar schien, darstellten, richtiger gesagt, in Worten und Werken darlebten: — nach einer kurzen Angabe des Stoffes und des Ganges der Handlung für die nicht schon damit Vertrauten: dramatisches Reden, Verhandlungen und als deren unvermeidliches Ergebniß: Kämpfe! — Dabei kam aber freilich zuweilen das höchst Drollige vor, daß der Ausgang der Schlacht im Garten ganz anders gerieth, als er nach Beckers Weltgeschichte sich hätte gestalten sollen.

Die Leidenschaften der Kämpfer verschuldeten das: zumal der Zenger-Gustel, der ungefüge Held, war oft durch alle Berufung auf die geschichtliche Ueberlieferung nicht dahin zu bringen, eine Schlacht zu verlieren und den Rücken zu wenden, war er durch ein par derber sitzende Hiebe in seinen Asen-Zorn gebracht wie Asa-Thörr. So geschah es, daß in meinem Garten die Schlacht bei Hittin vom 4. Juli 1187 (wir hatten sie am 4. Juli 1847), welche die Kreuzfahrer und Templer hätten verlieren sollen, glänzend von diesen gewonnen wurde, da sich Gustel, der sich als König Guido von Jerusalem hätte von Saladin (— dem Monten-Gustel —) gefangen nehmen lassen sollen, beharrlich dessen weigerte, wie toll um sich hieb, Saladin das Krummschwert zerschlug und umgekehrt den Sultan gefangen nahm, so daß mir, als Guido's Bruder und Großmeister der Templer, nichts übrig blieb als den mir gegenüber stehenden Sohn Saladins, Almelik-Alafdal, — nämlich Julius Greiß — in die Flucht zu schlagen, ihn, da er auf

derselben in dem Kohlrabifeld stolperte und fiel, ebenfalls gefangen zu nehmen und in die Burg von Jerusalem — die Kegelbahn — zu führen! Nun kann man sich das Erstaunen von Saladins Schwester, Anna von Schlichtegroll, vorstellen, welche vor der Schlacht von dem bösen Templer Rainald von Châtillon (Clemens Piloty) auf einem Zug durch den Palmenwald von Bohnen geraubt und nicht ohne Verlust einiger Hare in die Kegelbahn war geschleppt worden, als sie nun, statt durch ihren heldenhaften Bruder und Neffen befreit zu werden — wie wir ihr (nach Becker V. S. 77) versprochen hatten — jetzt beide ebenfalls gefangen eingebracht sehen und den Siegescafe anstatt in Freiheit auf der Bergburg für jene, für uns, mit dauernden Ketten belastet, kochen mußte. Aber auch mich kann ich von einer Verbesserung der Weltgeschichte nicht freisprechen: die Schlacht bei Idistaviso, welche ich als Armin gegen Germanicus hätte verlieren sollen, gewann ich glänzend, da dieser Römerheld — Franz Schneider — durch

einen Speerstoß von mir rücklings über das hohe Mistbeet hinabgestoßen und gefangen ward; auch der Adler der Legion ward damals dem Centurio Greiß entrissen und in meine Halle an der Weser (das „Salettel“ am Springbrunnen) gebracht.

Bevor das Spiel begann, wurden nämlich die oben erwähnten Burgen durch das Los vertheilt, manchmal alle drei, falls neutrale Mächte in Frage kamen.

Nach solchen Erfahrungen mit Umstülpung der Weltgeschichte vermieden wir dann später Schlachten mit feststehendem Ausgang völlig; es hieß nun blos: Achäer und Troer, Hellenen und Perser, Römer und Germanen, Gothen und Byzantiner, Kreuzfahrer und Saracenen — Waffenruhe, Verhandlung, Kampf. Das ward bald vorherrschend und damit zugleich die so wünschenswerthe Wildheit der Gefechte.

Das ewig Weibliche konnte nicht ganz entbehrt werden: Helena, des Darrios Harem, Tarpeja, Thusnelda, Weleda, Eleonore von England, Saladins Schwester, die Jungfrau von Orléans waren doch

unentbehrliche Gestalten. Allein nicht gar oft schwebte dieser Reiz um unsre Fahnen!

Einerseits hatten wir — gröblich zu sagen! — kein lebhaftes Bedürfniß darnach: es war ganz das Alter, da sich vom Mädchen stolz der Knabe reißt. Andrerseits drängten sich aber auch die „verfügbaren“ Schwestern durchaus nicht nach der Ehre, geraubt — und, was dabei ganz unerläßlich, an Har und Schleier geschleift zu werden, — hin und wieder ein Puff oder ein verflogener Pfeil war auch nicht ganz zu vermeiden! — um dann den Siegern die Butterbrode schmieren oder, ging es hoch her, die Chocolade kochen zu dürfen: mit Flickung rechtwinkliger Risse in den Hosen (— der Jacke und der Weste entledigten sich die Helden, bevor sie in die Brünne schlüpften —) oder des rechten Hemdärmels (den linken deckte der Schild), deren Anblick dem Mutterauge schonend erspart bleiben sollte, hatten die armen Mädels, zumal Mathilde Zenger, ohnehin so viel zu thun, daß sie an der ganzen „Ritterei“ wenig Freude verspürten.

Eine rühmliche Ausnahme bildete die wackere, kreuzbrave, kernfrische Anna von Schlichtegroll, stark und wild wie ein Bub, unbekümmert um Unversehrtheit von Rock, Zopf und Wangen. Sie hatte Lust an unserem Treiben, besaß lebhafte Einbildungskraft, sprang über die breitesten Bete, daß die Röcklein nur so flogen, und drasch als Jungfrau von Orléans auf ihren Lionel, — nämlich mich — der sich vorschriftsmäßig von ihr hatte das Schwert aus der Hand schlagen lassen, statt ihm dann zur Flucht zu winken, mit ihrem heiligen Schwert so grausam — auf den Liegenden! — los, daß mir der grimme Talbot, der vor Zorn darüber wieder lebendig ward — natürlich war es der Zenger-Gustel —, schleunig zu Hilfe sprang und die Prophetin mit dem Schildbuckel kopfüber in die Spargel warf. Die gute, herzenstreue, prächtige Anna! Sie starb unvermählt schon vor vielen Jahren. Ave, anima candida!

X.

Nun würde aber das Spiel uns fast alle stark mit Einbildungskraft begabte Buben doch wohl schwerlich acht Jahre befriedigt haben — bei aller Rauf- und Kampflust, die sich ja auch einfacher, ohne so viel Umstände, hätte austoben mögen, hätten wir lediglich mit langen Bohnenstangen auf einander losstechen, mit kürzeren Stöcken auf einander losschlagen müssen. Allein der Kunstsinn und die künstlerische Freude meiner Aeltern und der des Monten-Gustels an unserem Treiben sorgte in gütiger Freigebigkeit dafür, daß auch die Einbildungskraft, die Lust am Bunten, am Malerischen, reiche Nahrung fand: wir erhielten an vielen Weihnachtsabenden Schutz- und Trutzwaffen geschenkt, bei deren Gedächtniß mir heute noch das

Herz im Leibe lacht und die zu schildern mir eine wahre Freude schafft.

Daß die Waffen streng geschichtlich und dabei zugleich mit echt künstlerischem Sinn für das Malerische angefertigt waren, — das wußten wir damals selbstverständlich nicht: aber die Wirkung der letzteren Sorgfalt verspürten wir unbewußt an unserer Spielfreude: der Trachtenzeichner (so kann wohl „Costumier“ verdeutscht werden) der Hofbühne und der schlachtenkundige Vater Monten sorgten dafür, alles Stilwidrige oder Unschöne fern zu halten.

So setzte sich denn unser Waffenbestand — allmälig — folgendermaßen zusammen: ich erhielt Helm, Brust- und Rückenbrünne und runden Schild von sehr starkem Stahl. Helm und Schild zeigten in der Mitte die ringshin Strahlen werfende Sonne — den „Sonnenritter“ nannten mich drum die Feinde. — Wie viele Stöße und Hiebe hat mir der treue Schild, die sichere Brünne abgewehrt! Aber auch der Helm war so trefflich gearbeitet, daß er mir nie zerspalten

ward, wie ich so mancher Sturmhaube der Feinde that: das Visir freilich ward oft herunter geschmettert und die weißen Federn, die so stolz aus dem Helmkamm ragten, wurden so regelmäßig mit dem ersten Streich herabgemäht, daß ich sie nur noch im Frieden aufsteckte. Uebrigens ob auch der wackere Helm nie sprang, nach einem tüchtigen Schlag auf sein Dach erdröhnte Helm — und Schädel! — so gewaltig, daß ich die lieben Engelein im Himmel singen zu hören glaubte. Die zu der Rüstung gehörigen Arm- und Beinschienen gleichen Stoffes und gleicher Arbeit legte ich bald für immer ab: unaufhörlich lösten sich die Riemen, mit denen sie angeschnürt waren, mitten im Gefecht und die schweren Platten hemmten die Leichtigkeit der Bewegung. An Trutzwaffen erhielt ich ein ganz herrliches Schwert aus allerbestem Stahl, doppeltgeschliffen, zu Hieb und zu Stoß, vorn dreieckig zugespitzt: nie versagte die geliebte Waffe, „Durendal" (Rolands Schwert) in meiner Faust: unzählige Bohnenstangenspeere hab ich krachend damit

zerschlagen: mit dem Blut einer Armwunde zuerst hatte ich auf die Klinge geschrieben den Schwertsegen: „Für Gott, Kaiser und Reich“. Nachdem die erste Schrift bald verlöscht war und frisches Wunden-Blut — glücklicherweise! — nicht stets zur Verfügung stand, mußte das mit schnöder Dinte nachgemalt werden. Die Scheide aus stärkstem steifem Leder war durch Metallbeschlag gefestigt und es fehlte auch nicht das starke Ortbant an ihrer Spitze. Der breite lederne Wehrgurt trug die Scheide an einer Stahlkette und bot auf der rechten Seite eine eingenähte kurze Scheide für den Dolch, der einen fingergerechten Hirschhorngriff von zwölf Centimeter und eine starke Klinge von zwanzig Centimeter Länge zeigte. Oft und oft habe ich den Zenger-Gustel damit in die Gurgel gestochen, wann er nun endlich, auf den Rücken gestürzt, im Grase lag, ich auf seiner Brust kniete und er sich noch immer nicht ergeben wollte.

Ferner hatte ich zwei prächtige Turnierlanzen aus polirtem Holz mit streng richtiger Doppel-Tartsche

zum Schutz der Hand erhalten: da sie aber gleich im ersten Gefecht entzwei gehauen wurden, konnten nur die Vordertheile noch — als Wurfspeere — verwendet werden; so griff denn auch ich wieder wie die Genossen zu der Bohnenstange als dem natürlichen Speer des Knaben: — der alte Jakob schalt, wenn an einem Schlachttage ganze Bündel davon verstochen wurden! Aber mein guter Vater lachte und ließ neue kaufen.

Ferner erhielt ich wiederholt Langbogen — wie sie im Abendland fast allein vorkamen, bis die Kreuzfahrer die Armbrust, den Kreuzbogen, aus dem Morgenlande mit brachten — länger als ich selbst, und armslange, dünne Rohrpfeile, die unglaublich weit flogen: später dann eine prachtvolle Armbrust, deren Sehne nur mit Hebel und Winde zu spannen war, und einen zierlichen Lederköcher aus Birnbaumholz gefüllt mit handlangen dicken Bolzpfeilen: selbstverständlich waren beide Arten von Geschossen für das Gefecht vorn abgestumpft: — aber doch war der

Schmerz recht empfindlich, traf eines derselben einen ungepanzerten Körpertheil. Gegen die bösen, obzwar so zierlichen, Nesträuber meiner geliebten Singvögel, die Eichhörnchen, sowie gegen Elstern, Krähen, Ratten und Mäuse führte ich aber die Armbrustbolzen mit starken scharfen Eisenspitzen, und gar manch Stück all' dieser Schädlinge hab' ich damit erlegt.

Jetzt kommt nämlich die Stelle, wo ich ein wenig „zege-prahlen" muß (wie meine lieben Freunde an der Yssel sagen): ich werde später, wann es ernst wird, in diesen Blättern durch Eitelkeit — hoffentlich — nicht allzu unangenehm anstoßen; allein auf diese Knabenkünste bin ich eitel und es ist mir eine unterdrückbare Lust, damit zu prahlen.

Ich ward nämlich durch angeborne Anlage, brennenden Eifer und die vortrefflichen Lehrer, die mir meine Aeltern dafür hielten oder die sich zufällig im Kreis ihrer Freunde fanden, Meister in allen diesen unnützen brodlosen Künsten: schießen und Fechten jeder Art. Ja, wenn ich für Nützes so

viel Begabung und Fleiß gehabt hätte, wie für das im XIX. Jahrhundert ziemlich überflüssige Zeug, — ich würde es recht beträchtlich weiter gebracht haben im Leben. Kurz, ich lernte erst mit dem Bogen und der selbst gefertigten Schleuder (zweier Arten: der Stockschleuder und der Sackschleuder), mit dem Wurfspeer (Geer), später dann mit der Pistole und der gezogenen Kleinbüchse (Zimmerstutzen, heute Tesching) so vorzüglich schießen d. h. treffen, daß es eine Freude war, — wenigstens m e i n e stolze Freude. Die „Schwalb' im Flug“ hab' ich zwar nie geschossen: erstens würd' ich sie gewiß nicht getroffen haben und zweitens hätt' ich eher auf einen unangenehmen Menschen als auf Frau Ostara's heiligen Vogel geschossen. Aber das Eichhorn im Sprung, den Apfel vom höchsten Ast holte ich sicher herab und traf den „fließenden“ Fisch in der Isar mit Pfeil oder mit dem — Einen! — Schrot-Kügelein. Ja — ich muß noch weiter prahlen! — noch vor wenigen Jahren in Königsberg setzte ich meine liebe Frau dadurch in unliebsames

Erstaunen, daß ich mit der Zimmerpistole auf fünf Schritt Entfernung eines (schwedischen!) Zündhölzchens, das an ihr schönstes Sofakissen gesteckt war, fast niemals fehlte. So war's auch mit den andern „ritterlichen Künsten": zwar meine Reiterei soll befremdlich aussehen — etwa wie der todte Cid Campeador, so steif, sagt meine liebe Frau, soll ich dasitzen — seit aber zu Berlin schon 1852 ein böser Racker von einem Durchgänger mit mir die ganze Friedrichstraße nördlich der Linden und außerhalb des Thores noch ein unglaublich langes Stück gen Tegel zu mit mir gerannt war, so daß mir Hören und Sehen verging, ich aber gleichwohl nicht herunter fiel, seitdem kann ich reiten: häßlich, aber fest.

Treffliche Fechtmeister, auch wohl Schauspieler und Maler, lehrten mich dann auch fechten schon als Knaben: das Ritterschwert, den heutigen Krummsäbel, den Schläger und den Stoßdegen führen. Das Schlagen zog mich wenig an: aber mit dem Stoßdegen habe ich mir als Student beim Fechtlehrer

Gruber gar manchen Preis erfochten und überhaupt nur zwei Sterbliche kennen gelernt, die mir hierin gleich oder „über“ waren: gleich mein lieber Freund Demetrius Sturdza in Bukarest — der es aber daneben auch zum königlich rumänischen Stats-minister gebracht hat! — „über“ ein junger Spanier Rodriguez de Castro von Cuba. Schwimmen konnte ich wenigstens leidlich, bis ich einmal im Walchensee nahezu ertrunken wäre: aus dem Kahn mitten im See in's Wasser springend, verfing ich mich derart mit den Zehen in dem dichten Ge-schling von Binsen, daß ich nicht mehr los kam: nur mit den Händen, nicht mit dem Mund erreichte ich noch die Oberfläche. Ich gab mich verloren und ward bewußtlos: der Fischer von Urfeld, der in der Nähe seine Netze hob, glaubte, ein großer Fisch treibe da sein Wesen, fuhr rasch hinzu und hob mich in seinen Kahn: seitdem hab' ich in tiefem Wasser die Sicherheit verloren.

Dieses unablässige Ueben in allen denkbaren

Waffen der Gegenwart und der Vergangenheit — denn auch Bayonettfechten (ein Feldwebel unterwies mich vollständig im damaligen baierischen Exerciren) wie Speerstoßen lernte ich, das römische Kurzschwert und den spanischen Dolch, den Streitkolben wie die Wurfaxt brauchen — brachte mir aber große Vortheile ein. Einmal übte und stählte es meinen nicht gerade übermäßig starken Leib zu einer Geschmeidigkeit und Zähigkeit, die bis heute nicht einmal durch die so widernatürliche Lebensweise eines deutschen Stubensitzers zerstört werden konnten: hab' ich doch noch in Königsberg viele Halbjahre meine Studenten und Amtsgenossen Stoßfechten gelehrt: (gedenkt ihr noch dessen: du, flinkhändiger Alfons Kissner und du, o rundlicher Gustav Hirschfeld, der lockend weiche Ziele bot? Und du, o Konchen Friedländer, seither Seeheld und Weltumsegler geworden?)

Dann aber hat diese gründliche Selbsterfahrung mich in meinen Dichtungen davor bewahrt, meine Helden ihre Waffen so unmöglich führen zu lassen,

wie manche meiner Mit-Dichter, deren Kampf-Darstellungen ich zuweilen nur mit starkem Schütteln des Kopfes oder Grimmen der Eingeweide lesen kann. Dies und das spätere eifrige, ja leidenschaftliche Forschen in der Waffen- und Kriegsgeschichte aller nur erreichbaren Völker hat es wohl bewirkt, daß meine Feldzugspläne und Schlachtschilderungen im Ganzen nicht übel gerathen: und ich erachte es als höchstes Lob, daß mir Freund Verdy Du Vernois, zur Zeit preußischer Kriegsminister, über den „Kampf um Rom“ neben vielen andern schönen Dingen auf mein ausdrückliches Fragen über die Kriege und Schlachten darin, ganz lebhaft betheuerte: „ja! Erstaunlich! Es ist keine einzige Dummheit darin“ (Königsberg, Börsengarten, abends 8½ Uhr, Sommersonnwend 1883).

Ich erwähnte oben des baierischen Feldwebels, der uns turnen und exerciren lehrte; später als wir Gymnasiasten im März 48 mit abgepreßter Zustimmung des Rectors ein Freicorps bildeten, erfolgte

ein zweiter höherer Cursus bei ihm. Dieser knorrige, knurrige Knasterbart hat mir durch eines seiner Befehlsworte einen bis heute nachwirkenden Eindruck hinterlassen. Bei der Handhabung des damaligen Zündhütchen-Gewehres gab es nach dem Befehl: „Feuer!", wenn nicht weiter geschossen werden sollte, das Befehlswort: „Hahn in die Ruh!" Dieses „Commando" krähte der Alte heiser hervor, wie wenn er selbst ein alter Gockel wäre. Es lag etwas unaussprechlich Abwiegelndes, zur Hitze-Dämpfung Mahnendes in dem Ruf. Wenn ich nun im späteren Leben mich gedrungen sah, all' zu hitzig werdenden Genossen — oder auch mir selbst! — die Mahnung zur Mäßigung angedeihen zu lassen, dann krähte und krähe ich den Andern oder mir selbst jene Zauberformel zu. Sie hat noch nie versagt. Wie oft hab ich an dem grünen Tisch des Senatszimmers im Generalconcil im lieben alten Königsberg den Heißspornen unter unsern Freunden zukrähen müssen: „Hahn in die Ruh!" — Es ist ein nützes Wort!

Auch — immer noch — zu eigenem Haus-Gebrauch!

Aber zurück zu den Ritterspielen. Zu meiner Ausrüstung zählte noch ein Hifthorn, das jedoch so grauenhafte Töne hervorbrachte, daß es nur die Germanen Armins verwenden konnten.

Endlich aber ein prachtvolles echt mittelalterliches Banner, viereckig: steifste Pappe, mit dunkelrother Seide überzogen, auf welche Herr Monten mit eigner Hand mein Wappenbild: die Sonne, und einige andere Gebilde streng heraldisch in mehreren abgetheilten kleinen Feldern gemalt hatte. So herrlich nun das Kleinod war, so viel Mühe und Sorge verursachte es doch der Partei, der es durch das Los zugefallen war: vor Regen und Schnee mußte es sorglich gehütet werden. Und der Unselige, der es trug, war übel daran! Es war sehr schwer, der Schaft konnte daher trotz seiner Eisenspitze als Waffe nicht verwendet werden — abgesehen von den Hieben, welche dann das Viereck würden zerfetzt haben. So nahm

es die linke Hand lastend in Anspruch, kaum der Schild war daneben zu brauchen und es stürzten doch alle Feinde sofort auf den „Bandalarius“, sowie sie seiner ansichtig wurden, ihm den „Gonfanon“ zu entreißen. Ließ man aber die Fahne in der Burg zurück, bedurfte sie stets eines Bewachers. So ward sie denn, von manchem Pfeil durchschossen, in ehrenvollen Ruhestand versetzt.

Aehnlich, wenn auch nicht so glänzend und so vollständig, war nun auch die Ausrüstung meiner Genossen: der Monten-Gustel prangte oft in tscherkessischen und arabischen Trachtstücken, mit Waffen aus der Kunstwerkstätte seines Vaters, der die Kriege der Russen im Kaukasus, der Franzosen in Algier malte. Auch ich und die Andern entlehnten manches Gewandstück dem Kleiderkasten unsrer Aeltern, das aus dem Feldzuge nicht gerade besser zurückkam. Die Holzwaffen: Bogen, Pfeile, Schleudern, Keulen, Lanzen, Wurfspeere stellten wir uns selbst in großer Menge auf Vorrath her: denn der Verbrauch war stark.

Ich wiederhole meinen Dank den Walküren, die über den Häupten von uns „tumben Knaben“ schwebten: ohne sie hätte es wohl ein Unglück geben müssen. Ja, es gab um eines Hares Breite eines, noch dazu nicht im Gefecht, im Waffenspiel. Und da das Ereigniß nicht ohne Einfluß auf meine sittliche Selbsterziehung geblieben ist, sei es kurz erwähnt.

Wir hatten es ziemlich weit gebracht im Geerwerfen, in dem uns der alte Turnlehrer Gruber unterwiesen: auf fünfzehn bis zwanzig Schritt fehlten wir nicht unsern Mann: die Wurflanzen waren alle gleichmäßig lang und schwer, ziemlich dicke Stangen, für die Georginen oder Dahlien-Stöcke bestimmt, von uns besonders ausgesucht. Das Hauptvergnügen bestand nun aber darin, dem heransausenden Speer ruhig entgegen zu blicken und ihn erst hart, bevor er den Leib traf, mit dem Schwert zur Seite zu schlagen: des Schildes, dessen wir uns anfangs dabei bedient, lernten wir bald entbehren. Es war eine schöne

Uebung für Arm, Auge und kalten Muth. Wir stellten uns auch zu solchem Waffenspiel in zwei Parteien gegen einander und immer nur nach Ansage in dem Ruf „Achtung!“ durfte geworfen werden. Wiederholt hatte nun an einem Spieltag mein Gegner Julius — aus Muthwillen oder im Eifer des Gefechts — die Ansage unterlassen, mit immer rascher sich folgenden Würfen mich bedrängend: denn hinter jedem lehnte handgerecht eine Mehrzahl von Lanzen. Ich ward sehr aufgebracht, mahnte ihn wiederholt, das Spielrecht einzuhalten: da kam plötzlich wieder — gegen alles Recht — ein Geer heran und gerade noch mit äußerster Mühe schlug ich ihn hart vor meinem Gesicht nieder: nun riß mich der Jähzorn fort, auch ich warf, ohne Ansage, sofort gleich wieder, auf den behelmten Kopf des Gegners zielend. Und nur zu gut traf ich: der Ueberraschte konnte nicht flink genug pariren, der Helm flog klirrend in zwei Stücke auseinander und lautlos auf den Rücken fiel mein Freund! Wir

sprangen entsetzt hinzu, er rührte sich nicht, mit geschlossenen Augen lag er da. Mir stockte der Herzschlag vor Grauen. Wir trugen ihn an den Springbrunnen, benetzten ihm Stirn und Schläfe: da schlug er die treuen blauen Augen auf und sprang wieder auf die Füße, unversehrt. Der Helm hatte die Wucht des Wurfes doch so abgeschwächt, daß nur eine Ohnmacht eintrat. Ich aber that schweigend das Gelübde, den Jähzorn, der ein arger Fehler von mir gewesen, fortab zu bändigen mit Anspannung aller Willenskraft: und ich hab's gehalten bis auf diesen Tag. Das war der Anfang einer Selbstzucht, die ich alsbald, von andern Gründen schmerzlich gezwungen, nach allen Beziehungen über mich verhängte: wirkte jene Bändigung nur ersprießlich, so gerieth ich doch in kurzer Zeit durch Uebertreibung des Grundsatzes in eine Widernatürlichkeit, welche die Gesundheit meiner Entwicklung, ach! auf Jahrzehnte hinaus schwer bedroht, ja vielfach geschädigt hat.

Mit dieser Wendung in den Ernst hinein nehme

ich nun Abschied von dem freudigen „Ritterspiel“: nieder leg ich — für immer — den Sonnenhelm, den vielzerhauenen Schild, das treue Schwert, die ich, wenn auch nur in Gedanken, noch einmal aufgenommen habe. Lebt wohl für immerdar, ihr Wahrzeichen meiner glücklichsten Tage! — Nur in der Dichtung hoff' ich euch zuweilen noch wieder zu führen.

XI.

Bevor ich dem Garten den Rücken wende und den Knaben Felix in die Lernstube, bald in die Schule schicke, muß ich aber noch jene Poesie seines Lebens und Träumens in diesem Garten schildern, welches, ohne Spielgenossen, der Einsame unter den rauschenden Bäumen lebte und träumte: — diese Dinge sind für die angeborne Eigenart und für die weitere Entwicklung derselben nicht von geringerer Bedeutung als die Ritterspiele gewesen.

Ich spreche noch nicht von den späteren Tagen, da die in Versen ausströmende Begabung in diesem Naturleben reichste Anregung — und zwar die allerfrüheste — fand.

Lange bevor ich den ersten Reim fand, lebte ich als Kind und Knabe eitel Poesie in meinem Garten:

denn keine Jahreszeit, keine Tageszeit, später auch keine Stunde der Frühlings- und der Sommer-Nacht gab es, in der ich nicht der wechselnden Naturstimmung hier gelauscht, in das gesammte Naturleben mich mit gierigen, frischen Sinnen und mit liebevollster Anschmiegung versenkt hätte: von dem Wandelgang der schweigenden Gestirne hoch ob meinem Haupt und dem leisen Zug der rosigen Frühlingswolken oder des schwarzen Gewittergewölks bis zu dem Graben des Maulwurfs unter meinen Füßen und zu dem Wurm, der nach dem Regenfall aus seinem Erdloch schloff. Zumal der Vorfrühling wirkte — und wirkt jetzt noch — unvergleichlich auf mich: eine beseligte Heiterkeit füllte, weitete die Brust, Alles um mich schien „Poesie“ zu athmen d. h. so nannte ich es später: damals war's ein überwältigendes Gefühl des Glückes, der Herzenswärme. Ganz verzückt sah ich in den hellen lichtblauen Himmel hinauf und meinte, nun müsse sich nächstens ein Wunder begeben von Schönheit und Glückseligkeit.

Unter dem nicht gerade gelinden Himmelsstriche Münchens giebt es doch zuweilen schon im Februar wirkliche Frühlingstage mit solch wunderbarem Sonnenglast: wenn da das Eis geschmolzen von dem Dache troff, Alles rings im Thauwind rieselte, der erste Citrusfalter flog, die Finken im Hofgarten anhoben, zu schlagen, dann war — für mich — der Lenz gekommen! Und seit ich einmal wirklich am 9. Februar, hemdärmelig, die Jacke über der Schulter, hatte die Isar aufwärts an dem rechten Ufer bis zur Menterschwaige wandern können, seitdem galt mir der 9. Februar als Frühlingsanfang: — eine Verfrühung, für welche ich seit nunmehr vierzig Jahren hindurch gar manchen Spott ertragen muß. Aber ein solcher Vorfrühlingstag im Februar hat mir alsbald Anderes, gar Wichtiges gebracht. —

Jedoch nicht nur die Poesie des Vorfrühlings, dann des Voll-Lenzes mit seinem berauschenden Fliederduft sog ich durstig in mich ein: — ich weiß noch wie heute, wie ich die unheimliche schwüle

Stille des Mittags im Hochsommer mit bangem Grauen zuerst empfand: jenes einschläfernde, ja tödtende Brüten der vollen Sonnengluth, vom blauen Himmel herab jenes leise Zittern, „Wabern“, der von der Hitze geschwängerten Luft, jenen betäubenden Sonnendunst, unter dessen Druck zuletzt jeder Laut, jede Natur-Stimme schläfrig verstummt, ganz zuletzt auch das Zirpen der Grille vor ihrem Loch am Feldrain, das Schwirren der rothflügeligen Heuschrecken und das Surren der großen in der Luft nach Raub hin- und herschießenden Wasserjungfern: — es schläft der große Pan und trotz alles Widerstrebens legt sich bleiern der Schlaf auch über die Augen des verirrten Kindes, das im hochwogenden, dunstenden Korn den Heimweg verlor. Weh ihm aber, sinkt es nieder unter den gelben Aehren! Es ersteht nicht wieder: die Roggenmuhme, das Kornmütterlein, das blonde Haupt mit rothem Mohn bekränzt und plötzlich sich vorbeugend aus dem dichten Korn, hat es zu Tod geküßt. —

Lange bevor ich in meines großen Lehrers Jakob Grimm's Deutscher Mythologie diese Göttin bei ihrem Namen nennen lernte, hab ich ihre Macht verspürt. Etwa neun Jahre alt war ich bei'm eifrigen Käfersuchen am heißen Augusttag aus dem englischen Garten und der Hirschau sogar nach Norden in das Freie gelangt, wo dichte Kornfelder und hohes Wiesengras mit einander wechselten: im Korn verirrt, vom vier bis fünf Stunden langen Laufen erschöpft, setzte ich mich, zu kurzer Rast: — da kam es über mich wie Todesgrauen in der lautlosen Einsamkeit: ich fürchtete mich, nicht vor Menschen oder Geistern, vor dieser lautlosen Stille: ich schloß die Augen, nicht mehr den grellblauen Himmel, die mitleidlos sengende Sonne zu sehen: — und als ich sie aufschlug, war es dämmernder Abend, ich lag im Försterhaus der Hirschau auf der Bank im kühlen Trinkzimmer: mein alter Freund der Förster hatte mich gefunden und nach Haus getragen — der unvergleichliche Kastor hatte seinen Spielgenossen im Korn gewittert und gestellt.

Aber auch den Südweststurm der Novembernacht hab ich mitgelebt, wann das Kind allein in dem öden geräumigen Haus in dem Bette nahe dem Fenster stundenlang wachend lag und die Aeste der nahe stehenden gewaltigen Nußbäume, vom Sturme gepeitscht, klatschend an die Scheiben schlugen; und das Eisgrauen der Januarnacht, als mir einmal auf spätem Heimweg ein großer Rabe von der hohen Tanne herab erfroren dicht vor die Füße fiel.

Jedoch das Seltsamste war eine tiefe Schwermuth, eine wehmuthvolle Trauer, welche mich, ohne daß Furcht vor irgend einer Gefahr oder ein Krankheitsanfall im Spiele sein konnte, schon als zarten Knaben in meinem Garten um die Abendzeit oft beschlich, zumal im Lenz und Sommer, nicht etwa im Herbst, wann fallende Blätter, Nebel und Frostschauer solche Stimmung leicht erklärlich machen. Nein, am Abend des schönsten Sommertages kam das über mich. Wann ich mich müde gespielt, der alte Jakob nach gethanem Tagewerk den Garten verlassen hatte,

— die Aeltern wußte ich im Theater — dann überschlich mich ein überwältigender Drang, athemlos zu lauschen, zu lauschen der nun einziehenden feierlichen Abendstille. Zuerst läuteten die Glocken von Sanct Ludwig in ihrem wunderschönen Erzklang das Ave Maria — wie horchte ich, bis der letzte Wellenschlag ihrer leisesten Tonschwingung zitternd in der Abendluft verschwebt war! Dann welche Stille rings! Die andern Vöglein waren lange schon verstummt. Die Sonne war hinter den hohen Ulmen und Kastanien im Hintergrund des Gartens gesunken: kalte Schatten fielen ein, es ward merklich kühler: — Todtenstille nun. — Da horch! Hoch aus den Lüften ein ergreifender, ein herzrührender Ton. Die Amsel ist's. Vom höchsten Ulmenwipfel herab — er leuchtet noch im letzten warmen Strahl der Sonne! — nachblickend singt sie ihr Abendlied, langsam, melodisch flötend, feierlich. — Nun schweigt auch sie: und es ist nicht zu sagen, wie erbangend, wie traurig dies Verstummen wirkt. Noch viel, viel stiller scheint

es nun als zuvor: alles Leben ist erloschen. Und nun stürzen mir die heißen, bittern Thränen stromweis aus den Augen. Das ist der Tod, das ist das Ende von allem Leben, das ist der Ausgang, der unvermeidbare! von allem Schönen — ewiger Tod!

Und ich floh!

Ich lief spornstreichs aus dem Garten in das Haus. Beileibe nicht zur alten Toni, die dort in der Küche schaltete. Ich hätte mich zu Tode geschämt, sah jemand meine Thränen. Nein, mit leisen Tritten die Treppe hinauf, in mein kleines Zimmer: dort warf ich mich auf das Bett, drückte den heißen Kopf in das Kissen und weinte und schluchzte, bis der Schlaf, der erbarmende Schlaf der Kindheit mich erlöste.

Was war das nun? — Nicht etwa Furcht! Furcht vor dem Tode? Nein! Ich zweifelte damals noch — sehr früh freilich, widernatürlich früh ward das anders! — nicht im Entferntesten an der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit: — ich war ein sehr frommes,

gebeteifriges Kind. Aber dieses Erbeben, diese Ahnung der Vernichtung, des erbarmungslosen Erlöschens alles Lebens, des Untergangs von allem Schönen — wie die Sonne versank, der Glockenklang verschwebte und der Vogel verstummte: — dieses bange, tief überzeugte Grauen war stärker als alles Andre in mir. — Sagte ich auch am Morgen den dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses: — „an Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben" — vollüberzeugt herunter, — es half nicht auf die Dauer: am Abend kam das Grauen wieder. —

Es ist der Zug zur Schwermuth, der, unter aller Lebhaftigkeit verborgen, im tiefsten Kerne meines Wesens wirkt, der Trauer nicht um mich wahrlich — um das Schöne, um das Glück, die vergehen müssen: „der Schmerz um alles Leben" — es ist der Keim, aus welchem König Teja und Odhins Nornengang und Skirnirs Helfahrt hervorgewachsen sind: damals selbstverständlich unbewußt, im Widerspruch mit dem vollgeglaubten religiösen

Bekenntniß: — aber so tiefgründig, so ganz meinem innersten Ich entfließend, daß diese Ahnung, diese Wehmuth Alles überwältigte. Und so ging es durch und geht es fort all' mein Leben: nicht ein Mißklang, nicht ein unversöhntes Weh, wahrlich kein Pessimismus, der mir ein Gräuel! — aber eine wehmuthsvolle Entsagung, eine gedämpfte Trauer, der es an Süße nicht gebricht. —

XII.

Bevor ich aber die Spiele verlasse und — noch-mal! — in die Schule gehe, muß ich noch dankbaren und gerührten Herzens gedenken der wunderschönen Weihnachtsfeste, welche Liebe und Poesie der Aeltern mir bereiteten. In dem „blauen Zimmer", dem späteren „Sal" des oberen Stockwerks, waren sie schon viele Tage vor dem heiligen Abend ämsig beschäftigt. Mir war verboten, mich die Treppe hinauf zu wagen, damit den Neugierigen nicht der Weihnachtsmann (d. h. der Knecht Ruprecht und das heißt Odhin — meine früheste Beziehung zu dieser später mir so vertraut gewordenen Gestalt!) die Augen ausblase. So fest glaubte ich an diese unausbleibliche Folge, daß ich, als ich einmal kurz vor Weihnachten, ohne Nachforschung, durch Zufall in einer Kammer eine

offenbar vom Weihnachtsmann für mich hier aufgepflanzte stattliche Kanone entdeckte, laut aufschreiend mit den Händen beide Augen bedeckte, sie vor dem Ausgeblasenwerden zu schützen, und meine Unschuld betheuernd zu den Aeltern eilte.

Mit welchem Herzklopfen wartete ich an dem heiligen Abend mit ein par Spielgesellen in dem Wohnzimmer im Erdgeschoß, bis die helltönige Glocke aus der geöffneten Thüre des Sales nach oben rief: wie stürmten wir dann die Treppe hinauf! Tage vorher hatten wir uns geübt, möglichst viele Stufen auf einmal hinan zu springen. Aber oben strahlte uns dann der helle Lichtglanz des gewaltigen Weihnachtsbaumes entgegen, der vom Boden bis an die Decke des hohen Raumes reichte: — eine norddeutsche, von den Protestanten erst in München eingeführte Sitte: die Katholiken feierten Sanct Nikolaus mit Geschenken (oder Ruthen!) für die Kinder, der „Weihnachtsbaum“ war unbekannt gewesen. Auf langen mit weißem Linnen überzogenen niedrigen Tischen standen und lagen da oben um das

strahlende Baum-Wunder her die reichen Geschenke: immer ungezählte Bleisoldaten — ganze Armeecorps! — einmal eine klafterhohe Festung aus Holz und Pappe, einmal ein ebenso hohes Theater mit vielen Decorationen: Wald, Höhle, Kerker, Rittersal, Bauernstube, Marktplatz, mit Wolkenwagen und Versenkung, und dazu 365 prächtig bemalte und an Leit-Hölzlein geklebte „Theaterfiguren"; später dann viele Bücher (z. B. regelmäßig das ausgezeichnete „Buch der Welt" mit seinen trefflichen Bildern), zumal aber die früher gepriesenen Waffen und, in den Zweigen des Baumes in kleinen Käfigen versteckt, die erbetnen Vögel: Rothkehlchen, Meerzeisige, Braunelle.

Noch wonniger fast als der Abend, der ja zwischen zehn und elf Uhr schon zu Ende ging, war dann aber das Erwachen am ersten Feiertag, wann ein köstlicher untrennbar mit dem Wort „Weihnachten" in meiner Vorstellung verknüpfter Geruch von würzigen Tannennadeln und von Wachs bis in das Schlafzimmer drang! Mit vielen Liebkosungen war die alte Toni

gewonnen worden, schon um sechs Uhr den großen Sal zu heizen, so daß ich bereits um halb Sieben hineineilen und — es währte ja noch lange, bis es hell ward! — die Kerzen am Baume wieder anzünden und nun erst recht — in der Einsamkeit! — anheben konnte nach Herzenslust zu spielen.

Unschön und undankbar wär' es, wollte ich der eben erwähnten „alten Toni“ und dem zu ihr gehörigen Gegenstück, dem „alten Jakob“ nicht noch ein par Worte widmen: waren sie doch ein gut Theil meiner Kindheit.

Die „alte Toni“ war die früheste Magd im Hause, deren ich mich erinnere, und sie blieb „der dauernde Pol in der Erscheinungen Flucht“, das heißt: während die Kammerzofen gar oft wechselten, blieb sie im Hause Köchin und „Schleußerin“ (wie man in Breslau sagt), das heißt Hausverwalterin bis sie sich — denn ursprünglich war auch sie nicht alt! — an einen wackeren Gensdarmen verheirathete, den ich wegen seines rothen Stehkragens ihr „Rothkehlerl“ nannte.

Sie war eine prächtige, gescheute, kraftvolle, musterhaft treue und fleißige und frohgelaunte königlich württembergische Schwäbin, mit blitzenden, dunkeln Augen: von ihr hab ich jenes hervorragende Schwäbisch gelernt, welches ich, neben dem Französischen lange bevor ich Deutsch lernte, sprach und das ich, später in Friedrichshafen es vervollkommnend, so fließend rede, daß sogar Seine Majestät der König von Württemberg an seiner Tafel anerkennend darüber sich zu äußern geruht hat. Wollte ich sie später — als Gymnasiast — reizen, so stellte ich sie Besuchern als meine ehemalige Amme vor, was mir stets einen Puff und mehrere Ehrennamen eintrug. An den vielen langen Winterabenden, die ich — ohne Geschwister — ganz einsam in dem leeren Hause verbrachte — da die Aeltern wohl drei-, viermal in der Woche im Theater beschäftigt waren und gar manches Jahr Toni alleiniger Dienstbote ohne Nebenmagd war — erwies sie sich als des Kindes einzige und zwar als treffliche Gesellin: war sie doch unerschöpflich im Erzählen von

Geschichten, Schnurren, Schwänken, freilich auch von schaurigen Sagen und Zügen von erstaunlichem Aberglauben. Stundenlang saß ich an solchen Abenden neben ihr in der Küche und hörte ihr zu, „half" ihr auch wohl — mit allerlei Schabernack — bei ihrer Arbeit, nachdem ich vorher mit ihr Hanni in die Holzlege, den Herrn von Zwack und sein Serail in die Hühnersteige gebracht hatte.

Manchmal freilich fürchteten wir uns beide um die Wette vor Geistern und vor Räubern, Einbrechern, wenn ihre Geschichten, wie sie es liebten, sich um diese anziehenden Gestalten gedreht hatten: — z. B. auch um die schwarze Cholera, von der es grausige Silhouetten gab. Und zumal seit der gefürchtete „Nonnenmacher", das heißt ein berufsmäßiger „Housebreaker", welcher, mit zahlreichen Brüdern und hervorragend schönen, klugen, starken und verbrecherischen Schwestern aus dem Haus „zum Nonnenmacher" bei Holzkirchen stammend und etwa ein Jahrzehnt lang mit seinen Gesippen Oberbaiern, zumal die Hauptstadt

unsicher machend, wieder einmal aus dem Zuchthaus entwischt war — denn das Ausbrechen verstand er so meisterhaft wie das Einbrechen! — und in dem strengen Winter wiederholt in der Königin- und Oberen Gartenstraße Einbrüche mit Erfolg versucht hatte. Waren doch diese Gegenden sehr wenig begangen, die Gärten von der Rückseite nur durch leicht zu überkletternde Holzplankenwände umfriedet! Ich gedenke noch, wie wir beide des Abends ängstlich aneinander geschmiegt im Wohnzimmer auf dem „Antritt" kauerten, auf jedes Geräusch draußen in dem Schnee bedeckten Vorplatz achtend. Wie fuhren wir zusammen als es wirklich einmal „furchtbar spät!" d. h. um 8½ Uhr gewaltig an der Hausthür-Glocke riß und eine tiefe Stimme Einlaß heischte. Wir wollten lange nicht glauben, daß es der „Prantl-Mann" sei, d. h. der Austräger der Handlung in den Arkaden des Hofgartens, der noch so spät Brennöl, Zucker, Cafe zutrug. Aber er war es doch, der Prantlmann, und nicht der Nonnenmacher, und nach langer Verhandlung beziehungsweise

Schimpfung des in der Januarkälte draußen Frierenden öffneten wir zunächst die Kette, um hinaus zu leuchten und uns von der Ungefährlichkeit des späten Anpochers überzeugten. Um diese Hasenherzigkeit des — späteren — Ritterspielers zu erklären, muß ich doch erinnern, daß ich damals noch nicht sieben Jahre zählte.

Ein andermal setzte uns in später Winterabendstunde der böse Tyras, der „Montenhund“ in Angst, der sich von der Kette losgerissen, das Reh in unserem Hof erwittert, die Verbindungsthüre der beiden Gärten geöffnet gefunden hatte und nun mit wüthendem Gebell den Zaun im Garten entlang raste, welcher diesen vom Hofe schied. Hanni war in unerklärter Weise aus der sonst stets geschlossenen Thüre der Holzlege in den Hof zurück gelangt und jagte nun, zuletzt schreiend vor Todesangst, ebenso in dem Hof an dem Zaune hin, nur durch diesen getrennt und geschützt, wie der wüthende Hund in dem Garten. Den Athem anhaltend hörten wir lange zu:

wir wagten uns nicht hinaus: der Montenhund war in der ganzen Nachbarschaft gefürchtet: als aber Toni fast weinend sagte: „gwiß springt des Vieh no übers Zäunle und beißt s'Hannele todt“, da überwand in mir die Liebe zu der Gespielin die Furcht vor dem bösen Wolfshund: ich nahm das (Talg-)Licht im eisernen Leuchter, lief in den Hof hinaus, bevor mich Toni halten konnte, und brachte mit ihr, die nun eilig folgte, das keuchende, zitternde Reh in seinen Stall, ihn sorgfältig schließend. Der Hund machte jetzt wiederholt Versuche, über den Gartenzaun hinweg zu setzen: — glücklicherweise ohne Erfolg; er hätte uns übel zugerichtet.

Aber, wird der kluge Leser kopfschüttelnd fragen, wo weilte in den Abendstunden solcher Schrecknisse des Knaben und der Köchin natürlicher Beschützer, der Jakob, der Gartenaere?

Im Wirthshause weilte er, o lieber Leser! Ganz unvermeidbar und unaustreibbar im Wirthshaus, bei'm Doll, oder gegenüber bei'm Lindemer in

dem äußersten Nordende der Königinstraße! Denn der einzige — aber große Fehler — des trefflichen Jakob Lumpert (er hieß wirklich so!) war eine unverbesserliche, nun sagen wir — Bier-Freude.

Weder durch gütliches Zureden noch durch Befehl und Drohung war er davon abzubringen, sobald seine Arbeit gethan war, in jene Wirthshäuser zu verschwinden, aus welchen er nicht vor Mitternacht und selten ganz nüchtern nach Hause kam. Zweimal ward er deßhalb entlassen und das zweite Mal auf Nimmerwiederkehr. Nach der ersten Entlassung war er auf sein Bitten wieder angenommen worden, weil er — ebenfalls ein Schwabe, aber aus baierisch Schwaben — abgesehen von jenem unserem seit Tacitus bis auf Heinrich von Sybel ununterbrochen bezeugten Volkslaster — ein ganz unübertrefflicher Gärtner und Diener war. Als Gärtner ein Genie und — wenn er wollte und nüchtern war — von einer unvergleichlichen Arbeitskraft. Er allein hielt den großen Garten mit dem Treibhaus in

musterhafter Ordnung: keinen Tagelöhner ließ er hinein, deren seine Vorgänger und Nachfolger nicht entrathen konnten: er blies in seinen rothen Bart wie Donar, fluchte und dann arbeitete er drauf los so leidenschaftlich, wie er in der Schänke trank. Und Alles gedieh unter seiner Hand, Blumen, Obst, Gemüse. Und keine Handfertigkeit gab es, die er nicht meisterhaft verstand: und bei Tisch wußte er, falls eine größere Gesellschaft geladen war, so fein und geräuschlos aufzuwarten, daß es eine Freude war, ihm zu zu sehen.

Mich liebte er — in seiner rauhen, verhaltnen Weise — heiß und treu, soviel Verdruß ich und meine Paladine ihm im Zerstampfen der mühevoll zurecht geharkten Wege, im Knicken der Blumen beim Ueberspringen der Rabatten, durch Vorwegschnappen kaum reifenden Spalierobstes, verursachten! Wie viele Bogen und Pfeile („Pfitzepfeile“, sagte er) hat er mir geschnitzt! Wie half er mir die Vogelnester hüten, das Raubzeug wegschießen, wie oft

rief er mich von Xenophon (†! †! †!) oder Vergil ab, galt es, Wiesel oder Marder oder die gar sehr scheue Elster zu beschleichen. Wie bitter weinte, bei'm Abschied von mir, der harte Mann aus seinen stahlgrauen Augen, als er das zweite Mal, wie er wohl wußte, für immer entlassen ward. Er hatte trotz der ausdrücklichen Mahnung meines Vaters, vor einem an heißestem Julitag im Westen aufsteigenden Gewitter das Glashaus gegen den drohenden Hagel durch Herablassung der Strohmatten zu schützen, ohne dies zu besorgen, am hellen Nachmittag bereits, heimlich Garten und Haus verlassen. Als nun ein Hagelwetter losbrach, wie ich es nie wieder erlebt, das sofort alle Scheiben im Treibhaus und viele kostbare Gewächse hinter diesen vernichtete, da rannte er freilich aus dem Wirthshaus zurück und wollte den Rest durch schwere Bretter schützen, deren er vier auf dem starken Kopfe heranschleppte: allein sinnlos berauscht, stürzte er sammt den Brettern in die Gewächse und

zerschlug so, was noch übrig geblieben. Da war es aus mit Jakob Lumpert! —

Höchst ergetzlich war nun aber — und soviel Sinn für das Komische hatte ich schon als Kind, um das zu erkennen — wie Toni und Jakob, beide Schwaben, beide zusammen nebeneinander über zehn Jahre in unserem Hause, sich liebten und haßten durcheinander. In Wahrheit und innerlich zogen sich die beiden grundgescheuten Menschen an: — gar manchen Jakobs-Rausch hat Toni mit meiner Hilfe vor den Aeltern verschleiert! — Aber äußerlich lebten sie wie Hund und Katze: man denke, zehn Jahre lang; er bellend, polternd, schimpfend, sie fauchend und — moralisch — kratzend. Ein Oheim von mir versprach ihm einmal zehn Gulden, wenn er Toni, die für fünf Gulden zum Empfang bereit gewesen wäre, einen Kuß geben wolle. Das wären $6 \times 10 \times 10 = 600$ Maß Bier gewesen (damals kostete im glücklichen München die Maß noch höchstens 6 Kreuzer!) — aber Jakob wischte den rothen Schnauzbart und enteilte, wie Josef oder Hippolyt!

Eines Faschings war für Toni, um sie auf die maskirte Redoute zu schicken, von den Aeltern das prachtvolle Kostume einer italienischen Bäuerin aus der Theatergarderobe beschafft worden: sie sah mit ihrem schönen schwarzen Har, ihren dunkeln Augen, ihrer braunen Gesichtsfarbe wirklich vortrefflich aus in dem rothen Rock, dem schwarzen Mieder, dem weißen Schleier und Hemd: wie ein Wilder sprang ich vor Vergnügen um sie her und obwohl sie sich sträubte, — allein ich merkte, es war ihr nicht Ernst damit! — sich in ihrer Herrlichkeit von Jakob sehen zu lassen, holte ich diesen herbei. Er ging, schweigend, dreimal im Kreise um sie herum, wie die Katze um den Brei, die Augen weit aufreißend und leise knurrend.

„Nun," rief ich, „Jakob, ist das etwa nicht schön?"

„Wohl, wohl," brummte er, „a schön's Gwand. Aber der Kupf, Felixele, der Kupf!" Und verschwand.

Gar manche Münchenerin, Berlinerin, Würzburgerin, Königsbergerin, Breslauerin und sonstige

prachtvoll aufgezäumte Dame wußte es nicht und weiß es nicht, was es bedeutet, wann ich stutzend bei ihrem Anblick, halblaut vor mich hin brummte und brumme: „Aber der Kupf, der Kupf!“

Nun aber auch dem Gärtnerzimmer und der Küche Lebwohl gesagt und — endlich — in die Schule!

XIII.

Nun verlassen wir also den „Ritter“ und den unbewußten „Dichter“ und betrachten den Schüler Felix: eine Betrachtung, welche leider bis in dessen dreizehntes Jahr eine herzlich unerfreuliche ist: hier hab' ich volle Gelegenheit, die oben verrathene Eitelkeit auf meine ritterlichen Künste wett zu machen durch offene Selbstanklage meiner Faulheit und allgemeinen Lernuntüchtigkeit.

Meine Aeltern hatten es sehr gut gemeint, als sie mir den Besuch der Volksschule ersparten und mich bis zum Eintritt in die Lateinschule (ingvaeonisch: „Quinta“) zu Haus unterrichten ließen. Der Weg in die einzige protestantische Volksschule in der Fürstenfeldergasse betrug fast eine halbe Stunde, die Räume galten weder für reinlich noch gesund: sie

waren schlimm überfüllt, daher die Aufsicht unzureichend, der Lernfortgang langsam.

So ward ich denn vom sechsten bis in's achte Jahr und bis zu dem Eintritt in die Lateinschule zu Haus unterrichtet von einem eifrigen, wohlmeinenden, etwas ältlichen Herrn, Andreas Rehle, der nur den Einen Fehler beging, den verwöhnten — einzigen — Knaben zu gelind anzufassen, ihm nicht mehr stramme Zucht beizubringen. Er gab mir recht wenig auf und war auch mit schlecht gelösten Aufgaben zufrieden. Ich erinnere mich nicht, je von ihm bestraft oder auch nur bei den Aeltern verklagt worden zu sein, was ich doch gewiß oft genug verdient haben werde! Nach der Stunde folgte er mir in Hof und Garten und ward mein Spielkamerad, in höherem Maß als für schülerhafte Ehrerbietung förderlich war.

Uebrigens wirkte hier zuerst auf mich ein Einfluß, — nur im umgekehrten Sinn, als beabsichtigt war! — der auch später noch mir

wiederholt aufstieß: die rheinbündlerische Hinneigung zu Frankreich und die begeisterte Verehrung für Napoleon. Von Seite meiner Aeltern trat nie dergleichen hervor: mein Vater war von jeher, mitten unter ultramontanen und sonderthümelnd bajuvarischen Einwirkungen ein eifriger Preuße: — auch in den Zeiten und unter den Umständen, da die preußische Regierung, d. h. deren volle Unthätigkeit für die Einheit und volle Thätigkeit gegen die Freiheit Deutschlands, die Liebe zu den preußischen Dingen recht herzlich erschwerte: — aber auch von der mütterlichen Seite her war nie dergleichen spürbar, obwohl ich bei der Großmutter ja früher französisch als deutsch hatte sprechen gelernt. Herr Rehle aber war leidenschaftlicher Franzosenfreund: man erwäge, wir sind hier im Jahre 1839/40: der Rheinbund war erst sieben und zwanzig Jahre todt, mein Lehrer, etwa 1785 geboren, hatte als Jüngling die ganze Ruhmeszeit Napoleons erlebt, der die tapfern Baiern vor allen Rheinbundstruppen ausgezeichnet hatte. So

erzählte mir denn Herr Rehle gar viel und gar begeistert von den unter Napoleons Führung erfochtenen Siegen der Baiern, zumal seiner „Fleischhacker“, der Cheveauxlegers, über Oesterreicher, Preußen und Russen. Ich weiß nicht, wie es kam — vielleicht nur aus Geist des Widerspruchs! — mich ermüdete das, ja es verdroß mich, ich fragte ihn öfter: „ja, haben denn die Preußen und Oesterreicher gar nie gesiegt? Haben die nichts gethan? Und — schließlich — wo ist denn Napoleon hingekommen?“ Und seit ich in Annegarn und Becker von Erzherzog Karl, von Schill, Lützow, Körner, von Blücher gelesen, erzählte ich ihm zur Vergeltung für sein ewiges Abensberg, Regensburg, Jena, Wagram, Borodin, Smolensk und der Moskwa von Aspern, von Leipzig und von Waterloo, so daß er zuletzt seine Napoleoniaden aufgab.

Aber auch die Familie Monten, welche französische Beziehungen hatte — ein Schwager war reicher Fabrikherr in Saargemünd, wurde unter

Napoleon III. Senator und ward 1870 gleich im Anfang August als Geisel festgenommen von den Ulanen — und manche der Münchener Maler, die, wie Monten selbst, bei dem langen Frieden Deutschlands ihre Stoffe aus den Kämpfen der Franzosen in Algier holten, hatten starke Hinneigung zu Frankreich und verhehlten sie durchaus nicht.

Ja, aus der Zeit der Rheinbündelei her rührte noch ein ganz abscheulich verlogenes Geschichts-Schulbuch, das, wie in den Volksschulen, so auch von Herrn Rehle dem Unterrichte in der Vaterlands- (d. h. baierischen) Geschichte zu Grunde gelegt ward. In diesem Wisch stand zu lesen, die Baiern seien beileibe nicht Deutsche, wie die Preußen und Oesterreicher, sondern Abkömmlinge der keltischen Boier (deren Siegesthaten unter Belloves, Sigoves, Brennus, Vercingetorix (!) wir armen Buben von sechs Jahren auswendig lernen mußten), daher Brüder oder doch nächste Vettern der gallischen Franzosen: und drum schien es ja auch ganz in der

Ordnung, daß die Baiern so oft mit den Franzosen gegen das Deutsche Reich, gegen Oesterreich und Preußen gefochten hatten. Ein infames Buch! Und das war in Baiern noch 1840 — gewiß auch noch später — in den Schulen von Amtswegen eingeführt.

Aber noch im Jahre 1889 erhielt ich in Breslau von einem Familienvater in Oberbaiern ein Schulbuch zugesandt, in welchem Aehnliches vorgetragen und die Zusammengehörigkeit der Baiern zu den andern deutschen Stämmen völlig vertuscht war, ebenso die Unterordnung des Baiernherzogs unter das Reich von 900—1806. Jedoch nun genügte ein Aufsatz von mir in der Münchener Allgemeinen Zeitung, jenes Machwerk sofort aus den Schulen verschwinden zu lassen. — Allein zurück zu Herrn Rehle und dessen Schüler.

Letzterer lernte also — widerwillig! — Belloves und Sigoves, auch leidlich rechnen und Geographie: aber nicht leserlich schreiben! Vielmehr war meine

Schrift so schlecht, daß ich in der Lateinschule gar oft wegen „Sudelei“ noch besondere Fehler in den „Scriptiones“ zugerechnet erhielt. Daß ich auf dem Gymnasium erträglich schreiben lernte, verdanke ich dem Dichter Karl Schultes, der, ein Freund unseres Hauses, sich über mein Geschmier entsetzte und mir den Rath gab, wenn ich denn durchaus nicht wie andere Leute, schräg von links nach rechts leserlich schreiben könne, so möge ich es doch mit Buchstaben versuchen, die von links nach rechts gezogen sind oder aufrecht stehen: diesen Wink befolgend und später die sogenannte „Deutsche“ mit der Lateinischen Schrift vertauschend, habe ich es dann zu einer, wenn auch wahrlich nicht schönen, so doch völlig leserlichen Schrift gebracht. Die schönste Handschrift, die ich kenne, hatte Scheffel: dann folgen aber gleich mein lieber Vater und mein Freund von Freyberg.

Freilich, nun entwöhnte ich mich der sogenannten deutschen Buchstaben so völlig, daß es mir Mühe macht, dieselben zu schreiben. Auch lebt nur Ein

Mann, der mir diese Mühe auferlegt. Es ist Fürst Bismarck.

Als ich ihm nach dem Nobiling'schen Mordversuch den Entwurf eines Schutzgesetzes einsandte, nahm sich der Vielbeschäftigte die Zeit, in dem höchst gütigen Antwortschreiben mehrere Zeilen darauf zu verwenden, zu sagen: „noch viel lieber würde ich es gelesen haben, wäre es deutsch geschrieben gewesen. Schreibt man deutsche Wörter lateinisch, kommt mir das so vor, als schriebe man Französische oder Englische mit Deutschen Buchstaben." Das ist nun zwar ein kleiner Irrthum des großen Mannes: denn diese sogenannte „Deutsche" Schrift ist ja nur aus den lateinischen Buchstaben verdorben. Aber ich ließ es mir gesagt sein! Und als ich ihm — zum ersten Mal — nach seiner „Entlassung" zu seinem Geburtstag, den 1. April, dieses Jahres (1890) schrieb, machte mir viel schwerere Mühe als der Ausdruck meiner schlichten Gedanken das Hinmalen der längst verlernten spitzigen „deutschen" Buchstaben.

In meinem achten Lebensjahr ward nun Herr Rehle meiner Unterrichtung enthoben: (doch behielt er noch viele Jahre, bis an sein Ende fast, seinen Platz an unserem Tisch an zwei Wochentagen) und ich ward in die erste (unterste) Classe der Lateinschule geschickt, als weitaus der jüngste meiner Schulgenossen, welche erst mit dem elften oder zwölften Jahr nach Erledigung der Volksschule (der deutschen) eintraten. So kam ich denn schon mit sechszehn Jahren auf die Universität — allzufrüh! Es hat das durchaus nicht günstig gewirkt, wie sich zeigen wird.

Ich brachte von Anfang an der Schule herzlichen Haß entgegen.

Denn trotz allen schönen Reden der Aeltern und Herrn Rehle's ahnte mir, daß es nun mit der bisherigen Freiheit ein Ende hatte mit der fast ausnahmslos (eine Stunde Unterricht, eine Stunde Hausaufgaben täglich) im Freien, im Garten verlebten Zeit.

Deutlich steht mir noch vor Augen, wie mich — am 1. October 1842 — mein Vater behufs der „Einschreibung“ zum ersten Mal in die Latein=schule brachte zu dem Professor der ersten Classe, Herrn Martin Rauch, einem sehr würdigen und freundlichen katholischen Geistlichen. So gütig der fremde Mann in dem langen schwarzen Talar mit dem glatt geschornen Gesicht zu mir sprach: — ich brach in strömende Thränen aus: es war die richtige Ahnung der Schul=Qual, der vieljährigen, die nun anhob mit dieser Stunde in dem kahlen, schmucklosen, schmutzigen Classenzimmer. O wie anders war das — schon die Luft in dem überheizten Raum! — als mein geliebter Garten! In der That, jenes Schulhaus und seine ganze Einrichtung waren so häßlich, schmutzig, gesundheitswidrig, wie es später nicht mehr geduldet worden wäre. Schon die Lage war höchst „unpädagogisch“: — auf dem Victualien=Markt (gegenüber der jetzigen Schrannenhalle)! So gingen wir durch alle Obstbuden in die Schule: was Wunder,

daß die Gedanken an den Aepfeln draußen hängen blieben, nicht auf mensa-mensae eingehen wollten. Der ganze Lärm des Marktes drang in die Schulstuben. Unser Weg führte, den Petersberg herab, an der Fleischbank vorbei: ein ekelhafter Blutgeruch verpestete weithin die Luft, aber meine Schul- und Weg-Gesellen ließen es sich nicht nehmen, stehen zu bleiben und — ich that es einmal und nie wieder! — dem recht rohen, arg thierquälerischen Umspringen der Metzger-Knechte mit den Rindern zuzuschauen, die keineswegs immer auf den ersten Beilhieb auf die breite Stirne fielen, sondern oft kläglich brüllend sich noch aufrecht hielten, manchmal auch wohl sich losrissen aus ihren Stricken und fliehend umher rannten, bis sie endlich vielen Streichen erlagen.

Dieser Anblick, täglich eingesogen, konnte nur die Verrohung der Gefühlsweise der jungen Bajuvaren fördern.

War man nun durch den knöcheltiefen Schmutz

und die zankenden Weiber des Marktes in das Schulgebäude gelangt, so stieg man über die von Schmutz jeder Art starrenden Steinstufen in arge, dunkle, übelriechende Gänge und ebenfalls sehr unreinliche, zumal maßlos überfüllte Stuben. In der untersten Classe saßen wir (anfangs) zu 96, — in einem mittelgroßen Zimmer! — aber auch in der obersten Lateinclasse noch anfangs zu 60. (Nach sechs Wochen wurden die ganz Unfähigen oder Unreifen ausgeschieden: dadurch sanken die Zahlen auf 60 und 64.) Die Knaben, vielfach Bauernkinder — denn die „Studi“ galt als die billigste Unterbringung: Almosen, Freitische, Unterstützungen, die kreuzerweise bezahlt wurden, ermöglichten auch den Allerärmsten zu studiren — gingen zum größten Theil aus den ungebildetsten Familien hervor: dem entsprach die unglaubliche Unfläthigkeit ihres Gebahrens, der Schmutz ihrer Kleider, die Unreinlichkeit ihrer Leiber: nicht Flöhe nur, Schlimmeres theilten sie ihren Banknachbaren mit. Ich erinnere mich, daß einer der Buben beharrlich Stiefel und

Strümpfe auszog, sobald er die Bank erreicht hatte, und dem Unwillen des guten Hirten, der uns weiden sollte, wiederholt den Befehl seiner Aeltern zu schonlicher Pflege der kostspieligen und so überflüssigen Fußgewandung entgegen hielt.

XIV.

Genug! Ich fühlte mich „kreuzunglücklich“ unter diesen rohen, dreckigen Burschen, in der unglaublichen Luft dieser Stuben: anstatt auf den Lehrer zu achten, dachte ich stets, was jetzt wohl gerade zu dieser Stunde Hanni und der Herr von Zwack, Jakob oder Toni thaten, ob wohl, bis ich heim käme, das gestern vermerkte Blaumeislein in das Schlaghäusel gegangen sein werde? Die sämmtlichen Lehrgegenstände — Geschichte kam noch nicht vor — waren mir unaussprechlich zuwider. Ich paßte nie auf und verlernte z. B. im Rechnen, was mir Herr Rehle beigebracht hatte. So war ich denn ein ganz schlechter Schüler! „Sehr begabt, aber unleidlich zerstreut, unaufmerksam, nachlässig, faul“. Das waren meine regelmäßigen

Monats-Lorberen. Ich wußte es schon im Voraus: es war mir gleichgiltig. Der Verdruß meiner Aeltern darüber schmerzte mich zwar im Augenblick: aber mein Ekel an diesem ganzen schmierigen, häßlichen Betrieb war unüberwindlich.

Daher der Eifer, nur so rasch als möglich wieder aus der Schulstube in's Freie, in den unentbehrlichen Garten zu entrinnen. Als der Professor bei der ersten „Scription“ (schriftlichen, in der Schule zu machenden Aufgabe) verkündete, wer fertig sei, dürfe sein Blatt einreichen und gehen, hei, da war ich nicht mehr zu halten. Ganz geschwind, ohne nachzudenken, schmierte ich das Blatt voll, reichte es lange vor Allen andern seelenvergnügt dem staunenden Professor auf den Pult hinauf, riß die Kappe vom Rechen und sprang — quasi re optime gesta — flink wie das Eichhorn über die verhaßten Treppen in's Freie. Natürlich ward ich einer der Letzten, als die Scription „herauskam“. Und so verlor ich allen Glauben an mich,

alle Selbstachtung: ich gab die Hoffnung auf, je zu den bessern Schülern aufsteigen zu können.

Das einzig Erträgliche an dem ganzen Schulwesen schien mir der halbstündige Weg zu und von der Schule: zumal im Hof- und im englischen Garten, wo man Schneeballen, Kastanien und ach! auch Steine auf seine Herzensfreunde zu werfen weitesten Raum hatte; sogar die anmuthigen und gar nicht stolzen Töchter des Herzogs Max, die jetzige Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Neapel tapfern gaëtanischen Andenkens und die Gräfin Trani geriethen zum Entsetzen der Gouvernante und des Lakais einmal in eine solche Schneeballenschlacht, ohne ein par Zufalls(?)würfe übel zu nehmen: sie lachten vielmehr. Und mir flog gleich darauf ein Schneeball an den Kopf, den keiner meiner Freunde geworfen haben konnte: er fühlte sich ganz prinzessenhaft an.

In der II. Classe hatten wir nur kurze Zeit zum Lehrer den ausgezeichneten Professor Steininger, den wir später auf dem Gymnasium wieder erhalten

sollten — er ward Lehrer König Ludwigs II., — dann den ebenfalls ganz vorzüglichen Professor Kneuttinger in der III. und in der IV. Michael Dausend.

Uebrigens von der III. Classe an trat in dem nun zehnjährigen Schüler eine Wendung zum Bessern ein durch einen neuen Lehrgegenstand, der ihn auf das Lebhafteste anzog, fesselte und bis zu dieser Stunde gefesselt hielt: die Geschichte.

Einstweilen hatte ich schon zu Hause Alles an Geschichtswerken gelesen, dessen ich habhaft werden konnte: das Ritterspielen hatte begonnen: Wissensdurst und Bedürfniß der Einbildungskraft verlangten („gêrten", würde Herr Walther sagen) nach immer neuem Stoff. Derjenige, welcher mir zunächst zugeführt wurde, war mir nun freilich weder neu noch zu ritterlicher Verherrlichung besonders angethan: immer wieder die schon aus der Religionsstunde bei Herrn Rehle sattsam bekannten alten Geschichten von den Juden, von den Linsen und Lämmern und dem Auszug aus Aegypten, wobei es gar nicht zum Fechten kam.

Und war endlich Jerusalem glücklich durch Titus zerstört, dann kamen wieder und wieder Assyrer, Meder und Perser daran!

Der Geschichtsunterricht an den Latein-Schulen und Gymnasien im lieben Baierland litt nämlich damals an ganz unglaublichen Mängeln. In den ersten Classen wurde immer und immer wieder alttestamentliche, morgenländische, griechische und römische Geschichte vorgetragen. Es dauerte sehr, sehr lange, bis endlich die Zeit der Völkerwanderung und die mittelalterliche Geschichte erreicht war: dann wurde diese unablässig wiederholt: über das XV. Jahrhundert sind wir überhaupt nie herabgekommen. Ob das nur an dem mangelhaften Lehrplan lag oder auch an den zu großem Theil unfähigen Lehrern, weiß ich nicht. Diesen Lehrern ist nun aber kein Vorwurf daraus zu machen. Denn bis in die sechziger Jahre, bis Wilhelm von Giesebrecht sich das höchst dankenswerthe Verdienst der Abhilfe erwarb, gab es eine königlich baierisch katholische und eine

königlich baierisch protestantische Weltgeschichte: d. h. der Geschichtsunterricht ward beileibe nicht von einem Gymnasialprofessor ertheilt, der aus diesem Fach, nach besonderem Studium, geprüft worden, sondern der katholische Religionslehrer — natürlich Priester — war als solcher Geschichtsprofessor für die Katholiken, der protestantische — meist ein blutjunges Predigtamtscandidatlein! — als solcher für die Protestanten. Da war es denn kein Wunder, daß ich — gegenüber den ersten beiden dieser Geschichtsforscher, die ich zu Lehrern erhielt — unvergleichlich mehr von dem Gegenstande wußte als sie selbst, wenn ich vorher in Becker oder vollends in Deutscher Geschichte, nachdem ich Menzels Buch geschenkt erhalten hatte, in diesem eifrig gelesen hatte. Ich erinnere mich noch, daß ich einem dieser meiner Lehrer durch meine Mittheilungen über den Staufer Heinrich VI. offensichtlich eine Fülle von Ueberraschungen bereitete.

Seit nun Geschichte überhaupt gelehrt wurde, war ich diese sechs Jahre hindurch immer der

Erste im Jahresfortgang des Faches, entweder allein mit Greiß als zweitem oder mit ihm zusammen. Die Verlegenheit, die in solchem Fall bezüglich der „Preise“ d. h. der dem Ersten von der Schule zu schenkenden Bücher entstand, ward dann dadurch behoben, daß der Andere von uns beiden den Religionspreis erhielt: denn auch in der Religionslehre waren Greiß und ich sechs Jahre hindurch die ersten oder zweiten. Die Preisvertheilung am Ende des Schuljahrs, im August, war ein geprängreiches Schauspiel: in der Aula des Hauses war eine Bühne erhöht, der ganze Sal mit Fahnen und Topfgewächsen geschmückt, vor der Bühne thronte, umgeben von dem Lehrkörper, der Herr Regierungscommissar, der mir in den ersten Jahren als die majestätische Scheitelhöhe aller irdischen Macht und Herrlichkeit erschien mit seinem Dreispitz, dem Galadegen und der silbergestickten Uniform: dahinter saßen die glücklichen Aeltern, Tanten, Oheime und Pathen der Preisträger: nach dem Vortrag von Gedichten durch einen der

Schüler und einigem patriotischen Geblase wurden die Namen der Sieger und die Fächer, in denen sie Preisträger waren, verlesen: jeder erschien, von dem Hintergrund auftauchend, auf der Bühne, begrüßt von ohrzerreißendem Tusch, verneigte sich vor der Büste des Königs auf der Bühne, stolperte dann die Stufen von der Bühne zu dem Tisch des gottähnlichen Commissars, der durch die Nachbarschaft des gefürchteten Rectors noch abschreckender wurde, neigte sich tief, empfing aus den Händen des Gewaltigen das Preisbuch und zog sich unter wiederholter Verbeugung wieder zurück. Es machte sich freilich gar stolz, wenn fünfmal hintereinander „Heinrich Engert" vorgerufen ward, um als Erster im allgemeinen Fortgang, in Griechisch, in Latein, in Mathematik, in Religion den Preis zu empfangen.

Aber die ganze Einrichtung war doch ein Ueberbleibsel der Jesuitenschulen und französischen Veranstaltungen ähnlich, eine solche Kitzelung und Weckung der Eitelkeit, daß sie, erziehlich schädigend, später sehr

mit Recht beseitigt wurde. In meiner Bücherei prangen immer noch, gar schön in gelbes Leder gebunden mit rothem Schild und dem baierischen Wappen geschmückt, die „Preise“ aus der Geschichte und aus der Religion für den Schüler der III. und IV. Latein-, der I.—IV. Gymnasialclasse F. D.: als z. B. Crusius, Homer-Wörterbuch, Aeschylos Prometheus, deutsch durch Schömann, die Nibelungen ed. Braunfels, Rudelbach, Savonarola, Wackernagel, Deutsches Lesebuch, und — tief einflußreich für mein Leben und Dichten — Rückerts Gedichte, Auswahl des Verfassers.

Seit der III. Lateinclasse nun also — zehn Jahre alt, seit 1844 — hob ich mich merklich als Schüler auch in meinem Selbstvertrauen: der Erste in der Geschichte konnte doch nicht ein ganz hoffnungsloser Schafskopf sein: auch im Deutschen ward ich, seit der „Deutsche Aufsatz“ begann, einer der Ersten. Mein Ekel an dem Schulbetrieb erlosch, seit wir — eben mit dieser dritten Classe — das schmutzige Haus auf dem Markte verlassen und in das anständige

Gebäude des Wilhelmsgymnasiums in der Herzog-spitalgasse übersiedelten.

Auch einer anderen recht unschönen Noth ward nun ein Ende bereitet. Wir Protestanten waren ja allerdings eine sehr schwache Minderheit, meist 5 unter 40 bis 50 Schülern einer Classe. Aber es war doch nicht hübsch, daß man uns einfach zweimal in der Woche für eine Stunde auf die Straße warf: die Stundenordnung wurde, ohne Rücksicht auf uns, für die Katholiken festgestellt: an zwei Vormittagen hatten die Protestanten „Zwischenstunde“: das heißt sie wurden um 10 Uhr aus dem Gebäude gewiesen und hatten um 11 Uhr wieder Classe: nach Hause konnten wir nicht gehen, wir Alle hatten eine halbe Stunde Weges dahin: — in den Gängen der Schule durften wir nicht weilen: so hieß es denn also auch im strengsten Winter sich auf der Straße — dem Victualien-Markt! — umtreiben, was ohne Unge-zogenheiten kaum durchzuführen war. Nach Jahre langem Bitten unserer Aeltern ward uns eine

Zuflucht in dem Musikzimmer eingeräumt; daß dadurch die hier aufbewahrten Tonwerkzeuge besser wurden — es war eine Pauke darunter, an die ich jetzt noch gern denke! — will ich nicht gerade behaupten.

Da ich gerade von „Protestanten“ rede, will ich in aller Kürze an die Schroffheit der Gegensätze der Bekenntnisse in dem damaligen München erinnern, die uns heute kaum noch — oder wieder? — begreiflich scheint.

Die Thatsache, daß einmal im Jahre 1572 in einer gewissen Nacht zu Paris die Katholiken nicht gar christ-brüderlich an den Hugenotten gehandelt hatten, sollte verschleiert bleiben. Aber der wirkungsvollen Oper Meyerbeers, welche dieses Stück Christenthum in Tönen darstellt, wollte das Hoftheater doch nicht entrathen: länger als ein Jahrzehnt hindurch wurden also die „Hugenotten“ nach London verlegt und unter dem Namen „die Anglikaner und die Puritaner“ aufgeführt: daß eine Horde Protestanten die andere

abschlachtete, dawider war in dem „paritätischen" State Baiern nichts einzuwenden. Aber sogar wir Schulbuben waren gescheut genug, diese Lächerlichkeit der kirchlich-statlichen Censur zu durchschauen: katholische und protestantische Schüler in Menge gingen in die Hugenotten. Allein sollte etwa der Jude Meyerbeer eine κάθαρσις τῶν παθημάτων, eine Reinigung der Leidenschaften (nicht: „Befreiung von den Leidenschaften"), hier also die Abschreckung von Verfolgung Andersgläubiger und die Mahnung zur Duldung bei den Katholiken beabsichtigt haben (eine Idealistik des Beweggrundes, die übrigens bei dem Maëstro fragwürdig erscheint), so erzielte dieser dem weisen Nathan nacheifernde Jakob das Gegentheil seiner Ziele! Eine große Zahl unserer katholischen Wegegenossen durch die dornigen Pfade der Verba auf -μι hatte jene Oper besucht, hatte Andere von der Schönheit des V. Aufzugs unterrichtet, sie zu gleich edlem Thun wie das des Grafen Saint Bris begeisternd fortgerissen, eine heimliche Verschwörung wider die gottverhaßten

Ketzer veranstaltet, und als eines schönen Morgens wir fünf Protestanten in aller Harmlosigkeit und christlichen Mitschülerhaftigkeit in der Classe vor 8 Uhr erschienen, fielen sie plötzlich zu dreißig über uns her und prügelten uns auf das Religiöseste durch. Wenn in Zukunft die verkappten „Anglikaner ꝛc.“ gegeben wurden, versäumten wir fünf Raouls und Marcels nie mehr, für den Classenbesuch am folgenden Morgen der christlichen Liebe unserer katholischen Brüder vorsorglich zu begegnen, indem wir pfundschwere Steine in unsere Taschentücher banden. So endete der nächste Bartholomeus-Morgen mit vielen Kopfbeulen des Grafen Saint Bris und seiner Frömmigkeitsgenossen und wir hatten fortab Ruhe vor Jakob Meyerbeer's aufregenden Tonwirkungen.

Das waren Schülerpossen.

Aber kurz andeuten will ich doch, wie auch im bittersten Ernst damals die Verhetzung unter den Bekenntnissen wirkte.

Ein fanatischer Priester, Eberhard hieß er, donnerte

auf der Kanzel in München gegen die gemischten Ehen, trug Unfrieden und bis zur Scheidung führende Zerrüttung in gar viele Familien. Da eines Tages stand einer unserer besten Schüler weinend in der Classe auf und beschwerte sich bei dem Professor, daß seine Nebenschüler ihn „Bastard“ schalten als das Kind aus einer solchen Mischehe.

Durch die dumme Einrichtung einer katholischen und einer protestantischen Weltgeschichte wurde der Hader unter uns nicht verhütet, sondern hervorgerufen, verschärft und vergiftet, und wir Tertianer führten die leidenschaftlichsten Religions- beziehungsweise Schimpf-Gespräche. —

XV.

In der vierten Lateinclasse betraf mich ein Unfall, der mich mit der Gefahr bedrohte, durch das Leben hinken zu müssen, mir aber dann — wie später noch gar oft eine Betrübniß! — zum Heile gedieh. Ich ward plötzlich vom „freiwilligen Hinken“ befallen — das freilich so wenig freiwillig war wie der Wehrdienst manches „Freiwilligen“: — wohl in Folge einer Hüftgelenkentzündung, die ich mir durch stundenlanges Stehen im Wasser bei'm Angeln zugezogen hatte. Wie Vogelstellen betrieb ich auch die „feuchte Kunst“ gar eifrig: die Herbstferien, die ich am Tegernsee oder auf der Fraueninsel am Chiemsee verbrachte, boten dazu reiche Gelegenheit. Diesmal aber war der Ort der Handlung einer der fischreichen Canäle in dem wunderschönen Schloßgarten zu Nymphenburg:

ich hatte die Erlaubniß, dort zu fischen, durch die Gartenverwaltung erhalten.

Die Poesie dieses höchst stimmungsreichen, an Werktagen fast völlig einsamen Gartens, in welchem ich gar manche Stunde verträumt — zumal im Früh-herbst sind die goldbraunen Färbungen seiner Bäume von wunderbarer Wirkung, — verfehlte schon damals nicht ihres zauberischen Einflusses auf mich.

Viele Monate lag ich unter heftigen Schmerzen zu Bett: schon sollte der verkürzte rechte Fuß „gebrannt“ werden (eine bevorstehende Annehmlichkeit, welche ich, den man für schlafend hielt, aus den leisen Worten des Arztes erfuhr, ohne es die Aeltern merken zu lassen), als die Natur sich von selbst half und der Fuß sich wieder reckte. Allein es war nicht daran zu denken, daß ich das in so langer Zeit Versäumte in der Classe selbst würde nachholen können, um die Aufnahms-prüfung in das Gymnasium (Unter-Secunda) zu be-stehen: so ward ich denn im Herbst 1846 und im Winter 1846/7 zu Hause unterrichtet von dem

ganz ausgezeichneten Professor Kneuttinger, der kurze Zeit schon einmal in der II. Lateinclasse mein Lehrer gewesen war. Der ernste, ja strenge, aber tief gemüthvolle, phantasiereiche und vielseitig gebildete Mann gewann meine begeisterte Liebe: er weckte mir den Sinn für die Schönheit des Baues der griechischen, für die pompa der lateinischen Sprache und ich lernte nun um der Sache und um des geliebten Lehrers willen so eifrig bei ihm, daß ich im Sommerhalbjahr 1847 mit Leichtigkeit in der ersten Gymnasialclasse vorwärts kam.

Damals erhielt ich auch als Weihnachtsgeschenk den Schreibtisch, auf dem ich dies schreibe: in zäher treuer Gemüths-Anhänglichkeit an altvertraut Geräth, die den „Modernen" wahrscheinlich sehr einfältig erscheinen wird, hab' ich, wie gar manch andres Stück, auch jenen wohl für einen Knaben geeigneten, für einen so viel schreibenden Professor recht raumkargen Tisch von der Isar an den Main, vom Main an den Pregel, vom Pregel an die Oder mitgeführt.

Die „Klassenzeugnisse" von Lateinschule und Gymnasium gewähren unter allerlei „erziehlichen" Seltsamkeiten folgende Thatsachen:

		Latein	Deutsch	Arithmetik	Geographie	Kalligraphie (!) IV. (letzte!) Cl.	Geschichte	Religion
1842/43 I. Lat.-Classe	unter 60 Schülern der 27.	25.	17.	22.	19.	45.(!)	—	—
1843/44 II. Lat.-Classe	unter 44 Schülern der 16.	16.	18.	14.	8.	—	—	—
1844/45 III. Lat.-Classe	unter 45 Schülern der 15.	12.	15.	23.	—	—	1.	—
						Griech.		
1845/46 IV. Lat.-Classe	unter 40 Schülern der 16.	10.	13.	24.	—	25.	1.	—
				Math.				
1846/47 I. Gymn.-Cl.	unter 42 Schülern der 10.*)	6.	5.	15.	18.	25.	1.	1.
1847/48 II. Gymn.-Cl.	unter 42 Schülern der 9.	11.	8.	13.	6.	17.	1.	1.
1848/49 III. Gymn.-Cl.	unter 34 Schülern der 5.	6.	7.	9.	3.	9.	1.	1.

1849/50 IV. Gymn.-Cl. Zeugniß leider verloren, ich weiß nur noch, daß ich unter etwa 30 Schülern der dritte, in der Geschichte und in der Religion der erste war.

*) Nicht angegeben, da ich erst im Sommerhalbjahr eintrat; nach dem Ergebniß der Einzelfächer wär' ich der zehnte geworden.

Was nun die Noten anlangt, so sei nur meine schlechteste angeführt: in der „Kalligraphie" — ein schamloses Beschönigungswort (Euphemismus!) erhielt ich in der I. Lateinclasse die III. Note für den Fleiß „groß" (er war aber wohl klein!) und in dem Fortgang „gut!" — Eine himmelschreiende Lüge, welche dem vielgeplagten Schreiblehrer verziehen sein möge um des argen Verdrusses willen, den er mit uns auszustehen hatte: denn in der Schreibstunde waren wir immer am ungezogensten.

In der II. Classe war der Schreiblehrer aufrichtiger: er fand meinen Fortgang nur „mittelmäßig!" Von der III. Classe ab fiel die Kalligraphie fort — vermuthlich weil man uns von da ab für vollkommen oder für unheilbar hielt!

Sehr bezeichnend ist, daß meine „Fähigkeiten", die in der I. und II. Lateinclasse nur zweiten Ranges waren (II. Note „sehr viele"), von der III. Lateinclasse an auf einmal ersten Ranges (I. Note „vorzüglich") geworden waren und es nun — glücklicherweise —

geblieben sind (wenigstens bis zum Abgang vom Gymnasium!). Sie waren wohl anno 43—44 auch nicht geringer: aber die unglaubliche Faulheit, deren ich mir in diesen ersten beiden Jahren trotz der Note Fleiß II. (sehr groß: ausgenommen in der Kalligraphie!) mit Beschämung bewußt bin, mag sie wohl den Augen der sehr wohlwollenden Lehrer (Rauch: und in der Religion Wiesinger, dann in der II. Classe der sanfte, poesievolle von Biarowski, für den wir alle schwärmten, ein edler Martyr-Kopf, später der feurige Städelen) stark verschleiert haben, bis dann von der dritten Classe ab auch der Fleiß die erste Note („vorzüglich") erhielt, die er aber, glaub' ich, erst von der I. Gymnasialclasse ab recht verdiente, und in Arithmetik und Griechisch war der Fleiß auch später manchmal nur von zweiter Güte, während ich in Geschichte und Religion stets die I. Note gesteigert „mit Auszeichnung" davon trug.

Aus meinen Classenlehrern gedenke ich mit

dankbarem Herzen des hocheifrigen Michael Dausend in der III. und IV. Lateinclasse, der, ein wenig jähzornig, aber in glühendster Liebe zu seinem Beruf uns Alle mit sich fortriß und gegen meine vielen Schwächen ganz besondere Nachsicht übte: er hat mir das verlorene Selbstvertrauen wiedergegeben und mich auf das Liebevollste gefördert.

Aber der entscheidende Ruck nach oben trat doch erst ein im Laufe der Jahre 46—48.

Manchfache Gründe mögen hiefür zusammengewirkt haben.

Einmal erreichte ich ja damals erst das Alter, mit welchem die Meisten überhaupt erst in die Lateinschule eintraten, das 12. Jahr: ich war um 4 Jahre zu früh daran.

Dann mag das lange, einsame, schmerzenreiche Krankenlager vom Sommer bis gegen Winter 47 Manches in mir gereift haben: — insbesondere begann damals schon stark in mir hervorzutreten die mächtig idealisirende Wirkung der Ahnung eines drohenden

schweren Unheils, von der alsbald zu sprechen sein wird. Dazu kam der ausgezeichnete Einzel-Unterricht durch Professor Kneuttinger Herbst 46 bis Ostern 47.

Und vor Allem die einem Zauber vergleichbare Wirkung, welche auf mich übte — Homeros!

Abgesehen von der Geschichte (die erst mit der III. Lateinclasse in den Lehrplan eintrat), hatte kein Lehrgegenstand um seiner selbst willen meinen Eifer geweckt. Hätte man mich gefragt, weßhalb wir Latein, Griechisch, Mathematik lernen müßten, — vermuthlich hätte ich geantwortet, damit die Herren Professoren beschäftigt werden können.

Das ward mit einem Schlag anders, als ich nun Homer in der Ursprache zu lesen begann: der Inhalt beider Epen war mir zwar bereits aus Gustav Schwabs (selbst classischen!) „Sagen aus dem classischen Alterthum" bekannt: aber welche Fülle von überwältigender Schönheit und Kraft fluthete nun aus

diesen dem wogenden Meere vergleichbaren Hexametern auf mich ein!

Ich ward berauscht von dieser vollendeten Herrlichkeit der Sprache!

Ich ließ Tag und Nacht — bis die Aeltern wehrten — nicht mehr ab, die Ilias zu lesen und begann, als ich mit ihr zu Ende war, sofort die Odyssee: in zwei Monaten war ich mit beiden fertig. Sogleich fing ich von vorn wieder an, jetzt die Vossische Uebersetzung heranziehend und je nach einer Seite Griechisch dieselbe Seite Deutsch lesend. Gar oft noch hab' ich in solcher Doppel-Lesung meinen Homer durchgearbeitet. Homer und Shakespeare muß man in Zwischenräumen von ein par Jahren immer wieder lesen: der wechselnde Eindruck läßt uns die Wandelungen in uns selbst erkennen.

Nun ward ich ein guter Schüler. Die Poesie hat mich für die Wissenschaft empfänglich gemacht: »sic me servavit Apollo!« Der treffliche Professor, den

ich in der I. Gymnasialclasse erhielt, Herr Thum, wie Herr Rauch ein würdiger, warmherziger, wohlwollender, friedliebender, katholischer Geistlicher — von der guten alten Art, die seltner geworden sein soll im lieben Baierland — brachte uns die Odyssee von der Gemüthsseite und von der Idylle her nah: der göttliche Sauhirt war sein Liebling: noch tönt mir sein liebevolles, schwäbisch breit ausmalendes: »Εὔμαιε συβῶτα!« in den Ohren.

Bei Homer lernte ich sehen: das heißt die der Natur oder den Geschichts-Erzählungen gegenüber bereits vorhandene angeborne Fähigkeit, das Bezeichnende scharf zu erfassen mit dem Auge oder mit der Anschauung der Einbildungskraft, wurde nun durch die unvergleichliche Veranschaulichung bei Homer geübt, entwickelt, gesteigert: lobt man an meinen Schilderungen von Menschen oder Naturbildern die Anschaulichkeit: — Homer, Sir Walter Scott und der Münchener Hofbühne, wie sie von 1846 bis 1862 blühte, hab' ich dies Lob zu danken.

Homer erschloß mir nun auch für die anderen Classiker den Sinn: während in der Classe leider immer nur ein par Fetzen der Schriftsteller gelesen wurden (warum? weil auch in dem Gymnasium noch viel zu viel Zeit auf die Grammatik verwendet, nachgeholt werden mußte, was hierin in der Latein-Schule versäumt, nicht geleistet worden war), las ich zu Hause mit Leichtigkeit, zu meinem Vergnügen den ganzen Cornelius Nepos, beide Bücher Cäsars, beide Bücher Sallust's ganz, recht viel aus Livius (wenig aus Cicero: er schien mir eitel bis zur Fadheit!), von Tacitus so viel ich irgend auftreiben konnte: — mit Begeisterung gar oft die Germania (nicht ahnend, daß ich sie dereinst selbst erklären sollte), die ganze Aenëis, den ganzen Horaz, von Ovid, dessen glänzende Leichtigkeit der Form mich lockte, viel mehr als der Herr Professor würde gebilligt haben; unter den Griechen las ich von Sophokles Alles, von Aeschylos das Meiste, Thukydides mit Begeisterung — er wurde von dem ausgezeichneten Rector Hutter in der

Oberclasse vortrefflich erklärt und Monate lang rief er mich darin auf, da er gemerkt, daß ich ihn zu Hause bereits gelesen („präparirt") hatte, und zum Verdruß manches Schulgenossen lasen wir so in Einer Stunde gar viele Capitel — auch Demosthenes und Isokrates las ich gern: dagegen hab ich dem seligen Xenophon die Langweile seiner zurückgelegten Parasangen noch immer nicht verzeihen können; auch das ganze neue Testament las ich griechisch — von der schlichten Einfachheit der Rede mächtig angezogen — und daneben fing ich an, mich an Plato zu wagen.

Die nicht ganz geringe Begabung für Sprachen, geweckt durch den Genuß der fremdsprachlichen Dichtungen, trat jetzt in einem wahren Heißhunger für Sprachen hervor: ich lernte (bei Monsieur Périn) französisch, bei dem guten Mitchel Werthheim englisch — es ward unter den Neusprachen weitaus mir die liebste: und da ich erstaunlich viel Englisch las — zumal Shakespeare, den ganzen Sir

Walter Scott, Bulwer, Dickens, Thackeray, Byron, Burns, dann aber englische Literaturgeschichte von Chaucer bis Tennyson und Longfellow Jahre lang systematisch trieb, Percy's Relics großentheiles auswendig wußte, brachte ich es so weit, Balladen englisch zu dichten, die ich dann (schlechter als sie englisch waren!) in's Deutsche übersetzte. Seit aber 1848 ein reich begabter Jude, Herr Ludwig Neubauer, ein politischer Flüchtling aus Paris — ein wenig „Bohemian" — nach München kam, trieb ich eifrig bei ihm italienisch, spanisch und portugiesisch, während ich die sämmtlichen germanischen Sprachen (ausgenommen holländisch, das ich erst lernte, als meine Romane in diese Sprache übersetzt wurden) mit Leichtigkeit ohne Lehrer erlernte.

Seit dem zwölften Jahre führte ich ein Tagebuch, in welches ich jeden Abend unglaublich viel sentimentales Zeug schrieb, des Langen und des Breiten: allein die Zeit war doch nicht ganz weggeworfen: denn ich führte es jeden Abend in einer

andern Fremd-Sprache: also griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, englisch, schwedisch und dänisch.

Dazu trat seit der III. Gymnasialclasse (ebenfalls nur zu Hause) das Studium der deutschen Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung: also gothisch, altnordisch, angelsächsisch, althochdeutsch, altniederdeutsch und mittelhochdeutsch.

Der Unterricht im Deutschen in der Schule war herzlich schlecht: — bis ihn in der Oberclasse Hutter übernahm.

Die Deutsche Dichtung hätte den Schülern wirklich verleidet werden können durch die Weise, wie sie uns beigebracht werden sollte. Einmal erhielten wir die Aufgabe: „Lob der Mäßigkeit": 10 Strophen in je drei- und 3½füßigen Trochäen, mit folgenden (uns dictirten!) Reimen. Welcher Zopf-Dichter etwa des XVII. oder beginnenden XVIII. Jahrhunderts der Verfasser war, dessen Werk wir nachdichten sollten, — ich weiß es nicht. Mit

den übrigen Reimen kam ich leidlich zu Stande: aber mit den beiden das Ganze krönen sollenden Schlußreimen: „Bohnen — wohnen“ — wußte ich bei aller Zerquälung meiner Einbildungskraft nichts anzufangen: ich ließ die beiden Schlußzeilen weg, mit der wenig ehrerbietigen Rand-Bemerkung: „Unmöglich! Geht über's Bohnenlied“.

Aber Herr Professor Stanko belehrte mich — unter wohlverdientem Verweis für meine Keckheit —, daß einem echten Dichter wohl möglich sei, aus jenen Reimen den herrlichen Schluß des Gedichtes zu bilden: es mußte nämlich heißen (nach vorgängigem Lob des begnügsamen Minderbemittelten):

— „Und in seinen Bohnen
Wohnen Krankheit nicht und Tod,
Die in Torten wohnen!“

Mein schwacher Trost war, daß auch die etwa dreißig andern Mit-Dichter der Classe diesen Schluß nicht richtig getroffen hatten. Und noch heute geb'

ich mich dem Genusse von „Bohnen“ nicht hin, ohne, in heiterer Beruhigung des Gemüthes, sie mit den bösen Torten zu vergleichen, die ich ohnehin nicht mag, also leicht dem „gedunsenen Reichen“, der kurz vorher auftritt, überlassen kann.

Das Deutsche wurde so unverantwortlich vernachlässigt, daß es in einem ganzen Halbjahr jedesmal hieß: „die deutsche Stunde fällt aus, statt dessen — griechische Grammatik“: so wurde nur ein Einzig Mal Eine Stunde auf das Deutsche verwendet und zwar für eine „Scription“, aus der „gesetzt“ werden konnte, da eben in dem der Regierungsbehörde vorzulegenden Fortgangs-Bericht doch die Plätze der Schüler im Deutschen nicht leer gelassen werden durften. Und gerade diese Classe hieß nach der noch von den Jesuiten herrührenden Bezeichnung „die Poesie“! Bohnenstroh hätte sie heißen sollen. Der Unterricht im Deutschen war überhaupt (ausgenommen des von Steininger, Kneuttinger und Hutter ertheilten) viel schlechter als in

allen andern Fächern. Und doch hatten wir an dem Rector der Lateinschule Beilhack, wie später an Hutter, Männer, die gerade für Deutsche Literatur hervorragende Neigung und reiche Kenntnisse in deren Geschichte besaßen.

XVI.

In diese Zeit etwa fällt ein kleines Erlebniß, das für die allmälig schärfer hervortretende Eigenart des zum Jüngling reifenden Knaben bezeichnend scheint.

Während des Umbaus des Hauses (oben S. 36) war mein Bett vorübergehend an ein Fenster gerückt worden; das Fenster ward gegen Abend von den Bauleuten zerschlagen, lange Glassplitter geriethen unvermerkt in das Bett und ich stieß mir in der Nacht einen sehr langen Splitter nahe am Knöchel in die Innenseite des rechten Fußes, blutete stark, zog mir aber den Splitter selbst aus der Wunde und ging, ohne von dem Vorfall zu sprechen, in die Classe. Ich war schon damals hart gegen mich. Aber ich verspürte heftige Schmerzen bei'm

Auftreten: nicht eine Klage, das Hinken verrieth mich. Der Arzt (— es war derselbe, der nach Aussage meines Erretters aus seinen Händen, des alten Rothmund, durch falsche Behandlung nahezu mich für's Leben zum Hinkebein gemacht haben würde, hätte er nicht zu meinem Glück plötzlich ein Glied der Königsfamilie auf einer Reise begleiten müssen, worauf Rothmund ihn vertrat —) untersuchte die eiternde Wunde, fand nichts und ich hörte — unbemerkt — wie er zu den Aeltern sagte, ich hinke wohl nur, um nicht in die Classe gehen zu müssen. Ich ergrimmte stumm, aber furchtbar und ging noch zwei Wochen unter Höllenqualen in die Classe, bis ich umfiel und der Stiefel von dem geschwollenen Fuße geschnitten werden mußte.

Jener Aeskulap war wieder zur Erhaltung eines prinzlichen Lebens auf Reisen: der treffliche Hofmedicus Dr. Koch, dem ich auch später (1861/62) die rettende Behandlung in einer schweren Lungenentzündung danken sollte, ward geholt, er untersuchte die Wunde

(was nicht wohl that) und zog daraus — einen halbfingerlangen Glassplitter. Er erklärte es für ein Wunder, daß ein Mensch mit dieser Schneide im eiternden Fuß habe gehen können. Es war aber kein Wunder gewesen, sondern nur mein fester Wille, der später noch wiederholt Dinge durchgesetzt hat, welche die weisesten Philister für unerreichbar erklärt hatten.

Es herrschte in der Classe vom Gymnasium an, dessen Schwelle gar manche der roheren, aus ungebildeten Familien hervorgegangenen Schüler nicht überschritten, ein schöner kameradschaftlicher Geist, eine neidlose Treugesinnung, welche auch durch das für diese nicht günstige Setzungs- und Preisvertheilungs-Wesen nicht getrübt werden konnte.

Die nachstehende kleine Geschichte gereicht dem zum Beweis und meinen Mitschülern zu hoher Ehre. Ich war in der II. Gymnasialclasse gleich zu Anfang des Halbjahrs, in welchem zuerst Mathematik gelehrt wurde, erkrankt und etwa sechs Wochen aus der Classe geblieben. Als ich wieder eintrat, stand — zwei

Tage darauf — die erste Mathematikscription bevor. Ich hatte nun nicht die entfernteste Ahnung von Mathematik: — weniger als von Chaldäisch, von dem wußte ich doch, es war eine Sprache. Wohlmeinend riethen mir mehrere Cameraden, ich solle um Befreiung von dieser Scription bitten. Allein das kam mir feige vor, und als ich auf die Frage, wie weit man in dem Lehrbuch gekommen sei, erfuhr, nur wenige Seiten, da lachte ich und sagte, mit meinem guten Gedächtniß könne ich bis übermorgen das Sechsfache — auswendig lernen. Und auswendig lernte ich denn auch die par Seiten bis auf jeden Buchstaben! Nun könne es mir nicht fehlen, meinte ich. Als nun die Scription begann und in lauter Rechnungsaufgaben und in Fragen bestand, welche der Lehrer, außerhalb der Sätze des Schulbuchs, aufgeworfen hatte, stutzte ich freilich ein wenig: aber bald faßte ich mich und schrieb den ganzen auswendig gelernten Inhalt jener par Seiten flott weg auf das Blatt. Wie nun aber die Scription „herauskam“, das heißt

aus derselben „gesetzt“ und das heißt die Reihenfolge der Plätze nach der Zahl der verbrochenen Fehler bestimmt wurde, da begann der Lehrer — es war der von uns schwärmerisch geliebte geniale E. Müller, Bruder des vortrefflichen Orientalisten Marcus Müller, — mit seinem leuchtenden Auge, welches das edle Antlitz verklärte, über uns hin blitzend, eine kurze Vorrede zu halten, etwa folgenden Inhalts: „Bevor ich die Plätze angebe, muß ich die ganze Classe fragen, ob sie die eingereichte Arbeit eines Schülers gelten lassen will, der offenbar in jener Stunde von Gott und aller Mathematik verlassen war. Nur ein Irrsinniger kann dieses Blatt beschrieben haben“: — er hob es empor: ich erblaßte: ich erkannte die aufrecht stehenden Buchstaben.

„Der Betreffende,“ fuhr er fort, „zählt zu den besseren Schülern. Gilt aber diese Scription gegen ihn, in der er mit Strahlenglanz der Letzte würde und in der ich ihm X —“ er nannte eine unglaublich hohe Zahl! — „Fehler anrechnen müßte, so würde

er durch diesen Schlag für das ganze Schuljahr unter die Letzten geschleudert. Es ist der Dahn. Soll die Scription gegen ihn gelten?“

„Nein, Nein!“ schrieen alle — bis auf zwei.

Der Eine, der mit Ja stimmte, war ich; der andere hieß — Johannes Huber.

Nun wurde also gemäß überwältigendem Mehrheitsbeschluß das unselige Blatt, das von der rothen Tinte des Professors in ein Schlachtfeld verwandelt war, zerrissen; mir stürzten die Thränen aus den Augen! Zu Hause ließ ich mich nun von dem viel getreuen Heinrich Engert in die Geheimnisse der Mathematik einführen, stand — es war Sommer — morgens um 2 oder 3 Uhr auf, studirte, zeichnete und rechnete „wie doll“ bis zu dem Schulgang und wurde in der nächsten Mathematikscription der Dritte.

Ein hübsches Zusammenhalten — sogar bis zur Nothlüge! — erwies die Classe zu meinen Gunsten auch in folgendem Fall, in dem mich Gott Mercur oder Odhin, die ja beide manchmal die Wahrheit

der Ueberlistung des Gegners opfern, handgreiflich gerettet hat.

Es war ein heißer Sommernachmittag, was uns selbstverständlich nicht abhielt, vor Beginn der Lehrstunde in dem Classenzimmer zu „raufen“: ein beliebtes Wurfgeschoß war dabei eine alte, staubige, auf steife Pappe gespannte Schulcarte von Europa, die wir uns lustig an die Köpfe warfen. Eben hatte ich sie einem der Feinde scharf seitwärts — das thut am meisten weh! — gegen die Wange geworfen, als sie abprallte und durch das offne Fenster in den Hof hinab flog. Sofort wollte ich hinab, sie zu holen, — da — o weh! — ging die Thüre auf, Professor Steininger trat ein, bestieg den Lehrstuhl und die Stunde begann. Ich nahm mir vor, alsbald unter irgend einem Vorwand hinaus zu gehen, den ehrwürdigen Pappendeckel aus dem Hofe herauf zu holen, wo ihn andere böse Buben weiter mißhandeln oder gar der Hausmeister finden und als Beweismittel herauf schleppen konnte: —

denn die Angabe unserer Classe stand deutlich darauf: ich wollte sie in der offnen Holzlege verstecken und nach Steiningers Abgang wieder an die Tafel hängen. Aber plötzlich — o Schreck und Entsetzen! — wieder ging die Thüre auf und herein schritt mit puter-rothem Zornkopf der Herr Rector selbst! Fröhlich hieß er: aber wir zitterten vor ihm, denn er war sehr streng, niemand hatte den „Fröhlich" jemals lächeln sehen: er war ungleich mehr gefürchtet als geliebt, was ihm aber nicht unerwünscht schien. Der Schreckliche also erschien, in der Hand die alte Europa: — und ach! wie sah diese aus. She was a fright, I declare! Die unselige alte Schachtel war in den hart unter unserm Fenster lieblich rinnenden Brunnen gefallen und Wasser, Kreide, Staub, die in einander ver-waschenen Farbengrenzen aller Großmächte, der vierunddreißig deutschen Staten, kurz von ganz Europa, von Gibraltar bis Ostsibirien, hatten mit-einander ein scheußliches Bild der Zerstörung zu Stande gebracht. Mir stockte der Athem! Ich war

noch nie bestraft worden: — nun wenigstens Carcer, wenn nicht Dimission. Meine armen Aeltern!

Aeußerst überrascht blickte der wackere Steininger auf den zornigen kleinen Rector und jene „Dämmerung" unseres Erdtheils: er hätte gern das Drohende von seiner Classe abgewendet: aber die Hausmarke „II. Gymnasialclasse B" sprach zu deutlich!

Mit leiser, heiserer Stimme begann der greise Zorngott: — das war noch viel unheimlicher als das dröhnende Brüllen, welches der riesige Beilhack, dem homerischen verwundeten Ares vergleichbar, in solchen Fällen zu erheben pflegte, daß die Fensterscheiben klirrten! — Ganz tückisch, verhalten, fragte nun der Rector, „wer „das" — dabei hob er das triefende Heiligthum in die Höhe — gethan?" Tiefstes Schweigen. Alle wußten es, keiner sprach, auch der nicht, der es am Besten wußte: denn er scheute die Schmach des Carcers und der Aeltern Gram und den dann verwirkten „Religions- und Sittlichkeits"(!)-preis. Jetzt blitzten die kleinen Augen des kleinen Männleins

— wie ein böser Zauberzwerg erschien er mir — und nochmal fragte er: „Wer ist der Frevler? Gebt ihr ihn nicht an, erhält die ganze Classe für Samstag Nachmittag und für drei Sonntage Hausarrest.“

Und sie schwiegen doch, die wackern Jungen, auch Johannes Huber. Aber Einer stand nun auf: — „ich“ stammelte er. »Allez, Allez!« schrie da der Alte plötzlich ganz laut, packte mich am Aermel und zerrte mich mit aus der Stube: noch einen Blick warf ich auf meinen geliebten Steininger: — der zuckte die Achseln wie weiland Pontius Pilatus, nur daß ich nicht unschuldig litt.

Der Schreckliche stürmte dahin, in der Linken Europa, in der Rechten mich. Wie ich über den langen Gang und die Treppe hinab in das Unheil drohende Gemach gelangte, oberhalb dessen Thür auf schwarzer Tafel das Wort „Rectoratszimmer“ geschrieben stand, — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß keiner fröhlich je von Fröhlich schied. Scheu, auf leisen Sohlen huschten wir an der Pforte vorüber, deren Inschrift

wir uns längst in das Italienische übersetzt hatten: nämlich: „lasciate ogni speranza, voi, ch'entrate“. — Und da mußte ich nun hinein! Den Speerwürfen der vereinigten Gustel sah ich ruhigen Auges entgegen: — aber feige Furcht lähmte mir die Kniee vor diesem alten Herrlein. — Er that auch gleich das Aergste, was die Sage über jenes Gemach flüsterte: er ließ ein Protokoll aufnehmen. O Protokoll! Du Donnerwort! Wir wußten nicht recht, was ein Protokoll war: — aber wenn über Einen ein „Protokoll“ aufgenommen war, dann sahen wir ihn an, wie Einen, den der Götter Zorn durch Blitz gezeichnet. Es erschien auf heiseres Geheisch des Tyrannen der Herr Gymnasialsecretär aus der nächsten Stube: wenig ansehnlich, in schmutzigem Frack, mit Leinwandschreibärmel, er roch stark nach kaltem Tabak, was mir van jeher besonders unangenehm war, da ich nicht rauche, nur aus Nothwehr in „Walhall“ rauchen mußte — wovon später. Er maß mich mit einem Blicke, wie ich ihn bisher nur auf dem Theater

an Lord Burleigh gegen Mary, queen of Scots, erlebt hatte und hielt sich bereit, auf der aus einem „Kaunitz-Schrank“ mit lautem Gerassel hervorgeschobenen Schreibtischplatte mein Geständniß — wie er wähnte! — und mein Urtheil zu verzeichnen. Der Rector begann das Verhör. Ich aber überlegte in meinem unsträflichen Herzen, daß ich, wenn ich der Wahrheit gemäß als Grund des europäischen Unglücks „das Raufen“ angab, auch wohl die Mitraufer angeben mußte, da allzuwenig wahrscheinlich war, daß ich deren Namen schon vergessen oder daß ich mit mir selbst gerauft und mir soviel Grade nordöstlicher Breite selbst an den Kopf geworfen hätte. Und unsere Classe hatte ohnehin schon wegen des heidenmäßigen Raufens vor Beginn der Stunden so üblen Leumund! Ich log also, aber — gewiß ist's wahr! — mehr um der Andern als um meinetwillen: mit mir war es ja doch so wie so aus. Ich sagte, die Karte sei sehr staubig gewesen — und das war die reine Wahrheit, wie der durch den Brunnen-Neck

in Schmutz verwandelte, in weißgrauen Tropfen auf den Rectoratsteppich triefende ehemalige Kreidestaub darwies: — ich hätte sie an dem Fenster ausgeklopft und dabei sei sie mir aus der Hand geflogen: — letzteres war wieder wahr! — daß Europa dabei in's Wasser fallen solle, sei durchaus nicht meine Absicht gewesen und ich sei von ihrer sofortigen Wieder-Erhebung nur durch höhere Gewalt und den Beginn der Lehrstunde abgehalten worden. Alles — bis auf eine Kleinigkeit — wahr! Gleichwohl schüttelte der Ungläubige den kahlen Kopf: „höchst unwahrscheinlich!“ meinte er. „Indeß — „nous verrons“. Dies Französisch war mir wieder eben so zuwider und unheimlich wie das vorgängige »Allez, Allez!« Er führte mich, europamüde das corpus delicti liegend lassend, wieder in die Classe hinauf, das Protokoll in der Linken, mich in der Rechten. Bevor er aber dort das Wort erheben konnte, sprach Steininger: „Herr Rector! Die Sache ist doch nicht so schlimm. Die ganze Classe hat einstimmig ausgesagt, der Dahn

wollte die Carte, die recht staubig gewesen sei — „und sie war staubig"! betheuerte der treue Held — am offnen Fenster ausklopfen und dabei ist sie ihm —"

Der Rector gab mir lächelnd einen leichten Schlag auf den Kopf: „Sie haben Glück, Felix, Nomen et Omen! Aber bitte, überlassen Sie die Sorge für die Reinlichkeit in der Anstalt fortab mir." Sprach's und ging. Und Steininger lachte voran, wir Alle nach, und Alle staunten: denn wir hatten den Herrn Rector lächeln sehen.

Bevor ich aus diesen heiteren Schülergeschichten zu viel ernsteren Dingen übergehe, sei kurz aus der III. Lateinclasse noch eine Rauferei erwähnt, bei der Herr Rector Beilhack selbst betheiligt war.

Dieser, ein Hüne an Höhe und Brustbreite, mit einer gewaltigen (sehr rothen) Adlernase und hell blitzenden Blauaugen — ein trefflicher Lehrer des Deutschen, den ich nur leider nie als solchen zu erhalten das Glück hatte — war zwar auch gefürchtet, und mit Recht! Denn er kam gewöhnlich

nur, wie ein Taciteischer Gott, um zu strafen in die Classe, brüllte dabei, wie oben sehr wahrheitsgemäß geschildert, und sollte auch gelegentlich mit seinen schneeschuhbreiten Händen fürchterlich zuschlagen können, was ich aber nie gesehen. Wenn er schrie: „das sind Lumpe!“ (nicht „Lumpen“, und jene starke Form machte Furcht und Schrecken noch stärker) „Lumpe sind's!“ (nämlich solche, welche die Rectorats-Scription von Andern abgespickt hatten), dann erdröhnte das Haus. Aber wir „fürchteten und liebten“ ihn, wie es im Katechismus Luthers heißt: denn er konnte auch gar grundherzensgütig sein.

Eines Nachmittags von 1¾—2 Uhr rauften wir natürlich wieder. Der Spaß bestand diesmal darin, daß die Stärksten, darunter Engert und Sölch, ein ganzes Rudel von uns Schwächeren zur Thüre hinaus geworfen hatten und unsern Versuchen, die Thüre zu öffnen und wieder einzudringen, heldenhaften Widerstand entgegen setzten. Das gab nun den allerschönsten Heidenspektakel: draußen und drinnen

lautes Gelächter, Siegesgeschrei und Wuthgeheul: Piloty, Greiß und ich gehörten zu den Hinausgeschmissenen und nunmehrigen Belagerern. Auf einmal stürzte Schneider todtenbleich von der Treppe her: „Flieht!“ rief er. „Der Rector über uns! Beilhack selbst!“

Und wir stoben davon, nach dem andern Ende des Ganges. Wohl rief vorher ich, riefen noch ein par Andre den Kameraden hinter der Thüre zu: „macht doch auf! Der Rector.“ Ein schallendes Hohngelächter ward uns zur Antwort: die siegestrotzigen Helden da drinnen hielten das für eine Kriegslist und stemmten sich gegen die Thüre ungefüger als je. Da flohen wir! Beilhack — er hätte uns unmöglich einholen können! — ließ uns laufen: „ich entdecke sie doch“, mochte er mit arger List brüten, „bin ich erst drinnen und fehlen sie“.

Und nicht ohne Grund empört über den Kampflärm, der auch in den Nachbarclassen den Frieden seiner heiligen Hallen störte, packte der Riese die

Thürschnalle und wollte ohne Weiteres hinein. Aber da kam er an die Unrechten! Mochten Engert und Sölch sich über die plötzlich so gewachsene Kraft von uns Kleineren wundern: — sie wichen nicht. Angestemmt mit den Schultern hielten sie die Thüre, die nach Innen aufging, mannhaft noch mehrere Secunden zu und lachten Hohn. Allein gar bald verging ihnen fürchterlich das „Segeprahlen". Schließlich war der gewaltige baumstarke Mann von vierzig Jahren, gereizt durch den wahnsinnigen Versuch, den Rector aus seiner eignen Schulstube zu sperren, doch den tapfern Knaben von 14 Jahren allzu überlegen: krachend flog die so mannhaft vertheidigte Thür nach Innen — wir sahen, verschüchtert, von ferne, dem Kampf um die III. Classe zu, voller Angst um die Genossen — hinein fuhr der rothnasige Riese, packte die beiden nächsten Vertheidiger mit je Einer Hand und stieß ihnen — to begin with — die Köpfe zusammen. Ach, es war der rothborstige Sölch, weder durch Schönheit der Gestalt, noch durch Feinheit

des Geistes hervorragend, aber durch Alter und Vierschrötigkeit — und du warst es, o Heinrich, königlich bairischer Gerichtsarzt im Thale der Amper! —

Durch die von einem unerbetenen Helfer eroberte Thüre nahmen nun auch wir versprengte Belagerer wieder unsern durchaus nicht triumphirenden Einzug.

Die Folgen waren nicht so schrecklich wie wir gefürchtet. Carcer bekam keiner, wir Alle einen improvisirten Rectoratsverweis, daß uns die Trommelfälle hätten platzen mögen, ein par Rädelsführer der Vertheidiger wurden zu Protokoll verwarnt: — aber weiter geschah uns nichts. Der dem Humor voll zugängliche Mann mußte doch wohl selbst darüber lachen, daß ihn seine eignen Oberquartaner kämpflich angegangen hatten.

XVII.

In der dritten Gymnasialclasse traf uns das Unglück sehr häufigen Wechsels der Lehrer in fast allen Fächern: Stanko, Worlitschek, Kneuttinger (der, viel beklagt, bald darauf starb) lösten einander in rascher Folge ab: zuletzt kam Kurz, ein höchst anregender blutjunger Herr, dem wir bösen Buben leider nicht genug folgten: das Ergebniß war, daß wir Alle nicht so tüchtig fortschritten, wie wir in den beiden vorhergehenden Classen begonnen hatten.

Die an sich so thörige Verkoppelung des Geschichtsunterrichts mit der Religionslehre sollte durch Zufall für mich sehr günstig ausfallen. Denn von der II. Gymnasialclasse an erhielt ich dadurch zum Geschichtslehrer einen jungen protestantischen Vicar,

der auf meine Entwicklung höchst förderlich eingewirkt hat: Ernst Luthardt, der ja später ein hervorragender Führer des rechten Flügels der lutherischen ecclesia militans werden sollte.

Dieser glänzend begabte Mann, eine gewinnende und beherrschende Persönlichkeit, kraftstrotzend, im vollen Feuer jugendlicher Begeisterung wie für seinen geistlichen, so auch für seinen Lehrberuf, spürbar aus tiefster Ueberzeugung für Christenthum und Protestantismus erglühend, machte auf uns Alle den gewaltigsten Eindruck. Meine Einbildungskraft malte sich die starke Gestalt mit dem bedeutenden Kopf, dem scharf und doch auch wieder schwärmerisch sanft blickenden blauen Auge in allerlei geschichtlichen »avataras« aus: ich sah ihn mit Sanct Winfrid in das Dunkel der frisischen Sumpfwälder das Kreuz tragen oder als zweiten Luther allein in eine Stadt einreiten so voll von Teufeln wie von Ziegeln auf den Dächern. Ich gewann ihn leidenschaftlich lieb in dankbarer Begeisterung. Schon ihm

zur Freude würde ich in seinen beiden Lehrfächern auf das Eifrigste gearbeitet haben, hätte mich nicht die eigene Lust zu der Sache fortgerissen. Während die früheren Geschichtslehrer sich darauf beschränkt hatten, uns die Lehrbücher von Beck und von Kohlrausch auswendig lernen und herunter schnurren zu lassen, ohne ein Wort der Anregung, der Erläuterung, der Ergänzung — woher nehmen? poor fellows as they were! — ließ Luthardt das Lehrbuch fast ganz bei Seite und gab uns, wohl vorbereitet, in freier Rede einen Vortrag, dem eines Hochschulen-Lehrers ähnlich, welchem wir begeistert lauschten und doch mit Leichtigkeit nachschreibend folgen konnten.

Die Thatsachen als aus dem Lehrbuche bekannt voraus setzend, suchte er uns „die Bedeutung" der Persönlichkeiten und der Geschehnisse klar zu machen, und zum ersten Mal hörten wir neben den Kriegen und Schlachten und Regierungswechseln auch von Verfassung, Sitte, Bildung, Kunst und Leben der Völker. Mein Freund Julius Greiß und ich, wir

wetteiferten nun um den ersten Platz in Geschichte und Religion mit solcher Hitze und mit solchem Erfolge, daß wir gar manche „Geschichtsscription“ mit der Note „ohne Fehler“ beide als die Ersten erledigten: ward einmal einer der zweite (das war meist ich!), so geschah's, weil er einen Beistrich ausgelassen hatte. Der Dritte war nie einer von uns! Der Dritte war meist Clemens Piloty.

Die letzten Nächte vor der Geschichtsscription konnte ich vor Aufregung nicht schlafen.

Früh am Wintermorgen — um 2 oder 3 Uhr — machte ich Licht, sorgfältig vorher das Schlüsselloch verschließend, daß nicht ein verrätherischer Strahl in das Schlafzimmer der Aeltern falle, welche mit Recht solche Ueberreizung bekämpften, und wiederholte nun Stunden lang den in der „Scription“ zu bearbeitenden Stoff.

Wie tief diese Eindrücke in die Knabenseele drangen, erhellt daraus, daß ich noch jetzt zuweilen träume, morgen sei Geschichtsscription und ich wisse

noch nicht alle Feldzüge Heinrich I. gegen die Slaven den Jahrzahlen nach auswendig, während sie Julius vorwärts und rückwärts her sagen könne.

Waren wir nun in der Geschichte ganz gleich, so gab Luthardt, der ja nur über Einen Geschichtspreis zu verfügen hatte, Einem von uns zum Trost den Religionspreis: — meist Julius, der ungleich sanfter war als meine „Impetuositas", wie mich der geliebte Lehrer nannte, und daher den „Preis in der Religion und Sittlichkeit" mehr gewiß als ich verdiente: der Andere ward dann in jenem Fach, in welchem er nicht den Preis erhielt, für „preiswürdig" erklärt: — ein idealer Zahlungs-Ersatz.

Es ist mir, wie bereits mit Rührung anerkannt, das hohe Glück geworden, daß mir — mit sehr, sehr wenigen, freilich bitter traurigen Ausnahmen! — alle Menschen, die mir jemals näher getreten und werth geworden, Weiblein und Männlein, bis heute in Liebe und Freundschaft verbunden

geblieben sind, so weit auch oft, was die Männlein anlangt, unsere politischen, philosophischen, religiösen Anschauungen und Neigungen auseinander gingen. Und so hat denn auch bis zur Stunde ein schönes Band der Freundschaft meinen hoch verehrten Lehrer Ernst Luthardt und mich verknüpft gehalten, obwohl ihm ja meine spätere Entwicklung in philosophischen und religiösen Dingen wenig Freude machen konnte: aber der Vorkämpfer des strengsten Lutherthums und „Odhin von Asgardh", wie mich die Freunde neckend nennen, sind treue, gute, herzvertraute Freunde geblieben (was freilich ein lutherischer Hauptpfaff, lutherischer als Luther und luthardtischer als Luthardt, „unbegreiflich und unverzeihlich von Luthardt fand"): ich habe der Gestalt des begeisterten, glaubensstarken, todesmuthigen und durchaus nicht muckerischen Mannes ein Standbild gesetzt in „Hluthart, dem wackern Mönch aus Frankenland" in „Odhins Trost".

Was nun gerade die Religion anlangt, so hat

Luthardt auch auf diesem Gebiet stark auf meine Entwicklung eingewirkt: — freilich mit ganz anderem als dem angestrebten Erfolg.

Ich war ein tief religiöses, ein schwärmerisch frommes Kind gewesen. Ohne Zwang zu häufigem Kirchenbesuch hatten die Aeltern die gefühlsinnige Gläubigkeit des Knaben geweckt und gefördert. Die Natur zuerst hatte die Ahnung, die Verehrung des Göttlichen in mir geweckt: — die Pracht des winterlichen Sternenhimmels, das Erwachen des Frühlings, die Großartigkeit unserer Gebirgswelt, welche ich vom fünften Jahr an jeden August bis October zuerst am Tegernsee, dann aber auf der poesie-umflutheten Frauen-Insel des Chiemsees, später bei sehr zahlreichen Bergbesteigungen — mit Uebernachten in den Sennhütten und wunderbaren Sonnen-Auf- und -Untergängen — kennen lernte.

Ich weiß, daß ich im hohen Gras meines Gartens stundenlang in den blauen Sommerhimmel hinauf schaute, immer heißer steigernd die Sehnsucht, Gott

von Angesicht zu schauen, bis ich zuletzt glaubte, nun müsse sich der Himmel öffnen. Und als einmal, während ich in solcher Verzückung betete und träumte, plötzlich hoch über mir von Norden her ein gewaltiges Schwingenpar, hell wie Silber glänzend und blitzend im Sonnenschein, daherrauschte, — da glaubte ich wirklich, ein Erzengel fliege heran, von Gott gesendet, mich zu ihm zu tragen. Es war ein aus dem Park zu Biederstein entflogener Schwan. — Mein Vertrauen auf die Kraft des Gebetes war so stark, daß ich außer dem täglichen dreimaligen Gebet bei jedem mich stärker bewegenden Anlaß: bei leichtem Unwohlsein der Aeltern, eines Freundes, ja auch etwa eines Rothkehlchens, oder deßgleichen vor einer schweren Mathematikscription oder falls ich einen besonders geliebten Pfeil verschossen hatte, ohne Weiteres auf den lieben Gott mit meinem Gebet eindrang.

Diese Frömmigkeit wurde auch lange Zeit nicht verstört durch den — Religionsunterricht.

Leider muß ich mich so ausdrücken: es geschieht ohne Spott, aus Ingrimm.

Denn dieser Unterricht war ganz dazu angethan, durch Formelkram und Auswendiglernerei das echte religiöse Gefühl zu ersticken. Ich erinnere mich genau, daß es zuerst gewisse Geschichten aus dem alten Testamente waren, die mich stutzig machten: die von Gott befohlene Unterschlagung („Hinterziehung", k. und k. österreichisch-ungarisch) des ägyptischen Silbergeschirrs, die Erstgeburt- und Vater-Segen-Erschwindelung, die Rachsucht des kahlköpfigen Propheten an den semitischen Max und Moritz Buben und Aehnliches. Aber unangetastet von allen Zweifeln blieb mir noch lange Zeit das neue Testament und die in ihrer rührenden Sanftmuth erschütternde Gestalt Christi, — obwohl sich in mir wie in jenem Chlodovech die germanische Kampffreude grimmig regte, wenn die wenig waffenfrohen Jünger schliefen und bei der Verhaftung ihres Gefolgsherrn nur Einer das Schwert zog. Ich habe

später an Sanct Petrus (und zumal dessen Nachfolgern) nicht immer Alles erfreulich finden können: — aber um jenes Schwerthiebs willen hab ich ihm Viel nachgesehen.

Jedoch allmälig kam der Zweifel, der grundsätzliche.

Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen: ich möchte um keinen Preis Leser, zumal Leserinnen, im etwaigen Wanken bestärken, die noch den Ankergrund des Glaubens nicht ganz verloren haben: könnte ich ihnen doch — hier — keinerlei Ersatz bieten. Und die Qualen des sich zergrübelnden Geistes, die Kämpfe des ringenden Gewissens, in welche ich schon als zwölfjähriger Knabe verstrickt wurde, möchte ich jedem und jeder erspart wissen. Bei meiner fast schwärmerischen Frömmigkeit, bei der glühenden Seelensehnsucht nach Gott erschien mir der immer wieder sich aufdrängende Zweifel als schwere Sünde, die ich unter heißen Thränen — Nachts im Garten auf dem

Rasen knieend und zum Sternenhimmel empor-stöhnend — bereute, um sie alsbald — wieder be-gehen zu müssen. Ja, zu müssen. Denn wahr-lich nicht aus Leichtfertigkeit, etwa gar, um die Furcht vor dem Rächer der Sünde abzustreifen, nur aus innerster Nothwendigkeit des schwer ringenden Gedankens heraus, unter unschilderbaren Qualen, fühlte ich mich immer weiter abgedrängt von jenen poesiereichen, beruhigenden Vorstellungen, welche lange mir ein wahrhaft himmlisches Gefühl der Gottes-Kindschaft gewährt hatten.

Ich deute hier nur einige der stärksten Zweifels-gründe an: die Erschaffung der Menschen trotz der Voraussicht des unvermeidlichen Sünden-Falles, die Opferung des sündenlosen Sohnes für die sündige Menschheit — zumal aber die Zumuthung, meine eigenste Schuld durch den Tod eines Schuldlosen als gesühnt anzusehen, — das unaufhörliche Leiden der sich selbst zerfleischenden Thierwelt, welches mir mein Garten stündlich vor Augen stellte (all das

durch Eva's Apfelbiß herbeigeführt!): — das waren die Anfänge. Aber dazu trat, jemehr ich von Weltgeschichte und von der Lebensgeschichte Einzelner erfuhr, der zermalmende Eindruck des *schuldlosen Unterganges* so vieler Völker und Helden, das unverschuldete Leiden und Erliegen des Edeln, Zarten, Schönen gegenüber dem Schlechten, Bösen, Roh-Gemeinen. Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, als mich der Untergang des Heldenkönigs *Teja* und seiner Gothen am Vesuv mit traurigen, schmerzvollen Zweifelfragen erfüllte. Den Sommernachmittag hindurch vertheidigte ich selbst als König Teja, im Adlerhelm und mit der langschaftigen Streitaxt und dem schwer zerhackten Schild, den Engpaß am Milchberg — die Schmalpforte der Kegelbahn — mit grimmen Hieben gegen die speertragenden Leibwächter des Narses — den Zenger- und den Monten-Gustel: — waren sie aber fort, die lauten, fröhlichen Gesellen, und schwebte mit der versinkenden Sonne der Schatten jenes wehmuthvollen

Todesgefühles in meine Seele, wie auf den nun in Dämmerdunkel getauchten Garten, — dann legte ich Helm und Schild und Axt von mir und warf mich in tiefstem Weh in das dichte Gras und schluchzte zu den Sternen hinauf: „Warum? Warum, o gerechter Gott, wenn du da droben waltest, warum mußte vor Verrath und Tücke König Teja fallen und sein Volk?"

Als nun aber — freilich nur in meinem heißen Kopf, nicht als Lehrfach in der Schule — vergleichende Religionsgeschichte anfing, als ich sah, wie die Religionen alle den Ausdruck ihres Volkscharakters oder ihrer Culturstufe an sich trugen, wie sie alle die gleichen Wunder ihrer Götter oder Propheten oder Stifter oder Heiligen als Beweise für ihre ausschließende Wahrheit anführten, wie der fromme Jude unter Titus so überzeugungsfreudig für seinen allein richtigen Glauben in den Tod gegangen war, wie der Christ unter Diokletian oder der Sachse unter dem blutigen Karl oder der Saracene gegen

den Kreuzfahrer, da vollzogen sich — wider meinen ankämpfenden Willen, wider das zuckende Herz — Schlußfolgerungen, die ich bitter beklagte, aber nicht abwehren konnte mit Schild und mit Streitaxt.

Gott, Freiheit, Unsterblichkeit: — nur diese drei letzten Kleinode noch hatte ich aus dem einst so reichen Schatze meines Glaubens gerettet, als ich — gleichzeitig — in die Präparandenschule für die Confirmation und in den Religionsunterricht Luthardt's eintrat.

Da ergab sich nun ein klaffender Widerspruch.

Meine Aeltern hatten es sehr wohl gemeint, als sie meine Confirmation weit über die sonst übliche Altersstufe hinaus schoben: ich sollte vollreif sein für diese Eindrücke, und daß ich etwa nur zu reif dafür werden möchte, war bei meinem so glühenden und innigen religiösen Gefühl nicht zu besorgen. Die ersten aufsteigenden Zweifel und die darauffolgenden Kämpfe hatte ich den Aeltern mit begreiflicher Scheu sorgfältig verborgen: nur Julius Greiß

und Heinrich Engert, beide in ähnlichen Wandlungen begriffen, waren meine Vertrauten.

So kam es, daß ich, der Gymnasiast, über den Präparanden-Unterricht, wie er für meine erheblich (4—6 Jahre) jüngeren, auch wohl minder begabten und minder gebildeten Mitschüler aus der Volks-, der Gewerbe-, der Lateinschule eingerichtet war, weit hinaus gereift war: mit Widerwillen, ja mit Ekel hörte ich zu, wie die verschiedenen Mirakel in gröbst sinnlicher Fassung hier eingebläut und abgefragt wurden: als ich im Anfang durch zweifelnde Fragen meinem Gewissen Luft machen wollte, ward ich barsch zum Schweigen verwiesen — nicht ohne Grund: denn diese Beanstandungen störten das gedankenlose Hinnehmen der jüngern Mitschüler. Als ich aber nun außerhalb der Schule dieselben Fragen an den Lehrer stellte, erklärte dieser zornentbrannt den Anreger und Einblaser solcher Zweifel für den leibhaftigen Satan! Ich mußte lachen: dieser Satan hieß Ernst Luthardt. Aber ich hütete mich,

das zu sagen: es hätte wie eine Denunciation gegen den geliebten Lehrer wirken können, der gerade eine Stunde bevor ich von den in die Säue fahrenden Dämonen hören mußte, mit uns über Sokrates, Platon und die Neuplatoniker in ihrem Verhältniß zu den christlichen Ideen gesprochen und christliche Apologetik getrieben hatte: — freilich schienen mir dabei manchmal seine Widerlegungen schwächer als die von ihm bekämpften Einwände! Der das Jahr darauf folgende Confirmationsunterricht stand geistig nicht viel höher als die glücklich überstandene Präparandenlehre: der Zwiespalt zwischen zweierlei Christenthum: dem ziemlich plumpen der Eiferer und dem vergeistigten Luthardt's, dauerte fort und mußte mich der Kirche mehr und mehr entfremden. Das Beste an dieser zweijährigen Dressur war, daß ich (neben einigen wunderschönen und vielen höchst geschmacklosen Gesangbuchsliedern) einhundert Bibelsprüche auswendig (und citiren) lernen mußte: dadurch ward mein Eifer für die Bibel selbst geweckt,

die ich wiederholt ganz durchlas: — das neue Testament griechisch und deutsch, das alte nur in Luther's Uebersetzung. Ich erbaute mich an der Poesie dieser Lyrik und Epik: aber der Glaube, das alte Testament sei eine Offenbarung desselben Gottes, der Christi Vater und Christus selbst, das Neue eingehaucht habe, war unwiederbringlich dahin. Manches in dem alten Testament erfüllte mich mit Abneigung gegen ein Volk, welches Solches für göttliche Offenbarung gehalten hatte: und die gleiche Zumuthung an mich — nun, ich lehnte sie ab.

Jetzt aber kam der Tag der Confirmation heran: es war davon die Rede gewesen, ich sollte für alle Confirmanden das Glaubensbekenntniß laut und öffentlich sprechen, während ich nur Gott, Freiheit und Unsterblichkeit bekennen konnte. Jenen Vorschlag abzulenken gelang mir bald. Allein nun sträubte sich in mir die Wahrhaftigkeit gegen das Confirmirtwerden überhaupt. Ich sollte wenigstens

durch stillschweigende Betheiligung, durch das Nehmen des Abendmahls in der Gemeinde den Glauben voraussetzen, daß ich das Bekenntniß theile, welches da einer von uns „für Alle“ ablegte. Das war doch Lüge, Komödie, Heuchelei! Aus diesem Grunde habe ich es nie wieder über mich gebracht, nach jenem ersten Male das Abendmahl zu nehmen, zur Betrübniß meiner Aeltern und Anderer, welche mir sagten: „Du kannst Dir ja dabei denken, was Du willst, gieb nur das gute Beispiel, fasse das ganze als eine nur sittliche, nicht religiöse Weihe.“ Das nenne ich eben Komödie spielen und Mentalreservation treiben, so schlimm wie irgend eine jesuitische: ja, es ist Schändung dessen, was Andern heilig und deßhalb auch mir hoch ehrwürdig ist. — Aber jenes erste Mal? Ich that das Meine: — ohne Wissen der Aeltern, die ich erst so spät wie thunlich betrüben wollte, auch aus traurigen, später zu berührenden Gründen damals schon nicht mehr in Einmüthigkeit heran ziehen konnte —

ging ich zu dem einen der betheiligten Confirmatoren, einem ziemlich fanatischen Herrn, sagte ihm — zu seinem äußersten Entsetzen und Ueberraschen, obwohl er mich ein ganzes Jahr zum freimüthigsten Schüler gehabt! — daß ich an jenes Bekenntniß nicht glauben und daher die Confirmation nicht über mich ergehen lassen könne. Der grimme Mann fuhr mich an und glaubte durch Drohungen — mit Einsperren, Hungern und Schlägen — auf mich wirken zu können. Auf mich mit Schlägen! Der ich von den Aeltern nur einmal Einen Schlag erhalten hatte — und diesen unschuldigerweise, was ich meiner Mutter bis heute nicht ganz verziehen habe. Der ich niemals eine Schulstrafe erhalten hatte, außer als einmal die ganze Classe Hausarrest genoß, weil wir den Zerbrecher eines Fensters nicht nennen wollten: es war natürlich der Zenger-Gustel, jetzt kann das Ausplaudern ihm nicht mehr schaden. — Mich, den König Teja, Friedrich II. von Hohenstaufen, Richard Löwenherz, mit Schlägen zwingen!

Ich drehte ihm den Rücken und ging. Aber nicht nach Hause, sondern zu seinem geistlichen Oberen, dem zweiten Confirmator: dem sagte ich dasselbe, was jenem und auch die Prügeldrohung des Trefflichen.

Der ungleich klügere und gebildetere Vorgesetzte fing es nun ganz anders, viel feiner an als der derbe Polterer unter ihm. Zuerst wollte er mich in aller Geschwindigkeit bekehren: als ich aber den Spieß der Fragen umkehrte und ihn über das Verhältniß des λόγος im Johannesevangelium zu dem neuplatonischen Mysticismus und die Prädestinationslehre der Reformatoren im Verhältniß zur lux interior bei Augustin zur Rede stellte, da erkannte der Einsichtige, daß hier eine Umstülpung meines Geistes in der Eile so wenig durch die landläufige Apologetik wie durch Prügel zu erhoffen stand. Er gab das sofort auf und wirkte nun sehr geschickt auf mich durch Ausmalung des Schmerzes, den ich durch solch' ungeheuerliches Auftreten meinen Aeltern bereiten

würde. Das machte mir tiefen Eindruck und nur unter Thränen brachte ich mein „ich kann aber doch nicht anders“ heraus. Da verdarb er sich, was er gewonnen, indem er mir nun das „Aergerniß“ vorhielt, das durch eine solche Weigerung im „Publicum“ entstehen würde. „Sehen Sie,“ sagte er, „der Name Dahn ist in der Stadt so bekannt. Viele Leute wissen auch, daß Sie dies Jahr confirmirt werden sollen, die Kirche kann nicht wünschen, daß . . .“

Diese weltkluge und äußerliche Betrachtung, wo es sich doch um ein schwer ringendes Gewissen handelte, gab mir sofort die Festigkeit wieder, welche der Gedanke an die Trauer der Aeltern in's Wanken gebracht hatte. „Wenn es nur das ist, dachte ich, was diesen Herren zumeist am Herzen liegt!“

Aber jener entdeckte nicht die sittliche Entrüstung, die in dem jungen Herzen da aufwallte: er fuhr vielmehr fort: „ersparen Sie uns diesen Skandal.

Gehen Sie in Gottes Namen zur Confirmation und nehmen Sie das Abendmahl. Was Sie sich dabei denken, das ist Ihre Sache. Sie glauben ja, wie Sie sagen, an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit."

„So? erwiderte ich. Also das genügt?"

„Ausnahmsweise. In diesem Fall. Es ist das geringere Uebel als jenes Aergerniß in der ganzen Stadt."

„Gut," sprach ich. „Wenn Sie die Schuld der Heuchelei, die in meinem Verschweigen etwa liegen mag, auf sich nehmen: — ich habe nun das Meine gethan. Ich habe mein Gewissen gewahrt und zwar nicht der ganzen Gemeinde, aber Ihnen und dem andern Herrn gesagt, wie ich's meine: — wenn ich auf Grund meiner Ueberzeugungen jene Feier, von Ihnen ermächtigt, mit machen soll, dann will ich's thun, — meinen Aeltern das Weh zu ersparen."

Er willigte ein und so ward ich confirmirt.

Aber meine Achtung vor der protestantischen Kirche war dadurch nicht gestiegen. Die großartige Folgestrenge der katholischen Kirche hat mir immer Bewunderung abgezwungen, auch da, wo ich sie in ihren Ergebnissen bekämpfen mußte.

XVII.

In die Gymnasialzeit, also in mein 12.—16. Jahr, fallen nun noch drei Dinge: meine erste „Liebe“, das früheste Hervorbrechen meiner Dichtung und ein Ereigniß, das den furchtbar ernsten Abschluß dieses Lebens-Abschnitts bilden, und die Verdüsterung der nächsten Jahre meines Lebens bewirken sollte.

Die erste „Liebe“ und die erste „Poesie“ bei mir — beide verdienen in gleich hohem Maß die Gänsefüßlein — fallen der Entstehungszeit nach ganz genau, — zwar nicht auf Stunde und Tag, aber bis auf die Woche zusammen. Das ist wohl auch weder ein Zufall noch ein Wunder, sondern seelisch und natürlich sehr wohl begründet.

Ich stand im vierzehnten Jahre.

Von frühester Kindheit an war die angeborne Einbildungskraft durch die Eindrücke des Schönen in der Natur und in dem älterlichen Hause geweckt, erregt, genährt worden. Dazu trat später das Lesen in Schiller, das Anhören der Rollen der Aeltern wie sie lernten, auch wohl sich von mir überhören ließen, das Zusehen und Zuhören, wie sie wichtige Scenen (Jungfrau und Lionel, Egmont und Klärchen, Max und Thekla, Faust und Gretchen, Don Carlos und Königin) miteinander studirten. Kurz, von Anbeginn waren sie da und wurden genährt, die Einbildungskraft und — damit zusammenhängend — die Gestaltungsfähigkeit und der Gestaltungsdrang, ja die Nothwendigkeit, das von der Einbildung Erschaute darzustellen: — diese leider! in mir mächtigsten Gewalten, welche so unvergleichlich stärker in mir vertreten sind und walten als der ganz gewöhnliche, aber so höchst ersprießliche gesunde, nüchterne, hausbackene Menschenverstand, durch den

allein die Völker und die Einzelnen es äußerlich im Leben „zu etwas bringen“, während wir „impulsiven“, phantasiereichen, heißblütigen, und dabei leider ach! so weichherzigen, weichfühligen, zart, nur allzu zart besaiteten und übermäßig empfindlichen Naturen so leicht durch unsere — scheinbaren — Vorzüge körperlich, wirthschaftlich, seelisch zu Grunde gerichtet, oder doch in Schmerzen gestürzt werden — meist verschuldete, oft auch unverschuldete, — von denen die beneidenswerthen Verstandesklugen oder Kaltblütigen oder die — allerbeneidenswerthesten! — Dickhäuter — gar keine Ahnung haben. Daß ich bei allen meinen gefährlichen Anlagen noch lebe und — im Ganzen — nicht gescheitert bin, — mehr als Ein Mal war es harscharf daran! — verdanke ich der Gegenströmung gewisser anderer — tüchtiger und tapferer — Kräfte in mir, dem Eindruck eines Schicksalsschlages in der Jugend, ferner ausgezeichneten Lehrern und endlich — der unverdienten Gnade meiner guten Sterne.

Die in mir schlummernde — sagen wir kurz — „Poesie“ trat zuerst in jenen Ritterspielen hervor, bei welchen deßhalb so lange verweilt wurde, weil sie bereits den spätern Balladen-, Roman- und Dramen-Dichter in voller Thätigkeit — wenn auch nur mit Bohnen-Stangen! — zeigen. Ich wiederhole übrigens, daß so mächtig später, etwa vom zwölften Jahr an, das Münchener Theater auf meine dichterische Eigenart gewirkt hat, die Aeltern bis dahin in weiser Einsicht mich von diesen Eindrücken fern gehalten hatten: so kam mir z. B. gar niemals der Gedanke, Schauspieler zu werden: Officier wollte ich werden, dann sehr bald Professor, Universitätslehrer der Geschichte oder der Philosophie.

Zu jenen epischen und dramatischen Phantasien im Ritterspiel trat seit dem vierzehnten Jahr die lyrische: von der Seite der Naturlyrik her: dann seit Februar 1848 von der national-patriotisch-politischen, d. h. deutschen, volksthümlichen, statlichen her. (Welche

Ausdrücke für einen Vierzehnjährigen! Und doch sind sie nicht zu vermeiden.)

Es war im Februar 1848, daß ein gar wundersamer Vorfrühling seinen Einzug hielt in das Isarthal, in den englischen Garten, in meinen Garten: warmer Südwind und die Mittagssonne arbeiteten um die Wette daran, das Eis auf dem Hausdach zu schmelzen: überall thaute es, überall traufte es von den Bäumen, von den Häusern herab, das Schneewasser fluthete in allen Rinnsalen dahin, ich kam um zwölf Uhr aus der Classe nach Hause, allein, ohne Weggesellen: der englische Garten vom Prinz Karl Palais an lag im blendenden Mittagsglanz vor mir, der erste Citronenfalter breitete die gelben Flügel im Sonnenschein behaglich aus einander: — ich war singend meiner Straße gezogen, die Kappe in der Hand, die Stirne offen gern dem warmen Hauch des Mittags bietend: — da plötzlich summte ich statt des fremden Liedes eigne Worte, die sich mir aus der Brust unwillkürlich, ungesucht auf die Lippe drängten:

Die Fenster auf, die Thüren weit,
Der Frühling ist erschienen,
Es kam der Fürst der Freudigkeit —
Laßt freudig uns ihm dienen!

O fraget nicht nach Monatszeit,
In Zweifeln bang beklommen,
Wo Sonne kam und Seligkeit,
Da ist der Lenz gekommen!

Es waren meine ersten Verse: der Frühling hatte sie mir eingehaucht in der sonnigen Stunde und Stimmung. Ich fügte nun noch ein par Strophen hinzu: — und am nächsten Tag wieder, und am zweiten und dritten.

Es freute mich, daß mir Rhythmus und Reim so ganz ungesucht kamen, ja so selbstverständlich, so nothwendig, wie Herzschlag und Athmen. Ich schrieb nun das Gekritzel in ein klein Büchlein zusammen, verbarg es aber sorgfältig vor den Aeltern und sagte auch den nächsten Freunden nichts davon. Ich schämte mich gar zu sehr!

Aber ein par Monate später — schon war ein

zweites „Büchel“ vollgeschrieben! — fanden die Aeltern durch Zufall die ganze Reimniß, lasen sie mit Wohlgefallen, und als ich von der Classe nach Hause kam, trugen sie mir — ohne vorgängige Warnung! — meine eignen Verse vor. Ich brach in Thränen aus, vor lauter „Schanirlichkeit“. Doch bald verging mir diese, als die Aeltern nun das Geschriebene — zuerst ohne mein Wissen — auch Beilhack und Kneuttinger mittheilten und diese es lobten, mich in manchen Dingen unterwiesen und ermunterten, jene Gabe zu pflegen. Nun warf sich die Versfreude gar bald auch auf geschichtliche, sagenhafte, epische Stoffe. Es entstand ein Schauspiel: der „Raub der Proserpina“, und Homer regte mich an, mich an ein größeres Heldengedicht zu wagen: ich schrieb ein Epos, „die bezauberte Rose“, in 24 Gesängen und nicht weniger als 5339 Versen: das dicke Ungethüm liegt, wohlerhalten, vor mir in diesem Augenblick. Aber ich werde dafür sorgen, daß es — außer meiner lieben Frau — kein Mensch zu lesen bekommt! Hexameter sind's und zwar recht gute:

das war das Beste an der ganzen Dichterei: denn Hexameter lernte ich durch die fünftausendfache Uebung so rasch und so richtig machen, daß mich fortab in der Classe hierin Keiner mehr übertraf. Die Götter der Hellenen herrschen darin noch auf dem Olympos: — aber die Helden sind deutsche Ritter des XIII. Jahrhunderts und ihre Gegner, denen die bezauberte Rose und die schöne Königsjungfrau entführt werden muß, sind Heiden in Asien.

Daneben wucherten nun Natur-Lyrik und Balladen-Poesie gar üppig auf: (noch sind erhalten etwa zwölf enggeschriebene Gedichtbüchlein aus den Jahren 1848—1856: 1857 erschien bereits die erste Sammlung meiner „Gedichte").

Da flog die Kunde von der Februarrevolution zu Paris über den Rhein, bald loderten in ganz Deutschland die Erhebungen empor, auch in München: überall standen die Gebildeten — mit wenigen Ausnahmen — auf Seite der freiheitlichen Bewegung: auch die Münchener, gerade die Künstler besonders, die

König Ludwig persönlich so begeistert in Dank ergeben waren, erhoben sich gegen das Ministerium des im äußersten Maß ultramontanen Herrn von Abel: — auch meine Aeltern, dem König in langjähriger Freundschaft verbunden, standen mit allen Wünschen auf der Seite der Freiheit: — davon später in anderem Zusammenhang! Hier ist nur einzuschalten, daß vom Februar 48 an, wie schon bisher in den Ritterspielen, so nun auch in meiner „Dichtung“ hervorbrach die Begeisterung für das Deutsche, für das herzustellende Reich, für einen deutschen Kaiser, für die Bekämpfung der äußeren Feinde (— damals waren das aber die Russen, der „Kosaken-Czar“ mit der Knute — für die Franzosen schwärmten wir alle miteinander —), für die Erringung der „Freiheit“: den Fürsten Metternich verbrannten wir („stroh-schaffen“) auf einem prachtvollen Scheiterhaufen, vor der Kegelbahn, so gründlich, daß diese Ritterburg selbst Feuer fing und nur mit Mühe durch Jakob mittelst der Gartenspritze, von dem

Springbrunnen her, gelöscht ward. Nun entstanden massenhaft „Freiheitslieder", welche sich mehr durch Grobheit des Tones als durch Neuheit der Gedanken oder Manchfaltigkeit des Inhalts auszeichneten: aber das soll öfter vorkommen, auch bei älteren Freiheits-Sängern.

XVIII.

Bevor ich einen neuen Faden in das Gewebe meiner Dichtung schlinge, der ebenfalls in jenem Februar 1848, in jenem für den vierzehnjährigen so bedeutsamen Frühlenz zuerst auftaucht und bis zur Stunde neben Natur und Geschichte, neben Philosophie und neben Germanen- das heißt Heldenthum, darin gar stark hervorleuchtet mit seinem Roth, will ich kurz die Eindrücke einschalten, die ich schon in der Gymnasiastenzeit und in dem Aelternhause von einzelnen Dichtern empfing.

Denn in den reifenden Jahren ward ich nun auch in die Geselligkeit im älterlichen Hause allmälig zugelassen. Ich hebe hier nur kurz hervor die Anspruchlosigkeit und Einfachheit, wie der gesammten Lebensführung, so zumal auch der Gesellschaften, welche in

Süddeutschland als erheblicher Vorzug vor Nord- und Ost-Deutschland sich bis heute erhalten hat: so viel Gewicht auf die „Speisung“ wie in Hamburg, Königsberg, Berlin, Breslau legte und legt man in München und Würzburg nicht (gegen gutes und reichliches Getränk hab' ich immer weniger einzuwenden gehabt!). An den Abenden des „Sonntagsvereins“, zu welchem außer meinen Aeltern unter Anderen die Familien Monten und von Schlichtegroll gehörten, gab es nur ein einzig Gericht.

Nachgerade durfte ich nun also auch zuhören, wenn einheimische und fremde Dichter in unserem Hause ihre Dramen vorlasen: (mein Vater war Regisseur geworden): die Meisten lasen freilich, wie ich schon als Knabe herausfand, so schlecht, daß ich sie gern abgelöst hätte. Vortrefflich allerdings las der Herr Minister Eduard von Schenk, eine vornehme, feine Erscheinung, die mir zuerst im Leben den Eindruck eines vollendeten Weltmanns machte: er gehörte der Schillerschen Schule an: sein „Belisar“, etwas stark rhetorisch und pathetisch,

war doch ein sehr schwungvolles Werk: sein Adolf von Nassau, zumal das Vorspiel: die Königswahl, ergriff mich, als er das Stück vorlas, gewaltig: (nur die Schlacht am Hasenbühel währte mir viel zu kurz und ich wäre dem armen Adolf gegen die Uebermacht der Habsburger so gern mit meinem Sonnenschilde zu Hilfe gesprungen!). Außer dem Herrn von Schenk verkehrten von einheimischen Dichtern viel in dem Hause der zu früh verstorbene Josef Lentner, Franz Trautmann, Franz von Kobell, Hermann (von) Schmidt: wie dieser die Jahrzehnte hindurch genossene Freundschaft und Güte meines Vaters und dessen Bemühungen um seine Schauspiele später dem Sohne mit „Deutscher Treue“ vergolten hat: — davon nachher!

Aber auch aus der Ferne kamen gar manche dichterische Zugvögel gestrichen in das Haus an der Königinstraße: zwar an Ferdinand Raymund, dessen gemüthvolles Wesen mir so warm gepriesen ward, kann ich mich nicht mehr erinnern: aber deutlich sehe ich noch vor mir den Verfasser des „Waldfräulein“,

Freiherrn von Zedlitz, dann den Freiherrn von Maltitz, den kleinen Baron von Kleesheim, der in österreichischer Mundart dichtete; später den scharfen Charakterkopf Heinrich Laube's, der mit meinem Vater schon von Breslau her befreundet war; er las Monaldeschi und Struensee vor: seine Stimme schnarrte wie die eines alten vom vielen Commandiren und Schelten verheiserten Majors: aber er gefiel mir ganz ausnehmend in seiner knorrigen Wahrhaftigkeit; ferner Karl Gutzkow, der den Uriel Acosta vorlas: er d. h. Gutzkow mißfiel mir stark: seine Unschönheit ward freilich noch weit von der unbeschreiblichen Affenähnlichkeit des „Humoristen"(!) Saphir übertroffen (dem gegenüber ein mitreisender Student einmal nicht mit Unrecht bezweifelte, ob das überhaupt ein Gesicht sei!): die nicht sehr säuberliche Erscheinung und das Ueberreizte, Erhitzte und doch nicht Kräftige seines Wesens verbreitete Unbehaglichkeit: ich habe mich auch mit seinen Werken nie befreunden können, zumal nicht mit dem durch und durch unwahren Uriel (der — in der ersten

Bearbeitung — aus Versehen seine Geliebte erschießt, während er deren Bräutigam morden will! Ein sauberer Widerrufs-Philosoph, Meuchelheld und schlechter Pistolenschütz! Ein Zufall, ein Fehlschuß als dramatischer Abschluß!), aber auch nicht mit seinen ebenso langweiligen als langen Romanen: sein später zu erörterndes Betragen gegen Scheffel ist überhaupt nur zu begreifen unter der Annahme, der Neid auf Andrer Erfolge habe den Unglücklichen damals schon zurechnungsunfähig gemacht. Davon unten! Dabei bemerke ich aber dankbar und begeistert, daß wir Gutzkow in unserer lustspielarmen deutschen Literatur ein wahrhaft classisches Lustspiel verdanken, das ausgezeichnete Kunstwerk „Zopf und Schwert“, welches neben „Minna von Barnhelm“, dem „zerbrochenen Krug“ und den „Journalisten“ unsterblich ist: — quos paucitas nobilitat, würde Tacitus sagen.

Später trat auch Gustav Freytag über unsere Schwelle: er las seine „Valentine“, in welchem Stück dann meine Aeltern die Hauptrollen spielten.

Mit Ausnahme des prächtigen Laube, der viel mit mir scherzte, und des Herrn von Schenk, dessen „Richtung“ die mir meist verwandte war, und der vortrefflich las (was zumal von Gutzkow nicht gerühmt werden konnte!), machten übrigens all' diese Herren nicht allzutiefen Eindruck auf mich: ich war doch noch zu jung, eine „Valentine“ voll zu würdigen. Es war mir all' das nicht „poetisch“ genug. Ja, wenn Freytag damals mir „Ingo“ hätte vorlesen können, diese (neben den herrlichen Fabiern) von einer gewissen Presse meist verhöhnte und doch so hoch stehende Dichtung: — wir hätten ihn sofort zum Ehrenritter unserer Ritterspiele ernannt.

XIX.

Kehren wir nun aber in den Februar 1848 zurück: er brachte wie den „Völkerfrühling“ so mir den ersten Liederfrühling und die erste „Liebe“.

Es war wie schon oben bemerkt ein ganz besonders warmer, sonnenheller Vorfrühling in jenem Jahr.

Da ging ich, etwa vierzehn Tage nach jenem ersten Verse-Gestammel, eines Nachmittags um vier Uhr aus der Classe nach Hause: ich war in hoch gehobener Stimmung, wie kaum je zuvor.

Es war Geschichtsstunde gewesen, die „Scription“ war „herausgekommen“: „der Erste, ohne Fehler: Dahn; der Zweite, anderthalb Fehler: Greiß.“ Das war ein Sieg, über den theueren, viel fleißigeren

Freund, wie er mir selten gelang. Der geliebte Lehrer Luthardt hatte mich warm gelobt für die „Scription", dann aufgerufen in der Geschichte des Staufers Friedrich II., eines meiner liebsten Helden: — ich habe dieser Liebe noch kürzlich in den „Kreuzfahrern" Ausdruck gegeben! — ich wußte Alles am Schnürchen zu erzählen und trieb, aus dem gelobten Lande heimgekehrt, die Schlüsselsoldaten aus meinen, das heißt eigentlich aus den staufischen Erblanden mit lebhaftem Vergnügen vor mir her: auch für diese Stunde war ich gelobt worden.

Am Mittag hatte das Münchener Tageblatt (die „Neuesten Nachrichten" von Julius Knorr entstanden erst später) die Nachricht von irgend einem Erfolg oder von einem „schönen Zug" der sehr verehrten Pariser gebracht: ich hatte auf dem Weg in die Classe wieder ein par Frühlingsverse gemacht, die mir nicht übel schienen: und jetzt um 4¼, wie ich, unbegleitet, die Schönfeldstraße — auf deren Südseite — herab auf die Königinstraße zu ging,

umfluthete mich gar hold die träumerische Abend-
dämmerung des Vorfrühlings: der laue Föhn wehte
von den Bergen her in beseligender Wärme: der West-
himmel, über der Ludwigsstraße hinter mir, strahlte
im Roth und Gold des Sonnenuntergangs und warf
den lichten Widerschein auf die Bäume und Büsche
des nahen englischen Gartens vor mir, von dem mich
nur noch eines Hauses Länge trennte: aus den Ge-
sträuchen hallte bereits der Schlag eines Finken, der
im Hofgarten überwintert hatte, und hoch herab aus
dem noch ganz kahlen Wipfel der Ulme scholl feierlich,
weihevoll, das flötende Abend-Lied der Amsel, welche
der sinkenden Sonne nachblickte. Es war Alles so
warm, so duftig, so schön um mich her. Ein wohliges
Gefühl von Kraft, von Gesundheit, von Erfolg durch-
drang mich: es ward mir zu heiß, ich öffnete die
Jacke über der jungen Brust und athmete voll und
tief die milde, wonnige Luft ein. Da stand auf
dem Bürgersteig vor dem letzten Hause der Südseite
der Schönfeldstraße ein Kind oder ein ganz junges

Mädchen: es sprach in das geöffnete Fenster — das dritte von Osten her — des Erdgeschosses zu einer Dame hinein: es trug ein silbergraues Mäntelein mit doppeltem Kragen, um den Hals geschlungen einen glänzend weißen Schwanenpelz und auf dem Haupt einen schwarzen Filzhut mit weißer Feder; das Kind oder Fräulein — es drehte mir, das Antlitz von dem Hut verborgen, die rechte Seite zu — hatte meinen nahenden Schritt nicht vernommen: so trat ich dicht vor ihrer feinen Gestalt auf die Fahrstraße hinab, ihr auszuweichen: sie drehte sich nun in einer höflichen Bewegung gegen mich und wandte mir voll das Antlitz zu: — da fuhr ich zusammen! Es durchzuckte mich heiß vom Wirbel bis zur Sohle mit einem nie gekannten Gefühl: Schreck, Bestürzung, Verwirrung, Scham, aber auch eine süße Freude, ein Schauer seliger Wonne durchrieselte mich: siedheis schoß mir das Blut zu Herzen — gerade dies hatte ich nie verspürt! —. Ich konnte nicht weiter: ich riß grüßend die Kappe vom Kopf vor der Fremden, wie

sonst nur vor der Kronprinzessin, und starrte sie an: das Fräulein erwiderte holdselig den Gruß und schwebte an mir vorüber die Straße nach Westen hinauf. Da setzte ich die Kappe wieder auf und rannte geradeaus vor mich hin: nicht nach Hause, nein, in den englischen Garten hinein, lange, lange Zeit. Ich sah nichts mehr als dieses engelschöne Antlitz.

So war denn über den gerade in das fünfzehnte Jahr getretenen Knaben zum ersten Mal ergangen der Schönheit heilige Macht!

Allerdings: schon früher hatte ich schöne Menschen — Männer wie Weiber — so viel lieber gesehen als häßliche und gleichgiltige: ich betraf mich oft mit Staunen dabei, daß ich gar lang, ohne es zu wollen und ohne etwas dabei zu denken, schönen Menschen in das Gesicht gesehen, mit einem Wohlgefühl wie bei dem Anhören holder Melodien. So hatte ich Frau Monten, die zarte Blondine, mit den Vergißmeinnicht-Augen, die prachtvolle hochgewachsene Frau Dr. Karl

Locher, unsere beiden Nachbarstöchter Fräulein Emilie und Therese von Orff, immer gar so gern angesehen, mit dem kaum bewußten leisen Wunsch, über diese schönen Linien der Wangen mit zarter Hand hin zu streichen. Und als Professor Keller aus Zürich, der Pandektist, später mein Lehrer in Berlin, mit Frau und Töchterlein auf ein par Wochen zu uns zu Besuch gekommen war, da fand ich so viel Wohlgefallen an der elbenhaft zierlichen, auffallend hübschen Emma, und zeigte das so deutlich, daß unsere Aeltern — das Mädchen war ein par Jahre älter als ich — uns im Scherz verlobten. Allein ich war ja noch ein Kind gewesen und die Neigung, die mich zu schönen Männern hinzog: z. B. zu dem Herrn Monten, dem Maler Heinlein (jetzt längst beide in der neuen Pinakothek als schwarzer und als rother Landsknecht verewigt), zu meinen Lehrern Kneuttinger, Luthardt, Hutter, war ganz gleicher Art: rein „ästhetisch", gar nicht „pathologisch": ja, meinem späteren inniggeliebten Herzensfreund, dem jungen Freiherrn Julius von Freyberg,

der von der Pagerie aus einzelne unserer Gymnasial-stunden besuchte, bin ich, ohne daß er es ahnte, damals schon gar oft nachgelaufen, weil er gar so schön und fein und vornehm war. Welch' edler Kern in dieser schönen Schale steckte, — das sollte ich erst nach Jahren erfahren: ich hab' ihn mir gewonnen und bis zur Stunde festgehalten als ein höchstes Kleinod meines Lebens!

Aber der Eindruck der Schönheit „Didosa's" an jenem Februarabend war ein ganz anderer.

Das Kind, ein Jahr jünger als ich, war die Tochter eines hohen Beamten: ich könnte auch den Namen hin schreiben: sie wird durch das Folgende, wie sich zeigen wird, nicht im Mindesten „compromittirt" (dieses verrückte Fremdwort ist hier unersetzbar): ich hatte ihren Namen — mit leiser Aenderung — in das Griechische übertragen: eine gute alte Tante von mir, schwächer in der Sprache Homers als im Strümpfestricken (dankbar gedenk ich der ungezählten Wollsocken, die sie mir verehrte), nannte die

Schöne freilich beharrlich bis an ihr Lebensende „Die Dose!“

Antoinette S..... war wunderbar schön. Pulcherrima Dido-sa! Ich habe seither in zwei und vierzig Jahren kein Mädchen oder Weib gesehen, — mit Einer Ausnahme! — das sie übertroffen hätte an strahlender Schöne.

Die mittelgroße Gestalt war gar fein geformt, das Antlitz mit den langgestreckten edeln Zügen madonnenhaft schön, die Gesichtsfarbe wirklich „wie Milch und Blut“, das dunkelblonde, schon fast hellbraune Haar seidenweich und der Blick dieses leuchtenden, tief dunkelblauen Auges strahlte von Unschuld und Herzensgüte.

Von jenem Februarabend 1848 an bis zum Jahre 1855 war meine Phantasie beherrscht und ausgefüllt von diesem reinen, schönen, edeln Bild.

Es war keine „Leidenschaft“ — mit vierzehn Jahren! — es war auch später nicht echte Liebe: — sonst wäre die Geschichte anders verlaufen, wäre

überhaupt „eine Geschichte" geworden: es ward aber gar nicht das Geringste daraus als viele, viele tausende von Versen und — wahrlich, hoch anzuschlagen! — für mich ein Zauberschutz der Reinheit.

Es war, wie gesagt, das erste Wunder, das Weibes-Schöne an dem Jüngling gewirkt hat, der gerade aufgehört hatte, ein Kind zu sein.

Und das hat mich nun sieben Jahre erfüllt, beseligt, begeistert und voll befriedigt: — ohne daß ich mit der Geliebten je ein Wort gewechselt, geschweige ihre Hand berührt, ihren rothen Mund geküßt hätte: ich hatte auch gar nie solche Wünsche! Auch später, als das Blut heißer in mir rieselte, — nach Didosa trachtete kein Verlangen. Wie die Himmelskönigin, die hoch über uns auf lichtumsäumten Wolken durch die Himmel schwebt, nach deren Weibesschöne zu begehren sündhafter Frevel wäre, so schwebte dieses strahlend schöne stumme heilige Bild all jene Jahre durch mein Leben hin. Eben darin, daß jede, auch die vollst berechtigte,

gesunde Sinnlichkeit meinem Empfinden fehlte, zeigt sich, daß dieses Empfinden nicht echte Liebe war. Denn was ist die Liebe?

„Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen,
Dann göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder seeleverzehrendes Sehnen
Und stummes stolzes Sterben:
Aber immer ewig ist die Liebe.“

(Das hab' ich aber freilich erst 1887 geschrieben!)

Wiederholt hätte ich seit dem Jahre 1850 Gelegenheit gehabt, der Angebeteten näher zu treten: auf einem Studentenball im Jahre 1851 hätte ich sie sofort zum Tanze führen können: es fiel mir gar nicht ein! Ich begnügte mich, sie stumm verehrend zu grüßen: es gebrach dem Gefühl für sie alle Leidenschaft und — fast — jede Regung der Sinne. Es war die Schwärmerei für die Schönheit ohne den Wunsch des Besitzes. Die Geliebte war ein „Ideal“, in das ich alle Mädchen- und Weibes-Vollkommenheit

hinein dichtete, das ich in vielen hunderten, nein, tausenden von Gedichten feierte, ohne die Neugier, wie sie denn nun auch wohl in der Wirklichkeit beschaffen sei? Aber ich hörte damals und später, daß sie in der That ein Geschöpf von ganz außerordentlicher Herzensgüte, Demuth und von jener Weibes-Sanftmuth war, welche ich in meinen Dichtungen so oft verherrlicht und in meinem ganzen Leben (mit Ausnahme einer früh Verstorbenen, wenig Gekannten) nie gefunden habe. — — —

Was aber meine Empfindung an Sinnlichkeit ermangelte, das eignete ihr überreich an Sinnigkeit und Zartheit und geradezu rührender Idealität.

Man wird vielleicht über manchen der nun folgenden Züge lächeln: — ich lächle selbst über gar viele jener zahllosen Gedichte: ich lächle auch darüber, daß mich sieben Jahre eine „Liebe" ohne Kuß, ja ohne den Wunsch nach einem Kuß ausfüllen konnte. Aber heilig bleibt mir für und für jenes schöne Traum-Bild! Ich verdanke dieser Schwärmerei nicht nur

dichterische Anregung in reichstem Maß, ich verdanke ihr unvergleichlich Werthvolleres. Jene erste „ideale“ Liebe hat all' meinen spätern Neigungen, hat meiner ganzen Auffassung vom Weib und vom Verhältniß der Geschlechter den idealen Stempel aufgedrückt: — oder freilich richtiger gesagt: schon in jener Jugendschwärmerei lebte sich diese meine idealistische Eigenart dar: und wenn auch (Freia und Frigga sei Dank!) meine späteren Neigungen (glücklicherweise!) nicht so ätherisch und so erfolglos geblieben sind —, es war doch immer der ideale Hauch jener Frauenvergötterung darüber hin gebreitet. Endlich aber: jene ideale Liebe und die Treuepflicht (die ich mir rein einbildete!) haben mich wie ein Zauberschild wider alle Versuchungen geschirmt, die in der Folge an mich — wie an jeden Jüngling — herantraten und die bei dem Uebermaß meiner Einbildungskraft und einem nichts weniger als kühlen Temperament recht sehr gefährlich hätten werden können: wenn ich in meine Ehe getreten bin so rein und unberührt wie eine Jungfrau,

wenn ich mir die Phantasie und die Erinnerung unbefleckt erhalten hatte und habe —, ich verdanke das und die ideale Weihe auch all' meiner späteren heißen Liebespoesie dem schönen Kinde, der stummen Heiligen, die ich nie geküßt: Dank und Segen immerdar über „Didosa!"

XX.

Sofort in den nächsten Tagen hatte ich Alles herausgebracht! Alles, was ich wissen mußte, um sie täglich, ja viermal im Tage zu sehen.

Jenes Haus an der Schönfeldstraße gehörte ihrem Vater, sie hatte viele ebenfalls schöne Schwestern, einen jüngeren Bruder. Aber die Hauptsache war: mit preiswürdigster Regelmäßigkeit ging sie jeden Morgen um 7¾ aus dem Hause, von ihrem Vater, der — obwohl ein sehr hoher Beamter — Punkt 8 in seinem Amtszimmer erschien, einem gar stattlichen, vornehm schönen Herrn, begleitet, durch die Arkaden des Hofgartens in das Neumeyrsche Institut in dem Eckhaus der Galerie- und der Ludwigsstraße.

Schlag zwölf Uhr kam sie zurück: um $1^3/_4$ ging sie wieder hinein: um fünf Uhr kehrte sie nach Hause, auf diesen letzten drei Gängen von einer Bonne begleitet. Wie erfreulich war diese dem Wandel der Gestirne vergleichbare Vorberechenbarkeit! Sechs Jahre hindurch — vier Gymnasialjahre und zwei Universitätsjahre — hab' ich sie nun jeden Werktag und zwar an den allermeisten viermal — nur Mittwochs und Sonnabends blos Vormittags — auf diesem Weg in ihr Institut gesehen und gegrüßt: mit unaussprechlicher Wonne wirklich „von ihrem Gruß beglückt“. Um 8 und um 2 mußte ich ja auch zur Schule, manchmal auch, wie sie, um 12 und um 5 zurück: — dann galt es freilich fürchterlich laufen, von der Herzogsspitalgasse in die Arkaden, um sie noch rechtzeitig zu erwischen! An den andern Tagen entschlüpfte ich dem Hause, wenn um 10 oder um 11 oder um 4 Uhr von der Classe gekommen, unvermerkt oder unter irgend einem Vorwand und rannte die par Minuten von unserem Hause bis zum

Hofgarten. Als Student aber hatte ich ebenfalls von 8—12 Vorlesungen und zwei Halbjahre von 2—4. An Sonntagen ging sie um 9¾ in die protestantische Kirche — natürlich auch ich, wenigstens an dieselbe! — So habe ich sie denn (nach einer mäßigen Berechnung) vom März 1848 bis October 1852, da ich nach Berlin ging, etwa 2772 mal gegrüßt: nämlich die Woche (4 × 4) + (2 × 2) + 1 mal = 21, den Monat 4 × 21 = 84 mal, das Jahr 12 × 84 = 1008 mal, vier Jahre = 4 × 1008 = 4032, + zehn Monate (März bis Ende December 1848) = 10 × 84 = 840: 4032 + 840 = 4872 — 3 Monate Ferien und Krankheit = 3 × 84 = 252 × 5 Jahre 252 × 5 = 1260; 4032 — 1260 = 2772!

Nun werfen wohl kluge Aeltern, welche das lesen, die erstaunte Frage auf, ob ein junger Mensch ein junges stets begleitetes Mädchen 2772 mal grüßen kann, ohne daß die betroffenen Aeltern hiervon etwas erfahren? Gewiß erfuhren sie es! Zumal Didosa's Vater, der, wie nach Obigem unschwer auszurechnen

ist, genau 792 mal mit gegrüßt wurde: nämlich
21 : 2772 = 6 : x

$$\frac{2772}{21} = \frac{x}{6}$$

21 | 16632 | = 792.

Und zwar gleich von Ende Februar 1848 an mußte es ihm doch auffallen, daß ich sechsmal in der Woche bereits in den Arkaden auf und ab ging, wenn er um $7^{3}/_{4}$ mit seiner Tochter den Prinz Karls Berg hinan stieg, ehrfurchtsvoll beide grüßte, sobald sie durch die schmale Oeffnung eintraten, und dann wie ein Pfeil davonschoß, nicht zu spät in die Classe zu kommen: aber im Winter, wenn sie die im Hofgarten zurückgebliebenen Finken mit „Pignoli" fütterten und Antoinette so anmuthig die Hand emporhielt, aus der die glücklichen Vögelein die weißen Kerne holten, war es oft schwer sich rechtzeitig los zu reißen von der Belauschung aus der Ferne.

Also die „beiderseitigen" Aeltern merkten gar bald meinen „Zustand" (Didosa hatte keinen, wie sich alsbald

zeigen wird): las ich doch auch daheim ganz unbefangen alle meine ungezählten Verse zu ihrer Verherrlichung vor, welche das schöne in der ganzen Nachbarschaft wohl bekannte Mädchen so genau abmalten, daß über das Urbild kein Zweifel bestehen konnte.

Was thaten nun die beiderseitigen Aeltern? Das ausgesucht Klügste, was sie thun konnten: nämlich gar nichts!

In schönem Vertrauen auf mein Zartgefühl, meine gute Sitten und meine Idealität ließen sie mich ruhig gewähren. Das ist besonders dem Vater des Mädchens hoch anzurechnen, der mich ja doch nicht so gut wie meine Aeltern kannte, dem die täglich viermalige Anbetung seiner Tochter doch füglich hätte zu viel werden mögen. Er blieb aber immer gleichmäßig freundlich und gütig gegen mich, und sprach sich bei meinen Lehrern, von denen er Einzelne kannte, und wohl auch Erkundigungen über mich einzog, wie ich durch Zufall erfuhr, wiederholt gar günstig aus. Das Gewährenlassen

war weise: es hielt die sich in Gedichten und andern poetischen Huldigungen unschädlich verpuffende Neigung von allen Ueberschreitungen ab. Unbedenklich wäre eine Hemmung nicht gewesen: als einmal von meinem Vater — auf Grund eines dummen Klatsches — noch ganz von Ferne her ein Verbot jener täglichen Begrüßung mir drohte, gerieth ich in solche Aufregung, in solche Verzweiflung, — ich war nun sechzehn Jahre — daß Freund Julius Greiß, der mich überraschend darin traf (— er und Engert waren meine einzigen Vertrauten —), mit Entsetzen mir die bereits geladene Pistole entwand und erst zurück gab, als er, nach langem Zwiegespräch mit meinem Vater, diesen bewogen hatte, wie bisher vertrausam die Dinge ihren harmlosen Lauf nehmen zu lassen.

Und es war doch ein recht glücklicher Zufall, daß auch von jeder anderen Seite Störungen, Eingriffe ausblieben. Denn so wenig Sinnlichkeit in meiner Neigung steckte: — sie fehlte dem doch nicht ganz,

wie ich — zu meinem eigenen Staunen — an einer nie gekannten Regung plötzlich wahrnahm: an grimmiger Eifersucht, welche — allerdings war ich damals schon siebzehn Jahre und Universitätsstudent — beinahe zu blutiger That geführt hätte. Ich bildete mir ein, ein etwas älterer Student, den ich bei einer Frohnleichnamsprocession der Angebeteten gar eifrig den Hof machen sah (ich stand in der Dienerstraße in einem Hausgang verborgen und starrte zwei Stunden lang in das gegenüber liegende Fenster, von welchem aus sie die Procession mit ansah), werde von ihr mit zu freundlichen Mienen angehört. Nie gekannte Wuth glühte in mir auf. Ich beschloß, den Verhaßten auf Tod und Leben zu fordern. Ich schoß den Vogel im Flug, ich war der beste Degenfechter: — ich wäre mit Herrn X. sehr geschwind fertig geworden.

Zum Glück erfuhr ich am nächsten Tag aus einer alsbald zu erwähnenden Quelle, daß ich mich völlig getäuscht und daß meine Heilige sich über die Zudringlichkeit des Menschen bitter beklagt habe.

Vielleicht hätte ein Einschreiten auch von Didosa's Aeltern gerade die Wirkung gehabt, in dem Mädchen die fast völlige Gleichgültigkeit mir gegenüber durch Mitleid und den Wahn der Verunrechtung in eine wärmere Stimmung zu verwandeln.

Woher ich diese Gleichgültigkeit kenne? Aus Didosa's eigenem Mund erfuhr ich sie. Aber freilich erst nach zwanzig Jahren!

Als ich im Herbst 1872 in lebenentscheidendem Entschluß Würzburg und alles Dortige aufgab und an die Reußenmark nach „Thule" d. h. nach Königsberg ging, traf ich durch Zufall auf der Reise in Leipzig im Haus ihres Stiefbruders die Jugendgeliebte. Das Fräulein war, obwohl damals sieben und dreißig Jahre alt, immer noch schön; sie hatte nicht geheirathet. Jetzt suchte ich die früher stets gemiedene Gelegenheit, sie allein zu sprechen: ich hörte nun ihre Stimme zum ersten Mal! Ganz unbefangen redeten wir über jene so weit zurückliegende Zeit und meine Huldigungen. Sie erklärte, sie habe niemals im

Leben für irgend einen Mann irgend welche Neigung, auch nur mit leisester Regung verspürt, obwohl selbstverständlich das bildschöne Geschöpf aus hervorragender Familie viel umworben war.

„Auch Sie", sagte sie mit dem sanften Lächeln einer Heiligen, „habe ich nie geliebt, wenn es mir auch ganz wohl gefiel und recht angenehm war, daß Sie mir in so rührender Treue und so zarter Feinheit huldigten mit Ihren Grüßen, Rosen und Gedichten."

Ich küßte ihr in tiefer Bewegung die Hand: — dem schönen Schutzgeist meiner Jugend! — wir schieden als gute Freunde: ich habe sie in diesen achtzehn Jahren nicht wieder gesehen.

Rosen und Gedichte? Ja, denn es blieb doch nicht bei jener stummen täglich viermaligen „Andacht zum Gruße".

Ich richtete nämlich gleich nach der ersten Begegnung an jenem Februarabend einen förmlichen Didosa-Cult in meiner Seele, in meinem Zimmer, in meinem Garten ein.

Kein Tag verging — Jahre lang! — an dem nicht wenigstens eine Vierzeile an sie entstanden wäre: viele Schreib-Bändchen füllen diese Didosalieder, manche sind in die „erste Sammlung“ aufgenommen worden: z. B. das für die schöne Heilige und meinen Heiligen-Dienst bezeichnende:

„Du bist die Herrlichste von Allen,
So sonder Falsch, so schön und rein:
Ein Stern, vom Himmel frisch gefallen,
Er könnte selbst nicht schöner sein.

Du bist ein stilles, traumverklärtes
Gemüth, von Kindersinn beseelt,
Und das Bewußtsein deines Werthes
Die einz'ge Tugend, die dir fehlt!“

Außerdem betete ich gar fromm und inbrünstig für sie jeden Morgen bei'm Erwachen und Nachts vor dem Einschlafen. Julius, der kundige Zeichner, hatte ein kleines Bild von ihr entworfen: das stand, in dem Uhrhalter versteckt, stets vor mir auf dem Schreib-Tisch: — die Uhr mußte ich vor Augen haben, um die Begegnung um 2 und um 5 nicht zu

verpassen! Als aber der Garten schneefrei ward und die ersten Blumen sproßten, da erbaute ich im dichtesten Gebüsch hinten an der Westplanke, wohin kein Erwachsener, auch Jakob nicht, drang, aus Ziegelsteinen meiner Heiligen einen niedlichen Altar, im tiefsten Buschgenist versteckt, brachte darauf in Abkürzungen die lateinische Inschrift an: »Genio Didosae sacrum« und ließ keinen Tag vergehen, ohne in erster Morgenfrühe ihr eine Blume auf dem Altar zu opfern.

In dem Sommer 1848 trieb mich die Erregung so gewaltig um, daß in der That meine Gesundheit darunter zu leiden begann: ich konnte fast nicht Schlaf finden. Und sowie ich eingeschlafen war, stand das schöne Geschöpf als Traumbild in allen möglichen geschichtlichen und sagenhaften Gestalten vor mir: als Artemis (nie als Aphrodite!), als Walküre, als Waldfrau, als Wassernixe, als Jungfrau von Orléans, als Thekla, als Iphigenie, als Tasso's Leonore! Ich gedenke einer Juli-Nacht, da ich lange vor Sonnenaufgang mich von dem schlummerlosen Kissen

aufraffte, mich geräuschlos anzog, unvermerkt aus dem Hause gelangte, auf den Monopteros eilte und hier die Morgendämmerung und der Sonne Sieg erwartete: in so schwärmerischer Verzückung, daß ich aus voller Brust — zuletzt schreiend — dem steigenden Lichte begeisterte Verse zurief. Ueberhaupt wählte ich jetzt die allerfrühsten Morgenstunden des Sommers zu dem schwärmerischen Umherwandeln in meinem und in dem englischen Garten: oft war ich schon um drei Uhr im Freien und hastete wohl auch vor ihr nahes Haus, zu dem geschlossnen Fensterladen empor schauend, hinter welchem sie schlief.

Aber Neigung, ob auch knabenhaft, will erkannt sein. Das Versemachen, das Beten, das Blumenopfer im Geheimen genügte mir doch nicht lange: auch nicht der tägliche Gruß, den jeder Bekannte ihr bieten konnte, gleich mir. Ich faßte mir — freilich erst nach langem Kampf — ein Herz, ihr deutlicher als bisher, ihr unmißkennbar meine Huldigung zu zeigen. Ich pflückte — im Juni

war's — die prachtvollste Rose unseres Gartens, flog damit in das Treppenhaus ihres Instituts, wartete ihr Heraufwandeln ab — der Vater ging nur bis zu der Hausthüre mit — eilte ihr entgegen und bot ihr, grüßend — ohne ein Wort — an ihr vorbeischreitend die Blume. O Wonne, o Entzücken: sie nahm sie an mit holdseligem Lächeln: nie war sie so schön gewesen! Das Herz schlug mir zum Zerspringen vor Seligkeit!

Seitdem bot ich ihr gar oft — stets ohne ein Wort zu sprechen oder zu erwarten — die schönste Rose, welche unser rosenstolzer Garten gerade gebracht hatte (zum äußersten Erstaunen des alten Jakob verschwanden sie stets am Morgen des Tages, für welchen er sie für den Tisch meiner Mutter hatte schneiden wollen), und sie nahm sie immer huldvoll an. Aber in jenes Treppenhaus wagte ich mich nie mehr! War ich doch beim Herunterstürmen in einen ganzen Schwarm Institutsmädchen gefahren, die erschrocken wie die Tauben vor dem Sperber auseinander

stoben. Und ich durfte meine Heilige doch nicht „compromittiren“. Lieber sterben!

Es gelang mir nun aber, bei einer etwa ein und zwanzigjährigen ebenfalls sehr hübschen Verwandten der Angebeteten geheime Zustimmung zu meiner ja wahrlich recht ungefährlichen Neigung zu finden: und wenn nun diese oder eine von ihr in's Vertrauen gezogene Bonne Didosa begleitete, dann wagte ich mich mit meinem Blumenopfer an sie heran; das aufrichtige und harmlose Kind zeigte sie bewundernd jedesmal der Mutter — und diese hatte nichts dagegen.

Aber nun blieb es nicht bei den stummen Rosen! Nun sollte sie doch auch die schwärmerischen Verse kennen, welche ich Tag für Tag zu ihrer Verherrlichung hervor sprudelte: und nach einigem Bitten gelang es, die Begleiterinnen zur Uebermittlung auch dieser kleinen Zettel zu bringen: lieber Gott! sie waren so fromm und leidenschaftslos, — gewiß hat die Mutter sie auch zu lesen bekommen.

Inzwischen war aber aus dem vierzehnjährigen Knaben ein achtzehnjähriger Jüngling geworden: ich hatte mittlerweile, bei planmäßigem Studium der Literaturgeschichten, sehr, sehr viele Liebeslieder, Liebesdramen, Liebesromane deutscher, englischer, französischer, italienischer Sprache gelesen: meine Einbildungskraft bewegte sich nicht mehr in der Form von Gebeten: mein Blut ward heißer und ganz gewiß wäre entweder diese bisher fast leidenschaftlose Schwärmerei zu wilder Leidenschaft empor geflammt, oder sie wäre wirklicher Liebe zu einer Andern gewichen, wäre ich nicht im Herbst 1852 von München weg auf ein ganzes Jahr an die Universität Berlin gezogen. Dadurch wurde eine Entscheidung in obigem Sinn abgeschnitten.

Ich schied unter heißen Thränen: nicht von der Angebeteten — die ich ja nie sprach! — nur von ihrem Aelternhaus: in regnichter, stürmischer Octobernacht eine Stunde vor der Abfahrt nach Hof-Leipzig drückte ich die heiße Wange an das

Holzgetäfel ihrer Hausthüre und gelobte ihr — die aber keine Ahnung davon hatte! — und mir treu und rein, wie ich scheide, zurückzukehren.

Und auch in Berlin war und blieb das schöne Bild mein rettender, schützender Stern.

Mit diesem letzten Wort abermaligen Dankes nehme ich — äußerlich — Abschied von Didosa. Nicht in der Seele! Denn wie meine ganze Knaben- und frühste Jünglingszeit mir jetzt häufiger als alle späteren Lebensabschnitte im Traum immer wieder aufsteigen, — so auch das reine und schöne Bild der Jugendgeliebten; gar oft und oft sehe ich sie neben ihrem Vater die Arkaden des Hofgartens gegen mich heranwandeln und holdselig grüßen: dann wird mir wohl und frisch um's Herz: aus solchen Träumen erwach' ich wie verjüngt: ist's doch auch die eigene schöne, reine Jugend, die mich daraus grüßt! — — —

XXI.

Leider kann dieser erste Lebensabschnitt nicht schließen mit diesen harmonischen, versöhnenden, wohllautenden Accorden: vielmehr muß er abgerissen werden mit einem schrillen Mißklang: ein düsteres Unheil traf mich, welches für lange Jahre seine finstern Schatten auf meinen Lebensgang geworfen, mir alle Jugendfröhlichkeit genommen, die gesunde, hoffnungsfreudige, naturgemäße Entwicklung zerstört, krankhafte, höchst gefährliche, widernatürliche Dinge in mich hinein geschleudert oder auch bereits in mir schlummernde Keime solcher Art zu verderblichem Emporwuchern getrieben hat: ich meine die Scheidung meiner Aeltern und die Zerstörung meines Heims. —

Ich war noch nicht elf Jahre alt, als ich bereits — mit nicht zu schildernden Weh — die wachsende Entfremdung der beiden ahnte, fühlte, erkannte.

Lange Zeit erfüllte mich diese Wahrnehmung ledig-
lich mit einem unbestimmten Grauen, mit einer durch
das Herz zuckenden Angst: — ich wußte nicht, vor
welchem Unglück? Seit ich aber einmal auf dem Weg in
die Schule einen Cameraden weinend traf und der mir
auf mein Fragen sagte, seine Aeltern seien auseinander
gegangen auf immerdar, die Kinder seien unter die
Aeltern „vertheilt" worden, seit ich wußte, daß es
dergleichen in der Welt überhaupt gab, — da wußte
ich auch mit dem Ahnungsvermögen des Kinderge-
müthes, was das Ende jener Entfremdung sein werde.
Ich litt unsagbar.

Mit solchem Weh und Grauen mögen die
Götter in Asgardh, nachdem Odhin das letzte Ge-
heimniß ergrübelt und ihnen mitgetheilt hatte, dem
fernher, aber unaufhaltbar heran dämmernden Unter-
gang ihrer selbst und ihrer ganzen Welt entgegen ge-
schaut haben, wie der elfjährige Knabe seither der un-
entrinnbaren Selbstvernichtung seiner ganzen Welt.

Ich leugne gar nicht, daß neben dem Schmerz

um die geliebten Aeltern auch der Jammer um die unabwendbare Zerstörung meines schönen Heims, dieses Künstler-Hauses und Künstler-Lebens, der Verlust meines geliebten Gartens mir schwer auf die Seele fiel. Nicht um das Behäbige: — um das Schöne in diesem ganzen bisherigen Lebwesen war es mir so bitter weh!

Von Stund' an, wachsend von Jahr zu Jahr, mit der immer näher rückenden oder doch von dem Reifenden immer klarer als unvermeidbar erkannten Zerstörung dieser meiner Welt, breiteten sich tief krankhafte, ungesunde, das Mark meines Wesens mit Vergiftung bedrohende Stimmungen, Vorstellungen, ganze Anschauungskreise wie alle frische Sat tödtlich erstickendes Unkraut über meine junge Seele hin. Es war furchtbar!

Jener Zug zur Schwermuth, der, wohl angeboren, schon in dem sechsjährigen Kind hervorgetreten war, — er drang nun allherrschend in den Vordergrund. Gar manches Ungesunde, was der Erziehungskundige, der Jugendkenner, in den vorstehenden Berichten mit Kopfschütteln mag wahrgenommen haben, findet

Erklärung in jener wehevollen Unnatürlichkeit, daß das elf-, ja schon das zehnjährige Kind sich Tag und Nacht mit solchen Unheilsahnungen trug, angstvoll von Tag zu Tag die steigende Entfernung unter den heißgeliebten Aeltern verfolgte, am Ende gar — mit äußerstem Widerstreben und mit bitterstem Herzweh! — zum Vergleichen, zum Abwägen, — zum Urtheilen! — über Vater oder Mutter sich gedrängt sehen sollte. Die widernatürlich frühe Loslösung von dem frommen Glauben der Kindheit erwuchs ganz besonders aus dieser Wurzel: warum erhörte der liebe Gott nicht das verzweifelte Gebet eines jammernden Kindes um die Versöhnung der Aeltern?

Zumal aber der prometheïsche Gedanke: warum muß ich schuldloses Kind leiden und büßen für das, was, wenn nicht die Aeltern, andre Menschen, die Verhältnisse verschuldet haben? Dieser Gedanke: — warum, für fremde Schuld, unschuldig leiden? — er hat den elfjährigen nicht mehr losgelassen: er hat ihn gehetzt und gequält wie ein

auf den Nacken gesprungener Dämon, er hat ihn losgerissen von der Kirche: — ohne daß doch der Knabe damals schon Ersatz in einer Philosophie finden konnte, welche, eindringlicher noch als Spinoza oder Prantl, nur die eignen Lebenskämpfe bringen konnten: den „Trost Odhins“, die Entsagung.

Daher auch die — bei aller Poesie — doch widernatürlich frühe, unreife, vielfach krankhafte Liebesschwärmerei des Vierzehnjährigen: die nach Harmonie, nach Schönheit, nach heitrem Wohlgefallen lechzende Seele suchte, was sie zu Hause nicht fand, in einem selbstgeschaffnen Phantom.

Allein die Gefährdung meines innersten Markes ging noch viel weiter.

Nachdem die Welt meiner Kindheit, mein ganzes bisheriges Glück ohne mein Verschulden über meinem Haupte zusammenbrach, verzweifelte ich überhaupt an meinem Glück im Leben!

Finstere Verzweiflung, Verzagtheit, Welt-Furcht, Welt-Flucht ergriffen mich.

Alles im Leben wird dir mißlingen, sagte ich mir in durchweinten Nächten. Wenn das dir wankt, was kann aufrecht bleiben? Du wirst im Kampf des Lebens in jeder Schlacht erliegen. Ohne Glück, ohne Stern, unter einem Unstern wandelnd, vor den Augen der Menschen behaftet mit den Spuren eines Blitzschlags, schreitest du aus dem zertrümmerten Aelternhaus, fortab heimathlos, unter Fremde, unter Augen, die dich mit Mitleid oder vielleicht auch mit Argwohn anblicken. Du magst dein Bestes thun an Fleiß und Ausdauer: — Sieg ist dir doch nie verheißen: nicht der frische Eichkranz, nicht der Lorber, die trauernde Cypresse ziemet deinem Helm. König Teja —: nicht mehr sein Beispiel brauchte ich, um schuldlosen Untergang zu ahnen —: ich selbst war mir ein König Teja geworden, dem das Erliegen vorbestimmt vom Schicksal.

Daher erwartete ich fortab in jeder Scription, in jeder Prüfung, trotz allem Fleiße, zu erliegen: das hat mich noch 1854 und 1856 in die Referendarien- und in die Assessor-Prüfung (preußisch ausgedrückt)

verfolgt. An meiner Begabung verzweifelte ich ganz: mit Neid verglich ich die ruhige, helle Verstandesschärfe von Engert oder Greiß mit meiner unseligen Lebhaftigkeit, mit meiner nie rastenden Phantasie, bei der nichts heraus kam als viele Verse, deren Werthlosigkeit mir bald klar geworden war.

Also: — sichere, unvermeidliche Niederlage im Kampfe des Lebens!

Keine Möglichkeit, den jetzt so viel — wie empörte mich schon das! — und nicht immer grade freundlich genannten Namen Dahn zu hohen Ehren zu bringen: das Erliegen, vorbestimmt durch „Schicksal", durch Mangel an Verstand, durch Ueberfluß an Phantasie, an flammender Leidenschaftlichkeit, an rastloser Lebendigkeit.

Der Sieg — unmöglich!

Aber das Kämpfen — das sollte doch so tapfer, so ruhmvoll werden als nur irgend möglich. „Der Sieg ist des Schicksals — Heldenthum unser": — ich war noch nicht fünfzehn Jahre, als ich diesen Wahlspruch in mein Tagebuch schrieb.

Also: Anspannung aller Kräfte im Lernen, alleräusserstes Maß von Fleiß, alleräußerste Pflichterfüllung nach dieser Seite.

Ich habe vom vierzehnten Jahr an täglich meist mehr als zwölf, sehr oft mehr als vierzehn Stunden gearbeitet, richtiger gesagt mit Ausnahme von sieben Stunden Schlaf und sehr knapper Essenszeit (von allerhöchstens einer halben Stunde) — in Wahrheit den ganzen Tag: — als Gymnasiast, Student und junger Doctor, auch wohl später noch — vor den Prüfungen — gar oft achtzehn und zwanzig Stunden, nur drei bis vier Stunden etwa schlafend. Es war ein Unsinn: denn es gefährdete, es hemmte z. B. mein Wachsthum. Ja, es schädigte dauernd meine Gesundheit: aber ich habe allerdings in jenen Jahrzehnten in Sprachen, Geschichte, Literaturgeschichte, Mythologie und Philosophie eine so breite und tiefe Grundlage allgemeiner Bildung gelegt, wie ich sie nicht gewonnen hätte ohne jenen bis zum krankhaften Unmaß hetzenden Sporn pflichtmäßigen Fleißes.

Wenn aber nun also jene ungesunde Uebertreibung nach der Seite des Lernens hin doch auch vortheilhaft gewirkt hat, so bedrohte diese Ueberspannung nach der sittlichen Seite hin auf das Aeußerste meine ganze Entwicklung.

Der Krankheitsprozeß meiner Seele hatte folgenden Ursprung und Verlauf: ich ahnte mein Erliegen im Lebenskampf mit so fatalistischem Unheilsglauben, wie ich ihn später meinen Lieblingshelden Teja und Odhin in die dunkeln Seelen gelegt habe.

Aber das Erliegen sollte mit möglichsten Ehren geschehen.

Klar erkannte ich: die Gefahr für mich lag in meiner glühenden Einbildungskraft, sodann in meiner „Impulsivität", in meiner Raschblütigkeit, in meiner Lebensfreude (neben aller Schwermuth): später, seit dem 17. Jahre, fügte ich dieser Einsicht bei: „in meiner Leidenschaftlichkeit, in meiner Gier nach Schönheit."

Also: einzige Rettung, um alle jene Versuchungen abzuschneiden, stets das schroffste Gegentheil von dem

thun, was ich am Liebsten thun möchte, wozu die angeborne Natur, wozu jene gefährlichen Neigungen mit aller Kraft drängten: äußerste, mönchische Abtödtung jedes, auch des noch so harmlos, noch so berechtigt scheinenden Wunsches nach Lebensfreude.

Freude ist gefährlich: — sie berauscht. Zurückdämmung der Phantasie durch allerstrengste wissenschaftliche Gedankenzucht, durch Uebermüdung mit massenhaftem Lernstoff, so daß die unseligen Flügel des Pegasus sich gar nicht mehr regen konnten. Nie dem ersten, natürlichen, fröhlichen Antrieb folgen — z. B. ja nicht spazieren gehen, wenn das schönste Frühlingswetter alle Jugendgenossen in's Freie riß, sondern Aristoteles oder Spinoza studiren durch die ganze Frühlingsnacht bis gegen Morgen.

Nie mit lustigen Gesellen trinken, das ist roh, thierisch! Jedem schönen Mädchen, jeder Berührung eines solchen aus dem Wege — zumal auf keinen Ball gehen (die allergrößte Mühe hatte mein Vater, mich mit neunzehn Jahren auf den ersten zu

bringen: — nach einer halben Stunde saß ich schon wieder zu Hause über Hegel): — denn zwar soll Didosa's Bild im Heiligenschein vor allem Uebel schützen: — aber hier liegt doch die allergrößeste Gefahr, nicht nur vermöge der Sinnlichkeit, viel mehr vermöge jener glühenden Phantasie, welche viel weniger den Genuß als die Begeisterung durch Weibes-Schönheit sucht, was aber doch in einer schlimm gefährlichen Nachbarschaft mit der Berauschung in Schönheit liegt.

Also: Pflicht und Arbeit, Arbeit und Pflicht bis zum Umfallen, und wenn zu einem frühen Tod, den ich bestimmt ahnte: — desto besser!

Denn alsdann desto sicherer die Aussicht, zwar ohne Sieg, aber mit unbeflecktem Schild zu fallen.

Mitleidloseste Selbst-Zucht nach jeder Richtung.

So lauteten meine Gelübde, als ich vierzehn Jahre alt war.

Ich habe sie gehalten. Aber Gesundheit der Seele, Frohmuth, ja das ganze Jugend-Leben hab' ich darüber eingebüßt.

Mein Eintritt aus der Schule in das Leben geschah also unter düsterstem Gewölk, unter unheildrohendsten Zeichen: am 26. VIII. 1850 erhielt ich das Zeugniß der Reife für die Hochschule: bald darauf erfolgte die endgültige Scheidung meiner Aeltern, nachdem sie sich schon geraume Zeit vorher thatsächlich getrennt hatten: das Aelternhaus, das schöne Heim der Kindheit lag hinter mir wie blitzgetroffen in Trümmern: — es ward sammt Garten und Hanni verkauft! —

Ich stand, sechzehn Jahre alt, — innerlich — ganz allein in der Welt: — gerade damals (3. VIII. 1850) starb mir mein zärtlich geliebter Julius! — Den Glauben an die Kirchenlehre, auch an jene lange Zeit geretteten drei Ueberbleibsel daraus hatte ich verloren: ebenso den Glauben an mich selbst.

Im Vorgefühle sieglosen traurigen Erliegens, trotz des Reifezeugnisses völlig unreif für die Hochschule, von tiefer Schwermuth beschattet, mit einem von Ueberarbeitung, von kindlichem Schmerz und von

krankhafter Liebesschwärmerei stark angegriffenen Körper, ohne Hoffnung, ohne Freude am Leben, bei jedem Schritt eine Gefahr, eine Versuchung besorgend, nur durch den Glauben an einen frühen Tod wehmüthig getröstet trat ich in die „akademische Freiheit“: stark war an mir nur der Entschluß zu strengster Arbeit und Askese, der Beschluß, nicht ohne rühmliches Ringen zu erliegen und zu sterben: stark also war nur ein obwohl überschwänglicher und irre gehender, doch ganz außerordentlich thatkräftiger, tapfrer Idealismus.

Dieser mein so viel gescholtner Idealismus hat mir tiefe Schmerzen bereitet in meiner überzarten Seele: aber er hat mich schließlich über alle innere Ungesundheit und über alle äußeren Gefährdungen wie auf Adlersschwingen hinweg getragen: er — die härteste Arbeit vor Allem — hat mich gerettet: — damals wie wiederholt in späteren Kämpfen und Gefahren.

Anhang.

Einige in jener Zeit entstandene Gedichte schildern Stimmungen und Vorstellungen des Knaben und Jünglings noch anschaulicher als es die vorstehende Darstellung vermochte. Man vergleiche zum Beispiel zu Seite 137—141.

Herbst.

I.

Was ist das für ein banger Schmerzenshauch,
Der seufzend durch den kühlen Abend weht?
Noch sind die Büsche grün und blühend auch
Die Rose noch, die Sommertochter, steht.

Noch tönt auch hie und da ein Vogelsang,
Der sich der Lust noch nicht begeben will,
Und dennoch athmet's so wehmüthig bang, — —
Wie eine Todesahnung trüb und still.

II.

Die Rose bebt, weil mahnend, schmerzgelind,
Ein frühverstorben Blatt vom Schos ihr fällt,
Der Fink, hört er, wie still die Brüder sind,
Im halben Lied erschrocken inne hält.

Was macht, daß schaudernd deiner Wangen Roth,
Natur, in jähem Schrecken du entfärbst,
Wie ahnend, daß ein Unheil dich bedroht?
'S ist deine Ahnung, Geist des Todes, Herbst!

III.

Jetzt ist die kalte, unheilschwangre Zeit,
Da Abends bang das Haupt die Blumen hängen,
Stets fürchtend, ob die Sommerherrlichkeit
Nicht diese Nacht schon Reif und Frost versengen.

Ihr armen zarten Frühlingskinder, ach!
Müßt rettungslos den sichern Tod erwarten,
Und zögert auch das kalte Ungemach, —
Einmal gewiß erreicht es euren Garten.

So mag auf uns ein Gott bedauernd sehn,
Der weiß, wie sicher und wie unabwendlich
Einst unsre Hoffnung muß zu Grabe gehn,
Die wir geliebt so innig und unendlich!

IV.

Die Blätter fallen, die Nebel lasten,
Die Schwalben sammeln sich, heim zu ziehn,
Drückend die düstern Wolken rasten,
Dann jagen sie fort in gespenstigem Fliehn.

Die Bäume mit den entblätterten Zweigen,
Sie greifen jammernd hinaus in die Luft,
Die Blätter tanzen in wirbelndem Reigen,
Bis sie fallen ermüdet und todt in die Gruft.

Es krankt, als könne sie nimmer genesen
Von unendlichem Weh, die bange Natur:
Es fährt, als sei nie Frühling gewesen,
Der Nordwind über die öde Flur.

Er hat den Ahnen, die fern einst kamen
Vom goldigen Land, da die Sonn' aufgeht,
Der nordischen Wehmuth wundersamen
Düsteren Hauch in die Seelen geweht:

Des schwermüthigen Nordens altes Erbe,
Die Ahnung, daß Himmel und Erde vergeht,
Ja, daß das Göttliche selber sterbe, —
Das ist der Geist, der im Herbstwind weht.

V.

Du kommst — mit deinen düstern, kalten Schauern,
Du kommst — mit Dämmrungen, unheimlich-lang,
Du kommst — mit Winden, die wie Seufzer trauern,
Du kommst — mit Nebeln, wie die Krankheit bang.

Du läßt in dieser Welt dein Recht dir kürzen,
Dein strenges Herrscheramt, vom Frühling nicht,
Den Knoten der Nothwendigkeit zu schürzen
Und was da lebt zu fordern vor Gericht.

Der Tod.

Einst saß ich, ein Kind mit der alten Amme,
Allein in dem öden geräumigen Haus, —
Es brannte spärlich am Herde die Flamme, —
Um die Mauern heulte Novemberbraus.

Durch den Nußbaum fuhr's wie tausend Gespenster,
Der Sturm bog seufzend die Aeste schwank, —
Den kalten Regen schlug er an's Fenster
Und der entblätterten Rebe Gerank.

Aengstlich im Käfig tobte der Zeisig, —
Die Wanduhr stand, — schwer hing das Gewicht, —
Die Ampel erlosch — am Herde der Reisig
Warf in's Gemach ein flackerndes Licht, —

Ich lauschte stille — mit banger Geberde, —
Hielt enge mich fest an der Alten Gewand:
Die betete leis: — da war am Herde
Die Flamme mälich herabgebrannt —

Nun räumte sie weg die verkohlten Brände —
Nur an Einem glomm noch ein Funke roth, —
Und knisterte noch — und erlosch am Ende: —
Da sagte sie: „Kind, sieh, so ist der Tod.“ —

Sie ist selber lang gestorben indessen,
Längst zog von dem alten Haus' ich fort:
Doch werd' ich mein Lebtag nimmer vergessen
Die schaurige Stunde, das schaurige Wort.

Auf die schöne Freundschaft, die mich mit meinen jungen Rittern verband, bezogen sich die nachfolgenden Gedichte:

Versöhnlichkeit.

Zu Ruhe gehe keine Nacht,
Wann einer Deiner Lieben grollt:
Wer weiß, ob morgen Ihr erwacht,
Euch auszusöhnen, wie Ihr sollt.

Das Herz, das jetzt so stürmisch pocht
In Trotz und Stolz und hartem Sinn,
Ein über Nacht verglimmter Docht,
Ist morgen schon vielleicht dahin.

Dann giebt nicht wieder Dir der Mund
Erwidernd der Versöhnung Kuß,
Er schloß sich unversöhnet und
Im Aug' erlosch der Thräne Fluß.

Weh! mußt am Sarg Du Dir gestehn,
Gedenkend an sein Angesicht,
Als Du's das letzte Mal gesehen,
Da war's in Lieb' und Friede nicht!

Drum, fühlst Du Abends Grimm und Groll,
Laß drüber hingehn keine Nacht,
Stark ist der Trotz — doch wundervoll,
Viel stärker ist der Liebe Macht.

Zum Freunde geh' und beut die Hand,
Du selbst zuerst, zum Frieden an:
Und sternenwärts Dein Haupt gewandt
Geh' freudig heim zu schlummern dann.

Der Glaube der Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele Du gewonnen,
Und in sein Herz hast tief hineingeschaut,
Und ihn befunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Fluth der Himmel blaut, —
Laß Deine Zuversicht dann nichts Dir rauben,
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß Du grundlos ihm entziehst den Glauben: —
Kein größer Glück als ein vertrauend Herz!
Laß adlermuthig Deine Liebe schweifen,
Bis dicht an die Unmöglichkeit hinan:
Kannst Du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an!

Lieben und Verstehn.

Oft, wann mir aufgeht weit die weiche Seele,
Nach Liebe dürstend, wie der Hirsch zum Quelle,
Wie wehe thut's, wenn ich die Freunde zähle,
Daß Keiner ausfüllt ganz die leere Stelle.

Daß keiner ganz von denen, die mich fanden,
Auf meiner Seele Fragen Antwort giebt: —
Dann seufz' ich oft: O wär' ich mehr verstanden,
Gewiß, dann wär' ich wohl auch mehr geliebt. —

Dann aber denk' ich: liegt denn nicht mein Wesen
Klar offen Allen denen, die mich lieben?
Sie könnten, mein' ich, jede Silbe lesen,
Die Gott in's tiefste Herz mir hat geschrieben.

Doch freilich, was die Liebe hat geschrieben,
Man kann es nur mit Liebes-Augen sehn:
Dann seufz' ich: Würden sie nur mehr mich lieben,
Gewiß, sie würden besser mich verstehn.

Aus den Kämpfen zwischen Glauben und Denken (oben S. 24 f.) sind die folgenden Dichtungen erwachsen:

Sternenhülfe.

Oft schon, wann mir im Gefechte
Muth und Schwert der Feind entwand,
Drückt mir's wieder in die Rechte
Eine unsichtbare Hand.

War die Seele mir verschmachtet,
Liebreich fühlt' ich mich erquickt,
Mild erleuchtet, wenn umnachtet,
Aufgerichtet, wenn geknickt.

Oft, wenn klagend nur nach Oben,
Nicht mehr hoffend, rief das Herz,
Hat's mich wundersam gehoben
Und getragen sternenwärts.

Und deß wird auch meine Seele
Stets getrost und freudig sein,
Daß sie starke Freunde zähle
Droben in den Sternereihn.

Christus.

Und ob der trübe Wahn der trüben Leute,
Du Mann der Mildheit, auf Dein schönes Licht
Aus vollen Händen Schutt und Asche dicht
Jahrhunderte hindurch erstickend streute, —

Es blieb doch Licht, wie das Erlöschen dräute,
Und von Dir lassen kann die Seele nicht,
So wahr Dein Name laut aus Allem spricht,
Was unsre Vorzeit Schönstes schuf bis heute.

Ich will ein Recht an diesen Kirchenhallen,
An diesen sternenäugigen Madonnen,
Ein Recht an Deiner Abendglocken Schallen: —

Du bist die Quelle, die die Welt durchronnen,
Licht ist Dein Weg und Lieben ist Dein Wallen,
Und es verdorrt, wer läßt von diesem Bronnen.

Der Gott der Gnade.

Was jene Priester sagen, es klingt mir fast wie Spott,
Daß in des Unglücks Tagen das Herz sich kehrt zu Gott,
Um feig zu Dem zu jammern, den's einst im Glück verließ,
Sich an den Hort zu klammern, den's frevelnd von sich stieß.

Mein Herz ist andern Schlages, wird feig durch Unglück nicht,
Das Leid des trüben Tages trag' ich als Strafgericht.
Doch wenn der Strahl von Oben, wenn Freude mich befällt,
Dann brauch' ich, ihn zu loben, den Herrgott in der Welt.

Die geweihte Schaar.

Gebt auf den Kampf, denn wir sind unbezwingbar,
Denn mit uns ist der Weltgeschichte Gott:
Und euer Ziel ist ewig unerreichbar,
Das Unsre ist's, — wenn auch in Ewigkeit.
Blickt rückwärts auf das Schlachtfeld der Geschichte,
Auf dem wir streiten, seit Gedanken sind,
In welcher Schlacht ward schon der Geist zu nichte?
Wann habt ihr überwunden die Vernunft?
Wollt ihr an euch wahr machen eure Sagen,
Von einem Geiste, der sich selbst verdammt,
In Ewigkeit verzweiflungsvoll zu schlagen
Die Schlacht mit Dem, den er allmächtig weiß?
Zu uns steht Keiner, der sich nicht verbürgte
Für seines Geistes edelsten Gehalt, —
Nicht in der Wiege schon zwei Schlangen würgte:
Den Aberglauben und die Todesfurcht.

Warnung.

Wohl euch, ihr frommen sanften Seelen,
Die sich, wenn's Nacht wird um sie her,
Den Blumen ähnlich, Gott empfehlen,
Und fürder dann nicht sorgen mehr;

In jedem Sterne könnt ihr sehen
Ein Vaterauge wachsam, mild,
Und Engel hört ihr schützend gehen
Vor eurem Schritt mit treuem Schild.

Quält euer Herz mit scharfem Sporne
Die wilde Reiterin, die Schuld: —
Ihr tröstet euch: des Gottes Zorne
Ob siegt des Gottes Vaterhuld.

Umschattet euch mit düsterm Grauen
Der Welt unendlich Schmerzen-Los, —
Ihr bergt, das Unheil nicht zu schauen,
Das müde Haupt in Glaubens Schos.

Wohl euch! — Doch blickt mit scheuer Achtung
Auf eines Geistes Kampf und Schmerz,
Der aus Lebens Angstumnachtung
Nicht kindlich fliehet himmelwärts:

Der, starrt des eh'rnen Schicksals Walten
Mit dem Gorgonenblick ihn an,
In keines Vaters Mantelfalten
Sich, Rettung suchend, hüllen kann:

Er steht allein: er darf nicht wanken,
Sonst überstürmt ihn wild das Meer —

Sein einz'ger Anker im Gedanken
Und Sturm und Brandung rings umher.

Wenn solch ein Geist in schwerer Stunde
Todtmüd, erschöpft, zusammenbricht, —
Dann rühmt euch, daß ihr ohne Wunde
Ihr sanften, frommen Seelen nicht!

Zu S. 247. In der ersten Freude über die entdeckte dichterische Begabung entstanden alsbald folgende Verse:

Die Herzenskapelle.

Im Herzen heg' ich eine Stelle,
Die ist so friedlich und geweiht,
Wie eine stille Waldkapelle
In grüner Abgeschiedenheit.

Der laute Tag mit hellem Scheine
Dringt in die süße Dämmrung nie:
Nur leise glimmt vor heil'gem Schreine
Die ew'ge Ampel Poesie.

Die Schönheit.

Die Schönheit ist mein Leben, mein Glück und mein
Beruf,
Ihr hab' ich mich ergeben, zu der mich Gott erschuf.
Auf allen meinen Wegen such' ich nur ihre Spur,
Mein Glück, es ist gelegen in ihren Landen nur.

Und wie die Lerche selig im blauen Meere schwebt,
Darin sie silberkehlig den süßen Ton erhebt, —
Tief unter ihr versunken die dumpfe Lebensnoth,
Des reinen Aethers trunken, gewiegt im Morgenroth. —

So meine Seele badet in der Schönheit Ueberschwang,
Weil Gott sie hat begnadet mit klingendem Gesang.

Zu S. 250. Von den vielen Vaterlands- und Freiheitsliedern jener Tage sei nur Eines hier aufgenommen, das unmittelbar nach dem Scheitern der Bewegung von 1848/49 entstand. Hat man doch behauptet, ich sei „erst nach 1870 auf Vaterland

und Deutschthum gerathen". Hätte ich doch jene Herren Beurtheiler schon bei dem Ritterspielen seit 1845 unter Schwert und Bohnenstange nehmen dürfen!

Die thörichte Jungfrau.

Vier Jungfrau'n sah ich liegen in Schlummer wunderbar:
In Zauberschlaf und Ketten jede gebannet war:
So schliefen sie und lagen viel hundert Jahre lang,
Bis sie ein Engel Gottes rief mit Posaunenklang:
Und sieh: auf stolzer Insel regt sich die eine Maid,
Die Ketten fallen klirrend — sie wacht — sie ist befreit;
Und wieder ruft der Engel — und über'm Meer erwacht
Die Zweite von dem Schlummer und bricht des Zaubers Macht;
Es wacht beim dritten Rufe die Dritte freudig auf,
Und setzt die rothe Mütze statt des Lilienkranzes auf.
Und wieder ruft der Engel, und wie in schwerem Traum
Regt sich die vierte Jungfrau wohl unter'm Eichenbaum,

Die Kaiserkrone fällt ihr, die alte, von dem Haupt: —
Doch hat sie nicht dem Engel den Rettungsruf geglaubt:
Sie träumt und schlummert weiter! — Weh deine
Zeit war da,
Hast sie verträumt auf ewig, — weh dir, Germania!

Zu S. 247 f. Kurz vor der ersten Begegnung mit Didosa drückten die nachstehenden Gedichte die ahnungsvolle Sehnsucht nach Schönheit, Liebe, nach irgend einem Geheimniß voll seliger Offenbarung oder Erscheinung aus.

Sympathie.

Es schwebt in liebendem Umfangen
Still um den Himmel hin die Nacht,
In Traum und Frieden ist vergangen,
Was meine Seele bange macht.

Ein tiefes, ahnungsvolles Sehnen
Weht durch die laue, dunkle Luft —
Durch meine Seele zieht ein Wähnen,
Als ob sie eine Andre ruft.

Wer bist Du, die so still und mächtig
Mich anzieht wie der Mond das Meer?
Ich weiß nicht: — doch Du liebst mich mächtig,
Denn meine Seele zittert sehr! —

Abend.

Sehet, es kehret der Abend uns wieder,
Dämmernde Wolken geleiten ihn her,
Himmel und Erde hinauf und hernieder
Waltet ein heilig geheimer Verkehr.

Sterne, ihr Blumen des Himmels, ihr winket,
Blumen, ihr Sterne der Erde, ihr lauscht.
Duftig die Strenge der Schranken versinket,
Sehnende Liebe hat Alles berauscht.

Götter entsenden in ähnlichen Stunden
Segnende Boten in Menschengewand: —
Heil, wer den Gast in der Hülle gefunden
Und ihn an leuchtenden Spuren erkannt.

Zu S. 275 f. Aus den unzähligen Didosa-Gedichten mögen hier einige eingeschaltet werden, welche

für die Grund-Stimmung und für die Richtungen und Wirkungen jener Schwärmerei bezeichnend sind:

Die irdische Madonne.

„— Und die Ritter zogen vor Ascalon und ehe sie den Feind angriffen, knieten sie nieder und beteten brünstig zur heiligen Jungfrau und es ward eine schwere Schlacht; aber die Ritter siegten; und so Viele von ihnen gefallen waren, die lagen Alle treu auf ihren Schilden."

(Aus einer altfranzösischen Chronik.)

Die frommen Ritter flehten auf Ascalons Gefild
In brünstigen Gebeten zu der Madonna Bild.
Und zu dem heiligen Streite, den Glauben zu befrein,
Die Himmelsjungfrau weihte die edlen Kämpfer ein. —

Die ganze Welt jetzt schmachtet in Lasterfrohn entweiht
Und schnöde Selbstsucht nachtet auf der edlen Menschlichkeit:
Drum ziehn auf allen Wegen viel Ritter aus zum Streit:
Kein Priester spricht den Segen, uns giebt nur Gott Geleit.

Auf diesem Kreuzzug führ' ich des Menschenthums Panier,
Dich, Erdenjungfrau, kür' ich zur Schutzpatronin mir,
Und zu Dir will ich beten, Du hold Madonnenbild,
Wie einst die Ritter flehten auf Ascalons Gefild.

Du segne meine Waffen, gieb Siegeszuversicht,
Laß mir den Feind entraffen mein freudig Banner nicht,
Fromm halte mich im Glauben zu der Geschichte Gott,
Die Hoffnung laß mir rauben nicht durch der Feinde Spott.

Rein halte mich im Handeln, als müßt ich alle Zeit
Vor Deinen Augen wandeln, Du makellose Maid,
Treu halte mich im Lieben, wie die Ritter ihrem Schild
Im Tod noch treu geblieben auf Ascalons Gefild.

O Heil Dir, daß Du liebest.

O Heil Dir, daß Du liebest, Du heißes junges Blut,
Wie rettungslos sonst triebest Du auf empörter Fluth.
Mein Lebenskahn, mein schwanker, längst sank er sicherlich
Hielt nicht, ein heil'ger Anker, die starke Liebe mich.

Abschied.

Laß mich ziehn, ich kehre wieder
Wie ich scheide treu und rein:
Fällt der Bau des Himmels nieder,
Meine Treue fällt nicht ein.

Sieh', der Wald läßt furchtlos wandern
Seine Vöglein über's Meer,
Weil er weiß, es zieht vom andern
Strand sie sicher wieder her.

Furchtlos durch das Weltgewimmel
Läßt der Stern den Stern entfliehn,
Wissend, durch den ganzen Himmel
Zieht's zur alten Stelle ihn.

Soll nicht Liebe fester binden
Herz an Herz als Stern an Stern, —
Heimwärts soll die Schwalbe finden,
Und die Seele bliebe fern?

Denk' von Liebe nicht so nieder,
Und von Treue nicht so klein:
Laß mich ziehn — ich kehre wieder,
Wie ich scheide, treu und rein.

Der alte Lindenbaum.

Bei Liebchens Haus am Waldes-Saum
Am niedern Gartenthor,
Da steht ein alter Lindenbaum
Mit grünem Haupt davor.

Als ich nun scheiden hab' gemüßt
Und in die Fremde fort
Hab' wandern müssen ungeküßt
Und sonder Abschieds-Wort, —

Hab' ich den alten Lindenbaum
Zum Wächter treu bestellt:
„Ich wandre jetzt, mein lieber Baum,
Wohl in die weite Welt;

So halte Du in guter Wacht
Mein Lieb und flüstre ihr
In's Schlafgemach bei lauer Nacht
Manch' leisen Gruß von mir.

So lang ihr Herz bleibt treu und rein,
Laß ihr zu Lieb und Ehr'
Lobsingen Deine Vögelein,
Als ob ich's selber wär'.

Doch steht ein böser Gast davor,
Der ihr die Treue raubt,
So schüttle, öffnet sie das Thor,
Dein ehrenfestes Haupt.

Vom Wipfel bis zur Wurzel hin
Mit Rauschen rüttle Dich,
Und ruf' ihr warnend in den Sinn,
Wie tief sie kränke mich.

Jetzt lebe wohl, mein Baum. In Acht
Halt's Liebchen rein und fromm:
Gott gebe, daß Du treu gewacht,
Wann ich einst wieder komm'!"

Zu S. 296. Die meisten der vielen Gedichte, welche die Pflicht der strengsten Entsagung und Freuden-Ertödtung lehren, gehören den ersten Jahren des Lebens und Arbeitens an der Hochschule an: aber manche entstanden schon 1850: so das nachfolgende, das die Freude wenigstens noch nicht völlig verwirft —: in der Folge ward die Schwermuth noch immer düsterer, die mönchische Selbstpeinigung noch immer strenger:

Rath.

Laß niemals seitwärts Deinem Pilgerpfade
Dich fortziehn bunter Freuden Blüthenranken,
Die lockend links und rechts am Wege schwanken: —
Dein Ziel ist fern, — drum sei Dein Gang gerade.

Schon Mancher, daß ihn nicht vergebens lade
Die rothe Heckenrose an den Planken,
Sprang, sie zu fah'n, mit lustigen Gedanken —
Und — — fand sich nie zurück zu seinem Pfade. —

Doch also gnädig ist des Himmels Gnade,
Daß Manchem, welcher fortschritt ohne Wanken,
Damit die Tugend nicht am Glück ihm schade,

Die lieblichsten, die allerschönsten Ranken
Von selbst erwuchsen mitten auf dem Pfade: —
Die freilich pflücke dann mit frommem Danken.

LUME

2

Felix Dahn

Erinnerungen

2

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Zweites Buch.

Die Universitätszeit.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1891.

I.

Bei der Trennung der Aeltern blieben die beiden jüngeren Geschwister bei der Mutter, ich bei dem Vater, der eine Wohnung (jetzt Nr. 13) in der Schönfeldstraße miethete: gerade gegenüber der Einmündung der oberen Gartenstraße lag das Fenster meines schmalen Kämmerleins im Erdgeschosse, so daß es nun gar bequem und lieblich war, um 1 3/4 und um 5 1/4 Uhr von diesem Beobachtungspunkt aus die mit der Regelmäßigkeit eines schönen Sternes vorüber wandelnde Didosa aus nächster Nähe zu begrüßen; kurz vor 8 Uhr ging ich jetzt wie früher ohnehin aus, nur, statt in das Gymnasium, in die Universität, um 12 kam ich von da zurück. Und jeder Ausgang führte ja an den nur drei Häuser entfernten Fenstern Didosa's vorüber; in der That, für

die schwer leidende junge Seele, die, wie von offnen Wunden bedeckt, vor jeder Berührung mit der Außenwelt zitternd zusammen zuckte, hätte keine wohlthätigere Linderung ersonnen werden mögen, als sie hier der freundliche Zufall gewährte, der mich so nahe der Angebeteten angesiedelt hatte.

In den etwa zwei Jahren, die ich in diesem engen, aber stillen, friedlichen Zimmerlein verlebte, schritt meine Entfaltung sehr gewaltig vor: begeistert, mit dürstender Gier sog ich in mich auf, von allen Seiten wie mit ausgereckten Fangarmen an mich raffend, Alles, was ich an Wissensstoff, an Nahrung für Geist und Einbildungskraft nur irgend an mich heranziehen konnte: aus den Vorlesungen, aus den beiden großen, bändereichen Büchereien, — der Hof- und Stats- und der Universitäts-Bibliothek, — aus dem Umgang mit den Professoren, mit den Freunden meiner Aeltern aus den Schriftsteller- und Künstlerkreisen, mit älteren Studenten. Ich war wie berauscht von dieser Fülle auf mich einstürmenden gei-

stigen Stoffes: ich freute mich, wie dereinst auf den Weihnachtsbaum, von einem Tag zum andern auf die Vorlesungen (nie im Leben hab' ich eine geschwänzt). Ohne jeden Zwang von außen, ohne Rücksicht auf eine Prüfung, die ja erst nach acht Halbjahren drohte, arbeitete und las ich, soviel ich nur irgend konnte, aus eitel Heißhunger nach Wissen, nach Anregung: um 4 Uhr im Sommer, um 6 im Winter war ich auf und mit der Unterbrechung durch die äußerst kurzen Mittagsmahlzeiten von 1½—1¾ (denn um diese Zeit mußte ich ja schon wieder am Fenster stehen!) und eines einstündigen Abendspaziergangs von 7—8 im Sommer, von 4—5 im Winter, las ich und machte Auszüge bis mir — oft erst spät nach Mitternacht — die Augen zufielen und ich einschlief: „lassatus, nondum satiatus“ (litteris): das unbeschreiblich einfache Nachtmahl, dessen wichtigsten und geliebtesten Bestandtheil die Eine Halbe Bier ausmachte (an Samstagen und Sonntagen aber zwei!), ward an dem Schreibtisch eingenommen; gar oft,

Felix Dahn

Erinnerungen

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Zweites Buch.

Die Universitätszeit.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1891.

I.

Bei der Trennung der Aeltern blieben die beiden jüngeren Geschwister bei der Mutter, ich bei dem Vater, der eine Wohnung (jetzt Nr. 13) in der Schönfeldstraße miethete: gerade gegenüber der Einmündung der oberen Gartenstraße lag das Fenster meines schmalen Kämmerleins im Erdgeschosse, so daß es nun gar bequem und lieblich war, um 1¾ und um 5¼ Uhr von diesem Beobachtungspunkt aus die mit der Regelmäßigkeit eines schönen Sternes vorüber wandelnde Didosa aus nächster Nähe zu begrüßen; kurz vor 8 Uhr ging ich jetzt wie früher ohnehin aus, nur, statt in das Gymnasium, in die Universität, um 12 kam ich von da zurück. Und jeder Ausgang führte ja an den nur drei Häuser entfernten Fenstern Didosa's vorüber; in der That, für

die schwer leidende junge Seele, die, wie von offnen Wunden bedeckt, vor jeder Berührung mit der Außenwelt zitternd zusammen zuckte, hätte keine wohlthätigere Linderung ersonnen werden mögen, als sie hier der freundliche Zufall gewährte, der mich so nahe der Angebeteten angesiedelt hatte.

In den etwa zwei Jahren, die ich in diesem engen, aber stillen, friedlichen Zimmerlein verlebte, schritt meine Entfaltung sehr gewaltig vor: begeistert, mit dürstender Gier sog ich in mich auf, von allen Seiten wie mit ausgereckten Fangarmen an mich raffend, Alles, was ich an Wissensstoff, an Nahrung für Geist und Einbildungskraft nur irgend an mich heranziehen konnte: aus den Vorlesungen, aus den beiden großen, bändereichen Büchereien, — der Hof- und Stats- und der Universitäts-Bibliothek, — aus dem Umgang mit den Professoren, mit den Freunden meiner Aeltern aus den Schriftsteller- und Künstlerkreisen, mit älteren Studenten. Ich war wie berauscht von dieser Fülle auf mich einstürmenden gei-

stigen Stoffes: ich freute mich, wie dereinst auf den Weihnachtsbaum, von einem Tag zum andern auf die Vorlesungen (nie im Leben hab' ich eine geschwänzt). Ohne jeden Zwang von außen, ohne Rücksicht auf eine Prüfung, die ja erst nach acht Halbjahren drohte, arbeitete und las ich, soviel ich nur irgend konnte, aus eitel Heißhunger nach Wissen, nach Anregung: um 4 Uhr im Sommer, um 6 im Winter war ich auf und mit der Unterbrechung durch die äußerst kurzen Mittagsmahlzeiten von $1^1/_2$—$1^3/_4$ (denn um diese Zeit mußte ich ja schon wieder am Fenster stehen!) und eines einstündigen Abendspaziergangs von 7—8 im Sommer, von 4—5 im Winter, las ich und machte Auszüge bis mir — oft erst spät nach Mitternacht — die Augen zufielen und ich einschlief: „lassatus, nondum satiatus“ (litteris): das unbeschreiblich einfache Nachtmahl, dessen wichtigsten und geliebtesten Bestandtheil die Eine Halbe Bier ausmachte (an Samstagen und Sonntagen aber zwei!), ward an dem Schreibtisch eingenommen; gar oft,

wann im Sommer der Vater, der mich freundlich hatte mitnehmen wollen zum Kegelschieben oder in einen „Keller“, gegen Mitternacht heim kam, fand er mich noch über den Büchern und drehte mir, gütig scheltend, die kleine Oellampe aus; wußte ich ihn im Bett, steckte ich sie hurtig wieder an.

Mit strengster Regelmäßigkeit hielt ich eine genau festgestellte Tagesordnung ein: dies, während der acht Schuljahre für den größten Theil der Stunden ohnehin gegeben, ward von mir nun aus freier Wahl beibehalten und fortgeführt bis heute. Es liegt darin einer der Gründe, aus denen ich an Arbeit — an Stoff-Einsammlung und an Eigenschöpfung — mehr als mancher Andere leisten konnte und kann, so daß ich oft um die Erklärung dieses „Erstaunlichen“ befragt wurde und werde; es ist, im Zusammenhalt mit möglichster Meidung von Abendgesellschaften und abendlichem Ausgang, mit frühen Stunden für Schlafengehen und Aufstehen, das einzige Mittel, große Arbeitsmassen zu bewältigen.

Allerdings ist aber mit jenem Vorzug ein Nachtheil unscheidbar verknüpft: eine peinliche „Pedanterie“ (ich weiß dies Fremdwort nicht zu vermeiden: Sorgfalt ersetzt es nicht) in ängstlichster Festhaltung der den verschiedenen Arbeits-Arten mit Abwechslung zwischen Recht, Philosophie, Geschichte, Sprachen, dann Lesen und Schöpfen von Dichtungen zugetheilten Frist: so daß ich ganz unglücklich wurde (und werde), störte (und stört) ein unvermeidbares Eingreifen Anderer diese streng geregelte Eintheilung. Mit einem wahren sittlichen und geistigen Katzenjammer beschloß (und beschließe) ich einen Tag, der mir durch solche Störung zerrissen und verdorben ist: zumal lästige Besuche Gleichgültiger konnten mich erbittern, ja ergrimmen: ich hätte diese Faullenzer immer gern gefragt, ob sie selbst denn gar nichts zu thun hätten, als mir die Zeit zu verderben? („Ich han mei Zeit nit g'stohle für all' die faule Leut!“) Es wurde — und es wird — denn ich kann nicht behaupten, daß ich diese Schwäche überwunden hätte! — mir geradezu körperlich

flau und übel, dauert solche Störung durch inhaltlosen und unnöthigen Besuch lange und ich bin leider schon oft unhöflich geworden in solchen Fällen: wenigstens durch Verstummen und ein nicht zu hemmendes Gähnen.

Dabei muß ich aber doch, üble Auslegung abzuwehren, hervorheben, daß ich meine Studenten nun und nimmer als störende Besuche empfunden habe und empfinde, auch dann, wenn deren Besuche nicht wirkliches Bedürfniß begründet, sondern der Wahn einer Höflichkeitsverpflichtung: war ich später genöthigt, eine Sprechstunde einzuführen, mich gegen unablässige Störungen zu schützen, — gegen meine Studenten galt nie eine solche Beschränkung: zu den unglaublichsten Stunden kamen sie in Königsberg zu mir und waren mir stets willkommen: der Verkehr des Studenten mit dem Lehrer soll sich durchaus nicht auf Vorlesung, Uebung und Prüfung beschränken: der Student gehört auch in das Arbeitszimmer des Professors wie dessen Bücher: und das

Gedenken an den unablässigen Verkehr mit gar vielen wackeren, fleißigen Königsberger Studenten und Referendaren in meinem Hause zählt zu meinen werthvollsten, theuersten Erinnerungen; ich komme darauf zurück: zu meiner Freude ließ es sich in Breslau alsbald ebenso an.

In diesen Jahren stieg nun jener übertriebenste „Idealismus", jene mönchische Entsagung und Selbstüberwindung zu immer steilerer Höhe, verbunden jedoch mit einem schwärmerischen, verzückten Wohlgefühl, das sich aus der täglichen Ueberanstrengung bis zur Berauschung des Geistes und der Einbildungskraft ergab.

Es ist nicht zu schildern, welche Gefühle reinster Begeisterung mich beseelten, welch' geheimnißvoll süße Wonnen mich durchrieselten, stand ich um fünf Uhr Abends an meinem Fenster und sah ich, im Februar etwa, umfluthet von der von Westen (von der Ludwigsstraße) her einfallenden golddurftigen Dämmerung, das engelhaft schöne Antlitz jenes Mädchens voll

zu mir empor gewandt, meinen ehrfürchtigen Gruß freundlich zu erwidern.

Das Bedürfniß, Verse zu machen, drängte so unaufhörlich, daß ich mitten in der Vorlesung — ohne jedoch im Nachschreiben zu stocken — auf den Rand des Heftes die kleinen Gedichte oder doch die Reime dazu niederwarf, ebenso im Lesen und Auszüge machen zu Haus.

II.

Welcher Art aber waren nun die wissenschaftlichen Arbeiten jener ersten beiden Universitätsjahre?

In Baiern bestand und besteht — ein ganz gewaltiger Vorzug vor Preußen! — die höchst ersprießliche Vorschrift, daß jeder Student, mag er auch später Theolog, Jurist, Naturforscher, Mediciner werden, mindestens acht „philosophische" Privatvorlesungen belegt haben muß, d. h. nicht etwa nur Vorlesungen über Philosophie, sondern aus den Fächern der philosophischen Facultät: also Naturwissenschaften oder andere Geisteswissenschaften: Geschichte, Alterthümer, Sprachwissenschaft, Literatur, Mythologie, bildende Kunst oder Kunstgeschichte, endlich Philosophie in allen ihren Zweigen. Besuchszwang oder Prüfung findet hierbei nicht statt: man vermuthet, muß der Student diese

Vorlesungen belegen und bezahlen, so wird er sie auch besuchen, wenn nicht entweder der Lehrer oder der Student zum Davonjagen kläglich und erbärmlich ist.

Jene günstige Voraussetzung traf bei uns und traf noch viele Jahre später in München zu: die Säle von Ohm, Liebig, Jolly, dann von Lasaulx, Prantl, Spengel, später von Sybel, Giesebrecht und Andern waren, abgesehen von den Studirenden aus der philosophischen Facultät, von 50, 80, ja 100 Juristen besucht.

Daher erlangten denn damals — ich höre mit Bedauern, daß dieser feine Ruhm in neuerer Zeit den bairischen Rechtsbeflissnen nicht verblieben, ihr Besuch der philosophischen Vorlesungen erheblich geschwunden ist — die bairischen Juristen eine ganz unvergleichlich höhere und umfassendere „allgemeine Bildung" als dies höchst betrüblicher Weise von den preußischen gepriesen werden kann.

Das ist nicht die Schuld der preußischen Stu-

denten, sondern der durchaus verwerflichen preußischen Festsetzung der juristischen Studienzeit auf sechs Halbjahre. Ich habe mich alsbald nach meinem Uebertritt in den preußischen Lehrdienst in einer ausführlichen Denkschrift,[1]) gerichtet an das preußische Unterrichtsministerium, geäußert, dabei unter Anderm 8 Halbjahre Universität, dafür nur 5—6 Referendariat verlangt. Herr Dr. Falk erklärte sich damals mit allem einverstanden, aber bisher scheiterte jeder Besserungsversuch an dem — Geldpunkt! Es heißt, man könne die Dienste nicht entbehren, welche die Referendarien vier Jahre hindurch leisten, indem sie ersetzen die entsprechende Zahl von — Gerichtsschreibern! Darin also besteht die Vorbereitung für die zweite Prüfung — wenigstens zu erheblichem Theil! Und daran brechen sich alle Anläufe zur Umgestaltung eines in der That unerträglichen Zustandes, —

---

[1]) Jetzt abgedruckt in dem Schlußheft der von Behrend und mir herausgegebenen Zeitschrift (1874), dann im V. 2. Band meiner Bausteine. Berlin 1884.

Vorschläge, wie sie nicht nur meine Wenigkeit, wie sie Goldschmidt, von Liszt und gar viele andere Amtsgenossen ausgearbeitet haben. Jene preußische Verordnung, welche sechs Halbjahre für genügend erklärt, stammt aus einer Zeit, da eine ganze Reihe von heutigen Vorlesungen noch gar nicht gehalten ward: Preußisches Verfassungs-, preußisches Verwaltungsrecht, Reichsverfassungs-, Reichsverwaltungsrecht, Handelsrecht. Heute können die Studirenden der Rechte den Prüfungsstoff in jener Zeit nicht mehr wissenschaftlich bewältigen: so daß man ihnen leider gar nicht dazu rathen darf, auch noch andere Vorlesungen zu hören. Das Ergebniß ist das denkbar traurigste!

Die „allgemeine Bildung" der jüngeren Juristen in Preußen ist beklagenswerth ungenügend: von preußischer, und zumal von deutscher Geschichte wissen sie nur so viel als sie auf Gymnasium auswendig gelernt und nicht wieder vergessen haben: von deutscher Literatur, von Philosophie ahnen sie fast gar nichts: haben sie doch nie eine Vorlesung darüber

gehört und nie zu Haus ein Werk darüber studirt, können es auch nicht neben dem Prüfungsstoff, der in sechs Halbjahren zu bewältigen ist: auch wenn nicht zwei davon durch den Wehrdienst verloren gehen. Dazu nun noch der schreiende Uebelstand, daß die „theoretische“ Prüfung von zwei Praktikern und — in den Universitätsstädten — einem Professor abgehalten wird, statt ausschließend von Professoren,[1]) gleichmäßig aus allen Fächern des Rechts und aus Volkswirthschaft und Finanz wie in Baiern, Württemberg, Hessen, Baden. An der preußischen Einrichtung ist gar nichts gut als das Erforderniß einer schriftlichen Arbeit. Der ganze Betrieb ist häufig so banausisch, so unwissenschaftlich wie möglich. Nicht von mir, von einem altpreußischen Juristen rührt das Wort her: „weckt der liebe Gott am jüngsten Tag einen preußischen Kreis- (jetzt Amts)richter auf, findet

[1]) Die Verfügung vom 3./XI. 1890 brachte einige, aber durchaus nicht genügende Besserung.

er nichts in seinem Kopf als das preußische Landrecht und ein Spiel Karten".

Diese Abschweifung mag zu gute gehalten werden meinem bittern Verdruß über die höchst widrigen unwissenschaftlichen Einrichtungen, welche mir seit 18 Jahren die Freude an dem Lehramt in hohem Maße getrübt haben. Die Sache liegt auch diesen „Erinnerungen" nicht ganz fern: was wäre aus mir geworden, hätte auch ich in sechs Halbjahren lediglich die Abrichtung für die Prüfung als Referendar (Rechtspracticant) durchzumachen gehabt! Man spricht von preußischer Drillung der Recruten: diese muß sein und hat alle Erfolge für sich: aber die preußische Drillung der Juristen muß nicht sein und hat alle Erfolge gegen sich: sie ist ein Jammer, ein Elend und — nun, wahrlich keine Ehre für den leitenden deutschen Stat.

Ich hörte also in München und in Berlin mit Begeisterung, mit wahrer Heißgier „philosophische" Vorlesungen: Griechische Alterthümer bei

Leonhard Spengel; einerseits die alte Liebe zu Homer, andrerseits die neue zu Thukydides, auch für Sophokles und Euripides die dankbare Empfindung, tiefer gefaßt jene ehrfurchtsvolle Begeisterung für die Antike in ihrem strengen Marmor-Stil [1]) hatten mich in diese Vorlesung geführt: ich fand viel Mehr, viel Reicheres als ich gehofft! Wie verstand doch der Gedanken wahrhaft sprühende Mann mit den klugen, hellen Augen aus dem oft trocknen Stoff überall Funken zu schlagen! Der Vortrag, obzwar nachlässig in der Form, — er sprudelte die unordentlich gebauten Sätze in ähnlicher Hast hervor wie ich das später bei keinem geringeren als Leopold von Ranke fand — war inhaltlich überströmend von Reichthum: man spürte, der Mann konnte lange nicht Alles sagen in der kurzen Stunde, was er sagen wollte, zu sagen rang. Spengel, den ich später noch vielfach — war er doch neben Barthélémy Saint-Hilaire in Paris

[1]) Band I, S. 13. S. 191.

und Trendelenburg in Berlin der größte Aristoteliker der Zeit — in meinen Studien über des Aristoteles Statslehre zu Rathe zog, blieb mir bis an seinen Tod ein gütiger freundschaftlicher Förderer.

Ferner hörte ich im Winterhalbjahr 1850—1851 (man las damals in München bis zum 21. März, die Juristen begannen aber wegen der bis Ende October währenden Prüfungen erst nach Allerseelen) Länder- und Völkerkunde bei Neumann, dem „Chinesen", wie wir ihn nannten, weil er so viel von China erzählte, auch einem Chinesen „zum Verwechseln" ähnlich sah, wie die Studenten behaupteten, die nie einen Sohn des Reiches der Mitte gesehn (er sah in Wahrheit ganz anders aus). Es hatte seine Beliebtheit stark gefördert, daß er, wie man auf den Salbänken raunte, wegen seiner Freisinnigkeit von der Regierung „verfolgt" werde. Ich ging also mit günstigster Vormeinung zu ihm: aber die Vorlesung gefiel mir nicht: ich fand kein Gefallen an seinen Witzeleien: es schien mir — damals schon! — geschmacklos, daß

er bei Erwähnung Ludwigs XVIII. von Frankreich beifügte: „denn man numerirt die Könige wie die Fiacres".

Bei dem ultramontan-phantastisch-romantisch-mystischen von Lasaulx gastete ich nur dreimal: — ich weiß nicht mehr, in welcher Vorlesung: sein weiter Sal war bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur von Theologen und von ultramontan gegängelten Studenten anderer Facultäten, — auch Viele nicht also gebundene schwärmten für den schönen, schwungvollen Vortrag. Und es ist wahr: der Mann hatte seine vortrefflichen Seiten: die stattliche Gestalt mit dem edeln löwenähnlichen, auch von einer Löwenmähne umwallten, durch heftigen Blutandrang gerötheten Antlitz, die starke (freilich etwas zu hohe) Stimme machte günstigsten Eindruck. Dazu kam die Begeisterung, die zweifellose Ueberzeugungstreue, mit der er sprach. Seine sittliche Tüchtigkeit hat er auch in den politischen Parteikämpfen trefflich bewährt. Allein was er lehrte, das war mir — nach Inhalt

und Methode — widerstrebend. Gerade jene Mischung, jenes Durcheinander von Wissenschaft und von Poesie, jenes „Schwungvolle", das durch ein dichterisches Gleichniß den begrifflichen Beweis, den schlußbündigen Folgezwang des Gedankens ersetzen sollte und was so Viele anzog, das stieß mich ab. Es war mir unleidlich: vermöge einer glücklichen Anlage meiner Natur, welche die Einbildungskraft von der Forschung möglichst fern zu halten das angeborne Bedürfniß hat: — was wäre aus mir — als Lernendem, und als Lehrer — geworden, hätte ich meine so unermüdliche Einbildungskraft jemals die schillernden Flügel in das Wissensgebiet tragen lassen! Und der angeborne gesunde Sinn solcher Scheidung ward gerade damals zu vollster Entwicklung gebracht durch einen andern meiner Lehrer: — durch meinen Lehrer κατ' ἐξοχήν! — Prantl. Lasaulx verscheuchte mich endgültig, als er in seiner mystischen Geschichtsphilosophie vom Katheder herab die Vorbestimmung Roms, aus der Hauptstadt der heidnischen zur Hauptstadt der christlichen Welt

zu werden, damit bewies, daß Roma (griechisch ῥώμη), „die Kraft", ja nur der „Umkehr" bedurfte, um aus Roma — Amor „die Liebe", der Grundgedanke des Christenthums, zu werden. Da floh ich![1]) — Uebrigens blieb mir auch von Lasaulx, den ich als Menschen hoch verehrte, freundlich zugethan: sehr liebenswürdig betheiligte er sich später bei meiner Habilitation an dem Redestreit über die Entstehung der Gottesurtheile bei den Germanen, auf den gemein-arischen Ursprung hinweisend.

Unter all meinen Lehrern nun aber hat unvergleichbar den mächtigsten Einfluß auf mich geübt der Philosoph Karl (von) Prantl. —

Ich schulde ihm den tiefsten Dank: denn ich verdanke ihm nicht nur eine Fülle von Einzelkenntnissen, auch nicht blos jene Erziehung zu selbständigem philosophischen Denken, durch welches ich mir,

[1]) Das Wortspiel, das alles Ernstes eine von Gott gewollte Vorbedeutung sein sollte, rührt, wie ich meine, von Görres her.

eine obzwar auf Prantl'scher Grundlage ruhende, doch selbsterbaute, in allem Wesentlichen eigenartige Weltanschauung schuf, die — nach unschilderbar schmerzlichen Kämpfen — mir Ruhe, Versöhnung, vollste geistige, sittliche, gemüthhafte Befriedigung gewährt: — und das ist doch schon bald das Höchste, was Mann dem Manne danken mag! — Ich schulde ihm doch noch ein Anderes, Wichtigeres, weil allumfassendes: ich verdanke ihm gerade jene Bändigung der Einbildungskraft durch das methodische Denken und damit die Errettung und Sicherung meiner ganzen geistigen Eigenart gegenüber der schwersten mich bedrohenden Gefahr: eben der Gefährdung von Klarheit und Gegenständlichkeit durch die glühendste, nie rastende Phantasie.

Wie nahe lag doch die Versuchung, auch in die Wissenschaft, zumal in die Erforschung des germanischen Alterthums das Dichterische eingreifen zu lassen, was die Einbildungskraft als schön, edel, schwungvoll, dichterisch befriedigte, in unbewußter

Selbsttäuschung auch in der Geschichte zu finden, überhaupt mehr oder minder „geistreichen“ Einfällen zu folgen.

Meinem hochverehrten und heißgeliebten Lehrer Prantl verdanke ich es, seinem Vorbild in der That mehr noch als seiner Mahnung, daß ich nie in jenen Fehler verfiel. Wie viele meiner Forschungsgenossen gerade in der germanischen Rechtsgeschichte, der urgermanischen Geschichte überhaupt sah und sehe ich an jenen schlimmen Verirrungen leiden, Leute, die ganz gewiß nicht so viel Phantasie und daher nicht so starke „mildernde Umstände“ wie ich für sich haben! Was richten glänzend begabte, „geistreiche“ Männer für Unfug an in der deutschen Rechtsgeschichte gerade deßhalb, weil sie jedem „geistreichen“, blendenden, schillernden Einfall Ausdruck geben, weil sie auf Grund Einer scharfsinnig, aber einseitig gedeuteten Stelle schwindelnd hohe Bauten aufthürmen, mit anspruchsvoller Unfehlbarkeit, niemals dem Leser oder Hörer gewissenstreng andeutend, wo die sichere

Quellenüberlieferung endet und wo die Vermuthung, die „Construction", anhebt. Die Herren können nur glauben: mir fehlt es — weiß Gott! — an allerlei Einfällen auch nicht ganz. Aber die Hand ließ ich mir abhacken, ehe ich Bücher oder Abhandlungen schriebe, wie sie als die „geistreichsten" gepriesen werden. Ich verspüre Abscheu und Grauen vor dem „Geistreichthum", der ja freilich die lautesten und glänzendsten „Erfolge" in Zeitschriften und oft auch in — Berufungen hat: aber die Ergebnisse jener „Constructionen" dauern nicht lang: sie haben kurze Beine und kurzen Athem: gar bald kommt die gewissenhafte, schlichte, prunklose Forschung und wirft eines jener gleißenden Seiltänzergerüste nach dem andern über den Haufen. Ich berühme mich, schon gar manchen dieser Zauberschwindel in ihr Nichts aufgelöst zu haben.

Ja, es ist mir sehr klar, daß ich in meinem Widerwillen gegen alle „Geistreicherei" manchmal zu weit gehe, daß ich, allzu nüchtern, auf gewissenhafte

Auslegung der Quellen mich beschränke, eigene Zuthaten so wenig wie thunlich mir verstatte: das ist der Fehler meines Vorzugs: oh wie gerne laß ich mir den Tadel hierüber gefallen, während ich mich des Lobes, geistreich zu sein (aber es hat keine Gefahr!), bis ins tiefste Herz hinein vor meinem verewigten Prantl schämen würde.

Einmal schrieb mir einer der erfolgreichsten Vertreter jener Richtung — der übrigens glücklicherweise auch wahrhaft und hoch Verdienstliches, nicht blos „Geistreiches" geschrieben hat —, es sei zu bedauern, daß ich (folgen einige Lobsprüche) „den Fortschritt in unserer Wissenschaft nicht mit mache". Ich antwortete: „Nein, ich mache ihn nicht mit, den Fortschritt ins Blaue hinein." —

Ich führe zwischen Wissenschaft und Dichtung, scharf getrennt, doppelte Buchhaltung: Phantasie, kühne Einfälle, verwegene Vermuthungen über Menschen und Dinge in dem geschichtlichen Roman: — aber in der Geschichte strengste, quellenmäßige, nüchternste Gegen-

ständlichkeit. Ja, wo sich in der Geschichte für eine Erscheinung zwei Erklärungen anbieten, eine zugleich dichterisch lockende und eine rein prosaische: — da wähle ich gewiß die letztere: „it's more safe".

All' das nun verdanke ich, abgesehen von gesunder hierauf gerichteter Anlage — eben die planmäßige Entwicklung dieser Anlage, — Prantl; wie gesagt, mehr seinem Vorbild denn seiner Warnung: deren bedurfte es nicht! Der ätzende Hohn, die vernichtende Verachtung, womit er von den „Kathederhelden" sprach, die mitleidlose Zertretung alles Phrasenthums, aller eiteln Hervordrängung des lieben Ich, die selbstlose begeisterte Versenkung in die Sache, die als selbstverständlich vorausgesetzte mühevollste Erschöpfung jeder erreichbaren Quelle, die äußerste Selbstverleugnung in trockenster Arbeit, der Verzicht auf jeden schillernden äußeren Erfolg, — das wirkte in einer Weise erziehlich auf mich wie nichts sonst hätte wirken können.

Dankbar füge ich bei, daß auch sein Freund Kon-

rad (von) Maurer, der Classiker des Nordgermanischen, in ähnlicher Weise Einfluß auf mich übte: auch sein Vorbild, seine Forschungsweise waren mir ein Ideal, auch ihm verdanke ich gar sehr viel und mit Stolz nenne ich mich auch *seinen* Schüler, obzwar der Zufall es verhinderte, daß ich je eine Vorlesung bei ihm hörte.

Allein als ich Maurer kennen lernte, hatte Prantl schon das Entscheidende, Grundbauende für die Methode an mir gewirkt: ich hörte zunächst im Winterhalbjahr 1850—1851 bei ihm Logik und Encyclopädie der Philosophie: eine ganz ausgezeichnete Vorlesung. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen gleich die ersten par Stunden bei Prantl auf mich machten: übrigens nicht nur auf mich, auch auf Engert und alle Begabteren und — freilich auch — ernster Angelegten und ernst zu arbeiten Entschlossenen unter uns.

Denn Prantl setzte sehr viel voraus: weniger noch an Vorkenntnissen (— obwohl es auch hier gar tüchtig nachlernen galt: in Griechisch, Geschichte, Li-

teratur! —) als an Uebung, rasch und scharf verwickelte Gedankengänge zu erfassen und zu beurtheilen. Er zwang uns, in raschem Denken mit Begriffen — abgekürzt — zu rechnen. Echt sokratisch wirkte seine Lehrweise: eine ganze Reihe von Zwischengliedern der Gedanken übersprang er und nöthigte uns, gleich mit ihm vom Ausgangspunct „to jump at the conclusions": — was uns im Anfang nicht ohne öfters zu kurz springen gelingen wollte. Ganze Phalangen von Trugschlüssen oder Redensarten warf er mit Einem Wort in den Abgrund: die Inhaltlosigkeit der „formalen Schul-Logik" ward schonungslos aufgedeckt.

Das kleine hagere Männlein — damals ein blutjunger Extraordinarius — war ganz Geist, Gedanke, Sehne: — nichts Fleischliches schien an ihm zu haften: im Feuer des Vortrags verschönten, veredelten sich die unregelmäßigen Züge! Wie blitzten dann unter der mächtigen Stirne diese scharfen, strengen Augen hervor, wie zuckte es um den ausdrucksvollen

Mund, der so unsäglich verachtend die „Geistreichen“ abthun konnte!

Auch seine Vortragsweise nahm ich mir zum Vorbild: ohne je zu dictiren — (der dictirende Professor ist überflüssig, ja schädlich, an Stelle des gedruckten Vortrags!) — sprach er in freier Rede aus sorgsam vorbereitetem Entwurf: doch so, daß jeder denkende Hörer den wesentlichen Inhalt, die Begriffsgliederung, nachschreiben und ein vollständiges vortreffliches Heft mit nach Haus bringen konnte: aber er *mußte* eben auch denken, er *mußte* dem vor ihm vollzogenen Denkvorgang des Lehrers *frei thätig* folgen: sonst verstand und hatte er nichts davon: das unselige Stenographiren, das gedankenlos jedes *Wort* festnagelt, war ausgeschlossen. Wer aber mit *gedacht* hatte, der hatte nun für immer mit *begriffen* und den Gedanken des Lehrers sich geistig zu eigen gemacht: — er hatte ihn „inwendig gelernt“, brauchte nicht mehr ihn auswendig zu lernen —: das ist die Aufgabe des Vortrags an der Hochschule.

Am Schlusse jedes Halbjahrs machte ich [gleich vom ersten (1850/51) an] freiwillig und nicht um eines Stipendiums oder um des Honorarerlasses willen, — nur behufs meiner eigenen Gewissensbefriedigung — die Prüfung aus der bei Prantl (ebenso übrigens auch bei den meisten anderen Lehrern) eben gehörten Vorlesung: jedesmal mit der ersten Note: jedesmal beantwortete ich jede Frage richtig und doch hatte ich nichts anders gethan als jede Vorlesung am Abend und dann vor der Prüfung das ganze Heft nochmal durchgelesen.

Die Gewinnung strengster wissenschaftlicher Methode als köstlichste Frucht dieser Stunden trat mir selbstverständlich erst später ins Bewußtsein: zunächst beglückte mich die Lösung zahlloser Zweifel, mit denen ich mich in Seelenlehre, Erkenntnißlehre, Sittlichkeitslehre, Menschenlehre Jahre lang gequält hatte. Denn es war doch eine recht knabenhafte, unvollständige, lückenhafte Philosophie gewesen, welche ich seit dem vierzehnten Jahre in Selbstbelehrung aus Plato,

später aus Aristoteles, Spinoza, Hegel an Stelle der eingebüßten religiösen Vorstellungen mir zurecht gezimmert hatte. Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Ich lernte folgeschlüssig selbst denken, nicht etwa blind hinnehmen, was Prantl vortrug, der oft mit einem Fragezeichen schloß. Wie dankte ich diesem geistigen Erlöser! Ich liebte ihn mit heißer Leidenschaft!

Er hatte uns gütig aufgefordert, jedes Bedenken ihm sofort auszusprechen (denn dieser Professor war für seine Schüler da, nicht seine Schüler für ihn).

Am andern Tag stand ich schon vor der Thüre seiner Wohnung — auf dem „Schrannen“- (später „Marien“-) Platz — hochklopfenden Herzens. Ich zagte: ich wagte lange nicht, anzuläuten. Ob er es wohl merken würde, daß das vorgeschützte Bedenken (über das Verhältniß der nikomachischen Ethik zur Politeia des Aristoteles) nur ein Vorwand war, ihn aufsuchen zu dürfen? Endlich überwand ich die Scheu: — ich schellte. Es war

nach Mittag drei Uhr. Eine junge gar wunderhübsche Frau in hellem Hausgewand öffnete: es war die Frau Professor selbst. Ein offenbar noch ganz kleines Kind schrie aus einem Nebengemach: — du warst es, o Freund Karl, jetzt mein lieber Amtsgenoß und Vorstand des botanischen Gartens zu Breslau!

Und wie wehmuthvoll war es, als ich in diesem Frühjahr (1890) deine liebe Mutter als hochverehrten Gast hier an der Oder an meinen Herd führen durfte: — ach, im grauen Har und im schwarzen, im Wittwen-Gewand! Wehmuthvoll und doch schön! Denn es ist ein Schönes um die dankbare 40 Jahre bewahrte Herzenstreue des Schülers.

Seither kam ich gar oft zu dem geliebten Lehrer, dessen gewaltige Bücherei ich stets mit ehrfurchtvoller Scheu betrat, — in dem alsbald von ihm erworbnen grün umfriedeten Haus in der Gartenstraße: — nahe an meinem verlorenen Aelternhause!

Allmälig erbaute ich mir denn nun auch jene

Weltanschauung, welche mich für den Verlust des Kirchenglaubens mehr als entschädigt, mir volle Befriedigung gewährt, in einem kämpfereichen Leben niemals ihren rettenden Halt versagt hat.

Selbstverständlich war das nicht das Werk weniger Halbjahre: als ich aber 1857 zuerst (als 23jähriger Privatdocent) Rechtsphilosophie vortrug, da waren jene Auffassungen gewonnen, welche in der Folge nur noch Vervollständigung, Erweiterung, Vertiefung, umfassendere Begründung, nicht aber noch wesentliche Aenderung erfuhren.

Und zwar ist diese Weltanschauung — unerachtet der dankbarst anerkannten Anregung und Leitung durch Prantl — mein eigenstes Werk. Selbstverständlich! Sonst wäre sie eben nicht meine eigene, sondern eine fremde: eine fremde aber könnte nicht voll befriedigen. Denn — wie schon der doch so abstracte Fichte bekannte: — „was einer für ein Philosoph ist, das hängt davon ab, was einer für ein Mensch ist“, d. h. von seiner angebornen und durch geschichtliche Einwirkungen

ausgestalteten Eigenart. Machen sich doch die Leute, die wirklich denken oder auch nur wirklich empfinden, sogar die Kirchenreligionen eigenartig zurecht, und ist doch unerachtet der Einheit des Bekenntnisses der Katholicismus oder Protestantismus des A von dem des B verschieden: — vorausgesetzt, daß beide in Wahrheit „eigenartige" Menschen sind.

Prantl's lobwürdigster Einfluß war vor Allem wirksam in Verneinung, in Ausschließung: er half mir, viel rascher mit irrigen, einseitigen Lehrmeinungen fertig werden als mir das ohne seine überlegne Beurtheilung möglich gewesen wäre.

Zwar Plato ward mir nie gefährlich, so eifrig ich ihn studirte, — wiederholt hab' ich ihn ganz durchgenommen:[1]) so warm ich die Schönheit seiner Form empfand, — gerade die Verquickung von Wissenschaft mit Poesie stieß mich ab (ähnlich Schelling, ausgenommen seine

[1]) Auch über seinen Phädon geschrieben: s. unten: „Berlin": und Bausteine IV. 2. (Berlin 1883.)

erste, seine Identitätsphilosophie): denn zwischen diesen scharf zu scheiden, war mir ja sehr früh Bedürfniß (oben S. 9). Aber Aristoteles, Spinoza und ganz besonders Hegel hielten mich — den Unreifen — lange gefangen: die großartige Einheit und Insichgeschlossenheit dieser Systeme befriedigte meinen gierig nach Einheit lechzenden Geist.

Ich berauschte mich an der genialen Dialektik Hegel's: erst Kant und noch mehr mein eigner Geschichtssinn befreiten, ernüchterten mich. Prantl ließ mich, ein wenig spöttisch lächelnd, ruhig gewähren, wenn ich ihm von Hegel's Philosophie der Geschichte, Aesthetik, Rechtsphilosophie, Phänomenologie des Geistes vorschwärmte. Er schrieb mir noch nach Berlin (1853) einen herrlichen Brief, in welchem er mir die Selbstbefreiung von dem „Hegel'schen Joche“ bestimmt weissagte. Bald war sie errungen: die ob noch so geniale, doch höchst willkürliche, im Einzelnen unrichtige, die Thatsachen vergewaltigende „Construction“ Hegel's in Natur- und zumal in Geistes-Philosophie stieß meinen „Historismus“ ab.

Die Ungeheuerlichkeiten seiner Naturphilosophie vermochte ich aus Mangel an bestimmten Kenntnissen, an naturwissenschaftlicher Durchbildung nur hie und da zu ahnen: aber die Geschichtswidrigkeiten in der Religionsphilosophie (in welcher blos diejenige Religion fehlt, welche heute noch die größte Bekennerzahl aufweist: der Islam!), das Harsträubende der Rechtlosigkeit der andren Völker gegenüber dem jeweils zur Herrschaft berufnen (z. B. Römer) in der Rechtsphilosophie brachen den Hegel'schen Zauberbann. Erst jetzt ward ich auch fähig, durch Kant mich von jedem Dogmatismus in der Philosophie zu befreien.

Aber durch Kant und den „Historismus" entzog ich mich nun alsbald auch Prantl's eignen Lehren, welche er freilich in scharfsinnigster Weise in dem „dialektischen Proceß" (doch völlig selbstständig gegenüber dem Hegel'schen) entwickelte: ich gelangte nun auf eignen Wegen zu allerdings viel schlichteren, einfacheren Ergebnissen, tief abstehend von dem feingegliederten kunstvollen Netzwerk Prantl'scher Dialektik.

Nur in den Grundgedanken blieb ich bis heute in vollster Uebereinstimmung mit meinem großen Lehrer: Bewußtsein der Relativität aller menschlichen „Weltweisheit“, kritisch-geschichtliche Methode, Verwerfung des Materialismus wie des supranaturalistischen Theismus (hier sind nun die Fremdwörter wirklich unvermeidlich!), des subjectiven Idealismus, Aufstellung des objectiven Idealismus, eines idealistischen Monismus d. h. Einheit des ewigen unerschaffnen Seins, „der Welt“, mit dem Seins-Gesetz, dem Weltgesetz: und doch innerhalb dieser Einheit vernunftnothwendige Zweiung alles Seienden in Welterscheinung und Weltgesetz. Für das Menschliche: Verwirklichung der natur- und vernunftnothwendigen Anlagen, Triebe, Ideen — der wesentlich-menschlichen — in Sprache, Familie, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen: Ausprägung dieser gemein menschlichen Kräfte und Gestaltung, je nach der Eigenart der Völker und ihrer geschichtlichen Beeinflussung, mit wechselnden Idealen.

Keine Willensfreiheit im Sinne der „Willkür“ d. h. des Wunders, vernunftnothwendige Unterordnung des Einzelnen unter das höhere allgemeine Gesetz als Grundsatz wie für Sprache und Wissen, so für Religion, Sittlichkeit und (in den äußeren Beziehungen der Menschen untereinander) Recht: überall Bethätigung des objectiven Idealismus durch Gestaltung des möglichst Schönen, Guten, Zweckmäßigen aus dem einmal unvermeidbar gegebenen Stoff: Versöhnung des Ich mit dem übergeordneten Allgemeinen, Unterordnung, aber nicht Aufgebung der Eigenart gegenüber dem höheren Vernunftnothwendigen als sittliche Aufgabe. Das unzutreffende Wort „Pantheismus“ wird hierbei angemessen ersetzt durch Monismus, aber bei Leibe nicht der „Materie“!

Es ist hier nicht der Ort, diese Weltanschauung weiter auszuführen: ich verweise hiefür auf meine philosophischen, zumal rechtsphilosophischen Schriften: Die Vernunft im Recht, Berlin 1878; Philosophische Studien, Berlin 1883; Rechtsphilosophische Studien,

Berlin 1883; (Bausteine d. h. gesammelte kleine Schriften, IV. 1. 2.): auf Einzelnes wird freilich im Verlauf noch näher einzugehen sein. Doch schon hier verwahre ich diese meine Weltanschauung gegen die Bezeichnung als pessimistisch! Heroisch ist sie und tragisch, aber nicht pessimistisch. Letzteres ist mir ein Gräuel, ist durch und durch krankhaft und eines der drohenden Anzeichen der Fäulniß unserer Bildungszustände.[1])

Tragisch, heroisch ist meine Weltanschauung, weil sie Entsagung lehrt, weil sie weiß, daß das Glück der Menschen weder auf Erden noch in einem erträumten Himmel „Weltzweck“ ist, sondern „Weltzweck“ (vielmehr: Wesen der Welt) ist die nothwendige Verwirklichung des Weltgesetzes, für welches das Glück der Menschen so gleichgültig ist wie das der Thiere oder der Pflanzen: heroisch, weil sie trotzdem

---

[1]) Vgl. I, S. 41; obigen Satz mußte ich gegen eine übrigens sehr wohlwollende Beurtheilung des I. Bandes in der „Schlesischen Zeitung“ (December 1890) anführen.

Lebensfreude und Pflichterfüllung fordert, ohne jene elende Rechnung auf Belohnung oder jene erbärmliche Furcht vor Strafe im Jenseits, welche auch der „guten“ That, wenn sie um dieses Lohnes willen gethan wird, jeden sittlichen Werth nimmt: heroisch, weil sie in dem Heldenthum (dem geistigen, sittlichen wie kriegerischen) für das Volk höchste Ehre, höchste Pflicht und höchste Beglückung findet: für das eigene Volk, weil das einzelne Volk es ist, in dem die Menschheit erscheint: denn eine abstracte Menschheit über den Köpfen der geschichtlichen Völker giebt es nicht.

Und diese Weltanschauung, welche wie in meiner Philosophie so in meiner Dichtung („Odhins Trost“) überall hervortritt, hat man „nihilistisch“ genannt, den „Kampf um Rom“ ein nihilistisches Buch gescholten: — dies Buch, das überall überströmt von der begeisterten, bis zum Tode getreuen heldenhaften freudigen Hingebung an Volk und Vaterland! —

Aber wenn ich mich mit der Dummheit und Unbildung, — neben der Böswilligkeit — gar Vieler

der heutigen Wortführer der Beurtheilung der Dichtung aufhalten wollte: — diese „Erinnerungen“ würden mehr lang als lieblich.

Ein Hauptunterschied der heroischen von der pessimistischen Weltanschauung liegt darin, daß erstere den Willen zum Leben bejaht und den Menschen, unerachtet sein Glück nicht im „Weltplan“ liegt, nicht unentstanden wünscht, während diese, echt mephistofelisch, sagt: „drum besser wär's, daß nichts entstünde“ und folgerichtig zum Selbstmord führen würde. Wie viel Unheil hat Schopenhauer mit seiner glänzenden Begabuug an der Seele des Deutschen Volkes angerichtet: — gerade unter den Halbgebildeten, darin am meisten Heinrich Heine vergleichbar, nur daß dieser unzweifelhaft große Virtuose der Lyrik dadurch noch viel mehr gemeinschädlich wurde, daß sein Gift auch den Weiblein zugänglich, süß und „süffig“ ist.

Damals schon fand auch die angeborene unwillkürliche Begeisterung für das Germanenthum, die

Begeisterung für das Deutsche in Sprache, Literatur, Stammesgliederung und der Schmerz um die statliche Zerrissenheit und Ohnmacht ihre nun mit Bewußtsein vollzogne philosophische Begründung. Bereits mit den Bohnenstangen von 1846 hatte ich „deutschen Patriotismus“ getrieben, nicht erst 1871 ihn mir „angedichtet“. Die Hinneigung zum „Weltbürgerlichen“, welche eine Zeit lang von Goethe her, zumal aber aus den für Polen und Franzosen schwärmenden Dichtern des vormärzlichen Liberalismus (Freiligrath, Herwegh) in meine Vorstellungen sich geschlichen hatte, ward gar bald und endgültig überwunden durch die auf Philosophie und Anthropologie gegründete Erkenntniß, daß die Menschheit ja nur in den geschichtlichen Völkern erscheint und daß die richtige Unterordnung des Einzelnen unter diese Allgemeinheit nur geschieht durch den innigsten Zusammenschluß mit je der Besonderheit des Einzelnen. Es giebt keinen „Menschen im Allgemeinen“ und derjenige dient der Menschheit am besten, welcher am besten seinem Volke dient. Das tiefer zu begründen, ver-

mag nur jene Philosophie, welche darweist, wie in allen Dingen das Allgemeine eben im Besonderen das Einzelne zusammenschließend erscheint: das Allgemeine an sich ist nirgend und das Einzelne an sich verwirklicht das Allgemeine nur im Besonderen. Also ist der Patriotismus nicht ein „barbarisches Vorurtheil“ (Goethe), sondern die gesunde, die berechtigte Bethätigung des Individualismus gegenüber einerseits der zerfahrenen „Allmenschheit“, dieser verkehrten Luftspiegelung des Wirklichen, andrerseits der Selbstsucht des nur seine nichtige Person liebenden Einzelnen: hier, im Patriotismus, kann sich die Eigenart und die Eigenliebe austoben, mit der Pflicht, jauchzend für Volk und Vaterland in „die Speere zu springen“: das ist eine Selbstsucht, die ungefährlich: denn sie ist nicht allzuhäufig! Es ist diejenige „Selbstsucht“, welche im Opfertod für's Vaterland sich selbst verleugnet und so sich aufhebt, sich zu dem edelsten Gegentheil von Selbstsucht verklärend. In solchem Dialekticismus darf man sagen: der richtige Ausdruck

des Kosmopolitismus ist der Politismus, das richtige Weltbürgerthum ist das Statsbürgerthum, und die richtige begeisterte, hingebende, im Tod sich aufopfernde Liebe zur Menschheit ist die begeisterte, hingebende, im Tod sich opfernde Liebe zum eignen Volk. Aber freilich: was ist unsrer unglaublich verrohten Menge Volk und Vaterland und Ideal! Und auch die „Menschheit“ ist jenen Leuten nur eine Ausflucht, um ihrer maßlosen Selbstsucht zu fröhnen: um an der Pflicht gegen ihren Stat, gegen ihr Volk vorbeizuschlüpfen, erklären sie, nur der Menschheit dienen zu wollen d. h. einer inhaltleeren Abstraction, welche keine Rechte geltend machen kann. Nur die Menschheit lieben sie d. h. nur sich selbst als Träger dieser Menschheit.

Aber zurück zu Prantl.

Ich hörte auch in den folgenden Halbjahren Alles, was an Philosophie bei ihm zu hören war (er trieb im philologischen Seminar auch Philologie, zumal Aristoteles): die höchst ausführlich in zwei fünf-

stündigen Vorlesungen vorgetragene „Geschichte der Philosophie“ spendete mir nicht nur abermals einen Schatz von Einzelkenntnissen: — sie erweiterte auch ganz bedeutend meinen Gesichtskreis, sie gewährte, ohne je das viel mißbrauchte Wort „Culturgeschichte“ auszusprechen, einen Einblick in das Eigenartige der Bildung der alten Welt, des Mittelalters, der Zeit der Wiederbelebung des classischen Alterthums, der Reformationszeit, der englischen und der französischen Revolution und der Deutschen Geistesentwicklung von Luther bis nach Auflösung der Hegel'schen Schule. — Ich studirte nun alle philosophischen Systeme, sowie sie in der Vorlesung erledigt waren, in den Quellen und ließ mir von der angegebnen reichen Literatur nicht Ein Buch entgehen. Vier, sechs, acht Stunden lang ohne Unterbrechung las ich und machte Auszüge: wollte die Spannkraft versagen, griff ich zu einem auch später noch oft angewandten Mittel: ich las mir, umherwandelnd, den Schriftsteller laut und mit möglichst vollendetem Vortrag vor. Ich gedenke

noch, wie ich mich dabei in Hegels Phänomenologie und Philosophie der Geschichte in einen wahren Geistes-Rausch hinein declamirte. Am schwersten wurde mir das Verständniß Fichte's: und ich will mich nicht berühmen, ihn ganz erfaßt zu haben. Sein „zweites Stadium" stieß mich ab und ich witterte und spürte die Ansätze desselben überall schon in den Schriften des ersten heraus.

Ich war bereits Doctor und geprüfter Rechtspracticant, als ich erst die Möglichkeit fand, Rechtsphilosophie bei Prantl zu hören. Auch diese Vorlesung ward von größter Bedeutung für mich, was die Geschichte der Rechtsphilosophie betrifft. Das System dagegen trat damals noch bei Prantl so stark hinter der Geschichte zurück — er hielt die Vorlesung zum ersten oder zweiten Mal —, daß es in einer einzigen Stunde, — der letzten — erledigt werden mußte. So war ich denn gezwungen, das System mir selbst und allein aufzubauen. Und das war mir sehr heilsam!

Aber auch in der Behandlung der Geschichte der Rechtsphilosophie trat ein bedeutsamer Gegensatz zu dem geliebten Lehrer hervor: ich war eben Rechts- und Geschichts-Forscher geworden: das zeigte sich nun darin, daß ich die Geschichte der Idee des Rechts keineswegs nur in den Systemen der Schulphilosophie suchte, fand und darstellte, sondern daneben auch in der Verwirklichung durch die geschichtlichen Rechte und Gesetzgebungen der Völker, so daß also *meine* Geschichte der Rechtsphilosophie die Darlebung der Rechtsidee aufsucht auch in den orientalischen, dann in den hellenischen Staten und Verfassungen, im römischen Recht und Stat, in den germanischen Rechtsgedanken und (nach Möglichkeit) in der vergleichenden Rechtsgeschichte anderer, zumal auch der sogenannten Natur-Völker.[1])

In solchem Sinne trug ich seit 1857 Geschichte

---

[1]) Vergl. „über die Methode der Rechtsphilosophie", „über vergleichende Rechtsgeschichte", Bausteine IV, 2. Berlin 1883.

und System der Rechtsphilosophie vor: es war eine meiner ersten Vorlesungen und es ward und blieb eine meiner erfolgreichsten in München, Würzburg, Königsberg und Breslau. Es war einer meiner hervorragendsten Schüler, der noch nach dem Abgang von der Hochschule als Doctor und Referendar die Vorlesung hörte und meinte, „nun sei ihm eigentlich erst über Recht und Stat ein Licht aufgegangen.“

Gerade bei dieser Vorlesung macht sich freilich der Mangel an allgemeiner Bildung bei den preußischen Rechtshörern recht hemmend fühlbar: ich darf an geschichtlichen, philosophischen und Literatur-Kenntnissen herzlich wenig voraussetzen: Alles, was sie beim Geschichts- und Literatur- und Philosophie-Professor hätten hören sollen, bevor sie Rechtsphilosophie belegen, muß ich — in der ohnehin so knappen Zeit! — in aller Kürze und Dürftigkeit vorausschicken: weder Platons Idee noch des Aristoteles τέλος noch Spinozas Substanz, noch Kants Ding an sich, noch Hegels dialektischen Proceß kann ich als bekannt

annehmen: aber ebenso wenig die dorische Statsverfassung oder Sanct Augustin, Dante oder den Investiturstreit, oder die Wiederbelebung des Alterthums, oder die Zustände vor der französischen Revolution, oder Herder, oder Wilhelm von Humboldt, oder Jakob Grimm!

Sehr schlimm steht es auch mit der Kenntniß der neueren Sprachen! In Königsberg hat ein Bibliothekar der fünfziger und sechziger Jahre nicht nur, von spanischen zu schweigen, italienische und englische, auch französische Bücher in der deutschen Uebersetzung angeschafft. Jeden außerdeutschen Namen muß ich an die Tafel schreiben, soll er verstanden werden: sogar französisch wird nur verstanden, wenn ich es auf norddeutsch d. h. falsch ausspreche: sage ich „Jean Jaques Rousseau“, so horchen sie auf, als spräche ich von Popocatepetl, und lasse ich mir vollends einfallen, ohne Ankreidung „Blackstone commentaries on English law“ zu nennen, oder „Adam Smith Inquiry into the nature and causes of the wealth

of nations", so legen sie, entrüstet über eine solche Zumuthung, in vollem Ausstand die Feder nieder. Wenn doch der höchst wohlwollende und tief einsichtige Cultusminister, Herr Dr. von Goßler, einmal eine Halbjahresprüfung mit anhören wollte! Er würde gewiß nicht mehr für nöthig erachten, den Studenten zu sagen (in öffentlicher Rede zu Breslau): „All zu fleißig brauchen Sie nicht zu sein!" Es ist wirklich keine Gefahr. —

Ein anderer preußischer (ehemaliger) Minister hat vollends einmal in Königsberg zu den Corpsstudenten (ungefähr) gesagt: „Ich bin sehr wenig ins Colleg gegangen, bin doch Minister geworden!" Vielleicht wäre es besser gewesen, er wäre ins Colleg gegangen und nicht Minister geworden. Die Herren Corps haben solche Ermunterung gerade noch nöthig! Caeterum censeo: die Einrichtung des Studiums des Rechts, zumal auch die Referendarienprüfung muß gründlich geändert, ein Mindestmaß von allgemeiner Bildung vor dieser Prüfung gesichert werden:

der bestehende Zustand entbehrt aller Möglichkeit wissenschaftlicher, vergeistigter, verinnerlichter Durchbildung und gewährt tiefer nur handwerksmäßige („banausische") Abrichtung, etwa durch Einpauker verstärkt und verschlechtert.

Römische Rechtsgeschichte hörte ich (Winterhalbjahr 50/51) bei Dollmann. Er gefiel mir nicht lebhaft. Er dictirte sehr viel und zwar größtentheils Auszüge aus Puchta, was ich freilich erst gegen Ende des Halbjahrs entdeckte. War auch kein Wunder, daß er im römischen Recht Eigenartiges nicht geben konnte: denn der allerdings hervorragend arbeitskräftige Mann las nicht nur Römisches Recht, auch Strafrecht, Strafverfahren und baierisch Landrecht, was ich in der Folge alles bei ihm hörte: — die Strafrechtlichen Vorlesungen spickte er bei gewissen Verbrechen mit allerlei saftigen Einsprengungen, welche von der Menge mit lautem Beifallslachen, von mir mit stiller, wahrscheinlich wenig begründeter Empörung hingenommen wurden. Uebrigens war Dollmann — eine

Säule des protestantischen Kirchenthums — ein hochverdienstliches Glied des Gesetzgebungsausschusses.

Institution hörte ich im Sommer 1851 — mit nur noch drei andern, darunter Piloty — bei einem blutjungen Privatdocentlein mit rothem Har und Bart, hellblitzenden, wunderklugen, blauen Augen und einem höchst ausdrucksvollen Mund. Es war seine erste Vorlesung. Er behandelte uns fast wie seines Gleichen, er bestieg nie den Lehrstuhl: vor der ersten Bank stand er und focht lebhaft mit den Händen und lachte vor eitel Vergnügen mir zu, wenn er sah, daß ich auch eine schwierigere Erörterung verstanden hatte. Denn er setzte scharfes Aufmerken und rasches Denken voraus: — wie sein Freund Prantl. Manchen galt er als allzu schwer verfolgbar. Aber wir vier hielten eifrig bei ihm aus und schwärmten für ihn. Am Schlusse des Halbjahrs befiel mich eine Anwandelung jenes Verzagens an der eignen Kraft (Vergl. I, S. 292), die mich noch gar oft heimsuchte, etwa wie den Max im Freischütz. Zwar hatte ich ununterbrochen

alle Vorlesungen besucht und zu Hause eifrig nachstudirt: — ich schlug jede angeführte Stelle im Corpus Juris nach und suchte sie zu verstehen: wehe dem jungen Juristen, der nicht in den ersten römisch-rechtlichen Vorlesungen deßgleichen thut: der Vortrag allein muß ihn unbefriedigt und mangelhaft unterrichtet lassen und die Meisten werden dann nie mehr vom wahren Eifer für ihre Wissenschaft erfüllt, gehen widerwillig in die „trockne" Vorlesung und entdecken nie, welche Fülle feinsten geistigen Genusses — ja, Genusses! — in dem als so langweilig verschrienen Corpus Juris und in unserer als so „öde" verlästerten Wissenschaft geborgen liegt. Auch verschlang ich gierig Puchta's Institutionen, nachdem sie der Privatdocent genannt hatte. Gleichwohl verzagte ich an meiner Reife für die weithin gefürchteten Pandekten, welche im nächsten Halbjahr bei dem unnahbar schrecklichen Arndts zu hören waren. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte den jungen, so freundlich lächelnden Privatdocenten, ob er mich nicht gütigst aus seiner (und

Hofrath Dollmann's) Vorlesung prüfen wolle, — lediglich behufs meiner Selbstberuhigung.

„Sie sind mein erster Prüfling! Ein Freiwilliger! Ein gutes Omen! Kommen Sie nur!"

So machte ich mich denn eines Herbstabends spät zagen Schrittes auf die Wanderung. Denn der junge Herr Doctor wohnte in Schwabing. Pochenden Herzens betrat ich das Eine höchst einfache Gelaß: ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle, Bücher; auf dem Tisch ein Unschlittlicht in eisernem Leuchter mit Putzscheere — wiederholt „schneuzte" er das Talglicht während der Prüfung. (Lieber Gott, was mag wohl aus all' den alten Putzscheeren geworden sein? Damals so unentbehrlich und jetzt weiß mancher junge Leser wohl kaum, was eine Putzscheere war. Und die Talglichte, mit deren Talg man so hübsche blaue Funken an der Flamme erzeugen konnte! Sic transeunt lumina mundi!) Endlich sprang er auf: „Was? Ob Sie reif sind, Pandekten zu hören? Sie? Institutionen können Sie nächstens vortragen. — Aber

warten Sie damit doch noch lieber ein par Halbjahre." Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen! Von Stund an war er mir ein väterlicher Freund geworden und er blieb es, trotz stark abweichender Anschauung in religiösen und statlichen Dingen.

Nach langer Trennung trafen wir uns wieder bei dem Jubelfest der Hochschule Tübingen: er als Rector (? oder doch Vertreter) der Münchener, ich als Rector der Königsberger Hochschule: ein Vierteljahrhundert lag zwischen jener Prüfung und dieser Festtafel, an der wir neben einander saßen. Sein rother und mein brauner Bart waren beide weiß geworden: aber sein blaues Auge blitzte noch immer so jugendlich hell.

„Wissen Sie noch, Dahnle, selbigs Mal die Prüfung in Schwabing?" lachte er. „Wer weiß, ob Sie heute noch so gut bestehen würden in den Institutionen. Ich fragte Sie zuletzt nach dem zweiten Capitel der Lex Aquilia, und Sie wußten ihn,

den adstipulator! Er soll leben, der alte adjectus!" Und wir tranken einander zu. Er hatte sich ein Vierteljahrhundert seine letzte Frage gemerkt! Ich hab ihn nie wieder gesehen, das helle, kluge Auge ist erloschen. Aber mit Dank und Rührung gedenke ich für und für des jungen Privatdocentleins: es hieß Alois Brinz.

Im folgenden Halbjahr hörte ich denn also Pandekten bei dem unnahbar schrecklichen Arndts: „Jupiter optumus maxumus" nannten wir den in der Prüfung Entsetzen um sich Verbreitenden. Manche klagten über die Langweiligkeit der Pandekten im Allgemeinen und dieses Pandektesten im Besonderen. Ich durchaus nicht. Zwar lebhaft fortreißend war der ein wenig eintönig, ölig, zähflüssig dahin träufende Vortrag wahrlich nicht: und da er, im Anfang allzu langsam vorschreitend, um nur einigermaßen fertig zu werden, in den letzten sechs Wochen täglich statt zwei vier Stunden las, so war das ziemlich anstrengend. Allein mich sog das Scharfsinnige, Feine in seinen Auslegungen an und ich gewann den

Mann lieb, seine Vorlesung und auch sein Buch, das manche von uns verfluchten. Ich habe recht viel von Mann und Vortrag und Buch gelernt: dieses ward mir der sichre Grundbau meiner Kenntnisse im römischen Recht. Ich wußte es — buchstäblich — zuletzt d. h. am Tage der Abgangsprüfung auswendig: — so unzählige Male hatte ich es wieder und wieder durchgenommen und heute noch weiß ich, wo d. h. auf welchem Theil der fraglichen Seite gewisse Sätze stehen: das alte Exemplar, jetzt vierzig Jahre in meinem Dienst, sieht mit seinen zahllosen Nachträgen aus wie das Schlachtfeld von Sedan am Frühmorgen des 2. Septembers 1870. Heute noch entnehme ich dem alten Buche gern die Stellen aus dem Corpus Juris, die ich den Prüflingen vorzulegen habe. Obwohl ein gar eifriger Ultramontaner — war er doch mit Görres verschwägert (?) — wandte auch Arndts mir freundliche Neigung zu und ließ sich gern und gütig von mir über manche Fragezeichen in seinem Buche auskundschaften.

Das römische Recht — allerdings weit mehr vermöge des feuriglebendigen Vortrags von Brinz als durch den klugbedächtigen von Arndts — machte von Anfang an einen großartigen, meinen Geist gefangen nehmenden Eindruck auf mich [1]) und nicht die Vorlesungen, die ich über Deutsches Recht hörte, erst das eigene Eindringen in die germanischen Quellen, vermittelt durch Jakob Grimm und Konrad von Maurer, gewann mich für das germanische Recht mit fortreißender Begeisterung, welche nun allerdings seit vierzig Jahren anhält und nicht abnimmt, sondern immer noch steigt.

Im Sommer 1851 hörte ich Deutsche Rechtsgeschichte bei Bluntschli. Allerlei seltsame Gerüchte liefen unter uns Studenten um über den Mann, widersprechende Angaben, aus denen wir Unreifen gar

---

[1]) Ich habe daher ganz anständige römisch-rechtliche Kenntnisse, wie mir sogar Herr Amtsgenosse Schirmer in Königsberg bestätigt hat, der doch auch ziemlich δεινός und gleich ἄαπτος hierin ist.

nichts zu machen verstanden. Es hieß, er sei aus der Schweiz gewichen oder vertrieben von den Freisinnigen und von der baierischen Regierung berufen, um als ein Bollwerk der „Reaction" in München aufgerichtet zu werden: sein conservatives und kirchenfrommes Statsrecht solle in der Jugend die liberalen Neigungen, die Gedanken von 1848 bekämpfen. Lieber Gott! Wie sollte sich das doch nach wenigen Jahren anders gestalten! Richtig ist, daß der thateifrige Mann, der an Schweizer Verhältnisse gewöhnte, wohl gar gern neben oder auch an Stelle der Lehre in dem Statsleben Baierns eine handelnde Wirksamkeit entfaltet haben möchte: und wahr ist auch, daß dieser lebendige, bewegliche Geist manche Wandelung durchgemacht hat: — jedesfalls stets in ehrlichster Ueberzeugung: ich trat ihm später, wie wir sehen werden, näher. Zunächst aber lernte ich ihn nur auf dem Lehrstuhl kennen: hatte man sich an das anfangs befremdende, stark ausgeprägte Schweizerisch gewöhnt, das er, wie sein Landsmann und Parteigegner Keller,

auch in der Vorlesung zu verleugnen nicht vermochte — die rauhen Kehllaute, das deutsche „V o l e ck" und ein seltsam schwerflüssiges Französisch (den D é t a l = Detail), so mußte man dem musterhaft klaren, trefflich gegliederten, ein wenig langsam schreitenden, ruhigen und deßhalb beruhigend, überzeugend wirkenden Vortrag Bewunderung zollen: ich habe mich in der Folge bemüht, wenigstens die klare, feste Gliederung des Stoffes in freier Rede ihm nach zu bilden. Indeß die an sich so wichtige Vorlesung machte mir ihrem Inhalt nach nicht den Eindruck, den „Deutsche Rechtsgeschichte" machen soll: es war gewiß zum größeren Theil meine Schuld: ich verlangte gierig nach mehr Stoff, nach mehr Einzelheiten, nach mehr Anschaulichkeit, nach tieferem Einblick in die gleichzeitigen geschichtlichen, Bildungs- und Wirthschaftszustände der fraglichen Zeiten (wie gerne hätt' ich Näheres von den Lazzen, Läten, Liten gehört!); ich erhielt zu viel Allgemeinheiten, zu wenig Besonderes für meine Neigung. Zum Theil jedoch mag wohl auch wirklich der Mann,

der eine treffliche Rechtsgeschichte von Zürich verfaßt hatte (meines Erachtens sein werthvollstes Werk), von der übrigen Deutschen — germanischen — Geschichte, zumal auch der Wirthschaftsgeschichte, damals (1851) noch nicht so viel Stoff im Einzelnen beherrscht haben als ich verlangte.

Dagegen hoch bedeutend war die Einwirkung, welche im Winterhalbjahr 1851/52 Bluntschli's Vorlesung über „allgemeines Statsrecht" übte, zumal da ich alsbald sein Lehrbuch zur Ergänzung des Vortrags heranzog und nun die umfangreichen hier angeführten Quellen und Literaturangaben mit regstem Eifer planmäßig nach der Zeitfolge durchforschte. Platon und Aristoteles waren mir schon von Prantl her bekannt: die Flachheit des widerspruchvollen Allerlei bei Cicero, seine Unselbständigkeit gegenüber der Stoa hatte ich bald durchschaut. Aber nun beschäftigte mich gar lange die Geschichte der Statslehren im Mittelalter und in der Zeit der Wiedergeburt des Alterthums, der Reformation und dann — ganz besonders — der

englischen Revolution. In Sanct Augustins „Gottesreich“ fand ich damals schon den Schlüssel der mittelalterlichen Auffassung des Verhältnisses von Recht, Sittlichkeit und Religion, von Stat und Kirche: daher die Herabwürdigung des Rechts zu einem bloßen Mittel zum Zweck der ausschließend religiösen Sittlichkeit, des States als eines in Folge des Sündenfalles nothwendigen Uebels, das sich zur Kirche wie Erde zum Himmel, wie Fleisch zu Geist, wie Sünde zu Sündlosigkeit verhält: daher denn auch das Recht, wie es durch die Sünde d. h. den Teufel in die Welt gekommen, dereinst untergehen wird simul cum diabolo. Wie weiland Karl den Großen beschäftigte mich dieses Buch Tag und Nacht: — aber mit anderem Erfolg als bei dem frommen Helden, dessen Sachsenschlächtereien gerade dies Werk zu verantworten hat, ohne Frage eines der genialsten und schädlichsten, die je geschrieben wurden. Aus den späteren Jahrhunderten zogen mich zumal Dante, Occam, dann, wie bemerkt, die englischen Statsphilosophen und

Publicisten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts an — ich habe viele derselben später in dem Statswörterbuch von Bluntschli und Brater dargestellt[1]) — dann aber auch Hugo Grotius, Pufendorf, Thomasius, Hombergk zu Vach: von den Franzosen studirte ich Montesquieu schon damals scharf genug, um seine argen Mißverständnisse der englischen Verfassung zu erkennen, und höchlich ergetzte ich mich an Burke, wie er den großen Professor der Eitelkeit, Jean Jaques Rousseau, zerfleischte, dessen Unwahrheit und Unnatur (in der steten Verherrlichung des Naturstandes!) mich von Anbeginn abgestoßen hatte. Damals drang ich auch schon durch zu Herder und Wilhelm von Humboldt, zu von Savigny und Karl Friedrich Eichhorn, als den Begründern der geschichtlichen Schule: mein herrlicher Meister Jakob Grimm, der (für die Wissenschaft) neben Prantl den größten Einfluß auf mich geübt, blieb mir aber noch unbekannt.

---

[1]) S. jetzt rechtsphilosophische Studien. Bausteine IV. 1. (Berlin 1883.)

Bluntschli's Vortrag selbst wirkte auf diesem Gebiet, das ihn ungleich mehr als das rein rechtsgeschichtliche anzog, viel lebendiger, anregender: war er doch, nach Schweizer Sitte, vor Allem eifrig, seine wissenschaftlichen und statlichen Ueberzeugungen durch unmittelbares Eingreifen in das Statsleben zu bethätigen. Neben dieser auf die brennenden Fragen der Gegenwart und die Verwirklichung seiner Grundsätze gerichteten Thätigkeit beschäftigte im seltsamen Gegensatz den vielseitig Begabten schon damals und später immer anwachsend eine ziemlich „mystisch“ gefärbte Gottes- und Weltweisheit — die Rohmer'schen Vorstellungen — für die er später auch Johannes Huber und mich zu gewinnen sich — sonder Erfolg — bemühte: der Sinn für das Geschichtliche, Rechtsgeschichtliche trat dahinter zurück: leider! Denn — ich wiederhole — jene frühe Arbeit über Zürich bekundete seinen hervorragenden Beruf hiefür.

Und auch an seinem Vortrag und seinem Buch

wirkte am meisten befruchtend auf uns nicht, was er wahrscheinlich für das Werthvollste davon hielt: nicht seine damals schon — für uns selbstverständlich nicht durchschaubar — von Rohmer beherrschten — allgemeinen Lehren (z. B. vom Verhältniß des States zur Kirche = Mann: Weib) und abgezogenen Grundsätze, sondern die reiche Fülle von Stoff, welche er uns in einer Art vergleichender Geschichte der Verfassungen von den altorientalischen Herrscherschaften an bis auf die Neuzeit bot. Mag Manches davon — denn wer hätte (vollends vor 40 Jahren!) vermocht all diese Dinge quellenmäßig zu beherrschen! — nur aus Uebersetzungen und aus der Literatur geschöpft gewesen sein, — es genügte, die Begabteren und Eifrigeren unter uns zu eigenem Forschen anzuregen: viel mehr denn solche Anregung wird man von dem Hochschullehrer — abgesehen von Uebungen im Seminar! — nicht verlangen dürfen. Und die klare, ruhige, sichere Weise des Vortrags war geradezu musterhaft.

Außerdem hörte ich in jenem Winterhalbjahr

Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft bei dem Statsrath von Hermann. Diese Vorlesungen öffneten mir den Blick in Gebiete, von deren Vorhandensein in dem Weltall ich bis dahin gar keine Ahnung gehabt hatte.

Es ist hier der Ort daran zu erinnern, wie stark doch der Beruf, der Stand der Aeltern auf die Vorbildung des Knaben und Jünglings, außer der Schule, auf dessen Gedankenrichtung einwirkt; der Sohn des praktischen Juristen, des Anwalts, des Beamten, wie viel von statlichen, rechtlichen, der Sohn des Kaufmanns, wie viel von wirthschaftlichen Dingen lernt er schon aus den Tischgesprächen des Vaters und der Hausfreunde Unterhaltung! In meinem Aelternhause war von solchen Sachen nie die Rede gewesen. Capital, Wettbewerb, unmittelbare, mittelbare Steuern, Einkommen, Lohn, Herstellungskosten, Unternehmergewinn: — ich hatte nie davon gehört, nie darüber nachgedacht, woher die Aeltern und ich ihren Lebensunterhalt gewannen!

Ach Gott, das schöne Haus, der liebe Garten und daß wir darin lebten, das schien mir so selbstverständlich und die Fortdauer dieses gedeihlichen Zustandes so sicher, so oberhalb jeder Frage stehend, wie daß der Himmel sich über der Erde wölbe und nicht eines Tages einstürze: die Zernichtung dieses Gefühls, die Furcht, daß Alles zusammenbrechen könne, nachdem das Aelternhaus versunken und verdämmert, war daher die grausamste Wirkung jenes Sturzes gewesen. — —

Ich erinnere mich, daß ich nur einmal, als davon die Rede gewesen, Bekannte von uns hätten ihr Vermögen verloren und müßten nun gar eingeschränkt leben, fragte, wovon denn eigentlich die Aeltern, ich, Jakob, Toni, der Schimmel, Hanni und Herr von Zwack lebten? Ich erhielt die Antwort, so oft die Aeltern im Theater gespielt hätten, falle hinten aus dem Wolkenvorhang ein Sechser herunter, woraus die Mahnung gefolgert ward, ich müsse nun doch einsehen, wie nothwendig es sei, daß die Aeltern

abends so oft ins Theater gingen, womit ich, trotz der unterhaltenden Gruselgeschichten der Toni, doch wenig zufrieden war! Mit solchen volkswirthschaftlichen Vorkenntnissen ausgerüstet bezog ich die Hochschule, der ich die Schauspiele Schillers großentheils auswendig wußte!

Ich machte große Augen, als ich zuerst in „Walhall“ (s. unten!) von reiferen oder mehr auf diese Dinge gerichteten Genossen von den Vorzügen der mittelbaren Steuern, von Gebühr und Aufschlag, von Betriebscapital und andern Wunderdingen vernahm: es war zumal mein lieber Freund Franz Freiherr von Godin, später Notar zu Aibling, der mich ganz einschüchterte durch seine Vertrautheit mit Begriffen, die mir fremd waren wie chaldäisch. In unsern Ritterspielen war das Wirthschaftliche so einfach gewesen! Abgesehen von den durch Gewohnheitsrecht hergebrachten Toni'schen Butterbröden hatte der Krieg den Krieg ernähren müssen d. h. die in den vom Feinde besetzten Gartentheilen erbeuteten Früchte und

Gewächse jeder Art vom Pfirsich bis zur gelben Rübe, ja dem sonst am Tisch der Aeltern verschmähten, hier aber aus Bosheit oder Siegeslust roh gegessnen Sauerampfer dienten zur Verpflegung der Helden.

Die ersten par Stunden bei Hermann erschlossen mir nun eine neue Welt von Begriffen, von Bedürfnissen, von Reiche durchschütternden, oft zerstörenden Kämpfen.

Der Mann war ein Genie und einer der unwiderstehlichsten Redner, die ich je gehört. Zwar sprach er viel zu rasch für den Lehrzweck: sein Vortrag, mit I II III, 1 2 3, a b c, α β γ, streng eingetheilt, war darauf berechnet, nachgeschrieben zu werden: allein er sprach so furchtbar rasch — ohne je ein einzig Mal sich zu versprechen oder zu verbessern oder aus dem Satzbau zu fallen, — daß es nur bei der alleräußersten geistigen und leiblichen Anstrengung durchführbar war, ihm zu folgen. Er las von zwei bis vier, also unmittelbar nach unserem Mittagessen, im Winter in einem maßlos überheizten Sal. (I wonder, giebt

es einen Hörsal an einer deutschen Hochschule, der nicht überheizt ist?) vor etwa 200 Hörern. Es war die müheschwerste Leistung, ihm nachzukommen. Aber wir kamen ihm nach, buchstäblich im Schweiß unseres Angesichtes! Sehr drollig wirkte, wie ein biederer Schwabe, der erst, als wir andern schon 14 Tage unter dieser Götterverhängten Drangsal unglaublich gelitten, vorn auf der ersten Bank sich einfand, am Schluß eines Satzes — Hermann machte langen Halt zwischen wichtigen Gedankenabschnitten, und dann herrschte lautlose Stille im weiten, dichtgedrängten Sal — im Vertrauen darauf, die gewaltig dröhnende Stimme werde noch fort dröhnen, in komischer Verzweiflung ausrief: „Des ischt an Onsinn! Da ka me net nachschreibe.“

Jedes Wort dieses Zornrufs ward im ganzen Raum verstanden, von Hermann und uns Allen. Hermann zuerst brach in ein schallendes Gelächter aus und wir alle desgleichen.

Der ganz hervorragende Mann war also vor allem

ein Redner ersten Ranges: ein „debater" im Sinne der großen englischen Parlamentsredner, eines Pitt, Fox, Burke: geistsprühend (wirklichen Geist, nicht geistreiche Unrichtigkeiten), voll von Humor und auch von scharf ätzendem Witz.

Seine Vorträge und seine meisterhaften „stats-wissenschaftlichen Untersuchungen" wurden die bleibenden Grundlagen meines Denkens auf all diesen Gebieten bis heute: in Urheberrecht, in Patentwesen, in der Lehre von den Steuern und vielen andern Dingen. Aber mehr: aus seinen Lehren schöpfte ich — obzwar er es nicht aussprach und, seltsam genug, auch nie einer meiner juristischen, geschichtlichen, philosophischen Lehrer — selbständig — (und das „fluscht" immer am fruchtreichsten) die Erkenntniß, daß der Wirthschaftszustand eines Volkes und einer Zeit jener Lebensinhalt ist, der sich seine Lebensform d. h. das ganze Vermögensrecht und zu gutem Theil Erbrecht und Familienrecht bestimmend gestaltet: die richtige Erkenntniß des altrömischen und des spätrömischen

Rechts, des Rechts der Germanen vor, während und nach der sogenannten Völkerwanderung, des Mittelalters vor der Blüthe der Städte, dann der Städte beruht auf der richtigen Erkenntniß des zu Grunde liegenden Wirthschaftslebens. Ja, auf diesem Wege gelangte ich zu der Entdeckung, daß die allmälig beginnende Seßhaftigkeit und der nun ertragreichere Ackerbau der Germanen (an Stelle der früheren im Umherziehen betriebenen Viehzucht mit unstäter Feldbestellung) die Uebervölkerung herbeiführte, und diese die großartigen sechs Jahrhunderte füllenden Bewegungen (von 120 v. Chr. — 568 n. Chr.), welche man die Völkerwanderung nennt.

Hermann hat von beiden Gedanken keine Ahnung gehabt, ich habe sie selbst neu aus seinen — ganz anders gearteten, auf diese Dinge gar nicht gerichteten — Mittheilungen gewonnen: das ist die Aufgabe und das Erkennungsmal eines guten Lehrvortrags! Zu jener Entdeckung einer der Hauptursachen der „Völkerwanderung“ gelangte ich freilich aber

auch nur dadurch, daß ich alsbald erkannte, wie nicht die Betrachtung der Rechtsquellen eines Volkes und einer Zeit allein, nur die möglichst umfassende und erschöpfende Verwerthung auch aller geschichtlichen Quellen im weitesten Sinn (nicht blos politische, auch Bildungsgeschichte, Götterglauben, Sitte, selbst Sprache, zumal aber Wirthschaftszustände), lebendige Auffassung, klaren Einblick in den Zusammenhang der Geschehnisse und der Gestaltungen auch auf dem Rechtsgebiet gewährt.

Hätte ich mir z. B. nicht die Mühe genommen, alle Zahlenangaben der Römer und Griechen über germanische Völker und Heere durch sieben Jahrhunderte und die seit Cäsar, Strabo, Tacitus bis Ammian und Prokop immer steigenden furchterfüllten Klagen über die unerschöpflich nach den stärksten Verlusten aus den dunkeln Wäldern hervorquellende Vermehrung des keuschen und darum so fruchtbaren Volkes aufzuzeichnen, — ich wäre aus den Rechtsquellen allein trotz der Hermann'schen Anregung für Beach-

tung der Volkswirthschaftsgeschichte zu jenem Ergebniß nimmermehr gelangt.

Vielleicht fragt der Leser: warum hat der junge Herr, der so früh und so lange mit Bohnenstangen Weltgeschichte spielte, nicht neben philosophischen und juristischen auch Geschichtsvorträge in München gehört?

O lieber Leser, wir stehen vor dem Jahre 1853: da gab es in München ohne Frage mehrere recht sehr gelehrte Herren, welche Geschichte, zumal baierische, vortrugen: aber, aber! Diese Herren, meist gar alt, — nun, ich will nur sagen — sie zogen nicht an durch ihre Vorträge. Einen nannten wir den „Ha-Eichner“ (aber der Name war anders als „Eichner“, ich nenne ihn nicht), weil er nach jedem Satztheil, ja oft nach jedem Hauptwort Ha sagte, und dann — geraume Zeit schwieg!

Und dann hat man es König Max II. verdacht, daß er in diesen Teich bemoster Karpfen einen Hecht setzte, der allerdings an Scharf- und Vielzähnigkeit

und raschem Eiferwillen, hiervon Gebrauch zu machen, zu wünschen wenig übrig ließ. Aber von diesem streitbaren Fische später bei den „Königen der Germanen“.

Im Sommerhalbjahr 1852 hörte ich nun also auch, wie gesagt, Pandekten bei Arndts: die Vorlesung war mehr gefürchtet als geliebt: zwölfstündig ward sie — mit Ausschluß des Erbrechtes — gehalten und dennoch und obgleich der Mann obenein nach seinem Lehrbuch las, ward er nie auch nur im Entferntesten fertig: er legte in dem letzten Theil des Sommers wöchentlich noch gar viele Stunden zu und trotz alledem gelangten wir über den allgemeinen Theil des Forderungsrechts nicht hinaus! Das ist nun allerdings nicht zu entschuldigen: bei einer Vorlesung, die man zum ersten Male hält, kann es wohl begegnen, daß man Stoff und Zeit nicht ganz richtig abwägt: allein schon bei dem zweiten Mal sollte das nicht mehr vorkommen. Ich bin in nun sechs und sechzig Halbjahren noch in jeder Vorlesung fertig geworden (— ausgenommen im

Winter vorigen Jahres, da mich die Krankheit zwang, um Weihnachten zu schließen —), weil ich mir einfach nach jeder Stunde anmerke, wie weit ich gekommen bin, also im folgenden Jahre leicht erkennen kann, ob ich ausführlich bleiben darf oder kürzen muß. Allein abgesehen von diesem Tadel war an der Vorlesung von Arndts wahrlich nichts auszusetzen: der Scharfsinn des Mannes, die Feinheit der Unterscheidungen zogen mich lebhaft an, zumal aber die begeisterte Liebe zu seinem theueren römischen Recht, das ich durchaus nicht „trocken“ fand. Im Gegentheil: diese stahlharten, aber auch stahlgeschmeidigen Begriffe, der Triumph der schärfsten Logik in der Begründung der Entscheidungen: — all das reizte mich und erfüllte mich mit Bewunderung. Ohne Zweifel enthält das Recht der römischen Juristen eine der allerhervorragendsten Leistungen des menschlichen Geistes. Ich las recht viel im Corpus Juris, schlug alle — es sind unglaublich viele! — in dem Lehrbuch von Arndts angeführten Stellen nach und trieb auch daneben mit Andern, so mit Piloty

in München, dann mit ihm und Freund Meinecke in Berlin (s. unten) eifrig Corpus Juris: gar gründlich haben wir die Titel pro socio XVII 2. und de actionibus emti ventiti XIX 1. durchgenommen, was mir noch jetzt in der Vorlesung über Handelsrecht gut zu Statten kommt.

Obwohl die zwei — zuletzt drei und vier — Stunden Pandekten hintereinander im heißen Juli recht anstrengten, versäumte ich, wie überhaupt nie im Leben, auch bei Arndts keine Stunde, so wenig wie eine der zehn Nachmittagsstunden von zwei bis vier im dichtgedrängten Sal bei Hermann.

Außer den Pandekten hörte ich im Sommer 1852 Strafrecht bei Dollmann: diese Vorlesung stand viel höher als die über römische Rechtsgeschichte: alles Praktisch-Dogmatische darin zeichnete sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus; freilich hatte ich den Eindruck, daß nach der geschichtlichen und zumal nach der philosophischen Seite hin Vertiefteres hätte geboten werden können: allein der Mann, der sich ja um die

damalige Gesetzgebung in Baiern schwer wiegende Verdienste erworben, war eben durchaus nicht auf Geschichte oder gar Philosophie, war nur auf das Praktische gerichtet. Hierfür gewährten sowohl seine Vorlesungen über Strafrecht und Strafverfahren, sowie die über baierisch Landrecht, welche ich später hörte, zumal aber seine Uebungen mit schriftlichen Arbeiten vortreffliche Schulung.

III.

Aber, wird der geneigte Leser vielleicht weiter fragen, füllten denn nun Vorlesungen und wissenschaftliche Arbeit und Versemacherei die ganze Zeit des Siebzehn- bis Achtzehnjährigen aus? Was lernte der junge Student vom Studentenleben kennen?

Nicht eben viel, lieber Leser. Und das kam so:

In dem letzten Gymnasialjahre hatte die krankhafte Ueberfeinerung des sittlichen Zartgefühls, der Widerwille auch gegen berechtigte Aeußerungen jugendlicher Lebensfreude schon ein schlimmes Uebermaß erreicht. Ich verkehrte nur noch mit Engert und Greiß. Engert, ernst, fast düster, in härtester Arbeit schwer ringend, Greiß, kränkelnd, schwächlich, überzart, einem frühen Tod entgegen welkend, beide höchst ehrgeizig, stimmten völlig mit meinen krankhaften Neigungen

überein. Wir schlossen uns auf das Innigste aneinander und — von den Andern ab. Die Ritterspiele hatten aufgehört: mir war, Angesichts des unser Haus immer näher bedrohenden Schlages, schon lange die Lust am Fabuliren und auch am Fechten vergangen. War die Arbeit gethan, grübelten wir, „philosophirten", schalten auf die Rohheit der Andern. Im letzten Sommerhalbjahr unserer Gymnasialzeit fand ein gemeinsamer Spaziergang der Classe statt: Isaraufwärts nach Grünwald: wir drei konnten nicht, wie wir am Liebsten gethan, uns ausschließen: wir trösteten uns damit, daß wir drei uns stets allein und zusammen halten würden. Durch Zufälle wurden dann Engert und Greiß zu Hause festgehalten, ich mußte allein mit gehen. Am späten Abend schrieb ich unter strömenden Thränen in mein Tagebuch: „ich komme mir wie entweiht vor. Ich habe einen Tag mit wilden Thieren, mit dem Abschaum der Rohheit zubringen müssen." Und — schließlich — was war geschehen? — Einige hatten heimlich Cigarren ge-

raucht, — allerdings mit unerfreulichen Erfolgen! — eine große Zahl hatte über den Durst getrunken und zuletzt hatten sie alle Studentenlieder freilich mehr gebrüllt als gesungen. Das hatte genügt, mich in gelinde Verzweiflung zu treiben. So arg überreizt war mein „Zartgefühl", richtiger meine krankhafte Ueberfeinerung.

Bei dem Uebertritt in die Universität, in der traurigsten Zeit (I. S. 298), gerieth ich nun obenein in volle Vereinsamung.

Julius war gestorben, Engert, der wie ein Berserker Naturwissenschaft und Medicin studirte, sah ich nur in der Vorlesung bei Prantl und bei einer alsbald zu nennenden Gelegenheit, der Zenger Gustel war „Schwabe", der Monten Gustel „Franke" geworden, also für mich verloren.

Denn gegen die Corps, die Burschenschaften und alle Farbenverbindungen hatte ich — natürlich! — die äußerste Abneigung: hier fand ich jene mir tief verhaßte „Rohheit" in üppigster und lärmendster Auf-

dringlichkeit: am Besten gefiel mir selbstverständlich an dem ganzen Treiben das Fechten. Das brauchte ich aber wahrlich nicht erst zu lernen! Ich focht mit dem Degen viel besser als alle Studenten Münchens, mit dem krummen Säbel ganz wacker und das plumpe „Holzen" mit dem Schläger verachtete ich (in der Fechtstunde beim alten Gruber war ich [wie schon früher geprahlt, aber ich sage es noch einmal, weil es mich gar so freut!] weitaus der erste Rapierfechter).

Allein nun all das Andere! Ich trank (und trinke) sehr gerne Bier und Wein und Alles, was gut ist: — aber trinken müssen! Auf Befehl! Mehr als mit Gesundheit und feiner Sitte verträglich! Jeden Abend mit denselben keineswegs von mir ausgesuchten Burschen zusammensitzen, in Kommen und Gehen dem Befehl eines vielleicht sehr albernen wenig ältern Knaben gehorchen, die freie Verfügung über die Zeit zum Arbeiten, zum Grübeln, zum Dichten verlieren: seine Eigenart unter den Zwang von geistig gleich oder

auch wohl tiefer Stehenden stellen! Mit bunten Kappen und Bändern auffallend durch die Straßen fahren oder „bummeln“ (ich hörte dies Wort spät und fragte ganz erstaunt, was es bedeute? zu heiterem Lächeln der Sachverständigen) und die Ehrenpflicht wissenschaftlicher Arbeit den eingebildeten Pflichten des Kneipens opfern und alberner Ueberkommenheiten: — schauderhaft! —

Ich habe nun hiermit das Uebertriebene in meiner damaligen Abneigung gegen all dies Farbenwesen — wahrlich ohne mich zu schonen! — aufgedeckt. Das war damals zu weit gegangen.

Nun muß ich aber doch beifügen, daß ich — nach vierzig Jahren reichster Erfahrung als Student und als Lehrer — dieses ganze Wesen: Corps, Burschenschaften, andere Farbenverbindungen grundsätzlich — ehrenwerthe Ausnahmen vorbehalten! — heute noch ganz ebenso verwerfe wie damals, aus sittlichen, aus geistigen, aus erziehlichen, aus Gesundheitsgründen. Ich weiß, daß ich durch die

nun folgende Ausführung den heftigsten Widerspruch der alten und der jungen Farbigen heraus fordere: aber hier heißt es „Farbe bekennen gegen die Farben“.

Der Schaden, den diese Dinge an unseren Hochschulen — und in den darauf folgenden Lebensstellungen! — anrichten, ist zu schwer und die Sache geht mich als Lehrer und als Deutschen zu nah an, als daß ich schweigen dürfte, mag der gereizte Widerspruch, die Verstimmung bis in die höchsten Stellen d. h. in Fürstenhäuser und in Ministerien hinauf noch so lebhaft werden: ich weiß es genau, aber ich kann nicht helfen! Es muß heraus! Ich habe meine Ueberzeugung noch nie verleugnet und mir durch deren offne Verfechtung vom 18. bis ins 56. Jahr schon sehr oft „geschadet“: aber jenes andere — „kluge“ — Benehmen ist doch recht erbärmlich („wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht“ u. s. w.).

Ich nehme von meiner Verurtheilung aus die Burschenschaften bis zum Jahre 1871: sie hatten den idealen Zweck der Herstellung des Deutsches States

und des Rechts-States, und dieser ideale Zweck, dieser wirkliche, sittliche und geistige Gehalt überwog und überwiegt in meinen Augen was an sonstigem mir nicht Gefallenden drum und dran hing, was sie ja großentheils mit den Corps, Landsmannschaften und anderen Farbenverbindungen gemein hatten. Allerdings sollen Studenten studiren, nicht politisiren: allein das gilt nur unter gesunden Verhältnissen: unter den unerträglich ungesunden der damaligen deutschen Zerrissenheit, Ohnmacht und Rechtlosigkeit muß man ausnahmsweise die Berechtigung politisirender Studenten anerkennen, und hätte ich 1850—54 von der Deutschen Burschenschaft irgend Genaueres gewußt: — ich wäre wohl beigetreten trotz Farben und trotz Trinkzwangs.

Aber mit Herstellung des Reiches 1871 hätten sich die Burschenschaften auflösen sollen: ob damals eine Neugestaltung unter Festhaltung des Gedankens: Pflege des Deutschthums, Pflege der Reichstreue angemessen war, — ob nicht Zeiten kommen können,

da eine Wiederbelebung studentischer Verbände zu solchen Zwecken ersprießlich werden mag: — das will ich beides nicht verneinen.

In dem „Verein Deutscher Studenten" liegt hiefür ein Kern: nur sollte das Deutschthum nicht allein oder doch nicht vor Allem in dem Ausschluß von Juden gesucht werden!

In den Corps u. s. w. dagegen vermochte und vermag ich für das XIX. Jahrhundert[1]) die Daseinsberechtigung nicht zu erkennen: die etwaigen Vortheile sehr zweifeligen Werthes kommen gegen die zweifellosen schweren Nachtheile nicht in Betracht.

Am wenigsten (in Wahrheit: nichts) hab' ich gegen die studentischen Zweikämpfe einzuwenden. Der Student s o l l fechten lernen: — aber nicht n u r Fechten, am mindesten blos das ziemlich plumpe

[1]) Anders steht die Sache in früherer Zeit, geschichtlich betrachtet, im Zusammenhang mit Bursen, mit dem Zusammenhalten der Stammgenossen in der Fremde, an auswärtigen Hochschulen.

Hiebfechten — auch Schießen, Reiten. Jagen, Schwimmen, Turnen, Spiele jeder Art nach Sitte der Engländer und Amerikaner.

Vor einigen Jahren wollte ein ehemaliger Student der Albertina, der sich als Arzt in Amerika ein Vermögen erworben, eine höchst stattliche Stiftung für die Hochschule Königsberg begründen, eine Art Clubhaus, in welchem Baden, Schwimmen, Fechten jeder Art, Reiten, Turnen, Spielen getrieben werden sollte: auf das Eifrigste unterstützte ich sein schönes, dankwürdiges Vorhaben: es scheiterte (zunächst)! Nicht ohne daß ehemalige Corpsstudenten, die jetzt freilich keine bunten Kappen mehr tragen, ihre Lauwarmheit dagegen an den Tag legten. Dergleichen darf nämlich nur von den Corps und für die Corps geschehen! (Eben lese ich mit Befriedigung, daß nun — endlich — nachdem fünf Jahre darüber verstrichen sind, in der That der Ausführung „näher getreten" wird. —)

Also: der Student soll fechten: und wenn nun die jungen Leute nicht blos Schule fechten, sondern auch

einmal Ernst machen wollen, — das Unglück ist so groß nicht: vorausgesetzt, daß es ein Waffenspiel bleibt, nicht ein Leben oder Gesundheit ernsthaft bedrohender Kampf wird. Ich trete dem Studentischen Kampf also gewiß nicht philiströs gegenüber: obwohl heutzutage schon die allgemeine Wehrpflicht vor Verweichlichung schützt und obwohl ich tätowirte Gesichter bei Mohikanern lieber lese als bei Deutschen sehe. Mancher Unfug, der mit den scharfen „Mensuren“ zusammen hängt, kann und soll beseitigt werden, das Fechten selbst mag ich den „Jungens“ nicht nehmen: unsere Gefechte bei'm Ritterspielen waren viel, viel gefährlicher als die landläufigen Schlägergänge. Aber sie sollen auch fechten lernen, nicht blos holzen: auch pariren sollen sie lernen, nicht, wie es jetzt zumal in Norddeutschland Unsitte geworden ist, „mit dem Gesicht“ pariren! Es darauf anlegen, so bald und so oft als möglich einen Schmiß davon zu tragen, nur um zu zeigen, daß man, ohne zu zucken, den Stahl des Gegners erwarten kann! Als ob die Aufgabe des Kampfes

wäre, Verwundung zu suchen! Sie können ja meist gar nicht mehr „fechten“, nur dreschen und „hinhalten“.

Aber durchaus verwerflich ist der Trink-, überhaupt der Kneip-Zwang.

Wie viele junge Leben werden dieser unfläthigen Unsitte hingeopfert! Welcher Unsinn, Vergnügen und Durst zu befehlen! Oder vielmehr in „der akademischen Freiheit“ jemand zwingen, sich allabendlich in vorgeschriebener Weise zu „vergnügen“, stets mit denselben nicht selbst ausgesuchten Menschen vorgeschriebene Lieder zu „singen“(?), mehr erstickenden Tabaksqualm und mehr Bier zu verschlucken als die Gesundheit erträgt. Eine Folter ist das und eine Herabwürdigung, kein menschenwürdiges Vergnügen.

Zu der regelmäßigen Abendkneipe (die oft vor 12 nicht schließen darf) tritt dann die ganz nichtsnutzige, höchst verderbliche Unsitte des Frühschoppens. Dies war zu unserer Studentenzeit in Süddeutschland unbekannt. Nicht oft stimme ich mit Excellenz von Windthorst überein: aber in der Verwerfung dieser

Pest für Magen und Fleiß stimme ich ihm aus voller Seele zu. Nach dem Frühschoppen kann nach Mittag nicht mehr gearbeitet werden.

Aber — in empörendster Umkehrung der Begriffe von Pflicht und Pflichtverletzung — wird ja oft die fleißige Arbeit überhaupt als unverträglich mit der Corpspflicht und der „Ehre", oder doch der Commentmäßigkeit, eines flotten Burschen verworfen.

Dies führt von selbst zu dem Haupteinwand gegen alle Farbenverbindungen: die Farbenstudenten — Corps, Burschenschaften, andere Farbenverbände in gleichem Maße — sind ohne Zweifel die schlechtesten d. h. faulsten, und das heißt also pflichtlosesten von allen Studenten: sie besuchen die Vorlesungen am wenigsten, sie studiren zu Hause am wenigsten, sie verbummeln die meisten Halbjahre, sie bedienen sich am häufigsten der schmählichen „Einpauker", die man wie die Wucherer bestrafen sollte, und sie machen die elendesten Referendarienprüfungen: kurz, sie verletzen in allen Dingen am gröblichsten und am

häufigsten die erste Pflicht des Studenten d. h. zu studiren. Was aber ist wahre Ehre? Strengste Pflichterfüllung. Das ist eben das tief Unsittliche, das Gefährliche in diesem Treiben, daß der Einzelne oder der Verband rein willkürlich seine Ehre in dies oder jenes verlegen zu dürfen glaubt: — das zerstört die Substanz der objectiven Sittlichkeit: — da giebt es für die Subjectivität gar keine Schranke mehr: danach kann einer seine „Ehre“ ebensogut darein setzen, jeden Begegnenden anzurempeln, wie darein, möglichst viele Schmisse davon zu tragen: Kraft und Muth, die in einem schönen, aber irregeleiteten Ehrgefühl hierin verpufft werden, gehen für die Volksseele werthlos verloren: ja, jeder Einzelne verlernt es, seine Ehre darin zu suchen, worin allein sie besteht: in selbstverleugnender Pflichterfüllung, in Unterordnung unter ein höheres Ganzes d. h. Familie, Hochschule, Vaterland: denn nicht ein Haufe gleichbebänderter Gesellen ist das „höhere Ganze“, sondern die Hochschule. Dieser gehört der Student von Rechts- und von Pflichtwegen an:

dieser Verband schreibt ihm seine Pflichten vor und gewährt ihm wahrhaft werthvolle Rechte. Allein an der Unterordnung unter diesen Pflichtverband fehlt es vor allem den Corps: wie ihnen die Frühschoppen-pflicht der Vorlesungspflicht vorgeht, so erblicken sie auch nicht in dem Verband der Hochschule, nur in ihren Corps das dem Einzelnen übergeordnete Ganze. Daher verweigern sie meist jedem Studentenausschuß die Anerkennung als Vertreter der Studentenschaft, der nicht nach ihren maßlosen Ansprüchen zusammengesetzt ist: sie verweigern bei Fackelzügen — bei dem Begräbniß eines allgemein beliebten Lehrers — u. s. w. die Mitwirkung, werden ihre Forderungen betreffs der Zugordnung nicht erfüllt: sie muthen auch den akademischen Behörden den Satz arger Ueberhebung zu: „nur die Corps bilden die Studentenschaft.“ Und leider! Professor und Universitätsrichter sind nicht immer fest genug, dem zu wehren: — trugen sie doch oft früher die gleichen Kappen wie die jungen Rechtsbrecher. Ich habe in Würz-

burg als Senator und in Königsberg als Prorector diese Anmaßung mit Erfolg zurückgewiesen und den Herren, die zuletzt folgerichtig den Satz aufstellten: „nun ja, wir sind im Wesentlichen die Studenten“, erwidert: „nein, meine Herren, gerade Sie sind es im Wesentlichen am wenigsten, denn Sie studiren am wenigsten.“

Das war früher besser. In München gab es Corps, welche darauf hielten, daß ihre Glieder die Vorlesungen fleißig besuchten: so die Isaren, die Schwaben, die Pfälzer. Auch heute noch kommt das vor und ist gar löblich. Aber heute giebt es umgekehrt auch Farbenverbände, in welchen es als „nichtcommentmäßig“ gilt, in die Vorlesungen zu gehen! Es wird der Besuch der Vorlesung als „unfein“ bezeichnet. Der Frühschoppen wird so gelegt, daß von 11—1 keine Vorlesung besucht werden kann, nach Mittag darf nicht in die Vorlesung gegangen werden wegen Cafezwangs, Abends wegen Kneipzwangs. Mit der größten Ruhe erklären diese Herren dem

Professor, sie können nicht in die Vorlesung, sie müssen zu dem Frühschoppen gehen.

In Breslau kam mir einmal ein Schwarm Farbenstudenten gerade vor der Universität entgegen, wie ich — um 11 Uhr — hinein trat, Uebung zu halten: mehrere davon hatten die Uebung „belegt“ (damit bei der Meldung zur Prüfung dieses Zeichen besonderen Fleißes nicht fehle!): ich sprach Einen von ihnen, der mir von seinem Vater zu sorgfältiger Leitung seiner Studien ans Herz gelegt war, an und fragte, ob er denn nicht in die Uebung kommen wolle? „Verzeihen Sie, wir müssen zum Frühschoppen,“ erhielt ich zur Antwort. Das ist doch eine ebenso arge Verkehrung der Begriffe von Pflicht und Pflichtverletzung, wie die von Strafe und Wohlthat, wenn der Strolch ein Fenster einschlägt, um der Wohlthat der Einsperrung theilhaftig zu werden. In Breslau habe ich in sechs Halbjahren nur gar selten eine bunte Kappe in der Vorlesung gesehen: — außer behufs der An- und Abmeldung.

Die ersten fünf, denen nach der Verordnung vom Juni 1890 die Abmeldung wegen maßloser Faulheit von mir verweigert werden mußte, waren Farbenstudenten: Seminare, Uebungen besuchen die Farbenstudenten fast nie.[1])

Man wendet ein: „laßt sie schwänzen! Sie brauchen nicht in die Vorlesungen zu gehen, wenn sie's nur wissen: woher sie's lernen, ist gleich."

Dann soll man doch die Hochschulen aufheben, uns noch lebende Lehrer in den Ruhestand versetzen und keine neuen mehr anstellen, sondern Einpauker ernennen. Aber sie lernen eben nichts zu Hause, die Herren! Sie vertragen die Zeit, die sie in den Vorlesungen verbringen sollten, im Bierhaus, Cafehaus, im Umherlungern auf den Straßen, und in den Prüfungen — fallen sie schmählich durch.

Sie verlieren das Gefühl für die wirkliche

---

[1]) Dies sowie der Besuch der Vorlesungen hat sich seit der Verordnung vom 3./XI. 1890 etwas gebessert: die Furcht vor der Prüfung ward hier der Weisheit Anfang.

Pflicht und leben ihren eingebildeten, willkürlich angenommenen Pflichten.

Dazu kommt dann oft die geckenhafte Eitelkeit der äußeren Erscheinung: nicht ein frischer Deutscher Jüngling, — ein frisirter, weithin nach Pomade riechender „Gigerl" tritt uns hie und da in diesen Farbenmenschen entgegen. In Königsberg bestand ein solcher Verband: jeder der Herren ging täglich zum Friseur und jeder der Herren fiel durch jede Prüfung: und das soll Pflege des „Ehrgefühls" sein!

Ja, wenn es eine Ehre ist, durchzufallen.

Damit kommen wir nun zu den angeblichen „erziehlichen" Vortheilen dieser Verbände.

Erstens: „die Füchse lernen gehorchen!"

Wehe dem Deutschen Haus, in dem die Knaben nicht den Aeltern gehorchen gelernt haben. Wehe, wenn sie erst als Achtzehnjährige einem Zwanzigjährigen gehorchen lernen sollen, der nichts vor ihnen voraus hat als ein par arbeitlos verbrachte Halbjahre mehr,

einen häßlichen Schmiß und einen durch unmäßigen Alkoholgenuß zerrütteten Magen.

Wahrlich, der Deutsche lernt in der Schule und im Heer gehorchen quantum satis! Lernt er's nicht in Haus, Schule und Heer, — dann lernt er's gar nicht. Der Gehorsam gegenüber den älteren Studenten ist grundlos: er beruht auf der „Affectation“ einer Pflicht.

Zweitens: „das Leben unter der Farbe, das Bewußtsein der Deckung durch das Farbenband bildet den Charakter, den Muth.“

Das ist ein sauberer Charakter und Muth, der erst zwanzig Genossen bedarf, die hinter ihm stehen, mit den Schlägern für ihn einzutreten. Es gehört viel mehr Muth dazu, allein auf sich stehend durch die dem „Obscuranten“ gegenüber oft sehr angreiferischen Farbenstudenten die acht Halbjahre hindurch zu gehen.

Drittens: „die Poesie des Farbenlebens.“ Von Poesie versteh' ich nun auch ein Weniges: in den Farbenverbindungen hab' ich noch keine wahrgenommen. Viele Studenten haben mir beim Verlassen der

Hochschule gestanden, daß sie froh waren, aus der geisttödtenden Langeweile des Verbandes endlich heraus gewachsen zu sein: „auszutreten wagten sie nicht.“

Das ist also der in dem Verband anerzogene Muth und der Charakter, der sich nicht getraut, der erwachten besseren Einsicht gemäß zu handeln!

Endlich aber: „es werden hier wichtige Verbindungen, Beziehungen geschlossen, gegenseitiges Unterstützen für das ganze spätere Leben wird gewonnen. Das ist — die Hauptsache!“

Ja, freilich! Das ist die Hauptsache! Leider! Es ist — höchst trauriger Weise — die Vorstellung weit verbreitet und tief gewurzelt, daß bis in die obersten Stellen hinauf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Couleur“ — Corps zumal — die mächtigste Empfehlung sei. Wohlgemerkt: ich glaube nicht, daß ein deutscher Minister oder Ministerialrath mit Bewußtsein einen unfähigen, unfleißigen ehemaligen Genossen der eignen ehemaligen Farben einem würdigeren Fremden in Anstellung und Be-

förderung vorzieht: — ob es aber nicht zuweilen unbewußt geschieht? Und geschähe es gar nie: — der Glaube daran ist weit verbreitet! Im vorigen Jahr erhielt eine arme Wittwe, die sich das Geld vom Mund absparen muß, ihren Herrn Sohn in einem „hochfeinen“ Corps zu erhalten, auf ihre Frage, ob es denn nun nicht genug sei, den Bescheid von einem hochstehenden und wohlwollenden Gönner: „lassen Sie ihn im Corps, wenn irgend möglich. Es ist für die künftige Laufbahn von höchstem Werth.“ Ich wiederhole, ich glaube das nicht.

Aber Tausende von Vätern, Vormündern, Oheimen, ältern Brüdern glauben es und — handeln danach. Nachdem ich das im Juli (1890) geschrieben, habe ich bis November noch drei ganz ähnliche Fälle erlebt. Und so wird das Streberthum begünstigt und großgezogen: so wird der „Charakter“ dahin entwickelt, daß der junge Mensch lernt, nicht von seinem Fleiß, seiner Pflichttreue, — der Frühschoppen ist ja seine Pflicht! — sondern von der Gönnerschaft ehemaliger

Corpsbrüder seines Vaters oder der eignen älteren Genossen seine Erfolge zu erwarten.

Erfahrungsgemäß werden aus den „forschesten" Corpsstudenten oft die trockensten, philiströsesten, nach unten zu unduldsamsten Bureaukraten. Dazu tritt dann noch das Streberthum der politischen Parteiung. Die Corps gelten, — es ist gleichgiltig, ob mit Recht oder mit Unrecht, — als „conservativ": — es erscheint also das Corpsband als eine Empfehlung bei einem conservativen Minister. Ich wiederhole: schon dieser G l a u b e schadet, wirkt entsittlichend, mag er noch so unbegründet sein.

Gewiß ist die Freundschaft, die schöne Jugendfreundschaft ein hohes ideales Gut — niemand kann das dankbarer bekennen, begeisterter verkünden als ich. — Aber mit 20 und 30 zufällig gesellt gefundenen Leuten jeder Art schließt man nicht eine ideale Freundschaft: und andererseits Freunde, aber echte Freunde, müssen nicht nothwendig gleichfarbige Kappen tragen.

Ergebniß: die Farbenverbände jeder Art haben sich heute überlebt, sie entbehren eines idealen Zieles und Gehalts, sie sind geistlos, ja geisttödtend in ihren hohlen, leeren Formeln, sie schädigen (nicht durch das Waffenspiel) durch den Zwang zu nächtlichem übermäßigen Trinken die Gesundheit, sie verhindern pflichtmäßigen Fleiß, sie begünstigen, ja sie erzwingen die Faulheit, sie fördern das banausische, unsittliche Einpaukerthum, sie kräftigen nicht den Charakter, sie verflachen ihn, sie entwöhnen von wahrem Pflicht- und Ehrgefühl und gewöhnen an ein falsches Ehrgefühl und an den Dienst eingebildeter Pflichten, sie verführen vermöge falscher Unterstellung zu politischem Streberthum und zu dem Bauen auf Gönnerschaft statt auf eigene Kraft. Sie schaden also ganz unvergleichlich mehr als sie nützen.

Es versteht sich: keine Regel ohne Ausnahme. Es hat zweifellos Farbenverbände gegeben — ich habe Beispiele genannt — und ich zweifle nicht, daß es auch heute noch solche giebt, bei welchen die angeführten

Schäden gar nicht oder nicht alle oder nicht in schlimmem Maße hervortreten. Diesen allen gilt meine Verwerfung nicht. Aber eine Umgestaltung im Sinne geistiger, wissenschaftlicher, sittlicher, nationaler Vertiefung ist gar Vielen, die ich kenne, zu wünschen und es wäre ein hohes Verdienst, wollten sich die gesunden Kreise scharf von den kranken scheiden, durch das Vorbild ihrer eigenen Erhebung und Veredelung auch die tiefer Stehenden erheben und veredeln.

Dann erwäge man doch auch, daß die sechs Halbjahre (in Preußen) ohnehin um zwei bis drei zu wenige sind für wissenschaftliche Bewältigung des Prüfungsstoffes, daß in dieser Frist für „allgemeine Bildung" in der That kein Raum übrig bleibt, daß ferner so häufig unsere Rechtsstudenten aus Familien hervorgehen, in welchen die verwittweten Mütter sich das Brod am Mund abbrechen müssen, auf daß der Herr Sohn die Hochschule nur überhaupt beziehen kann: — die Schwestern verdienen sich als Lehrerinnen oder Bonnen einstweilen selbst ihr hartes Brod: —

sehr zahlreiche Fälle dieser Art kenne ich — und zuckt man dann lediglich lächelnd die Achseln dazu, wenn der Herr Corpsstudent Geld und zwei Halbjahre vergeudet, so ist das eine geradezu unwürdige Auffassung von aller Pflicht und aller Lebensaufgabe. Geistige harmonische Gesammtausbildung und wissenschaftliche Durchbildung im Recht: — das ist die Pflicht und die wahre Ehre des Rechtsstudenten und die Aufgabe der Hochschule. Studenten heißen sie, nicht Biбenten oder Paukanten. (Nebenbei gesagt: nur noch im deutschen Heere wüthet die Fremdwörterseuche so stark wie im „Comment", in der Sprache der deutschen Studenten.) Muß wirklich unerläßlich auf das Gymnasium eine Zeit des Faullenzens mit Trinken und mit bunten Kappen folgen, so verstatte man solche Vereine: aber man verschone die Hochschulen mit Leuten, welche gar keinen Zusammenhang mit wissenschaftlichen Aufgaben haben, und lasse sie erst dann als Studenten zu, wenn sie studiren, d. h. nachdem sie ein par Halbjahre hindurch Bibenten und Paukanten gewesen sind und — geheißen haben.

Seit ich dies schrieb (Juli 1890), haben zwei Veröffentlichungen „alter Herren“ in Schwaben und am Rhein die Corps vor der wahrhaft capuanisch üppigen, raffinirt schwelgerischen Lebensweise gewarnt, welche in den feinsten „Diners“ mit unbeschränktem Sect z. B. den Besuch jedes Cartellbruders feiert. Diese Warnungen sprechen beredt.[1]) Was soll aus

[1]) Aus der schwäbischen gebe ich einen Auszug: „Es sind nicht allein die zerhackten Gesichter der heutigen Corpsstudenten, welche das Mißfallen der Aeltern erregen und schon manch' braven Burschen auf den Wunsch seiner Aeltern von den Corps fernhielten, sondern es ist das Verschwinden jener frischen, fröhlichen Mensuren, an denen sich die Väter erfreut haben, und die Besorgniß, daß das kunstlose Drauflosschlagen, wie es bei den gegenwärtigen Mensuren vielfach üblich geworden, in irriger Auffassung des Mannesmuthes eine Veredelung der Sitten nicht herbeiführen kann.“ . . . „Ein zu baldiges Eindrillen auf die Mensur, das heute vielfach wahrzunehmen ist, kann nur schädlich wirken und erzeugt das unschöne Holzen, das auch dem Gegner ein kunstgerechtes Schlagen unmöglich macht.“ „Im Ganzen ist in früheren Jahren viel mehr gefochten worden, als jetzt; aber da die Mensuren früher durch die Fechtweise und die Bandagirung viel weniger blutig waren, so war die große Zahl der Mensuren damals kein Uebelstand. Anders ist es heute; fast jede Mensur schließt mit einer Abfuhr oder doch mit einer erheblichen Zahl von Nadeln, und wenn

Leuten werden, welche mit zwanzig Jahren leben wie die ältesten Kommercienräthe?

Und noch Eins. Es ist nicht wohl gethan in unsrer Zeit, die Kluft der Klassen noch weiter aufzureißen, die ärmeren zu schärfster Verurtheilung der Reichen heraus zu fordern: was soll ein wackerer

---

auch jetzt die Schmisse rascher geheilt werden, so stört doch gegenwärtig schon eine geringere Anzahl von Mensuren das übrige Corpsleben (!!) und drängt seine anderen Aufgaben in den Hintergrund. Der Corpsbursche sollte wenigstens, sobald er aus dem Korbe kommt, nicht sofort wieder auf die Mensur, sondern er sollte angemessene Zeit haben, auch auf dem Fechtboden sich weiter auszubilden und auch seinen übrigen Pflichten als Corpsbursche und Student (!) nachzukommen. Wir finden in dem Umstande, daß der Corpsbursche einen großen Theil des Semesters mit dem Ausflicken seiner Schmisse beschäftigt ist, eine Mitursache für den Uebelstand, daß sich verhältnißmäßig so wenig Corpsburschen finden, welche noch in älteren Semestern aktiv bleiben. In dieser Zeit muß der Corpsbursche schon ernstlich an das Studiren denken (!!) und kann daher nicht in zu häufigen blutigen Mensuren seine Zeit verschwenden." — Ein Hauptantrag betrifft die Beseitigung des übertriebenen Luxus, welcher bei den Alten Herren allgemeine Mißbilligung finde, und welcher den Bestand der Corps zu gefährden scheine. In Folge dessen sei auch der Corpsbestand im Vergleich zu dem Wachsthum der Zahl der Studirenden

junger Arbeiter, der die Seinen mit harter Mühe seiner Hände ernährt, denken von diesen geckenhaft hergerichteten jungen Herren, welche, je zu zwei im zweispännigen W[illegible]zen hingerekelt, mit allen Anzeichen des Champagnerrausches durch die Straßen fahren? Sehr harte Worte sind hierüber schon gefallen und man kann sie leider nicht Lügen heißen. Die schwel-

---

bedeutend zurückgegangen. „Wenn die deutschen Corps den ihnen als Erbtheil von ihren Vätern hinterlassenen Beruf aufrechterhalten und auf ihre Söhne weiter vererben wollen, müssen sie sich die Aufgabe stellen, erstens jedem ihrer Mitglieder es als Pflicht zu bezeichnen, ohne erhebliche Schulden die Universität zu verlassen, und zweitens auch den Minderbegüterten den Eintritt in's Corps zu ermöglichen. Mögen die Aktiven nicht vergessen, daß ihre Väter bei erheblich geringeren Wechseln und fast ohne Unterstützung ihrer Alten Herren ein schneidiges und frohes Burschenleben geführt haben, daß heute aber fast kein Corps ohne diese Unterstützung weiter leben kann, und daß, wenn in dieser Beziehung ein einstimmiger Mahnruf der Alten Herren erfolgt, derselbe einer ernsten Beachtung werth ist." — „Die Besuche der befreundeten Corps, die möglichst eingeschränkt werden und nur auf besondere Einladung zu besonderen Gelegenheiten stattfinden sollen, verursachen auf vielen Universitäten eine bedrückende Ausgabelast."

gerische Verweichlichung und arbeitsverachtende[1]) Stutzerei dieser frisirten Jünglinge ist auch ein Zeichen der Fäulniß unserer Zustände.

Diese Dinge sind seit einem Menschenalter schlimmer und schlimmer geworden: die allgemeine Bildung unserer Studenten ist ganz erheblich gesunken seit den Tagen Hegels, der Brüder Humboldt, der Savigny und Grimm. Was der feinste Ruhm unserer Jugend war, — die umfassende harmonische Geistesbildung — es ist bereits verloren und geckenhaft affectirte Manieren, daneben schmachvolle Seelenrohheit, gröbste Unwissenheit sind sehr, sehr häufig. Akademischer Lehrer einer solchen Jugend sein ist keine große Freude mehr: — immer seltner werden die Ausnahmen, an die man sich — als Trost — halten kann. Aber es hängt das enge zusammen mit der allgemeinen Verrohung (z. B. auch in der Literatur und auf der

---

[1]) Welcher Hohn auf die Sprache, nennt ein solcher die zwei unthätigsten Halbjahre seines Lebens die Zeit, da er „aktiv" war!

Bühne) und mit der banausischen, einseitig nur nach Geld und Sinnengenuß lechzenden und hastenden Wüstheit, welche seit 1872 in erschreckendem Maß zugenommen haben in unserem Volke.

Umgestaltung des Rechtsstudiums an unseren Hochschulen ist ein schreiendes Bedürfniß.

In jener Denkschrift (oben S. 10) verlangte ich: I. Wenigstens 8 Halbjahre Universitätsstudium, dafür ein Jahr Referendariat weniger. II. Nichteinrechnung des Jahres der Wehrpflicht in jene 8 Halbjahre. III. Acht Vorlesungen in der philosophischen Facultät für jeden Juristen — mit Belegungszwang, nicht Prüfung aus den belegten. IV. Eine Zwischenprüfung aus dem gesammten (römischen, deutschen, Handels-) Privatrecht nach dem vierten Halbjahr. V. Aufnahme von Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft in die Prüfungsgegenstände (zu prüfen durch einen Lehrer der Volkswirthschaft). VI. Ausschließung der Praktiker aus dem „theoretischen" Examen: die Prüfer sind fünf Docenten der Rechte, einer der Volkswirthschaft, unter

Leitung und Stichentscheid eines Praktikers als Prüfungsvorstand; die schriftliche Arbeit wird je von dem einschlägigen Fachlehrer zuerst geprüft: jeder Lehrer prüft nur aus *seinem* Fach. VII. Zwang zum Besuche der Uebungen vom zweiten Halbjahr an, jedes Halbjahr wenigstens eine schriftliche Uebungsarbeit. VIII. Zwang, die juristischen und volkswirthschaftlichen Vorlesungen in einer von der Facultät vorgeschriebenen *Reihenfolge* zu belegen. — Wie wenig von diesen Dingen ist auch in der jüngsten Verfügung vom 3. XI. 90 erreicht!

Wenn bei sechs Halbjahren juristischen Studiums zwei durch „Activität" (= Nichtsthun) und zwei durch den Wehrdienst verloren gehen oder auch nur je zwei durch die eine oder die andere Abhaltung, so soll der Student in vier oder gar zwei Jahren den Rechtsstoff bewältigen: eine bare Unmöglichkeit! Nicht einmal auswendig lernen, geschweige sich wissenschaftlich aneignen kann er die Dinge. Daher dann die unglaubliche Geistesöde der Herren, die irgend einen

philosophischen, geschichtlichen, literarischen Gedanken niemals weder gehört noch selbst gedacht haben. Piget, pudet, taedet![1]) — —

Gehört all' das hieher? O ja: auch das sind „Erinnerungen": Erinnerungen an eine idealere Vergangenheit. —

Und noch einmal sei gesagt, daß meine Verurtheilung keineswegs allen Farbenverbänden gilt, nur denen, in welchen die gerügten, unleugbaren, volkskundigen Uebelstände herrschen.

Zum Beweise, — falls es noch nöthig ist, — daß ich nicht ein trübseliger Philister bin, der der deutschen Jugend nicht echte deutsche Studentenfreude vergönnt, füge ich als Anhang zu dieser Ausführung die Abfertigung eines solchen bei, die ich im September 1890 ergehen lassen mußte.

---

[1]) Als die faulsten Studenten gelten die juristischen: es ist doch eine Schmach, daß ein medicinischer Professor zu einem trägen Hörer sagen konnte: „wenn Sie faul sein wollen, werden Sie doch Jurist!" —

IV.

Das Bedürfniß fröhlichen geselligen Verkehrs unter Jugend- und Arbeitsgenossen empfanden auch wir vor fünfzig Jahren: wir befriedigten es ohne dazu bunter Kappen zu bedürfen oder des Frühschoppen-, Kneip- und Trinkzwangs und des „Befehlerles"-Spielens von Senioren und „Chargirten" (!), wie das schöne Fremdwort so wichtigthuerisch lautet.

Ungefähr zwanzig von uns, meist schon vom Gymnasium her befreundet oder doch näher bekannt, traten zusammen zu zwangloser Gesellung: nur mit Einstimmigkeit wurden Glieder aufgenommen: unsern etwas anspruchsvollen Namen „Walhall" habe nicht etwa ich aufgebracht, wie man vielleicht argwöhnen möchte: Farben zu tragen verschmähten wir: ob einer sich schlagen wollte, blieb jedem überlassen: Grund-

satz war: Händel nicht suchen, aber keine Unbill dulden: und gar mancher Farbige ward im Laufe der acht Halbjahre von dem Einen oder Andern von uns abgeführt, daß er nicht wieder störte: — das Ritterspielen und Fechten von sechs Jahren war nicht vergebens gewesen!

Wir kamen — ohne jeden Zwang — Samstag Abends um 8 zusammen: — jeder kam und blieb so oft und so lang er wollte: — wir zahlten einen sehr mäßigen Beitrag für die Salmiethe, die Liederbücher, die Humpen: wir sangen und tranken, führten eine drollige — wirklich oft höchst witzige — Kneipzeitung und jeden Kneipabend ward nicht ein „wissenschaftlicher Vortrag“ gehalten (lieber Gott, woher? das ist ein Unfug vieler Vereine, der zum Schwindel, zum Wortemachen führt), sondern eine Frage zur Beantwortung und Erörterung vorgelegt, auch etwa ein Gedicht vorgetragen und beurtheilt. Unser Haupt war Erhardt, jetzt königlich baierischer Ministerialrath, nach meiner Neigung manchmal schon

zu stark mit „seniorenhaften“ Anwandelungen die Herrschaft führend: manchen Strafsechser hat er mir abgezwackt — übrigens mit Recht! — weil ich nicht immer rechtzeitig die auferlegte Zahl von Liedern im Liederbuch eingeschrieben hatte: wir hatten nicht Geld genug, uns Commersbücher zu kaufen, und schrieben uns selbst eine Auswahl zusammen: hatte ich 5—6 Stunden Vorlesungen nachgeschrieben und daheim noch etwa acht Stunden Auszüge aus philosophischen, geschichtlichen, juristischen Quellen, dazu Gedichte und Tagebuch, dann schmerzten mich die Finger und oft bin ich über dem Einschreiben in die Liederbücher nach Mitternacht müden Hauptes eingeschlafen.

Andere Einheriar waren Engert, Grasberger (jetzt Professor der alten Sprachen zu Würzburg), Krembs, gestorben als Leibarzt des Königs der Belgier, Savoir, k. baierischer Notar, Anderl, k. baierischer Oberstabsarzt, Herrschmann, früh gestorben als baierischer Assessor; als Gäste erschienen häufig Cle-

mens Piloty (I, S. 102, oben S. 47, über beide unten mehr), auch wohl Adolf Kohn, ein reich begabter Jude, ein hervorragender Clavierspieler: er endete früh durch Selbstmord in beklagenswerther krankhafter Uebererregung.

Unsere Mittel waren knapp: ich hatte monatlich 4 baierische Gulden Taschengeld, von denen ich gewissenhaft je 2 auf Mehrung meiner kleinen Bücherei verwandte (noch besitze ich das kleine Bücherschränklein, das ich mit zwölf Jahren zu Weihnachten geschenkt erhielt, und noch heute stehen meine Lieblingsdichter auf den drei Brettlein): — so blieben zum „Leben“ [d. h. Bier und Obst] nur 2 Gulden = für 30 Abende 40 halbe Bier: denn damals kostete die Halbe nur 3 Kreuzer. So konnten wir auch nur sehr bescheidne Walhall-Säle miethen: meist sind diese kleinen Brauereien und Gartenwirthschaften seither eingegangen: im „Lamm“ in der Sendlingergasse, im Maigarten in Lehel, unsere stolzeste Halle bot — kurze Zeit — der Neusigelgarten. Damals in jener

Gesellschaft habe ich auch das Cigarrenrauchen gelernt: — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe“, um nämlich den Qualm des höchst billigen Krauts, das die Andern rauchten, leichter zu ertragen. Außerhalb dieses Nothstandes habe ich nie geraucht. Das ist für mein Gewissen sehr gut. Denn bei jeder überflüssigen Flasche Wein berufe ich mich auf die große Ersparniß durch 40jähriges Nichtrauchen. Ich rauche nicht mehr, aber ich glühe noch immer, wie ein alter Vulcan, der nicht „a. D.“ werden will.

Dankbar gedenke ich der höchst einfachen, von jedem Unmaß, von jedem Zwang, von jeder Rohheit freien, fröhlichen Genossenschaft in Walhall, die auch geistig vielfach förderte, zumal da unsere Naturforscher und Mediciner uns Geschichts-, Sprach- und Rechtshörern manche Belehrung und Anregung aus jenen Gebieten brachten: — wie wir umgekehrt ihnen aus den Geisteswissenschaften.

Ich muß sagen: „Walhall“ war das Muster für jede Studentenverbindung: wir besoffen uns nicht,

trugen fast nie entstellende Schmisse davon, warfen keine Laternen ein, prügelten weder Nachtwächter noch „Handlungs"-jünglinge, waren doch froh, frisch und frei und zählten zu den allerbesten (eben in meinem Sinn) d. h. allerfleißigsten und erfolgreichsten Studenten. Wir erklärten „das Schwänzen", — nicht das Besuchen — der Vorlesungen für „gemein", ebenso das Schuldenmachen, keiner von uns ist je durch eine Prüfung gefallen, die Meisten von uns haben alle Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, wir haben uns Alle so bald als es nur überhaupt möglich war — ohne hohe Gönnerschaften! — wirthschaftlich selbständig gestellt, unseren Aeltern nicht mehr zur Last zu fallen, und aus uns allen sind tüchtige Aerzte, Juristen, Professoren und daneben recht gebildete Menschen geworden. Dieser Erfolg „elender Obscuranten" ist für unser Volk und für uns werthvoller als der gar vieler Commers-Größen.

Außer mit den Walhallgenossen verkehrte ich noch etwa mit deren gelegentlichen Gästen, den Schul-

kameraden Wilhelm Hacke, Franz Freiherr von Godin, Julius Freiherr von Freyberg: mit den letzten beiden sollte mich später innige Freundschaft verknüpfen, welche, schön und treu, vorgehalten hat bis heute und nun die noch übrigen par Jahre wahrlich nicht wanken wird: davon später: nach meiner Rückkehr von Berlin. —

Aus ganz entlegenen Kreisen aber trat damals an mich heran ein anderer Genosse, der mir erst in diesem Jahre (1890) noch den schönsten Beweis freundschaftlichen Vertrauens gegeben hat. Schon im ersten Halbjahre an der Hochschule fiel mir auf ein sehr junger, — er war genau so jung wie ich — vornehm und fein, aber sehr fremdländisch aussehender Bankgenosse, der anfangs nur in Begleitung eines älteren Herrn — offenbar des Hofmeisters — erschien. Der zarte, schlanke, blasse Jüngling zog mich an: die Bankgenossen tauschten zuerst freundliche Blicke, dann mit höflichen Worten Dinte und Fließblatt, zuletzt ihre Namen aus. Da erfuhr ich denn, daß der anziehende

Fremdling ein junger Fürst aus Rumänien sei, Demetrius, aus dem mit der Geschichte jener Donaulande so tief verwachsenen Hause der Sturdza. Bald ward ich auch bekannt mit dem eigentlichen Erzieher, dem Dr. Moritz Mezger, Sohn des bekannten Rectors des Sanct Anna-Gymnasiums, der, etwa acht Jahre älter als wir, die Studien des jungen Sturdza in Deutschland leiten sollte: jener ältere Herr war Rumäne und überwiegend zum Lehrer für die jüngeren Brüder von Demetrius bestimmt; denn die verwittwete Fürstin hatte den Erstgebornen mit all' ihren Kindern nach München auf die Universität begleitet: einmal bekam ich die Dame auch zu sehen: wie eine Königin sah sie aus in ihrem feierlichen Trauergewand, dem schwarzen Spitzenschleier, der schwarzen Atlasschleppe, wie sie auf einem erhöhten, throngleichen Sitze ruhte, ihre Kinder zu ihren Füßen um sie her geschmiegt: sie machte mir einen ganz großartigen Eindruck, wie eine Königswittwe aus einem phantastischen byronischen Reich des Orients.

Und daß ich mich nicht sofort in eine der Schwestern verliebte, deren gelöstes schwarzes Har prachtvoll sich von dem olivenfarbenen Nacken hob, das wollen wir ganz aufrichtig weniger der heiligen Didosa zuschreiben als dem störsamen Umstand, daß ich von dem etwa vierzehnjährigen Kind im ganzen Leben nur die eine Längsseite des schmalen Antlitzes zu sehen bekam und auch diese nur etwa eine Minute im Vorüberwandeln durch den Sal in des Freundes Zimmer: und in diesem Augenblick pochte mir das Herz vor lauter Ehrfurcht vor der Mutter so heftig und stieg mir die Blutwelle so heiß zu Hirn, daß ich von der Tochter nur: „just caught a glimpse“. Aber daß diese wunderschöne und unerhört lange schwarze Augenwimpern hatte, aus denen sie mich staunend anblickte,[1]) das sah ich doch. Am Abend schrieb ich in mein Tagebuch an Didosa ein langes

[1]) Ich war nämlich damals auch nicht gerade häßlich, was ich aber, wirklich völlig überrascht, erst nach vielen, vielen Jahren durch Moritz von Schwind erfuhr!

Reu- und Bußgedicht über jenen meinen „treulosen Blick". Wahrlich, gab es jemals „an dalketen Buabn" (s. unten), so war ich es.

Nun also: wir drei, wir beiden Siebzehnjährigen und Dr. Mezger, der Fünfundzwanzigjährige, wurden gar gute Freunde. Hübsch war es, wie bald wir Jüngeren wider den älteren, bald wir beiden Deutschen gegen den Sprossen der Welteroberer zusammenhielten. Mezger war uns selbstverständlich an Reife weit überlegen und in die kühnen Luftschiffe unserer überspannten idealistischen Schwärmereien wurden von ihm mit manch wohlberechtigtem Witzgeschoß scharfe Löcher gebohrt. Aber andererseits hielten der Schwabe vom Lech und der Baier von der Isar dem Sohne der Caesaren vor, daß, wenn auch die Rumänen von den Legionen und Colonisten Trajans abstammten, — väterlicherseits! — einstweilen so viele unberechenbare Völker über jene Donaulande hingebraust seien, daß das Blut von Latium erheblich barbarisirt worden: und wenn

der junge „Daken-Häuptlingssohn" (was ihn empfindlich ärgerte, da „sturdza" auf lateinisch sturnus, der Star, oder turdus, die Drossel, zurückgehen sollte) uns vorschwärmte, sein Ziel sei die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Bukarest, so meinten wir boshaft, die Trennung des Berufes des göttlichen Sauhirten von dem des Schullehrers und die Verbreitung der Schreibekunst unter den Enkeln des Romulus müsse ihm näher anliegen!

Wir stritten über Prantl, Gott und das Weltgesetz, die rumänischen Schweine,[1] den dialektischen Prozeß, die Bestialität der Türken, Nägelsbachs homerische Theologie, die Branntweingenußfähigkeit der Russen und wieder über das Weltgesetz ohne merklichen Uebergang und über all diese zum Theil doch unklaren Dinge mit gleicher Sicherheit des Urtheils. Dabei fochten wir Jungen ausgezeichnet mit dem Degen

---

[1]) Die man nicht unterschätzen sollte. (Anmerkung des Setzers 1891.)

à la française und schmierten den älteren und stärkeren, aber viel ungelenkeren Moritz mit seiner steifen deutschen (Erlanger) Auslage tüchtig aus: Demetrius war mir fast überlegen durch die romanische Gelenkigkeit seiner fein-knöcheligen Hand.

Ebenso gut wie wir beide fochten, ebenso schlecht, aber ebenso eifrig spielten wir alle drei Schach. Das „königliche Spiel“ hatte ich während meiner langen Bettlägerigkeit (I, S. 185) von einem Hausfreund, Michel Sagné, erlernt; noch heute besitze ich — nach bald 50 Jahren — die Schachtel — von den unbelebten die älteste, die ich kenne — und die altmodischen Schachfiguren, welche ich damals geschenkt bekam. Und ich habe so viel Zeit im Leben mit der Schachstümperei verloren, daß ich wohl ein par Worte darüber sagen muß. Es ist das einzige Spiel, das ich mit Leidenschaft betrieb: im Kartenspiel hab' ich es nur bis zum schwarzen Peter gebracht (diesen beherrsche ich aber „mit und ohne Mogeln“). Ich habe offenbar für das Schach eine gewisse Begabung: — Verdy meinte, sie hänge mit meinem

„strategischen Genius“ zusammen! — allein der Mangel an Uebung hat mich darin doch nur bis zu einem gewissen furor Teutonicus des Angriffs gelangen lassen; ein par Jahre (1859—62) war ich unwürdiges Glied des Schachclubs in München: davon später. In der Schachtel von 1842 steht noch, mit Bleistift eingeschrieben, von der Hand meines lieben Julius Greiß: „heute, den 27. April 1848, wurde Felix matt;“ daß er der Matador war, verschwieg er: so war mein sanfter Julius. —

Nach vielem Streiten mit Philosophie, Schachfiguren und Degen löste sich der schöne Dreibund: die Sturdza's kehrten nach Rumänien, Mezger nach Augsburg zurück, ich ging nach Berlin. Mezger, ein trefflicher, tapfrer deutscher Gelehrter, starb sehr früh: als Gymnasiallehrer zu Augsburg. Von meinem lieben dakischen Häuptling hörte ich fast drei Jahrzehnte nichts. Da 1883 — eines sehr heißen Julitages in Königsberg und, lieber Gott, du weist es, wie heiß es in Königsberg sein kann, wenn es nicht sehr kalt ist! — erhielt

ich einen ganz prächtigen Brief meines Demetrius, der einstweilen, wie ich wohl wußte, in seinem Vaterland eine geradezu geschichtliche, bahnbrechende Stellung gewonnen hatte. Der schmächtige, zarte Jüngling hatte durch eine Wagethat kühnsten Muthes — die Erschießung als Hochverräther im Fall des Mißlingens war ihm gewiß — den Fürsten Cusa zur „freiwilligen Abdankung gezwungen“: er — allein — hatte ihn Nachts in seinem Palast aufgesucht und ihn bewogen, in den bereits vorgefahrenen Abdankungswagen zu steigen: er war dann Ministerpräsident, auch Minister des Auswärtigen seines geliebten Rumäniens geworden und hatte dem tüchtigen Hohenzoller als Haupt des jungen States in Krieg und Frieden die wesentlichsten Dienste geleistet: ja, sogar Präsident jener von uns weiland bekrittelten Akademie war er geworden, hatte uns also glänzend durch die That widerlegt. Nun schrieb er an mich einen warmen, einen herrlichen Brief, der mich aufforderte — als Lehrer des Statsrechts und weiland [zu Würzburg]

eifrigen Vertreter des Völkerrechts ein Gutachten über die Frage der Donauschifffahrt abzugeben. Aber Eile thue Noth! In nicht ganz fünf Wochen trete zu Wien die Conferenz zur Berathung der streitigen Fragen zusammen und dieser sollte mein Gutachten gedruckt vorgelegt werden. Uff! Das war viel verlangt bei 26 Grad Réaumur im Schatten, 17 Stunden wöchentlich Vorlesungen und Seminar, der Correctur des III. Bandes der Urgeschichte, der Vollendung des II. Bandes der deutschen Geschichte, der Fülle von Prüfungen und Sitzungen im letzten Monat des Sommerhalbjahres und der hochgradigen „Semestermüdigkeit", welche der Juli auch bei vernünftigerem Réaumur mit sich zu bringen pflegt. Dazu kam nun noch die doch auch zu erwägende Kleinigkeit, daß ich am Tage des Empfangs des Briefes von dem Recht der Donauschifffahrt nicht viel mehr wußte, als daß die Donau im Schwarzwald entspringt, daß vor geraumer Zeit Nibelungen darüber gefahren waren, daß sie bei Wien schön blau sein soll (was natürlich

nicht wahr ist) und daß sie sich zuletzt in unbequemer Vielköpfigkeit in das schwarze Meer begiebt (welches aber nicht schwarz ist, wenigstens nicht ganz so schwarz, wie wir es beim Kartenzeichnen mit Dinte herstellten). Allerdings erinnerte ich mich auch noch des ältesten Stückes von Schifffahrtsrecht auf der Donau: wie nämlich Herr Hagen von Tronje den Fergen abgelohnt: allein das Nibelungenlied wollte ich den russischen Statsmännern der Conferenz nicht verrathen, die bis dahin schwerlich davon gehört hatten, aber sich wohl gern auf dieses ihrer Stromschifffahrtsstatskunst so artverwandte Beispiel würden berufen haben.

Ach, wie gern hätte ich Nein gesagt! Aber es ist einer meiner allerschlimmsten — wenigstens für mich, in niederem Maße für Andere schlimmen! — Fehler, daß ich den Menschen, wenn sie mich am Gemüthe packen, so schwer nein sagen kann. Und wie lieb war mir der Jugendgenoß! Und wie drang er mir ins Herz, der Brief, der die Münchener Zeit, ihre ganze „Idealität“ so lebendig herauf beschwor. Der

Minister von 1883 verlangte, daß ich es sühne, so manches spöttische Wort des Zweifels an dem „dako-römischen“ Volk, nachdem dies Volk, von einem Hohenzoller geführt, so tapfer gefochten, zu Hilfe gerufen von den Russen („venez au secours! les Turcs nous écrasent“), von denselben, welche früher allein mit der ganzen Welt fertig zu werden geprahlt.

Und endlich rief der Fürst den einfachen Bürger auf zur Ritterpflicht, zum Kampfe: — für Carmen Sylva, die schöne Märchenkönigin.

Ich telegraphirte also nach Bukarest: „Ja! wenn ich für Euch entscheiden kann“, schob „Urgeschichte“, „Deutsche Geschichte“, auch die Berichtigung vom „Kurier nach Paris“, von den „Gedichten“ II (3. Auflage) und den Bausteinen IV, 1 und 2 mit dem Ellenbogen vom Schreibtisch herab und stürzte mich in die zahlreichen Schriften und dicken Acten über die Donaufrage, welche mir der Eifrige gleich mitgesandt. „Hu weh, mir wird des Tages bang!“ seufzte ich mit dem Mönch von Bant an manchem Julimorgen, wenn schon um sechs Uhr die

Sonne heiß über die Phönixloge her auf mein Stehpult brannte im Hintertragheim Nr. 47. Nachdem ich mich von dem unbezweifelbaren Recht Rumäniens — nach gründlicher Prüfung! — erst einmal überzeugt hatte, ging nun das Niederschreiben des Gutachtens mit fliegender Feder dahin. Bogen um Bogen warf ich — noch naß — zur Erde: ich nahm mir nicht Muße, sie erst zu trocknen: — ich las einmal in einem Roman von Boz — weiß nicht mehr, in welchem — ähnliche Geschwindschreiberei eines Advocaten. Die befreundeten Herren Breitkopf und Härtel, willig und rasch wie immer, wo's Noth thut, übernahmen — Alles durch Drath und Blitz — den Verlag und druckten fast so rasch wie ich schrieb: — ich corrigirte in jedem denkbaren Zustand und Verhalten: zumal in der Droschke vom Tragheim über das recht holperige Pflaster der Kneiphöf'schen Langgasse dahin an die Bahn, auf der Fahrt nach Berlin, im Kaiserhof, auf der Fahrt nach Düsseldorf, in dem (trefflichen) Breidenbacher Gasthof daselbst, auf der Fahrt nach

Scheveningen, im Oranjehof dorten, im Auf- und Niederwandeln längs dem Strand, auf dem Weg in das herrliche Bad, in dem Badekarren: und meine liebe Frau behauptet, hätte es in der Nordsee der Wellenschlag und die darin übliche Tracht verstattet, sogar in der Nordsee würde ich corrigirt haben. Dank diesem Eifer wurde nun also die „Lanze für Rumänien"[1]) rechtzeitig geschäftet, genagelt und mit dem Speerort (ja, ja liebe Leserin, es ist richtig so!) zugespitzt, so daß sie Freund Sturdza auf der Zusammenkunft zu Wien wider die Russen fällen konnte.

Er schrieb mir sehr dankbar und gerührt. Das aber hatte er mir — bei aller Rührung —! als echter Diplomat verschwiegen, daß er gleichzeitig auch die Amtsgenossen von Holtzendorff und Geffcken (es war lange vor 1888!) um Gutachten angegangen hatte: Keiner von uns dreien wußte von der Arbeit des Andern und da wog es denn nun freilich schwer, daß sich Rumänien

[1]) Leipzig, Breitkopf und Härtel 1883, jetzt abgedruckt in den Bausteinen V, 1. Berlin 1884.

auf drei unabhängig von einander für sein Recht abgegebne Gutachten berufen konnte. Hätt' ich aber von der gleichzeitigen Anrufung zweier anderer Kämpen gewußt: — wahrscheinlich hätte ich mir das Schreiben und Corrigiren mittelst Blitz, Draht und Eilzug erspart. Rührend schön war es und reicher Lohn für mich, daß die Königin Elisabeth, als sie von meinem günstigen Gutachten vernahm, zu König Karl äußerte: „Siehst du! Der Dahn sagt es auch. Also haben wir doch ganz gewiß Recht." Wer immer so viel freundlich zuversichtliches Vertrauen auf den Dahn und seine Rechtsweisheit haben könnte!

Nun vergingen wieder Jahre, ohne daß wir von einander hörten.

Ich hatte schon ein par Halbjahre hier in Breslau (seit 1. IV. 1888) gelesen, als zu Anfang vorigen Winters ein junger Student gemeldet wurde: auf dessen Karte stand: „Alexander Sturdza." Heiß schoß es mir zu Herzen und mit der Ahnungsgabe, die mir manchmal (aber sonst leider meist für Unheil) eignet, sagte ich mir

mit Blitzgeschwindigkeit: „das ist der Sohn Deines Demetrius, er kommt, bei dir zu studiren.“ Und so war es. Der liebe, feine, zierliche, aber gar nicht gezierte Mensch trat ein und gewann sofort mein ganzes Herz.

In der Erziehung dieses Knaben hatte Sturdza den stärksten, wahrlich tief ernsten Beweis seiner Begeisterung für deutsche Art und deutsche Bildung geführt, einer Gesinnung und Denkweise, welche ihn von jeher — zum Glück für ihn und sein Land — die Wohlfahrt Rumäniens im engsten Anschluß an das deutsche Fürstenhaus da unten und an den Dreibund erblicken ließ, so lang er Minister war, und noch heute erblicken läßt, da er — auch in anderer Stellung — noch Einfluß genug üben kann.

Die übrigen Bojaren — den Fürstentitel hatte Sturdza durch ein von ihm selbst eingebrachtes Gesetz für seine und die gleichstehenden Familien beseitigt — lassen ihre hoffnungsvollen „Prinzen“ meistens in Paris erziehen, von wannen sie sehr oft zurückzukehren pflegen mit Kenntnissen von Dingen, die

ihnen besser lebenslänglich verborgen geblieben wären, zerrüttet an Leib und Seele, zugleich abgestumpft und gierig, nicht mehr fähig, die oft recht schönen Geistesanlagen gesund zu entwickeln: so werden sie als Männer öfter Verderber als Emporheber ihres Volkes.

Mein Demetrius aber und dessen edle Gattin, eine geborene Kantakucenos, deren feines, vergeistigtes Antlitz ich leider nur aus dem Bilde kenne, rangen ihren Herzen den schweren Entschluß ab, das einzige Kind, den durchaus nicht sehr kräftigen Knaben, auf neun Jahre mit kurzen Unterbrechungen aus dem Haus, aus dem Lande, weit in die ferne Fremde zu geben, auf daß er an einem tüchtigen deutschen Gymnasium (— der alten, idealistischen, auf Griechisch und Latein gegründeten und dreihundert Jahre hindurch ruhmvoll bewährten Art —) mitten im Herzen Deutschlands deutsche (nicht „griechisch-römische"!) Bildung des Geistes und des Herzens sich aneigne: eine schöne, opferschwere That. Das Opfer wurde vergolten: der junge Alexander machte in Jena unter

dem ausgezeichneten Gymnasialrector Richter seine Sachen so vortrefflich, daß er nicht nur mit einem glänzenden Zeugniß der Reife, sondern mit wirklich gereiftem Denken, Urtheilen, Empfinden endlich nach Hause kam. Der erfreute Vater ließ ihm, nachdem er auch noch in dem rumänischen Heere gedient und den Lieutenantsgrad gewonnen hatte, freie Wahl für ein Jahr, wohin in Europa er reisend und sich vergnügend gehen wolle. „Ich will mir's überlegen," erwiderte der junge Alexander. Und am andern Morgen hatte er sich's überlegt, trat vor seinen Vater und sprach: „Also ich darf auf ein Jahr hingehen, wohin ich will?"

„Jawohl, mein lieber Sohn!"

„Dann will ich zu Deinem Felix Dahn nach Breslau gehen, und ein Jahr bei ihm studiren."

Es mußte doch wohl in diesen Jahren, wann der Gymnasist nach Hause kam, manchmal in guten Worten von mir geredet worden sein und von der schönen Münchener Jugendzeit!

Mich rührte und freute nun diese schlicht vorgebrachte Geschichte gar innig: wir sind gar gute Freunde geworden, jung Alexander und ich: musterhaft fleißig und eifrig hat er bei mir Rechtsgeschichte gehört und studirt in dem Seminar und die Germania des Tacitus gar tapfer ausgelegt: auch manchen guten Trunk Münchener Bieres oder Rametzer Weines haben wir getheilt; und als ich gerade vor einem Jahr (Weihnachten 1889) vier Wochen lang zu Bette lag und nicht sprechen durfte, da hat der liebe Mensch alle Jugendvergnügen geopfert und Abend um Abend stundenlang mit mir Schach gespielt: — mit denselben Figuren, die vor fast vierzig Jahren sein Vater in seinem Alter gegen mich zu Felde geführt. Nun ist der wackere Gardepionier in Berlin, um auch preußischer Offizier zu werden und dann als rumänischer Genieoffizier die Wacht an der Donau zu beziehen: der steht fest, wenn's da unten doch einmal loskracht.

Seinen Vater habe ich seit 1851 nicht wieder

gesehen: aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, ihm nochmal in die dunkeln Römeraugen zu schauen, zumal ja auch die Märchenkönigin in huldvollster Weise mir und meiner Frau die Pforten ihres Zauberschlosses Pelesch schon lange mit wirthlicher Einladung gütig aufgethan.

V.

In der Dichtung machte sich damals (1850—52) die Erweiterung des Gesichtskreises, die Aufnahme zahlreicher neuer Stoffe fühlbar: die Forschungen in der Geschichte, zumal in den deutschen, englischen und nordgermanischen Quellen, vermehrten die Anregungen zu Balladen; die philosophischen verstärkten die ohnehin bedeutende Neigung zur lehrhaften, zur Spruchpoesie, welche durch eifrige Versenkung in Rückert gefördert wurde: jene als Preisbuch erhaltene Sammlung (I, S. 178), dann die „Weisheit des Brahmanen“ ward wieder und wieder nicht nur genossen, ward ernst durchgearbeitet, zumal um der Form willen: Rückert und Platen wurden meine Lehrmeister in der Form, lange bevor Geibel auftauchte und in meinen Gesichtskreis trat. Ich staune selbst manchmal über die Reinheit und

Strenge der Form in den Gedichten aus jener Zeit: unreine Reime sind mir seit jener Zeit nicht nur störend: sie sind mir lächerlich. In der That: bei Schiller und Goethe sind wir geschichtlich an sie gewöhnt: nachdem aber durch Rückert, Platen und Geibel unser Ohr wieder erzogen ist, ähnlich wie in der mittelhochdeutschen Dichtung fein zu scheiden, ist der Falschreim bei Neueren ganz unleidlich. Es ist traurig, daß nicht nur eine jüngere Richtung, auch mancher Dichter besserer Vergangenheit hierin hinter Platen zurückgefallen ist: als mein theuerer Freund Karl Stieler, durch schlimme Beispiele verführt, ähnlich sündigte, genügte meine Frage, ob er denn nun bei Herrn Zwückauer in die Schule gehe? ihn zurück zu bekehren. Ich muß einfach lachen, wenn einer seine „Lübe" auf „trübe" reimt. Warum „räumt" er sie dann nicht auch, wenn er „verfweufelt, einen neuen Reum zu fünden?"

Uebrigens wirkte das planmäßige Durcharbeiten aller Literaturen auch schädlich: unwillkürlich gerieth

ich, statt der angebornen Eigenart zu pflegen, in eine anempfindende auswählerische Nachahmerei: es machte mir Spaß, ähnlich dem Spottvogel, der ja auch nicht spotten will, in allen möglichen Tönen zu dichten: pindarisch, vergilisch, horazisch, — das mittelalterliche Latein taucht damals noch nicht auf, — homerisch, indisch, persisch, arabisch, dann im Stile von Petrarca, von Ariost, von Cervantes, Corneille, Racine, von Béranger, zumal aber die Engländer, von Chaucer bis Burns und Tennyson, in Volks- und Kunstdichtung ahmte ich nach. Der „Parnasso italiano", dann die französische Sammlung von Wolff, ganz besonders aber Percy's Relics und die vortreffliche Zusammenstellung von Elze wurden von Einfluß: Felicia Hemans, Sir Walter Scott in the lady of the lake, aber auch Tegnér in der Frithjofssage lernte ich genau nachbilden: all' das geschah (abgesehen von den Orientalen) in den Ursprachen der Dichter, dann erst auch in deutscher Nachdichtung.

In jener Zeit begann nun auch der in der Folge — nach der Rückkehr von Berlin — noch bedeutend gesteigerte Einfluß der Münchener Hofbühne (vgl. I, S. 245). Nicht so, daß ich mich selbst an das Drama gewagt hätte: davon hielt mich wohl am meisten ab das furchtbare Blutgericht, das ich meinen lieben Vater all' diese Jahre hindurch als Regisseur, als Glied des Leseausschusses über die zahllosen der „Intendanz" (auch ein gar wunderholdes Fremdwort für Bühnenleitung) Woche für Woche eingereichten Stücke halten sah. Mein Vater war gewiß nicht hart oder zu anspruchsvoll oder blasirt: im Gegentheil: er freute sich so gern über Alles, was irgend erfreuen konnte im Gebiet der Dichtung (eine Milde im Urtheil, das noch stark, bis zur Schwäche, gesteigert, sich auf mich vererbt hat): er that gewiß keinem zu weh! Las ich aber nun fast jeden Tag, jedesfalls am Schlusse jeder Woche in dem von ihm über diese seine Thätigkeit sorgfältig geführten Tagebuch: „zur Aufführung völlig ungeeignet" oder sehr oft „trotz mancher lyrischen

(epischen) Schönheit nicht zur Aufführung geeignet", „auf den Brettern ganz unmöglich", „poetisch, aber undramatisch", „episch, nicht theatralisch", „ohne jede Mache", zumal häufig aber: „nicht ohne Begabung, leider völlig bühnenwidrig", so wirkte das erziehlich mit heilsamster Abschreckung.

Wie sollte ich Siebzehnjähriger können, was so viele Reife, oft auf andern Dichtungsgebieten berühmte Kräfte nicht vermochten?

Also vor dem Drama warnte mich damals das Münchener Theater, statt mich zu demselben zu locken.

Allein nach anderer Richtung, in anderer Weise wirkte die Münchener Bühne von 1848—1862 höchst bedeutsam auf mich ein: auf meinen dichterischen Stil, auf meine ganze Weise, zu *sehen*, zu gestalten: und zwar in dem stärksten Maß nach der Richtung des Idealistischen, Rhetorischen, Feierlichen, Hoch-Pathetischen: Schiller und immer wieder Schiller begeisterte, bildete, schulte mich, wie schon den sechs-

jährigen Knaben, der in der Jungfrau „buchstabiren" gelernt hatte. (I, S. 84.)

Schon das Großartige, Weite, „Monumentale" in allen Verhältnissen des Münchener Gebäudes wirkte sehr stark hierauf: der gewaltige, damals ernst in Weiß und Gold gehaltene Zuschauerraum in seinen vielfachen Logenreihen in weitem Halbkreis, der wunderschöne Vorhang, Guido Reni's Bild, Apollo und die Horen (?) darstellend: ich verliebte mich, ähnlich wie in Didosa, in eine von diesen, die zweite von links, und schaute in den Zwischenakten wie verzückt auf das holde Antlitz.

Dann aber der prachtvolle Bühnenraum! Welche Breite, und zumal welche Tiefe! Wie großartig wirkten die Aufzüge, welche aus dem Hintergrund sich weither aufrollen, über den Vordergrund breit sich entfalten konnten! Der Krönungszug in der Jungfrau,[1]) das Hervorbrausen der Räuber aus der tiefsten

---

[1]) Und heute giebt man in München die Jungfrau auf einem absichtlich zerstückelten Raum! Was Shakespeare thun

Tiefe mit dem befreiten Roller, das Hervordringen der immer neuen Scharen von Pappenheimern, die Picolomini abholen!

Und dann: wie ward doch durch diese Raumverhältnisse ein edler, allein dem hohen Pathos der hohen Tragödie — zumal Schillers — entsprechender Abstand zwischen den Spielenden ermöglicht, ja erzwungen.

---

mußte aus Mangel an Raum, an Mitteln, an Kunst rascher Verwandlung, das thut man jetzt absichtlich: es ist gerade, als ob wir wieder Oellampen einführten, obwohl wir jetzt über elektrisches Licht verfügen. Ich lasse mir's gefallen, wenn man shakespearesche Stücke oder auch Götz von Berlichingen mit ihrem zahllosen Scenenwechsel, anstatt, wie früher geschah, durch grausame Streichung, durch eine Art shakespearischer Einrichtung aufführbar macht — obwohl wir heute durch Zwischenvorhang und treffliche Maschinen manches Störende in den Verwandlungen vermeiden könnten. Aber gut: jene Einrichtung an sich ist ein Verdienst. Allein in einem Stück wie die Jungfrau, wo alles aufs Große, Weite, auf Massenentfaltung, auf „heldenhafte" Raumverhältnisse und Bewegungen angelegt ist, sich den herrlichen gegebnen Raum selbst dritteln, das ist gar seltsame Weisheit. Wie schön wirkte früher das Auftreten der Jungfrau vor dem König und der Krönungszug, und wie kläglich jetzt. Und die Helden müssen stets Acht geben, daß sie nicht über die leidigen Stufen stolpern! Wahrlich das ist ein „Fortschritt" in die Verkehrtheit!

Wie malerisch wirkte es, wie feierlich, wie bedeutsam, wie vornehm, wenn Wallenstein und Max, Elisabeth und Maria Stuart, Tasso und Antonio, Alba und Egmont, Tell und Geßler, Don Cesar und Don Manuel, ihr Gegenspiel in so weitem, so trennendem Zwischenraum führten! Welche Bewegungen, welche wirklich tragische Größe des Ausdrucks wurden hierdurch herbei geführt, welcher Stolz, welche Erhabenheit, welch' strenge Schöne, welche Kraft!

Und vor Allem: welche Wahrheit!

Dies letztere Wort rufe ich den Herren Regisseuren, Schauspielern und Dichtern entgegen, welche bei Lesung dieser Stelle achselzuckend sagen werden: „und welche Unnatur, welche Gespreiztheit, welche Unwahrheit!“

Nein, meine Herren, sondern vielmehr gerade im Gegentheil.

Bei wirklich großen Leidenschaften und ihrem tragischen Aufeinanderkrachen — nach vorheriger Verhaltenheit — drängen sich die Leute nicht aneinander wie im Flüsterwort des „Salon“-Geplauders (oder

um es gar schön „deutsch" zu sagen, in der „Salon-Causerie der modernen Conversations-Comödie"). Habt ihr nie an Naturmenschen, an Bauern im Gebirg, Fischern am Meeresstrand das drohende Aufsteigen und das endliche Sichentladen eines Streites, nie den Groll zwischen zwei Liebenden beobachtet? Habt auch ihr selbst, ihr Bildungsmenschen, nie an euch oder an einem Fremden oder euren Feinden einmal eine wirklich große Leidenschaft des Hasses, der Eifersucht, des Grolles, der Rache, der verhaltnen und schließlich ausbrechenden Liebe erlebt? Habt ihr nicht gesehen, wie weit dann unwillkürlich zuerst der Abstand, wie groß die Bewegungen der Arme, der Hände, wie weit die Schritte, wie laut zuletzt die Rufe genommen werden? Das ist der Ausdruck von echtem Pathos, von echter tragischer Leidenschaft: nicht Coulissenreißen, aber großer Stil, den große Leidenschaft erzwingt. Euere bösen oder edeln Kommercienräthe, „Saloncoquetten" (deutsch giebt's das leider in der Sache, aber nicht im Wort), Refe-

rendarien und Schwiegermütter freilich können zischeln, Augen verdrehen, keifen in nächster Nähe: aber wenn König Philipp und Marquis Posa so nah aneinander rücken, als wolle der Eine den Andern nächstens statt um Gedankenfreiheit um Feuer für seine Cigarre bitten, so möchte ich immer dazwischen springen, sie auseinander reißen und sagen: „Sie sind ein kalter König und Sie sind ein begeisterter Edelmann: — treten Sie sich doch gefälligst nicht auf die Füße.“ Und oft und oft hab' ich auf der viel kleineren Königsberger Bühne meinen Roderich und Sindred, Dietrich und Rüdiger, König Heinrich und Herzog Arnulf in der That so auseinander gerissen und in meinen Stücken wenigstens den alten großen Münchener Stil eingeführt: — wahrlich nicht zum Schaden des Erfolges.

In München bewegten sich nun damals in jenen idealen großen Räumen in entsprechend großen Formen des Ausdrucks, in Stimme und Gebährde eine Reihe von ganz hervorragenden Künstlern, deren idealer Stil, ohnehin durch angeborne Eigenart und

durch die damalige Schule gegeben, durch jene „monumentalen“ Raumverhältnisse noch geistig gesteigert wurde: ich nenne mit den Gefühlen tiefsten Dankes, begeisterter Rührung, in treuem Gedenken die Namen abgesehen von dem unvergleichlichen Komiker Lang †, für das Trauerspiel Jost †, Christen †, Richter, Herr und Frau Straßmann, beide wenigstens durch prachtvolle Mittel ausgezeichnet, meine Mutter, meinen Vater (gestorben am 9./XII. 1889) und Marie Hausmann (welche mein Vater nach einigen Jahren heimführte).

Was diese Künstler im großen Stil in der hohen Tragödie von Schiller, Goethe, Shakespeare, Lessing, Racine, Corneille, Calderon, Grillparzer, ja auch Sophokles an vollendeter Schönheit, an schwungvollster Idealität bildeten, habe ich nie und nirgends wieder erreicht gesehen.

Von allermächtigstem, von geradezu entscheidendem Einfluß auf meine ganze dichterische Art zu sehen, zu hören, zu gestalten, nicht nur auf die Form, auf

die Empfindungs- und Denk- und Anschauungsweise sind sie gewesen.

Ach, den Meisten von ihnen kann ich meinen glühenden, begeisterten Dank nur noch in den Grabhügel nachrufen! Nicht nur auf meine Schauspiele, seit ich (mit 40 Jahren erst) solche schrieb, schon viel früher auf meine Balladen, meine kleinen Epen in Versen (Harald und Theano, Amalungen) und meine Prosa-Erzählungen und Romane haben sie in solcher Weise gewirkt.

Auch der Oper (Beethoven, Mozart, Weber, Meyerbeer, Franz Lachner, Boieldieu — Wagner tauchte erst später auf) mit den Namen Bayer, Pellegrini, Dietz (Herr und Frau), Härtinger, Hetzenecker, Kindermann, Stehle sei mit warmem Danke gedacht.

An diese tief dankbare Würdigung des Einflusses der Münchener Schaubühne mag sich knüpfen die Erwägung meines Verhältnisses zu der Musik und zu den bildenden Künsten.

In meinem Aelternhause wurde Musik nicht im

Uebermaß getrieben: meine Mutter hatte viel Gehör, spielte Clavier, fand aber sehr wenig Zeit hierzu. Auch Cither spielte sie: Herr Petzmayer, als Citherkünstler und als Vertrauter des Herzogs Max wohl bekannt, hatte sie es gelehrt. An mir entdeckte man — zu meinem Unheil! — früh ein mehr als gewöhnliches Gehör und so ward denn die Wohlthat über mich verhängt, daß ich „Clavier spielen lernen durfte!"

Es ist das einzige Lernen, das mir auf das Heftigste verhaßt nicht nur war, sondern blieb. Bittere Thränen hat es den Knaben gekostet! War es mir anfangs nur vermöge der früher (I, S. 170) beklagten allgemeinen Faulheit im höchsten Grade „zuwider", daß nun neben den verhaßten Schulstunden noch vier Lernstunden in der Woche und jeden Tag mindestens eine Uebungsstunde dem geliebten Garten entzogen werden sollten, so fand später dieser Widerstand bessere Begründung.

Es war richtig: ich hatte und habe ein „unverschämtes" Gehör, d. h. ich präge mir auch ziemlich

verwickelte Melodien gleich beim ersten Hören so scharf und so genau ein, daß ich sie sofort nachsingen oder auf dem Clavier tastend — mit Einer Hand — nachspielen kann. Diese Gabe wurde mein Verderben wie schon dem armen Gretchen seine Schönheit. Denn auf sie stützten Aeltern und Lehrer ihre Behauptung, es seien nur Faulheit und boshaftige Verstocktheit, was mich, der ich doch sonst nun (I, S. 190) vorwärts kam im Lernen, im Clavierspiel durchaus keine Fortschritte machen lasse.

Dem war aber nicht so! Denn jenes Gehör half mir nichts bei meiner völligen Unfähigkeit, mir nicht nur die verfluchten Noten — zweier Schlüssel! — auch die zahllosen anderen Haken und Striche, die Kreuze und Beeen und Auflösungszeichen nicht nur einzuprägen, — ich begriff sie wohl! — sondern mir nun die Bedeutung all dieser verflixten Klang-Runen gleichzeitig bei schnellstem Tact und 32tel Noten gegenwärtig zu erhalten! Das konnte ich nicht leisten! Das heißt: da ich hoffentlich doch auch nicht viel

dümmer bin als die Millionen, die vor, neben und nach mir diese Herculesarbeit vollbracht haben, so wird es wohl daran gehapert haben, daß ich nicht die erforderliche Zeit auf die Uebungen verwandte. Dies unterließ ich aber bei dem zweiten Versuch, der, nach Unterbrechung von mehreren Jahren, in der zweiten Gymnasialclasse an dem nun Vierzehnjährigen gemacht wurde, nicht mehr aus Faulheit und Gartenschwärmerei, sondern gerade weil ich, nunmehr ein guter und sehr eifriger, auch ehrgeiziger Schüler geworden, in der That alle verfügbare Zeit auf die Sprachen, Mathematik und Geschichte verwenden mußte, wollte ich meine Stellung in der Classe behaupten. Dazu kam, daß Herr Foeckerer, mein neuer Lehrer — die früheren Namen der Kinderpeiniger habe ich vergessen! — nichts weniger als lieblich war: das didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros galt von diesem Sohne Niederbaierns nur mit Einschränkung. Es war nicht hübsch von ihm, daß er, hatte ich fehlgegriffen („gesaut", wie er auf Vilshofenerisch

sagte), vor Jähzorn puterroth im Gesicht, meine Fingerlein in seiner Rechten zusammendrückte und mir die ersten Gelenke an den scharfen Kanten der Obertasten so grausam anpreßte, daß ich hätte weinen mögen: ich weinte aber nicht, sondern faßte statt dessen einen grimmen Haß gegen den Mann: natürlich konnte ich nun mit den bitter schmerzenden Fingern die nächsten Tacte erst recht nicht greifen. Die Clavierstunden wurden die Qual meines jungen Lebens! Zumal, als ich auch während der par Wochen Landaufenthalt in der herbstlichen Freizeit auf der Fraueninsel des Chiemsees jeden noch so strahlend schönen Morgen, oder auch bei der drückendsten Gewitterschwüle (wann draußen „auf der Hachel“ die Bürschlinge wie verrückt auf Leber anbissen, so daß man sie gar nicht rasch genug an die Angel lassen konnte!) in dem Lehrerhäusel auf einem alten Spinett [welches längst in das germanische Museum zu Nürnberg würde gehört haben, nur daß dieses damals noch nicht bestand] zwei Stunden üben mußte, — da verwünschte ich

alle Musik von der des seligen Orpheus bis auf die meine!

Ich ward ganz erbittert gegen die „secreta notarum“. Die Abneigung gegen Herrn Foeckerer und seine Handdrücklichkeiten trieb mich sogar zu einer Art pia fraus, die freilich nicht viel von Pietät an sich hatte. Mein Quälgeist (— übrigens: wahrscheinlich quälte auch ich ihn gar sehr und ich will ihm von heute an für den Rest meines Lebens verzeihen: ich hatte es bisher nicht über mich gebracht! —) wohnte in der Gruftgasse und wenn ich nun im Frühling um vier Uhr aus der Classe kam und die Genossen zerstreuten sich in lieblicher Wildheit in Garten und Feld, dann mußte ich Armer viermal die Woche nach zwei Stunden Mathematik und Xenophon (†! †! †!) oder sonst was in das enge dumpfe Zimmer, wo der verhaßte Folterkasten stand und der zornige Mann saß, mit den Zangenfingern, der nie mit mir zufrieden war. Einmal hatte ich umsonst geklingelt: — er, allein zu Hause, hatte es nicht gehört [— er

war ein wenig schwerhörig, der Gute! aber c statt cis, das hörte er durch zwei Wände!]. Seelenvergnügt sprang ich die steilen dunklen Treppen hinunter, holte die Genossen noch im Hofgarten ein und meldete daheim im guten Glauben: „Herr Foeckerer war nicht zu Hause.“

Ach! Bei dem guten Glauben sollte es nicht bleiben! Um die verhaßte Stunde von vier bis fünf herum zu kommen, war gar so süß. Ich legte es nun darauf an, daß er, der freilich zu Hause war, wie ich recht wohl wußte, mein Anklingeln nicht hören konnte: ich zog die Glocke, — so daß ich den Aeltern schwören durfte, ich habe geklingelt — aber so unendlich leise, daß nur ein Häuchlein eines Tönleins erscholl, und ward nun, wie sehr erklärlich, nicht geöffnet, so raste ich davon: „Herr Foeckerer hatte nicht geöffnet!“ Allein leider! Nur ein parmal ließ sich das Stücklein aufführen: der zornige Meister der Töne, der darüber jedesmal seinen Gulden einbüßte, merkte die Absicht, ward sehr verstimmt —

die Fingerquetschungen in der nächsten Stunde steigerten sich — und wann ich nun noch so leise um 4 Uhr die Treppe hinanschlich, — da war sie sperrangelweit geöffnet und das Anläuten überflüssig: denn der Gebietiger des Wohlklangs stand grimmig lächelnd auf der Schwelle, mich zu empfangen. Endlich aber sah ein Gott meine Noth: es ward ihm selbst zuwider, eines Tages trat er vor meinen Vater und sprach: „Herr Dahn, sparen Sie Ihr Geld: der Bub is zu dumm: er lernt's nit."

Merkwürdig! Mittelst genau derselben Zauberformel hatte auch mein erster Lehrer schon den Clavierbann gebrochen. Ich ward fortab verschont mit der Ausbildung einer Gabe, die ich weder hatte noch begehrte.

Aber, o Foeckerer, du bist gerächt! Später erwachte in mir ein sehr starkes Bedürfniß, Musik zu machen: und da der Faulpelz nichts gelernt hatte, mußte und muß er sich nun begnügen, fremde und eigene Melodien gar klagjämmerlich und jammerkläglich

mit Einem Finger, höchstens Einer Hand, auf den Tasten zusammen zu klimpern!

Nämlich oft überkamen und überkommen mich, wie wohl jeden mit Einbildungskraft erheblich begabten Menschen, ästhetische Stimmungen, Anwandlungen, welche nach künstlerischer Gestaltung drangen, aber nicht in dichterischer Form, sondern in Tönen oder in Farben, in Strichen: in solcher Anregung wär' es höchster Genuß, musikalisch phantasiren, componiren oder zeichnen, malen zu können. Beides hab' ich leider nicht gelernt: nun sitze ich an dem Clavier und mache ungefüge Versuche, zu componiren, wobei ich aber über die Grundmelodie — ein par Accorde! — nicht hinaus komme. Oder ich verschmiere einen Bogen Papier, indem ich eine Reiterschlacht oder eine mir auftauchende Helden- oder Frauengestalt, einen zerfallnen Tempel, ein Palatium, eine schwermüthige Heidelandschaft hinwerfen will: mit meiner Zeichnerei muß es ähnlich stehen wie mit meiner Musik d. h. ich kann nichts: aber Meister

Moritz von Schwind, der einmal zufällig zu meiner äußersten Bestürzung einige solche Blätter in einem Buche fand, das ich ihm geliehen, sagte, mit seiner genialen „Gröben“: „Sacrament, Sie san ja a famoser verdorbener Maler, der no gar net angfange hat.“ Von meinen Melodien sagen mir Musiker dasselbe: „ja, ja, das wäre schon was, — wenn's was wäre.“ Uebrigens hat Freiherr Robert von Hornstein ein par Grundmotive von mir in seinen Compositionen meiner Balladen verwerthet (z. B. das Kreuzfahrerlied: „im Rebengrünen Neckarthal“).[1] Wenn ich nämlich daran gehe Verse zu schreiben, die nur irgend sangbar sind (also z. B. nicht fünffüßige Jamben lehrhaften Inhalts), so „ergreift mich, ich weiß nicht wie“ — zwar nicht grade „himmlisches Behagen“, aber das Bedürfniß, bei dem Versemachen zu singen, und so wird denn gesungen in höchst eigenköpfig gefundnen Weisen, bald wilden, bald leisen (aber meistens wilden!),

---

[1]) Gedichte II. 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 194.

je nach dem Gegenstand und nach dem Steigen oder Sinken der Empfindung, bis das Ganze fertig ist. Ich weiß gar nicht, daß ich dabei „singe“ (was auch eine arge Beschönigung sein mag): aber meine liebe Frau sagt dann wohl: „Du hast gedichtet! leugne nicht! Es hat der Kronleuchter im dritten Zimmer davon geklirrt.“

Allein im Ernst: es ist oft ein schmerzend Gefühl, eine künstlerische Empfindung, welche ihrer Art nach Ton oder Bild verlangt, nur durch das Wort und also nothwendig nicht voll angemessen wiedergeben zu können: z. B. die Gothenschlacht am Vesuv, der Abzug der letzten Gothen im „Kampf um Rom“ müßte in einem großen Carton gezeichnet, der Wettgesang von Brinnobrand und Sido in den „Batavern“ müßte gesungen werden: — der dichterische Ausdruck ist hier dem Gegenstand nicht gewachsen.

So hab' ich denn selbstverständlich ein tiefes Bedürfniß nach Musik, das, nachdem ich nicht mehr gezwungen ward, Musik von mir zu geben, eifrig nach den holden Tönen suchte.

Zuerst waren es die Studenten- und Volkslieder, die mich entzückten —: freilich mit starker Betheiligung des Inhalts an dieser Wirkung: wir sangen sie recht und schlecht in „Walhall" (s. oben S. 109) und Freund Piloty war unerschöpflich, mir neue vorzusingen und alsbald zu Berlin in seinem Kämmerlein auch vorzuspielen. Dann aber erhielt ich vortreffliche Schulung des Ohres und der Seele für classische Instrumentalmusik. Mein Oheim Dr. Georg Wendling — er hatte eine Schwester meines Vaters, die „Tante Emma" geheirathet, — früher Militärarzt, ward später königlicher Schloßverwalter zu Nymphenburg. Diesem hoch und manchfaltig begabten, ganz eigenartigen Mann verdanke ich gar Vieles, Großes, Schönes: er nahm mich mit in seine Aufhütte bei Forstenried, er lehrte mich Forellen und Asch mit der Fliege fangen, er übte aber auch eine höchst wohlthätige realistisch-naturalistische Gegenströmung wider meine übersentimentale Fleischesabtödtung mit seinem gesunden Humor: er lud mich ein für alle Mal in sein gastlich

Haus und in den unvergleichlich schönen Schloßgarten, in welchem ich denn gar manche Stunde verträumt habe. Onkel Georg nun war hervorragend musikalisch begabt und vollendet musikalisch durchgebildet: ein naher Freund der beiden Lachner — Franz und Vincenz — hat er für letzteren einen Operntext „Lorelei" geschrieben, auch an der Composition mit gearbeitet: die Oper ward in München und in Karlsruhe mit Erfolg gegeben: für Franz Lachner aber, den prachtvollen, unvergeßlichen Generalmusikdirector der Münchener Oper und Hofmusik, hat er auf dessen Wunsch eine Umarbeitung des Textes von Don Juan (der in der That bisher unglaubliche Unsinnigkeiten enthielt!) geliefert (bei der ich auch ein wenig mit helfen durfte), die dann lange in München zu Grunde gelegt ward. Dieser liebe Oheim (den ich allerdings im Verdacht hatte der Anstiftung zu dem zweiten Versuch, mich gegen meinen und Apollo's Willen Clavier zu lehren) weihte mich nun auf das Einsichtsvollste in die classische Musik ein, nicht durch

Reden, sondern indem er mich einlud, den ausgezeichneten Streichquartetten zuzuhören, die er mit den besten Hofmusikern Münchens — ich nenne Menter und Kahl — eingerichtet hatte: da ward ich denn in Bach und Gluck, in Haydn und Mozart und Beethoven[1]) (und Lachner'sche herrliche Suiten!) gründlich eingeführt: waren die Fremden fort, spielte mir der Gute die Stellen, die mir aufgefallen, noch mal, oder erklärte mir, was ich nicht verstanden (was anfangs ziemlich viel war, aber allmälig immer weniger ward). Auch Mendelssohn kam etwa noch daran: aber noch nicht Schumann, Liszt, Chopin und in Bezug auf Wagner machte der gute Oheim so ziemlich die gleiche Entwickelung durch wie die ganze Welt: von kopfschüttelnder Ablehnung zur Bewunderung von Tannhäuser und Lohengrin: — den wunderbaren Nibelungenring hat er nicht mehr erlebt. Aber außer seinen Streichquartetten besuchte ich nun auf

---

[1]) Vergl. „Beethoven-Stimmung", Gedichte II. S. 364.

sein Andringen — der Gute gab mir stets das Geld dazu — die herrlichen Odeonsconcerte, welche Franz Lachner leitete, — wirklich wie Moltke die Feldschlacht.[1]) Dazu trat die ebenfalls von Lachner unübertrefflich geführte Münchener Oper: wie herrlich waren doch die Aufführungen seiner „Catharina Cornaro“ durch Bayer, Pellegrini, Härtinger, Dietz, die Hetzenecker (oben S. 145)! Das ging wohl vierzehn Jahre so fort, 1848—1862, und so hab' ich denn sehr viel classische Musik, classisch aufgeführt, gehört (in Berlin besuchte ich fleißig die Concerte des Stern'schen Vereins): dadurch bin ich wie für das Schauspiel durch die Münchener Hofbühne ein wenig stark verwöhnt worden und nicht leicht später in Würzburg, Königsberg, Breslau in Oper und Concert zu bringen gewesen. Könnte ich die Concertstücke zu Hause hören, — sehr gern. Aber nicht in einem überheizten Sal unter vielen Hunderten von Gaffern und Gafferinnen!

---

[1]) Vergl. Gedichte II. S. 379: „an Franz Lachner.“

Ferner: $1^1/_2$ Stunden Instrumentalmusik kann ich mit Genuß und Merksamkeit folgen: aber was darüber ist, das ist — für mich — vom Uebel. Ganze Heuwagenladungen von Noten von $8 - 10^1/_2$ Uhr kann ich nicht in mich aufnehmen, und da ich dabei leider nicht einschlafen kann, theils aus Anstand, theils wegen der Pauke, so gerathe ich in einen Zustand, der, aus Schlaftrunkenheit, Menschenhaß und Ueberreizung zusammengesetzt, höchst unästhetisch ist. Da bleibe ich lieber an meinem Schreibtisch und lasse mir bei Tage von meinen sechzehn deutschen Singvögeln was zusammen „concertiren“ und am Abend von meiner lieben Frau Harfe vorspielen: alle siebzehn hören auf, sobald ich es wünsche, Therese sogar, ohne daß ich sie „verhänge“. Von dieser Harfe wundersamem Klingen werden wir in der Folge noch Etliches vernehmen.

Später sind dann gar viele Sachen von mir in Musik gesetzt worden: von Maxl Zenger (I, S. 31) manche der schlichten Weisen, von Robert von Hornstein (oben S. 154) Balladen, ebenso von Ritter (der

dann auch aus dem „faulen Hanns“ (1862, Gedichte II, S. 533) eine ganz vortreffliche Oper gemacht hat, für Heinrich Hofmann schuf ich meinen „Armin“, für Professor Lorenz in Stettin arbeitete ich „Harald und Theano“ zu einem Opernbuch um: davon und von andern Operntexten später; Rheinberger, Seidel (†) in München, Sommer in Berlin, und gar viele Andere haben Gedichte von mir in Musik gesetzt.

Davon und von meiner Stellung zu Richard Wagner (Briefwechsel von Königsberg aus: 1872) später mehr: geradezu classisch hat aber Franz von Lachner, der mir überhaupt ein gütiger Gönner war, später mein „Macte Senex Imperator“ componirt (gedichtet am 9. Februar 1871): es war von erschütterndem Eindruck, als es auf dem allgemeinen deutschen Sängerfest zu München 1873 von vielen tausend Stimmen im Glaspalast vorgetragen ward: ein Franzose schrieb darüber in das Journal des Débats: „die Deutschen sind blut-toll geworden durch ihre Siege! Sie brüllen zu Tausenden: „Schlachte, Imperator,

Schlachte!" „Macte" hat er statt mit „Heil" mit „Schlachte" übersetzt, von mactare. Der Imperativ müßte aber lauten „macta!" (Latein schwach!) Vincenz Lachner in Karlsruhe hat dann ebenfalls sehr schön mein bei dem Tode des alten Kaisers gedichtetes „Vale senex Imperator!" in Musik gesetzt. Aber von all' dem später mehr.

Kürzer kann ich mich fassen bezüglich meines Verhältnisses zur Baukunst, Bildhauerei, Malerei.

Die großartigen Bauten Ludwigs I. verfehlten ihres Eindrucks nicht: der Knabe sah sie ja überall vor sich aus dem Boden wachsen: man erwäge, wir sind in dem München von 1835—50, dasselbe hörte an der Residenz auf: wo jetzt die Feldherrnhalle steht, lag ein vielbesuchtes Wirthshäuslein „zum lachenden Wirth": alles, was dermalen nördlich der Theatinerkirche sichtbar ist, sah ich entstehen: im Südwesten war das Sendlingerthor, im Osten das Thal die Stadtgränze.

Meine Neigung nun gehört, abgesehen von dem Antiken, dem Romanischen, nicht dem gothischen Stil,

wenn ich auch nicht so dumm bin, die Dome von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Rheims, Amiens, Rouen u. s. w. nicht zu bewundern. Allein abgesehen von dem hellenischen Tempel (doch vielleicht dem meist in sich vollendeten Werk der menschlichen Kunst), zieht mich mehr als das Unruhige, Sehnen weckende, aber nicht befriedigende, ins Unendliche sich Verflüchtigende und doch wieder Kleinliche und Spitzige des Gothischen (mit seinen „kauzenden Heiligen") die grandiose, ernste, in sich gesättigt ruhende Größe des Romanischen an: das ist Dietrich von Bern, das ist der Palast zu Ravenna! Diese Basiliken, diese Paläste verhalten sich zu der unruhig „gesticulirenden", überphantastisch verschnörkelten Gothik wie die echte altgermanische Heldensage des frühesten Mittelalters zu den keltisch-provençalischen Kunstgedichten der Ritterei von König Artus „und seiner frostigen Massenie".

Mir sind die Werke von Gärtner und Klenze, später von Schlüter in Berlin nun einmal ans Herz gewachsen: will ich mich heute noch in München an

Baukunst erbauen, so gehe ich nicht in die Auerkirche, sondern in die Basilika, und bei Leibe nicht in die Maximiliansstraße, sondern in meine alte, liebe, edle, vornehme Ludwigsstraße mit ihren gewaltigen, wenn auch wenig durchgebildeten Massen von Bibliothek und Saline. „Langweilig" soll sie sein, die Ludwigsstraße! Ich danke für die Kurzweil, bei jedem Schritt so vielen Menschen ausweichen zu müssen. Die Maximiliansstraße hat den Vorzug, daß sie die Schönheit der Lage der Stadt an dem herrlich raschen Gebirgsfluß und unter dem Höhenzug des Gasteigs zur Geltung bringt (was ja auch die neue Prinzregentenstraße glänzend verwerthen wird:), aber die Ausführung, der sogenannte „Stil" mit seinen täuschenden Vorflächen ohne Hintergrund ist bezeichnend für ihre Entstehungszeit: kleinliche Anläufe ohne Nachhalt, gekünstelt, von oben herunter — in löblichstem Streben! — gemacht, wollen, aber nicht können, zeugungsunfähig. Nicht blos Straßen, — — auch ganz andere Dinge, Einrichtungen, Maßregeln und Stre-

bungen jener Jahre (1850—1864) trugen jenes Gepräge im lieben Baierland.

Wie wunderbar schön ist ein Abendgang zum Siegesthor hinaus und dann die Rückkehr die Ludwigsstraße herauf mit der Feldherrnhalle als Abschluß, welche weiter südlich ein par spitze Thürme überragen, im Mondschein oder auch im späten Abenddämmer, mit einem leuchtenden Stern ober jenen Thürmen! In der Maximiliansstraße begegnen mir viele Menschen, in der Ludwigsstraße viele Gedanken. —

Was nun Bildhauerei und Malerei betrifft, so wird mir selbst schwer, zu entscheiden, auf welche ich mehr angelegt bin: es wird aber doch wohl die Bildhauerei sein. Wenigstens sehe ich in all meinen Dichtungen die Gestalten vor Allem plastisch vor mir — in ihrem Dastehen und ihren Bewegungen — erst in zweiter Reihe treten mir die Farben in die Vorstellung. Die angeborene Neigung mag wohl durch den gewaltigen Einfluß der Glyptothek verstärkt worden sein, welche ich, angeregt durch Homer, seit

1846 jede Woche besuchte. Der boshafte Berliner Witz, wohlerzogne Münchener gingen nicht in die Theken, weil dort nackte Menschen seien — wodurch ausgedrückt werden soll, König Ludwigs Werke seien nicht in's Volk, in das Leben Münchens gedrungen, — ist nämlich durchaus wahrheitswidrig: daß München eine echte Kunststadt geworden ist und zwar nicht nur mit Wirkung auf die Künstler, das hat Berlin, glaub' ich, deutlich lernen müssen. Auch waren von 1846—62 alle drei Sammlungen zumal von Gymnasiasten, Studenten u. s. w. eifrig besucht. In der Glyptothek hatte ich meine Lieblinge, von denen ich mich Viertelstundenlang nicht trennen konnte: so den schlafenden Faun, den ich im „Kampf um Rom" dem wackern Vitigis auf den Helm geworfen habe (das zerbrochene Werk ward in dem Graben vor der Engelsburg gefunden): dann eine behelmte Roma, welche Didosa ähnlich sah und andres. Aber auch die Fresken von Cornelius wirkten derart auf mich, daß, als ich mir diesen Winter (1890/91) von meiner lieben Frau wieder

einmal die Ilias vorlesen ließ, ich nur die Augen zu schließen brauchte, um die cornelianischen Gestalten zum Greifen deutlich vor mir zu sehen.

In der Malerei wirkten selbstverständlich Historie und Landschaft am stärksten auf mich: für die Landschaft hatte ich reichen Natursinn mitgebracht, und der unablässige Verkehr mit ausgezeichneten Landschaftern, wie Haushofer, Heinlein, Schleich, Liers, auf der Frauen-Insel, aber auch im Aelternhause, bildete Auge und Urtheil. Unter den Historienmalern zogen mich Van Dyk, Van Eyck, Franz Hals — diese Köpfe sind ja echte Gestalten wie von Shakespeare! — und die andern Niederländer, ganz besonders auch Rubens mächtig an und die großen Italiener Leonardo, Tizian, welche alle ja in der Pinakothek reich vertreten sind. Da berauschte mich denn die Pracht und Gluth der Farbe und ich hätte gleich mit tafeln mögen! In der neuen Pinakothek stand ich stundenlang in dem Rottmann-Sal und suchte mir auch sonst zumal meine Lieblingslandschaften, außer den

oben genannten besonders auch Zwengauer, immer wieder auf. Mein trefflicher Führer war die Kunstgeschichte von Kugler: das Buch ist arg dick, aber ich habe es dreimal durchstudirt und mir hohe Stöße Auszüge daraus zusammen geschrieben, so daß ich damals eine ganz leidliche Prüfung aus Kunstgeschichte würde gemacht haben. Später haben die Sammlungen von Berlin, Dresden, Cassel, Darmstadt, Paris und mehrfacher — achtmaliger — Besuch von Italien die alten schönen Münchener Eindrücke ergänzt. — Ja, es waren schöne Jünglingsjahre. Es rührt mich, denke ich daran, mit welch unersättlicher Heißgier ich auf allen Seiten in Wissenschaft und Kunst alles irgend Erreichbare an mich heran zu raffen und geistig und seelisch mir anzueignen lechzte. Es war ja unmäßig: — aber der zu Grunde liegende Idealtrieb nach dem Hohen hat doch etwas Rührendes in seiner Reinheit und in seinem selbstlosen Feuereifer.

Es reut mich auch keine Stunde all' der Arbeit, die Andere der Jugendfröhlichkeit schenkten: es reut

mich nicht, obwohl schließlich bei all dem .wirklich oft Menschenkraft fast übersteigenden Abmühen nichts heraus gekommen ist als ein Lehrer und Gelehrter zweiten und ein Dichter dritten Ranges: „es hat halt nit weiter g'langt“: aber es ist auch so gut: ich habe doch auch so ideale Anregung als Lehrer und als Dichter in gar viele junge Menschenseelen gestreut. Obige geistige Selbsteinschätzung schreibe ich schon heute (geschrieben 9. II. 1891) hier nieder: weiß ich doch nicht, ob ich es erleben werde, diese Erinnerungen zu Ende zu führen (bis 1888: Uebersiedelung von Königsberg nach Breslau), und da ich Werth darauf lege, sie kund zu thun, spreche ich sie hier schon aus. Es ist — ohne jede dumme falsche Bescheidenheit — meine aufrichtige Selbstwürdigung: und ich wiederhole, daß sie keineswegs mit Bitterkeit begleitet ist. Nicht jeder kann ersten Ranges sein wie Jakob Grimm und Schiller, auch nicht jeder zweiten Ranges wie Eichhorn und Uhland: es muß doch auch wohl solche Käuze geben wie ich einer bin: sonst wären sie nicht da.

VI.

Es würde nun aber ein unvollständiges, unwahres, zu düster blos grau in Grau gemaltes Bild geben, wollte man sich den Studenten dieser Halbjahre immer nur auf die Bücher gebückt vorstellen: der Zusammenhang mit Natur und Landschaft war doch nicht völlig abgerissen.

Zwar schwer, arg schwer, litt ich durch den Verlust des älterlichen Hauses und Gartens auch darin, daß ich nun nicht mehr durch die zwei Stockwerke des geliebten Heims und in jedem freien Augenblick durch den weiten vertrauten Garten wandeln oder jagen und toben konnte: — jetzt traf mich das früher verspottete Geschick der Stadtkinder selbst.

Das Kämmerlein in der Schönfeldstraße war zwar wohl etwa acht Schritte lang, aber schwerlich

vier Schritte breit: außer dem Bett, dem (kleinen) Waschtisch, dem Schreibtisch, dem schmächtigen Bücherschrank war nur noch für zwei Stühle Raum: kamen zwei Besuche auf einmal, mußte der Wirth sich auf den Bettrand setzen: das Stoßfechten ging nur sehr schlecht in dem darmähnlichen Sack-Zimmerlein! An alle die mannichfaltigen ritterlichen Uebungen im Aelterngarten war ohnehin nicht mehr zu denken: die Fechtstunden bei Gruber ersetzten sie doch nur sehr ungenügend. So blieb denn nur noch das Spazierengehen im englischen Garten. —

Aber an dessen Stelle traten jetzt vielfach die Umgebungen Münchens Isar aufwärts, dem Flußufer entlang — über Harlaching nach der Menterschwaig oder — auf dem linken Ufer — über Thalkirchen nach Großhesselohe, der von Schwanthaler gebauten „romantischen“ Burg Schwaneck und nach Pullach und Grünwald. Zumal der Weg über die Ueberfälle und das „Umeinanderschliefen“ in den Isar-Auen, den „Boschen“, um Thalkirchen war beliebt.

Seit ich auf das Spazierengehen angewiesen war, wählte ich mir hiefür stets die eine Stunde vor und während Sonnenuntergang, also im Winter und Herbst von 5—6 oder von 6—7, im Sommer und Frühling von 8—9 oder von 7—8: diese Zeit ist für mich und wohl für die Meisten die stimmungsvollste: das Dämmerlicht bringt sanfte Befriedung und doch dabei einen Anhauch ahnungsvoller Wehmuth, die sanfter Süße nicht entbehrt.

Diese Eindrücke wirkten und wirken noch heute in mir sofort dichterische Bewegung: ganz unwillkürlich ergreift mich in dieser Abendstimmung ein lyrischer Drang und noch nie bin ich von einem solchen einsamen evening-walk ohne Erbeutung von ein par Versen nach Hause zurück gekommen.

Vom Jahre 1850 bis 1862 war der am häufigsten eingeschlagne Weg durch den englischen Garten — am Aelternhaus vorbei! — um den Monopteros, über die Isarbrücke bei Bogenhausen und dann (— zumal seit Herstellung der wunderschönen

Anlagen auf dem Gasteig durch König Max II. —) über die Isarhöhen (und später durch die Maximiliansstraße) zurück.

Wie herrlich ist doch in jeder Jahreszeit der Ausblick von jenem Höhenzug des Gasteigs bei Sonnenuntergang! Wenige Städte wahrlich in Deutschland mögen sich ähnlicher Schöne berühmen! Die Wolkenbildung oberhalb der Isar-Hochebene ist bei den Landschaftern mit Recht gepriesen: sowohl im Winter und im Herbst, wann der strahlende Sonnenball, eine gluthrothe Scheibe, in langgezogene schwarze Wolkenstreifen nieder taucht, als im Vorfrühling, wann im Süden die stolzen Linien der Alpen fernher durch die hellen Lüfte grüßen und im Westen hinter den Frauenthürmen die Abendsonne von unzähligen kleinen, zart rosa behauchten Wölklein umschwebt wird, wie eine große Göttin von flatternden Elben und Elbinnen. Feierlich, friedevoll tönt dann das Abendgeläut der großen ehernen Glocken durch die ruhenden Lüfte, und ist der letzte Ton leise schwingend verhallt, ergreift

mit frommen Schauern die plötzlich eintretende ahnungsreiche, bedeutungsvolle Stille. Wie viele Gedichte solcher Abendstimmung hab ich von jenem Wege mit heimgebracht und eine beschwichtete, geweihte, von dem Drang, der Hast des Tages gelöste Seele, voll guter Vorsätze, entschlossen, erlittne Kränkung zu vergeben und den geliebten Idealen in Leben, Wissenschaft und Kunst fort und fort treuen begeisterten Dienst zu widmen.

Mit ausgeruhtem Geist, mit reingespülter Seele kam ich dann in das gar einfache Stüblein zurück, „zündete mein einsam Lämpchen an“ (wie Jakob Grimm einmal in einem rührenden Verslein sagt) und weihte, waren die auf dem Weg entstandenen Strophen niedergeschrieben, nach redlich gethaner Arbeit in der Wissenschaft, die letzten Stunden vor dem Schlafengehen Homer, oder der Edda, Shakespeare, oder Schiller, oder Rückert, oder Sir Walter Scott, oder der herrlichen Balladensammlung in „Percy's Relics“.

Mir eignet eine von den Freunden viel belächelte gewohnheitsthierliche Neigung: ich bin gar anhänglich an alles einmal lieb Gewordne, Gewöhnte: ich suche daher z. B. in den Reisen der herbstlichen Freizeit immer wieder die alten theuern Orte auf: früher Seebruck am Chiemsee, dann Meran, Friedrichshafen am Bodensee, Scheveningen, fahre auch gern dieselben Wegestrecken dorthin und kehre immer in den gleichen Gasthäusern, womöglich in dem altgewohnten Zimmer ein. Es geht das bis zur „Pedanterie", deren ich mir in gar manchen Stücken bewußt bin: sie ist wohl von der Schulmeisterei und Gelehrtenhaftigkeit nicht ganz zu scheiden. Allein nur gemüthlose Menschen können den süßen Reiz, den rührenden, weichstimmenden, verkennen, mit welchem auf solch altvertrauten Wegen, in den in die Seele hinein gewachsenen Bildern lieber Räume die Erinnerung beschleicht: — die Erinnerung, welche alte halbvernarbte Schmerzen oder auch verwelkte Freuden wieder belebt: — beides mit jenem leise nachzitternden Gefühl der Wehmuth,

der stummen Klage um alles Vergängliche, „dem Schmerz um alles Leben“!

Die starke Neigung zu solchen Stimmungen mag wohl „sentimental“ sein an mir, aber sie ist nicht gekünstelt, nicht gemacht! Sie und diese ganze Weichheit war damals —, abgesehen von jenem angebornen Hang zu Schwermuth (I, S. 137, 289), — die natürliche Rückwirkung der bis in das Unmaß getriebnen Härte gegen mich selbst in Anspannung und Ueberspannung des Willens und der Gedankenarbeit: denn ich habe damals recht übermäßig, wohl 15 Stunden täglich, gearbeitet: von 6—1, von 2—7, von 9—12 Uhr.

Neben und im Widerstreit mit diesem Idealismus der Selbstpeinigung und Fleischabtödtung und Ueberarbeitung machte sich nun aber doch in dem gesunden Jüngling von achtzehn Jahren mit Naturnothwendigkeit das Bedürfniß des Genusses, des „Lebenwollens“ geltend.

Freilich auch wieder in gar seltsamer, sozusagen verzückter oder doch phantastisch-sinnbildlicher Weise.

Aus reichlicher oder leckerer Speisung habe ich mir nie was gemacht: — mit „widernatürlich wenig Speise", sagt ein befreundeter Arzt, komme und kam ich immer aus. Auch sonst habe ich wahrlich nie das Bedürfniß nach Luxus in irgend welcher Richtung des Lebens gehabt: einfach erzogen von den Aeltern hab' ich mich selbst immer hart gehalten.

Aber der poetische Sinn für Pracht, Verschwendung, Ueppigkeit, — der fehlt mir freilich nicht: die Lebensfreude venetianischen Reichthums, dargestellt in den Farben des Meisters von Cadore, entzückt mich.

In dem engen Kämmerlein nun, in der Schönfeldstraße, wandelte mich bei wirklich einfachster Lebenshaltung, bei wahrhaft pedantischer Zeiteintheilung und übertriebener Arbeitsleistung doch — oder wohl eher gerade deßhalb — zuweilen das Bedürfniß an, in der Poesie des Genusses zu schwelgen. In Wirklichkeit war nicht viel anzufangen mit den 4 Gulden Monatsgeld, die freilich

später auf 8 und zuletzt auf 16 erhöht wurden: aber um die Wirklichkeit war es mir ja auch gar nicht: nur um das Phantasiebild, um das Symbol: — wie mir es in späteren Jahren wohl ergangen ist gegenüber Weibesschöne: besitzen, genießen wollte ich gar nicht: ich bildete mir eine Neigung ein, die in Wahrheit nur der Anschauung und der Begeisterung galt, die ich für die Angedichtete empfand: ich schuf mir ein Bild aus einem Weibe und betete an und liebte — dies Bild, nicht den lebendigen Gegenstand — eine Verwechselung, welche bei der größten Ehrlichkeit sehr bittere Enttäuschungen zur Folge haben kann für beide Theile! —

So wollte ich auch damals nicht genießen, nur die Poesie des Genusses „markiren", wie die Schauspieler sagen.

Es war wohl Zufall, daß ein hieraus erwachsener, kleiner, seltsamer Vorfall sich gerade an Lord Byrons Sardanapal knüpfte: — ein anderes ähnliches Werk hätte ganz ähnlich wirken können: freilich wird

hier die Poesie des Genusses und des Luxus mit aller Gluth Byronscher Phantasie geschildert.

Ich las die mir schon bekannte Dichtung wieder einmal an einem schwülen Julisonntag Nachmittag. Ich war ganz allein in der Wohnung — auch die Magd „hatte ihren Ausgang“. Da auf einmal ergriff es mich: „ja, Genuß! Pracht! Verschwendung! Das ist Leben — ich will's auch einmal haben.“ Und ich lief zum nächsten Obstler und kaufte mir ein ganzes Pfund Sauerkirschen (— Weichsel —) auf einmal: [sie kosteten wohl 6—8 Kreuzer, während sonst nur viertel-, höchstens halbpfundweise die bevorzugte, aber kostspielige Frucht erstanden ward], rannte mit dem köstlichen Gut wieder nach Hause, holte mir in dem schönen großen Silberbecher meines Vaters vortreffliches Wasser vom Pumpbrunnen, spreitete ein altes, ziemlich enthartes Pardelfell (oder war es gar nur ein Rehfell?), das vor dem Bette des Vaters zu liegen pflegte, über ein Sofa, stellte Weichsel und Wasser auf einen Schemel zu meinen

Häupten, warf mich — mit wenig Gewandung beschwert, denn die Hitze wenigstens war wirklich Sardanapalisch — auf das Sofa und schmauste nun meine Weichsel statt assyrischer Wonnefrüchte und trank dazu das Wasser als herrlichen Königswein und dünkte mich zwar nicht ein Gott zu sein, aber doch ein Sardanapal im Kleinen!

Und der Thor, der für sich ganz allein dieses Schauspiel aufführte, war doch schon 16 Jahre alt! Es war recht einfältig: das braucht mir der geneigte Leser nicht erst zu sagen. Aber es ist bezeichnend dafür, bis zu welchem Maß mir das Eingebildete das Wirkliche ersetzte. Es ist eine lächerliche Thorheit: aber doch auch wieder recht rührend in ihrer Unschuld und Begnügsamkeit: wie viel Schmerzen wären Andern und mir erspart worden, hätte ich das erwachende Verlangen nach Schönheitsgenuß immer wie damals mit sinnbildlichen Sauerkirschen abgespeist! —

VII.

Jene ziemlich ernsten, verträumten Abendwandelgänge (oben S. 172) waren doch nicht der einzige Naturgenuß dieser Jahre: die herbstliche Freizeit brachte jedesmal wochenlange Wanderungen in die heißgeliebten Berge.

Schon in den letzten Jahren des Gymnasiums (vgl. I, S. 225) und in denen der Universität sowie der Praxis und des Privatdocententhums führte jeder August aus der Stadt in die nahen Alpen. Zumal seit dem Verlust des Gartens, der Einzwängung in ein schmalbrüstig Kämmerlein, der gesteigerten, fast nur im Sitzen geleisteten Arbeit — täglich (und nächtlich) zusammen wohl vierzehn Stunden (rechne ich 8 Stunden Schlaf, 1 Stunde Abendgang, 1 Stunde auf die drei hastig erledigten Mahlzeiten ab)

— war solche Erfrischung für den durch widernatürliche Lebensweise übermäßig angegriffnen Körper wohl recht nothwendig.

Mit fiebernder Ungeduld ward daher der Schluß des Sommerhalbjahrs — im Gymnasium, all zu spät, am 26. August, an der Hochschule etwa am 6. August — herbeigesehnt: die Stimmung der ersten Bergfahrt des Studenten spiegelt getreu ein Gedicht, das ich (später) an Scheffel richtete. (S. Anhang.)

Im Laufe dieser Jahre (von 1846 bis ich nach Würzburg übersiedelte, 1862) habe ich theils allein, theils mit Freunden wie Engert, Greiß, Clemens Piloty, später mit den Freiherren Julius von Freyberg und Franz von Godin, zuletzt mit meinem lieben Scheffel und mit Ludwig Steub, die baierischen, dann auch die tirolischen Berge in allen Richtungen durchwandert und dabei allmälig nahezu alle bedeutenderen Gipfel erstiegen: so den Wendelstein, den Watzmann, die Grimsler Thauern, die Oetzthaler Ferner, den Schlern, den Schinder, den Unnütz, den

Walberg, den Setzberg, den Hirschberg, den Hochgern, den Hochfelln, am häufigsten die Kampenwand am Chiemsee: dagegen nie die Zugspitz; damals gab es noch keine „Knorrhütte“ und die Besteigung ohne Zwischenruhe war mir als allzu beschwerlich geschildert worden.

Fast noch mehr Freude als der Naturgenuß bereitete mir hierbei der vertraute Verkehr mit dem oberbaierischen Landvolk, das ich so gründlich und umfassend in allen Gebieten seines Lebens kennen lernte, daß mir Lentner, Kobell, Steub, Stieler in solcher Kenntniß nicht, nur in der Begabung für die dichterische Verwerthung dieser Kenntnisse überlegen waren. Selbstverständlich verstand und verstehe, sprach und spreche ich die Mundart geläufig — die erste Voraussetzung für das Eindringen in die Seele der Leute und — in ihr Vertrauen. Dazu trat, daß ich nicht nur als Wanderer kam und bald wieder ging, sondern vier, sechs, acht Wochen hindurch an demselben Orte blieb, mit den Altersgenossen des

Thales alle deren Beschäftigungen, zumal die „knützen“ (d. h. kein=nützen, unnützen) theilend: nicht blos auf die Jagd, — oft ohne Jagdrecht! — zum Fischfang, auf den Tanzboden, dem Gang zu Hochzeit, Begräbniß und Kirchweih und Scheiben=schießen begleitete ich die Freunde in der Lodenjoppe: — auch die Sennen, die auf die Alm stiegen mit der Herde oder die von der Alm kehrten, die Holz=knechte besuchte ich bei ihrer schweren Arbeit tief im Walde, oder wann sie das Holz die Wände oder den Gießbach hinab in Isar oder Lech oder Loisach oder Mangfall sausen ließen: ja sogar säen, pflügen, mähen, den Erntewagen beladen und dreschen lernte ich, die zerrissnen Netze der Chiemsee=Fischer flicken, die Grundangel legen und heben, die schartige Sense dengeln und einmal hab ich sogar — mit Achtung zu melden! — „Odel“ gefahren. — Schnaderhüpfel — auch aus dem Stegreife — zu machen lernte ich so wacker, daß ich noch heute in Breslau die ehrwür=digsten Geheimräthinnen dadurch zu erschrecken in der

Lage bin, wie ich ja noch im vorigen Jahr mit Frau Geheimrath Weinhold in einem gar feinen Sal bei Frau Geheimrath Cäcilie Seuffert Schuhplattl getanzt habe: — freilich nicht ohne Fehlschläge, aber doch mit unglaublichem Erfolg!

So war ich denn durch mehr als zehnjährige, reichste Erfahrung nicht ungenügend vorbereitet, als ich im Jahre 1857 die Darstellung der oberbaierischen Lebenssitte in der „Bavaria" übernahm (s. Band III).

Durch diese innigste Vertrautheit mit dem Landvolk wuchs und wächst mir immer höher die gemüthswarme, die begeisterte Liebe zu dem an Muth, Kraft, Humor und echtester Naturpoesie so reich begabten baierischen Stamm, die ich auch nach der Verpflanzung nach Franken, Ostpreußen, Schlesien mir treu und lebendig erhalten habe, so zwar, daß jeden andern Abend nach des Tages Last und Arbeit mir meine liebe Frau eine Seite aus Schmellers kostbarem Wörterbuch vorlesen muß: wir wechseln dabei nur mit dem Grimm'schen Wörterbuch ab. Dann

stiegen und steigen an Pregel und Oder, während der Wind aus Rußland oder von den Karpathen den Schnee an die Fenster warf oder wirft, die grünen Halden von Loisach oder Mangfall, der Bergesheimath liebe Bilder steigen aus der versunkenen Jugendwelt mir wieder auf: in Scherz und Ernst wohlthätig das Gemüth entrückend aus dem Drang der Gegenwart und ihrer drückenden Arbeitslast, aus den Kämpfen des Tages, aus der oft so gehaltleeren Geselligkeit, aus den Aufregungen auch der dichtenden Phantasie.

Manche Leute können es nicht begreifen, daß wir beiden nun seit 18 Jahren jeden Abend in einem „Wörterbuch“ lesen!

Aber abgesehen von der reichen Belehrung, welche ich aus Grimm und Schmeller für Sprache, Sprachgeschichte, Bildungsgeschichte im allerweitesten Umfang schöpfe, Kenntnisse, welche ich nicht nur auf dem Lehrstuhl und in wissenschaftlicher Arbeit, auch in Fortbildung der eignen Kunst des sprachlichen Ausdrucks

sehr ersprießlich und gedeihsam verwerthen kann —, wie beschwichtend, wie beruhigend und auch wieder wie auffrischend wirkt auf den abgearbeiteten oder übererregten Geist diese friedliche Versenkung in den Quickborn der deutschen Volksseele oder des heimischen Stammes in der Sprache!

Dabei blieb ich nicht blind für die mit den Vorzügen der Baiern unscheidlich und unmeidlich zusammenhängenden Fehler: denn auch die Stämme haben die Fehler ihrer Tugenden: jede falsche Idealisirung schwindet, wenn man mit den Burschen und Dirnen als Einer ihres Gleichen gelebt hat! Es bedurfte daher nicht erst der Erfahrungen, welche ich später als regierender Rechtspracticant an dem kgl. Landgericht München rechts der Isar im bürgerlichen und im Strafverfahren und in der Verwaltung ein Jahr hindurch zu sammeln reichste Gelegenheit hatte, um mir jede Selbsttäuschung über die oberbaierischen Bauern zu nehmen: — allerdings stehen die Gebirgs-Oberbaiern weit über den die Hochebene um Mün-

chen bewohnenden und über den Niederbaiern! — und ich gestehe, daß ich, seitdem ich die Alamannen, — ohne Zweifel der begabteste deutsche Volksstamm — näher kennen gelernt habe, deren an Raschheit und Feinheit und Sinnigkeit überlegne Geistes- und Sinnesart, ihre unvergleichlich freundlichere, liebenswürdigere Weise mich gegen die Rohheit und dumpfe Wüstheit, die häufig — nicht immer oder überall — dem Bajuvaren anhaftet, empfindlicher gemacht hat.

Allein es ist zu erwägen: gar manche unerfreuliche Erscheinung bei den Altbaiern wurzelt nicht in des Stammes Eigenart [obzwar eine gewisse — nun, sagen wir „Gröblichkeit" schon gar früh gegen denselben bezeugt wird —], ist erst im Laufe der letzten drei Jahrhunderte — wie in noch höherem Maße den Tirolern — durch kirchliche und statliche Mißleitung anerzogen worden. Nicht der Katholicismus wahrlich, — aber der Jesuitismus hat seit dem Sieg der Gegenreformation im Bunde mit einer nicht immer

sehr weisen oder eiferbeflißnen Regierung jene Schäden an der Seele des wackeren Volkes gezüchtet, welche wir im Vergleich mit Alamannen, Franken, Thüringern, Niederdeutschen hier und da zu beklagen haben. Dazu kam das unverschuldete Unglück, das die politische Geschichte des Stammes begleitet seit Ende des VIII. Jahrhunderts schon: die Losreißung des Nordgaues (um Eichstädt) bei dem Sturze Tassilo's trennte Baiern für immer von dem so wünschenswerthen Zusammenhang mit Franken und Thüringen. Im Süden, wo der Stamm bis gegen Trient hin geboten hatte, — in Bozen saß bis c. 700 ein baierischer Graf — ging das schöne reiche Land an Langobarden, dann an die Burggrafen von Tirol, endlich an Oesterreich verloren. Am schwersten aber traf Baiern die Loslösung seiner Ostmarken: Kärnthen, Krain, Deutschösterreich bis nach Ungarn hinein: all diese Lande waren in höchst verdienstlicher Weise von dem tapfern und starken Stamm mit Schwert und Pflug den Avaren, später den Slaven, d. h. der

Barbarei entrissen, dem Christenthum, dem Deutschthum, dem Ackerbau, dem Städtethum gewonnen worden in einer Jahrhunderte füllenden ausgezeichneten Ansiedlungsarbeit, — um dann nicht nur dem Stammesherzogthum verloren zu gehen, um in dem Oesterreich der Habsburger einen übermächtigen und oft mit Unterjochung drohenden Nachbar erwachsen zu lassen. Dann die Jesuiten: dann die unselige, so oft zu Frankreich und wider das Reich gewandte Statskunst gar mancher Wittelsbacher des XVII. und XVIII. Jahrhunderts: — daher die von Jesuiten und Ministern gemeinsam betriebene planmäßige Absperrung des Volkes von dem ketzerischen Norden und von aller deutschen Bildung, die Herrschaft der Jesuiten u. s. w. in den Schulen, — von der Dorfschule bis zu der als Bollwerk wider die Reformation errichteten Hochschule zu Ingolstadt, die Alleinherrschaft der weiblichen Orden in den Töchterschulen, die Begünstigung italienischer und französischer „Cultur“ statt der deutschen: — wahrlich, es beweist die

Kerntüchtigkeit dieses Stammes, daß er heute gleich-
wohl so wacker dasteht und seit 1818, dann seit
1848, 1867, 1871 solche Fortschritte aufzuweisen
hat. Wie viel Lanzen habe ich schon für ihn zu
brechen gehabt! —

VIII.

Unter den mir besonders lieb und vertraut gewordnen Landschaften hebe ich hervor einmal das Thal des Tegernsee's mit seinen grünen Halden: wiederholt hatten hier die Aeltern ihren Urlaub verbracht: zumeist an (und in!) dem Altbach spielte ich gern, als wir in dem Schneiderhäusel auf dessen rechtem Ufer wohnten: dann den tief poetischen, damals noch wenig besuchten Walchensee — hier, in diesen Einsamkeiten, lernte ich zuerst Jakob Grimms wunderherrliche deutsche Mythologie kennen: und wenig [— meine Mißgönner werden vielleicht, wenn sie dieses lesen, denken: gar nichts! —] fehlte damals daran, daß ich, im Genuß solcher Gelehrsamkeit, solcher Poesie, großer Großsinnigkeit und Tiefsinnigkeit und unter diesen Natureindrücken ein

wenig „übergeschnappt“ wäre: so unwiderstehlich riß mich die Begeisterung für die Herrlichkeit der germanischen Göttersage und zugleich für die geniale, großartige Behandlung derselben durch jenen unvergleichlichen Mann, meinen großen Lehrer, dahin. Ich fuhr gar oft vor Sonnenaufgang in dem morschen Einbaum des Fischers von Urfeld in den schweigenden See, Reiher und Wildente aus dem Schilfischt aufscheuchend, ein Stück hartes Brod und Grimms Buch unter dem Gransen: — und vor Abendläuten kam ich nicht zurück. Oder ich stieg mit dem Buch die schattigen Hänge des Kesselbergs oder die Felsen des Hochkopfs hinan, oder legte mich unter die Wurzeln der mächtigen Eichen, welche den Schmalpfad, der sich hart um den See zieht, überragen, Erdlöcher und Höhlen bildend: und hart an dem im wunderbarsten Smaragdgrün schillernden Uferwasser las ich und las, bis Alles um mich her von Elben und Alraunen, von Schraten und Wichteln, von Neck und Nixe belebt war. — Uebrigens hätte mich damals

in diesem geheimnißvollen Grün des tiefen Wassers der Neck des Binsengewirres da unten beinahe für immer bei sich behalten. (I, S. 122.)

Ein hübsches Abenteuer begegnete mir einmal bei der Besteigung des Unnütz an der baierisch-österreichischen Grenze zwischen Tegern- und Achensee. Ich hatte den mir genau bekannten Weg von der Scholastica aus angetreten; es war ein drückend heißer Sommernachmittag. Alsbald stieg ein Gewitter auf und entlud sich mit so furchtbarer Gewalt, wie ich es nie vorher noch nachher erlebt. Es ward, obwohl noch weit von Sonnenuntergang, stockfinstre Nacht um mich her. Ich verlor gar rasch den Weg. Nur die Blitze leuchteten, aber sie blendeten noch mehr als sie leuchteten. Ich befand mich plötzlich in dem Bergbach, der, sonst ein gar schmächtig Wasserlein, nunmehr, wüthend und schäumend, fast kniehoch herab schoß. Allein ich war es ganz zufrieden: wußte ich doch, der Bach kam von einem Hang ziemlich nahe der Sennhütte, in welcher ich Zuflucht suchen und

die Nacht verbringen wollte: denn umkehren wäre im Finstern — ohne Weg — gefährlicher gewesen als weiter aufwärts steigen in dem Rinnsal, in welchem ich wenigstens vor jedem Absturz sicher war. Allerdings verlor ich den einen Schuh sogleich und von dem andern wenig später die Sohle, so daß das Uebrigbleibende nur noch als Zierde, nicht mehr als Schutz des Fußes in Frage kommen konnte. Aber das focht mich nicht viel an: ich war vom Fischen her das Barfußgehen in allerlei Wasser gewöhnt. Minder angenehm fanden die Lage meine Schienbeine, weil der Gießbach nicht müde ward, Steine und Felsblöcklein von manchfaltigem Umfang, aber stets gleicher Unweiche mit sich rollen und mit seinen Wellen an meine Beine plätschern zu lassen.

Nach geraumer Zeit nahm aber auch dieses anmuthige Spiel der Wasser-, Berg- und Steinelben ein Ende, der Abhang war erstiegen: ich verließ nun meinen nassen, aber sichern Pfad: ich konnte jetzt des Weges nach der Sennhütte nicht mehr fehlen, welche

ich wenig hundert Schritte oberhalb dieser Wiesenmatte wußte: — es schien mir sogar, ich sähe Licht aus ihr herab glänzen, was mich befremdete, weil mir die Leute unten am Achensee gesagt hatten, die Sennerin sei schon zu Thal gekehrt.

An dieser Stelle, an welcher der Leser vielleicht in Bälde die Bekanntschaft einer schönen Sennerin zu machen hofft, muß ich leider die enttäuschende Bemerkung einfügen, daß ich in meinem ganzen Leben keine schöne Sennerin gesehen habe, trotz redlich bemühtem jahrelangen Suchen.

Allerdings ist wahr, daß die Meisten, die ich sah, von einer so dicken Schicht alteingekrusteten Kuhstall- und Mistlacken-Schmutzes bedeckt waren, daß die etwa dahinter vorhanden gewesene Schönheit mir unerschaubar blieb: lieber durch die Waberlohe als durch diesen Geruch von Kuhdünger wäre ich meist gedrungen, die Huldin zu entzaubern.

Von jener Wiesenmatte zu der Sennhütte führt ein schmaler Steig durch den Felsgraben, die einzige

kurze Strecke, die zwar auch — bei Tage — nicht gefährlich, aber doch mit Vorsicht zu behandeln ist: denn links steigt die Grabenwand senkrecht auf und rechts geht's senkrecht in die Tiefe. Es war mir aber nicht bang: ich wußte, tastete ich mich mit der Linken an der Bergwand fort, den Bergstock vorsichtig bei jedem Schritte vorsetzend, so konnte ich sicher auf dem freilich nur knapp mannesbreiten Steig auch um die fast rechtwinklig vorspringende Biegung der Felswand mich herumdrücken. Auch war das Gewitter im vollen Abzug nach Osten: der Westwind trieb das letzte nachtdunkle Gewölk vor sich hinweg und hin und wieder trat der nahezu gefüllte Mond hervor. So bog ich gutes Muthes um die Felsecke: da erschrak ich heftig: meine Wange stieß unsanft an ein wagerecht vorgehaltnes Hinderniß: ich sah's genau — denn das Mondlicht fiel nun gerade auf die gelbweiße Wand: — es war ein Stutzen: und an dem Stutzen befestigt war ein Arm und an dem Arm ein Mann, ein himmellanger: dessen Gesicht war über und über mit Ruß geschwärzt.

Es war ein „Schwärzer“ d. h. entweder ein Wilderer oder ein Schmuggler: beide schwärzen sich gern, sich unkenntlich zu machen.

Die Lage war recht einfach: umwenden konnte ich nicht, dazu war kein Raum: ich mußte also versuchen, an dem Andern vorbei zu kommen: wollte der Mann mich Waffenlosen dabei wegschaffen, so brauchte er gar nicht zu schießen: ein Ruck mit dem linken Arm und ich lag im Abgrund. Er trat, stets das Gewehr im Anschlag, einen Schritt zurück, mich vorbei zu lassen: ich leugne nicht, das Herz pochte mir, als ich mich nun an der äußern — der Grabenseite — hart an ihm vorbei drängte, seitlings schreitend, den Rücken dem Abgrund zugewandt. Es waren nur drei Schritte: aber sie schienen mir recht lang, obwohl ich mir sagte, es sei im höchsten Maß unwahrscheinlich, der Riese werde mich hinabschleudern wollen, nachdem er sich — Dank dem lieben Herrn Mond! — überzeugt, daß ich weder Förster noch Gensdarm

noch Zollwächter, sondern ein sehr harmloser „Stadtfrac“ war.

Er that mir denn auch nichts zu leide und nahm schweigend seine Wachtstellung wieder ein. Denn daß er ein Wächter war, sollte mir bald klar werden.

Deutlich sah ich nun aus der nahe vor mir liegenden Sennhütte starken Lichtschimmer dringen; ich ging rasch darauf zu, denn völlig durchnäßt „bangte ich mich“ (sagt man in Ostpreußen) nach einem wärmenden Feuer; die Thüre der Sennhütte stand offen: ich trat ein: keine Sennerin war mehr da: aber ein halb Dutzend Männer, alle mit geschwärzten Gesichtern, lagen um den Herd, auf dem ein tüchtig Reisigfeuer brannte: ihre Stutzen lehnten an der Wand oder an den gewaltig hohen „Kraxen“ d. h. auf dem Rücken zu tragenden Holzgestellen, welche über und über angefüllt waren mit Tabak und Wein: ich war in einen Zug von Paschern gerathen, welche die dunkle Gewitternacht, in der sich schwerlich ein

Grenzsoldat dem Regensturm hier aussetzte, zur Ueberschreitung des Grenzberges ausgesucht hatten.

Es war ein höchst malerisches Bild! — (und ich hatte die erforderliche Seelenruhe, desselben froh zu werden: denn ich wußte, es werde mir kein Haar gekrümmt werden) — die kraftstrotzenden, verwegenen Gestalten, die phantastisch wirkenden schwarzen Gesichter — wie von Feuerriesen —, die Lodenjoppen, oder Kotzen — viereckige „Fuhrmannsmäntel", in der Mitte ein Loch, den Kopf durchzustecken — eine uralte Tracht dieser Bergvölker (schon auf römischen Siegessäulen wahrnehmbar, die spätere „Dalmatica" der Priester) —, zerlumpt, alt, vielgebraucht, vieler Wagefahrten Zeugen, dazu die drohenden Waffen: — all das in der rothen, unstät flackernden Beleuchtung des qualmenden Feuers —: es war prachtvoll!

Aber nachdem ich mich des Anblicks gelabt, — ungestört von den Männern, von denen keiner sprach oder grüßte — regte sich der Hunger: ich sah auf dem Rande des Herdes die rußige Eisenpfanne der

Sennerin stehen: es stieg mir daraus ein angenehmer Geruch in die Nase: ich trat näher und sah, es waren darin noch die Reste des „Schmarrens", welchen die ungeladnen Gäste sich aus mitgeführtem Mehl bereitet: ohne ein Wort, durch Gebährden, fragte ich den Nächsten, ob ich davon essen dürfe? Der nickte gutmüthig und eifrig kratzte ich mit dem Taschenmesser die Ueberbleibsel von den Wänden und dem Boden. Aber die Müde, die Erschöpfung war gewaltiger als der Hunger: gar bald schob ich die Pfanne zurück, legte mich in meinen triefenden Kleidern möglichst nahe dem immer noch Wärme strahlenden Herde auf den harten Bretterboden und schlief sofort ein, ohne Furcht: ich wußte, die Männer würden mir nicht an's Leben und an „Werthen" führte ich (außer der Uhr) nur wenige Zwanziger im gemsledernen „Zugbeutele" mit. Die Ermüdung muß arg gewesen sein: als ich erwachte, war es heller Tag. Die Hütte war leer. Es weckten mich Regentropfen, die mir auf das Gesicht fielen. Noch halb

im Schlummer erinnerte ich mich doch, unter Dach eingeschlafen zu sein: woher die Tropfen? Ich sprang auf: siehe, das Dach war zu gutem Theil abgerissen, die Bretter lagen vor der Hütte: das Gewitter war in der Nacht zurück gekehrt, der Sturm hatte die Sennhütte halb abgedeckt: — aber meinen bleischweren Schlaf hatte er nicht unterbrochen.

IX.

Wie dieses kleine Abenteuer ohne wirkliche Gefahr verlief, ist mir auch sonst bei diesen ein Jahrzehnt hindurch unternommenen Bergfahrten nie ein nennenswerther Unfall zugestoßen.

Nur einmal gerieth ich in rathlose Verlegenheit. Ich war ins Tirol gewandert und zuletzt in das Oetzthal gelangt, wo ich mich mehrere Tage umtrieb, wiederholt minder beschwerliche, ohne Führer zu wagende Aufstiege unternehmend. Ein junger Maler aus der Rheinprovinz hatte sich mir dabei angeschlossen. Zuletzt wollten wir — wenn ich nicht irre von Gurgl aus — mit einem Führer über das Ramôljoch (ich glaube über den vorderen Ramôlkegel und durch das rothe Kar): ein, wie der Führer versicherte und der Erfolg bestätigte, an sich völlig ungefährlicher Uebergang.

Alles verlief auch ohne viel Beschwerde vortrefflich bei wunderherrlichem Wetter und prachtvoller Aussicht: wir bedurften nicht der Anseilung: nur bei dem Abstieg von dem Joch ward das Weggefäll ziemlich steil und nun sagte der Führer unvorsichtigerweise: „jetz kimp a schiachs Trumm, da leidt's koan Schwindel“: alsbald bogen wir um eine Felsennase und vor uns lag ein knapp mannsbreiter Pfad über schlüpfrig Gestein, links die senkrecht aufsteigende Wand und rechts der viele hundert Meter tiefe Abgrund. Vorsichtig, die Linke in jede Vertiefung der Wand krallend, mit dem Bergstock bei jedem Schritt vorwärts erst den Fleck für den Aufsatz des Fußes prüfend und die Augen streng gerade aus gerichtet, gingen wir schweigend: der Führer voran, der Rheinländer in der Mitte, ich zuletzt. Ausdrücklich hatte der Führer uns gewarnt nach rechts in die Tiefe zu blicken. Den Maler aber reizte es unwiderstehlich: da von unten herauf rauschte das Tosen eines Wasserfalls: den mußte er sehen. Er blickte hinab und

— mit lautem Schrei ließ er sich langsam nach vorn auf das Antlitz nieder gleiten, vom Schwindel, von Todesangst ergriffen. Daß er dabei nicht hinab stürzte, war schier ein Wunder: denn sein Leib ragte nach rechts fast über den Steig hinaus. Der Führer blieb erschrocken stehen und wandte halb den Kopf: ich aber wäre um eines Hares Breite gefallen, denn ich hatte den Fuß schon erhoben zum Schritt auf die Stelle, wo nun mein Vormann lag. Vergebens drangen wir minutenlang — und eine Minute ist lang in solcher Erregung! — mit Bitten und Drohen in den vor Todesangst Weinenden und Schluchzenden, er möge sich doch langsam wieder aufrichten und die wenigen Schritte an der Wand hin vollenden: denn seine und besonders meine Lage war so nicht lange zu ertragen: der Führer freilich hätte ja nur nöthig gehabt, gerade aus zu gehen: aber der Wackere dachte nicht daran, auch nicht als ich ihm das vorschlug, Leute zu Hilfe zu holen.

„Die können nit helfen,“ meinte er, „Ka ja nur

Dans stehn. Und bis i zrück war, wart ihr alle zwoa derfalln.“ Für den Augenblick war ich freilich am Schlimmsten daran: von Umkehren war gar keine Rede: dazu war kein Raum, ohne Zweifel hätte mich bei der Wendung der Schwindel hinuntergerissen: der Maler beschwor mich dann, über seinen Leib hinweg vorwärts zu schreiten und mit dem Führer zusammen Leute, Hilfe zu holen. Aber ich hatte das bestimmte Gefühl: so wie ich auf den Menschenleib trete, rührt der sich, ich rutsche und stürze nach rechts hinab. Es war eine recht arge Lage: mir klopfte das Herz zum Springen: auch war ich nach etwa neun Stunden Steigen müde: meine Kniee zitterten, meine Waden-muskeln schmerzten: ich spürte, ich werde nicht lange so unbeweglich aufrecht stehen können. Und der Un-glücksmensch war durch nichts, nicht durch Flehen, nicht durch Schelten zu bewegen sich aufzurichten: er wäre auch nun, in solchem Schwindelgrauen einmal gefangen, sehr leicht abgestürzt. Endlich kam der Führer auf einen Einfall, einen Vorschlag, den der Aermste, ob-

zwar mit äußerstem Widerstreben, annahm: ich und der Führer wir sollten uns in die Kniee niederlassen, der Führer den Liegenden bei den Händen nachziehen, ich ihn an den Füßen vorwärts schieben.

„In Gottes Namen denn,“ stöhnte der Mann.

„Ja, in Gotts Nam',“ wiederholte der Führer. „Denn leicht derfallen wir uns auf de Art alledrei.“

Und es erschütterte mich doch mächtig, als nun der starke und muthige Mann da vor mir, bevor er sich in die Kniee niederkauerte, mit lauter, überlauter Stimme in dieser schauerlichen Einsamkeit von Firneis und von Fels ein Vaterunser zum Himmel hinauf sprach! „Sondern erlös uns von dem Uebel. Amen!“ So schließt das Gebet in der katholischen Fassung. Es war schön, ergreifend. — Ich: — ich konnte ja nicht beten! Es mußte auch so gehn — mit Zusammenbeißen der Zähne. Ich dachte noch rasch an ein par liebe Menschen und ließ mich sacht in die wankenden Kniee sinken: — ich hoffte nicht, wieder aufzustehen. Aber zum Glück war die Strecke nur ganz kurz: nach

wenigen Minuten, nach kurzem Ziehen des Führers, der freilich das Beste that, und Schieben von mir — ich hatte den Bergstock in der Rechten dabei wagerecht über den Liegenden hingestreckt — erreichte der Führer alsbald eine so breite Stelle, daß er den Gezogenen nach links hin, wo nun eine Buchtung des Felsens zurücksprang, von dem Abgrund hinweg zerren konnte und der Weg für mich frei ward: nun hatte auch ich die Ausbuchtung erreicht: ich wollte aufstehen: aber die Kniee versagten, ich knickte wieder zusammen und lag ausgestreckt neben dem Maler, der nun aus seinem Schluchzen im Gefühl des geretteten Lebens auf einmal in ein krampfhaftes, gellendes Lachen ausbrach, das noch viel unheimlicher zu hören war, als vorher das Schluchzen. Erst nach geraumer Zeit und nach manchem Schluck Enzian aus der Flasche des Führers brachte uns dieser wieder auf die Beine. Der Arme bat uns, lachend und weinend durcheinander, gar oft um Verzeihung. Was war da zu verzeihen! Es war ein Krankheitsanfall. Aber ich

gelobte mir, niemehr mit einem Unbekannten zu wandern, dessen Schwindelfreiheit mir unerprobt. Das war die einzige Gefahr, deren ich mich entsinne aus der Zeit meiner „Bergfexerei“ (aber dies Wort war damals noch nicht erfunden).

X.

Aus diesen Wanderfahrten in den Bergen wäre noch Manches zu erzählen: Stimmungsvolles, Tiefdichterisches, Mythologisches[1]), auch manches Lustige. Nur ein Stücklein der letzteren Art. Noch als Gymnasiisten zogen wir drei, Engert, Greiß und ich, einmal in der herbstlichen Freizeit über die Grenze bei Kufstein ins Tirol. Die Cholera herrschte in München: die besorgten Aeltern hatten mir eine gewaltige Flasche voll einer — angeblichen! — Arzenei wider die Seuche mitgegeben und eingeschärft, davon bei den geringsten Anzeichen von Erkrankung zu nehmen. Selbstverständlich hatte ich von dem dunkelrothen Gebräu gekostet, ehe die Flasche dem Widerwilligen wohl verkorkt in

---

[1]) Ueber den Feuerzipfel auf dem Kesselberg s. Band III und einstweilen Bausteine I. Berlin 1879. S. 86 f.

das Ränzlein gesteckt ward: es schmeckte schauerlich! Niederträchtig bitter und zugleich zum Erbrechen reizend! Ein österreichischer Mauthner bei Kufstein — meist waren und sind die Herren ja recht artig und verständig — hatte uns drei harm- und güterlose junge Bürschlein gar unartig und unanständig drangsalirt und aufgehalten, zuletzt war er sackgrob geworden. Wir schworen ihm Rache. Als wir nach einigen Tagen wieder die Grenze erreichten und nun nach Baiern zurückwollten, hatte ich das üble Gesäuf in eine der Schoppenflaschen umgefüllt, in welchen der Tirolerwein verkauft wird. Er bemerkte uns, wie wir auf der Landstraße heran kamen, und trat mißgünstig hinüber zu seinen baierischen Amtsgenossen, eifrig in diese hinein sprechend, nicht zu unsern Gunsten, so vermutheten wir scharfsinnig.

Ich that nun, — in voller Sehweite der Beamten — als ob ich gar ängstlich die Weinflasche verstecken wollte: ich zog sie aus dem Ränzel und barg sie in der Seitentasche meines über der Schulter

getragenen Ueberziehers. Barsch fuhren uns, verhetzt von dem argen Tiroler, die baierischen Landsleute an, fragten eindringlich, ob wir nichts Zollpflichtiges mit uns führten? Wir verneinten und öffneten unsere Ranzen: während nun die Baiern diese durchstöberten und nichts fanden, rief unser Widersacher: „Ja, aber der da — der Jüngste — der hot 'en Wein. I hob's g'segen, wie er'n versteckt hot. Do! In dem Taschl! Do hommers scho.“ Und er zog die Schoppenflasche siegfrohlockend aus ihrem Versteck. Und er zeigte sie den Baiern und sprach: „Jetzt straft's es nu glei. Schmuggeln ham's wolln. Is dös eppa koa Wein, du Krauskopfeder?“ Ich zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht. Uebrigens — versuchen Sie's.“

Das ließ sich der Mann des Gesetzes nicht zweimal sagen: — er hielt die durchsichtige Flasche gegen das Licht: — wie rother Tiroler funkelte das Naß: — er öffnete, that einen mächtigen Gewalt-

schluck und — schrie laut auf und spuckte und nieste und schnitt gar arge Gesichter und schalt gar ungefüg auf die „Lausbuben". Ich aber sprach: „ich sagte ja nicht, daß es Wein sei. Behalten Sie die Neige zum Andenken." Und entsprang in den Graben auf baierischer Seite. Und harmlos zerbrach am Baum der Allee die nachgeschleuderte Flasche. Wir aber nannten den Erbosten den Polyphem von Kufstein. —

Einmal fand eine solche Wanderung hübschen Abschluß.

Wieder waren wir drei — Engert, Greiß und ich — bis über Innsbruck hinaus gedrungen — mit ganz unwahrscheinlich wenig Gulden. (Ich möchte einen unserer pomadeduftenden, forsch-feuchten Helden, — die mit 18 Jahren bereits „repräsentiren" müssen in fliederfarbenen Handschuhen: aber einen Satz aus Cäsar übersetzen können sie nicht und von Kant oder Herder oder Jakob Grimm wissen sie kaum von Hörensagen — einmal in der Lodenjoppe

mit dem schweren Rucksack und den Nagelschuhen auf solche Wanderung schicken): aber auf dem Rückweg ging uns bei aller Sparsamkeit „das Trumm aus", wie man an der Isar spricht. Wegemüde, staubig kamen wir an warmem Oktobertag zu später Nachmittagsstunde an in dem fliegengesegneten Wirthshaus von Peiß: noch war ein starkes Stück Weges auf der öden Landstraße zurück zu legen: wir verlangten lechzend nach Labung. Allein nach sorgfältiger Absuchung der wollengestrickten Geldbeutel und der Westentaschen fand sich nur ein Gesammtbarbestand von $1^1/_2$ Kreuzern mehr: und die Halbe kostete doch auch damals schon 3! Ach, das war hart! Die junge Wirthstochter lugte aus der Gangthüre in den leeren Garten, in welchem der Herbstwind die welken Blätter umher trieb.

Ich erschaute einen Augenblick ihr hübsches, lebenslustistrahlendes Gesichtel.

„Soll ich's wagen?" sagte ich. „Die glaubt uns." („Pumpen", „anpumpen" waren mir nie vernommene

Wörter und — Odhin dem Wunsch sei Dank! — ich habe die Begriffe in der Anwendung niemals thätig, nur leidend [letzteres aber in mehr als erwünschtem Umfang!] kennen gelernt.)

„Jawohl,“ sagten die Beiden, „du bist der Jüngste.“

„Und der Durstigste!“ schloß ich.

Ich schritt also auf die schalkhaft auf der Schwelle sich Wiegende zu, lüpfte die Kappe, geschmückt mit dem braungoldnen Buchenlaub, und sprach: „Vieledle Jungfrau! Wir sind drei wackre Gesellen, haben großen Durst auf eine Halbe, aber alle drei zusammen nur sechs Pfennige. Wir bitten schön — und ich als der Jüngste und leider der Durstigste bin zum Sprecher erkoren — geben Sie uns Credit für die andern sechs Pfennige. Wir schicken sie morgen gewiß! Unsere Aeltern sind . . . mein Vater ist“ . . .

„Jatz hörst auf mit Dein Geschmalk, du talketer Bua! I that dir no mehr geben als e Halbe.“

Sprachs, drehte sich auf dem Absatz, Röcklein

flatterte, Zöpflein flog: sie verschwand in dem Keller und gleich darauf brachte uns drei schäumende Maß(!)-Krüge — schmutzstarrend der scheußliche Hausknecht. Ich sah sie nie mehr, die „freundliche Frille“.

Ich schickte ihr am andern Tag durch die Post [— selbst hinaus zu gehen wäre mir sündhafteste Zeitverschwendung und zugleich „Untreue“ gegen Didosa erschienen: denn gefallen hatte mir die Blondgezopfte doch! —] 6 + 6 + 6 Kreuzer mit — Visitenkarten hatten damals die Gymnasiisten noch nicht! — einer Zeile des Dankes und meinem Namen. Ich erhielt das Geld zurück in ein Zettelchen gewickelt: darauf stand mit Bleistift gekritzelt: „O du viel talketer Bue!“

Ich war sechzehn Jahre alt.

Das war mein bedenklichstes Abenteuer, mein verwogenster Schritt in Frau Minnes Gehegen, ja, mein einziger von 1834 bis viel später. O mein Gott! Was war ich doch für ein „talketer Bue!“

XI.

Das Schwergewicht meiner Erinnerungen an das baierische Bergland fällt nun aber in den Chiemgau: Alles zusammengezählt wird die Zeit, die ich auf seinen Eilanden und an seinen Ufern verbrachte, erheblich mehr als ein Jahr meines Lebens ausfüllen: ich stelle hier alle diese Eindrücke und Aufenthalte zusammen, zurückgreifend bis in die frühe Kindheit, vorgreifend bis in die letzte Münchener Zeit, bis etwa 1862.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre, daß der Chiemsee, insbesondere aber dessen so überaus reizvolle Fraueninsel erst „entdeckt“ wurde: — wenigstens für die Münchener. Junge Landschafter vor Allem, später dann auch Schriftsteller waren es, welche auf der Suche nach neuen Stoffen für Bild,

Lied oder Erzählung von der Hauptstadt aus in jene damals noch gar nicht so leicht erreichbare Ostmark gelangten. Sind es doch 23 Poststunden — ich weiß es genau: woher? wird sich zeigen — von München bis Weißham, der dem See nächsten Poststation, von wo aus man dann bald am Nordwestufer, der Fraueninsel gegenüber, erreicht den Weiler Gstad, von wannen uns die „Huberin“ (die Fergin, würde Geibel sagen) oder häufiger nur deren Einbaum — wir steuerten und ruderten selbst — in etwa einer halben Stunde nach dem lindengrünen Eiland hinüber brachte. Die Post konnten Maler, Dichter, Studenten nicht bezahlen: der Stellwagen — ein unglaublich alterthümliches, unbequemes, langes, schmales, hartsitziges, federnloses, holperndes und rüttelndes Beförderungsmittel, — ging nur bis Rosenheim auf der uralten Rosenheimer Landstraße über Sauerlach und Peiß (nach Anagni dem fliegenreichsten Ort, den ich auf dem Erdball kennen gelernt habe, s. oben S. 214): das war höchst langweilig und unerquicklich und für

die knappbemessenen Reisegelder jener Jugend auch noch theuer. So waren denn die jungen Maler, nachdem König Ludwig I. das Kunstleben in der bis dahin so wenig belebten Isarstadt geweckt hatte, erst ganz allmälig und so zu sagen von ungefähr an und auf den mächtigen See dort im Vorland der Ostalpen gelangt: wie sie nachgerade die Wanderschritte über Rosenheim und den Simsee hinaus gen Prien im Süden, gen Seebruck im Norden geführt hatten.

Auf der Fraueninsel zählten zu den frühesten Ankömmlingen die jungen Maler Max Haushofer, Karl Ruben und Friedrich Lentner, Maler und Poet dazu. Diese konnten sich nun gar nicht ersättigen des Staunens über die unschilderbare Poesie, welche über das kleine, bis dahin den Gebildeten nahezu völlig unbekannte Eiland ausgegossen war. Von dieser Poesie bald mehr: aber auch die Prosa auf der Insel d. h. die Verköstigung, wie Karl Buttervogel sagt, und deren unglaubliche Wohlfeilheit war für unsere

Art von Reisenden sehr schätzenswerth. Noch ein Jahrzehnt später, nachdem durch die starke Nachfrage die Preise gestiegen waren, betrug das Tagegeld für Maler, Studenten, Gymnasisten und dergleichen leichtbeutelige Gäste 15 Kreuzer, also etwa 40 Pfennige! Dafür erhielten wir ein wackeres Bett, manchmal allein im Zimmer, höchstens selbdritt, morgens Kafe, Butter und Weißbrod nach Belieben: — allerdings waren Seine Hochfaulheit der Herr Bäckermeister nicht zu bewegen, öfter als einmal, höchstens auf vieles Bitten zweimal in der Woche zu backen, und die von der Huberin über den See geführten Semmeln von Weißham waren auch meist gut abgelagert! —

Mittag gab es Suppe, zweierlei Fleisch mit Zukost und Mehlspeise: (— so reichlich, daß sogar die unglaublich weiten Magen der Landschafter gefüllt wurden: — ob es bei denen in der Kunst liegt? Mit Staunen sahen wir Andern ihnen zu: Einer hieß der Knödelgeier, weil ihm einmal 10 fast faust-

große Leberknödel auf Einen Mittag waren nachgerechnet worden), nach Mittags Kafe, Abends zwei Gerichte. Und das Alles, vortrefflich bereitet, kostete (für uns junge Wandervögel) nicht 50 Pfennige. Und als die prächtige Wirthin, Frau Dumbser, einmal den Versuch machte, 18 Kreuzer von uns zu erheben, da gingen wir nicht etwa in „Ausstand", sondern in hellen Haufen, zu 20 etwa, brachen wir in ihre Küche, umringten sie, setzten uns auf den (kalten) Herd, ergriffen ihre Pfannen, ihre Trichter, ihre Tiegel und Töpfe, machten damit einen Riesenlärm, tanzten um sie her, ergriffen sie und schwangen sie so lang in ungesuchtem Reigen, bis sie jammernd und lachend versprach, es solle bei den 15 Kreuzern bewenden.

Die gute alte Frau Dumbser! Wie sie es in den letzten Jahren fertig brachte, das stattliche Riegelhäubchen auf dem kahlen Scheitel mit den zwei Strähnen weißen Hares zu festigen, war uns ein Gegenstand nie befriedigter Neugier. Wie müt-

terlich wohlwollend blickte sie aus ihren hellen runden Augen auf uns „unnütze Buben“, wie sie auch die voll ausgewachsenen Maler nannte! Ihr Gatte war das Muster eines oberbaierischen Wirthes: nicht sehr gesprächig, ruhig, aber merksam auf Alles und, verlangte es also der Gang der Gestirne oder die Ordnung in seinem Wirthszimmer, von einer Grobheit und Stärke, wie Asa-Thôrr! Ich sah es mit Augen, wie er den rothen Fritz, den einzigen Branntweinsäufer auf der Insel und einen der häufigst hinausgeworfenen Menschen, die ich kenne, dem er längst sein Wirthshaus verboten hatte (was freilich auf jenem Eiland ähnlich wirkte wie etwa auf Island die Friedlosigkeit oder die römische aquae et igni interdictio!), bei abermaligem Eindringen wagrecht auf seine beiden riesenstarken Arme legte und ihn, den Kopf voraus, durch das ganz schmale und niedre Fenster in das Freie hinaus schoß wie der Bäcker einen Laib Brod in den Ofen schießt: da der Schießer sich nicht vorher die Zeit genommen, das Fenster zu

öffnen, gab es klirrende Scheiben und blutige Backen.

Das wackere Wirthspar hatte nur Einen Sohn, Cajetan, mit dem ich gar oft zum Jagen zog, z. B. auf den Entenfall lange vor Sonnenaufgang in der Sommernacht: die Schilderungen nächtlicher Stunden in Wald und Schilf, oder des langsam empordämmernden Sonnenaufstiegs am See oder Flußufer, wie ich sie in „Attila" und den „Batavern" (Weleda) gebracht, stammen aus den Eindrücken jener Fahrten auf dem Chiemsee und in dessen Ufergehölzen. Auch das Fischen „auf der Hachel" lehrte er mich: die Hachel ist eine Stelle im See zwischen der Frauen- und der Krautinsel, von höchst beträchtlicher Tiefe, wo auf dem Seegrund unten im Sommer und Herbst ungezählte Völker von Fischen, zumeist Bürschlinge, (Barsch, Krätzer: perca fluviatilis) standen: nicht ganz leicht war es, genau die rechte, nicht gar umfangreiche Stelle zu finden: das Kreuz der Klosterkirche von Frauenwörth mußte in gerader Linie stehen zur

hohlen Weide auf der Krautinsel. Nachdem ich das einmal gelernt, fuhr ich im Einbaum ganz allein hinaus und festigte diesen auf dem Platz durch einen schweren Stein, den man angeseilt an Statt eines Ankers hinab ließ: man fischte mit der Fingerleine, d. h. ohne Angelruthe und ohne Kork: der Hamen, mit Leber oder Würmern beködert, ward an viel klafterlanger Schnur, die um den rechten Zeigefinger gewunden war, hinabgelassen bis auf den Seegrund: es war recht spannend zu harren, bis ein Riß an der Schnur andeutete, der Fisch wolle „mit dem Hamen fahren": — dann ein rascher kräftiger Ruck: — stets in der der Bewegung des Fisches entgegengesetzten Richtung — und nun hurtig die lange, lange Schnur mit der Linken aufgehaspelt, während die Rechte nie den Fang „locker werden" lassen durfte. Welche Freude, spürte man an dem Gewicht, an dem Widerstand des Fisches, dessen stattliche Größe! Welcher Verdruß, ward die Schnur plötzlich „leicht" d. h. hatte sich der Fisch während des Aufhaspelns los gemacht.

Zuweilen nahm ich nun zur Hilfe bei dem „Ankern“, auch wohl bei dem Anködern und Abhaken (d. h. Ablösen des Fisches von dem Hamen) einen etwa 7jährigen Buben mit, den Gürtler-Franzl, einen der häufigen Knaben des Fischers an dem Ostufer des Eilandes, in dem höchst malerisch am dunkelfederblüthigen Schilf gelegenen Häuslein, an dessen Pforte ein steinerner, aus dem Seegrund aufgefischter Heiliger Wache hält. (Scheffel hat das so schön behandelt, Frau Aventiure, S. 126.)

Einmal hatte der Fisch ganz besonders stark gerissen, in eigenartig schnellender Bewegung: das Gewicht war gar schwer bei'm Aufzug: Bürschlinge von 2 Pfund und mehr waren nicht selten in der Hachel: allein dies schien ein kleiner Walfisch! Franzl merkte wohl, wie stramm die Schnur sich straffte, noch bevor ich die Schwere rühmte, klopfenden Herzens, voll Sorge, ob ich den Fang auch bis in den Kahn fördern würde: der Bub stand hinter mir mit weit offnen Augen. Glücklich gelangs: schon sah ich die

dunkle Masse durch das Wasser: — nun hob ich den Fisch über Bord: da warf sich Franzl laut schreiend auf sein Antlitz auf den Boden des Botes: „Der Teifi, der Teifi!“ schrie er. „Jesses Maria und Josef! Der Teifi!“

Ich hatte alle Mühe, ihn zu überzeugen, daß wir nicht den Teufel aus der Tiefe gezogen hatten, wie etwa Thörr die Midhgardhschlange, sondern eine prachtvolle, dreipfundige Ruthe, die glänzend schwarz und schlangenähnlich, allerdings einem gewöhnlichen Fische nicht gleich sieht. Guter Franzl! Seither hat er viel tausendmal mehr Fische gefangen denn ich, darunter wohl auch viele „Teifi“: denn er folgte dem Vater im Gewerbe nach. Und nun ruht er schon lang unter dem grünen Rasen auf dem höchst poetischen kleinen Friedhof der Insel.

Meist lag ich allein auf der Hachel: zu jeder Stunde des Tages, vom Morgengrauen bis in die einbrechende Nacht: es war gar gut dort träumen, von den Wellen leise gewiegt, aber nicht von Anker

getrieben; oft hab' ich den ganzen langen Sommertag von der Hora bis zum Ave Maria Läuten da draußen in dem Einbaum verbracht, See und Ufer und die fernen Berge in jeder wechselnder Beleuchtung und Stimmung bestaunend: zumal eben, wann der Fisch „lass“ biß. Aber vor dem Ausbruch eines Gewitters, mit Leber ködernd, fing ich einmal in einer Stunde 72 Krätzer: — also in der Minute mehr als Einen.

Mit Cajetan schoß ich auch meinen ersten und einzigen Rehbock im Walde zwischen Breitbrunn und Seebruck: er fiel im Feuer: aber ich sah hinzueilend das wunderschöne brechende Auge auf mich gerichtet: — ich mußte meiner Hanni denken und die Rehe hatten fortab von mir Friede. (Meine Böcke schoß ich fortab an meinem Schreibtisch.) Aber Raubvögel aller Art, auch Reiher, Enten und (wider das Verbot!) manche Möve schoß ich im Schilf oder im Uferwald des Südwestgestades an, oder auch, was streng verpönt war, auf dem See! Dann galt es rasch da-

von steuern, rief der Schuß den „Fischkasler“ d. h. den allein zum Abkauf der Fische berechtigten Pächter auf einem flinken Kahn zur Verfolgung der „Seeräuber“ herbei! Auch große Fische, zumeist Hechte, die sich im Seicht nahe dem Ufer sonnten, schliefen oder lauerten, lernte ich nach einiger Uebung — es ist nicht leicht, die täuschende Strahlenbrechung des spiegelnden Wassers richtig zu berechnen — sicher treffen. Aber den Pelican, der, aus dem Mittelmeer hierher verschlagen, geraume Zeit zu bitterer Klage der Fischer von der Krautinsel aus, wo er aufzubäumen pflegte, furchtbare Verheerungen unter den erstaunten Chiemsee-Einwohnern anrichtete, den berühmten Pelican des Chiemsees sollte nicht ich erlegen, sondern ein Reiferer: der Professor Ruben, der eine Eidam der Dumbserischen.

Cajetan, der leider früh verstarb, hatte keinen Bruder, aber mehrere sehr hübsche und reichbegabte Schwestern: die beiden hervorragenden Entdecker der Fraueninsel, die Landschafter Max Haushofer und

der Historien- und Genremaler Karl Ruben, heiratheten zwei davon und wurden dadurch auf dem Eiland so heimisch, daß sie viele Jahrzehnte hindurch die herbstliche Freizeit mit ihren Frauen und bald mit ihren Kindern hier verbrachten: jener war Professor an der Akademie zu Prag, dieser Professor, später Director der Wiener Akademie geworden. An das immerhin kühne Wagniß solcher Verbindung — denn bei aller Begabung hatten die Mädchen doch gleichwohl nur den Unterricht in der Nonnenschule der Insel erhalten können — knüpft sich die Dorfgeschichte von Berthold Auerbach, die „Frau Professorin", welche, als „Lorle" von Frau Birch-Pfeiffer in ein Schauspiel umgearbeitet, so unzählige Male die Menschen gerührt hat.

Allein der große Unterschied zwischen Leben und Dichtung besteht hier darin, daß es — merkwürdiger- und ausnahmsweise! — im Leben diesmal viel besser und erfreulicher gedieh als in der Dichtung:

beide Ehen wurden und blieben vollendet glücklich, da die beiden Frauen in ihrer reichen Begabung an der Seite ihrer hochbedeutenden Männer alsbald nach jeder Richtung deren Bildung entsprechende und gesellschaftliche Formen sich aneigneten.

XII.

Wie viel verdanke ich diesen beiden Familien, den Aeltern und den Kindern, zumal den Haushofers, welche länger und häufiger mit mir zusammen auf der Insel weilten! Professor Haushofer, ein ganz prächtiger deutscher Mann, voll Tiefe des Gemüths und der Empfindung, ein glühender Vaterlandsfreund, der sich an den lieben Tschechen zu Prag elend zu ärgern hatte, bis er die Professur aufgab und seine Tage im trauten München beschloß, hatte mir von Anbeginn eine väterliche Neigung zugewendet: er hatte mich gar lieb und gerade deßhalb ließ er es in seinem kernigen, trockenen Humor an so mancher wohlverdienten Zurechtweisung meines überspannten, hochsentimentalen, verträumten Wesens nicht fehlen: mit einem kurzen, schlagenden Witzwort aus seinem

kerngesunden Realismus heraus wirkte er in dieser Richtung eindringsamer auf mich als alles Andre. Wenn er, vermöge unvergleichlichen Ansehens, das ihn krönte, thatsächlich der König des Eilands, im Dumbserhaus in der Thüre des großen Wirthszimmers (in welchem jeder Stand: Fischer, Bauer, Handwerker und Maler, denen wir Gymnasisten und Studenten uns anschließen durften, seinen Stammtisch und darüber, von der Decke herabschwebend, sein Wahrzeichen hatte), gegen den Pfosten gelehnt, die kurze Pfeife schief im Mund, aus seinen dunkeln Augen spöttisch auf mich zwinkerte, — dann wußte ich schon: „jetzt kommt aus diesem Mund ein Pfeil geflogen, der sitzt.“ Aber wie lieb hatte ich ihn dafür! Ich spürte unwillkürlich, daß diese spröde, männliche, rauhe Herbe, dieser lachfrohe Humor das rechte Gegengift war wider meine überzarte, überweiche Art und krankhaft schwermüthige Verträumtheit. Und wahrlich, besuchte ich ihn an seiner Staffelei in dem stattlichen, luftigen, hohen Sal des höchst

malerischen Tuchmacherhäusels, — dann sah man mit Augen, welch' tiefe und zarte Poesie in der so rauhen Schale steckte des Mannes, der scheinbar für Poesie nur Spott und Hohn hatte. Die unvergleichbare Poesie des Chiemsees hat nur in den Bildern Haushofers vollen Ausdruck gefunden, wie die des Dachauer Moses in den Zwengauerschen.

Der unermüdlich Fleißige hat diesen seinen geliebten See, die von ihm entdeckte Insel, die ganze Landschaft, in welcher er die seinem Genius günstigste Stoffwelt und in seiner Frau Anna das Glück seines Lebens gefunden, in allen Zeiten des Jahres und des Tages dargestellt in zahllosen Bildern, großen und kleinen: in gewaltigen Maßen den stürmenden Weitsee, der die weißkammigen Wellen an die Nordspitze des Eilands schleudert: in kleinen Cabinetsstücken irgend ein altes morsches Fischerhüttlein mit seinen Netzen an dem Zaune des Vorgartens, zumeist aber und am schönsten den wunderbaren Abend auf dem Westufer des Festlandes vom Kloster aus gesehen,

wann die Sonne hinter den dunkeln Tannenwipfeln gerade versunken war und nun ein sattes leuchtendes Gelb in langen Streifen wagerecht über dem Walde sich hinzog: gar oft saß ich in solcher Stunde tief versteckt, daß mich auch die Kameraden nicht finden konnten, in einer der alten Weiden auf dem „Frauengang" hart vor der Klostermauer und hielt den Athem an zu lauschen: wann dann, ganz leis ersterbend, die Welle im sanften Abendwind die Kiesel raschelnd an das Ufer schob, wann nur die scheue Fledermaus noch durch die Dämmerung strich und aus dem uralten Klosterthurm herab die ernste, tiefstimmige Glocke das Ave Maria durch die Lüfte hallte, wann nun der letzte Hauch klingend und schwingend über den See hin verschwebte — dann athmete und lebte ich Poesie und brauchte sie nicht zu dichten!

Uebrigens hat diese Abendgebetsstimmung auf dem Chiemsee auch durch Ruben trefflichen Ausdruck gefunden in dem Bild „Ave Maria", und Scheffel hat sein herrliches Gedicht in Frau Aventiure (Stutt-

gart 1863, S. 186) hier erlebt, nicht auf dem Traunsee, wohin er es nur des übrigen Zusammenhanges willen verlegen mußte.

Die Bilder von Haushofer, Ruben, Heinlein, Zwengauer, wie gerne schaue ich sie immer wieder in der Neuen Pinakothek! Die „Modernen" belächeln sie. Freilich: jene Kunstwerke haben einen unverzeihlichen Fehler: sie sind schön! Und heutzutage gilt als Wahrspruch der Kunst der lügnerische Hexenspruch: „schön ist häßlich, häßlich schön."

Ja, das war „Poesie" damals auf der Fraueninsel!

Wie sehnte ich mich jedes Sommerhalbjahr seit 1850 aus der Stadt hierher! Stark duftender Fenchel umsäumte den Weg von der Anlände der Insel am Westufer bis zu dem Wirthshause: für immer — auch jetzt noch, da ich das schreibe — steigt mir bei der Vorstellung „Herbstferien" die Erinnerung an diesen Fenchelgeruch in die Nase.

Als ganz kleines Kind schon war ich einmal

auf der Insel: das Wirthshaus war überfüllt, die guten Nonnen nahmen das Kind und die Mutter für ein par Nächte in das Kloster auf: ich rieche noch jetzt den Weihrauchduft in jenem Schlafsal, ich bewundere noch die zierlichen Hirschlein und Rehlein, welche, aus Wachs geformt, unter einem Glassturz auf der „Commode" standen neben den vielen gemachten Blumen und neben den Heiligen aus Wachs.

Später, in der Lateinschul- und in der Gymnasial-Zeit, ward dann die Fraueninsel der Herbst für Herbst aufgesuchte Standort für Ausflüge in die Nähe und in die Ferne. Mit fieberhafter Spannung, etwa wie früher die Weihnachtbescheerung, ward der erste Tag der Freiheit herbeigesehnt. Dreimal hab' ich, zweimal mit Greiß und Engert, den Weg von 23 Poststunden an Einem Tage zu Fuß zurückgelegt: Engert und ich wir brachen noch bei Sternenschein (am 26. August) morgens um 2 Uhr von der Königinstraße auf, holten Julius von seinem Haus an der Rosenheimerlandstraße ab und nun gings über diese

staubige und viele Stunden so reizlose Straße dahin — ein mäßiges Vergnügen, das ich jetzt nicht genießen möchte. Und doch — wie jauchzte dabei die junge Brust! Jeder Begegnende ward angesprochen, in jedes Wässerlein liefen wir barfuß hinein — ein gutes Mittel, die müden Füße zu erfrischen. Gegen Mittag gelangten wir nach Rosenheim: da wurde nicht etwa eingekehrt, sondern vor dem Markt, im hohen Grase gelagert, verzehrten wir das mitgetragene belegte Brod. Nachts zwischen zehn und elf Uhr erreichten wir Gstad, klopften die alte Huberin aus dem Schlaf und fuhren dann selbst in dem mir anvertrauten Einbaum hinüber nach der Insel, wo wir die Maler gerade bei dem letzten Glase Bier noch antrafen.

XIII.

Selbstverständlich lernte ich „Einbaum“ [1]) und „Plette“ tüchtig steuern und rudern: oft habe ich allein im Einbaum bei rasendem Nordsturm, der gewaltige Wellen den Weitsee herauf wälzte, die Insel umfahren, was an dem Schwabenzipfel, dem spitz zulaufenden Nordende, alsdann nicht eben leicht war, von dem Mezger-Steg ausgehend und von Süden wieder dahin zurück gelangend. Höchst malerisch macht sich Stellung und Bewegung des aufrecht an dem Gransen stehenden zugleich steuernden und rudernden Fergen: es will geübt sein, stets

[1]) Aus einer einzigen Eiche gebrannt und gehauen, vorn spitz zulaufend, hinten abgestumpft, ziemlich hoch, schwer, mit erheblichem Tiefgang: — dagegen die Plette (offenbar von Platt, flach) niedrig, breit, aus leichtestem Holz gezimmert, mit plattem Bauch und möglichst geringem Wasserdruck.

durch einen leichten Gegendruck des breiten Steuers zu verhindern, daß das Schiff aus der Richtung gerathe und im Kreise sich drehe. Gar anmuthig war es zu schauen, wie meine Schwester Constanze oder ihre Freundin Minna, die Tochter des Malers Boshard, später die Schwiegertochter Haushofers, zwei hoch und schlank gewachsene Mädchen, im schwarzen Mieder und mit den weißen Hemdärmeln, das Steuer in dieser Weise kräftig und muthig führten. Gute, tapfere Minna Haushofer! Wie oft sah ich dich so über den See dahin steuern! Nun bist du uns voraus gefahren in jene dunkle Bucht, die uns allen entgegen harret. —

Allmälig wurden mir die beiden heranwachsenden Söhne Haushofers, Karl und Max, obzwar erheblich jünger, gar liebe Gesellen zu Land und zumal zu Wasser. Es ist unglaublich, was wir auf letzterem Element wagten, und ein wahres Wunder, daß uns Frau Ran nicht einmal zu sich hinunter zog! Grundsätzlich wurden die beiden kraftstrotzenden

Buben schonungslos abgehärtet und sie gediehen danach. Ganz anständig sahen sie aus kamen sie von Prag her an: wann sie aber nach vielen Wochen des Insellebens, nachdem sie den ganzen Tag bei jedem Wind und Wetter und im sengenden Sonnenschein ohne Kopfbedeckung, ohne Jacke, Weste und Halstuch, in Hemd und Hose, sehr gern auch ohne Schuhe auf dem See oder in den Wäldern des Westufers, oder mit den Rohrdommeln in den Sümpfen der Feldwies gehaust hatten, abreisten, — dann glichen sie weniger k. k. Gymnasiasten als schwarzbraunen See- und Waldteufeln — was sie ja auch waren. Sie waren viel härter, wilder, tollkühner als ich. Nachdem sie von ihrem Vater den Ankauf eines alten Schiffes erbettelt, das als höchst seeuntüchtig von den Fischern aufgegeben war, flickten und zimmerten sie es wieder nothdürftig zurecht: und nun ward die Haushofer Plätte mit der schwarzen Piraten-Flagge alsbald „das Schrecken aller Meere“, zumal aber der Obst-Anger der Eilande und der Gestade von Prien

bis Seebruck, von Chieming bis Gstad! Wahrlich nicht durch Nothstand entschuldigt: — Mutter Dumbser ließ weder die Enkel noch mich hungern — übten wir Mundraub an allen Küsten: auf der unbewohnten, nur von Kohlhäuptern, Rübengestalten und Erdäpfeln bevölkerten Krautinsel trieben wir es am ärgsten. Bei Sturm und Unwetter, wann ganz gewiß die Fischer und Bauern der Fraueninsel nicht ausfuhren, sauste unser Segeldrache gen Westsüdwest: wir landeten an sandiger Bucht, zogen das Schiff unter die bergenden Ufer-Weiden und nun begann das schonungslose „Heeren" auf dem öden Holm: sogar die gelben Rüben aßen wir, machten ein gewaltig Feuer nahe der Schutzhütte — die darüber einmal ins Brennen kam — und brieten uns die gestohlenen Erdäpfel. Gestohlen war übrigens auch an dem Raubschiff alles mit Ausnahme des Bretterbaues selbst: gestohlen in lieblicher Monden-Nacht („per amica silentia lunae") aus dem Gstader Wald — jetzt mag es herauskommen — der Forstfrevel

ist verjährt, wie der viel ärgere des heiligen Bonifatius an jener Eiche zu Geismar — die schlanke junge Tanne, welche in die durchlochte Mittelbank als Mast gesteckt wurde, gestohlen sowohl das dreieckige lateinische als das viereckige germanische Segel,[1]) mit denen wir wagliche Fahrten thaten: alte Küchenhandtücher und Leintücher, ja selbst „heimeliche" Gewande der guten Großmutter Dumbser (schanierlich zu sagen), mit langen, langen Stichen heimlich von „Max und Moritz" (nein Karl!) zusammengenäht, blähten sich nun stolz an der aus der Holzlege des Herrn Lehrers gestohlenen Rah. Freilich, ein wenig mürbe war dies wettergraue Segelzeug und das Nähwerk von den Buben nur schlampig: viel Chiemseewasser mußte ich einmal deßhalb schlucken. Wieder einmal waren wir — gegen das strenge Verbot der

---

[1]) Das Eine war ursprünglich eine gewaltige „deutsche" d. h. schwarz-roth-goldne Fahne: im Frühjahr 1848 auf dem Thurm aufgesteckt, hatte sie nach dem Scheitern der Bewegung auf einen Wink aus dem königlichen Landgericht zu Trostberg verschwinden müssen!

Alten! — bei rasendem Nordsturm — alle Fischerkähne hatten schleunig Land gesucht — ohne Ahnung unserer „muntwalte“ in See gestochen von den Weiden am Frauengang aus und pfeilgeschwind schossen wir in dem leichten Gezimmer über die weiß schäumigen Wellenkämme dahin, gradaus gen Süden auf die „grüne Insel“ zu, die freilich mit der Sanct Albans nur den Reichthum an Kartoffeln gemein hat: Karl führte das Steuer, Max ruderte, ich hielt das Tau des bis zum Platzen von dem Sturme gefüllten und weitbauchig geblähten Segels: es war, ich muß es sagen, eine tolle Fahrt: mir schwindelte, in solch sausender Eile schossen wir vor dem Sturme dahin, von den rasenden Wellen gejagt, dem fliegenden Holländer vergleichbar: außer auf dem Orient-Expreßzug bin ich im Leben nie so rasch gereist wie damals zwischen Frauenwörth und „Kraut-wörth“. Wie mit Wotans Wind sausen wir dahin. Schon war das Norduſer der Krautinsel — glücklicherweise! — ziemlich nahe: da — ein Windstoß stärker

16*

als alle zuvor — ritsch, ratsch! Das Segeltau, in den Saum des Segels eingenäht, hatte dieses morsche Linnen von unten bis oben zerrissen: — nach rechts flatterten die Fetzen von der Rah, nach links flog ich in Folge des jähen Ruckes über den flachen Rand ins Wasser: ich schwamm mit der Linken und den Füßen, aber das Seil ließ ich nicht aus der Rechten, obwohl der schlanke Mast sich bis zum Brechen bog, und so halb von dem von Wellen und Ruder fortgetriebenen Schiff geschleift, halb schwimmend, erreichte ich das nicht mehr ferne Ufer. So naß bin ich in meinem Leben nicht wieder geworden. Denn in den Kleidern schwimmend hat man das Gefühl des Nassen viel empfindlicher denn in der angeborenen Nacktheit.

XIV.

Noch gar manche hübsche und für die Art des Verkehrs in dem Dumbser'schen Hause bezeichnende Geschichte wäre zu erzählen.

Bei uns jungen Leuten, Malern und Studenten, war die erregte Einbildung stets auf Außerordentliches gerichtet: nichts Außergewöhnliches würde uns überrascht haben. Im Gegentheil: es überraschte uns eigentlich, daß nichts Ueberraschendes, Unbegreifliches geschah. Und es verdroß uns ein wenig: denn wir waren so eifrig darauf gerichtet, das Ueberwältigende, Unerklärliche zu empfangen. Zumal ich leistete darin wohl starkes: meines väterlichen Freundes Haushofer liebevoller Spott — denn er liebte mich, obwohl er sich's niemals durch ein weiches Wort merken ließ! — traf mich deßhalb gar oft und wohl verdient.

So saßen wir eines Abends spät wieder einmal um den Malertisch in der Schänkstube; ich ermüdete den Professor, der auch gründlichste naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, durch unablässige Fragen über die Erdbildung im Allgemeinen und die des Chiemgaus im Besondern. Vulcanische Erscheinungen mit Erdbeben beschäftigten mich lebhaft und immer wieder fragte ich, ob denn nicht, wie ehemals, auch heute noch solche Dinge vorkommen könnten? „Es müßte doch sehr anziehend sein,“ meinte ich.

„Ich danke,“ erwiderte der Professor, „das mußt Du Dir schon vergehen lassen. Heutzutage hier ein Erdbeben! — So unmöglich, als daß plötzlich hier im Zimmer Bierbank und Biergläser das Beben kriegen.“ —

Im selben Augenblick, — ein dumpfes Rollen und fernes Krachen, — flogen wir sämmtlich von den Bänken in die Höhe, die Zinndeckel unserer Halben klirrten — wir alle schnellten empor: aus der Küche stürzten die Mädchen erschrocken in das Gastzimmer:

„die Erde bebt!" „der jüngste Tag!" schrieen sie. „Das Haus hat g'wackelt: es fällt uns über dem Kopf zusammen."

„Wenn ihr so schreit, dann freilich," sagte der Professor, allein von uns allen ruhig bleibend.

„Du hast zwar immer mehr Glück als Verstand, o Felix: aber so viel Schwein, daß Dir zu lieb die Erde bebt, hast Du doch wohl nicht. Exeamus und sehen wir zu, was der Natur passirt ist."

Wir eilten nun hinaus: — Alles ruhig: — der Stoß wiederholte sich nicht: — wir gingen hinab bis an den Wirthssteg: — der See war spiegelglatt.

„Und ich wette, es war doch kein Erdbeben," sagte der Professor. „Ich will mir Deine drei neuesten Balladen hintereinander vorlesen lassen, o Jüngling, war es eins."

Es war keines gewesen: eine Pulvermühle bei Rosenheim war in die Luft gegangen, die Erschütte-

rung hatte merkwürdigerweise bis in das seeum-gürtete Eiland gewirkt.

Er hatte Recht behalten, wie immer. Aber nun bat er sich aus — als Siegespreis —, daß ich ihm die Balladen doch vorlesen mußte, der Gute, Geduldige! —

XV.

Auch ein andermal gab er uns die Erklärung einer unerklärten, von uns eifrig als „Phantasma" in Anspruch genommene Erscheinung. Als wir Studenten wieder einmal im Herbst auf die Insel kamen, empfingen uns die Eiland-Leute und auch die städtischen Gäste — Haushofers waren noch nicht da — mit der allgemein auf das hartnäckigste vertretenen Behauptung, in der Klosterkirche spuke es nächtlicher Weile: sie werde von Geistern taghell erleuchtet, und eile man hinein, so sei sie leer und der Glanz verschwunden.

Selbstverständlich machten wir jungen Aufklärlinge die schnödesten Witze über den Aberglauben der Insulaner, z. B. der beiden nicht verheiratheten Dumbsertöchter Toni und Euphrosyne (ja! ja! so hieß sie!),

welche uns die Antworten im schönsten, zumal stärksten Altbaierisch nicht schuldig blieben: aber auch griechisch uns heimzuleuchten hatte Haushofer seine griechische Schwäherin Euphrosyne gelehrt: παιδάρια φθειρικά nannte uns auf sein Anstiften die Ahnungslose: und wir hüteten uns, sie durch Uebersetzung aufzuklären. Ganz giftig wurden sie, meinten wir, es seien wohl die Nönnlein voriger Zeiten, welche zu lustig gelebt und nun zur Strafe wie in Robert dem Teufel nachts ihre Ballfeste mit den Herrenchiemseer Mönchen fortsetzen müßten: denn die Sage von dem unterseeischen Gang, der die beiden zwiegeschlechtigen Klöster sollte verbunden haben, ließen sich die Eilandleute nicht ausreden.

Eines Abends spät saßen wir nun wieder einmal — die Haushofers waren jetzt eingetroffen — am Biertisch: da stürmte Euphrosyne herein, der sausenden Iris vergleichbar, und rief durch das Gewölk von Tabaksqualm: „So, ihr gar gscheiten, jetzt könnt' es selber sehn, daß d' Kirch ganz licht is.“

„Dann wird wohl einer mit einem Licht darin sein!“ meinten wir, verstockt, mit schnödem Hohn, eilten aber doch alle hinaus, an der Wirthslinde und der Klostergartenmauer voran auf den kleinen Friedhof, von dem man die Längsseite der alten Kirche überschaut.

Es war im übrigen dunkle Nacht: aber die feine Mondsichel warf zuweilen ein wechselndes Licht durch die ziehenden Wolken.

Richtig! Ohne Zweifel! Aus einem der Kirchenfenster glänzte sehr stark, aus einem andern schwächer, ein ganz eigenartiges Licht, wie ich es nie gesehen: grünlich, gelbweiß, etwa wie wenn viele tausend Johanniskäferchen auf einmal ihr Licht ausstrahlten. Die Kirchenthüre war fest verschlossen.

Der Professor übernahm nun die Führung des Unternehmens zur Aufklärung des Spuks oder Betruges: er gliederte uns in drei Haufen, einem (dazu zählte ich) befahl er, stehen zu bleiben auf der Stelle, von der aus man — es war keineswegs auf

dem ganzen Friedhof der Fall — die Lichterscheinung wahrnahm: Andere sandte er aus, den Herrn Lehrer (und Meßner) zu wecken und ihn um die Kirchenschlüssel zu bitten: er selbst hielt mit Etlichen die Thüre in Acht, zu verhüten, das der „Geist“ einstweilen heraus wische und in der Dunkelheit verschwebe.

Alles ging nach Befehl.

Der Lehrer, aus dem Schlafe geweckt (wie oft habe ich mit dem Krummfuß auf der Hachel gefischt!), brachte selbst die Schlüssel, war gar nicht erstaunt über das Geisterlicht, schloß auf und sagte voraus, daß wir die Kirche leer und — ganz dunkel finden würden.

Und also war's.

Haushofer und seine Schar löste uns nun ab: — er sah jetzt, von unserem Platz zwischen den Gräbern aus, die Fenster erleuchtet und wir, sofort hinein gestürmt, fanden den Raum leer und dunkel.

Nun großes — recht lautes! — Frohlocken Euphrosynens und ihrer Genossinnen ob ihres Sieges über uns Gstudirte und Ungläubige; — unter uns

langes Rathen und Reden noch Stunden lang, sonder andern Erfolg als den starken Verbrauchs des (übrigens schauderhaften) Dumbserischen Bieres.

Nur der Professor schwieg. —

Am andern Tage rief er uns, sobald es dunkel geworden, in sein Zimmer: da leuchtete es auf seinem Tisch genau so wie gestern in der Geisterkirche: er hatte unvermerkt mit dem Messer ein par Spähne des uralten Fensterrahmens abgelöst und bei Tageslicht untersucht: es stellte sich (d. h. ihm, nicht uns) heraus, daß es altes Morschholz war, das im Dunkel leuchtete.

Es freute uns παίδια φθειρικά lebhaft, daß der Kluge zwar uns, aber nicht seine schönnamige Schwäherin überzeugen konnte; sie glaubt wohl heute noch an das Geisterlicht: — die Beneidenswerthe!

Die „Haushoferbuben“ und ich — wir sind gute Freunde geblieben bis heute: beide sind längst hochtönende Professoren an dem Münchener Polytechnicum. (S. den Anhang.)

XVI.

Wie alle Dinge am lieben Chiemsee vor etwa vierzig Jahren, war auch recht idyllisch die dortige königlich bairische Post, richtiger gesagt, die Briefbestellung!

Diese hatte den ganzen Reiz des Unberechenbaren, des Sprunghaften, des schalkhaft Neckischen. Zwar ging eine Rechtssage unter dem Inselvolk, nach uralter Satzung habe die Huberin von Gstad die auf der Post zu Weißham einlaufenden Briefe für das Eiland über den See zu bringen: allein über die Frage, wie oft im Laufe des Monats diese Frohn fällig sei, gingen die Aussagen der rechtsweisesten Greise weit auseinander: und war ein sicheres Weisthum nicht zu erforschen.

Daß die „Bötin“ nur um der dummen Briefe

willen in See stach, war ihr nicht anzusinnen. Sie wartete also, bis irgend eine wirklich wichtige Sache z. B. der Verkauf ihrer Eier, sie ohnehin zu Dumbsers rief. Und scheute sie auch nicht hohen Wellengang, — den Regen scheute sie arg wegen ihres Gliederreißens: auch sonst hielt sie ein Unwohlsein gar oft zu Hause. Die Weltgeschichte wartete dann so lange. Haushofer meinte, schalten die jungen Maler über den Ausstand der Post: „seid froh! Was für euch ankommt sind doch nur Rechnungen.“

Manchmal aber riß uns die Geduld: wir schoben den Drachen (mit dem Segel weiblicher Herkunft) in die blaue Fluth und ruderten wuthentbrannt gen Gstad, der säumigen Iris von etlichen sechzig Jahren die Briefschaften abzufordern. Oft erwiderte sie dann in Seelenruhe: „ja, die liegn no in Weißham!“ Sofort eilten wir von Gstad nach Weißham auf die Post.

„Die Post ist zu,“ sagte zum Empfang lächelnd die Kellnerin.

„Was? Um 4 Uhr nach Mittag? Wo ist der Herr Expeditor?“

Der Herr Expeditor! Er war gar nicht. Vielmehr besorgte statt des Herrn Postmeisters die Post Urschi, die Kuhmagd.

Sie war der Herr Expeditor und hieß so.

„Der Expeditor melkt grad im Kuhstall.“

„Himmelherrgottsacra! Wo ist der Postschlüssel?“

„Sie hat ihn in der Taschn.“

„San denn gestern koan Briaf kema?“

„A ganzer Haufn.“

„Ja, wo sans denn?“

„Sie hat's in der Taschn. Es hat no koa Zeit ghabt, daß es ausananda klaubt hätt.“

Also stürmten wir in den Kuhstall.

Dort saß die Expeditrix und molk in guter Ruh.

„Herr Urschi! Fräulein Expeditor! Unsere Brief!“

„Da! kennt es außi ziagn.“

Sprachs und erhob sich ein wenig von dem Melkstuhl. Da lagen die Briefe! Zwischen dem Sitz

des Melkstuhls und den (nun erhobenen) Falten des Rockes: als lebender Briefbeschwerer hatte sie die Liebesseufzer der Geliebten der jungen Maler belastet. Aber die grünlichgelb-flüssigen Flecken der Umschläge — dieselbe Farbe, welche den Boden des Kuhstalls vor der Reinigung überzieht[1]) — verriethen, daß der Stuhl auch wohl gelegentlich umgeworfen worden.

Diese gemüthliche Ausübung der Posthoheit zu Weißham ward in meiner Erfahrung nur noch erreicht zu Bellagio am schönen Comersee. Dorthin hatte ich im Jahre 1874 aus Königsberg alle Sendungen von mehreren Wochen für mich, auch eingeschriebene, ferner Druckberichtigungen mit Handschriften postlagernd bestellt: recht Wichtiges war darunter. Mehrere Versuche, in die Post zu dringen zu den verschiedensten Tageszeiten, scheiterten: das Fräulein, welches im Namen des ausonischen Königreichs hier

---

[1]) Anmerkung des Setzers. Wenn das nun noch nicht „naturalistisch" ist! Man riecht förmlich den Kuhstall aus den Worten! Und der Verfasser muß sich Idealist schelten lassen!

der Post waltete, — ein Kind von 14—15 Jahren — hatte viel anziehendere Beschäftigungen. Endlich erwischte ich sie: die bisher immer verschlossne Thür ließ sich öffnen: — aber Dio mio! Auf Gehör konnte ich billigerweise nicht hoffen: der Canarienvogel des Fräulein Posthalter war dem Käfig entwischt und hielt sich umher flatternd in so hohen Luftschichten, daß die kleine Signorina ihn zu erhaschen keinerlei Aussicht hatte.

Ich bin geduldig: lange, recht lange, sah ich dem Vogelfang ohne Erfolg zu, obwohl ich in dem Postfach der firma in posta unter „D" einen ganzen Haufen Briefe liegen sah. Endlich schloß ich einen Vertrag mit der schwarzäugigen Rosetta: ich verpflichtete mich, ihr den Canari einzufangen — denn daß ich vorher keinerlei Recht hatte, Expeditionsleistungen von ihr zu verlangen, das sah ich selbst ein: — auf meine ersten schüchternen Versuche, sie zu unterbrechen, hatte sie geantwortet mit einem vorwurfsvollen „Ma!" — wogegen sie sich anheischig

machte, mir sofort nach Einfangung des Lieblings ohne weitere Schwierigkeiten das Fach D zur Selbst-auslese meiner Briefe zu überlassen. Ja, es ist ein Heiliges um Recht und Vertrag. Ohne jenen Vertrag hätte wahrscheinlich noch heute Rosetta nicht ihren Vogel und ich nicht meine Briefe! —

XVII.

Aber zurück in den Chiemgau!

So vertraut ich mit dem lieben See war zu allen Stunden des Tages und der Nacht und so sicher ich mich auf die viel geübte Steuerkunde verlassen konnte und verließ, — einmal erlebte ich doch ein par Augenblicke nicht der Furcht, — denn jede Gefahr war ausgeschlossen — aber des lähmenden Grauens.

Ein Bekannter war von Gstad am Nachmittag nach der Insel zu Besuch gekommen: auf meine Bitten beschloß er, den Abend mit mir zu verbringen: er ließ die alte Huberin zurückfahren: ich versprach, ihn nach dem Abendessen in unserer „Pletten" nach Hause — nach Gstad hinüber — zu bringen.

Und so geschah's.

Um elf Uhr etwa stießen wir von dem Wirthshaussteg ab — (wie ich mißtrauischen Gemüthern vorbeugend versichere, beide hecht-nüchtern: die beiden einzigen, ganz leichten „Diridari“ meines Lebens sollen in dieser wahrhaftigen Geschichte ihrer Zeit nicht verschwiegen werden! —): der See war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich: ich steuerte, der Andre ruderte: in höchstens 25 Minuten mußte das andre Ufer erreicht sein: freilich, man sah dasselbe nicht: denn es war eine so pechrabenschwarze Sommernacht, wie ich sie weder vorher noch nachher gesehen: weder Mond noch Sterne zeigten sich und es brannte auch nirgend mehr, soweit das Auge — nach allen Richtungen — reichte, ein Licht: die Bauern, die oft um 2 Uhr morgens schon aufstehen und an die harte Arbeit müssen, haben nicht die widernatürliche Gewohnheit des Großstädters, die Nacht zum Tage zu machen.

So umgab uns denn unterscheidungsloses, undurchdringbares Dunkel oben am Himmel und um uns her auf der völlig regungslosen Wasserfläche.

Ich steuerte anfangs und ruderte dabei zugleich mit dem gewöhnlichen Kraftaufwand, in dem herkömmlichen Zeitmaß: ebenso zog der Andere.

Wir plauderten. Allmälig verstummte der Andere. Auch ich schwieg. Es kam mir so seltsam vor: es währte so lange!

Wir sollten längst drüben sein, so dachte ich.

Auf die Uhr sehen war unmöglich. Keiner von uns rauchte, keiner von uns führte ein Streichholz bei sich. Ah bah, tüchtig ausgeholt und fest gezogen: — gleich mußte ja die Plätte auf den Ufersand schießen. Ich merkte, daß der Andere bereits viel hastiger, viel angestrengter ruderte. Nun that ich deßgleichen: ich zog und zog, daß mir alsbald der Schweiß auf der Stirne stand: — umsonst. Noch immer nicht drüben. Was konnte das sein? Vergeblich strengte ich die Augen an, das undurchdringbare Dunkel vor uns zu durchbohren: vergebens auch sah ich nach rückwärts, ob nicht die Umrisse der Insel mir die Richtung der Fahrt andeuteten.

Noch immer nicht am Land!

Sollte ich . . .? — Ich war doch pfeilgerad abgefahren und hatte den Kahn stets in gerader Richtung gehalten — aber freilich! Das konnte ich ja nicht wissen! Fehlte es doch, seit wir abgestoßen, an jedem Anhaltspunkt für das Auge! Sollte ich, ohne es zu merken, statt gradaus, steuerbords gefahren sein? Dann trieben wir in den Weitsee: — und dann konnten wir, auch falls wir uns nicht im Kreis herumdrehten, die ganze Nacht rudern müssen, bis wir etwa Seebruck am Nordende erreichten: — der See ist 18 Kilometer lang, von der Fraueninsel bis Seebruck sind es gewiß 10 Kilometer: — oder falls wir, in dieser Finsterniß, auf die Klippen bei Chieming stießen? — Ah bah! Ich hatte ja immer gerad' aus gesteuert. Noch ein par herzhafte Ruderzüge und wir mußten drüben sein.

Ich zog aus Leibeskräften — hastig, leidenschaftlich: — ich sah nun einmal seitwärts auf die

schwarze, schweigende, ruhe Fläche: — da beschlich mich — ich leugne es nicht: — eisiges Grauen: das Schiff stand! Es stand! Nicht einen Zoll kam es vorwärts in dem Alles verhüllenden Schwarz, so weit ich ausholte, so stark ich zog: — ich und — ich merkte es nun! — noch hitziger, ängstlicher der Andere.

Das Schiff stand!

Mir schossen auf einmal durch mein Gehirn alle die Sagen von dem „gebannten Schiff", von dem Lebermeer, das kein Kiel durchschneiden mag: es sträubte sich mir das Har: das Unerklärliche entgeistert den Menschen. Selbstverständlich schalt ich mich zugleich im Stillen ob meiner tollen Einbildungen und ich hätte es um's Leben nicht dem Andern gesagt: — aber nun erst ergriff mich höchstes Entsetzen, als der mit einem tiefen Stöhnen das Ruder aus dem Wasser hob und mit bebender Stimme sprach:

„Felix! Was ist das? Das Schiff steht! Ich

rudere schon lang mit Verzweiflung: — wir kommen nicht vom Fleck!"

Mir graute: — also war es nicht nur meine verdrehte Phantasie. Aber ich ergrimmte nun in seltsamem Zorn über solchen Spuk.

„Ah sackra!" rief ich zurück. „Das wäre doch des Teufels!"

Und mit aller Kraft zog ich nochmal: — da! Wie willkommen war der wohlbekannte Ton! — da knirschte der Vorderkiel auf dem Ufersand, gleich darauf streifte die Backbordseite schürfend durch Schilf: — „das Schiff stand": aber nun nicht auf offener See, sondern neben dem Steg der Huberin: — pfeilgerad hatte ich gesteuert. Jedoch wir hatten beide die Bewegung vom Orte weg nicht wahrnehmen können, weil ja dem Auge jeder Maßstab fehlte.

Recht froh, des dummen, aber grauenhaft wirkenden Zaubers ledig zu sein, sprangen wir an's Land und nach kurzer Rast fuhr ich allein zurück, nun der erprobten Richtigkeit meines Curses wieder voll ver-

trauend: nach der Heimkehr sah ich sofort auf die Uhr: — im Leben nie hatte ich so kurze Zeit zu der Doppelfahrt gebraucht, aber in der vollen Dunkelheit hatte ich die Fähigkeit, die Zeit wie den Raum abzumessen, verloren.

XVIII.

Hatte diese Fahrt zwar nicht Furcht, aber doch ein par Augenblicke des Grauens gebracht, so darf ich von einem andern Seeabenteuer, das nicht ganz ungefährlich war, versichern, daß es mir auch nicht ein Kleines von Bestürzung erregte.

Ich war eines heißen Augustabends nach langer Fußwanderung von Traunstein her in Allaching am Nordende des Sees angelangt und wollte noch die Fraueninsel erreichen; der Eigenthümer des einzigen Einbaums, der damals in dem „Hafen" von Allaching lag, kannte mich gut: er vertraute mir gern das „elende Werkzeug" (nach Maria Stuart) an: es war wirklich recht elend, viel geflickt, morsch und mosig; auch die beiden Ruder an den Schaufeln eingebrochen und in der Mitte durch die lange Reibung zwischen Wied

(weidengeflochtene Schlinge) und Schiffesrand ganz tief, tief eingekerbt. Als ich hinein sprang, warf der biedere Enkel des Alacho einen Blick gen Südwesten, der mir nicht entging und nicht gefiel.

„Kimmt's, moanst?“ sprach ich im Abstoßen.

„Es kimmt!“ erwiderte er, wandte sich und ging.

„Es“ war nämlich ein Hochgewitter, das im Südwesten zwischen Prien und Nieder-Aschau um die Kampenwand sich aufballte: — schwarz und bedrohsam sah es her: — aber es war noch sehr, sehr weit: und ich verstand, rasch zu fahren. Also frisch hinein in den Weitsee.

Nun, ich mach es kurz: ich fuhr rasch, aber Asa-Thôrr fuhr rascher. Auf einmal, mit nur wenigen krachenden Schlägen sein Nahen verkündend, war er da! Und wie war er da! In herrlicher Schrecklichkeit! Die Sonne verfinsterte ihren Schein, aber die grellrothen Zickzackblitze leuchteten fast unablässig über den grauschwarzen Himmel und den grünschwarzen See. Kaum je hatte ich einen

solchen Südwester erlebt. Gewaltig kamen die hochgethürmten Wogen heran, die weißmähnigen Rosse: gar oft riß der Sturm ihnen die Schaumkrone von dem Scheitel und warf sie weit schleudernd voraus. Dazu prasselte mir der sturmgepeitschte Regen in das Gesicht, daß es schmerzte.

Aber all' das machte mir nur den Eindruck hocherregender Freude: ich lachte, sang und schrie zuletzt in den Sturm hinein (wie es mich später unter dem Gekrach bei Sedan zwang, im Vorwärtslaufen vor fortreißender Freude gerade hinaus zu schreien). Von Gefahr war keine Rede: das wußte ich. Zwar schlugen unaufhörlich die hohen Wellen über den Vorderbug des Schiffes, den ich ihnen pfeilgerade und „unentwegt“ (hier paßt einmal das vielfach durch schiefe Anwendung gepeinigte Wort) entgegenhielt: das war die Hauptaufgabe, das Steuern: vorwärts kam ich dann schon langsam: aber wenn ich den wüthenden Wellen die Seite geboten hätte, wäre ich im Augenblick weit nach Ostnordost

fortgetragen, ja dann auch — aber nur dann — mit der Gefahr des Umschlagens bedroht gewesen: allein ich wußte, nie schlägt der Einbaum um, der gerade gen Wind geht: wohl stieg das hereingeschleuderte Wasser auf dem Boden so hoch, daß ich weit über die Knöchel darin stand: jedoch es mußte noch sehr lange steigen, bis der tiefe Einbaum zu sinken drohte, und bevor dies heran kam, — der „Schöpfer" lag neben mir — mußte ich eben „schöpfen", freilich einstweilen mich weit verschlagen lassen.

Allein daran war noch lange nicht zu denken: der Sturm stieg, der Seegang stieg und meine wilde Freude: damals entstanden die Verse — ich schrie sie dem Wind entgegen:

„Wie ein hungriger Wolf in den ächzenden Kahn
Kommt die heulende Welle gesprungen:
Ei heißa, wohlauf! In den wilden Orcan
Ein wilderes Lied gesungen." (S. den Anhang.)

Und ich kam wacker vorwärts. Schon sah ich die Nordspitze der Fraueninsel, die lange Zeit das Regen-

grau verhüllt hatte, deutlich vor mir: aber gerade hier verstärkte sich der Wogengang ganz gewaltig! Mit aller Gewalt wollte der Sturm mich abhalten, um den Schwabenzipfel herum zu gelangen, auf die Westseite der Insel, wo der Wirthshaussteg liegt: es schien mir auch nun mehr Westsüdwest denn Südwest: rasch hintereinander jagten hier die Wogen heran: — zwar nicht haushoch! dies ist auch für das Meer eine maßlose Uebertreibung — aber hoch, stark und zumal rasch genug, daß sie mir nahezu das Schiff doch seitswärts geschoben hätten — und dann fahr wohl Schwabenzipfel „auf die längere Zeit!" (So sagt man im Chiemgau.)

Mit aller Macht legte ich mich auf das Ruder — da! plötzlich ein Krach! Ich stürzte nach vorn — zum Glück nach vorn: ins Schiff, nicht seitwärts über Bord — das Ruder war an der eingekerbten Stelle gebrochen, die Schaufel rissen die Wellen fort, den Griff und den oberen Theil der Ruderstange hatte ich noch in der Hand: ich sprang auf: es

hatte sehr, sehr weh gethan. Man glaubt gar nicht wie hart baierisches Eichenholz ist, bis man mit Gesicht und Ellenbogen und Knie und Schienbein mit aller Gewalt darauf geschleudert wird. Ich verbiß den heftigen Schmerz: ich war recht böse auf Gott Donar, aber noch mehr auf den Hiesel von Allaching und seine abgeriebenen Ruder. Ich riß das zweite Ruder vom Boden auf, steckte es mit großer Mühe und nicht ohne die Gefahr, dabei kopf-über heraus geschleudert zu werden, in das Wied links vom Steuergransen und sah mit Ingrimm, wie weit ich in den wenigen Augenblicken der Widerstandslosigkeit abgetrieben worden war durch die Wellen, die nun selbstverständlich das Schiff seitlings gedreht hatten und triumphirend von West nach Ost hereinschlugen. Harte Arbeit kostete es, den Bug wieder gen Wind zu drehen: — ich war wohl auch nicht mehr ganz frisch, denn fünf Stunden hatte ich doch bereits gerudert: es wollte nicht gelingen.

Nochmal legte ich mich mit aller Kraft auf das

Ruder und zog — und wehe! Noch einmal flog ich in sausendem Fall vornüber: diesmal noch ärger geschleudert bis ganz vorn an die Spitze des Schiffes, wo ich mit beiden Händen gerade noch den Vordergransen faßte, eh' ich hinaus flog: diesmal war nicht das Ruder gebrochen, aber das rudermüde Wied war gerissen.

Ich raffte mich auf: — der zweite Fall schmerzte noch schärfer als der erste: — ich sah mich um nach einem zweiten Wied: — umsonst! Alle Ruderlöcher an den beiden Seiten waren leer, — ich tastete erregt herum: leer der Raum unter dem Vordergransen, wo man sonst solche Dinge birgt.

Ich war nun wehrlos dem empörten See preisgegeben. Schon war die Insel meinem Blick entrückt. Und erbarmungslos trieben die siegreichen Wogen mein armes entwaffnetes Schiff seitlings mit unglaublicher Geschwindigkeit nach Ostnordost.

Das war nicht gerade behaglich. Denn genau dort — bei Chieming — ragten die ganz nah an die

Seefläche reichenden Klippen, die allein wir fürchteten: auch ein starker Einbaum, der dorthin verschlagen ist, wird, so erzählten die Fischer, von der widerstreitenden Brandung so lange zwischen den scharfkantigen Kalkfelsen hin und her geschleudert, bis er zerbirst und sinkt. Und in diesem Falle versagte auch das letzte Mittel, das uns von jeher war zum Trost verkündet worden: schlug der Einbaum um, so ragte — vermöge der Gewichtsvertheilung — sein Hintergransen so hoch aus dem Wasser, daß Einer, auch zur Noth zwei darauf Platz fanden: es galt also in solchem Fall nur so lange zu schwimmen, bis man das Schiff wieder erreicht und jenen Hochtheil erklettert hatte. Das zu leisten traute ich mir zu. Aber wenn der Einbaum nicht umschlug, sondern sank in den Klippen von Chieming, dann war es aus bei meiner Schwimmkunst III. Classe und diesem Sturm.

All das ging mir blitzgeschwind durch den Kopf. Ich kann nicht sagen, daß es angenehm

war. Aber ich kann sagen, die kaltblütigste Ruhe verließ mich nicht, wie sie mich noch in gar mancher augenscheinlichsten Lebensgefahr nicht verlassen hat —: es ist nicht Eitelkeit, das zu sagen: ich würde das Gegentheil ebenso angeben (und einmal, bei einem drohenden Eisenbahnzusammenstoß vor Straßburg 1870, bedurfte es äußerster Anspannung des Willens, ruhig zu bleiben): es ist wohl zum Theil angeboren, zum Theil Ergebniß meiner entsagungsentschlossenen Weltanschauung und zum Theil anerzogen durch jene Selbstzucht, die, seit dem elften Jahre geübt und gesteigert, neben so vielen widernatürlichen und ungesunden doch auch eine gute Wirkung zu üben verpflichtet war.

Ich sah also ganz ruhig noch einmal nach der verschwundenen Insel aus: — dann in der Richtung nach Chieming: schon glaubte ich den spitzen Kirchthurm aus dem Regengrau auftauchen zu sehen: — ei, wie harscharf steuerten mich Wind und Wellen nach den Klippen von Chieming! Besser und

zumal verflucht geschwinder als ich nach dem Schwabenzipfel gesteuert hatte! Bei dieser Betrachtung merkte ich, daß mich fror. Die erhitzende Bewegung des Ruderns aus Leibeskraft hatte plötzlich aufgehört: in Schweiß gebadet war ich in das den Boden bedeckende Wasser gefallen: ich war patschnaß. Dieses Naß ärgerte mich: es sollte wenigstens nicht noch zunehmen. Und so ergriff ich den Schöpfer und schöpfte mit wahrer Wuth das bald fußhohe Wasser aus dem Kahn, schon befriedigt, weil ich doch etwas zu thun hatte und weil mich diese hastige Arbeit erwärmte. Dabei ging es freilich immer näher, mit teuflischer Behendigkeit, gen Chieming zu.

Da — auf einmal — das war keine Täuschung! — schlug etwas an mein Ohr: — das war nicht das Heulen des Sturmes, nicht das Plätschern der Wogen an meinem hilflos treibenden Kahn: — das war eine Menschenstimme, ein Zuruf! Ich sah scharf in der Richtung aus und gewahrte nun mehrere Schiffe, welche, bisher von Regen und Gewölk verhüllt, plötzlich

zwischen mir und dem Ufer sichtbar wurden: die Leute darin wiederholten ihren Zuruf: es waren Fischer von Chieming, die, gleich mir vom Sturm überrascht, nach Hause fuhren: sie hatten den an übler Stelle vor dem Winde treibenden Kahn bemerkt und sofort beigedreht, zu helfen: bald lagen sie an meiner Seite, seilten durch das Wiedloch hindurch meinen Einbaum an einen der ihrigen und schleppten mich so an den Chieminger Steg. Gar bald lag ich, der nassen Kleider ledig, in dem besten Bett des Wirthshauses und die gewaltige Wucht des unver meidlichen Federsackes — hart und schwer wie eine nicht „gegangene" Dampfnudel — sorgte für gehörige Erwärmung; den Einbaum versprachen die Fischer dem Hiesel nach Allaching zurück zu bringen; derselbe erzählte mir später, „gar hart hätten's ihm gredt," daß er mich mit nur Einer Wiede und einem halb durchgeriebenen Ruder habe gegen den Südwest über den Weitsee fahren lassen.

XIX.

Vom Chiemsee aus wurden allmälig die meisten Berge der Ostalpen bestiegen: am häufigsten, wohl ein dutzendmal, die zinnenstolze Kampenwand (s. den Anhang), zumeist von Aschau her: der so malerisch gezackte Berg bot keinerlei Schwierigkeit und, nach ganz leidlicher Nachtherberge in der Sennhütte, einen prachtvollen Blick bei Sonnenaufgang gen Norden über das ganze weite Chiemseebecken: — der See war oft von einer weißen Nebeldecke umflort, bis endlich die Sonne sie sieghaft zerriß — und gen Süden ins Tirol. Ja, auf der Einen scharfen Kante rittlings sitzend, das eine Bein gen Baiern, das andere gen Tirol gereckt, mochte man, nach links und rechts schauend, im Nordosten bereits des Morgenlichts, im Süden noch des Frühdämmers genießen:

denn die Sonne drang noch nicht über die Höhenkuppe nach.

Wundersam schön war es aber auch, einsam auf der Fraueninsel selbst zu träumen: hier entstand wohl das liebe Wort meines Scheffel:

„Still liegen und einsam sich sonnen ist auch eine tapfere Kunst.“

Zumal unter den uralten breitästigen Linden, auf dem Freiplatz neben dem Ziehbrunnen vor dem Wirthshause, war es gar wonnesam, um Pfingsten etwa, zu sinniren, umsummt von den ungezählten Bienen, welche die süß duftenden Dolden umschwärmten: wohl bis auf die Tage der Staufer gingen die ältesten Stämme hier und auf der zweiten weiter nördlich gelegnen Freiung zurück. Und die alte Klosterkirche mit ihrem schönen romanischen Portal aus der Karolingerzeit!

Und der Klostergarten mit seinen vorzüglichen Quitten dicht an der Mauer!

Oft saßen die jungen Maler und wir auf dem

Mauerdach zwischen den breitblättrigen Bäumen versteckt und lauerten, auch wohl gelegentlich eine der wohlduftenden Früchte brechend, bis die Nönnlein und die hier erzognen Welttöchter parweise von einer alten Schwester in den Garten zum Lustwandeln geführt wurden. Heilige Radegundis! Die „Lust" war dabei wohl schwach: denn sie kicherten immer gar angenehm überrascht, vermerkten sie einen der großen Vögel da oben in dem dichten Geäst: die jeweilige Verwalterin der Tugend hat uns nie entdeckt.

Aber in den „schlimmen Nonnen von Poitiers" steckt mehr als Eine der Nönnlein oder Klosterschülerinnen von Frauenwörth.

Einmal genoß ich bei einer Jagdfahrt einer herrlichen Schau.

Es war im September: vor Tagesgrauen war ich — allein — von der Fraueninsel gen Südwesten in das Schilficht gefahren, welches gerade gegenüber der Herreninsel das Westufer des Sees säumt und in welchem häufig bei Tagesan-

bruch der Reiher umher stelzte, sein Frühmahl zu erfischen. Ich lag verdeckt im Einbaum und spähte hinaus in das graue Gedämmer: — nur fern im Osten stieg allmälig ein Streif von fahlem Gelb empor: ich blickte über den vom Nebel überzognen Wasserspiegel hin, aus dem die Herreninsel dunkel aufragte mit ihrem damals noch so stolzen Wald. Da glaubte ich plötzlich aus Nebel und Wasser hervor ein ganzes Geschwader von tiefbraunen Kähnen, — Einbaumspitzen — auftauchen zu sehen: näher, gar rasch näher kam es gegen mich, gegen das Ufer, heran, wenig südlich unterhalb meines Botes: nein, das waren keine Schiffe. Aber was sonst? Ich spähte scharf aus: — Thiere waren's, hoch bekrönte —: nun konnt' ich's deutlich sehen: Hirsche waren's, ein ganzes Rudel!

Die stolzen, muthigen Thiere hatten es gewagt, von dem Eiland, in welchem sie sich doch wohl „in gelinder Haft" fühlen mochten, über den breiten See hin die Freiheit zu suchen. (Ich vernahm später,

daß dies nicht selten geschehen sei.) Die Schwimmer kamen nun in das Seichtwasser: schon fanden sie Grund: sie hielten jetzt: — mein wurden sie nicht gewahr, der hohe Einbaum verbarg mich den Aeugenden und der Wind strich von ihnen, von Osten her zu mir. — Und nun war es ein prachtvoller Anblick, wie sie schüttelten und rüttelten, die gekrönten Häupter ganz in den Nacken zurück biegend, das viele Wasser von sich abzuspritzen: nun war's genug und ruhig schritten sie, voran ein Vierzehnender als Führer, in wahrhaft königlichem Gang an's Land und verschwanden bald in dem dichten Ufergehölz.

Die Herreninsel! Wie schön war ihr Waldbestand an der rothen Wand! Wie lieblich war's in dem alten wohlgepflegten Klostergarten im hellen Mittags-Herbstsonnenschein zu wandeln, der seltnen Blumen sich zu freuen und der so verschiedenartigen Käfer, Fliegen, Mücken, Libellen, Glasflügler, Falter, die sich hier sonnten!

Ach, ich mag nicht mehr an das alte liebe

waldrauschende Eiland denken, seit der unselige, der geniale König hier einen seiner Träume ausgebaut hat. Ein Versailles, prunkvoller als das Ludwig XIV., auf der Waldinsel eines deutschen Sees!

Um ja nicht daran erinnert zu werden, daß er in seinem Baiernland, daß er auf dem Chiemsee, schloß er durch hohe Wandschirme den Blick auf das Herrlichste aus: auf See, Wald und Berge. Ein Canal durch das ehrwürdige Eiland geschnitten, — der Wald verhauen und ein zweites Versailles hier aufgerichtet! So oft ich noch nach diesen Aenderungen im nahen Prien verweilte, — keinen Fuß hab' ich mehr auf die Insel gesetzt. Aber von diesem König der Schmerzen später mehr! —

Selbstverständlich waren mir auch der Herreninsel Gestade nah vertraut: Jagd, Fischfang, Schifffahrt hatten mich gar oft dahin geführt. Wie staunte ich daher, als ich (etwa 1873) im fernen Königsberg vernahm, man habe dort an einer mir sehr wohl erinnerlichen Stelle — gar manchen Bürsch-

ling hatte ich dort herauf geholt — Pfahlbauten gefunden.

Ich hatte mich, seit 1866 in Würzburg und am Bodensee durch glückliche Zufälle mit reichem Stoffe versehen, ziemlich viel mit jenen feuchten Alterthümern befaßt,[1]) die man ja bald auf phönikische Handelsreisende, bald gar auf Germanen hat zurückführen wollen, hatte also einige Sachkenntniß.

Als ich demnächst wieder an den Chiemsee kam, forschte ich bei einem alten Fischer, der mich vor Jahren oft auf den Lachsfang mit der Schleppangel gefahren: „No," sagte ich, „jetz habt's es ja gar Pfahlbauten, — ganz altes Sach! — gfunden bei der Herreninsel."

„Jo, Jo!"

„Da muaß i do a mal hin fahren. Wo is denn dös?"

„Bei'n Dampfschiffsteg, rechter Hand."

---

[1]) Vergl. über Pfalbautheorien Bausteine I. Berlin 1879. S. 336.

„Was? Deselbigen Stempn kenn i guat. Aber does san ja . . .“

„Freili! Nix is dermit.“

„Dös san ja grad Stempn von alte Steg und für die Fischkräuter. Die san ja ganz jung.“

„Na, na! San scho hibsch alt. Is mei Vater selber derbei gwen als e Jungs, wie's es nei gschlagn ham. Und er hat ja koa Ruh gebn, der Stadtfrac, bis mer eam was Alts zoagt habn in Wasser. Die greßt Freid hat er ghabt dermit. No, wird wohl schö' sein: de Stempn san leicht siebenzig Johr alt.“

So können Pfahlbauten auch noch in unserem Jahrhundert entstehen.[1])

---

[1]) Es sollen übrigens später an anderen Stellen um Herrenwörth auch echte gefunden worden sein, zumal von Moritz Wagner.

XX.

In Regentagen hielt man sich in dem geräumigen Gastzimmer der Dumbserischen (oben S. 232) und versenkte sich gern immer wieder in die „Chronik", welche die ersten Entdecker der Insel angelegt und die Nachfolger dieser „Conquistadoren" Jahrzehnte lang in gleich sinniger Weise in Prosa, dann in allerlei Dichtwerk fortgeführt und mit köstlichen Zeichnungen ausgeziert hatten.

Der Begründer des stattlichen Bandes und Verfasser auch der meisten Fortsetzungen war der so überaus liebenswürdige, reich und manchfaltig — nur allzu manchfaltig! — begabte Josef Friedrich Lentner (s. Band I, S. 254), ein Freund unseres Hauses, dessen Vorarbeiten zur „Bavaria" später für mich eine Fundgrube von altbaierischer Volkskunde

werden sollten: er hat es reich um mich verdient, daß ich hier ein par Worte über ihn einfüge.

Dankbar, gerührten Herzens, gedenke ich des liebenswürdigen, blassen Dichters und Malers — denn in beiden Sätteln saß er gleich gerecht! — der aus seiner kranken Brust eine so gesunde Sprache geredet und aus wundem Herzen so frische, fröhliche Weisen und Bilder geschaffen, den sein lebendiger Sinn und sein unstätes Geschick so vielfach umhergetrieben im Lande und der, wie jener Zaubervogel unserer deutschen Sage, wo immer er einkehrte, eine schimmernde Goldfeder fallen ließ.

Seinem zu früh verstorbenen Freund Lentner hat Ludwig Steub durch die einfache, treue Erzählung seines Lebens ein Denkmal gesetzt, das dem überlebenden wie dem verstorbenen Freund gleich hoch zur Ehre gereicht. Mit warmer Liebe und mit feinfühlendem Verständniß hat Steub die gemüthselige Natur, die freundliche Eigenthümlichkeit des Verstorbenen dargestellt und gezeigt, daß auch in unserer

Zeit noch das Leben eines Dichters eine tiefpoetische, wenn auch schmerzliche Weihe tragen kann.

Unser harmloser, milder Lentner, der keiner Seele etwas zu Leide that, der kein anderes Bedürfniß hatte, als unter der warmen Sonne seines lieben Meran sein friedsames Leben zu fristen und in dem Land athmen zu dürfen, das er geliebt, verstanden und verherrlicht hat, wie wenig Andere, und dem das Schicksal auch diesen Wunsch versagt und das Leben so unnöthiger Weise verbittert hat, ihm zum Gram und seinen Quälern nicht zur Ehre —: das ist gewiß ein poetisches Bild, wenn auch mit wehmüthiger Färbung.

Das Schicksal bediente sich diesmal der Meraner Pfaffheit, welche dem frei und deutsch gesinnten Mann den Aufenthalt im Etschthal verleidete, dessen Luft für seine kranke Brust Lebensbedingung war: bald nachdem er Meran verlassen mußte, starb er.

Und doch ist Lentner nicht zu beklagen: es war ihm vergönnt, seinen poetischen Inhalt allüberall

reich und anmuthig auszuleben: es ist eine wahre Freude, ihm auf seinen Wanderzügen zu folgen und zu sehen, wie er überall, wohin er kommt mit Pinsel und Palette, mit Lied und Gedicht, eine Welt der Poesie um sich schafft, an alle Wände seine bunten Traumgestalten zeichnet und, der Philisterei zum Possen, in jedem Bauernhaus, in jeder Waldschenke, wo er einkehrt, das freie Zauberreich der Phantasie und des Gemüthes aufrichtet: er hatte eine gestaltende, man möchte sagen eine Verwaltungsbegabung für das Dichterische: er war ein Ceremonienmeister der Schönheit und hätte eigentlich im festreichen, freudelustigen Mittelalter zur Blüthezeit des deutschen Städtewesens als ehrsamer Festwart leben sollen: da hätte er Schaugepränge und Festzüge und Einholungen von Kaisern und Bischöfen angeordnet wie kein Anderer „mit allerlei Aufputz, nach Schick und Sinn geordnet, mit Teppichen, Fahnen und Rüstung, Wappenschildern und Laubwerk", wie er selbst einmal von der Festlichkeit schrieb, welche er zum

Empfang des Erzherzogs Johann in Meran angeordnet.

Dieser rege und empfängliche Sinn für das Schöne in allen seinen, wenn auch noch so leisen Aeußerungen, diese ämsige dichterische Werkthätigkeit und seine künstlerische Doppelart als Poet und Maler machten ihn auch trefflich geeignet, den schönen Gedanken des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Maximilian II., zu verwirklichen, nämlich — wie ihn Steub gut bezeichnet — „das altbaierische Volksthum zu inventarisiren“.

Von 1846 an wanderte Lentner, überall Bekanntschaft machend mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Landrichtern, mit Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Schnitterinnen und Näherinnen, durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und Niederbaiern, durch Baierisch-Schwaben, durch den baierischen Wald und einen Theil der Oberpfalz, um Alles zu sammeln, was das Volksleben bezeichnend darstellte: Lieder, Sagen, Volksglauben, Bauernregeln,

Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten, Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, so daß er, wie er schrieb, in allen jenen Gegenden hätte Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden können, ohne gegen Gebrauch und Sitte zu sündigen.

Diese Arbeit machte ihm hohe Freude: sie stimmte so ganz zu seiner Natur und Neigung. Denn das größte Verdienst Lentners ist, die Art und Weise des Bauernthums mit einer Liebe erfaßt, mit einer Feinheit und Tiefe durchdrungen zu haben, wie vor ihm kein Anderer —: die „Dorfgeschichten" Berthold Auerbachs sind erst nach den Lentner'schen Arbeiten erschienen.

Die Darstellung der derben und für unsere Empfindung oft bis zur Unverständlichkeit rauhen Art und daneben wieder der ergreifendsten Züge in dem süddeutschen Bauern, die Enträthselung der scheinbaren seelischen Widersprüche seines Wesens und

die Verherrlichung seiner treuen Einfalt und Gediegenheit neben der Schilderung seiner naiven Selbstsucht und Schlauheit: — dies ist das Gebiet, auf dem Lentner zu Hause, in welchem er Meister ist. Auf jene Sammlungen komme ich später (1857) zurück.

Voller Humor und zugleich voll ernster Poesie schilderte der fahrende Schüler, wie das Eiland unter den Klosterlinden mit seinen „Seefräulein“ — den Dumbser Mädeln! — zuerst von den abenteuernden Malern und Schreibern war entdeckt worden.

Gar mancher der Nachfahren führte Spruch, Geschichte, Dichtung und Malerei in der Chronik fort: das Köstlichste darin ist das prachtvolle Gedicht meines Scheffel: auch ich hab' ein par Strophen hinein gestiftet. (S. den Anhang.)

Wir werden Lentner später wieder treffen bei Meran in Schloß Lebenberg, das er auf das Sinnigste mit Bildern und Sprüchen schmückte und durch eine ungleich prächtiger angelegte Chronik verherrlichte. In der Folge ward das so fein und sinnig angelegte

Werk durch allerlei fade, rohe und unfläthige Eintragungen verunstaltet, so daß es fortab, von diesen Flecken nach Thunlichkeit gesäubert, aus der Wirthsstube entfernt und anderwärts verwahrt wurde.

In den späteren Jahren büßte die Insel für uns, die sie noch in jungfräulicher Einsamkeit gekannt, das Meiste von ihrem ursprünglichen Reiz ein: die Dumbsers starben, andere Wirthe zogen ein, die Haushofers und Rubens kamen jetzt nur noch selten; dafür ergoß sich, zumal seit Herstellung der Eisenbahn von München über Rosenheim bis Prien, der civis Monacensis vulgaris mit Weib und Kind in ungezählten Stücken auf und über das schmale Eiland, auch um der fabelhaften Billigkeit willen, welche nun freilich gar bald zur Fabel ward.

XXI.

Da mieden wir die Insel. Meine Mutter fand aber einen ganz herrlichen Ersatz für dieses verlorene Paradies: auf dem Westufer, oberhalb Gstad, auf einer schönen, beträchtlich hoch über dem Seeufer ragenden Freifläche von Kornfeldern und Wiesen lag der Einödhof Aisching: vielleicht ursprünglich Eichicht(?) und dann benannt von den herrlichen Eichen, welche die Höhenkrone schmückten; daß der Bauer „der Aischinger“ hieß, beweist nicht etwa, daß dies auf einen Stammvater Aischo zurück geht: der Bauer hieß eben nach dem Hof. Davon miethete sie den oberen Stock und hauste nun hier den Sommer über gar viele Jahre mit meinen jüngeren Geschwistern: oft sprach auch ich für längeres Verweilen zu.

Aisching hat ohne Frage die herrlichste Lage am

See: die Fraueninsel, gerade gegenüber, bildet den lieblichsten, reizvollsten Vordergrund: — bei ruhigem Wetter schien sie auf der spiegelglatten Fläche zu schwimmen, einer Seerose gleich! — die Wasserfläche gen Süden hin wird durch die kleine Krautinsel und die dunkeln Waldwipfel von Herrenwörth unterbrochen: über dem Frauenkloster, im Osten, und jenseit der Herreninsel im Süden ragen die Berge: zwar fern, aber desto wirkungsvoller in der Beleuchtung: welch wunderbare Sommerabende hab' ich hier erlebt, wann die Sonne hinter uns zu Golde ging und nun See, Inseln und Ostberge in allen denkbaren Farbenabstufungen — vom glühendsten Roth bis in das dunkle Veilchenblau hinein — leuchteten.

Thörigerweise macht man dem Chiemgau jene Entlegenheit der Berge zum Vorwurf: als ob nicht die malerische Schönheit wie der Eindruck auf die dichterische Einbildungskraft erheblich dadurch gesteigert wird, daß ein lieblicher Vordergrund mit allerlei belebenden Einzelheiten und Kleinreizen in der fernen

Bergkette den ernsten, umrahmenden Abschluß bildet. Hart am Fuß der Berge gewinnt man niemals ein ähnliches Bild und selten stimmungsvolle Beleuchtung: der Blick steil aufwärts wirkt prosaisch, schon weil er widernatürliche, angestrengte Kopfhaltung erheischt: der wagrechte Blick in die Ferne beschwichtet die Sehnsucht, die zugleich er immer wieder weckt. Deßhalb schlug ich später auch am Bodensee mein Lager nie auf der südlichen, der Schweizer-, sondern auf der nördlichen Seite zu Friedrichshafen auf, den See als Vorder- und Mittelgrund, die Alpenkette als Hintergrund zu gewinnen. Ebendeßhalb ist auch der Blick von Friedrichshafen aus so viel schöner als der von Lindau, wo man in schiefer Verschiebung des Bildes die Berge nur auf der linken Seite, nicht im Hintergrund, und auf der rechten Seite die nichtssagenden Flachufer hat.

Gar lieblich war es, vor dem stattlichen Hof auf dem weiten Wiesenanger — oder ganz besonders an dem etwas weiter nordwestlich gelegnen „rothen Kreuz“

— zu jeder Stunde des Tages und der Nacht der wechselnden Beleuchtungen von Berg, Land und See zu achten. Kurz war der Wiesenpfad hinab zu dem lockenden Bad im See[1]), nicht viel länger der Weg in den gen Südost in den See hinein vorspringenden Wald des Gans-Zipfels, der später leider heillos gelichtet, damals noch wirkliches Waldleben schauen, hören, einathmen ließ.

Gar lieblich war's, auf dem weißen Sand gelagert, so dicht am Ufersaum, daß die sanft hinsterbenden Wellen nahezu den Fuß erreichten, in die Wasserfläche hinaus zu träumen, wo die „Duck-Anteln" (Taucher-Enten: [anas fuligula?]) zutraulich ganz nahe bis an das Schilfseicht schwammen, indeß im

---

[1]) In dem ich, ähnlich Polykrates, nur ohne absichtliche Aufopferung, einen Ring in einem Jahr verlor, um ihn das Jahr darauf an derselben Stelle unter einem Steine, der mich — mahnend — an den Knöchel stieß, wieder zu finden; den gleichen Ring verlor ich später zu Würzburg im Ueberklettern einer Weinbergmauer unter fußhohem Steingeröll — was das besagen will, weiß nur der Kundige: eine Woche darauf brachte ihn mir der Winzer!

Rücken der Abendwind leise flüsternd durch die Tannenwipfel ging.

Ich muß — an Landseen und am Meer — immer sinniren, was wohl alles die rege Fluth mir von früher versunkenen Waffen oder Geräthen oder Gedenkzeichen in die Hand spülen könnte?[1] Und in den dunkeln Herbstnächten, welch Gelächter der Eulen hoch in den dunkeln Wipfeln: ganz nahe flogen sie oft über meinen Kopf dahin, daß ich den Hauch der bewegten Luft fühlte, aber keine Möglichkeit die leise Fliegenden zu hören oder zu sehen.

Die Bauersleute mit einem Rudel von Kindern waren prächtige Menschen, wahre Grundbilder („Typen") des gebirgsbaierischen Schlages: mit den derben Buben trieben wir uns um in Feld und Wald ganz wie diese selbst: die ältere heranblühende Tochter war so schön wie sonst nur Königstöchter in meinen Balladen zu sein pflegen. Dieses Bauernkind,

---

[1]) Vergleiche das Angespül der See, Bausteine I, S. 50, Berlin 1879.

das stundenlang barhäuptig im glühenden August ärndten half, hatte so blendend weiße Haut, daß die ängstlich überschirmten Stadtfräulein ihr hätten Neid tragen müssen. Die Meisten aber dieser starken Menschen starben früh: die Arbeit ist gar hart und die Seenebel, die feuchten Wiesen, das sumpfige Ufer erzeugen leicht Gliederreißen und „bösen Fluß".

Später gab meine Mutter die Miethwohnung im Aischingerhof auf und erbaute sich ein anmuthiges Landhäuslein bei Ernsdorf, nahe von Prien am Südufer des Sees, hart am Ausgang eines kleinen Waldschopfes auf ragender Höhe.

Der Blick aus den Fenstern auf die „Loferer" und die Kampenwand ist gar schön, ebenso der nach Norden auf den See, von dem man einen schmalen Streifen in allerdings höchst malerischer Umrahmung wahrnimmt: aber eben doch nur einen recht schmalen Streifen! Man soll nicht vergleichen: aber man vergleicht doch, unwillkürlich und unablässig, im ganzen Leben, die gegenwärtige Lust- oder Leidempfindung mit ähnlichen

der Vergangenheit von größerer oder minderer Stärke. Und so ist es der Vergleich mit dem großartigen Gesammtbild der weiten Land- und See-schaft, welches Aisching gewährte, mit dem reizvollen, aber abgestückelten Kleingemälde von Ernsdorf, der dessen Eindruck erheblich Abbruch thut.

XXII.

Dasselbe frühe Aussterben wie die Aischinger traf ein ander stattlich Geschlecht im Chiemgau: die Wöllkammerschen Wirthsleute in dem Gasthaus zu Seebruck an dem Nordende des Sees, da wo die tiefe Alz seinen Ausfluß bildet.

In späterer Zeit habe ich dort, in Seebruck, mehrere Jahre hintereinander die herbstliche Freizeit, 6—8 Wochen im August und September, verbracht. Wieder ein ganz andersartiger Reiz als auf der Fraueninsel und zu Aisching waltet hier: — aber wahrlich kein geringerer: die Lieblichkeit und Freundlichkeit jenes Eilands und der Eichenhöhe ward hier ersetzt durch eine großartige Melancholie, welche freilich auch ganz besonders paßte zu meinen Stim-

mungen jener Jahre (1858—1868), diese Schwermuth hätschelnd und steigernd.

Zwar im Umherwandeln unter den wenig zahlreichen Häuslein und Hüttlein des Dorfes bot sich dem Auge manches hübsche Idyll: allein das trat völlig zurück hinter den Eindrücken von — ich kann nur wiederholen — großartiger Melancholie.[1])

[1]) Freilich gebrach es auch dem Lebewesen dort nicht ganz an Humor: aber dafür hatte ich damals gar wenig Sinn! So war Folgendes spaßig. Die Verköstigung, die bei mir niemals eine Rolle wie bei Karl Buttervogel spielte, war bei dem besten Willen der vereinigten Kräfte des Wöllkammer'schen Hauses so — nun, sagen wir fleischabtödtend, daß es manchmal sogar mir zu mönchisch ward. „Will man im baierischen Gebirge gut essen, muß man nach Tirol gehen," sagte Ludwig Steub und er hatte Recht. Selbstverständlich verzehrten die etwa drei ständigen Gäste nicht viel auf einmal von dem unglücklichen Kalbe, das am Anfang einer Woche geschlachtet ward und nun in jenen reizvollen neckischen Verkleidungen immer wieder auftauchte — jeden Mittag und jeden Abend! — — die nur ein baierisches Landwirthshaus in allen ihren Abwechselungen kennt, — die sich aber doch vergebens bemühen, das Ewigkalbliche in täuschenden avatâras dem mißtrauisch gewordnen Magen zu verhüllen: man merkt die Absicht — und das alte Kalb — und wird (auch im Magen) verstimmt. Bevor nun das Opfer nicht vom Kalbskopf bis zu den Kalbsfüßen „reine weg„

Vor allem wirkte dahin die fast nie gestörte Einsamkeit dieses Aufenthalts: ich wohnte in dem einzigen Gasthaus des Dörfleins, das wunderschön, hart an der tieffluthigen raschen Alz, gelegen, von meinen Fenstern, noch umfassender von der vorsprin-

---

aufgezehrt war, gerieth das Haus Wöllkammer nicht auf eine andere Küchenerfindung. War aber das Kalb endlich vollends aufgezehrt — so kaufte und schlachtete man ein anderes Kalb! Wenn nun, unter solcher „Einheit der Substanz", würde Spinoza sagen, jeden Morgen das liebliche Wirthstöchterlein Clara (mit welcher der k. Hofbuchhändler, Dr. der Philosophie Theodor Toeche-Mittler, Berlin S.W., Kochstraße 69, auf der Kirchweih zu Chieming 1861 häufiger getanzt hat als gerade nothwendig und den Bauernburschen erfreulich war) vor uns hin trat und mit der unbefangensten Miene der Welt die Frage wiederholte: „was schaffen Sie heute Mittag zu speisen?" worauf ich zu erwidern hatte: „was giebt es?" worauf dann nothwendig wie in der Meßliturgie ihre replicatio folgte: „Sie können bereits alles haben was sie wollen," während ich — und auch sie! — wußte, welches Stück des Kalbes Nr. IX in der IX. Woche nun daran kam, — so war das in der That komisch. Auch die unaufhörlichen Alzhechte meines Freundes des Fischers waren doch schließlich immer Hechte, ob sie als klein und vielgrätig oder — die Ausnahme — als groß und karggrätig sich darwiesen. Damals fischte ich gar oft Asch und Bürschling „for life".

genden Hochlaube aus, einen herrlichen Ausblick gewährte: im Süden jenseit der „völkerverbindenden" Brücke über die Alz die wahrhaft großartige Wassermasse des Weitsees, über welche hin gerade schweifend das Auge sich verlor bevor es Land erreichte: die Nordspitze der Fraueninsel sah man nur bei ganz hellem Wetter: und diese ungeheuere Fläche wirkte zumal durch Eines: sie war völlig unbelebt: auf diesem Theil des Sees zeigte sich fast niemals ein Kahn: aber auch sonst bestand so geringer Verkehr, daß die Fahrten des Dampfschiffes, früher häufiger, auf je einen Besuch an je zwei Wochentagen eingeschränkt werden mußten! War nun aber der Weitsee durch Gewittersturm in Aufregung, jagte der Südsturm die ungeheueren Wassermassen in hochgewölbten Wogen heran gegen die zitternde Brücke, so war der Eindruck überwältigend, ja geradezu schauerlich: denn bei dem starken Gefäll des Abflusses schien die ganze Wasserfläche des Sees wie von oben herab auf das tiefer gelegene Dörflein stürzen zu wollen. Ward es

dann, obwohl kaum die ersten Nachmittagsstunden gekommen, in Folge der ungeheueren, fast über den ganzen See gespannten schwarzen Gewitterwolken so dunkel wie in der Nacht, so daß man nirgends mehr Berge, Ufer, Land, nur noch die finstre Fläche des Sees vor sich sah, zuweilen erhellt durch die grellen Zickzackblitze, und krachte und rollte dazu unaufhörlich der Donner: — ununterbrochen, weil, bevor der dröhnende Widerhall des ersten Schlages, welchen die Berge zurückwarfen, verhallt war, schon ein zweiter folgte — so konnte man sich wirklich mitten hinein in die Götterdämmerung, in den Weltuntergang versetzt glauben.

Allein dies Schauspiel wirkte ja nur selten und dann aufregend. Die regelmäßigen, Wochen und Monde hindurch gleichmäßig still, aber eindringlich fortdauernden Einflüsse waren ganz anderer Art: nämlich von tiefster Schwermuth, die angeborne Neigung zur unheilahnenden Traurigkeit, die damals (1859—63) besondere Umstände verstärkten

(s. Band III), in geradezu gefährlicher Weise nährend.

Gegenüber meinen Fenstern dehnte sich, soweit das Auge reichte, völlig unbewohnt und unbebaut ödes, sumpfiges Wiesland: höchst malerisch, aber ebenfalls tief wehmüthig, wie verlassen, neigten sich ein par prachtvolle Stumpfweiden über das dichte dunkelgrüne Schilf am rechten Ufer des unheimlich tiefen, tückischen, reißenden Flusses, wo der Kahn des Fischers lag, lang, aber so schmal, daß nicht zwei Männer darin neben einander stehen mochten.

Wenn über die Wipfel dieser Weiden der Vollmond aufstieg, sehr oft aus dichtesten Nebelmassen, — denn weithin zogen sich die sumpfigen Wiesen gen Osten und Norden, über lauter alten Seeboden — dunkelroth, wie ein Blut verkündend Meteor, und durch die feuchte Luft in's Unmäßige vergrößert, so war das bei dem völligen Todesschweigen der Landschaft — nur das gurgelnde Ziehen der Alz vernahm man — allerdings von mächtigster Poesie der Stim-

mung: aber echt ossianisch, tief und hoffnungslos melancholisch, ja zum Sterben, zum Verzweifeln traurig: damals und dort habe ich die Gestalt des schwarzen Teja geschaffen — oder vielmehr: sie tauchte in mir auf wie mit Schicksalsnothwendigkeit. —

XXIII.

Auch einen Büchsenschuß weiter flußabwärts ragte eine solche einsame Weide an dem rechten Ufer: an diese knüpft sich eine noch verstärkt düstere Erinnerung.

Ein junger lustiger Bursch, Ludwig hieß er, — er arbeitete an der Legung der Trocknungsröhren in den „nassen“ Wiesen — kehrte eines Nachmittags in dem Wirthshaus ein und, ein ausgezeichneter Schwimmer, vergnügte er sich gegen ein par „Bierkreuzer“, immer und immer wieder in den bösen wirbelreichen Fluß zu springen, darin Wasser zu treten und unglaublich lange Zeit zu tauchen, um dann unvermerkt in dem hohen Schilf das linke Ufer zu gewinnen und plötzlich von rückwärts her wieder unter die Zuschauer zu treten.

Ich mahnte ihn, endlich abzulassen, zumal ich

wahrnahm, wie er bei jeder Wiederkehr eine Halbe Bier auf Einen Zug hinunter stürzte.

Er aber lachte und sprang wieder in das dunkle Wasser, daß der weiße Schaum hoch aufspritzte, schlug die Hände noch einmal über dem Kopf zusammen, schrie laut auf und — versank!

Die Andern meinten, es sei abermals ein lustiger Streich: ich aber ahnte die Wahrheit: er tauchte lebend nie wieder auf: er war, vom Schlag gerührt, untergesunken.

Vergebens durchsuchten wir, unter Führung des Fischers, sorgfältig den Fluß und das Schilficht an beiden Ufern weit hinab: — wir fanden die Leiche nicht; am andern Tage setzten wir mit den herbeigerufenen Gensdarmen die Nachforschung fort — ohne Erfolg.

Am dritten Tag nun trat der Fischer an mich heran, sobald er mich — auf dem Hügelweg, der nach Seeon führt — allein traf: vorsichtig sah er umher, ob auch niemand ihn hören könne.

Dieser Mann, damals oft Wochen lang fast mein einziger Umgang, war ein Prachtstück von einem Fischer. Er kannte seinen tiefen, an Geheimnissen reichen, ungleichen Fluß in allen seinen Windungen, „Trichtern und Seichten“ und den von ihm zu befischenden Theil des Sees so genau wie seine Fisch-Lägel: er sagte, ein unfehlbarer Verkünder, bei wolkenlosem Himmel das Wetter des nächsten Tages, ja die Tageszeit des nächsten Gewitters voraus: die Winde schienen auf seinen Befehl einzuspringen: die Lebensweise jeder Fischart, deren Aufenthalt, bald im Fluß, bald im See, zu jeder Jahreszeit gab er ganz genau an: aber auch was sonst in seinem Gebiet zu Wasser oder zu Land, in Röhricht oder Seewald oder Sumpf, kreuchte und fleuchte: die glatte Otter, die unvergleichliche Taucherin, die weißschwingige Möwe, der Enten manchfaltige Geschwader, den Zwergreiher (die kleine Rohrdommel, **Ardeola minuta**), der den Tag über sich im Röhricht versteckt, mit eingezogenem Halse schläft und erst bei einfallender

Dämmerung zur Aetzung aus dem Schilfe streicht (und einmal sich des Fischers Hündlein stellte und es mit dem Stoß des spitzen Schnabels tief verwundete), und den schlimmsten aller Räuber, den verwegenen Seeadler (Haliaëtos albicilla), der sogar auf die im Netze zappelnden Fische stößt.

An's Unglaubliche streift es, wie scharf der Mann durch das tiefe Alzgewoge bis auf den Grund blickte, wie sicher ihm Hand und Auge diente. Das Schifflein ward von ihm fast nie gerudert: er stieß es vorwärts, seitwärts, rückwärts mit einer riesig langen und sehr schweren Botstange, mit der ich nur höchst ungeschickt zu handtieren verstand: sie lief in eine plump geschmiedete, zwei Finger breite Spitze aus. (Ich habe sie Uffo, dem Fergen, in den „Batavern" in die Hand gegeben.)

Einmal riß mir ein Bürschling bei'm Fischen in der Alz Hamen und Roßharschnur ab und verschwand damit in dem Schilficht: ich klagte um die erst frisch angeknüpfte Schnur und schalt

auf den argen Fisch. „Den wermer glei wieder ham,“ sprach der Fischer. „Segns? Da drunten steht er.“ Und mit der ungefügen schweren Stange stieß er gar viele Fuß tief nach dem im Rücken kaum halb Finger breiten Fisch, traf ihn, spießte ihn und zog ihn, den Hamen im Munde, herauf in den Kahn!

Gar viel hat er mir erzählen müssen, wann wir viele Stunden lang in seinem schwankenden Seelenverkäufer auf der raschen Alz bis nach Truchtlaching, [„Truchtigisels mit dem Speere“ (Schlimme Nonnen von Poitiers S. 65) Stammsitz] hin und zurück bis in den Weitsee, auf Hecht oder Bürschling fahndend, fuhren, zumal aber mit der Flugangel auf Asch (welche daher „Frau Irmentraut“ — vermöge so vieler Uebung — in jenem Roman trefflich zu bereiten verstand).

Dieser mein Freund und Ferge trat nun vorsichtig an mich heran und flüsterte: „Jetzt, Herr Doctor, mein i, mir ham en, en Ludwig. Genga's mit, nehm'ens des Fernglas, aber sagen's koan Menschen nix.“

Ich gehorchte: in weitem Umweg das Wirthshaus vermeidend eilten wir in den Nachen, den der Fischer im dichten Schilf unterhalb der Mühle verborgen, und glitten lautlos den Fluß hinab.

Ich fragte, da wir nun, allen Menschen außer Hörweite, allein auf dem Wasser trieben: „Jetz warum derf denn neamd nix merken?“

„Ja, schaugn's“, war die Antwort, „ganz gewiß woaß i' s do not net, ob i en hab. Und daß i mi g'irrt hätt', — dösselbige kunt' i scho gar net vertragn — vor'n Wirth und vor die Bauern.“

Ein merkwürdiger Zug!

Dieser Mann, in seinem harten Gewerk hart um das karge Dasein ringend, so still, wie Fischer meist sich zu halten pflegen, ohne jede merkbare Leidenschaft, — er hegte also den heißen Ehrgeiz unanzweifelbarer Kenntniß seines Waltegebiets: dies gefährlichen Flusses, der ihm ein Kind verschlungen hatte. Er wollte sich hiebei um keinen Preis auf einem Fehlgriff betreten lassen.

„Die Tag her," erklärte er mir, „war's zu grau (d. h. am Himmel): aber heint giebt's Liacht und Schatten — da kann ma nunter schaugn."

Bei diesen Worten hielt er den schwanken Kahn fest, indem er die unten in zwei stumpfe Eisenzähne gegabelte Botstange in den tiefen Grund des rasch dahinschießenden Wassers bohrte: „jetz' schaugn's nunta — mit'n Spectivi (Perspectiv) — da links. Segn's nix?"

Ich beugte mich über den Nachenrand und spähte mit aller Anstrengung in die dunkelgrüne Fluth: nichts sah ich!

„Ja, freili. Schaugn's nur. Da steigt von drunten auf e Schatten an' die Oberfläch!"

Nun bemerkte ich, so darauf hingewiesen, allerdings, daß eine schmale Fläche des Wasserspiegels sich um eine ganz leise Schattirung dunkler abhob.

„Segn's, der Schatten könnt' grad (nur) von en Stoa her kema: aba — gwiß weiß i's! — do liagt gar koa Stoa drunten: dös is der Ludwig."

Und nun ließ er den als Anker dienenden umseilten Stein plätschernd in die Tiefe gleiten: „jatz legn es Ene mit aller Kraft nach rechts auf en Rand: sonst schlagts 's Schiffel um.“ Ich gehorchte, während er sich nieder kniete auf den Boden des Kahns und mit einer andern unten in einen starken Eisenhaken auslaufenden Stange in das undurchsichtige Wasser hinab griff. „Mir ham en, en Ludwig!“ wiederholte er und hob und hob. „Da schaugns her.“

Und nun ward mir ein grausiger Anblick!

Denn von dem Haken an dem Joppenkragen fest gehalten und empor gezogen tauchte nun der Todte — senkrecht! —, den Kopf nach oben, aus der Tiefe: — die verglasten Augen starr auf uns gerichtet, das nasse dunkle Har hing schlaff in das Gesicht: — das grauenhaft entstellte, breit gedunsene! — — —

Es war die erste Leiche, die ich sah: — und keine von den Hunderten, ja wohl Tausenden, die ich später auf den Schlachtfeldern erschauen sollte, war so schrecklich anzusehen: — gern hätte ich, in überwältigendem

Ekel, die Augen geschlossen. Aber das ging nicht an: ich überwand sofort den Abscheu — das war eine recht anerkennungswürdige Leistung lang und streng geschulter Willenskraft! — und half dem Fischer, den Todten in den, wie gesagt, nicht zwei Männer breiten Kahn schaffen: es war eine unschilderbar schwere und gefährliche Arbeit! Denn das leichte Gezimmer drohte stets ja auch sonst schon seitlings umzuschlagen, war die Last nicht ganz gleich vertheilt: und nun galt es den schweren, von Wasser vollgesogenen Todten in seinen Kleidern und hohen Stiefeln in die schwankenden Brettlein herein zu heben: — und bei der Handanlegung schwoll mir immer wieder fast überwältigend, die Kehle zusammenschnürend, das Grauen, der Ekel. Einmal wollt' ich doch ablassen: dem Erbrechen nah, aber da flogen zwei Raben über unser Schifflein hin: die sandte mir Odhin zu rechter Zeit: die Raben mahnten mich Odhins: und Odhin mahnte mich der frommen Pflicht der Todtenbestattung: ich gedachte der schönen Worte der Walküre:

„þat raed ek þér it níunda,
at þu nam bjargir,
hvars þu á foldu finnr;
hart eru sottdaudir
eda saedaudir,
eda' ro vapndaudir verar.

Haug skal göra
hveim er lidin er,
hendr þva ok Höfud,
kemba ok þerra,
ádr í kistu fari,
ok bidja saelan sofa.“[1])

„Das rath ich dir neuntens: nimm des Todten dich an,
Wo im Feld du ihn findest,
Sei er siechtodt oder seetodt
Oder waffen- und wehrwund.

Ein Hügel höhe sich über sein Haupt,
Gewaschen werde ihm Haupt und Hand,
Gekämmt und getrocknet komm' er zur Kiste:
Und' bitte, daß er selig schlummre.“

„Denn das ist die Ehre der traurigen Todten,„ sagte ich zu mir selbst und hielt aus und half heben.

---

[1]) Sigrdrífumál ed. Munch, Christiania 1847. p. 116.

Endlich hatten wir ihn glücklich hereingezogen und der Länge nach auf den Boden ausgestreckt.

Nun wohin mit der grausen Last?

Der Fischer wollte sie sofort zu dem Pfarrer oder auf den Freithof bringen. Ich aber gedachte, daß das Gericht einen Augenschein einnehmen müsse und ein Befundprotokoll errichten: möglichst nahe dem Fundort der Leiche und möglichst wenig verändert sollte die Gerichtsabordnung den Todten finden: wir fuhren daher auf das rechte Ufer hinüber und trugen die Leiche unter jenen einsamen, wetterzerzausten, blitzgespaltnen alten Weidenbaum hart an dem Ufer gerade gegenüber dem Fundort; ich blieb hier zurück, bis der Fischer aus dem Dorf einen Leichenwächter herbei holte, der nun, zum Schutz wider Vögel und Füchse, hier Tag und Nacht zu weilen hatte, bis zwei Tage darauf die Behörde erschien und den Augenschein aufnahm.

Zwei Nächte hindurch sah ich von meinem Bett aus durch das Nebeldunkel des finstern, feuchten

Spätseptembertags dann in der Nacht das matt rothe Licht der Laterne des Todtenwarts flimmern, darüber den phantastisch gestalteten Weidenbaum auf dem öden schweigenden Heidemoor: — Alles sonst Grau in Grau: es waren Eindrücke von tiefster, von hoffnungsloser Schwermuth! — Sie sind geblieben: noch jetzt seh' ich in schlummerlosen Nächten mit geschlossenen Augen das rothe einsame Licht der Leichenwache durch den Nebel flimmern über die Heide. —

Nun aber nehmen wir Abschied von den theueren Bergen und kehren — wie aus den Ferien! — in die Stadt, zu den Büchern und Studien zurück.

XXIV.

Nur etwas über ein Jahr hatte die so wohlthuende Nachbarschaft mit Didosa gewährt: im Jahre 1851 vertauschten wir die Schönfeld- mit der Briennerstraße und bezogen in der sogenannten griechischen Caserne, damals Nr. 13, gegenüber dem Wittelsbacher-Palast, eine Wohnung im dritten Stock.

Gar manche Verbesserung brachte mir der Wechsel: mein neues Zimmer war erheblich geräumiger: schön war der Blick auf das stattliche Gebäude gegenüber, das im Sonnenuntergang über die grünen Kastanienwipfel seine rothen Ziegel herrlich, gleich einem Zauberschloß der Sage, leuchten ließ, fiel vom Obelisk her der warme Strahlenguß von seitwärts herein: endlich hatte ich eine großmächtige Menge Himmelsraum vor mir, worauf ich stets schwer Gewicht gelegt.

Aber in den Didosa-Dienst riß die Entfernung empfindliche Störungen.

Nicht nur ward es nunmehr ohne einen Zeitverlust, den ich nicht verantworten konnte, unmöglich, so oft wie bisher sie zu treffen, — verloren für immer war der unaussprechliche Reiz, der die ganz nahe Begrüßung verklärt hatte, wann sie, langsam an meinem Fenster vorüber wandelnd, das wunderschöne Antlitz so nahe zu mir empor wandte, daß ich, heraus gebeugt, ihren Athem fühlen konnte.

Ich sah sie jetzt selten: doch wollte der Himmel sichtbarlich in diesem zarten Schwärmen etwas Besonderes für mich thun, wahrscheinlich wegen einer Begnügsamkeit, wie er sie wohl nicht oft zu sehen bekommt. Traurig stand ich an dem ersten Sonntag-Vormittag gegen zehn Uhr an meinem Fenster, welches gerade in die hier mündende Türkenstraße blickte, und dachte, wie ich in der verlassnen Wohnung so genau wie einen Himmelskörper an jedem Sonntag Vormittag um $9^3/_4$ das schöne Geschöpf, in besonders festlicher

Tracht und mit besonders frommem ernst versammeltem Ausdruck des Antlitzes, an meinem Fenster hatte vorüber wallen sehen und wie das nun vorüber sei für immer: — da — täuschte mich mein Auge? — nein! da tauchte die wohlbekannte feine Gestalt gerade vor mir in der Türkenstraße auf und kam auf mich zu! Ich grüßte so lebhaft, daß sie es — sogar die drei hohen Stockwerke herab! — wahrnehmen mußte und, sichtlich erstaunt, dankte. „Der Himmel in Gnaden vergißt unser nicht," heißt es im „Heini van Steier": und so hatte er es denn diesmal „im Leben hübsch eingerichtet", daß er eine Freundin Didosa's in der Türkenstraße wohnen ließ, welche mit löblichster Regelmäßigkeit zum sonntäglichen Kirchgang abgeholt wurde.

Allein die schönste Blüthezeit dieses Göttindienstes war doch dahin. Zwar Didosa-Gedichte entstanden noch immer — auch im folgenden Jahr in Berlin noch — in Menge: aber die Seltenheit der Begegnung machte die Empfindung noch mondscheinhafter als ehedem.

Wohl hätte ich schon in diesen beiden ersten Hochschul-Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, mit gar manchen Dichtern und Schriftstellern näher bekannt zu werden, welche mit meinen Aeltern verkehrten: zumal in dem Hause meines Vaters gingen die „Dramatiker“ ein und aus wie in einem Taubenschlag: spielte er doch ihre Helden, und war er doch ein höchst einflußreiches Glied des Lese-Ausschusses, welcher die eingereichten Stücke zu prüfen hatte. (Oben S. 137.) Aber nur wenig Sinn hatte ich für die Herren. Meine Gedanken — und meine Zeit — waren reichlich ausgefüllt von Didosa, Rechtswissenschaft, Philosophie und eigner Dichterei!

Nur Einer von diesen Dramatikern gewann meine warme Liebe: und schöne treue Freundschaft hielt und hält uns verbunden nun schon vierzig Jahre. Es war Andreas May, ein junger Assessor aus Bamberg, von hervorragender dramatischer Begabung und einem Drang nach dem Schönen und Idealen, der unter

den praktischen Juristen sonst gerade nicht beängstigend stark oder häufig ist.

Der etwa zehn Jahre ältere Mann wandte mir freundlichste Neigung zu: ich lernte sehr viel aus den Tischgesprächen, welche er mit meinem Vater zu führen pflegte: denn der Unverheirathete theilte als „Pensionär" mehr als ein Jahr unsern einfachen Tisch. Von seinen zahlreichen, mit schönen Erfolgen zu München aufgeführten Stücken (gesammelt herausgegeben, Leipzig I, II, 1867) hebe ich hervor das geist- und poesievolle Trauerspiel, welches unter dem Namen Zenobia (nicht die Königin von Palmyra, sondern die erfundene Gestalt einer Priesterin) das Schicksal Julians des Abtrünnigen behandelt: das Stück, von meinem Vater und dem Ehepar Straßmann (oben S. 144) vortrefflich getragen, fand reichen Beifall und machte mir großen Eindruck. Ich habe dem Verfasser deßhalb ein Gedicht „Julian"[1]) zugeeignet;

[1]) Gedichte II. Sammlung. 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 32.

später ward der „Herr Rath“ May dem gereifteren Sohn ein Herzensfreund wie er es dem Vater bis an dessen Tod gewesen: und im Jahre 1855/56 durfte ich als Rechtspracticant in seiner Amtsstube an dem Stadtgericht München links der Isar arbeiten.

Bei meiner Mutter lernte ich damals den Naturforscher und Reisenden Dr. Moritz Wagner kennen, der mich später zuerst in die Darwin'sche Entwickelungs-Lehre einführen sollte, die so völlig zu meinen Gedanken paßte, daß sie mir nun, nachdem sie Darwin ausgesprochen, wie die selbstverständliche vernunftnothwendige Schlußfolge aus längst von Prantl oder mir aufgestellten Vordersätzen erschien.

Ferner lauschte ich bei meiner Mutter gar manchen Abend den wunderbaren Erzählungen des „Fragmentisten“ d. h. des Orientalisten und Gräcisten Jakob Fallmerayer, dessen „Fragmente aus dem Orient“ damals besonders durch ihre unvergleichlich schöne Sprache gerechtes Aufsehen machten: ich hör' ihn immer noch bei seinen sanften Worten rauschen, den

„immergrünen Buschwald von Kolchis“. Mag seine Annahme von der völligen Austilgung und Ersetzung der Griechen durch seit dem VI. Jahrhundert eingedrungene Slaven Uebertreibung enthalten haben, — merkwürdig waren doch die Entdeckungen des viel Gereisten in der spätbyzantinischen Geschichte: z. B. die Ausgrabung des fast völlig unter Vergessenheit verschüttet gelegenen Kaiserreiches Trapezunt.

Aber ebenso eifrig hing ich an den Lippen des kleinen rundlichen Mannes mit dem runden à la Turque geschorenen Kopf und den runden klugen Aeugelein, wenn er, in seinen Formen selbst zum Türken geworden — (nie grüßte er in Gesellschaft anders als mit über der Brust gekreuzten Armen und mit türkischer Formel), anhob von seinen eignen Eindrücken im Kloster Athos, im Peloponnes, in Byzanz zu erzählen, wobei am häufigsten wiederholt wurde: „die Türken sind grundehrlich, die Griechen sind grundfalsch, sind Erzlügner und Betrüger, jedoch die

Griechen sind noch Engel der Wahrheit im Vergleich mit den Armeniern!"

Endlich aber das Prickelndste unter seinen unerschöpflichen Mittheilungen waren die Heiligengeschichten, die er am Schlusse des Abends zum Besten zu geben pflegte: — die saftigsten freilich erst auf der Straße, auf dem Wege nach seinem Hause. War er doch aus der Domschule zu Brixen entsprungen:[1]) geboren 1790 in dem Weiler Baierdorf „auf der weinreichen Höhe von Tschötsch" bei Brixen als zwölftes Kind eines armen Tagelöhners und zum künftigen Nutzen der Kirche erzogen, war er urplötzlich auf und davon gegangen und hatte als baierischer Lieutenant bei Hanau mit Auszeichnung gegen Napoleon gefochten; seine weiteren Geschicke, wie er als Glied des 1849er Frankfurter Parlaments und des Stuttgarter Rumpfparlaments von Baiern steckbrieflich verfolgt

[1]) S. den prächtigen Aufsatz seines und meines nun auch verstorbenen Freundes Ludwig Steub in der Allgemeinen Deutschen Biographie VI. Leipzig 1877. S. 558—566.

in die Schweiz flüchtete, 1850 zwar amnestirt, aber auch seiner Professur entsetzt wurde, gehören nicht hierher; er starb 1861. Seine Kenntniß der Heiligengeschichten war erstaunlich: allein man kann leider nicht behaupten, daß diese Vertrautheit mit den Heiligen ihn im Glauben gekräftigt habe! Wenig ahnte ich, als ich damals staunend seinen scheinbar ganz unbefangenen, in Wahrheit aber bitter sarkastischen Erzählungen lauschte, daß ich selbst einmal für die Geschichte des IV.—X. Jahrhunderts so viel in den tiefen Schächten der Acta Sanctorum der Bollandisten würde zu schürfen haben.

XXV.

Damals nun ward ich, — der Siebzehnjährige! — schon in meine erste wissenschaftliche Fehde fortgerissen: nicht wahrlich von kindischer oder allzu frühreifer Eitelkeit, — von heiligem Zorn der Begeisterung für meinen über Alles geliebten Lehrer Prantl.

Diese Fehde beschäftigte mich vollauf in dem letzten Halbjahr meines Münchener Aufenthalts und auch noch recht stark in dem nun folgenden ersten Halbjahr zu Berlin.

Neben den aufgezählten rechts- und statswissenschaftlichen Vorlesungen und Studien hatten mich auch im zweiten Hochschul-Jahr mit ungeminderter Kraft Prantl und die Philosophie angezogen: von Geschichte rührte sich, wie (oben S. 72) beklagt, damals nichts an der Isar: den Gedanken, die geschichtliche Preis-

aufgabe — über Herzog Albrecht den Weisen — zu bearbeiten, gab ich in Ermangelung jeder Art von Anregung und Unterweisung bald wieder auf. Dagegen in der Geschichte der Philosophie hatte ich mir bereits nicht nur hübsche Kenntnisse, auch, Dank der meisterhaften Prantl'schen Gedankenschulung, ausreichende Methode der Forschung angeeignet.

Da — im Sommerhalbjahr 1851, mitten in der Zeit meiner glühendsten Prantl-Verehrung — brach ein höchst bösartig gemeinter und leider auch auf viele Jahre hinaus von dem bösartigsten Erfolg begleiteter ultramontaner Angriff, eine echte Pfaffenhetze, auf den geliebten Lehrer hervor.

Ohne sich als Verfasser zu nennen, veröffentlichte der Priester Oischinger in München (übrigens wohl nur als Werkzeug anderer Leute!) eine Schrift: „der Anthropologismus des Dr. Prantl kritisch beleuchtet", in welcher er in zweifellos denuntiatorischer (anklägerischer ist zu gut hierfür) Absicht diese Lehre als unvereinbar mit dem Dogma, mit

der Sittlichkeit, ja auch mit der Unterthanentreue hinstellte: letzteres war die dümmste, aber auch die gefährlichste Beschuldigung: und gerade sie sollte dem „Pantheisten“ Prantl verhängnißvoll werden, wie wir unten sehen werden.

Ich fand Prantl und dessen Freunde, den Statsrechtslehrer Pözl, den Germanisten Konrad Maurer, den Orientalisten Marcus Müller, den Geschichtsforscher Thomas und andere in lebhaftester Aufregung über den aus dem Hinterhalt abgeschossnen und mit echt jesuitischer Schlauheit vergifteten Pfeil: ich war in meinem jungen Herzen empört über diese auf dumpfester Unwissenheit oder böswilligster Verstellung — richtiger wohl auf beiden zugleich — gegründeten Anklagen: ich sah in dem geliebten Lehrer einen zweiten Sokrates: und der Gifttrank hat ihn denn auch zwar nicht getödtet, aber auf Jahre hinaus verstummen gemacht, zu seinem bittersten, nagendsten Seelenschmerz, gerade in der Zeit der Vollblüthe der Mannskraft, in einem un=

erhörten Verfahren. Prantl hat diesen Gram, von dem er fast nie sprach, im Leben nicht mehr verwunden.

Ich sah den edeln Mann leiden, sah ihn auf das Ungerechteste und Gefährlichste angegriffen als einen Verführer der Jugend, wider den man den Stat zu Hilfe aufbieten müsse: ihn, dem ich — wie so Viele — die Erlösung aus Gewissensqualen, Zweifeln und Geisteskämpfen ärgster Art verdankte. Ich mußte ihm, dem Gefolgsherrn der Gefolge, zu Hilfe springen mit meiner schwachen, aber begeisterten Kraft: es trieb mich, wie ehedem einem Kampfgenossen zu Hilfe, in die Schwerter und Speere der Feinde. Ich mußte!

Ich setzte mich also hin und schrieb, brennenden Kopfes, eine Entgegnung auf die Schrift: „der Anthropologismus u. s. w." Ich schrieb und schrieb ohne Unterlaß: — so feurig und leidenschaftlich wie ich dereinst Schwerthiebe gethan: — ich schrieb, wie man sonst nur Schwerte schmiedet mit glühender Esse.

Das ging so fort Tag und Nacht — ich unterbrach die Arbeit nur, neue Bücher, deren ich bedurfte, herbei zu schleppen: — vom Erscheinen beim Mittagessen ließ ich mich entschuldigen. Nachts warf ich mich um 1 Uhr auf's Bett, um 4 Uhr — es war Sommer — wieder zu beginnen — so ward die Zornschrift in acht und vierzig Stunden fertig: es wurden vier Druckbogen.

Mit welchem Gefühl betrachtete ich das erste „wissenschaftliche“ Werk meines Geistes!

Da lag es vor mir, säuberlich abgeschrieben, was fast ebensoviele Stunden gekostet hatte wie das feuersprühende „Hinhauen“.

Nun aber scheute und schämte ich mich, ja ich fürchtete mich! Nicht vor allen Pfaffen des Erdballs! Aber vor Prantl, dem unbestechlichen Richter, der gewiß in eigener Sache am Strengsten sein würde. Um keinen Preis hätt' ich es gewagt, ihm die Blätter selbst zu übergeben, dabei seinem Auge zu begegnen. Ich schickte sie in sein Haus, nur

meinen Namen dazu schreibend. Am andern Tag kam er: — er selbst kam zu mir! — Er drückte mir stumm die Hand: sein schönes dunkles Auge leuchtete wärmer als ich es jemals hatte strahlen sehen.

„Es freut mich," sagte er dann trocken, „daß es ein Student that, — ein Schüler, ohne jede Anregung von mir. Aber nun — lassen Sie's nicht drucken."

Ich ward recht blaß. „Ist es so — so mißlungen?"

„Nein. Kein Wort hätten Sie daran zu ändern. Aber — ich warne Sie. Sie sind Baier, wollen in Baiern angestellt werden: hier herrschen auf unberechenbare Zeit die Schwarzen. Oder, herrschen sie auch einst nicht mehr, ihr Einfluß wird auch dann noch gewaltig bleiben. Sie verderben sich Ihre ganze Laufbahn: die Schwarzen werden es Ihnen gedenken, so lang Sie leben: die vergessen und vergeben nicht."

Und sie haben es mir nicht vergessen und vergeben bis zu dieser Stunde: über gar manchen böslich auf meinen Weg geworfenen Knüppel, der schwarz war, bin ich fortab gestolpert: gar mancher schwarze Pfeil kam, — von unbekannter Hand entsendet — daher gezischt: er traf auch wohl gelegentlich, seltner mich als die mir Liebsten, und das that viel bittrer weh! — Allerdings muß ich bekennen, daß meine spätere Aufführung nicht danach angethan war, mir durch Reue, Buße und Besserung Verzeihung zu erkaufen. „König Roderich“, „Sind Götter?“, „Der Kampf um Rom“ und „Odhins Trost“ sind von einem Manne geschrieben, der, über ein Menschenalter in München und in Würzburg lebend, die ganze Großartigkeit, auch die Poesie, aber freilich ebenso die ganze welterobernde, statbeherrschende, seelenunterjochende Gefährlichkeit der katholischen Kirche einigermaßen kennen und zum Ausdruck zu bringen gelernt hat. Ich habe eine geheime Liebe zu dem Katholicismus: — deßhalb nur konnte ich „Gelimer“

schreiben — etwa, wie der Wandrer zum Abgrund, in welchen ihn der Schwindel hinab zu reißen droht: und im Gefühle dieser geheimen Neigung wehre ich mich desto kräftiger wider jenen einschmeichelnden Reiz und dieses Ueberwältigend-Große, gedenk Odhins und Kants, gedenk germanischen Heldenthums und der Kritik und — des Statsgedankens.

Aber zurück in die Briennerstraße, 1851, und zu Prantl.

Er war zufrieden! Nichts mußte geändert werden! O Jubel! O Wonne!

„Wenn's weiter nichts ist!" rief ich. „Das ist mir ganz gleich! Und ob ich nie angestellt werde! Wenn ich nur diese Verläumdungen . . .!"

„Jedesfalls müssen Sie vorher Ihren Herrn Vater befragen, und ihn dabei scharf auf die Folgen merksam machen."

„Ja, ja!" sagte ich lachend. Am liebsten wäre ich mit gesenktem Speer gegen alle Schwarzen der Erde angeritten.

„Und jedesfalls: — das Vorwort müssen Sie streichen.“

Das war hart. Denn das Vorwort war mir das Liebste an der ganzen Schreiberei. Betrübt sah ich zu ihm auf.

„Warum?“ fuhr er fort. „Das ist ja eine Herausforderung zum Zweikampf mit allen beliebigen Waffen: — nicht nur gegen den ungenannten Verfasser: — der ist ein Priester.“ —

Das erfuhr ich jetzt erst. Und verdrießlich gedachte ich des Rechtssprichworts:

„Von Frau'n und Pfaffen ist bekannt:
Nicht Waffen führet ihre Hand.“

„Gegen alle Studenten, welche seine Ansichten theilen. Sie *zwingen* ja die Leute auf die Mensur! Wollen Sie sich mit 700 katholischen Studenten schlagen, schießen oder stechen? Das ist ja ein Unsinn!“

Ich wollte doch nicht nachgeben. „Von Philosophie,“ dachte ich, „versteht Er mehr, aber von dem Andern . . . .“ —

Da sah er mich scharf an und sprach: „Diese Vorrede hat nicht mein Schüler, die hat“ — hier gab er mir einen gelinden Klapps auf den Kopf — „ein Raufbold aus der Königinstraße, „ein Ritterspieler“, geschrieben.“

Die Vorrede wurde nicht gedruckt. —

Es kostete ohnehin noch einige Mühe, bis mein lieber Vater die von Prantl verlangte Einwilligung gab: nicht aus Furcht vor den Schwarzen und für meine Laufbahn! Aber es war ihm unheimlich, den Siebzehnjährigen in einer philosophischen Streitschrift sich in den Kampf der Geister hinaus wagen zu sehen. Und man kann es ihm wahrlich nicht verdenken! Auch lag ihm ja der Gegenstand des Streites fern. Er hat mir später gesagt, daß er mit schwerem Herzen mir die Blätter zum Druck zurück gab.

Bei diesem Druck benahm sich höchst uneigennützig und wacker Herr Christian Kayser, Inhaber der Buchhandlung gleicher Firma an der Residenzstraße, ein Mann, dem, wie seinem Nachfolger, Herrn

Miller, ich auch später noch zu reichem Danke verpflichtet werden sollte: es ist der einzige Mensch auf Erden, dem ich in meinem Leben Geld schuldig geworden bin. Er übernahm Herstellung und Vertrieb des Schriftleins zu den Selbstkostenpreisen.

War er doch der Verleger oder Commissionär der ach! so wenigen muthigen Männer an der Universität, welche damals, 1850—1856, gegenüber der argen Rückströmung in statlichen und kirchlichen Dingen in Baiern für die Freiheit der Wissenschaft, für den Verfassungsstat im Innern, für den deutschen Einungsgedanken unverzagt einstanden. Ich komme in der Folge näher zu sprechen auf dies tapfre Häuflein, das im „Bären“ in der Fürstenstraße tagte, später bei Grosdemange auf dem Residenzplatz, und zu dem ich in der Folge als junger Doctor herangezogen zu werden als hohe Ehre empfand.

Die Vorbereitung der Schrift blieb Geheimniß unter den Freunden Prantls: der Druck ward in Augsburg besorgt. Ich gedenke noch, mit welchem

Herzklopfen ich den ersten „Correcturbogen" in Empfang nahm. Ich glaube, ich ward sehr roth, als ich ihn dem Ausgeher von Kayser abnahm. Und nun ich ihn hatte: — was sollte ich damit anfangen? Mit Entsetzen las ich die zahlreichen ganz unglaublichen Mißgriffe des Setzers, welche meine scharfsinnigsten Schlußfolgerungen in eitel Unsinn zu verkehren drohten. Was wußte ich von Druckfehlern, von Correctur? (Ach, ich sollte beides kennen lernen!) Sollte das so in die Welt hinaus gehen? Ich lief spornstreichs zu Herrn Kayser, klagte, fragte, was die Aenderungen kosten würden?

Lächelnd nahm mir der freundliche Mann das Blatt aus der Hand, legte es auf sein Pult und — lehrte mich die Kunst des Corrigirens, von der ich später auf so vielen tausend Bogen (oft recht mangelhafte) Proben ablegen sollte.[1])

---

[1]) Das ist nicht übertrieben, liebe Leserin: ich rechne nur „Kampf um Rom", IV Bände, 113 Bogen, dreimal corrigirt,

Die Aufregung jener Wochen war sehr groß, wohl seit der umstrittenen Confirmation und der Scheidung der Aeltern die stärkste. In das Tagebuch wurden damals jeden Abend viele Seiten geschrieben: heldenmäßige Entschlüsse für die Wahrheit sterben zu wollen u. s. w. Aber es that mir leider niemand was zu leide! (— d. h. damals nicht und auch später meistens nicht offen). Längst verbrannt ist das thörig-begeisterte, kampfgierige Geschreibsel: — aber noch heute weiß ich auswendig, was ich in der aufgeregtesten jener Nächte — es war eine „englische" (I, S. 196) schrieb: „in this hour they are printing me at Augsburg. Me, the boy of the „Ritterspiele"! O that I could fight as well as write for truth and freedom of thought! Now to the Rescue for Prantl! And the stars

= 339. „Könige der Germanen", VI Bände, 131 Bogen, dreimal corrigirt, = 393. „Kleine Romane aus der Völkerwanderung", VII Bände, 230 Bogen, = 690, zusammen allein 1422, von den Anderen zu schweigen!

of my youth will shine upon me everywhere: — at Berlin as at Munich."

Denn einstweilen war festgestellt worden, daß ich das nächste Halbjahr (Winter 51/52) in Berlin studiren solle. Ich hätte nunmehr, nachdem Prantl bedroht, ich selbst in den Kampf für ihn eingetreten war, vorgezogen, den kommenden Winter noch in München zu verleben: aber der Vater beharrte auf dem Beschlossenen.

So lebhaft es mich reizte, Norddeutschland und die Fremde überhaupt, zumal die Großstadt Berlin, kennen zu lernen, welche ja die unglaubliche Zahl von mehr als 400,000 Einwohnern zählen sollte, — der Abschied — in diesem Augenblick — ward mir doch recht schwer: gerade in diesen Tagen erschien das Schriftlein — es füllt jetzt in den „Bausteinen" [1]) fünfundfünfzig Seiten: — es fand, wie mir Herr Kayser freudig und freundlich versicherte, reißenden Abgang.

---

[1]) IV. 2. Berlin 1883. Philosophische Studien. S. 95 f.

was selbstverständlich nicht der innere Werth begründete, sondern die Spannung, in der alle gebildeten Kreise der Stadt den Verlauf des Angriffs auf den viel besprochenen Philosophen verfolgten: dazu kam das Aufsehen, das das Eintreten eines blutjungen Studenten für seinen Lehrer machte — das war unerhört an der Universität! — und schließlich war ja unser Name gar sehr bekannt an der Isar.

Wie gerne hätte ich den weiteren Gang der Dinge, selbst mit kämpfend und mit leidend, an Ort und Stelle erlebt!

Aber es hieß gehorchen.

So schnürte ich denn Mitte October 1851 mein knappes Bündel: — neben den unentbehrlichen wissenschaftlichen Werken wurden doch auch ein par Dichter eingepackt! — nahm jenen früher (I, S. 285, 320) erwähnten schmerzenreichen Abschied von dem Hause Didosa's und fuhr über Leipzig nach Berlin.

XXVI.

Das Einleben in die große fremde Stadt gelang rascher und leichter als bei meiner Jugend und der erstmaligen Verpflanzung in norddeutsch-städtisches Wesen zu erwarten war.

Dazu trug gar viel bei, daß ich einen treuen Gesellen von der raschen sanguinischen Isar mit an die langsame phlegmatische Spree gebracht hatte.

Ein lieber Genosse von dem Ritterspielen (I, S. 102) und von der Schulbank her, Clemens Piloty, im gleichen Semester stehend und daher bisher schon alle Rechtsvorlesungen mit mir theilend, ging ebenfalls auf ein Halbjahr an die Berliner Hochschule. Wir reisten zusammen hin und verkehrten daselbst Tag für Tag, besuchten dieselben Vorlesungen, nahmen mit einander das (höchst einfache!) Mittags-

mahl, lasen zusammen Corpus juris, waren in den nämlichen Häusern eingeführt und, überkam uns die Sehnsucht nach der rauschenden Isar und den lieben Menschen an ihren Ufern, so holten wir einander ab zu einem ziemlich wehmüthigen Spaziergang durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten.

Es verknüpfte uns noch inniger und zarter, daß auch der gute Clemens an einer ersten Liebe litt, die er, gleich mir, in vielen Versen ausströmte: auch seine Didosa hat kaum je etwas von seiner Schwärmerei erfahren, auch seine Didosa ward nicht von ihm heimgeführt: (sie heirathete einen tüchtigen baierischen Artillerieofficier).

Wir vertrauten uns schon in München die Schmerzen des bevorstehenden Abschieds von unseren Heiligenbildern an, lasen uns in Berlin die neu entstandnen Anbetungsgedichte vor und jeder hörte dem Andern geduldig zu, wie er die Schönheit seiner Minna oder Antoinette pries.

Verband uns schon diese Gemeinschaft auf das

vertrauteste, so führte uns auch das Bedürfniß zusammen, sich über die Eindrücke der fremden Stadt, der Vorlesungen, der vielen neuen Bekannten auszusprechen: es lag in der Natur der Dinge, daß wir beiden gleich alten (oder richtiger gleich jungen!) Süddeutschen, Baiern, Münchener, Walhallgenossen, in den allermeisten Stücken übereinstimmten, sowohl in Lob als auch in Ablehnung der Berliner „Landschaft", Straßen, Wirths- und andern Häusern, Gesellschaften, Professoren, Studenten, Mädchen, Oheime und Tanten.

Clemens, obzwar anderthalb Jahre älter, fand sich doch in Vieles schwerer als ich: er war eine noch viel weichere Natur, eine echt musicalische: mit allen Vorzügen und auch mit einigen Schranken dieser Anlage: er war gründlich musicalisch durchgebildet, sang, spielte Clavier und ganz vortrefflich die Cither, welche, 1852 an der Spree noch sehr wenig bekannt, überall, wohin er kam und wo ich seine bescheiden verborgne Kunst anpries, erklingen mußte und ihm reichsten Beifall eintrug. (Von meinem Verhalten

zur Musik oben S. 146.) Solche Seelen stoßen sich leicht an Ungewöhntem, sind oft verletzt, und ziehen sich dann scheu in sich selbst zurück: das Herbe, Spöttische des Berliners, der sich jedes starken Gefühlsausdrucks, der dem Oberdeutschen Bedürfniß, schämt, stieß den gar Weichmüthigen häufig ab.

Dazu kam, daß ich schon in München in dem Hause meiner Aeltern mit Norddeutschen viel mehr als er verkehrt hatte, ihre Weise, die Umgangsformen ihrer Gesellschaft kannte: ich konnte schon ganz geläufig „Mahlzeit!“ sagen nach dem letzten Bissen und dabei den Geheimräthen so feierlich die Hand drücken, als hätten wir so eben eine sacrale Handlung begangen oder eine dringende Lebensgefahr glücklich bestanden; Clemens mußte ich immer noch an dem Zipfel seines ihm unaussprechlich „zuwidern“ Fracs zupfen, ihn an diese Haupt- und Stats-Schluß-Action zu erinnern; ich schlüpfte in den mir nur lächerlichen Frac mit Gleichmuth: doch behauptete eine junge Berliner Freundin, ich ziehe damit unwillkürlich eine

die Berliner verspottende hochfein norddeutsche Redeweise an.

Denn so grün und unerfahren wir waren, und so gewaltigen Eindruck uns die so viel größeren Verhältnisse Berlins in gar vielen Stücken machten, — wir erkannten doch — und bekannten laut — die Vorzüge Münchens in gar vielen Dingen und überall — den Werth süddeutscher Eigenart.

Wir merkten sehr bald, daß unsere süddeutsche Art, d. h. die unbefangne Frische, die offne Empfänglichkeit für alle Eindrücke und zumal das Bedürfniß, den empfangnen Eindruck uns selbst sofort zum Ausdruck zu bringen, dadurch den Genuß oder die Verwerfung des Eindrucks steigernd, — ganz unbekümmert darum, ob Andere dies nun, kühl beobachtend, wahrnahmen und oft spöttisch beurtheilten — daß diese „Naivetät“ den Berlinern an uns zumeist auffiel, daß sich die Einen darüber lustig machten — boshaft, im Bewußtsein ihrer kritischen Ueberlegenheit, — die Andern — und zwar doch weit die

Mehreren! — gutmüthig lächelnd, angenehm berührt, ja fast ein wenig beneidend in ihrer großstädtischen Blasirtheit und norddeutschen Kühle und Verstandesschärfe. Ja, in dieser Naivetät liegt ein erheblicher Unterschied der Thüringer, Franken, Alamannen, Baiern — und zwar ein sehr erheblicher Vorzug: nicht nur ästhetisch, auch nicht nur wegen der erhöhten Genußfähigkeit, — sondern vermöge der größeren rein menschlichen Freiheit, wegen der glücklichen und schönen Unbekümmertheit um das Urtheil der Zuschauer, um die Wirkung des harmlosen sich Gehenlassens auf die kühl daneben stehenden Beobachter: unsere Art ist schöner, beglückender, freier, weiter. Ich komme darauf zurück bei meinem Uebertritt aus Würzburg nach Königsberg.

Diese unsere Naivetät gewann uns, gewann zumal dem weichen, sanften Clemens alsbald gar viele Freunde in der als so „moquant“ verrufnen Stadt.

XXVII.

Mir wurde diese endlich besonders auch deßhalb rasch vertraut, weil ich, während Piloty nur an eine seinem Schwager Schorn in München befreundete Malerfamilie (Stielke) empfohlen war, eine ganze Reihe von Verwandten meines Vaters und mehrere meinen beiden Aeltern recht nahe stehende Häuser vorfand, die mich mit einer Wirthlichkeit aufnahmen — und nicht nur mich, — auch meinen überall alsbald so beliebten Pylades, wie sie Piloty nannten — die nun wieder die Münchner ganz gewiß damals noch nicht zwei norddeutschen Studentlein würden gewährt haben und welche an der Isar erst später und immer noch nicht in genügendem Maße den Norddeutschen abgelernt worden ist. (Davon alsbald mehr.)

So nahm mich gleich bei der Einfahrt, Abends

10 Uhr von Leipzig her, in herzlichsten Empfang und in beide Arme mein Oheim Wilhelm Dahn, der Bruder meines Vaters. er war Kaufmann und „Erzeuger“ (wie man in Oesterreich sagt) von Steinpappe, hatte sein Geschäft in der Spandauerstraße, sein Wohnhaus im alleräußersten Osten der Stadt, der Barnimstraße (welche ich in dem Moltke-Festspiel vom 26. X. 1890 verewigt habe), noch weit über den Alexanderplatz hinaus: — mir, dem nur an die kleinen Entfernungen im damaligen München gewöhnten, schien der Weg dahinaus eine kleine Orientreise.

„Oncle Wilhelm“, etwa vier Jahre jünger als mein Vater, war ein ganz prächtiger Mann! Ich kannte ihn schon: — er war zweimal in München bei uns zu Besuch erschienen — und hatte ihn gar lieb gewonnen: denn er war dabei ebenso herzensgütig gegen mich gewesen wie mit allen Leuten, auch mit der alten Toni und dem hübschen Stubenmädel, zu den tollsten Späßen unablässig geneigt. Oft hatte er mich mit Gewalt von den „dummen Büchern“ hinweg gezerrt und zu

einem Glase Wein zu „Ott" in der Ottostraße oder zu Grosdemange auf dem Residenzplatz mitgenommen. Wohin er kam, der Stattliche, mit seinem hübschen, ja schönen, behaglichen, ein wenig zur Fülle neigenden Gesicht, den kleinen, kurzsichtigen, oft blinzelnden, aber klugen und lustigen Aeugelein, dahin brachte er harmlose Fröhlichkeit mit: die Kopfhängerei mochte er nicht leiden und seine heitre Laune war so urwüchsig, so kerngesund, daß sie auch mich unwiderstehlich fortriß, zu dessen Ernsthaftigkeit, Todesahnung, pedantisch eingetheilter Arbeitsordnung und Fleischabtödterei sie doch den stärksten Gegensatz bildete.

Wie auf des guten Oncle Wilhelm Leib zugeschnitten sind die köstlichen Verse Mörike's: [1])

Lieber Vetter! Er ist eine
Von den freundlichen Naturen,
Die ich Sommerwesten nenne.
Denn sie haben wirklich etwas
Sonniges in ihrem Wesen . . .

---

[1]) Gedichte, Stuttgart 1838. S. 208 (an meinen Vetter).

Ach daß diese lieben hellen
Sommerwesten, die bequemen,
Angenehmen . . . .
Endlich doch auch sterben müssen.

Diese unverwüstliche Heiterkeit war desto höher anzuschlagen als sie, aus dem Innersten seiner Eigenart wie ein Quickborn unversiechlich hervor sprudelnd, allerlei Widrigkeiten sieghaft durchbrach.

Denn er hatte eigentlich gar nicht so groß Ursache, heiter zu sein, der arme Mann, der ohne sein Verschulden ein recht beträchtliches angeheirathetes Vermögen verloren und nun alle Hände voll zu thun hatte, einer ganz unwahrscheinlich großen Zahl von Kindern mit seiner Steinpappe sättigend die Mündlein zu stopfen. Ich weiß bis zur Stunde nicht, wie viele es wohl sein mochten: ich erinnere mich nur, daß, waren wir in den gar einfachen Zimmern in der Barnimstraße in ein Gespräch verwickelt, jeden Augenblick wieder ein anderes Kind auf dem Bauch und Boden heran gerutscht kam: — nach der Ungezogenheit

zu schließen werden es wohl zum größten Theil Jungens gewesen sein: die Namen Max und Moritz gemahnten mich später immer an den einen dieser meiner Jung-Vettern: der andre hieß freilich nicht Moritz, das war aber auch der ganze Unterschied. Aus dem Haufen der Mädchen dagegen stelle ich meinen Bäslein Elise, Helene und Emma (— recht viel mehr waren es, glaub' ich nicht, obzwar die unaufhörlich herein polternden Nachbarkinder die Unterscheidung der Dahninge erschwerten und verwirrten —) noch nach 39 Jahren das Zeugniß aus, daß sie sich redlich abmühten, einige Ordnung und Uebersichtlichkeit in dieses Gewirre von Kinderbeinen zu bringen in Unterstützung, richtiger in Vertretung ihrer vortrefflichen, aber stets kränklichen Mutter: — denn diese machte den Eindruck, als ob sie jeden derartigen Versuch im Stillen längst als hoffnungslos aufgegeben habe.

Aber Oncle Wilhelm! Je „doller" es um ihn her zuging, desto vergnügter wurde er: zwar schrie er wohl manchmal in das Getobe hinein sein: „Wollt

ihr woll, infame Bengels?“ Aber dabei zuckte es schon wieder so lustig um seinen Lachemund, daß „die Bengels“ nur mit einem desto lauteren Hohngelächter antworteten, bis er dann wohl dazwischen fuhr, einen seiner oder auch der entliehenen Jungens hinten an der Hose packte, „hoch hielt“ und nach einem mehr patschenden als schmerzenden Streich wieder säuberlich absetzte. Ja, an manchem Sonntagnachmittag, wann mir schon Hören und Sehen verging vor Spektakel und Piloty um seine Cither bangte, auf der 10 × 2 Hände zugleich zupfen wollten, rief der Oncle: „Ich weiß nicht, Kinder, es ist heute gar kein Leben in die Bude:“ denn, ward er recht vergnügt, sprach er — mit Vorbedacht und Ueberlegung — berlinisch: „holt mer doch en par Jungs aus der Nachbarschaft.“

Am Liebsten hätte er sie sich wohl unablässig vom Storche bringen lassen: doch hat er das letzte Vierteldutzend, glaub' ich, in München nie amtlich angezeigt: denn als mein Vater einmal unversehens

nach Berlin kam, fand er eine Mehrzahl unterschlagener Nefflein vor.

Der Oncle verfügte über den bekannten schlagfertigen Witz des richtigen Berliners, wie er auf dem märkischen Sande — ganz inselhaft von den Nachbarstädten sich scharf abhebend — aus der starken Zumischung von französischem esprit der „Aus- (d. h. „Ein"-)gewanderten" und von jüdischer Schärfe zu der niederdeutschen Trockenheit und Verstandeskühle als ein ganz eigenartig Ding erwachsen ist.

Allein bei dem Rundlichen mit dem leis angehenden Weißbierbäuchlein war das Aetzende und Schonungslose dieses Witzes ersetzt durch gemüthvolles Wohlwollen: der Witz war zum Humor vertieft und veredelt, und der liebenswürdigste der Menschen schonte in seinen Scherzen am Wenigsten seiner selbst.

Er hatte die beneidenswerthe Gabe — ohne je das Maß zu überschreiten — sich wie ein Kind („wie ein Schneekönig", sagte man in der Barnimstraße) an einem guten Trunk, an einem leckeren Bissen zu

erfreuen: — freilich nur, wenn Andere ihn theilten, und am herzlichsten, wenn es auf seine Kosten ging: was freilich zur Erkräftigung seiner immer etwas „kippeligen“ (wie er lachend sagte) Finanzen nicht gerade beitrug.

Hatte er mich am Sonntag Morgen „in die Domkirche“, wie er scherzte — das will sagen: in ein dem Dome nahe gelegenes Weinhaus abgeholt — oder hatte er mich mit Piloty — der nie fehlen durfte — „Sonnabends“ (wir sind jetzt in Berlin und werden entweder ausgelacht oder nicht verstanden, wenn wir „Samstag“ sagen) um 7 Uhr in sein Geschäft bestellt, ihn in jene feuchten Räume zu begleiten, — dann war er — der etwa Vierzigjährige — kreuzfidel.

„So!“ rief er wohl, die Schlüssel von dem Geld-„Spinde“ abziehend — „jetzt kann die verfluchte Papp-Bude lange warten, bis sie mir wieder angähnt. Nun sind die Papp-Mädels bezahlt (die Arbeiterinnen): du, Dörthe, nimm dir vor dem dicken

Bombardeur in Acht! sonst seid ihr mal zu Dritt! — Nu is Allens Alle: — es Jeschäft — alles, es Jeld och. Det verfluchte Jeld! Hätt' ick nur mehr von diesem Fluch der Menschheit. Aber für ene Pulle Rothen oder en par reicht et noch, Jungens. Ihr drinkt ja nich. Nu, los!" — Und dann führte er uns in jenes Weinhaus auf der Nordseite der Königsstraße — ich weiß die Firma nicht mehr — zu einigen seiner Berufsgenossen und Logenbrüder!

Denn er war ein gar eifriger Freimaurer vor dem Herrn.

Nach meiner ungenügenden Kenntniß zu urtheilen hat sich nun zwar die Maurerei (— die im vorigen Jahrhundert und im Anfang dieses Jahrhunderts hochverdienstlich Aufklärung und Duldung und Menschlichkeit [freilich auch eine flaue, schale und sogar gefährliche Weltbürgerthümelei] im Kampfe gegen die damals herrschende dumpfe und unterdrückungseifrige Rechtgläubigkeit verbreitete —) schon lang überlebt, wenigstens für die akademisch Ge-

bildeten, wie diese für jene Lehren keiner besonderen geheimnißumgebenen Offenbarung mehr bedürfen.

Allein ich habe damals doch mich überzeugt, wie die Loge in jenen Kreisen der Mittel- und Kleinbürger geistig, sittlich, gelegentlich auch wohl wirthschaftlich günstig wirkte.

Da wurde denn nun streng hochdeutsch gesprochen: höchstens die Witze Anderer, die der Berliner Mundart gar nicht zu entkleiden waren, wurden in dieser erzählt.

Der gute Oncle Wilhelm! Ist nun auch schon gar lange todt.

Es war mir eine Herzensfreude, Jahrzehnte später an ein par seiner Enkel darweisen zu können, wie dankbar ich seiner gedenke, als der Sohn einer seiner Töchter viele Jahre zu Königsberg das Gymnasium besuchte und der Sohn seines wackern Sohnes Ernst sich ein par Halbjahre unter dem Vorwand, die Rechte zu studiren, bei den Wratislaven zu Breslau aufhielt. Unter allen jenen nie ganz

deutlich von mir unterschiedenen und auch hier kaum erschöpfend aufgezählten Dahningen der Barnimstraße stand und steht mir am Nächsten jener Ernst, der unter recht ungünstigen Verhältnissen — man denke nur! bei diesem Lärm des „unentwegt“ zur Thüre herein polternden Geschwistersegens griechische Syntax und Stereometrie studiren! — sich lediglich aus eigener Kraft zum Oberlehrer in Braunschweig hinauf gearbeitet und unter Anderem einen Leitfaden für Deutschen Geschichtsunterricht veröffentlicht hat, aus dem ich mehr lerne als erforderlich sein sollte.

XXVIII.

Dieser prächtige Oncle Wilhelm nun also war es, der mich in jener Octobernacht am Anhalter Bahnhof in Empfang nahm, mir in's Gesicht sah, mir über dieses Gesicht ein par derb freundliche Worte so laut zuschrie, daß ich mich vor Piloty und dem ganzen Bahnhof schämte, mich in die Arme preßte und dabei von der Erde in die Höhe hob, daß ich ächzend an den seligen Antäus denken mußte, dann mich und Piloty, den er in der Geschwindigkeit auf mein Vorstellen hin auch umarmte, in eine Droschke warf und in die von ihm für mich gemiethete Wohnung brachte.

Du altes Zimmer auf dem Neumarkt Nr. 9 über drei Treppen, was hast du nicht Alles für philosophische und — andere Kämpfe erlebt!

Piloty wohnte ziemlich nahe in der Poststraße: Stielkes hatten ihm das Zimmer besorgt: der gute Oncle brachte ihn dorthin, nachdem wir zu dritt auf dem Neumarkt das von der Tante Marie dahin gezauberte „Abendbrot“ verzehrt.

Die zwei Fenster meines Zimmers gingen auf den Neumarkt, auf welchem Vormittags ein Lärm vollführt wurde, der nicht gerade zu philosophischen, juristischen und anderen Forschungen geeignet war, noch minder zu dichterischer Stimmung einlud: aber es störte mich nicht: ich habe gelernt, unter jedem Geräusch zu arbeiten, auch unter solchem Lärm, den oft meine Besucher für unerträglich erklärten (das ärgste waren aber doch einmal in Würzburg im Held-Haus vier gegen einander tobende Claviere in drei Häusern!), ja, das Surren der Nähmaschine meiner lieben Frau dicht neben meinem Schreibtisch war mir in Königsberg eine ganz unentbehrliche Begleitung zur Balladendichterei geworden und ich mochte es gern leiden, wenn dann 32 Vögel (aber darunter weder Canarienvogel

noch gar Papagei!) um die Wette sangen, der Maschine Surren, das sie offenbar für Theresens Gesang hielten, zu übertäuben.

Desto feierlicher wirkte dann die Stille an den Sonntag Vormittagen, wann nicht Marktleute feilschten, haderten und keiften. Das Zimmer war hell, freundlich und reinlich: die Einrichtung recht einfach: ein hartes Sofa, das ich nie benutzte, ein par Rohrstühle, ein Bügeltisch (statt des Schreibtisches), ein Kleiderschrank, eine eiserne Bettstatt — mir ganz neu: die Waschschüssel stand auf einem Holzstuhl: das war der Waschtisch.

Ich fand es maßlos theuer, daß ich dafür 5 Thaler zahlen sollte: aber Piloty zahlte sechs und Oncle Wilhelm sagte lachend: „dafür habt Ihr det Spreewasser jratis."

Mein Miethwirth, Herr Ludwig Bauer, Vergolder, und seine immer fleißige Frau waren gar vortreffliche Musterbilder des tüchtigen Kleinbürger- und Handwerkerstandes, der in Berlin wie ander-

wärts viel seltener geworden sein mag in den letzten 40 Jahren. Nie hatte ich den geringsten Anstand mit ihnen und ihren streng gezognen Kindern: — reinlich und säuberlich hielt die Frau mein Zimmer und meine Wäsche, die sie ebenfalls übernahm. Daß der Aufstieg über die drei Treppen — im Erdgeschoß war ein Butter- u. s. w. Geschäft — oft übel aussah und stark nach Häringen roch, war vom dritten Stock aus nicht zu verhindern.

Niemals habe ich später Berlin besucht, ohne auf den Neuen Markt zu gehen und mir die alten Fenster von unten anzusehn. Bei meinem ersten Wiederkommen (1865) forschte ich in dem Haus und auf der Polizei ohne Erfolg nach den wackeren Leuten: — ich hätte ihnen gern dankbar irgend eine Freundlichkeit erwiesen.

Andere Verwandte von mir wohnten in der der Barnimstraße gerade entgegengesetzten Richtung, im — damaligen! — äußersten Westen von Berlin, in der Linkstraße: es war das Haus der bekannten Verleger-Firma Herbig.

Der älteste Sohn hatte vor vielen Jahren in München (in der Hofbuchhandlung von Palm am Kuhbogen) gearbeitet und mir damals manchen Cooper'schen oder Walter Scott'schen Roman zum Lesen gegeben; nun war sein Vater gestorben, er hatte das bedeutende Geschäft übernommen und ein wunderschönes junges Mädchen, Anna, eine geborne Grimm, geheirathet. Die verwittwete Mutter und mehrere hübsche Töchter derselben wohnten in einem andern Stockwerk desselben Hauses: ich und mein Pylades — dessen Cither hier ganz besonders geschätzt ward — fanden die gütigste, liebenswürdigste Aufnahme bei den „Alten" und den „Jungen" im Hause: die strahlende Schönheit meiner Base Anna und ihre anmuthvoll heitere Laune zog uns mächtig an: in dem gastlichen Hause ward viel Musik getrieben, häufig getanzt, Pfänderspiele (auch mit Küssen, was mir dummer Weise gräulich war) und andere Lustbarkeiten fehlten nicht. Piloty ging häufiger hin als ich: ich? Ich war ein rechter Schafskopf! Obwohl

keines der hübschen Mädchen mir irgend tieferen Eindruck machte, — und ich ihnen gewiß auch nicht!! — — ich glaubte, ein Unrecht zu thun gegen Didosa, wenn ich mit dem vollbusigen, blauäugigen oder dem schlanken, rehäugigen meiner Bäslein herum hopste oder gar die beiden ausgelassnen Käfer, beide zugleich, die eine meinen linken, die andere meinen rechten Arm packte und mich auseinander zu walzen drohten.

Das Tanzen hatte ich nämlich schon als Gymnasiast nur auf zwingenden Befehl der Aeltern gelernt, mit heftigem Widerstreben: — es schien mir entweder „fad“ oder aber, gefiel mir meine Tänzerin, „sündhaft“.

Diese Tanzstunde, besucht von eitel Gymnasiasten und Backfischen, unter Aufsicht unzähliger Tanten, bei ein par Talglichten, auf holperigem Boden, in engem, schmutzigem Zimmer — sie war denn auch unglaublich billig! — wäre einmal recht hübsch in einem humoristischen Roman zu schildern. Ich vergaß oben (Band I, S. 119)

bei Aufzählung der „ritterlichen Künste und Leibesübungen“ der edeln Tanzkunst: wahrscheinlich deßhalb, weil ich es darin am Wenigsten weit gebracht und nie ein besonderes Vergnügen bei ihrer Anwendung verspürt habe. Meine Jugendfreundinnen (s. B. III) behaupten, ich tanze noch steifer als ich reite: und das will was heißen!

Wie thörig war es, gar manchen Abend, an welchem mein Clemens mit diesen feingebildeten, heiteren Menschen sich harmlos und jugend- und naturgemäß — und eigentlich waren es doch meine Bäslein, nicht die Seinen! — erlustigte, zu Hause zu sitzen und bis spät nach Mitternacht — bei recht ungenügender Atzung — Plato zu studiren oder Corpus juris zu lesen oder — das Thörigste von allem — ungezählte, allerdings oft recht gute! — Verse an Didosa zu machen, welche einstweilen an der Isar schlief oder, wachte sie, an alles Andre eher dachte als an mich!

XXIX.

Außer den Häusern meiner Verwandten standen mir aber noch gar viele andere offen in dem wirthlichen Berlin.

Der berühmte Pandektist Keller, der früher von Zürich aus meine Aeltern besucht hatte (I, S. 263), war schon vor geraumer Zeit nach Berlin berufen worden, wo er eine ganz hervorragende Stellung als Gelehrter und Lehrer einnahm; ich hörte bei ihm Erbrecht (s. unten) und verkehrte viel in dem glänzenden, reichen Hause, dessen gewaltigsten Magnet die unvergleichlich kluge, für ihre Jugend erstaunlich gewandte und an Leib und Seele gleich anmuthvolle einzige Tochter bildete.

Unsere beiden Häuser waren so nahe befreundet, daß einer der zahlreichen Keller-Knaben nach mir den

Namen Felix erhalten hatte: die prächtige, hochgebildete, grundgescheute Frau Geheimrath — eine Tochter Lavaters — duzte und behandelte mich wie ihre Söhne. Ich war recht viel in diesem Hause: mehr als bei allen meinen Verwandten zusammen! Sowohl bei den großen Bällen und anderen gewaltigen Völkerfesten als — und zwar viel lieber! — allein oder mit Piloty und dessen Cither eingeladen oder ungeladen beim Abend-Thee.

Wenn ich — mit meiner jetzigen Kenntniß der Menschen und insbesondere des Menschen Felix Dahn — mir die damaligen Dinge zurück rufe, sehe ich mich wohl oder übel zu dem Ergebniß gedrängt, daß wir, ich ebenso wie der gute Clemens, in die wunderliebliche Emma bis über die Ohren verliebt waren, trotz Didosa und Minna in München: freilich ohne es zu merken: ja, ich würde jeden gefordert haben, der mich solcher Treulosigkeit geziehen hätte.

Allein die „Wahrzeichen“ sind zu zahlreich und zu laut sprechend!

Clemens und ich redeten recht viel von Emma's Liebreiz bei dem Nachhausegehn: — jedesmal ungefähr dasselbe! Wir trafen einer den Andern gar oft an jenem abendlichen Theetisch, — zu gegenseitiger Ueberraschung! — während wir sonst uns die Pläne für unsere Abende stets mittheilten. Clemens und sogar ich — contra naturam mei generis! — tanzte mit der Zierlichen — die denn freilich auch so leicht schwebend und so anmuthig dahin flog wie keine Andere auf den Bällen, — so leidenschaftlich gern und so oft, daß Mutter Keller diese Häufigkeit „Schanden halber", wie sie sagte, herab minderte: wir hielten uns dadurch schadlos, daß wir, waren wir an jenen Abenden allein mit der Unwiderstehlichen, mit ihr tanzten (— Mutter Keller spielte unermüdlich Clavier dazu —) bis sie nicht mehr konnte.

„Unwiderstehlich": — ja, das war sie: nicht Ein Mann, vom jüngsten Studenten bis zum General oder Geheimrath, konnte sie sehen ohne den Zauberreiz der kleinen dunkeläugigen Elbin mit den wun-

derfein geschnittnen Zügen zu verspüren: alle waren in sie verschossen: sollte ich allein es nicht gewesen sein? Es ist recht unwahrscheinlich.

Und sie? Die von allen Seiten Gefeierte war nach allen Seiten hin gleich artig, gleich liebenswürdig und verbindlich: Keinen zeichnete sie auch nur durch den geringsten Vorzug aus. Sie hätte es auch nicht wagen dürfen: ihr Vater, eine Herrschernatur von schroffster Art, würde sie zerschmettert haben, hätte sie sich dergleichen beigehen lassen wollen.

Nur mich — wir sagten ja „Du“ — behandelte sie anders als alle Andern: sie durfte das: war sie doch einige Jahre älter als ich und war doch auch abgesehen hiervon an eine Gefährdung der sehr hochfliegenden — freilich häufig wechselnden! — Pläne, die der schwer reiche Geheimrath für sein allseitig vergöttert Töchterlein hegte, durch das achtzehnjährige Studentlein Habenichts in alle Wege nicht zu denken.

So ließ der Gefürchtete uns gewähren und

Mutter Keller — nun, die hatte einen Narren an mir gegessen und konnte mich gar nicht oft und nicht vertraut genug (d. h. wenn nicht fremde Augen zuguckten) mit ihrer Emma verkehren sehen. Mich beglückte die Freundschaft, ja die schwesterlich zärtliche Neigung des schönen Mädchens: ich machte sie zur Vertrauten meiner Liebe zu Didosa: da sah sie mich freilich mit seltsamem Lächeln an, das schmale Köpflein zur Seite drehend wie ein kluges Rothkehlchen: — war sie doch, obwohl erst 21 Jahre, doch ganz unvergleichlich reifer, klüger, einsichtiger als ich — und meinte wohl, die schmalen Lippen kaum öffnend: „das ist eitel Luft." Ich bilde mir wahrhaftig nicht ein, daß sie mich liebte: — dazu war sie viel zu gescheut! — aber unsere Freundschaft erhielt doch eine wärmere und lebhaftere Färbung als sie getragen hätte, falls Emma ein Jüngling oder ich ein Mädchen gewesen wäre.

So hab' ich, glaub' ich, das schwer zu schildernde Verhältniß in seiner höchst reizvollen Zartheit richtig geschildert: doch Halt! Ein feiner Zug

fehlt wohl noch darin: ich glaube, das kluge Mädchen durchschaute recht klar, daß ihr Freund Felix, während er ihr von Didosa vorschwärmte, für die Vertraute, ohne es zu merken, doch Anderes als nur Freundschaft fühlte; übrigens hat das kluge treue Mädchen mir, als ich später in Berlin in eine seltsame Verwicklung gerieth, mit ihren feinen gewandten Fingern mich gerade noch zu rechter Zeit, bevor irgend jemand darunter zu leiden hatte, auf das Säuberlichste und Zierlichste heraus gewickelt: Dank ihr dafür und Segen — auch in ihr frühes Grab hinein!

Denn sie ist lange todt, die anmuthvolle.

Nachdem ihr Vater sie wiederholt mit allerlei Verlobungsplänen geplagt (— eine große Rolle spielte dabei ein sehr reicher junger Statsmann, dessen glänzende Laufbahn der ganz unheimlich gescheute Geheimrath voraus sah und der denn auch wirklich in frühen Jahren Minister ward: — auch ihn deckt schon die Erde! —), verheirathete sie sich mit einem Gutsbesitzer. — Aber ach! das köstliche, kleine Colibriähn-

liche Geschöpflein erkrankte am Rückenmark und starb nach vielen, vielen Jahren der schwersten Leiden, — und zwar nicht nur des Leibes! — nachdem sie gar lange Zeit gelähmt gelegen: — sie, die wie eine beflügelte Willis im Tanze geschwebt.

O weh um dich, Emma Keller! und um alles Schöne auf der Erde:

„siempre tiernos corazones
Son nacidos al dolor"

(habe ich in einem meiner wenigen, aber nicht ganz schlechten spanischen Gedichte gesagt!)

Das Kellersche war nicht das einzige Berliner Professorenhaus, das sich mir gastlich aufthat. Prantl (der vor Jahren mit seinem Freunde Konrad (von) Maurer ebenfalls in Berlin studirt) hatte mir Empfehlungen mit gegeben an seinen Lehrer Böckh, den ehrwürdigen Altmeister der griechischen Alterthumswissenschaft, dessen „Statshaushalt der Athener" ich, durch Spengel (oben S. 15) angeregt, eifrig durchgearbeitet hatte. Der hochbedeutende Mann — eine

gar stattliche, aber auch mild-freundliche Erscheinung — nahm mich auf das Gütigste auf: er hatte seine Freude daran, daß ein Jurist in jenem Werk so gut Bescheid wußte, und lud mich oft in sein wirthlich Haus: seine Tochter war ein gar holdes, liebes, schönes Geschöpf. Ich fand, daß sich ein junger langer, blasser, blonder Professor mehr mit ihr beschäftigte — tanzend und redend — als mir und Andern eigentlich angenehm war.

Ihr aber muß es nicht unangenehm gewesen sein: denn sie hat sich ihr ganzes künftiges Leben mit ihm beschäftigt, indem sie ihn nämlich alsbald heirathete. Und als er mir damals ungezählte Extratouren abzwackte, wann ich mit dem schönen Mariechen engagirt war, ahnte ich weder, daß ich künftig so viel von ihm über Englische Verfassung lernen, noch daß ich nach seinen Anregungen in Königsberg preußische Selbstverwaltung vortragen, noch daß dreißig Jahre später, als ich in Berlin einige Vorträge hielt, das schöne Mariechen als Frau Geheimrath von Gneist

mich und meine Therese so überaus liebenswürdig bei sich aufnehmen würde.

Ferner hatte mich Prantl bei dem Philosophen Trendelenburg eingeführt, mit welchem ihn besonders die gemeinsamen Forschungen in Aristoteles verknüpften; ich hörte bei jenem Psychologie (s. unten) und kam auch zuweilen in sein Haus, dem freilich die Frau fehlte; der ernste, feierliche Mann in seiner streng gesetzten Redweise — er redete im Gespräch wie auf dem Lehrstuhl — und seinen spärlichen, streng abgemessenen, ein wenig steifen, rechtwinkeligen Bewegungen, dem scharf geschnittnen, bedeutenden Kopf, der sich in den hohen, steifen Vatermördern nicht frei bewegen konnte — machte mir ganz gewaltigen Eindruck, obzwar nicht gerade anziehenden: er hatte nicht viel Freundliches, vielmehr etwas Herbes und Trockenes (austère, würden die Franzosen sagen): ich mußte immer denken, wann ich von der Schulbank zu ihm hinaufblickte: „so hat gewiß auch sein Aristoteles ausgesehen" — nur ohne Vatermörder. Ich bin später

in den Grundfragen der Rechtsphilosophie zu ihm ganz entgegengesetzten Ergebnissen gelangt: — Trendelenburg vertrat jene Zusammenschließung von Sittlichkeit und Recht, jene Begründung des Rechts als Mittel zum Zweck des Sittlichen, welche ich, die Selbständigkeit des Rechtes neben dem Sittlichen fordernd, scharf bekämpfe.[1]) Aber dankbar werde ich stets reicher Anregung, die ich dem scharfsinnigen Mann in der Psychologie und tiefstgründige Belehrung, die ich ihm über Aristoteles schulde, gedenken.

Ein wahre zweite Heimath aber wurde für mich (— und kaum in minderem Maße für den guten Clemens —) das Haus meiner guten, lieben, treuen Mutter Birch an der Krausenstraße 70 (Ecke der Friedrichstraße) über zwei Treppen.

Diese prachtvolle Schwäbin war mit meinen Aeltern noch von der Zeit her auf das Innigste be-

---

[1]) Vgl. meine Besprechung seines Werkes: „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik", Bausteine IV. 1. S. 13. Berlin 1883.

freundet, da sie zu Zürich das Stadttheater geleitet und meine Aeltern dorthin zu einem Gastspiele geladen hatte: sie war dann später auch in der Königinstraße ein hoch willkommner Besuch gewesen.

Diese ausgezeichnete Frau nahm mich nun auf in der That wie eine Mutter und überhäufte mich mit einer Liebe und Fürsorge und Zärtlichkeit, die mich in tiefster Seele rührte und erschütterte: und zwar gleich vom ersten Anblick an hatte ich — ihr ganzes, großes, reiches, gütevolles Herz gewonnen. Sie ließ mich gleich, als ich zuerst gar schüchtern bei ihr um 11 Uhr morgens antrat, vor abends 9 Uhr nicht mehr fort. Ich mußte gleich zu Mittag, zu Kaffee und zum Abendthee bleiben! Und wie unzählige male hat sich das wiederholt! Jeden Sonntag Mittag waren Clemens und ich ein für allemal ihre Tischgäste: es gab jedesmal Kalbsbraten mit Sardellen gespickt und dazu das schwäbische Leibgericht: „Späzzle". Vor Abends 10 Uhr kamen wir dann nie fort: und außerdem sollte ich jede Woche wenig-

stens noch einen Abend bei ihr verbringen. Ich weiß nicht, was die grundgescheute, vielgefeierte Frau von reichster Welterfahrung, die bei Hof (zumal bei dem Prinzen von Preußen) sehr beliebt und in der vornehmsten Berliner Gesellschaft gefeiert und verwöhnt war, die mit so vielen Dichtern, Musikern, Malern (von den Schauspielern: Männern wie Döring, Dessoir, Liedtke zu schweigen) in regstem geistigen Verkehr stand, an mir „Greenhorn“ finden konnte: — es müßte denn die süddeutsche Frische und die Unverdorbenheit und Reinheit der Seele gewesen sein.

Frau Charlotte war von Staunen erregender Arbeitskraft. Neben den Proben und Vorstellungen, welche sie im königlichen Schauspielhause beschäftigten — eine ihrer besten Rollen war die Bärbel in Dorf und Stadt d. h. ihrer Bearbeitung des Auerbachschen Romans der „Frau Professorin“, dann die Amme in Romeo und Julia — schrieb sie unermüdet, tief in die Nächte hinein wachend, jene Schauspiele, meist aus Romanen gestaltet, manchmal frei erfunden,

welche, ähnlich wie die Lustspiele des wackern Benedix, den Gegenstand des Neides und der boshaftesten Angriffe von Seite der Wettbewerber bildeten. Nun sind ja die Gestalten der Frau Birch-Pfeiffer nicht gerade sonderlich vertieft, zuweilen nur aus unwahren Roman-Puppen in nicht lebenswahrere Bühnen-Marionetten umgewandelt und die breit erzählte Fabel der bearbeiteten Romane von Bulwer oder Dumas oder Wilkie Collins erschien dadurch nicht wahrscheinlicher, daß sie unter Weglassung der vermittelnden Zwischenglieder in fünf knappe Aufzüge zusammengedrängt wurde: — darüber bedarf ich nicht der Belehrung. Aber du lieber Gott in deinem hohen blauen schönen Himmel! Wie riesenhoch ragte diese Frau an Bühnenkenntniß, an echter dramatischer Kunst, nicht nur an theatralischer Mache, — über all' die hoch-poetischen „Dichter“ hinaus, welche Jahrzehnte hindurch sie mit allem Gift der Bosheit überschütteten, während und weil sie in lächerlicher Ohnmacht nicht im Stande waren, eine einzige Scene, geschweige ein Schauspiel so zu

gestalten, daß sie auf der Bühne überhaupt möglich war: diese an Größenwahn leidenden Tragiker in sieben Acten, welche von Shakespeare nichts gelernt hatten als die unaufhörlichen Verwandlungen (die aber bei Shakespeare keine waren) bei offenem Vorhang. Ich darf so reden: denn ich habe gar viele Jahre hindurch die Stücke kennen gelernt, welche dem Münchener Lese-Ausschuß eingereicht wurden, und sehr oft auch die zu diesen Machwerken gehörigen häufig größenwahnsinnigen Herren Dichter und — meines lieben, wahrlich nur zu milden Vaters Beurtheilungen. Es übersteigt allen Glauben, was da oft an Bühnenwidrigkeit, an kindischer Unfähigkeit, zwei oder drei Menschen mit einander reden, sie rechtzeitig und in wahrscheinlicher Weise auftreten und abgehn zu lassen, geleistet wurde.

Und nun noch Eins: — ein Schwerwiegendes.

Gewiß hat der rein ästhetische Maßstab seine volle Berechtigung. Aber daneben darf, ja muß man doch auch fragen, in welcher Weise wirkt ein Dichter,

wirkt eine Kunstrichtung auf die Volksseele, erziehend oder verführend?

Nun wohlan: dreißig Jahre hindurch haben die Birch und Benedix dem das Theater besuchenden Publikum dargeboten, was freilich oft ein wenig flaue und mittelmäßige Hausmannskost war: — aber sie war nicht überwürzt und war nicht Gift. Wahrlich, die Gesundheitspflege für das Deutsche Volk war besser bestellt bei Birch und Benedix, als wenn „der Fall Clémenceau“ oder „die Gespenster“ — von andern Sachen zu schweigen — die geistige Erhebung besorgen. O Friedrich Schiller, was macht man aus der Schaubühne, von welcher aus du dein Volk veredeln wolltest und veredelt hattest: — aber das ist lange her!

Damals nun — 1852 — stand „die Birch-Pfeiffer“ auf der Höhe ihrer Erfolge: ihre Stücke beherrschten das Schauspielhaus zu Berlin und alle Hoftheater: der König, zumal aber der Prinz von Preußen — der spätere Prinzregent, König und Kaiser Wilhelm — fehlte nie bei einer Erstaufführung ihrer

Dramen, das Haus war überfüllt, man schluchzte viele Taschentücher über „dem Lorle“ voll, man war herb und spröde und innerlich doch so weich mit der armen Gouvernanten-Seele der „Jane Eyre“, man vergruselte sich über die „Frau in Weiß“, man gönnte dem ziemlich unwahrscheinlichen Lord Rochester seine Demüthigung und glaubte an seine recht unglaubhafte Besserung: und ging man selbst nicht gebessert aus solcher Rührung nach Hause, so war es nicht die Schuld der Frau Birch und man mußte schon recht hartherzig sein. Und wie dankbar waren die Schauspieler und Schauspielerinnen der gescheuten Frau, welche, selbst von der Zunft, ihnen die dankbarsten Rollen — oft „auf den Leib“ — schrieb, nichts Unmögliches von ihnen verlangte, nicht ellenlange Selbstgespräche in jedem Aufzug von Stücken, die nur einmal das Licht der Lampen sahn „und dann nicht mehr“.

Wie viel hätten sie doch von der unglaublich verunglimpften Frau lernen können, wären sie nicht zu hochmüthig und zu unfähig zugleich hierfür

gewesen, jene bluttriefenden Dolch-Tragiker: von dem Stück Eines solchen dichtete ich einmal:

„Blutig sind sie, die Harlungen: doch es rettet sich Einer:
Lebend, obwohl er gebebt, floh der Souffleur aus dem Loch.“

Während meines Aufenthalts in Berlin vollendete Frau Birch mehrere Stücke, die besten Erfolg hatten: ja, in Einem derselben (übrigens nicht gerade einem der besten) „Rose und Röschen“ gestaltete und nannte sie den Helden nach mir.

Und wie die Arbeitskraft und den Bühnen- und Weltverstand lernte ich auch die unbegrenzte Herzensgüte dieser ausgezeichneten Frau bewundern: wie viele Thränen der Armuth hat sie getrocknet, wie feinfühlig verstand sie es, die verschämte Noth aufzusuchen, wie gütig, sie schonend zu lindern, gerade auch in den Kreisen der Schriftsteller, aus welchen die spitzigsten Pfeile auf sie gezielt wurden: sie war eine kleine „Schillerstiftung“ für sich allein!

XXX.

Sie hatte ein einzig Kind (— ihr Gatte, Dr. Birch, lebte damals einige Zeit in München: später aber zogen die Eheleute wieder zusammen), eine Tochter, Minna, zwei Jahre jünger als ich: bald schoß unter uns beiden eine gar heiße Freundschaft empor.

Das junge Ding von kaum siebzehn Jahren war nicht schön zu nennen: die Formen der später so stattlichen Gestalt begannen damals erst sich zu bilden und zu füllen: aber sie hatte in ihrem bleichen Gesicht ein par prachtvolle große dunkle seelenvolle Augen, welche im Zorn (und sie war recht oft und fast niemals mit Grund zornig) gar bedräusam funkeln, in weicher Stimmung gar herzgewinnend sanft blicken und verschwimmen konnten. Sie war ebenso hochbegeistert als hochbegabt für alles was Poesie, was

Schönheit, was phantastisch war: Drama, Lyrik, Epik, zumal aber das Drama liebte und verfolgte sie mit jener ungestümen, fortgerissnen Leidenschaftlichkeit, welche ihrem ganzen Wesen eignete.

Kein Wunder, daß die siebzehnjährige, funkensprühende Tochter der Dichterin, und der achtzehnjährige „Dichter“ sich lebhaft anzogen.

Wir lasen beide recht gut und gierig gern: wir wurden, glaub' ich, vorzulesen viel später müde, als die Andern, uns zuzuhören: und wir zwei beide, waren wir allein, wurden gar nie satt, zu declamiren und uns zu hören. So lasen wir denn — mit „vertheilten Rollen“ d. h. sie alle Weiblein und ich alle Männlein — gar manchen Sonntag nach Mittag von drei Uhr an, wann sich die Mutter zum Ausruhen und dann zur Arbeit zurückgezogen hatte, ununterbrochen fort, bis sie um acht Uhr wieder zum Thee erschien, ja, manchmal, wenn sie noch um 9 Uhr sich wieder an den Schreibtisch setzte, bis Nachts elf Uhr. Nur etwa Minna's hervorragendes, aber ungestümes Clavierspiel

unterbrach diese vielstündigen gegenseitigen Anschreiungen oder Ansäuselungen aus Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, Byron oder Percy's Relics (das Englische lasen wir englisch). Oder auch wohl „ästhetische“ (!) Erörterungen über die Stücke oder einzelne Gestalten in denselben: — ein Austausch von Meinungen, der selten friedlich endete, indem das wilde Mädchen stets die wildere, maßlosere und minder harmonische Auffassung dem Studenten gegenüber vertrat, dem es in den Ritterspielen zwar niemals heiß genug hergegangen war, dessen dichterisches Bedürfniß aber nach harmonischem, wenn auch tragischem Abschluß unabweisbar verlangte.

In dem Streit der zankenden Kinder in der Krausenstraße Nr. 70 drückt sich schon völlig der Gegensatz der Stellungen aus, welchen nunmehr die alt gewordnen Kinder in der Dichtung einnehmen: denn die ungestüme, leidenschaftliche, nicht gerade sehr friedselige Minna ist ja die weitberühmte Frau Wilhelmine von Hillern geworden, deren Romane

(und Schauspiele: Geier-Wally), in gar viele Sprachen übersetzt, in gar vielen Zeitschriften und ungezählten Auflagen Europa und Amerika durchstürmen.

Ich mißbrauche das heilige Wort nicht, wenn ich diesem wilden, ungezügelten Geschöpf in manchen Stücken einen geradezu genialen Anflug zuspreche: d. h. eine Kühnheit der Neuschöpfung, welche die hergebrachten Schranken der dichterischen Gestaltung in angeborner Eigenart zu überfliegen immer drängt und hin und wieder wirklich siegreich überstürmt. Aber solche Anlage hat reichlich alle Gefahren ihrer Hoffnungen und alle Fehler ihrer Vorzüge: es ist eben das Mißtönende des Abschlusses und oft auch das bis in das Unwahre und Ungesunde, das Unnatürliche hinein Verzerrte in der Zeichnung der Gestalten, was die Klippe solcher Art der Begabung und der ganzen Richtung bildet. Kommt nun dazu eine Mischung von katholischer Askese mit — nun; sagen wir: nicht gerade frostiger Kühle des Blutes, so ergeben sich Bildungen, welche — nun, sagen wir: von meinen

Idealen recht weit ab, ja als schroffer Widerspruch ihnen entgegen stehen.

Gott, was haben wir zwei „tumbe Kinde“ uns abgestritten in jenem Eckzimmer der Krausen- und Friedrichsstraße!

Oft so heftig, daß die alte Nanni ganz ängstlich aus der Küche herein gelaufen kam, sorgend, wir geriethen mit den Fäusten aneinander. Denn damals drückte ich meine abweichende Aesthetik nicht so zurückhaltend aus, wie es in den Sätzen da oben der „alte Herr“ (schauderhaft zu schreiben!) der vornehmen Dame gegenüber zu thun sich wenigstens beflissen hat.

„Das ist ja ein abscheulicher, krankhafter Unsinn,“ mag ich damals zu sagen mich wohl etliche Male erdreistet haben. Aber das war noch gar nichts gegen die Kraft der Ausdrucksweise des herben Jungfräuleins! Denn du warst grob, oh meine alte Minna, oder vielmehr du konntest es sein (konntest freilich auch recht arg, ja bezaubernd lieb sein). Es war aber jene manchmal irrwischhaft umher fahrende

Ungezogenheit nicht deine Schuld, sondern die deiner, nein: unserer lieben Mutter, welche, nachdem sie einen Knaben durch den Tod verloren, das zarte und häufig kränkelnde Töchterlein scharf anzufassen nie über ihr weiches Herz brachte; so wardst du denn, o Theure, maßlos verzogen, wardst unglaublich launenhaft („Your willful Waywardness", beehrte ich mich dich anzureden), lachtest und lärmtest, gelltest und weintest in verblüffender Geschwindigkeit des Wechsels durcheinander und setztest durch dieses liebliche Gemengsel gemeinhin Alles und Jegliches durch, was du dir im Kleinen und im Großen in deinen ungestümen Kopf (mit seinen schönen dunkeln Haren darauf) gesetzt hattest: und zwar gegen Alle, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters oder der von dir erwarteten, aber nur kärglich geleisteten Ehrfurcht: deine Mutter und Nanni, den unglücklichen Herr Häring, der dich glänzend leicht Lernende, aber herzlich Faule „in allen Wissenschaften" vervollkommnen sollte, deine Freundinnen Clara Bock und Agnes Chremnitz (ich habe

mir nur die hübschesten gemerkt) und deinen sehr sprunghaft behandelten Schreiber dieses.

Nur die zierliche Emma Keller behauptete ihr schönes Köpflein auch dir gegenüber, und Tante Keller, die dich so mütterlich liebte, schlug manchmal die Hände über deine Wildheit zusammen.

Es gereicht mir heute noch zum Troste, daß auch ich dich — in geringerm Maße freilich — quälte: einmal, indem ich dich (recht pedantisch! ich sehe es jetzt ein) mit meiner Philosophie langweilte, dann indem du mir bis zur Erschöpfung die „letzte Rose“ vorspielen mußtest und, last not least, indem ich dich — es ist fast überflüssig es zu sagen — ebenso wie „Emmaleine“ zur Herzensvertrauten meiner Didosa-Schwärmerei machte; das ward dir bald zuwider; aber ich merkte es erst unglaublich spät.

XXXI.

Nämlich: schon lange denkt sich manche weise Mutter und eine noch klüger gewitzte Tante, die dieses liest: „o du meine Güte! Die Frau Birch muß ja doch reineweg des Teufels gewesen sein, daß sie diese beiden verrückten Kinder zweierlei Geschlechts halbe Tage und Nächte lang allein ließ. Man konnte es ja nicht schlauer anlegen, wollte man mit aller Gewalt bewirken, daß dabei eine Dummheit herauskäme."

Es kam auch etwas dabei heraus, Frau Geheimrath oder Frau Consistorialrath: — aber schließlich doch keine Dummheit, wie sich (allerdings nach einigen Schmerzen) herausstellen sollte.

Zunächst kam etwas sehr Schönes dabei heraus: ein Gefühl, ein Verhältniß, dessen Reiz dadurch wahrlich nicht gemindert ward, daß alle drei Betheiligten

— denn die Mutter war doch mittelbar auch recht stark betheiligt! — sich nicht die mindeste Rechenschaft darüber gaben, ob das nun noch Freundschaft oder bereits etwas Wärmeres sei.

„Das ist eben der Leichtsinn der Mutter,“ denkt jetzt in ihrem Sinn die oben belobte Frau Tante, daß sie sich darüber keine Gedanken machte. „Das fehlte mir! Ich würde . .!“

„Ja, sehen Sie, Frau Professor M. in Königsberg in Ostpreußen, Sie sind eben nicht die gute Frau Birch.“

So ging es denn ein par Monate in glücklicher Rechenschaftslosigkeit dahin: Piloty und die Freundinnen Minna's waren ja auch häufig zugegen und so ward, da wir vor ihnen nicht anders mit einander verkehrten, als wenn wir allein waren, uns vollste Unbefangenheit gewahrt.

Nur einmal ward diese Ahnungslosigkeit aufgestört durch die wohlmeinende Warnung einer älteren Freundin Minna's, Hermine Herberg.

Diese sanfte, schöne, aber sehr leidende Blondine — sie starb bald nachdem sie, nach gar langer Verlobtheit, ihren Correns geheirathet hatte — war reifer als wir Alle und hatte als Braut eine mehr selbstständige Stellung auch mir gegenüber: sie trug mir herzliche Freundschaft: in deren wohlwollendster Bethätigung sagte sie mir einmal: „Was würde wohl zu Eurem Treiben Didosa sagen?“ (Denn selbstverständlich wußte auch sie von diesem Heiligendienst: schon aus meinen Gedichten, die ich unaufhörlich an die Gefeierte machte und ebenso unaufhörlich vorlas. Hermine hatte selbst eine feine, zarte, obzwar nicht umfassende lyrische Begabung.)

Ich erwiderte: „O könnte sie es theilen!“

„Meinen Sie nicht, es könnte doch für Minna schmerzlich enden?“

„Warum? Es braucht ja gar nicht zu enden!“ antwortete ich in vollstem Unverständniß ihrer Meinung.

Aber einmal kam das hoch gespannte Gefühl doch zu gewitterhafter Entladung.

Man erwäge: ich war ohne Bäslein, ohne Nachbarstöchter als Spielgenossen aufgewachsen, hatte nie einen Ball, nur die verhaßte Tanzstunde mit den abstoßend philisterhaften Bürgermädchen besucht: nun zum ersten Male in meinem Leben verkehrte ich, Stunden lang, allein, in heißer Erregung der Phantasie durch Declamation und Schauspielerei, mit einem sechzehnjährigen Mädchen, das durch hohe geistige Begabung und durch unerhörte Gluth des Temperaments und edelste Offenheit des Ausdrucks jeder Empfindung überreich ersetzte, was an Schönheit etwa fehlte: es hätte ja Funke und Pulver nicht Funke und Pulver sein müssen, wäre es nicht zur „Explosion" gekommen.

Es explodirte denn: — aber recht poetisch und ganz harmlos: das Ganze ist so kindlich, so unschuldig, so rein und so naturnothwendig gewesen, daß es mich heute noch mit Rührung ergreift, da ich es hier niederschreibe.

Es war spät geworden an einem jener Sonntag-

Abende: Frau Birch hatte sich nach dem Thee noch in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen: wir waren allein. Minna hatte mir Beethoven vorgespielt: die Eroica, die Egmont-Ouverture, dann das „Volkslied“ aus den Mendelssohn'schen „Liedern ohne Worte“: — all' das meine Lieblingsmusik, die mich immer sehr erregt. Nun lasen wir Romeo und Julia, — englisch — aber nur die Auftritte des Pares. Minna, welche sich für die Bühne vorbereitete, las, spielte, lebte die Julia mit fortreißender Leidenschaft: nie hatte sie so gesprochen, nie auch so schön ausgesehen: es knisterte förmlich aus ihrem dunkeln Har zu mir herüber, und ruhten — im Spiel — ihre wunderschönen Augen so schmerzlich auf mir, so beschlich mich ein leises, aber wohliges Grauen: so gerieth ich denn in meiner Romeo-Rolle auch in stärkere als die sonst ausgedrückte Empfindung: auch ich ward wärmer und wärmer: es schwoll mir so seltsam das Herz: so waren wir in immer wachsender Begeisterung bis zu dem Selbstgespräch Julia's gelangt, bevor sie den

Schlaftrunk nimmt; das sprach sie nun mit wahrhaft genialer Gewalt: — ich glaubte in der That, die Tochter Capulets vor mir zu sehn!

Und als nun das bleiche Ding, die großen leuchtenden Augen fest auf mich gerichtet, mit dem durchdringenden Ruf:

„Romeo, das trink ich dir!“

wie blitzgetroffen hart vor mir zusammen brach, — da fing ich die Stürzende auf in meinen Armen, aus Mitleid, aus hingerissenem Gefühl, aus einem Rausch von poetischer Begeisterung! — und küßte sie auf die Stirn.

Es war der erste Kuß den ich, abgesehen von Mutter, Schwester, Tanten, einem Weibe gab.

Ich weiß es noch, wie mich der feine Duft, der von ihrem Har ausathmete, so süß entzückte.

Aber sofort fuhren wir auseinander: — und standen nun, durch die ganze Länge des Zimmers getrennt, einander gegenüber, hochklopfenden Herzens: ich sah sie starr an, sie schlug die Augen nieder: —

die junge Brust wogte heftig: ich sah das mit einem nie gekannten rieselnden Schauer.

„Du, Minna," sagte ich nach einer Weile, „das müssen wir der Mutter sagen: — gleich!"

„Ja. Gleich. Komm."

Und wir faßten uns an den Händen, gingen durch den Sal, traten in das Arbeits- und Schlafzimmer der Mutter ein und ich sprach:

„Mutter! Wir haben Romeo und Julia gespielt und ich — ich allein bin Schuld — ich habe Minna geküßt. Was soll nun werden?"

Damals war mir wahrlich nicht zum Lachen: aber jetzt, da ich dies schreibe, überkommt mich ein Lächeln: was mag wohl Mutter Birch für ein verdutztes Gesicht gemacht haben, wie mag ihr zu Muth geworden sein, als sie nun ein Ergebniß vor sich stehen sah, welches freilich mit ziemlicher Bestimmtheit war voraus zu sehen gewesen!

Es begab sich aber nun das wirklich Rührende, daß die gute Mutter uns beide Schuldige, anstatt

uns zu schelten oder zu trennen, in unserer gewaltigen Erregung beschwichtigte und uns beide zusammen in die Arme schloß.

Das — so seltsam es anmuthet — erklärt sich doch aus manchen guten Gründen.

Einmal hatte die herzen- und weltkundige Frau, vermuthlich von Tante Keller gewarnt, Aehnliches doch wohl kommen sehen; dann entwaffnete unsere treuherzige Offenheit ihren etwaigen Unwillen; ferner hatte sie mich wirklich längst wie einen Sohn in ihr Herz geschlossen; und schließlich sah die Kluge wohl voraus, daß etwas Gefährliches für ihre Tochter in dieser überhitzten Freundschaft nicht liege und daß an eine Heirath, mochten auch wir beiden Kinder sie vielleicht in der Folge träumen, in alle Wege nicht zu denken, also auch die Zukunft ihrer Tochter durch ein Band nicht bedroht war, das seine innere Unmöglichkeit nothwendig im Laufe der Zeit von selbst auflösen mußte.

So tröstete und beruhigte uns also die Gütige und entließ mich mit zärtlicher Liebe, nicht ohne daß

ich vorher wie die Mutter, so auch die Tochter feierlich umarmt hätte.

Ich stürmte nun aber noch viele Stunden in den nächtigen Straßen Berlins umher, bevor ich mein Kämmerlein auf dem neuen Markt aufsuchte.

Didosa! Natürlich Didosa!

Was war geschehen? Ich hatte eine Andere geküßt: überhaupt zum ersten Male geküßt. Liebte ich Minna? Ja und Nein. Ja, jedesfalls ganz anders als Didosa. Also, nein, wenn ich Didosa geliebt hatte. —

Einen Anflug von Selbstanklage wegen Treulosigkeit schlug ich sehr bald zurück: es war doch gar zu albern, mir eine Treupflicht einzubilden gegen ein Mädchen, mit dem mich nichts verknüpfte als eine niemals erwiderte, ja kaum je ausgesprochene Schwärmerei für ihre Schönheit; also damit war ich nun bald fertig: ich hatte doch auch in den par Monaten des Lebens in Berlin an Reife zugenommen.

Aber dem Philosophen und Psychologen, sagen wir lieber dem Pedanten in mir, war es nun doch

unabweisbares Bedürfniß, sich dies Nebeneinander von zwei Empfindungen zu Recht zu legen, das säuberlich auszudifteln.

Denn selbstverständlich hörte keineswegs die Schwärmerei für Didosa mit jenem Abend auf: ich fuhr vielmehr fort, sie anzudichten und las all diese Verse gewissenhaft Minna vor, ebenso wie die an diese selbst gerichteten (welche sie aber merklich lieber hörte). Will man dieses Bestreben der Versöhnung beider Gefühle freundlich beurtheilen, mag man es auf das mir tief eingewurzelte Bedürfniß nach Harmonie zurückführen. Aber jedesfalls bezeugt diese Diftelei und Spintisirerei, diese Mühung, das Nebeneinander und die Vereinbarkeit beider Empfindungen zu „construiren", für jeden Kundigen die Thatsache, daß — alle beide nicht echte Liebe waren, wie der Erfolg gelehrt hat.

Ich aber wandte damals schon — unbewußt — eine Auffassung an, welche ich Jahrzehnte später meinen Odhin in Frigga's Ja (Leipzig 1888) vertreten

ließ, aber freilich durchaus nicht als dessen wahren und letzten Gedanken, sondern in der arglistigen Absicht, durch Eifersucht der verschlossnen Göttin das Geständniß ihrer Liebe zu entreißen: nämlich die höchst verfängliche Lehre, daß ein Mann gleichzeitig mehr als Ein Weib lieben kann, weil ja keine ihm ist, ihm sein kann, was die Andere, weil jede andere Töne auf dem Saitenspiel seiner Seele schwingen macht.

Selbstverständlich ist das nicht etwa meine wirkliche Auffassung von der Liebe: — löst sie doch jede sittliche Treuepflicht auf. Allein die unleugbare Wahrheit von der gleichzeitigen, ganz verschiedenartigen Einwirkung mehrerer Weiber auf denselben Mann, zumal aber auf die Phantasie eines Dichters — diese Thatsache, mag man sie noch scharf verurtheilen, wo sie eine Treuepflicht verletzt, — liegt unzähligen Lebenserfahrungen von Dichtern und Nicht-Dichtern zu Grunde: man braucht nur Goethe und Byron zu nennen: der letztere hat zwar den Rath ertheilt:

„always be off with the old love,
ere you be on with the new,“

aber befolgt hat er ihn nicht: er ist freilich ganz ebenso widersittlich wie das Nebeneinander von mehreren „Lieben“.

Widersittlich: sofern eine Treuepflicht gegenüber Einer besteht.

Wenn dagegen ein Mann, sei er nun Dichter oder nicht, ohne es kund zu geben oder doch ohne sich an die Eine oder die Andere zu binden, zu gleicher Zeit für die Prinzessin Leonore und für Leonore San Vitale glüht, so geht das niemand an als ihn selbst, ob es ihn nun innerlich befriedet oder in Zwiespalt setzt.

Das aber war damals mein Fall: denn ein bindend Band sollte, von der nur angeschwärmten Didosa zu schweigen, auch Minna und mich nicht verknüpfen: so beschlossen die Mutter Birch und meine Aeltern, denen ich selbstverständlich noch in der Nacht das Vorgefallne schrieb.

Welche Ansichten unsere Aeltern unter einander austauschten, das weiß ich nicht: vermuthlich betheuerten sie sich gegenseitig ihre Zuversicht, das unmögliche Verhältniß werde sich gar bald von selbst auflösen. Uns beiden gaben sie die gütevollsten Worte, verbaten sich jedoch selbstverständlich nicht nur jede Verlobung, auch jede Kundgebung unserer Neigung gegenüber Dritten: wir waren deß ganz zufrieden: aber Clemens und Emmaleine merkten es doch.

XXXII.

Es entstand also nun „ein schwebender Zustand“, wie wir Juristen sagen: von Verlobung war keine Rede: der Verkehr ging — ungefähr — in der bisherigen Weise fort: was schließlich werden würde, — nun, das sollte der Ausgang lehren. Blieben wir uns treu und erkämpfte ich mir rechtzeitig die erforderliche Lebensstellung, so wollten und konnten uns die Aeltern nicht trennen: — beides war aber recht unwahrscheinlich. Ich vollende nun, vorgreifend über die Berliner Zeit hinaus und in das nächste Jahr hinein, den Verlauf dieser seltsamen Beziehung.

Sehr bald dämmerte mir — und wohl auch Minna — die Ahnung der Unmöglichkeit einer Heirath auf, schon aus äußern Gründen: ich war ein achtzehnjähriger Student, hatte noch alle Prüfungen vor

mir und nicht einen Kreuzer Vermögen, sie war ein sechzehnjähriges Kind, das — Schauspielerin werden sollte!

Das war mir nun ein Gräuel: meine „Braut“ — so zu sagen! — auf dem Theater, mit ungezählten Schauspielern Julia und Gretchen spielend, von jedem, der ein Billet bezahlte, vier Stunden lang durch ein Glas angegafft: — es war mir „wie Gift und Opperment!“

Selbstverständlich mußte ich mich drein fügen, nachdem meine Mühungen, Minna selbst davon abzubringen, gescheitert waren: weniger an ihrem Gehorsam gegen die Mutter als an ihrem — übrigens vollberechtigten — Ehrgeiz und ihrem — ebenso begründeten — Glauben an ihre außergewöhnliche Begabung.

Was hatte ich ihr statt dessen zu bieten? Ich hatte ihr ja nichts zu sagen: wir waren ja nicht „verlobt“.

Aber als sie nun wirklich — und zwar mit

schönen Erfolgen — zu Schwerin und anderwärts im folgenden Jahr auftrat als Jane Eyre, als Gretchen, während ich in meiner engen Kammer zu München täglich gegen zwanzig Stunden für die erste Prüfung arbeitete, — da ward mir die Empfindung dieses Gegensatzes zur Qual, so lebhaft ich mich andrerseits über ihre Briefe, welche von jenen Siegen berichteten, freute.

Dieses Bühnenwesen und ihr leidenschaftliches Festhalten daran, trotz ihrer klaren Erkenntniß meines Leidens darunter, brachte uns beiden wohl zuerst die äußere Nothwendigkeit unserer Trennung zum vollen Bewußtsein.

Allein ungleich schwerer litt ich unter der sehr früh schon in Berlin von mir erkannten innern Unzusammengehörigkeit unserer Naturen, welche Kluft nur von der stärksten wahren Liebe hätte dauernd überbrückt werden können. Minna blieb auch nach jener Juliascene das trotzige, wilde, unschmiegsame (eben unerzogene) Kind, das sie vorher gewesen, und dieses

Unbeugsame, dieser Mangel an Harmonie, diese sprunghaften Launen quälten mein nach Harmonie lechzendes Wesen auf das Unglaublichste.

Es half nicht auf die Dauer, daß sie jeden solchen Sturmanfall alsbald bereute und durch wahrhaft rührende Sanftmuth zu sühnen beflissen war.

Ich erkannte doch immer klarer, daß ich sie nicht wahrhaft liebe — (sowenig wie freilich auch Didosa, was ich aber erst durch diese bittere Lehre lernte!) — daß wir, wenn verheirathet — eine Vorstellung die mir immer unmöglicher vorkam, je reifer ich ward — „kreuz unglücklich“ werden würden: ich gewiß: — aber auch sie. Denn auch an ihrer Liebe ließen mich jene unaufhörlichen Rückfälle und das unerschütterliche Festhalten an der mir unertragbaren Schauspielerei zweifeln.

Und als im Sommer darauf — kurz vor meiner Prüfung — Frau Birch und Minna nach München kamen, meine Aeltern und mich zu besuchen, da fand das Widernatürliche seine natürliche Lösung. Die

schroffen Gegensätze, die in den Briefen hervorgetreten, wurden durch die Begegnung Aug' in Auge nicht gemindert, sondern gesteigert: wir trieben immer weiter von einander ab: die „Kampf-Scenen" wurden stets häufiger und heftiger. Wahrscheinlich wirkten unsere Aeltern, welchen dies Unerfreuliche nicht verborgen blieb, auf Minna nicht minder als auf mich in dem verständigen Sinn einer gütlichen Trennung.

Allein ich wies diese Mahnungen unerschütterlich ab: — der Treue und Ehre, nicht der Liebe willen.

Zum Tadel meiner Thorheit, meiner überidealistischen Unverständigkeit, wahrlich nicht mir zum Lobe sei es gesagt: — ich wäre lieber tausendmal darüber gestorben, eh' ich von meiner Seite den ersten Schritt gethan hätte, ein Verhältniß zu lösen, an das ich mich — trotz der stets wiederholten Versicherung des Gegentheils — ebenso fest durch Treue und Ehre gebunden wähnte wie früher an Didosa. Ich litt schwer: — ich sah bei einer

Heirath unser beider Elend voraus: — aber ich hielt fest.

Bei Minna dagegen wirkte wohl auch dieses Zureden, mochte sie auch vorher schon meiner ununterbrochnen Bekämpfung der Bühne — mit Recht! — überdrüß geworden sein: kurz, als ich ihr nach einem heftigen Auftritt sagte, „ich glaube, du liebst mich gar nicht,“ erwiderte sie ganz gelassen, „ja, das glaub' ich auch.“

Da war es aus.

Ich sprang auf, rannte fort und schrieb ihr sogleich, daß ich uns als geschieden ansehe. Und dabei beharrte ich, obwohl sie sogleich in einer wahrhaft rührenden Weise, die ihr alle Ehre macht, das harte Wort zurücknahm und mich um Verzeihung bat mit einer Demuth, welche dieser herben und stolzeu Eigenart gar hoch anzurechnen ist.

Ich sagte —: Nein. Nie hätt' ich das erste Nein gesagt: — nun es gesprochen ist, bleibt es dabei.

Mutter Birch war offenbar ebenso erfreut über

diesen Ausgang wie meine Aeltern: sie reiste sofort mit ihrer Tochter ab.

Nun würde ich aber diese Geschichte gar nicht oder nicht so ausführlich erzählt haben, müßte ich sie mit diesem letzten Tone schließen, der einem Mißklang recht ähnlich schwirrt: spiele ich doch dabei wahrlich keine glänzende Rolle in meiner Schwäche, knabenhaften Unreife und ebenso thörigen Hartnäckigkeit im Festhalten an der einmal gegebenen Thorheit, trotz klarer Erkenntniß ihrer unglückschwangern Verderblichkeit für alle Betheiligten.

Allein dank den ausgezeichneten Naturen von Mutter und Tochter Birch fand der kleine seltsame Roman einen schönen harmonischen Abschluß, der meiner Seele in allen Dingen so unerläßlich ist wie der Brust das Athmen: ich leide so schwer unter dem Seelen-Häßlichen, daß ich schon oft versucht habe, sogar meine Hasser zu einem wenigstens „schönen„ Hasse zu bereden.

Auch nach Auflösung jener zwitterhaften Be-

ziehung blieb ich mit Mutter und Vater Birch im besten Einvernehmen; die Laufbahn der Tochter verfolgte ich mit warmer Theilnahme: nach einigen Jahren schöner Erfolge verließ sie die Bühne zu Karlsruhe und vermählte sich einem gar stattlichen badischen Cavalier und Beamten, dem Herrn von Hillern, der als Präsident des Oberlandesgerichts zu Freiburg starb, nachdem ihn in langem schweren Leiden seine Gattin auf das Aufopferndste gepflegt hatte. In einer Zeit bittrer Kämpfe (1871) suchte ich von Würzburg aus die Jugendfreundin in Freiburg auf und fand bei ihr und ihrem Gatten die herzlichste Aufnahme: später trafen ich und meine Frau wiederholt mit ihr im Schwarzwald, in Karlsruhe, in Scheveningen zusammen und die „alte Minna" hat ihre schöne Freundschaft auch auf meine liebe Frau erstreckt: ja, diese Freundschaft hat die schwerste Feuerprobe bestanden: nämlich die, daß ich, bei aller Anerkennung geradezu genialer Anläufe im Einzelnen, mit der Gesammthaltung ihrer Dichtung leider nicht

so einverstanden sein kann als ich wünschte: daß ein so viel gefeierter Dichter — weiblichen Geschlechts! — dies nicht übel nimmt, ist ein Zeichen von hoher Einsicht, edler Sinnesart, ächter Herzensgüte und in nun bald vier Jahrzehnten nicht erloschner Freundschaft.

XXXIII.

Bei Frau Birch lernte ich nun gar viele merkwürdige Leute kennen: so den Tonsetzer der Kinderlieder Taubert (aus denen den „kleinen Jakob“ Emmaleine so herzrührend sang), von dem Personal der Hofbühne Dessoir, den unerschöpflich lustigen Liedke, auch Herrn von Hülsen selbst; unter den Sängerinnen die prachtvolle Johanna Wagner (später Jachmann), welche ebenso ausgezeichnet spielte als sang: wie brachte sie in der Eglantine das Dämonische zur Geltung! Kein Wunder, daß sie später, als die Stimme gelitten hatte, als Schauspielerin noch so Großes leistete. (Ihre Schwester und deren Mann, Alexander Ritter, der meinen „faulen Hanns“ so trefflich in Musik gesetzt hat, lernte ich später in Würzburg kennen und hoch verehren.)

Ferner war viel in dem Hause eine noch ganz junge Schauspielerin, mit rothen Haren und blauen Augen, nicht hübsch — aber genial. Sie hatte als Jane Eyre, als Lorle schon, obwohl noch blutjunge Anfängerin, glänzende Erfolge gefeiert: nun studirte sie das Gretchen.

Dieses Gretchen sollte berühmt werden über Europa und Amerika hin: denn das junge Geschöpf hieß Marie Seebach.

Schon damals zwang sie uns Alle, mit zu heulen, begann sie, — künstlerisch — zu weinen. Wir wurden in jenen Birch-Abenden gute Kameraden und sind es durch alle Wetter und Schicksale hindurch geblieben: ist sie doch eine durchaus wahrhaftige, treuverlässige Natur, was man nicht gerade von allen großen Schauspielerinnen rühmen mag. Wir werden nach Jahrzehnten der Trennung die Wackere wieder auftauchen sehen in Eis und Schnee der Pregel-Thule, Königsberg, wohin sie zweimal reiste, in Stücken von mir zu spielen.

Ferner ward ich durch Birchs eingeführt in das glänzende Haus des Justizrath Hinschius an der Burgstraße (wer mir damals gesagt hätte, ich würde auch einmal ein preußischer Justizrath werden!), der und das mir gewaltigen Eindruck machte.

Gar gut Freund ward ich alsbald mit dem mir gleichaltrigen Sohne Paul, der ja später ein großes Kirchenlicht und ein Kirchenvater (aber beides nur für das Kirchen r e c h t, nicht für die Kirchenlehre) geworden ist und lange Zeit mit Friedberg und Dove die Dreiherrschaft des Kirchenrechts (freilich keineswegs eine Drei-Einigkeit, mehr eine Drei-Uneinigkeit) darstellte. Damals lasen wir viel Corpus juris zusammen.

Später machte er bei mir in München Rast auf seiner erträgnißreichen wissenschaftlichen Reise nach Spanien, wo er für mich in den Archiven manches Werthvolle feststellte: z. B. den Victor-von-Cartenna-Schwindel einer angeblichen Chronik des Vandalenreiches in Afrika. Wir blieben, ohne es zu suchen,

in unwillkürlicher Uebereinstimmung in fast allen politischen und wissenschaftlichen Fragen seit nun bald vierzig Jahren: er schützte mich einmal vor dem Irrthum, gefälschte Canones ostgothischer Kirchenversammlungen für echt zu halten, ich konnte ihn einmal über eine scheinbar gleichzeitige Quelle der Ostgothengeschichte in Italien aufklären, die er zu Florenz gefunden zu haben glaubte: es war ein Stück von Leonardus Aretinus. Im Jahre 1872 bei meiner Berufung nach Preußen hatte ich mit ihm eine merkwürdige Unterredung über den gerade damals beginnenden Kampf gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche, den höchst verkehrt sogenannten „Culturkampf“: [als ob die Cultur nur vom Stat, nicht (eine viel ältere) auch von dem Katholicismus vertreten würde!] Hinschius, einer der gründlichsten Kenner des katholischen Kirchenrechts, war ja der regelmäßige Berather des Ministers Dr. Falk [mit dem viele Leute, nachdem er die Macht verloren, auch so undankbar und abscheulich umgingen wie z. B. später

mit Bismarck: ich habe Dr. Falk, nachdem er gestürzt war, meine Urgeschichte (1880), und Bismarck, nachdem er entlassen war, meine Bataver zugeeignet (1890)]. Auf diese Unterredung mit Hinschius komme ich (zum Jahre 1872) zurück.

Ferner tauchten zuweilen, aber gar selten, in dem Hause Birch auf zwei wundervornehme, fein und doch nicht steif gesittete Geheimraths-Fräulein: die Töchter des großen Arztes Schönlein, Meta und Cäcilie mit Namen: sie „imponirten" mir „riesig".

Die jüngere Schwester, Cäcilie, traf ich nach mehr als dreißig Jahren wieder hier bei meiner Uebersiedelung nach Breslau (24. III. 1888) als Gattin meines Amtsgenossen Hermann Seuffert: in dem Hause dieser herrlichen Frau haben wir beide, meine Frau und ich, uns zuerst heimisch gefühlt hier an der Oder, und als ich heute vor einem Jahr (Weihnachten 1889) recht nah am Sterben lag, war diese edle und gütevolle Natur ein Trost und eine Freude für uns beide. Dank ihr für und für! —

Durch Adolf Herbig lernte ich dessen Schwager Oskar Grimm und dessen Freund Eduard Meinecke kennen, beides bereits „Auscultatoren“, was mir ein Gewaltiges däuchte. Mit beiden las ich auch viel Corpus juris. Meinecke führte mich in das Haus seines Vaters ein, des berühmten Directors des Gymnasiums am grauen Kloster, wo ich durch den Geist des Vaters, die Anmuth der Töchter, die Freundschaft des Sohnes gar schöne Stunden genoß. Meinecke verband mit mir vor Allem die Begeisterung für Philosophie: — er steckte nur noch viel tiefer in Hegel als ich: gar manchen Abend bis Mitternacht sprachen und stritten wir uns durch von Pythagoras bis Prantl: der Freund war in den Kampf Oischinger-Prantl-Dahn und den gerade damals entbrennenden Huber-Grimm-Dahn (s. unten) sowie in meine Phädon-Studien auf das Genaueste eingeweiht: er dachte und kämpfte jeden Einwand und jede Abwehr mit, wie ich selbst. Wir blieben denn auch seither immerdar in schönen Treuen verbunden. Wie freute

es ihn, als er nach dreißig Jahren meine alten Grundsätze vom Berliner Neumarkt Nr. 9 III in der „Vernunft im Recht“ (Berlin 1879) und andern meiner rechtsphilosophischen Schriften vertieft, aber unverändert wieder fand. Meinecke war eine jener ganz ausschließend norddeutschen Naturen, welche einen wahrhaft Kantischen Idealismus als ein Selbstverständliches darleben: der schwächliche Körper schien die Fülle und Schärfe der Gedanken kaum tragen zu können, die aus dem wunderschönen blauen Auge blitzten: er war nur Geist und Gedanke und Gegrübel und feinste Spintisirerei, er hatte gar keine irdischen Bedürfnisse: Hegel, seine Geige, die er trefflich spielte, das Corpus juris, das preußische Landrecht, mehr brauchte er nicht; mit liebenswürdigem Staunen hörte er zu, wenn Piloty und ich davon sprachen, daß jenes Bier besonders „süffig“ sei oder dieses Mädchen besonders „flott“ Mazurka tanze. Das begriff er nicht, wie man auf so was achten könne!

Ich war meinerseits erstaunt, als er mir — nach Jahren — seine Verheirathung anzeigte. Wie er nur dazu Zeit gefunden hatte zwischen dem dialektischen Proceß, der IX. Symphonie und der Lex ultima Codicis de edicto divi Hadriani tollendo! — Aus glücklichster Ehe entriß ihm der Tod die Frau, nun lebte er ganz für das einzige Kind, einen reichbegabten Knaben, den in meine Dichtungen einzuführen seine größte Freude war. Er starb vor zwei Jahren auf der Reise zu Neapel — im Spital. Treue, edle, reine Seele! Dieser „fleischarme" Mann war ein protestantischer, ein brandenburgischer, ein Lessing-Kantischer „Heiliger".

XXXIV.

Eine ganze Reihe anderer höchst einflußreicher Beziehungen ward mir aber eröffnet durch meine Bekanntschaft — bald Freundschaft! — mit Friedrich Eggers: tief gerührten Herzens und wärmsten Dankes voll gedenke ich seiner und so manches verehrten und geliebten Mannes aus jenem Kreise, die zum Theil schon gar lange vorangegangen sind!

Der Kunstschriftsteller Oskar Schorn in München, der später zumal durch sein Eintreten für das Recht des baierischen Schullehrers Bacherl an den Grundgedanken des „Fechters von Ravenna" gegenüber Friedrich Halm bekannt wurde[1]), hatte mir eine Em-

---

[1]) Fest steht, daß Halm als Leiter des Burgtheaters ein von Bacherl zur Aufführung eingesandtes Trauerspiel gleichen Inhalts kannte, bevor er den Fechter dichtete: Halm beging

pfehlung mitgegeben an seinen Fachgenossen F. Eggers, der in Berlin unter Dichtern und Malern eine ganz hervorragende, von Liebe, Vertrauen und Verehrung getragene Stellung einnahm. Mein lieber, herrlicher, armer Fritz Eggers mit deinem goldtreuen, ach allzu weichen Herzen, mit deinem tiefen, verhaltenen Gemüth, mit deiner schranken- und rücksichtslosen Idealität: — was warst du doch für ein herrlicher Mensch!

Ueber diese Gestalt allein könnte man ein dickes Buch schreiben voll der anziehendsten Seelenzerglie-

---

die Unvorsichtigkeit, diese Thatsache, die er als Viel-Lesender und Viel-Zurückweisender Intendant recht wohl vergessen haben mochte, anfangs in Abrede zu stellen: sie ward ihm nachgewiesen und ebenso ward dargethan, daß die Aufeinanderfolge der Auftritte in beiden Stücken vielfach eine gleiche war, was, war einmal der Gang der Handlung gegeben, sich ohne bewußte Nachahmung erklärt. Soweit war also Bacherl im Recht, im Unrecht aber war er darin, daß er Arglist und bewußte Ableugnung bei Halm annahm: und schließlich: Bacherls Machwerk war durchaus roh, plump, zum Theil eine ästhetische Unmöglichkeit: Halms Fechter — so manches gegen die Absichtlichkeit und gegen das Hineintragen des XIX. Jahrhunderts in das I. gesagt werden mag — ist ein Werk, welches den Dichter von „Griseldis“ und „Sohn der Wildniß“ zwar in

derungen! Auch er war — wie Meinecke — ein echter Niederdeutscher: in meinem Mund ein hohes Lob! Denn ich habe diese Sachsen und Friesen lieben und verehren gelernt aus tiefstem Grunde des Herzens und des Geistes: — so ungleich näher ich selbst, obzwar der Sohn eines Berliners, durch „Temperament" und Gesammtanlage den Oberdeutschen stehe — wohl, abgesehen von der entscheidenden Einwirkung Münchens (auf Kind, Knabe und Jüngling bis zum 28. Jahre!) und von dem hessischen, also oberdeutschen Blut der mütterlichen Großmutter, auch eine — schlimme wie gute! — Folge der Vererbung romanisch-

---

allen Schwächen, aber auch in allen Vorzügen fein gebildeter Kunst nicht verleugnet. Dem armen Schulmeister aber gedieh — ohne Verschulden Anderer — der grelle Glanz der Zeitungsfehde, in den er plötzlich aus seinem dörflichen Dunkel sich empor gerissen sah, zum Unheil: er reichte außer jenem Thumelicus noch gar manches andere auf Lager befindliche Schauspiel bei verschiedenen Bühnen ein: es war ausgeschlossen, sie aufzuführen. Und der Unselige, nun sich überall durch Halm verfolgt oder doch zurückgesetzt wähnend, gerieth in trübste Stimmung: er soll zuletzt nach Amerika ausgewandert sein: wirklich ein tragisches Poeten-Geschick!

südfranzösischen Wesens von Monsieur Le Gaye. Wo wären wir denn und was wären wir Baiern, Alamannen, Thüringer, Hessen ohne jene spröden, herben, keineswegs gerade liebenswürdigen Niederdeutschen, welche den Grundstock des Preußenthums bilden? Russisch wären wir im Osten, Französisch im Westen! Aber davon mehr unter der „Politik“.

Fritz Eggers war die echte mecklenburgische Schattirung des Niederdeutschen: nämlich außer den gemein-ingväonischen Eigenschaften zeichnete ihn die Gefahr lebhaften Jähzorns aus, die ich noch bei mehreren anderen Mecklenburgern antraf. Indessen ist das zu eng ausgedrückt: es erregte ihn nur wie jedes andre Gefühl — auch Freundschaft, Entzücken über ein schönes Mädchen (nur allzuempfänglich war er hiefür!), über ein Bild, ein Gedicht, eine Landschafts-Stimmung — so auch der Zorn über irgend eine Gemeinheit (z. B. niedrige, geldgierige Gesinnung eines Künstlers!) so rasch und so gewaltig, die blauen Stirnadern schwollen dann unter seiner feinen

durchsichtigen, etwas wachsfarbenen Haut so bedrohlich an und in das blasse hagere Gesicht stiegen die Blutwellen so gewaltig, daß ich anfangs fürchtete, der Schlag müsse ihn rühren. Dann brachte er nur noch mit Mühe ein par zischende Worte aus den zuckenden Lippen! Er hatte einen prachtvoll schönen, wie aus gelbweißem Marmor ciselirten Kopf, eine hohe stolze Stirn, eine edle starke Nase, um die ausdrucksvollen Lippen wogte ein wohl gepflegter Vollbart und das himmelblaue Auge war wunderbar schön in seiner schwimmenden Weiche. Freilich konnte es im Zorn auch blaue Blitze sprühen, wie man von den Kimbrern sagen mochte. Sein jüngerer Freund Alfred Woltmann (nun auch schon lange todt!) hat ihm in der Deutschen Biographie V. S. 671 (1877) ein schönes Denkmal gesetzt.

Obwohl fünfzehn Jahre älter als ich, geboren 1819, also damals dreiunddreißig Jahre zählend, wandte mir mein theurer, unvergeßlicher Fritz gleich von meinem ersten Besuch in seiner Wohnung (Mühlen-

gracht) eine wahrhaft leidenschaftliche, ja schwärmerische Freundschaft zu.

Lieber Gott, ich weiß nicht warum! Was konnte ich unreifer Knabe von achtzehn Jahren dem durch so viele Schmerzen und Kämpfe und Arbeiten geläuterten Manne bieten? Es zog ihn wohl zunächst — er hat es später wenigstens gesagt — die in Berlin nicht gerade häufige äußerste Naivetät und Seelenfrische und jene schämige Reinheit an, die mich erröthen und verlegen und unglücklich machte, fiel in meiner Gegenwart auch nur ein rauhes oder gar „frivoles" Wort über geschlechtliche Dinge. Ich erinnere mich, daß ich an seinem Arm Abends spät in der Friedrichstraße geradezu in Bestürzung gerieth, als eine wohl nicht ganz unbedenkliche Dame uns entgegentrat: ich hatte von dergleichen gar keine Ahnung: in München gab es — damals! — so was nicht oder ich, der ich nur einmal in der Woche Abends — nach Walhall — ausging, hatte es nie beachtet. Außer jener unberührten Jugendfrische

aber zog ihn an mich mein philosophischer Feuereifer und das meinem Alter nicht gewöhnliche Maß von Kenntnissen in der Geschichte der Philosophie: — war er doch selbst eifriger Hegelianer! — Endlich aber war er der Erste, welcher meine dichterische Begabung so hoch anschlug, daß er mich dadurch gewaltig überraschte: „Jung, min Jung," sagte er — sobald wir allein waren oder auch sonst, wann er gemüthlich ward, sprach er sein Mecklenburgisch Platt und zwar mit welcher Vollendung, mit welch entzückendem Reiz der Weichheit oder auch des drolligsten Kraft-Humors (vergl. seine und seines Bruders Karl „Tremsen" d. h. Kornblumen 1875, drei Jahre nach Friedrichs Tode von Karl Eggers herausgegeben!) — „min leiv Dahning — Jung, du büs jo kein Versmaker, du büs jo — sla mi de Deubel! — en Dichter!" rief er, nachdem ich in meinem Studentenkämmerlein meine ersten Balladen vorgelesen hatte. Selbstverständlich ward er auch sofort der Vertraute meiner Didosa-Schwärmerei, welche der reife Mann mit so

unendlich liebenswürdiger Zartheit aufnahm: war er doch selbst so zart und weich, ja bis ins Weibliche hinein zart geartet, allzu weich für diese harte, Stöße- und Püffe-austheilende Welt.

Mein theurer Friedrich Eggers! Welch eine Welt von Gemüth, von Zartgefühl, von idealem Geist ward mit ihm begraben! Und wie vollständig er in allen Dingen seine Eigenart — auch seine künstlerischen Auffassungen — darlebte, — das ging bis in seine äußere Erscheinung! Kein Mensch in Berlin kleidete sich gleich ihm. Und doch fiel er nicht störend auf: so vollendet war die Zusammenstimmung seiner Gewandstücke unter einander und mit dem Menschen, der sie trug: der schwarzseidene Hut mit flachem Gupf, aber nicht allzu breitem Rand, ein dunkelblauer Radmantel, geeignet, frei herabwallend oder mit über die linke Schulter geschlagenem rechten Zipfel getragen zu werden, ein dunkelblauer Frack mit gelben Knöpfen (wie ihn seit dem seligen Werther kein Mensch mehr getragen hatte!), buntfarbige purpur oder tief orange-

gelbe Westen, weit ausgeschnitten, ein tadelloses Hemd zu zeigen, und um den Hals eine Binde, deren Farbe zu der Weste auserlesen paßte: unser Einer hätte gekünstelt ausgesehen oder bunt wie ein Arras: — ihm stand es vortrefflich und wie von der Natur für ihn ausgesucht.

XXXV.

Wie Ernst es ihm war mit jener Würdigung meiner Begabung, — das sollte ich zu meinem äußersten Schrecken alsbald erfahren! Eines Sonntags (wenn ich nicht irre! oder Sonnabend?) Abends erschien er wieder einmal auf meiner „Bude“: — (er kam, der Gute, viel, viel öfter zu mir als ich, der ich allerdings durch die Vorlesungen, und mit pedantischer Strenge eingehaltne Ordnung des Tages und der häuslichen Arbeiten, — darunter drei philosophische Abhandlungen auf einmal! — fest gebunden war oder mich doch fest gebunden erachtete), „komm mit, min Jung, min Felixing. Heute (ich kann das Platt nicht richtig fortführen) sollst du mal en ganzen Hümpel nette Minschen kennen lern.“

Und so nahm er den Widerstrebenden mit —

denn noch war das tägliche Maß des Arbeitens nicht geleistet —, indem er mir unterwegs erst erklärte, an welchen Ort es ging und was ich dort solle.

Er nahm mich mit in den „Tunnel unter der Spree“!

Das war aber nichts Geringeres als die vornehmste schriftstellerische Gesellschaft des damaligen Berlin. Männer wie Franz Kugler, Theodor Fontane, Heyse, Scherenberg, Zöllner, Otto Roquette und noch gar viele andere hervorragende Leute gehörten dem Verband an. Wöchentlich einmal kamen sie in einem bescheidnen Sale (nahe dem Schauspielhaus) zusammen, verlasen den Tagesbericht der vorigen Sitzung, in welchem die „Spähne“ (Gedichte) und die ihnen ertheilten Noten verlesen, dann eben wieder „Spähne“ verlesen und — das war die Hauptsache! — in der schärfsten rücksichtslosesten Weise beurtheilt wurden: die beste Note lautete „gut“. Selten genug ward sie ertheilt! Wahrlich, „hier galt kein Stand, kein Name“: schwache Gedichte auch der ältesten, ausgezeichnetsten Glieder

wie z. B. Kugler, wurden erbarmungslos mit oft ätzendem, echt Berlinerischem Witz zerzaust, daß mir — ich selbst ward nie zu hart oder ungerecht davon betroffen — Angst und bange ward und das erlaubte Maß der Bosheit weit überschritten schien. Gemildert ward das Verletzende einigermaßen dadurch, daß die Glieder nie bei ihrem Namen, sondern bei einer ihnen ertheilten Tunnelbezeichnung genannt, angeredet und zerzaust wurden: so hieß Eggers Anakreon, ich erhielt in der Folge den Namen des frühverstorbnen Süddeutschen Waiblinger. In meinem Leben nicht wieder — auch durchaus nicht später in den Krokodilen zu München — vernahm ich eine bei allem Muthwillen und Witz der Form so tief gründige, streng sachliche Beurtheilung von Gedichten, wie sie dort im Tunnel geübt ward: es standen dann auch etwa Vertheidiger des hart angegriffnen Vorlesers auf, und nun entspann sich, musterhaft von Kugler, dem damaligen „Haupte“, geleitet, eine oft eine Stunde füllende Erörterung der in Frage kommenden ästhetischen

Grundsätze, nach deren Abschluß dann in namentlicher Abstimmung die Note für den „Spahn“ festgestellt wurde.

Auch Preisausschreibungen kamen wohl vor. Die besten der gekrönten Spähne wurden ein par Jahre lang in dem von Kugler und Eggers herausgegebnen Jahrbuch „Argo“ veröffentlicht. Ich habe, einmal von Eggers eingeführt und in der nächsten Tagung als Glied aufgenommen, kaum je eine Sitzung des Tunnels versäumt und verdanke ihm reichste Anregung, Belehrung, Förderung: viel mehr als später den Krokodilen, unter denen nur Geibel, aber auch er viel mehr auf langen Spaziergängen mit mir allein als in jener Gesellung, wahrhaft belehrend auf mich gewirkt hat.

Eggers unterrichtete mich nun also auf dem Weg über Wesen und Einrichtungen dieser Gesellschaft: aber ich war doch im allerhöchsten Maß verdutzt und eingeschüchtert, als ich nun in dem Sal so viele berühmte und reife Männer versammelt fand — ein

Achtzehnjähriger war wohl kaum je — nur etwa Heyse! — in diesen Verein gelangt. Außer dem stattlichen und doch so gütig freundlichen Kugler, dem als dem „Haupt“ ich sofort vorgestellt ward, zog mich gleich durch den Anblick an eine ganz prachtvolle Erscheinung: ein Mann in der Vollblust der Jahre, hoch aufgeschossen, so hoch und schlank, daß Brust und Schultern fast zu schmal gerathen aussahen; ein bleiches langgezognes Gesicht mit blitzenden dunkelblauen Augen war umfluthet von einer Fülle seidenweichen schwarzen Hares: — die ganze Gestalt so geschmeidig und so vornehm wie die eines englischen Knight aus Percy's Relics. Und alsbald begann dieser Balladenritter eine den englischen nachgebildete Ballade vorzulesen von einer Schönheit, Kraft und Poesie und zugleich mit einer Kunst, mit einer verhaltnen Gluth der Leidenschaft, daß ich, Dichtung und Vortrag gleich begeistert bewundernd, mit heftigstem Herzklopfen und brennendem Kopfe dasaß und schaute und hörte aus allen Kräften. Ich verliebte

mich förmlich in den Mann und seine Dichtung: gar viel des Genusses und der Belehrung sollte ich ihm noch zu danken haben.

Aber wer schildert meine Bestürzung, als nach vollendeter Erörterung dieses Spahnes mein Friedrich Eggers sich erhob und ankündigte, er werde nun ein par „Spähne“ seines jungen Freundes Felix Dahn vortragen.

Zu meinem Entsetzen fiel mir ein, — er besaß ein par Balladen von mir, die ich ihm vor einiger Zeit, auf seinen Wunsch, in der Handschrift mit nach Hause gegeben hatte. Mir ward es vor lauter „Schanierlichkeit“ roth vor den Augen.

Mein Bitten und Weigern half nichts: das „Haupt“ befahl den Vortrag der angemeldeten „Spähne“ und nun las ich (so glaub' ich) die einmal angekündeten Gedichte gleich selbst (oder Eines Eggers, die andern ich?), da ich, sollte nun einmal gelesen werden, meinen eigenen Vortrag, der nicht schlecht war, zu Gunsten meiner Dichtungen ins Feld führen wollte.

Ich las also: anfangs schwammen mir die Buchstaben vor den Augen — zum Glück wußte ich die Verse auswendig: — aber allmälig kam ich in Zug und Feuer — ich las mit voller Begeisterung und mit steigender Zuversicht: denn im Lesen merkte ich, daß es den Leuten gefiel. Ich las ein par Balladen, englische Stoffe, nach der Anregung von Percy's Relics frei erfunden: Lord Murray und Lady Anne (jetzt gedruckt Gedichte I, Berlin 1857, S. 202), die Hexe (S. 225), Lord Percy (S. 248), Jung Anne (S. 280).

Als ich zu Ende war, erhob sich gegen das Herkommen, wie ich später erfuhr, brausender Beifall: das freute mich selbstverständlich gewaltig: aber was mich wahrhaft mit Glück berauschte, das war, daß jener prachtvolle Knight, der Knight meiner Liebe, aufsprang, durch den ganzen Sal auf mich zuschritt, mir beide Hände faßte und schüttelte, daß sie schmerzten, und rief: „Na, das ist ja armsdicke Poesie!“ Der Mann hieß Theodor

Fontane: „and blessed be his bonnie face.“ So hat mich nie zuvor und kaum je wieder — ausgenommen etwa von Rückert und von Bismarck — ein Lob meiner Dichtung beglückt.

XXXVI.

Ich besuchte also nun als „Waiblinger" ganz regelmäßig den Tunnel, las auch noch ein oder zweimal — nicht ohne die späteren Male für einige in der That unglaublich sentimentale Gedichte — ich verbrannte sie Tags darauf! — gar tüchtig zerzaust und mit sehr schlechter Note bedacht zu werden. Die leidenschaftliche Begeisterung für Fontane's Balladen hat vorgehalten bis heute: ich habe Viel von ihnen gelernt und gar manchen Gesellschaftsabend an Isar, Main, Pregel und Oder durch Vortrag dieser prachtvollen Gedichte verschönt.

Außer den genannten Tunnel-Gliedern traten mir näher der junge Architekt Lucae und dessen Bruder, der Germanist: wir fühlten uns gegenseitig lebhaft angezogen: manchen Abendspaziergang habe

ich mit ihnen der sinkenden Sonne entgegen durch das Brandenburger Thor hinaus in den Thiergarten gemacht: liebe, lautere, treffliche Menschen! Beide nun auch schon lange dahin! —

Zu diesem engeren Kreise gehörte auch ein junger Sydow, Sohn des allgemein geliebten Predigers. — Seltsam. Ich war doch so viel jünger als alle drei: und gleichwohl muß das in mir verhaltne Liebesgewoge, das in so vielen (schlechten und guten) Versen durchbrach, eine seltsame Anziehungskraft geübt haben: ich ward der Vertraute des Liebessehnens dieser drei mir an Alter und Reife Ueberlegenen; — Keiner wußte von des Andern Liebe noch daß ich des Andern Vertrauter war: — und wie innig hingen doch diese Fäden zusammen! Der Tod zweier Mädchen hat frühe die Knoten gelöst. — Auch später bin ich in gar vielen Fällen Liebesvertrauter geworden: oft in den seltsamsten Verstrickungen Anderer und — meiner, des Vertrauten, selbst. Es geht nirgends so seltsam zu wie in der Welt! Aber

Schweigen ist meine beste Kunst: — viel besser als Reden versteh' ich sie oder gar Schreiben.

Meinen guten Fritz Eggers und Emmaleine zusammen zu bringen scheute ich mich, nachdem ich seine rasche Entflammbarkeit kennen gelernt. Aber Piloty's entzückte Schilderungen machten Fritz ganz durstig nach Emmaleine. Auf einem Balle stellt' ich ihn vor: — und das Unglück war fertig. Es ging ihm tief in sein weiches, allerdings schon oft getroffnes Herz. Und Emmaleine? Du lieber Gott, sie durfte gar nicht wagen, an so was zu denken, wenn ihr — was ich durchaus nicht weiß — mein lieber Fritz auch gefallen hätte. Der Herr Geheimrath Keller vom Steinbock (ab Ibice) und seine einzige Tochter einem armen Kunstkritiker geben!

Nun konnte ich dem wunden Herzen ein wenig wohl thun durch inniges Mitempfinden und durch Anhören seiner Lieder. Er liebte mich immer zärtlicher. Wohl zweimal des Tages kam er die drei Treppen herauf zu dem Achtzehnjährigen, schalt über die Kälte in

dem ungeheizten Raum (s. unten), wo kein Mensch aushalten könne, und blieb — stundenlang. Obwohl wahrlich knapp an Mitteln, schenkte er mir zum Geburtstag Percy's Relics in der schönen Ausgabe London 1847: — er hatte feinfühlig bemerkt, daß ich sie so gern besessen hätte und doch gar nicht daran denken konnte, sie zu kaufen. Noch prangt das Buch mit seiner lieben Handschrift in meiner Bücherei.

Wir führten den regsten Gedankenaustausch. Es zeigte sich, daß mir viel, viel mehr Balladenstoffe einfielen, als ich, durch die Wissenschaft sehr stark in Anspruch genommen, je verarbeiten konnte. Ich erzählte ihm viele Dutzende, die er dann wohl bearbeitete. Auf einmal meinte er, er beute mich wucherisch aus! Und es ward nun vereinbart, daß fortab die Balladenstoffe nicht verschenkt, nur verkauft werden dürften: — gegen eine Tasse Chocolade bei Stehely (auf der Stechbahn, wenn ich nicht irre). Einen ähnlichen Vertrag hatte Einer von uns mit Otto Roquette von der „Ellora“.

Ellora! Wie feierlich, wie monumental das klingt! „So indisch!“ Ganz recht, lieber Leser. Es war die Felseninsel Ellora in Indien, welche dem Bunde den Namen gab.

Franz Kugler hatte sich in seiner Kunstgeschichte mit besonderer Vorliebe mit diesen Alterthümern befaßt, und danach benannte sich ein ganz kleiner Kreis, dessen Haupt er war und als dessen Mitglied er gütevoll mich „kindjungen“ Knaben zuließ. Außer ihm gehörten zur „Ellora“ Wilhelm Lübke, der später so berühmte Kunstgeschichtsforscher, damals ein „bildschöner, baumlanger Kerl“ in der Fülle der Kraft, Eggers, Zöllner, Lucae, und — Otto Roquette.

Dieser kleine schwarzhäutige, schwarzäugige, schwarzkrause Franzose aus Ostpreußen war das reine Quecksilber. Er stand auf der wohlverdienten Höhe des Ruhmes, die er auf einen Schlag mit seinem köstlichen Gedicht „Waldmeisters Brautfahrt“ gewonnen, und hielt sich nun in allerlei Arbeiten in Berlin auf. Die Liebenswürdigkeit und die Leichtbeweglichkeit

selbst! Er sprühte in einem fort, ohne es zu wissen, sangbare Lyrik von sich aus, meist Vorzügliches, manchmal auch Schwächeres. Aber singen konnte man Alles, was er schrieb, vortrefflich singen, man mußte es gleichsam singen. Das war nun aber auch sein „Auf und Ab", sagt man in München. Alles sollte singbar sein, sonst war's ihm keine Poesie. Wir brachten ihm auf, er verwerfe die Ilias und den Faust, weil man sie nicht ohne Weiteres singen kann. Er war bon garçon et bon camarade im besten Sinn des Wortes. Auch er verkehrte gar gütig mit mir „tumbem" Knaben: nur konnte sein französisch-lyrisch-waldmeisterisches Blut schlechthin die Pedanterie nicht begreifen, mit der ich ausnahmslos in jede Vorlesung ging, und überhaupt die festgestellte Arbeits- und Stundenordnung einhielt. Gar oft, wann nach Mittag drei Uhr die Sonne lockend zum Spazierengehn die „Linden lank" und in den Thiergarten mahnte, kam er, mich abzuholen aus dem gräulichen Speisehaus in der Königs-

straße (s. unten) oder von meiner „Bude": und recht laut schalt er, entschuldigte ich mich immer wieder mit der Collegpflicht.

In meiner Bücherei steht noch ein ergetzliches Zeugniß seiner Wuth über solche „Eselei". Er hatte mir mit gleicher Verführungsabsicht seinen eben erschienenen „Tag von St. Jakob" auf die „Bude" gebracht: als ich, bei allem Danke für die Gabe, auf dem Besuch der Vorlesung beharrte, schrie er in seiner von ewigem Singen arg heiseren Stimme ganz giftig: „Na warte! Dann sollst du auch 'ne schöne Widmung in das Buch kriegen." Rief's und schrieb mir mit Bleistift auf das Vorblatt: „Otto Roquette seinem lieben Felix Dahn dem kleinen Esel".

Dieses wahrheitgemäße Zeugniß bewahre ich nun seit neununddreißig Jahren. Der Erfolg hat es mehr als bestätigt. Denn ein nur kleiner Esel hätte die Leistungen von Thorheit, deren ich mich berühmen darf, nicht fertig gebracht.

XXXVII.

Lübke und Roquette waren nun die belebenden Kräfte in der „Ellora“, welche zwar auch bei diesen und bei Eggers, am häufigsten aber und am liebsten tagte in dem so unschilderbar reizvollen Heim von Franz Kugler.

O wie herrlich war der Mann! Und Frau Clara! Und Margarethe, die einzige Tochter: von den beiden jungen Gymnasisten Bernhard, jetzt Professor in Tübingen, und Hanns, früh als Maler verstorben, ward nicht viel, aber mehr von dem letzteren, dem jüngeren, im Hause gesehen.

Das war ein Berliner Geheimraths- und Professoren-Haus der „guten alten Zeit“ im besten, edelsten Sinne dieses Wortes: so einfach, so anspruchslos in allem Aeußeren und so vollendet gediegen dem

geistigen und sittlichen Gehalte nach: und welch unendliche Anmuth gossen Mutter und Tochter über jede kleinste Form des Verkehrs aus. Die Wohnung lag ganz nah dem Hallischen Thor auf der Westseite der Friedrichs(?)straße: mehrere, ich glaube drei steile, unbequeme Treppen hoch, in einem recht altväterischen Hause. Die Räume, die ganze Einrichtung nichts weniger als „elegant“ oder „modern“ oder „stilvoll“ (Japan war damals noch nicht der Wonnetraum der Germanen). Aber welche Traulichkeit und Vollübereinstimmung in den kleinen oder mittleren Räumen! Man sah: hier leben, hier arbeiten sinnige, anmuthige, fleißige Menschen. Hier wird dem Gast nicht die Lüge eines „Salons“ vorgegaukelt, — nie werden wir das den Franzosen mit Erfolg nachmachen — der nur besteht, so lange der Gast da ist, sondern hier verlebt die Familie heute wie jeden Tag die Mußestunden ihres Abends und der Gast tritt lediglich ein in das Leben, das sich hier jeden Abend ebenso zwanglos und doch von feinster Sitte gebunden vollzieht. Dadurch ge-

winnt der Gast das köstliche Gefühl der Wahrheit, des Natürlichen: er fühlt sich heimisch und giebt sich selber wie daheim. Vater Kugler, ein Geheimrath und Professor, der um zu „imponiren“ es nicht nöthig hatte, sich, wie so viele Geheimräthe und Professoren, aufzublasen (wie mein seliger Gutruat in den „Batavern“, in dem ich diese „Pomposo's“ dargestellt), sondern durch die Gediegenheit seines Wissens, die Ueberlegenheit seiner Bildung und die warme Güte seines Herzens sofort gewann und beherrschte, war gegen mich von ganz besonderer Herzlichkeit. Und Frau Clara, die liedergefeierte Freundin Geibels, damals noch von strahlender Schönheit, hatte bei aller Feinheit und allem Geist genug hausfräuliche Güte für mich, zu fragen, ob denn auch meine Verpflegung und Bedienung „auf dem neuen Markt“ genügend sei? Fritz Eggers klage immer über die Kälte bei mir. Und sie werde wohl selbst mal nach dem Rechten sehen müssen!

Und Margarethe Kugler! Sie war die Braut Paul

Heyse's, der damals in Italien weilte. Wie war sie hold und freundlich, anmuthreich und gütevoll! Ich sah sie dann als junge, strahlend glückliche Frau in München wieder. Und ich war später in Meran, als sie starb. Die Braut — die Gattin — die Sterbenskranke! Ein solches Geschöpf in diesen drei Erscheinungen gesehen haben: — es genügt, die ganze Poesie, das ganze Glück und den ganzen Jammer der Menschheit in Einem Bild gespiegelt in sich aufzunehmen. —

Aber damals, 1852, war eitel Freude und Freundlichkeit um Margarethe Kugler her! Wir schrieben ihr — vielleicht unverdient! — das Verdienst zu, daß es bei Kuglers allein im ganzen damaligen Professoren-Berlin nach dem Thee Bier gab, ganz vortreffliches — aus einer kleinen Schänke am Halle'schen Thor holte es das winzig kleine Dienstmädchen — und zwar genug: — so viel der Durst verlangte.

Ich gedenke noch heute mit Schmerzen, wie schwer ich unter der Bierlosigkeit (und den zweifeligen Weinen!) der anderen Berliner Abendgesellschaften gelitten

habe! Kurz, wir glaubten Fräulein Margarethe, die wohl einmal unser Schelten über andere Geheimräthe mochte gehört haben, die Ueberraschung zu danken, daß eines Abends nach dem Thee „Bier ohne Ende“ auftauchte. Und Otto Roquette, stets liedbereit (wir behaupteten, er singe im Schlafe), dichtete alsbald jenes Lied: „das beste Bier im ganzen Nest, das schänkt Margreth am Thore“: — freilich schänkte das Geheimrathstöchterlein nicht selbst (obwohl sie es zierlich darreichte), und auch alles Andre ist dichterische Erfindung: aber das Lied ward in Roquette's eigener Tonsetzung alsbald bei Kuglers gesungen: — es ist noch gar oft componirt worden, auch von mir: aber Roquette behauptete unter Schneeballwürfen durch die ganze Friedrichstraße, meine Composition sei ja die Seine!

Ich gedenke noch der Geburtstagsfeier Kuglers in der Ellora: Roquette hatte ein besonderes Elloralied gedichtet und (natürlich!) componirt: die ersten Zeilen lauten:

„Brüder, wie wir hier uns finden
Frohvereint zu guter Stund,
Soll die Freude uns verbinden
Recht aus tiefstem Herzensgrund.“

Unter diesen Klängen zogen wir im Gänsemarsch an das von Kugler und Frau Clara eingenommene Sofa: wir alle trugen Gaben und Schatzung, wie auf altägyptischen Denkmälern, und Lübke als Protagonistes überreichte eine altindische Torte, seine Rede beginnend mit „Nämlich!“ Dann ward Kuglers Lied „an der Sale grünem Strande“ in Travestie gesungen mit dem Schlußkehrreim: „Hildebrand und Alpenglühn“. —

Mir geht's schon bald wie dem seligen Attinghausen: die Meisten von denen ich zu erzählen habe, „mit denen ich gewaltet und gelebt“, sind todt: todt der gütige weise Mann, todt die wundersame Frau Clara, todt die junge blühende Frau Margarethe: — es ist ein traurig Geschäft, so merke ich nachgerade, was ich da treibe in diesen „Erinnerungen“. Durch einen Friedhof führe ich meine Leser!

XXXVIII.

Nachgerade wird es aber Zeit, den Leser zu überzeugen, daß all das bisher Geschilderte — Familie Keller, Birch, Tunnel, Ellora — eben doch keineswegs die Hauptsache, sondern in dem allerdings für einen Achtzehnjährigen erstaunlich reichen Berliner Leben die Nebensache war.

Die Hauptsache war ein sehr strenges Arbeiten, wie nachstehende Tagesordnung und Berichterstattung über die damals entstandenen Schriften zeigt.

Ich stand im Winter lange vor 7 Uhr auf, da ich um 8 in der Vorlesung bei Trendelenburg über Psychologie sein mußte. Dieselbe hatte sehr viel Stoff, war streng gelehrt, sorgfältigst vorbereitet: — aber da sie großentheils abgelesen ward, wirkte sie schwächer als ihr inhaltlicher Werth verdiente. Ob=

wohl ich keine Stunde fehlte, gab mir der Kurzsichtige nur die Note: „fleißig besucht“.

Darauf folgten zwei Stunden Deutsches Privatrecht und Handelsrecht bei Karl Freiherrn von Richthofen (von 9—11: „ausgezeichnet fleißig“, sagt mein Anmeldebogen): der Mann, der, wie ich später erfuhr, schwer an den Augen litt, hatte die seltsame Gepflogenheit, so wie er auf dem Lehrstuhl saß, dem Fenster den Rücken, den Zuhörern die Längsseite des Gesichts zuzuwenden und nun, ohne Augenverwenden, geradezu auf die Seitenwand loszusprechen. Der Vortrag war lichtvoll und eindringlich: ich lernte aber auch viel außerhalb der Vorlesung von ihm, da ich ihn häufig vor und nach derselben begleiten durfte: mein ausnahmsloses Erscheinen war ihm aufgefallen: er sprach mich an: ich mußte ihm von den oberbaierischen Bauern erzählen, er sprach mir dafür von seinen Friesen! Was wußte ich damals davon, daß der Classiker der Friesen-Mundart und des Friesen-Rechts mit mir redete. Später hab' ich

oft bereut, ihn damals nicht gründlicher ausgefragt zu haben!

Von 11—12 Logik und Encyclopädie der Philosophie bei Werder („ausgezeichnet fleißig!“). Wie anders wirkte dies Zeichen auf mich ein!

Ich konnte die Stunde kaum erwarten, da das zierliche, säuberliche Herrlein den Lehrstuhl bestieg, die goldne Uhr vor sich legte und nun, ohne die mindeste Aufzeichnung zu benutzen, völlig frei, ohne Unterbrechung, drei Viertelstunden sprach mit vollendeter Sicherheit des Ausdrucks und feinster Durchbildung der Form. Was er vortrug, war mir ja durchaus nicht neu: eben die Hegel'sche Logik und Encyclopädie, deren Begriffsfolgen ich inwendig und auswendig wußte. Aber es war ein geistiger Hochgenuß, den begeisterten Jünger die Lehren des Meisters vortragen und durch gar manche Zuthat eigener Gedanken bereichern zu hören. Werder hat bekanntlich auch eine schöne dichterische Begabung: sein Trauerspiel „Columbus“ ist hervorragend: und er verfügte

über eine Kunst des Vortrags, wie ich sie auf deutschen Lehrstühlen sehr selten zu bewundern hatte. Die nicht eben starke, aber biegsame Stimme behandelte er im Anschwellen und im Flüsterton wie ein vollendeter Meister etwa sein Tonwerkzeug: das bleiche, so ausdrucksfähige Gesicht vergeistigte sich immer feiner wie er sprach, und die klugen durchdringenden dunklen Augen, mit welchen er die Gedanken und die Blicke der Hörer versammelte und einem Zauberer gleich bannte, konnten gar wunderbar leuchten. Ganz unheimlich konnte Einem werden, sprach der Magier von der Maulwurfsarbeit des Gedankens in der Weltgeschichte und in dem Kopf des Einzelnen: „haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, meine Herren, was es sagen will: der Gedanke lebt und wirkt?“: die Worte, obwohl mir nichts Neues bringend, machten so großen Eindruck auf mich, daß sie mir immer noch unwillkürlich zu allererst einfallen, denke ich an Werder. Auch er knüpfte Gespräche mit mir an, ich durfte ihn öfter

nach Hause begleiten: er wunderte sich, daß ich ihm immer voraussagte, welche Begriffe nun in der nächsten Stunde der dialektische Proceß entwickeln werde, bis ich ihm, verschämt, die Schrift für Prantl überreichte. Werders Einfluß verstärkte noch einmal meine Begeisterung für Hegel und schob die Zeit noch um einige Monate hinaus, die mir endlich aus den (oben S. 33) angeführten Gründen für immer die Selbstbefreiung aus dem Banne des Dialektischen Processes bringen sollte.

Von Werders Philosophie ging es (von 12—1) in die Geschichte des Mittelalters bei Leopold von Ranke, dessen Sal Hunderte füllten. Bei aller Bewunderung, die ich für den großen Forscher und Darsteller mitbrachte und im Laufe der Vorlesung wachsen fühlte, kann ich doch nicht behaupten, daß der Vortrag bedeutende Einwirkung auf mich geübt hätte. Dazu widersprach er doch allzu stark meinen Forderungen an die Form. Es war gar seltsam, wie der große Meister sprach.

Das kleine Männlein mit dem mächtigen, wie es schien, für den winzigen Rumpf allzu schweren Kopf hatte etwas Elbisches. Mit kurzen, knappen Trittlein kam es herein getrippelt, bestieg eilfertig, aber nicht ohne Anstrengung, die hohen Stufen des Lehrstuhls, lehnte sich in eine Ecke der Brüstung und hob nun — ebenfalls ohne irgend welche Aufzeichnung — auf das Lebhafteste zu sprechen an. Er zog wohl das Taschentuch, spielte damit, zerrte daran, während er in Eifer gerieth — ja, er warf es gelegentlich wohl ein wenig in die Luft und fing es behend wieder auf: — ich erinnere mich ganz genau, daß er das that, als er auf die Kreuzzüge zu sprechen kam („die Kreuzzüge — ja, meine Herren! Die Kreuzzüge — die sind wieder einmal ein Stück Weltgeschichte — nicht nur Landesgeschichte!“). Dann machte er wohl mitten in dem Hervorsprudeln der reichsten, anregendsten Gedanken plötzlich Halt — verschränkte die Arme auf der Brust, schloß die Augen — und schwieg. Schwieg geraume Zeit: endlich

schlug er die klugen, blitzenden, hellen Aeugelein wieder auf und fuhr ebenso hastig fort wie vorher. Dieses Hervorsprudeln von sich überstürzenden Gedanken, ohne Rücksicht auf Form und Ausdruck, erinnerte mich lebhaft an Leonhard von Spengel (oben S. 15): es war fast unmöglich, nachzuschreiben und ein gutes Heft mit nach Hause zu bringen. Ich ward ganz bestürzt durch dies Wirbelgestöber von Gedanken, das das Männlein da oben mir an den Kopf warf: lange bevor ich den ersten geistig verdaut, war er schon beim sechsten und ich lief immer wie ein langsam Hündlein hinter dem windschnellen Gedankenreiter drein, ohne ihn einholen zu können. So war der Erfolg nicht der, den bei einem so geschichtsgierigen Schüler ein solcher Meister hätte von Rechts wegen bewirken sollen. Der Fehler war, daß ich nur die Vorlesung hörte, nicht die Uebungen besuchte, in denen der Altmeister sein Größtes leistete. Aber als Jurist wäre ich wohl kaum aufgenommen worden. Auch überwog damals die Begeisterung für

Philosophie in mir noch gar sehr den Sinn für Geschichte.

„Mit rühmlichem Fleiße besucht", schrieb mir Ranke mit seiner zierlichen Handschrift am 14. III. 52. in meinen Anmeldebogen.

Später — von Königsberg aus — trat ich mit dem großen Meister in Briefwechsel: zumal über meinen Prokop sprach er sich sehr freundlich aus, obzwar wir in der Beurtheilung der „Geheimgeschichte" nicht ganz übereinstimmten: er nahm zwar wie ich Echtheit des Ganzen an, jedoch mit zahlreichen Einschiebungen eines Fälschers. Wie hiermit die von mir statistisch nachgewiesene Einheit der Sprache der Geheimgeschichte und der der zweifellos echten Werke Prokops zu vereinbaren sei —, auf diese Frage wie überhaupt auf meine ganze Beweisführung aus der Sprache ist der Altmeister in seinen Briefen an mich so wenig eingegangen wie in seiner „Weltgeschichte".

War es nun 1 Uhr, so eilten Piloty und ich nach fünf Stunden Vorlesungen selbander zu der

„Fütterung“. Sie ward verabreicht in einem Speise-haus an der Königsstraße (Südseite), kostete in Vorausbezahlung für einen Monat — man erhielt stark abgegeßne Speisemarken — 4 Silbergroschen (= 14 baierische Kreuzer = 40 Reichspfennigen) und war unglaublich schlecht.

Suppe, Fleisch mit „Beisatz“ (d. h. gekochte Pflaumen oder saure Gurken: Obst zum Fleisch zu essen war unsern bajuvarischen Magen ganz unerhört!) und eine sogenannte „süße Speise“: d. h. ein „Wonnekleister“ (das schöne Wort hab' ich aber erst in Königsberg gelernt) von rothgefärbtem Gries mit einer sauer-süßen dicklichen gallertartigen Weinbrühe: ich rührte sie nie an, sondern lief mit dem letzten Happen Fleisch im Munde — an Bier oder Wein kein Gedanke! — auf meine Stube, ein Stündlein Poesie zu lesen oder die aus München gekommenen Briefe.

Es ist kein Wunder, daß ich bei solcher Kost und ziemlich angestrengtem Lernen und aufregendem Dichten nicht sonderlich gedieh — trotz der sonntäg-

lichen Kalbsbraten der guten Mutter Birch! — und als ich nach München zurückkehrte, die Leute durch mein hohlwangiges und abgemagertes Gesicht erschreckte. Ich hätte wohl mehr Geld als 4 Silbergroschen auf den Mittagstisch verwenden können: aber ich verwandte allzuviel von meinem Monatsbezug auf den Ankauf von Büchern, — davon bald mehr.

Von Rast und Ruhe war keine Rede: denn vor 3 Uhr stürzte ich schon wieder in das Erbrecht von Keller. Diese Vorlesung war nun ebenso ausgezeichnet dem Inhalt als ungenügend der Form nach: es war gar kein „Vortrag", sondern ein Dictat von der ersten bis zur letzten Sylbe! Der Geheimrath — ebenfalls ein kleines Männlein — eilte schlag Viertel durch den dichtgedrängten Sal, zog auf dem Lehrstuhl das Heft hervor und dictirte nun ziemlich rasch drei viertel Stunden lang in eintönigster Weise, ohne Hebung oder Senkung der Stimme, ohne Absatz, in Einem fort, wie ein Wasserfall gießt.

Er sah niemals auf von dem Heft: kein Blick streifte je die par hundert Hörer vor ihm: Schlag vier packte er sein Heft wieder ein und verschwand so eilfertig wie er gekommen.

Das ist nun genau das Vorbild wie ein Vortrag nicht sein soll!

Dem gegenüber haben Schwänz-Studenten, schwache Väter und Einpauker recht, wenn sie den Professor und den Vorlesungsbesuch als überflüssig (oben S. 93) boycotten: hätte Keller sein Erbrecht gedruckt oder autographirt vertheilen lassen, wär's ebenso gut gewesen. Aber freilich: dann hätte er die Vorlesung nicht mehr halten können!

Oft sagte ich mir, wann draußen der Februar- und Märzensonnenschein lockte — die für meinen Fleiß gefährlichste Vorfrühlingszeit! — und Roquette zum Schlendern die „Linden lank" in den Thiergarten minder zart lockte mit allerlei Scheltworten über die „dumme Colleg-Eselei", dann sagte ich mir: „wenn er erst wüßte wie recht er hat, wie ich kürzer und bequemer

das Dictat aus dem Heft eines Andern abschreiben könnte, als es dem gesprochenen Wort nachschreiben". Aber aus lauter beschränktem Pflichteifer ließ ich den goldnen Sonnenschein leuchten und locken und stürzte in das Colleg, neben Piloty gedrängt im dumpfen Sal und Sylbe für Sylbe dasselbe nachschreibend wie der. Allerdings: das Heft war dann so musterhaft klar und knapp, daß das vielberüchtigte römische Erbrecht, auch seine vielverwurzelte Geschichte, mir so geläufig ward, als irgend ein leichtester Theil des Pandektenrechts.

Um vier Uhr „stürzte" ich sofort nach Hause: denn jetzt ging das Arbeiten ja erst an. Eine Tasse Kafe oder Chocolade — bei Stehely oder Spagnapani — gönnte ich mir (aus Zeit-, nicht aus Geldgeiz!) nur an den Sonnabenden, an welchen Nachmittags keine Vorlesung gehalten ward: dann spielte ich auch wohl mit Piloty, Roquette, Eggers, Lübke Schach oder ging mit ihnen in den Thiergarten, wo damals ganz im Norden, dem heutigen Zoologischen

Garten entgegengesetzt, ein par Thiere in Käfigen gehalten wurden: das zog mich lebhaft an: gab es doch weder in München noch sonstwo etwas den heutigen zoologischen Gärten Aehnliches. Ich gedenke, wir beschenkten einen Wärter reich mit Cigarren, der einem Lieblingslöwen einen kranken Zahn (ohne Chloroform! das gab es damals auch noch nicht) ausgezogen hatte. Derselbe Wärter erstaunte uns nicht wenig, als er eines Abends in eine kleine Schänke, wo wir Weißbier tranken, ein klein munter Thierlein mitbrachte, das wir, als er damit eintrat, im Dunkel des Oellichts für einen Jagdhund hielten, zumal es auf seinen Ruf „Caro, hopp!" auf die Bank sprang und aus seinem Glase Weißbier schlürfte, gleich einem alten Berliner Droschkenführer, während es doch weder ein Jagdhund noch ein „Droschkerich" war, sondern vielmehr im Gegentheil ein junger zahmer Jaguar.

In dem Bärenzwinger jener alten Thiergesell-schaft verrichtete ich ein kleines „Heldenstück", das

erzählt werden darf, weil von Muth und Wagniß gar keine Rede dabei war, also der Verdacht der Ruhmrede nicht auftauchen kann. An einem sonnigen Märznachmittag umstanden zahlreiche Kindermädchen mit den „diesbezüglichen" (hieher gehört das unglaublich dumme und nebenbei sprachlich grundfalsche Wort zur Strafe: an den Pranger des Spottes!) Unterofficieren den weiten Bärenzwinger, in dem sich ein kahler Baum bis an den oberen mit einem Gitter eingefriedeten Rand erhob. Auf einmal ein vielstimmiger Schrei: ich sehe auf: das etwa vierjährige Mädchen einer solchen Magd, die nur an ihren „Gegenstand" dachte, war unbeachtet die äußere Treppe hinauf gewatschelt, welche zu dem oberen Rand führte, war unter dem Gitter durchgeschlüpft und ging nun innerhalb des Gitters an den Stäben weiter! Es sah grauslich aus, weil ein Fehltritt das Kind zu den Bären würde hinunter geworfen haben: und das Gefährliche wurde — scheinbar — dadurch gesteigert, daß eines der braunen Ungethüme mit erstaunlicher Geschwindigkeit

den kahlen Baum hinauf geklettert war und nun mit der rechten Pranke — mit der Linken sich an dem Stamm fest haltend — nach dem Kinde, das jetzt zu schreien anhob, hinüber zu langen anfing. Es war selbstverständlich keine Gefahr, daß das Thier die Kleine hätte erreichen können: der Abstand war weit genug gemessen: sonst hätten ja die Bären stets entspringen können. Aber es sah grauslich aus, das ist wahr. Und es begreift sich, daß das Grauen einen Augenblick den Zuschauern die Kniee lähmte. Der Erste, der oben war, war zufällig ich — ich war eben dem Aufstieg am nächsten gestanden — und ohne die mindeste Gefahr für mich selbst zog ich das weinende Kind am Aermchen unter dem Gitter heraus und brachte es — dem „diesbezüglichen“ Unterofficier, der der Nächste nach mir oben war. Ich sah ihn nur an, ohne ein Wort: aber ich glaube, das Kind war fortab auch unter *seiner* Obhut.

XXXIX.

Allein solche Ausschweifungen wie einen Nachmittagsgang in den Thiergarten gönnte ich mir nur ganz ausnahmsweise: vielmehr regelmäßig saß ich um $4^1/_4$ schon an meinem Arbeitstisch am neuen Markt Nr. 9 und war — so undankbar es gegenüber der vielen Güte erscheint, die dem jungen Knaben von allen Seiten unverdient entgegen getragen wurde — am allervergnügtesten, wenn keinerlei Besuch störte und keine Abendeinladung, die ich an Werktagen fast ausnahmslos ablehnte, die Zeit verdarb. Dann arbeitete ich von $4^1/_4$ bis Mitternacht, oft bis eins: und zwar meist ohne irgend welche Abendkost zu mir zu nehmen, nicht einmal Bier trank ich: anfangs war ich so um 9 in eine gerade gegenüber liegende Conditorei gelaufen und hatte eine Tasse Chocolade

30*

genommen: aber sie war so schlecht, daß „der Gescheutere bald nachgab“.

Dann geschah es freilich oft, daß ich gegen Morgen vor eitel Hunger aufwachte und gierig den Schlag sieben herbei sehnte, wann mir Frau Bauer die Tasse Kafe mit Einem Brödchen brachte, welcher, wie ich mich dunkel, aber unangenehm erinnere, über alle Beschreibung hinaus dünn, schwach und elend war. Auch dieses Fasten beruhte nicht auf Geldgeiz, sondern auf Zeitgeiz und einer gewissen mönchischen Verachtung aller körperlichen Bedürfnisse.

Dagegen war es allerdings schon der Ausfluß einer gewissen Sparsamkeit d. h. genauer des Wunsches, viele Bücher kaufen zu können, daß ich den ganzen Winter fast nie heizen ließ. Das Holz: Fichten- und Kiefern-Stücke, in kleinen Körben, auf dem Neumarkt gekauft von Frau Bauer, war recht theuer: — von Kohlenheizung war keine Rede! So zog ich denn zu Hause bei der Arbeit über meinen Tuchrock einen Hamsterpelz, den ich schon

mit 12 Jahren geschenkt erhalten hatte und um deß willen ich in Walhall höchst unzoologischer Maßen „Zobel“ genannt worden war, steckte meine Füße in zwei gewaltige alte Filzüberschuhe, — Spreekähnen waren sie an Umfang vergleichbar — welche mir Herr Bauer aus Mitleid geliehen hatte — und so saß ich nun acht bis neun Stunden hintereinander, trank unsinnig viel Wasser, je eine gewaltige Caraffe mit Einem Gläslein Kümmel versetzt, aß gar nichts, studirte, daß ich einen brennend heißen Kopf bekam, fror dabei auch wohl, leugnete mir das aber beharrlich ab, obgleich mir zuletzt die steifen Finger an der Feder versagten.

Lieber Gott, welche Grob- „beziehungsweise“ Bos-heiten hab ich mir über dieses Wesen von Otto Roquette sagen lassen müssen! Während der gute Clemens, dessen schwache Brust stets ein überwarmes Zimmer forderte, geduldig bei mir schnatterte, Fritz Eggers schweigend, doch mit vorwurfsvollem Blick aus den seelenvollen Augen, seinen

blauen Radmantel, den er beim Eintreten abgelegt hatte, wieder überwarf und nun bemantelt dem Bepelzten gegenübersaß, nur manchmal vor Kälte mit den Lippen zuckend, während mein guter Oheim Wilhelm, der es anfangs nicht recht glauben wollte, daß ich alle die vielen Abende, in denen ich seine Einladungen ablehnte, wirklich studirend zu Hause verbrachte, deßhalb einigemale überraschend um 9 oder 10 Uhr noch auftauchte und sichtlich überrascht war, mich „allein“ zu treffen (er äußerte sich stark über die Gesellschaft, in der er mich vermuthet hatte, was mich mit Purpur der Entrüstung übergoß) — später schickte er mir mit spöttischem Erbarmen ein par Körbe Holz! —, verhielt sich Otto Roquette viel mehr angreifend gegen mein Nicht-Heizen.

„Das ist ja eine Hunde-, genauer gesagt eine Schweine-Wirthschaft bei dir,“ schalt er, in seinem kurzen polnischen dunkelgrünen, mit schwarzen Schnüren besetzten Röcklein mit zugehöriger Zottelmütze elend

frierend. „Du sitzest da in deinem Pelz: — deine Gäste können vereisen. Weiß du, was ich glaube? Es ist nicht einmal anständiger Geldgeiz: — es ist wieder dieser miserable eselhafte Zeitgeiz. Du denkst dir arglistig: wenn sie recht frieren, gehen sie bald wieder.“

Gott verzeihe mir die Sünde: der Kleine hatte nicht ganz Unrecht!

Neben der Ersparniß war es mir allerdings darum zu thun, meine Besuche . . . . nun sagen wir: nicht allzu lang zu fesseln! — — —

XL.

Was war es denn nun aber, was den Acht-zehnjährigen wirklich — ich muß so ungalant sein, es zu sagen! — stärker anzog und mehr beglückte als Emmaleine's Liebreiz und Minna's Schwung und der Gesippen Gastlichkeit und Güte?

Es war nicht das Recht, auch nicht die Dichtung, es war die Philosophie: — aber freilich zugleich die kampfdürstende Begeisterung für den geliebten Lehrer, für Prantl, den auf's Neue sehr gefährlich angegriffnen. Denn der bloße wissenschaftliche Eifer — ich will mich hier wie in diesen Erinnerungen überhaupt wissentlich gewiß nicht besser machen als ich war und bin: — hätte mich doch wohl schwerlich im achtzehnten Jahre dahin gebracht, nach 6 Stunden Vorlesungen noch etwa 8—9 täglich

Philosophie zu treiben: — unerachtet so starker, schöner, berechtigter Abziehungen.

Allein um Weihnachten (den Abend brachte ich selbstverständlich bei Mutter Birch zu: noch besitze ich das schwarzseidne Halstuch, das sie mir damals vor 38 Jahren geschenkt, und noch trage ich die Uhr, die meine Mutter mir damals nach Berlin sandte!) schickte mir Prantl zwei Streitschriften, welche von zwei ultramontanen Studenten, dem Theologen Johannes Huber und dem Naturforscher Arno Grimm zu München, wider meine „Entgegnung" waren veröffentlicht worden[1]): also Vertheidigungen Oischingers, Bekämpfungen meiner Schrift, neue Angriffe wider Prantl!

Nun kann man sich meine Aufregung denken!

---

[1]) Grimm, Arno, die positive und die negative Philosophie. Eine Widerlegung des Rechtfertigungsversuches des Prantl'schen Anthropologismus. München 1853. — Huber, Johannes Nepomuk, der Anthropologismus des Dr. Karl Prantl und seine jüngste Bevorwortung (vermuthlich sollte das soviel als „Befürwortung" bedeuten!). München 1853.

Oder vielmehr, lieber Leser, du kannst sie dir wahrscheinlich nicht denken. Denn schwerlich bist du 18 Jahre alt, hast so eben deine erste Schrift veröffentlicht, liebst einen theueren Lehrer so leidenschaftlich und bist (ich will es dir wünschen!) überhaupt nicht solch ein heißblütiger wirbelköpfiger „Hotspur" wie dein gehorsamer Schriftsteller damals war und leider noch recht lange geblieben ist: böse Menschen sagen, bis heute.

Der ganze Felix der Ritterspiele loderte helllicht in mir auf, als ich die beiden Schriften las. Am liebsten wär' ich spornstreichs nach München gefahren und hätte die beiden Herren auf Tod und Leben gefordert. Der gute, friedliebende Piloty (der von Philosophie soviel verstand, wie ich vom Citherspielen!) hatte damals eine schlimme Zeit! Sehr mit Recht hob er hervor, daß sich Johannes Huber, der Theolog, gar nicht schlagen dürfe, daß Herr Arno Grimm eine völlig unbekannte Größe sei, daß in den beiden Schriften — denn auf Grobheiten verstehe er sich auch, wenn auch nicht auf

Aristoteles — doch eigentlich eine Beleidigung gegen Prantl oder mich nicht enthalten sei, daß es aufhaltsam für mich werden müsse, wolle ich jeden, der über Prantl anderer Meinung sei als ich, erstechen oder erschießen, und endlich — last, not least! — daß mein Geld und das Seinige dazu gerade zu dem mittäglichen Wonnekleister, aber durchaus nicht zu einer Kriegsfahrt an die Isar ohne Wissen der Aeltern ausreiche.

Ich fürchte, der letzte Grund wog am schwersten bei mir.

Aber bald kam ein zweiter Brief Prantl's, der, in Beantwortung meines ersten Kampfgeschreis, sich in dieser Fehde sehr kräftig jede andere Waffe als die Feder verbat: „mit Rücksicht auf seine ohnehin gefährdete Stellung". Das entschied.

Ich schluckte also meine Rapiergelüste hinunter, setzte mich hin und schrieb, buchstäblich Tag und Nacht, ohne andere Unterbrechung als durch die Vorlesungen, je eine Widerlegung von Herrn Huber und

von Herrn Grimm, Seite für Seite, nein: Satz für Satz!

Daß ich in dieser Aufregung und bei der widervernünftig fastenden, frierenden, schlafarmen Lebensweise nicht krank wurde, ist erstaunlich. Was machte es mir schon körperlich für Mühe, all' die Quellen und die Literatur aus den Bibliotheken auf den Neumarkt zu schleppen! Denn unser Schlachtfeld erstreckte sich ja von Pythagoras und Herakleitos bis Prantl und Dischinger. Dazu brauchte ich denn auch mehr Bücher zu eigen — denn bei den Bibliotheken mußte ich gar oft warten, bis die ausgeliehenen Werke zurück kamen — als ich auch bei äußerster Sparsamkeit von meinem Monatsgeld kaufen konnte: — das Bedürfniß führte mich dann zu einer Erwerbsquelle, die und deren merkwürdige Einwirkungen später zu erörtern sind.

Endlich waren die beiden „Widerlegungen" fertig — zwei dicke Abhandlungen, zusammen acht Druckbogen — (sie stehen jetzt mit der „Entgegnung" Bausteine IV. 2. Berlin 1883. S. 95—201) —

auch die säuberlichen Abschriften, und mit brennendem Kopf schickte ich sie an Prantl.

Alsbald kam eine sehr abkühlende, aber sehr weise Antwort. Mein — keineswegs etwa in eigner Sache milder — Lehrer billigte zwar (unter kleinen Ausstellungen im Einzelnen, namentlich des „kampfgierigen“ Tones) durchaus die beiden Antworten vom wissenschaftlichen Standpunkt aus: — er meinte, ich habe mich meinen Gegnern an Wissen und zumal an Methode weit überlegen gezeigt: — aber er bat mich, um seinetwillen von Veröffentlichung abzusehen. Die Wogen gingen sehr hoch in München: es handle sich darum, ob die Ultramontanen bei König und Minister durchsetzen würden, daß ihm die Abhaltung philosophischer Vorlesungen völlig verboten werde. Zeigten nun meine beiden Erwiderungen, daß die Aufregung unter der Studentenschaft noch im Zunehmen begriffen sei — man sprach schon vom Fenstereinwerfen! — so werde das seinen Feinden den erwünschten Vorwand geben.

Selbstverständlich war mir dieser Wunsch Befehl.

Aber abgewehrt hat das Opfer, das meiner feurigen Kampflust nicht leicht wurde, den schmählichen, nie zu vergebenden Streich doch nicht von des geliebten Lehrers Haupt. Es geschah das Unglaubliche, daß man den erfolgreichsten Lehrer der Münchener Hochschule für viele Jahre mundtodt machte in der Philosophie. Und zwar in welcher Weise! Zu einem Disciplinarverfahren hatte man weder Muth noch Möglichkeit: aber auch ein offnes Verbot wagte man nicht: — man schämte sich doch wohl vor ganz Deutschland, da ja gerade damals München zu einer „Hochwart der Wissenschaft" erhoben werden sollte: man hatte auch nicht die Geisteskraft und nicht das Wissen, dem Manne geradezu bestimmte Lehren als bedenklich zu bezeichnen: sondern man — ein Unterrichts-Ministerium! — machte den Philosophen mundtodt gleichsam hinterrücks, und wie ohne Anklage so ohne Vertheidigung.

Als Prantl gleich allen Lehrern der Hochschule

das Verzeichniß seiner Vorlesungen für das folgende Halbjahr einreichte — er las neben den philosophischen auch philologische —, sagte man ihm bei Leibe nichts. Wie er aber das gedruckte Vorlesungsverzeichniß in die Hände bekam, siehe, da fehlten seine philosophischen. Er eilt zum Rector: — der verweist ihn an den Decan der philosophischen Facultät; er eilt zum Decan: — dieser betheuert, ebenso überrascht zu sein wie der Gemaßregelte. Er eilt zu dem Ministerialreferenten, dem höchst wohlwollenden Dr. Völk: — dieser erwidert achselzuckend: „eigenhändiges Eingreifen des Ministers." Er eilt zu dem Minister Herrn von Zwehl: — dieser ist überhaupt nicht zu sprechen!! Nach wiederholten vergeblichen Versuchen wendet sich Prantl schriftlich an den Minister und bittet um Auskunft: er hat auf keines der wiederholten Schreiben jemals im Leben Antwort erhalten. Aber Halbjahr für Halbjahr, sehr viele Jahre fort, wiederholte sich diese — Unwürdigkeit: jedes Halbjahr zeigte Prantl neben den philologischen seine

philosophischen Vorlesungen an, und jedes Halbjahr waren sie in dem gedruckten Verzeichniß gestrichen, ohne daß der so mißhandelte Gelehrte auch nur Ein Wort der Begründung erfahren hätte. So ward dem für Philosophie ungleich mehr als für Philologie begeisterten Mann in den besten Jahren, der besten Kraft jede Thätigkeitswirkung auf die Jugend stillschweigend, ohne Rechtsverfahren, abgeschnitten.

Er litt unsäglich darunter! Der Verhaltene klagte nicht leicht: aber mir gegenüber kam doch die tiefe Empörung, die bittere Gekränktheit durch eine so rechtlose Mißhandlung heraus und der Gram, sein Bestes nicht verwerthen zu dürfen. Dieser Schmerz und Groll hat an seinem Lebensmark gezehrt.

Aber, fragt der erstaunte Leser, unter welchem König konnte denn das geschehen? Unter demselben König Max II., der sich gleichzeitig den wohl begründeten Ruhm erwarb, durch Berufungen von außerbaierischen Gelehrten die Hochschule München ganz bedeutend gefördert zu haben, demselben König, der

ein Schüler Schelling's und Ranke's, ohne Zweifel lebhaften Sinn für Wissenschaft und Dichtung hegte und, von den edelsten Beweggründen geleitet, das wüste Wuthgeheul der Ultramontanen und der äußersten bajuvarischen Sonderthümler gegen jene Berufungen länger als ein Jahrzehnt standhaft über sich ergehen ließ.

Der scheinbare Widerspruch erklärt sich sehr wohl: gewiß hatte der König die besten Absichten: allein er war in gewissen Richtungen ängstlich und dann von außeramtlichen Einflüssen stark abhängig.

So war es auch durchaus nicht etwa der Minister (von Zwehl), welcher die Mißhandlung Prantls gewollt hätte.

Der Befehl kam unmittelbar aus dem Cabinet: hier hatten Leute, welche die Universität gar nichts anging, beeinflußt durch die geistlichen Oberen von Oischinger, das Ohr des guten Königs mit geheimen Anklagen wider Prantl erfüllt: Prantl lehre Pantheismus, Pantheisten aber könnten nicht gute Unter-

thanen sein, da sich jeder von ihnen für einen Gott halte.

Wie konnte, wird man zweifeln, der Schüler Schellings auf so plumpe Reden hören?

Ja, König Max war eben nicht der Schüler jenes jugendlichen Schelling, der weiland in seiner Identitätsphilosophie selbst einen kühnen Pantheismus verkündet hatte, sondern der Schüler des von sich und der Philosophie in theistische Mystik abgefallnen Schelling. Der Minister aber? — Freilich hätte der lieber sein Amt aufgeben als den Gelehrten — in solcher Weise! — verfolgen sollen: allein der Minister rechtfertigte das (ihm doch wohl selbst nicht unbedenkliche) Verfahren vor sich dadurch, daß dem streng kirchlich gesinnten die Prantl'sche Wissenschaft in höchstem Maße zuwider war.

Es ist ein schönes Verdienst Heinrichs von Sybel, daß er, freilich nachdem kostbare Jahre für Prantl verloren waren, diesem unwürdigen Zustand ein Ende machte und bei dem König die Auf-

hebung jenes stillschweigenden Bannes durchsetzte. Man erwäge: nicht der Minister, sondern ein Amtsgenosse kommt dem mißhandelten Professor zu Hilfe: wie außeramtliche Verläumdung das Unrecht geschaffen, so schafft es außeramtliche Vertheidigung des Verfolgten aus der Welt. Derselbe Minister aber vollzieht das Eine und das Andere!

Ja, es war nicht alles Gold, was da glänzte in München unter dem so wohlwollenden König Max II. Wir werden sehen, ein junger Privatdocent, der „die Könige der Germanen" schrieb, war an höchster Stelle geraume Zeit mit Erfolg verdächtigt worden, das Werk bezwecke, den Beruf Preußens zur Vorherrschaft in Deutschland zu beweisen! Du lieber Gott! Das Werk hört mit 843 auf, mehrere Jahrhunderte bevor von den Hohenzollern und Preußen ein Wort verlautet.

Allein die Bedrohung seiner Souveränität auch nur mit leiser Beschränkung war dasjenige, was der König mit regstem Argwohn scheute: um deßwillen führte der

an sich so sanfte (— und so kranke! —) Mann unter seinen Ministern von der Pfordten und Graf Reigersberg lange Zeit einen so erbitterten Kampf mit seiner Volksvertretung, bis schließlich die Herzensgüte in ihm in dem schönen Wort Ausdruck fand: „ich will Frieden haben mit meinem Volk," und er endlich nachgab in einem Streit, in welchem von Anfang das klare Recht auf Seite der Volksvertretung gestanden hatte.

Daher kam es auch zum Bruch mit dem von ihm so hochgehaltnen und so lange gegen den Ansturm der Ultramontanen und Ultra-Bajuvaren gestützten Herrn von Sybel, als dieser zuletzt mit einem Freimuth, der ihm alle Ehre macht — viele seiner Gesinnungsgenossen hielten es anders! — in einer Denkschrift rund heraus erklärte, er könne sich die Zukunft Deutschlands allerdings nur unter preußischer Führung denken. Ganz anders würde sich Max II. 1866 nach Sadowa und 1871 gegenüber den preußischen Vorschlägen verhalten haben, als der

jugendliche Ludwig II., dessen hoch idealer, damals noch von keinem Wahn umdüsterter Sinn für deutsche Einheit begeistert — oder doch begeisterungsfähig — war.

Aber zurück zum Jahre 1852 und zu den drei jungen Degen Johannes, Arno und Felix.

Wenn ich heute — nach 39 Jahren! — die damals gewechselten Streitschriften lese, habe ich allerdings manchmal den Eindruck, als höre ich drei Blinde über die Farben zanken! Selbstverständlich tragen all unsere Abhandlungen die Spuren der Unreife.

Aber es ist doch andrerseits ein frischer jugendlicher begeisterter Zug darin, auch wahrlich in denen meiner Gegner.

Herrn Arno Grimm hab' ich nie kennen gelernt, weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist.

Das Verhältniß zu Johannes Huber aber hat sich, wie wir später sehen werden, in Folge einer wundersamen Wandlung, die sich in ihm vollzog, zu einem schönen harmonischen gestaltet, was selbstver-

ständlich auch dann scharfe Gegensätze nicht ausschloß, die sich aus unseren sehr verschiednen Anlagen und Neigungen ergaben.

Allein es gereicht mir zu höchst wohlthätiger Befriedigung, daß sich die anfangs wenig erfreuliche Beziehung zu dem reich begabten Gegner so menschlich schön entwickelte: denn mir ist, wie schon wiederholt gesagt, Zwiespalt und Mißklang gegenüber Menschen, die ich nicht durch Verachtung mir von der Seele halten kann, die größte Gemüthspein und ich leide so schwer darunter, daß ich schon wiederholt, nur um jenes mir unerträglich Häßliche aus der Welt zu schaffen, selbst zuerst die Hand zur Versöhnung geboten, ja, um sie zu erzwingen um Vergebung gebeten habe, obwohl ich fest überzeugt war, das Recht liege völlig oder doch überwiegend auf meiner Seite. Huber aber kam von selbst aus dem feindlichen Lager wenigstens auf neutralen Boden in Folge innerer Umwandlungen, die man ihm (sehr mit Unrecht!) von ultramontaner Seite zum Vorwurf

gemacht hat: — dieselben, unter schweren Gewissens- und Gedanken-Kämpfen vollzogen, gereichen ihm viel mehr zu wahrer Ehre. Es ist übrigens, als hätte ich die später eingetretne Wandelung in dem mir von der Schulbank (I, S. 210) her wohl Bekannten im Voraus geahnt: wir hatten uns schon auf dem Gymnasium zugleich angezogen und abgestoßen; er zog mich an, weil er ganz hervorragend begabt und im Wortstreit besonders gewandt war: eine gewisse Neigung und Begabung für dialektisches Streiten war ihm angeboren: freilich — nach meiner Auffassung! — auch zur Rabulisterei und scholastischen Klopffechterei, lange bevor diese ja ganz besonders jesuitischen Künste ihm durch theologische Abrichtung beigebracht und jene Anlagen zu üppigster Wucherung getrieben wurden. Er behielt immer das letzte Wort, mochte er auch — nach meiner Meinung! — noch so tief im Unrecht stecken. Hätte ich dann — als letztes Beweismittel — gern den Kampf, den Fehdegang statt des Redegangs gewählt, so hielt mich doch stets die

Rücksicht auf die nicht eben kräftige Natur des vielfach und früh Leidenden zurück.

Jene Rabulisterei also stieß mich ab: — sie waltete auch sehr lebhaft in seiner Streitschrift! — und eine gewisse Vernachlässigung der Formen im weitesten Sinne. Er hatte sich mit eigener Kraft aus nicht günstigen Verhältnissen heraus gehoben und entwickelt, und ein gewisser „Erdgeschmack", wie später einmal Bluntschli treffend von ihm sagte, war an ihm haften geblieben. Ihm dagegen war meine übertriebne Zartfühligkeit und krankhafte Ueberfeinerung mit vollem Recht zuwider.

Dazu kam, daß wir einander in dem „Fortgang" in der Classe stets hart auf dem Nacken waren: war ich der sechste, so war er der fünfte oder umgekehrt, und derselbe Wettkampf, der zwischen dem theueren Julius und mir die Liebe steigerte (I, S. 176, 221), wirkte nicht gerade ähnlich unter den von Natur wie Wasser und Feuer verschiednen Ringern Johannes und Felix. Uebrigens hat er mir schon damals auch

wohl grade durch seine Knorrigkeit gefallen: so als er mir bei dem (I, S. 206) erzählten Anlaß nachträglich erklärte: er habe ja gewußt, daß alle Andern in der Classe für mich stimmen würden: er aber habe gegen mich stimmen müssen um seiner Ueberzeugung, um der Gerechtigkeit willen, und er habe das gethan, obwohl er den Schein häßlicher Selbstsucht auf sich geladen habe, da gerade er mein nächster Nachmann war. Und ich reichte ihm gerührt die Hand und sagte ihm, daß ich ihm jedes Wort glaube. Zwei merkwürdige Buben: Feinde und Freunde zugleich. Jene Schulgeschichte war das knabenhafte Vorbild späterer Vorgänge heftigster Abstoßung und doch auch unwillkürlich zwingender Wiederanziehung.

Wie gesagt, in meiner 1852/53 zu Berlin geschriebenen Erwiderung taucht schon eine Ahnung späterer Aenderungen in dem leidenschaftlich bekämpften Gegner auf: ich suchte zu zeigen — und ich glaube, das ist mir gelungen! — daß, was Huber Philosophie nenne und als solche treibe, überall nicht Wissenschaft

sei, sondern ein stets von dem Dogma der Kirche abhängiges Hin- und Hergerede, bei welchem das zu erreichende Ziel: die Uebereinstimmung der „Forschung" mit dem Dogma, stets im Voraus unabänderlich fest stand. So schloß ich denn meine Abwehr wider Huber, den ich bei aller Schärfe doch mit ungleich mehr Anerkennung behandelte als „den grimmen Arno", mit folgenden Worten[1]):

„Kant und Anthropologie d. h. psychologische, geschichtliche und physiologische Erforschung der menschlichen Geisteskräfte und Natur, ihrer Mittel und ihrer Schranken werden die Grundlage bilden müssen aller künftigen deutschen Philosophie: nicht die „Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit", welche wir ja doch nur mit menschlichem Erkennen aufnehmen. Diese Wirklichkeit d. h. Natur und Geschichte — unter letztere fallen auch die Religionen — sind also nicht Maßstab, nur Gegenstand der Wissenschaft."

---

[1]) Bausteine IV. 2. Berlin 1883. S. 205.

Uebrigens will ich von meinem ehemaligen Schulgenossen Johannes Huber, dessen außergewöhnliche Begabung ich nur mit Bedauern in Dienst und Zwang unwissenschaftlicher, ja wissenschaftfeindlicher Mächte mißbraucht erblicke, nicht scheiden ohne einen guten Rath:

„O Huber, Johann Nepomuck,
Auf's Dogma warf ich dich zuruck:
Denn, was du hast gepredigt hie,
Ist Dogma, nicht Philosophie.
Es kommt vielleicht die Zeit,
Da werden dir die Dogmen leid:
Kannst du vor Dogmen nicht mehr schnaufen, —
In's Freie komm — zu uns! — gelaufen."

Buchstäblich sollte sich das erfüllen!

Schon 1854/55 konnte der Eifrige einen ganzen Haufen von Dogmen nicht mehr ertragen: wir werden sehen, wie sich das auch äußerlich darstellte, und es ist ja bekannt, wie ihn, neben und unter Döllinger einen Hauptverfasser des „Janus" im Jahre 1870/71, das neue vaticanische Dogma vollends aus der

römischen Kirche trieb: — zwar nicht ins „Freie", aber in jene Halbfreiheit, welche Alt-Katholicismus genannt wurde.

Ich füge das „Schlußwort" bei, welches ich damals den beiden Erwiderungen gegen Huber und Grimm anhängte, nicht wegen seiner besonderen sachlichen Weisheit, sondern weil es immerhin bezeichnend ist für die damaligen Anschauungen des Verfassers: — wolle man dabei gütigst erwägen, daß dieser Verfasser kaum neunzehn Jahre alt war und daß die Ereignisse von 1864, 1866, 1870/71 noch zwölf bis neunzehn Jahre auf sich warten ließen:

„Es eignet jeder unwissenschaftlichen Polemik, die reine und ruhige Sprache der Wissenschaft zu trüben und zu stören durch leidenschaftliche, gehässige, grobe Wendungen. Letzterer Schmuck der gegnerischen Rede — er ist reich ausgeschüttet! — möge es vor dem Leser entschuldigen, wenn wir manchmal zwar nicht wieder grob, aber heiter geworden sind. Es scheint uns, im Sinne Lessings, würdiger, die Grobheit des

Gegners mit Humor, als sie mit gleicher Grobheit, dem Zeichen der Unbildung, zu erwidern.

Die Repliken des „Beleuchters“ (Huber) und des „Widerlegers“ (Grimm) haben noch klarer als meine „Entgegnung“ selbst meinen Grundgedanken dargethan, daß diese ultramontanen Angriffe wissenschaftliche überhaupt nicht sind: sie gelten in Wahrheit nicht Prantl oder mir, sondern der Philosophie an sich: sie vertreten den alten Anspruch des Dogma's, Norm und Schranke der Forschung zu bilden.

Die Kernfrage, um die es sich handelt, lautet: ist Uebereinstimmung mit dem Dogma Maßstab philosophischer Wahrheit?

Die ganze Geschichte der Philosophie ist eine großartige Verneinung dieser Frage und der endliche Sieg des Gedankens über solche Tyrannei des Denkzwanges ist so gewiß als die Existenz der Vernunft. Ja, der Sieg ist schon in jedem Augenblick des Kampfes entschieden: er ist vollendet durch die immanente Freiheit, deren sich das Selbstbewußtsein der

Philosophie gerade in der Verneinung solcher Anmaßung erfreut.

Man konnte Ketzer im Rauch ersticken, aber nicht den Geist. Man konnte Bücher — und deren Verfasser dazu — verbrennen, aber nicht die Logik.

Man kann auch heute noch Professoren „suspendiren", aber nicht den Gedanken.

So wäre ich denn mit meinen Herren Gegnern fertig, und ein Student darf wohl fröhlich schließen mit dem Lied:

„Es bleibt dabei, die Gedanken sind frei."

Herrn Arno Grimm kenne ich nicht und ich darf wohl, ohne zu starke Unhöflichkeit, beifügen, seine Schrift hat mir weder den Wunsch erweckt, ihn kennen zu lernen, noch ein Interesse an seiner Zukunft! Ich wünsche ihm für diese alles Gute und wollte ihn nicht beleidigen: nicht ihm vergelten seine Worte vom „Tollhaus" 2c. —

Anders stehe ich zu Johannes Huber, meinem alten Schulcameraden, mit dem ich mich zwar schon

auf den Schulbänken viel häufiger gestritten als vertragen, aber auch beim Streiten nicht schlecht unterhalten habe. Ich mag es nicht glauben, daß dieser glänzend begabte Geist für alle Zukunft sich wohl fühlen kann unter den Fahnen der Jesuiten. Schüttelt er dies Joch einmal ab, dann mag er an vielen Einzelheiten seiner Schrift gegen mich festhalten, aber deren Princip — Unterwerfung der Philosophie unter das Dogma — wird er dann verwerfen.

Zum Schluß noch ein Wort an und über mein theures, bairisches Vaterland. Denn es handelt sich hier nicht blos um eine Fehde zwischen Studenten, die alle drei noch recht viel zu lernen haben: es gilt vielmehr diese Frage sub specie aeterni zu würdigen, das heißt hier: in ihrer Bedeutung für das Allgemeine, dem wir angehören: Baiern und Deutschland.

Ich vernehme soeben aus München, daß die gegen Prantl eifernde Partei größte Aussicht auf Erfolg im Ministerium oder doch bei'm König hat, daß dieser Lehrer, der wie kein Anderer an der

Münchener Hochschule auf die Jugend wirkt, mit Maßregelung bedroht sein soll.

Ist es denn möglich? Unter der Regierung eines Königs (Max II.), welcher, ohne Zweifel edeln Sinnes und besten Willens voll, gerade für die Wissenschaft begeistert ist!

So übel sollte ein fein angelegter, gebildeter, aufgeklärter Herrscher berathen sein?

Soll denn in Baiern auch im XIX. Jahrhundert, unter guten Fürsten, fortdauern jene Unterdrückung der Geister, der freien Forschung, welche seit dem Sieg der Gegenreformation in Baiern und Oesterreich den hochbegabten deutsch-österreichischen Stamm so schwer geschädigt hat? Nach den Alamannen am Meisten begabt unter allen deutschen Stämmen an Phantasie und Schwung des Geistes stand er bis zum XVI. Jahrhundert wahrlich hinter keinem der Bruderstämme zurück: die ganze mittelalterliche deutsche Poesie wird überwiegend von Oberdeutschen (Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach) getragen.

Wenn leider, leider seit Ende des XVI. und dem Lauf des XVII. Jahrhunderts dieser Stamm in Baiern und in Oesterreich in wichtigen Gebieten von der früher behaupteten Höhe nicht herab gesunken, aber herab gedrückt worden ist, so daß er in Wissen, Lehre, Schule hinter den Leistungen anderer wahrlich nicht an Begabung überlegener Stämme zurückgeblieben ist, so verschuldete solchen Druck und solches Unheil nicht etwa der Katholicismus — dieser hat Jahrhunderte lang die Gleichstellung im Verhältniß zu andern Stämmen durchaus nicht gehemmt! — wohl aber das bösartige spanisch-italienische Gift, welches man Jesuitismus nennt.

Was für geistig und sittlich ausgezeichnete Männer giebt es noch heute unter den katholischen Geistlichen der alten Schule zu Baiern!

Wenn aber die neue, jungkatholische d. h. eben jesuitische Schule in Baiern zur dauernden Herrschaft gelangt, wie sie unter Anderem in der hier geforderten Unterdrückung der freien Forschung hervortritt, —

dann geht die Gleichstellung unseres Volksstammes mit den übrigen Deutschen unwiederbringlich verloren. Und das würde Niemand schmerzlicher empfinden, als ich, der ich, nun Monate lang in der preußischen Hauptstadt lebend und lernend, bei Anerkennung aller Vorzüge norddeutscher Eigenart, die ergänzenden des eigenen Stammes immer liebevoller würdige. Siegen aber in Baiern auf die Dauer die Jesuiten, — dann heißt es: „finis Bavariae"! (Geschrieben 1852/53!)"

Schon als ich im Jahre 1855 Hubers vortreffliches Buch über die Kirchenväter beurtheilte, konnte ich feststellen[1]: „Huber hat seinen Uebertritt in die Reihen der Gegner des Ultramontanismus vollzogen. Unsere Weltanschauungen blieben zwar im Uebrigen sehr verschieden (er blieb Theist, ich Monist): aber er verwarf ausdrücklich Standpunkt, Maßlosigkeit und Methode seiner Schrift gegen Prantl. Meine

[1]) Jetzt Bausteine a. a. O. S. 262.

Antwortschrift ging ich Punct für Punct mit ihm durch und milderte auf seinen Wunsch mehrere Ausdrücke; zum Theil hielt er im Einzelnen seine Ansichten lebhaft aufrecht, aber Princip, Methode und Ton verwarf er selbst; ich sage das zu seinem Lobe."

XLI.

Die Abfassung jener beiden Erwiderungen neben täglich sechs Stunden Vorlesungen nahm meine Zeit und Kraft völlig in Anspruch.

Andere als die belegten Vorträge zu hören, fand ich nicht Muße: doch gastete ich einige Male mit lebhaftester Befriedigung in den Vorlesungen von Gneist und dreimal ging ich auch in die „Rechtsphilosophie" von Julius Stahl (oder führte die Vorlesung einen anderen Namen?). Bei aller Bewunderung des wahrhaft „virtuosen" Vortrags erfüllte mich der Inhalt dessen, was ich da zu hören bekam, mit Erbitterung: ich ahnte damals noch nicht, daß die Bekämpfung der Stahlschen Rechtsphilosophie mit ihrem Mißbrauch der unsterblichen Gedanken der echten geschichtlichen Schule zu einem durch und durch erlogenen Pseudohistoris-

mus, mit ihrer Knechtung des States durch die Kirche, der Sittlichkeit durch die Religion, und des Rechts durch jene verkirchlichte Sittlichkeit, dieser durch und durch unwahren Rabulistik der Begriffe, in welcher der semitische Talmudgeist unverkennbar waltet — er war durch das Taufwasser nicht abgespült! — dereinst eine meiner mir wichtigsten Lebensaufgaben werden würde.

Herr Stahl hatte Unglück mit mir: zufällig sprach er in jenen 2—3 Stunden über Machiavelli, den ich — und zwar eben nicht nur den principe, sondern auch die discorsi, die Briefe, die Gesandtschaftsberichte, kurz den ganzen Machiavelli — gründlich studirt hatte: und nun mußte ich mit anhören, wie Stahl Machiavelli dahin verläumdete, daß sein principe jene verwerflichen Mittel (es ist eben der Jesuitismus im Dienste des States, wie der Loyola's im Dienste der Kirche!) lediglich aus Selbstsucht anwenden dürfe, während Machiavelli doch die salus publica die suprema lex bildet und der prin-

cipe sich nur deßhalb behaupten soll, weil seine Dictatur allein die Wohlfahrt des Ganzen befördert. Machiavelli wollte eben **Italia unita** und sah die Papstherrschaft als Haupthinderniß dieses Zieles an. Stahl verfolgte mit sehr wohl begründetem Hasse den Mann, der allerdings, wie später Hobbes, als ein stärkster Keil das Gebäude der mittelalterlichen Lehre vom Verhältniß von Stat und Kirche, Recht, Sittlichkeit und Religion auseinander sprengte. Ich aber sagte mir damals grimmig: entweder hat dieser Professor den **principe** nie gelesen — und das ist doch wohl undenkbar — oder er hat ihn gelesen und stellt trotz besserer Einsicht — denn Mißverständniß ist kaum denkbar — nicht das Wohl des Ganzen, sondern die Selbstsucht des **principe** als Zweck der hier empfohlenen, allerdings verwerflichen Mittel hin. Später, als ich dann die Geschichte der Rechtsphilosophie in Stahls Buch an der Hand der Quellen prüfte, fand ich denn freilich solche — Künste gar häufig.

In Philosophie und Recht ging in jener Zeit

meine Arbeit auf: ich wußte nichts davon, daß damals in Berlin der Mann wirkte, dem ich in der Folge schriftlich mich näherte und dem ich neben Prantl unter allen Menschen für die Wissenschaft am Meisten verdankte: Jakob Grimm, mein großer Meister.

Erst nach der Rückkehr nach München ward mir, wie sich zeigen wird, der Sinn für die Germanistik im umfassendsten Sinne — nicht nur das germanische Recht — erschlossen. Wie beklagte ich alsdann, in Berlin zwei Halbjahre studirt zu haben, ohne jenen Herrlichen aufzusuchen, zu sehen, zu hören!

Auch im Uebrigen ließen mir die angeführten Arbeiten keine Zeit, von Berlin Ausgiebigeres an Genuß oder Belehrung davon zu tragen.

Ich arbeitete in der That, wann ich nicht bei Mutter Birch oder Mutter Keller war, unausgesetzt. Nur der Sonntag vor Mittag war damals — wie schon früher in München und auch in der Folge regelmäßig — der Dichtung zugetheilt: regelmäßig! Ach, wie viele Löcher haben in diese schön gedachte Regel

der Sonntagsheiligung im Laufe der Jahrzehnte überflüssige Besuche — leidend und thätig! — gerissen oder unaufschiebbare Prüfungen von Doctor- oder Seminar- oder Referendarien-Arbeiten oder Berichte und dergleichen Acten-Elend!

Der Dichtung zugetheilt: im Sinn des Genießens oder des Schaffens. Denn es ist mir noch nie begegnet, daß ich ein Stündlein in meinen großen Lieblingen: Homer, Edda, Percy's Relics, Shakespeare, Schiller, Goethe, Sir Walter Scott, Rückert, Scheffel gelesen hätte, ohne selbst zum Dichten angeregt zu werden.

So bestand denn der sonntägliche Vormittags-götterdienst regelmäßig darin, daß ich zuerst eine Weile mir laut, mit möglichst gutem Vortrag, etwas aus jenen Werken vorlas, worauf ich dann unwillkürlich jedesmal selbst irgend ein par Verse — schlechte oder gute, viele oder wenige — zu schreiben begann.

In dieser Weise habe ich fast ohne Ausnahme alle Sonntage vor Mittag des Berliner Jahres ver-

bracht: so laut declamirend im Zimmer auf und ab wandernd, daß in den ersten Wochen die gute Frau Bauer ganz besorgt gelaufen kam, vermeinend, ich streite mit einem Besuch auf Tod und Leben. Nur wenige Bände hatte ich in dem Kofferlein von der Isar mitgebracht: so waren es denn immer wieder Rückert (oben S. 134), Elze's und Wolff's Sammlungen englischer Gedichte und — Dank der Güte von Fritz Eggers! — Percy's Relics: ich las die Lieblingsstücke so oft, bis ich sie auswendig wußte.

Um diese Zeit — Sonntag gegen zehn Uhr — ergriff mich wohl oft sehr stark das Heimweh nach Didosa: — es war die Stunde, da ich sie in den letzten Monaten zumeist gesehen hatte (oben S. 322) —: dann kam die Sehnsucht nach dem engelschönen Gesicht, — nach der Heimath: — dann fühlte ich mich plötzlich so fremd in dem Häusermeer: — der Schmerz um den verlornen Frieden des Aelternhauses, um den Garten brach, lang zurückgedämmt, aus tiefer Brust hervor, und wenn nun die Glocken dazu anschlugen, dann

dachte ich an die fernen Münchener Glocken von Sanct Ludwig und brach mitten im lauten Lesen in Schluchzen, in heiße Thränen aus!

So fand mich einmal, bevor ich mich zu fassen vermochte, der gute Oheim Wilhelm, der immer wieder zu unvermutheten Stunden nach mir sah: — er wollte es nämlich durchaus nicht glauben, daß ich „auch nicht das kleinste Schätzchen" hätte. Er wirklich hätte mich nicht deßhalb verurtheilt oder gar verrathen! Ich hatte große Mühe, ihm zu erklären, daß ich eigentlich um ein Reh weine und um einen schönen Ahornbaum und um ein Mädchen, das ich nie gesprochen. „Bist verrückt, mein lieber Jung, rein verrückt," meinte er kopfschüttelnd. „Aber ein guter Jung. Komm' mit. Heute giebt es Bierkarpfen!"

In Folge jener streng eingehaltnen Tagesordnung lernte ich auch sonst von Berlin nicht eben viel kennen: die Mußestunden gingen in den genannten Familien hin.

So sah ich nicht viel von den Theatern: ein anderes als die beiden Königlichen besuchte ich nie; indeß das Münchener schien mir — aber das mag ja Voreingenommenheit gewesen sein — in Schauspiel und Oper bedeutend überlegen: in der Oper machte mir nur Johanna Wagner (Eglantine, oben S. 414) einen ganz außerordentlichen Eindruck, und im Schauspiel, — zumal im neuzeitlichen Lustspiel der geniale Döhring, sowie Liedke: aber an Herrn Hendrichs vermißte ich Mark und Mannheit: von den Damen gefiel mir nur Fräulein Viereck: im Ganzen stand mir das Berliner Schauspiel so fern, daß ich nur mit Widerstreben — aus Höflichkeit gegen Mutter Birch — und so selten wie möglich hinein ging: da hatten meine Münchener einen andern „Stil am Leibe“.

Von den Concerten besuchte ich, durch Piloty gezwungen, nur manchmal die des Stern'schen Gesangvereins: ich fürchte, ich fürchte, ich folgte nur deßhalb ein par Mal dahin, weil Emmaleine in der

ersten Reihe stand, mir holdselig zunickte und sang — so silberkehlig wie die Lerche.

Großen Eindruck dagegen machten die in dem Museum versammelten Schätze der Bildhauerei und Malerei: Lübke und Eggers waren hier die berufensten Führer. Daß ich den Münchener Theken den Vorzug gab, mag wohl auch Voreingenommenheit gewesen sein: indessen räumten meine beiden norddeutschen Führer und Belehrer ein, daß die durch Mangel an Raum (1852) erzwungene allzugehäufte und zu wenig gegliederte Aufstellung zu dem minder günstigen Eindruck erheblich beitrug.

XLII.

Zu Ende des Winterhalbjahrs machte ich, lediglich behufs meiner inneren Befriedigung, Prüfungen bei Trendelenburg, Werder, von Richthofen und Keller — alle mit der ersten Note: und schickte mich nun an, heimzukehren an die ersehnte, die rauschende Isar.

Aber es kam anders.

Bei dem Aufbruch nach Berlin und während des ganzen Winters war immer nur von diesem einen Halbjahr, das ich in Berlin verbringen solle, die Rede gewesen: jetzt — schon war mir die Seele von Freude auf die Heimath geschwellt — erhielt ich die Weisung, auch das Sommerhalbjahr noch in Berlin zu bleiben.

Es wirkten wohl viele Gründe zusammen: da-

runter die höchst verständige Absicht, die offenbar günstigen, den Gesichtskreis erweiternden Einflüsse von Berlin noch länger auf mich wirken zu lassen; auch mochte man wohl gern die hochgehenden Wellen der Erregung in der Münchener Studentenschaft für und wider Prantl noch durch Ablauf von acht Monaten beschwichtigt wünschen, bevor ich, der alleinige Kämpfer auf Prantl'scher Seite, mich wieder in das Gewoge würfe: denn daß ich darauf brannte, den Streit nicht blos mit der Feder zu führen, wußte man.

Aber so weise und wohlmeinend der Beschluß war: — er traf mich doch sehr hart.

Die Thränen des Heimwehs flossen nun erst recht heiß und bitter. Ich hatte mich so gefreut auf das alte, liebe München, auf Didosa, auf den englischen Garten, auf die Isarhöhen, auf „Walhall" und die Freunde! Und nun noch fünf Monate — von März bis Anfang August — fern bleiben! Ich kam mir wie verbannt vor.

Piloty, der treue, der glückliche, durfte nach

Haus: ich, des lieben Pylades beraubt, mußte noch fern bleiben. Es that weh.

Seltsam war es nun freilich, daß mich auch die Sehnsucht nach dem Anblick Didosa's so arg peinigte, daß ich dieses Weh auf das Lebhafteste klagte — wem? Minna! Ihr, die zwar nicht so eigentlich und rechtsförmlich mit mir verlobt, die aber doch mit einem über bloße Freundschaft recht erheblich hinaus gehenden Bande mit mir verknüpft war! Die Gute tröstete mich, daß ich nun noch länger bei ihr bleiben müsse! Verrücktere, verzwicktere Seelenstellung eines jungen Mannes zu einem jungen Mädchen läßt sich wirklich kaum denken! Es kam eben die seltsame Wahrheit zu Tage, daß meine zweite Beziehung zu einem Mädchen ganz ebenso wenig gesunde. natürliche, echte Liebe war, wie meine erste! Ich weiß nicht, ob das oft vorkommt. Aber es ist recht schlimm gewesen, daß sich diese Selbsttäuschung — und unwillkürliche Täuschung Anderer! — auch später noch öfter wiederholt hat: zum bittersten Schmerz für andere und für

mich: — und bei dem ehrlichsten guten Glauben auf beiden Seiten. Ich kann es mir um so weniger erklären, als mein Blut ja durchaus nicht kühl und schläfrig, sondern leider vielmehr ganz im Gegentheil recht munter, heiß und lebhaft ist. Es muß mir wohl gar oft die dichterische Einbildungskraft Gefühle vortäuschen, die nicht da sind. Und mit diesem Fehler hängen recht traurige, widernatürliche, ungesunde Gestaltungen meines Lebens zusammen, unter denen, wie gesagt, leider nicht blos ich Qual und Pein zu tragen hatte. —

Hätte mir Minna damals gesagt: „ich danke dir für ein Herz, das solches Weh aussteht, weil es sich noch länger an meine Nähe gebunden sieht," — sie hätte voll Recht gehabt. Aber statt dessen tröstete sie mich ganz schwesterlich, ich würde ja Didosa im August wieder sehen. Verrückte Geschichte!

Das Sommerhalbjahr gestaltete sich nun aber für mich völlig anders als der Winter.

Nicht nur Piloty brachte ich — weinend den

Weinenden! — Mitte März auf den Anhalter Bahnhof, auch Birchs reisten bei Beginn des Sommers ab, desgleichen (später) Tante Keller und Emmaleine: der Tunnel und die Ellora hielten seit Mai keine Sitzungen mehr, auch die Frauen der Häuser Kugler, Herbig, Böckh verschwanden, ebenso Eggers, Lübke, Roquette. Ich war viel mehr als im Winter auf mich selbst angewiesen.

Der Sommer in Berlin war damals — es gab noch kein „Westend“ — viel minder ergetzlich als später. Heiß brannte die Sonne auf den neuen Markt, dessen Gerüche dadurch nicht gewannen, und auf meine gen Süden blickenden Fenster. Es war recht öd, häßlich, einsam. Ausflüge in die Umgegend machte ich nicht: ich habe das nie geliebt während des Semesters, habe sie auch als Docent und Professor in München und sogar in Würzburg nicht unternommen: nur Charlottenburg besuchte ich, wo mir die in marmorner Schöne ruhende Königin Louise einen für das ganze Leben tief in der Seele haftenden Eindruck

machte; und einmal sah ich mir Potsdam, Sanssouci, die Havellandschaft an: — ebenfalls mit tiefer Ergriffenheit. Aber das war Alles: nur noch ein oder zweimal habe ich die Landschaft an der Havel durchstreift (s. unten). Sonst saß ich ohne Unterbrechung durch Gesellschaften, welche nun aufhörten, von Mitte März bis Anfang August fast ganz allein auf dem neuen Markt. Es war harte Schule. Nichts als Arbeit: — unsinnige Arbeit, bis zum Umfallen, das zuletzt auch buchstäblich eintrat.

Ich hatte längst beschlossen, den philosophischen Doctor zu machen. Diese fünf Monate in Berlin sollten mich dazu vorbereiten, im Herbst in München wollte ich dann promoviren: — wie sich nach meinem Lebensplan diese philosophischen zu den juristischen Studien verhalten sollten, werden wir später sehen. Ich belegte deßhalb für den Sommer nur zwei Vorlesungen: Polizeiwissenschaft bei Dieterici und Wechselrecht bei dem Classiker des Sachsenspiegels, dem greisen Homeyer.

Dieterici führte mich durch die unglaubliche Fülle seines statistischen Stoffes in Gebiete ein, von deren Vorhandensein im Weltall ich gar keine Ahnung gehabt hatte: was wußte ich großer Philosoph und Dichter von „Marktpolizei“, obwohl der Neumarkt zehn Monate vor meinen Fenstern lag? Der gütevolle Herr faßte Theilnahme für mich: es hat mich gefreut, fast vierzig Jahre später seinen Enkel und dessen liebenswürdige junge batavische Frau an der Oder willkommen heißen zu dürfen.

Homeyer, mit dem ich später bezüglich seines Hausmarkenwerkes in regen Briefwechsel trat, war nicht eben ein fortreißender Lehrer: immerhin machte ich am Schlusse des Sommerhalbjahrs auch bei ihm wie bei Dieterici die Prüfung mit der ersten Note: es ist mir rührend, während ich das schreibe, auf den wohl verwahrten Anmeldebogen die Handschriften all' meiner Lehrer verzeichnet zu finden: zu meinem Stolze steht bei jeder ein ehrendes Wort der Zufriedenheit mit meinem Fleiße.

Abgesehen von dem Besuch dieser beiden Vorlesungen wandte ich aber nun in dem Sommerhalbjahr und den vorausgehenden etwa fünf Wochen österlicher Freizeit alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung meiner philosophischen Doctorschrift.

Ich war bei dem wiederholten Studium des ganzen Platon schon in München auf eine Frage gestoßen, die mir neu und wichtig schien und für die ich in dem Phädon die Andeutung einer Antwort gefunden zu haben glaubte. Es handelt sich um die Auffassung der menschlichen Seele bei Plato: ohne hier näher auf die ziemlich schwierige Untersuchung einzugehen, hebe ich nur das auch für einen weiteren Leserkreis Verständliche, vielleicht sogar Anziehende hervor.

Bekanntlich unterscheidet Plato die überirdische Welt der Ideen und die irdische der Erscheinungen: jene sind einheitlich und unvergänglich, diese manchfaltig und vergänglich.

Zu welcher Gruppe nun zählt die Seele des Menschen?

Sie kann nicht eine Idee sein: denn sie ist ein Einzelwesen und weilt, wenigstens nach der Geburt und vor dem Tode des Menschen, auf Erden. Sie kann aber auch keine Erscheinung sein: denn sie ist nach Plato sonder Zweifel unsterblich, sie schaute ja schon vor der Geburt die Ideen im Himmel und wird nicht mit dem Leib untergehen. Sie ist also ein Mittelwesen, das zwischen der geistigen Idee und der leiblichen Erscheinung steht. Diese nothwendige Folgerung fand ich in einer Stelle des Phädon angedeutet. Prantl, dem ich den Gedanken mittheilte, ermunterte mich, diesen Gegenstand in meiner Doctorschrift zu behandeln. Ich arbeitete schon in München daran und vollendete nun, wie gesagt, die Abhandlung in Berlin, nachdem ich die beiden „Widerlegungen" erledigt. Zu meiner unbeschreiblichen Freude war der verehrte Lehrer mit der Schrift; die ich ihm im Juli sandte, so zufrieden, daß er erklärte, sie würde als Doctordissertation ohne Zweifel mit der ersten Note zugelassen werden. Es ist aber anders gekommen:

ich habe darauf verzichten müssen, in Philosophie zu promoviren: die Schrift ist erst 1883 im IV. Band der Bausteine (S. 1—84) veröffentlicht worden.

Uebrigens hörte ich später von Prantl und von meinen lieben Amtsgenossen, den Philosophieprofessoren Julius Walther in Königsberg und Jakob Freudenthal in Breslau, daß die hier behandelte Frage seither wiederholt aufgeworfen und ziemlich in meinem Sinne beantwortet worden sei.

XLIII.

Nicht eben viel mehr ist aus diesen letzten fünf Monaten meines Berliner Lebens mitzutheilen: ich lebte, recht vereinsamt, nur Platon.

Doch seltsam genug sollte gerade der Eifer für diese Forschung mich in einige nicht unerhebliche äußere Erlebnisse in ganz anderer Richtung stürzen.

Ich war von jeher und bin geblieben ein guter Wirth, d. h. ein sogar überaus vorsichtiger, der gewiß keine Ausgaben macht, die er nicht verantworten und nicht decken kann.

Ja, ja: ich muß mich hier wieder einmal ein wenig loben: es ist ja schon seit den Ritterspielen (I, S. 119) nicht mehr geschehen. Solche Vorsicht, vielleicht angeboren, ward durch höchst verständige Erziehung hierin gepflegt und ein zufälliger Anblick

und Eindruck befestigte tief in der Seele des Knaben schon den ängstlichsten Abscheu gegen Schuldenmachen, gegen leichtsinniges, vergeuderisches Wirthschaften überhaupt.

Ich war etwa zwölf Jahre, als ich mit meinem Vater an der Wohnung von entfernten Bekannten vorüber kam, welche — so viel wußte ich — ganz außerordentlich üppig und geldausgeberisch lebten.

Da — welch seltsam Schauspiel! — standen auf der offnen Straße die kostbaren Sammt-Sofas und Lehnstühle, ein Flügel — allerlei Betten, Kissen, Bilder — mitten im Regen: — der Hauswirth hielt ein par Stück fest, ein Gerichtsdiener in der Dienstmütze wollte sie ihm entreißen — der üppige Herr, seine geputzte Gattin standen scheltend dazwischen, ein par Kinder weinten: ich erschrak: „Was bedeutet das, Vater?“ sagte ich ganz ängstlich im Vorbeigehen: „Schulden bedeutet das, lieber Sohn. Mehr ausgeben als man hat: — Pfändung.“

So oft ich später von solchen Leuten hörte,

die mehr ausgaben, als sie hatten, trat jenes Bild von den im Regen stehenden Pfand-Sofas vor mein inneres Auge: — diese Scheu vor „ungeordneten" Verhältnissen, vor dem Geld andrer Leute sollte in meinem ganzen Leben zwar im Allgemeinen sehr segensreich wirken (ich habe in allen meinen Tagen niemals auch nur die geringsten Schulden gehabt, außer in dem oben (S. 339) angeführten Fall), aber die vielleicht übertriebne Furcht hat mir doch später einmal schöne Lebensjahre verdüstert: — um das in der Folge zu erklären, mußte hier schon der in mir sehr mächtige Zug so eingehend geschildert werden.

Mein lieber Vater hat mich oft und oft laut dafür gelobt, daß ich von jeher, bis ich mich völlig selbständig machte, so ganz erstaunlich wenig gebraucht habe. Auch dafür rühmte er mich gar gern, daß ich in dem Berliner Jahr mit monatlich 50 bairischen Gulden, etwa 28 Thalern = 84 Mark auskam: das Zimmer allein kostete 5, das einfache Mittag-

essen 12 Thaler. Es war bei meiner bedürfnißlosen Lebensweise ganz gut gegangen.

Nun aber brauchte ich für die drei Abhandlungen, zumal für die platonische, und zwar auf Monate, eine Menge Bücher, die von den öffentlichen Bibliotheken, waren sie nicht überhaupt verliehen, doch höchstens auf je vier Wochen zu haben waren. Ich mußte sie also kaufen: — mit 11 Thaler Ueberschuß vom Monat war das nicht zu bestreiten: von München mehr Geld erbitten, als mir einmal als ausreichend zugemessen war, — dazu hätte ich mich nun und nimmer gebracht: ein Zug meines Wesens, der, vielleicht übertrieben und thörig, mir in späterer Zeit noch gar bitteren Kummer bereiten, ja meine ganze wissenschaftliche und dichterische Laufbahn geradezu in Frage stellen sollte.

Damals aber hieß es nur: etwa 50 Thaler verdienen.

Wodurch? An Schriftstellerei wagte ich nicht zu denken. Kein vernünftiger Mensch hätte mir auch was

gegeben für meine Lyrik und meine Philosophie. Da hörte ich, daß viele Studenten in Berlin durch Lehrstunden sich eine hübsche Nebeneinnahme verdienten. Ich erkundigte mich nach diesen Dingen zufällig einmal in Gegenwart eines jungen Engländers, den die Leute mir sehr ähnlich fanden und dem ich im Winter schon eine seltsame Verwechselung zu verdanken gehabt hatte. Ich ging von einem Studentenball, den ich nur Emmaleine's willen besucht hatte, vor Mitternacht hechtnüchtern nach Hause, als mir über die Treppe noch ein par offenbar vom Dunst des Bacchos Umnebelte nachriefen, wo ich denn nun also wohne? Ich sah mich um, kannte keinen der Helden, und sagte: „ich wohne neuer Markt Nr. 9, drei Treppen." Unverständliches, vermuthlich auch Unverständiges dröhnte mir nach in die Nacht.

Am andern Morgen saß ich ganz harmlos über meinem ach! sehr harmlosen Cafe nebst Platon, als die Thüre aufgerissen ward und zwei Farbenstudenten herein polterten: sie staunten mehr als ich.

Dann rief der Eine: „Was? Was ist denn das? Sie sind et ja jar nich!“

„Doch, ich bin es!“

„Sie sagten ja . . . — Sie wohnten neuer Markt Nr. 9.“

„Und hier wohn' ich.“

„Aber Sie sind ja jar nich der Rechte.“

„Wo wohnt der Andere?“ zürnte der Zweite.

„Es giebt zu viele Andere, als daß ich diese Frage ohne Unterscheidung beantworten könnte.“

„Wie können Sie . . ?“

Allein sein Genoß beschwichtigte ihn und brummend zogen sie ab.

Doch damit war es noch nicht zu Ende.

Ein par Tage darauf faßte mich, wie ich aus der Nachmittagsvorlesung kam, ein „Constabler“ (sagte man damals) an der Universität ab, und bat mich höflich, aber bestimmt, ihn auf die Stadtvogtei zu begleiten: — unerachtet ich meine Studentenkarte vorwies. Dortselbst ward ich von dem Untersuchungsrichter (?)

belehrt, „ich hätte mich Tags zuvor um 1 Uhr Mittags im Grunewald auf Pistolen geschlagen“ (was seltsam aussehen muß!) und ich möchte nun gefälligst vorläufig auf unbestimmte Zeit Gast des Königs von Preußen bleiben.

„Das war mir nun zu dumm,“ wie man in München sagt, und ich lachte: denn ich konnte einen glänzenden „Anderwärts“-Beweis erbringen, Dank dem unvergleichlichen Bierkarpfen des unvergleichlichen Oheim Wilhelm, welch ersteren ich gestern — denn es war Sonntag gewesen — in der Barnimstraße mit eitel Familienglück und Punsch vor vielen Zeugen zu derselben Stunde verzehren geholfen hatte, in der ich drei Stunden weiter westlich zweimaligen Kugelwechsel sollte gepflogen haben.

Sofort ward auf mein Verlangen der Oheim aus seiner Steinpappe in der Spandauerstraße durch einen preußischen Sajo herbeigeholt: auf das eidliche Zeugniß dieses Berliner Bürgers und Hauseigners ward ich mit der väterlichen Ermahnung entlassen,

fortab keinem jungen Engländer mehr ähnlich zu sehen. Einige Flaschen Wein, die der Oheim zahlte und der Neffe — übrigens wahrlich nicht allein! — trank, beschlossen erfreusam das kleine Lustspiel der Irrungen.

Mehrere Monate später nun suchte mich der junge Engländer auf: — man hatte ihm damals auch nichts beweisen können, und wir wurden von gemeinschaftlichen Bekannten, des Spaßes halber, später einander vorgestellt, die dann beharrlich jenen „Felix" und mich „Harry" nannten.

Er forderte mich nun — etwa im April — auf, die von mir früher gewünschten Lehrstunden in einem ihm befreundeten schottischen Hause zu geben, in das er mich einführen wolle. Ich ging gern darauf ein. Es war eines der stolzesten Adelsgeschlechter Schottlands, dessen ruhmreicher Heldenname in gar vielen Balladen von Percy's Sammlung (und — später — in den meinen!) erklang. Es waren ganz herrliche Leute! Eine Mutter von etwa sieben und dreißig Jahren, immer noch prachtvoll schön, Wittwe, zwei Töchter

von fünfzehn und siebzehn, ein Sohn von achtzehn Jahren: wunderfeine, vornehme und doch so natürliche Gestalten, lauter an Leib und Antlitz wie an Namen und Sitten adelige Menschen — „Aristokraten" im besten Sinne des Wortes — wofür ich nun einmal eine weitgehende Schwäche habe. Und wie hervorragend schön waren sie alle vier! Und — nachdem sie einmal den Fremden in Haus und Herz eingelassen, — von welcher Güte, von welcher offnen Vertrauensseligkeit!

Es waren prächtige Stunden, die ich da verlebte, am Glanz der Schönheit und echt adeliger Sitte mich sonnend.

Ich gab Unterricht in deutscher Sprache und deutscher Literatur, durfte aber außer den Lehrstunden ausnahmslos englisch sprechen, was wohl dazu beitrug, mich in dieser meiner alten Lieblingssprache erheblich zu vervollkommnen.

Die hohe feine Poesie dieses Verkehres erhöhte für mich der Reiz des Geheimnisses: denn weder in

München noch in der Barnimstraße ließ ich davon verlauten: — man sollte nicht wissen, daß ich mir noch Geld hinzuverdiente: — und meine übrigen Bekannten hatten Berlin fast Alle verlassen. Ich lernte recht viel von schottisch-englischem Wesen und lernte vor Allem, wie der stolzeste und doch zugleich unverkünstelt einfachste, eben wahrhaft „vornehmste“ Adel der Erde denkt, fühlt, handelt, sich benimmt. Dank und Segen über eure vier schönen Häupter: „God bless your bonnie faces!“ Daß ich Burns halb auswendig wußte, das war mir eine warme Empfehlung in diese schottischen Herzen hinein gewesen.

Nun ergab sich aber eine drollige, eine humorvolle Selbstauflösung — völlig im Sinne des „dialektischen Processes“ — meines ganzen Planes.

Ausgesprochenermaßen um Geld zu verdienen hatte ich jene Lehrstunden übernommen: irgend einen Ehrensold zu vereinbaren fiel mir jedoch gar nicht ein. Nachdem ich aber nun etwa einen Monat mit jenen

herrlichen Menschen gelebt hatte wie ein Sohn — oder: sagen wir lieber wie ein Neffe und Vetter — des Hauses, wär' es mir doch ganz unmöglich gewesen, aus der weißen, langen, schmalen Hand dieser Frau Geld anzunehmen. Ich habe einen angebornen Ekel wider Schmutz — inneren und äußeren — jeder Art: vielleicht eine manchmal zu weit gehende Scheu vor dem nun einmal doch unentbehrlichen Erdenhaften: am peinlichsten aber war ich von jeher in Geldsachen. Der Gedanke, diese Menschen, denen ich innerlich so nahe getreten, mit denen ich durch so zarte Bande, durch unausgesprochene, aber tief empfundene Neigung verknüpft war, könnten — nothgedrungen — mit meinem Verkehr in ihrem Hause die Vorstellung verbinden, noch andres als Ideales, Poetisches, — schmutzige Geldgedanken beseelten mich dabei: — das war mir unerträglich! Ich hatte gar nicht mehr an das Honorar gedacht und war daher ganz bestürzt, als mir nach Ablauf des Monats die Lady eine verblüffend hohe Summe zuschickte: — ich hatte in

meinem Leben noch nie so viel Geld gesehen, geschweige besessen! —

Augenblicklich sandte ich es ihr zurück mit der Erklärung, ich könne nur als ihr Gast und Freund in ihrem Hause verkehren oder gar nicht. Sie antwortete weder schriftlich noch mündlich: doch als ich wieder über die Schwelle trat, fiel mir jung Arthur um den Hals. Und auch die Mädchen hatten von der Sache erfahren: — ich merkte es an ihren Blicken, an ihrem Händedruck: — wenigstens an Ellens. — —

Ich kam dann — durch einige Einschränkung — auch ohne weitere Einnahme aus: ich verzichtete auf den Ankauf mehrerer theueren Werke und „frettete" mich durch mit den aus den Büchereien entliehenen. Ja, ich hielt nun so gut Haus, daß ich, wie wir sehen werden, auf der Heimreise mir sogar noch einen besonderen Genuß verstatten konnte.

XLIV.

Aber nach einigen Wochen dieses innigsten, ja zärtlichen Verkehrs fragte sich der junge deutsche Sprachmeister, ob es nicht gerathen, ja Pflicht sei, den Umgang, so tief poetisch er ihn beglückte, ja berauschte, — abzubrechen.

Es kostete mich bittere innere Kämpfe: ich zog mich ein wenig zurück. Da drang die Mutter in mich, ob ich durch irgend etwas verletzt sei? Sie könnten mich alle vier nicht mehr entbehren. „Ellen war neulich ganz melancholisch, als Sie am Sonnabend nicht wie gewöhnlich zum Thee kamen. Bitte, thun Sie das Ihrer Schülerin nicht wieder an. Sie sind ja doch, wie Sie sagen, so sehr mit ihrem Fleiß zufrieden.“ —

Nun, da kam ich denn wieder wie früher. Und

öfter! Denn ich sagte mir, da ich mich in meinen Empfindungen nicht ganz klar zurecht fand, keinesfalls sei ich doch vermuthlich ein solches Scheusal, daß ich Didosa, Emmaleine, Minna und Lady Ellen zu gleicher Zeit liebe! Ich hatte Recht darin: eine vierköpfige Göttinnengestalt thronte keinesfalls in meinem Herzen.

Nur Emmaleine, die kluge, die feine, war meine Vertraute in diesen höchst poetischen, aber wahrlich nicht ungefährlichen Wirrungen. Ich folgte meinem eignen Fein- und Pflicht-Gefühl und zugleich Emmaleine's leisen Winken. So ging es denn mit einem Mindestmaß von Schmerzen für alle Betheiligten ab: ohne Verschulden und mit einer edeln, hoch poetischen und köstlichen Erinnerung, die das ganze Leben weihevoll begleitet. — —

Und die menschlich schöne Beziehung fand auch äußerlich einen so schönen, dramatisch wirksamen Abschluß! Genaueres kann nicht berichtet werden, da dramatis personae noch leben: und im Eingang

„dieser wahrhaftigen Geschichte", wie Cervantes sagt, ist vorverkündet, das zwar nur Wahrheit, aber doch nicht alles was geschehen, werde erzählt werden.

Das Drama hatte aber — ungefähr — folgenden Verlauf: Personen: die oben genannten und ein recht übler Sprößling aus den interessanten Balkanvölkern (aber kein Rumäne, wie ich auf Verlangen eines lieben Rumänen ausdrücklich bemerke). Letzterer machte einer der schönen blonden Ladies in einer Weise den Hof, die, so schroff ihn die Reine abwies, dem deutschen Sprachlehrer mißhagte.

Gefährlicher war, daß er, der uns (d. h. Harry und mir) höchst Unheimliche und Verdächtige, den jungen Lord in einer Art an sich zu fesseln verstanden hatte, die uns bedenklich und bei der großen Verschiedenheit der beiden — der Schwarze hatte etwas Schleichendes, etwas Weichlich-Süßliches, der Blonde war die Offenheit und Frische selbst — unerklärlich schien. Bald entdeckte Harry — er war viel älter und reifer und welterfahrener als der

deutsche Sprachlehrer — die Ursachen jenes dämonischen Einflusses: der Sohn des Balkans hatte den jungen Angelsachsen in eine Spielhölle gelockt, wo eine üble Bande aus der Nachbarschaft der „schwarzen Berge“ ihn gewerbemäßig rupfte. Harry theilte mir die schlimme Entdeckung mit („they are plucking the boy!“): wir waren darüber einig, daß der Bethörte wider seinen Willen gerettet werden müsse: — denn bloßes Ermahnen half bei diesem jungen Eisenkopf nicht — und daß vor allem seine Damen nichts von dem Ganzen erfahren durften. Das war nun nicht eben leicht ins Werk zu setzen: aber es gelang über Erwarten. Nachdem Harry auch den Ort der Ausplünderung erkundschaftet, drangen er und ich eines Abends spät plötzlich in jenes Hinterzimmer eines Gasthauses: es waren etwa acht solcher Spitzbuben: wir trafen unseren Arthur auf frischer That: wir hielten ihm vor seinen Spielgesellen das „ungentlemanlike“ vor, das in seinen Täuschungen gegenüber der edeln Mutter lag, und forderten ihn

auf, uns zu folgen mit dem Ehrenworte, nie wieder zu kehren. Ganz zerknirscht willigte er sofort ein: aber nun wurden die acht Fremdlinge, die schon vorher eine drohende Haltung angenommen, im Gefühl ihrer Ueberzahl unangenehm, bis wir ihnen unsere Meinung von ihnen sagten und mit der vor der Thüre stehenden Polizei drohten. (Natürlich war keine Polizei da: — denn wir mußten Arthur schonen.) Diese unsere Meinung schien ihnen nun nicht ganz zu gefallen: zwei von ihnen forderten uns, darunter der Verführer mich. Sehr thöriger Weise ließ ich mich mit dem Herren ein: aber ich hatte einen Zahn auf ihn wegen Lady Ellens: da der Edle, von Odhin verblendet, als Waffe den Degen vorschlug, ging es mir bei dem Handel vortrefflich, ihm aber beinahe ganz so schlecht als er es verdient hatte. Sobald er sich wieder rühren konnte, verschwand er aus Berlin.

Rührend war die dankbare Liebe, mit der fortab jung Arthur an uns hing. Ich glaube,

er hat seiner Mutter und der älteren Schwester — eben Lady Ellen — Alles in schöner Wallung gesagt: denn nur so kann ich mir die gegen Ende unseres Verkehrs hervortretende ganz überwältigende Güte und Zärtlichkeit von Mutter und Tochter genügend erklären: unser Abschied war herzergreifend.

Jene edeln Menschen hielten sich an das mir oft und oft abgedrungne Versprechen, sie doch gewiß in ihrer Heimath aufzusuchen: es wäre roh gewesen, nein zu sagen.

Aber felsenfest stand bei mir, daß ich sie nie wieder sehen, daß wenigstens ich sie nie aufsuchen würde. Sie schrieben später noch oft.

Ich aber habe sie alle vier, diese schönen, hochpoetischen Menschen, in gar mancher Ballade dargestellt: und so sind sie auf immerdar — schieden wir auch äußerlich damals, — innerlich und in der Seele mein eigen geworden und geblieben. Ist auch was! —

XLV.

Bei einem der wenigen Ausflüge über Potsdam hinaus und in die Havellandschaft hinein (oben S. 514) begegnete mir ganz gegen Ende des Berliner Aufenthalts ein hübsches Abenteuer: — das erste und das letzte derartige meines Lebens.

Ich war bis nach Einbruch der späten Dämmerung des Julitages allein herumgewandert dem Fluß entlang, meist ohne Weg, zuweilen auch durch kleine Gehölze. Schon in Potsdam waren mir einige Zigeuner aufgefallen, die sich übrigens den sie anhaltenden „Constablern“ gegenüber, wie ich im Vorübergehen hörte, durch Pässe hinreichend auswiesen; ich erfuhr dabei auch, ein Theil der Horde treibe sich noch, vom Weg abgeirrt, vor der Stadt umher.

Ich hatte der Zigeuner und der Schutzleute

lange vergessen, wie ich den Fluß abwärts stunden-
lang weiter gewandert war; Phädon, Prantl, Huber,
auch wohl Minna oder Didosa oder Lady Ellen füllten
meine Gedanken. Wie ich nun, nach Sonnenuntergang,
umkehrte und flußaufwärts zurück ging, rechtzeitig zu
dem Abendzug nach Berlin noch die Stadt zu er-
reichen, hörte ich plötzlich aus einem der kleinen,
aber dichten Gehölze zu meiner Linken gellendes Ge-
schrei, zweifellos lauten Hilferuf.

Sofort rannte ich über die bereits abgeherbsteten
Stoppelfelder gerade aus auf den nahen Hag zu:
bald war er erreicht und nun sah ich in dem Busch-
geäst ein junges Geschöpf in bunter Tracht, offenbar
eine Zigeunerin, im Verzweiflungskampf mit zwei auch
noch sehr jungen Strolchen: der eine mochte ein par
Jahre älter sein als ich, der andere kaum meines
Alters: es waren nach Kleidung und Aussehen Lehr-
linge oder Bursche des Handelsgesindes: niedergeworfen
erwehrte sich das Mädchen kaum noch der Gewalt: ich
führte keine Waffe, aber einen sogenannten Geologen-

stock, d. h. an dem tüchtigen Schaft einen starken Hammer und ein Beil, mit welchem ich an dem Chiemsee gar manchen Haifischzahn aus dem zusammengebacknen Alpen-Kalk geklopft hatte. Zu meinem Glücke hatten die beiden Lumpen keinerlei Waffen und ebenso wenig Muth, waren wohl auch durch das plötzliche Erscheinen eines Gebildeten arg abgekühlt: kurz, nachdem ich, überraschend, dem Jüngeren einen sausenden Beilhieb auf den bloßen Kopf und dem Anderen einen derben Hammerschlag auf die Faust gegeben, — sofort ließ er los und sofort sprang das Mädchen auf — rannten beide, so rasch sie konnten, tiefer in das Gehölz, während ich meine Gerettete hastig aus dem Gebüsch ins freie Feld hinaus riß.

Nun sah ich sie mir an: ihr Gewand war in dem Ringen mit den Nöthigern so zerrissen, wie es nur irgend das altgermanische Recht als Anzeichen des versuchten Verbrechens vorschreibt: sie war zwar ziemlich schlecht gewaschen, aber ohne Zweifel ganz außergewöhnlich schön: üppig — obwohl kaum sech-

zehn Jahre alt, — mit blauschwarzem Har, pfirsichbraunen Wangen und mit Augen, Augen — wie ich sie im ganzen Leben nicht wieder gesehen habe. Freilich haben auch niemals wieder Weibesaugen Ursache gehabt, so dankbar zu mir empor zu schauen. Das Ganze war wie eine Ballade: — aber nicht wie von Felix Dahn, sondern wie von Lord Byron oder Hamerling, mit sehr starkem „pathologischen“ Zusatz. Sie war verwirrend schön in ihrer glühenden Dankbarkeit. Deutsch sprach sie kaum verstehbar: doch entnahm ich ihren ausgestoßnen Worten, daß sie von dem „großen Haufen“ abgekommen sei, sich im Walde verirrt habe und, bevor sie wieder den Weg an dem Fluß gewonnen, von den beiden „Mördern“, wie sie sagte, niedergeworfen worden sei. Ich konnte nicht verhindern, daß sie mir aus Dankbarkeit wahrsagte: aus der Hand, die sie dabei durchaus küssen wollte, was ich aber nicht litt. Sie war überzeugungstreu und offenherzig genug, mir zu sagen, ich würde das vierzigste Jahr nicht erreichen: eine Weissagung, deren Erfüllung in

meinem 35—39 Jahr höchst wahrscheinlich werden sollte. Jedoch diese Verkündigung machte mir damals — 1852 — gar keinen Eindruck: abergläubisch war ich nie und dann — 40 Jahre! Dieses Alter schien dem Achtzehnjährigen so greisenhaft, daß er keinen Wunsch hegte, es zu erleben: der Maßstab ändert sich später gar sehr.

Auch beschäftigte mich im Augenblick die stürmisch andringende, verwirrende Dankbarkeit meines jungen Schützlings so peinlich, daß ich an meinen Tod in 21 Jahren zu denken nicht Ruhe genug fand.

Sie hing sich mit dem vollen, braunen Arm so schwer an mich: — ich fühlte ihr heißes Blut bis durch Rock und Hemd: sie hemmte, sich vorbeugend, in immer wieder hervor gesprudelten Worten meinen Schritt, so daß ich ihr in die weit geöffneten Augen schauen mußte. Das ging wohl mehrere hundert Schritte so fort: — mir schien es damals sehr viel länger. Mir ward ganz heiß. Zu meiner wahren Erlösung kamen endlich querfeldein, aber noch ziem-

lich weit, mehrere Leute daher — Weiber und Männer —: ich sah sie nun winken, Tücher schwenken.

„Das sind die Meinen," sagte sie, fast traurig.

„Gott sei Lob," erwiderte ich. „Nun wie — wie heißt du eigentlich?"

„Thama."

Oder Thamma? Oder Thamar? — ich verstand nicht recht.

„Nun gut, Thama, du bleibst jetzt hier: — bald sind die Deinen da."

„Und du?"

„Ich? Ich muß in die Stadt — ganz geschwind. Leb wohl."

„Und ich? — Kann ich gar nix thun — dir zu danken?"

„Genug gedankt, Kind. Willst du mir danken, so lauf' nie wieder allein in die Wälder. Und — und bleib brav!"

Ob sie letzteres so verstand, wie ich es meinte, weiß ich nicht.

Ich eilte mit langen Schritten in die Stadt und in der Eisenbahn machte ich eine Ballade, die ich im Anhang abdrucke,[1]) mag auch mancher Leser darüber spotten. Ich weiß schon, daß ich nicht so herrlich war wie jener edle „Ritter": aber ich spielte eben immer und spiele heute noch in Gedanken wenigstens gern „Ritter". Auch zeigt der kleine Vorfall deutlich, wie mir Balladen entstehen, wie mir das Prosaische in die Höhe der Dichtung gehoben werden kann lediglich durch — die Phantasie. Diese, nicht Leidenschaft, hat die kleine Dichtung hervorgebracht.

[1]) Von dem Abdruck der Gedichte ward Umgang genommen: s. die Bemerkung im Anhang: die Ballade „Thamar" steht Gedichte, II. Sammlung, 3. Auflage, Leipzig 1883. S. 202.

XLVI.

Bald darauf — Anfang August[1]) — verließ ich Berlin, nach warmem dankbaren Abschied von den wenigen damals noch in der Stadt weilenden Freunden und Freundinnen, und reiste nach München zurück.

Ich hatte, Dank meiner guten Wirthschaft, so viel Geld zurück gelegt, daß ich mir verstatten durfte, den kleinen Umweg über Dresden zu nehmen, dessen Sammlungen mich lebhaft anzogen. Auf das Lebhaftigste und Manchfaltigste beschäftigte mich „das grüne Gewölbe": zumal die mittelalterlichen Waffen wirkten gewaltig auf den unverbesserlichen „Ritter": hatte ich doch nie eine ähnliche Sammlung gesehen:

---

[1]) Meine Eintragung in Berlin war am 16. October 1852 erfolgt, mein Abgangszeugniß (unterschrieben von Stahl [als Rector], Lehnert, Heydemann und Encke) ist vom 4. August 1853.

das germanische Museum zu Nürnberg und das baierische Nationalmuseum zu München bestanden noch nicht, oder jenes war mir doch noch unbekannt. Ich verbrachte fast alle für das Gewölbe bestimmte Zeit in dem Waffensal und manche Ballade, ja ganze geschichtliche Novellen sprangen mir aus den prachtvollen und zahlreichen Rüstungen und Trutzwaffen entgegen.

Als ich nun aber in das Museum gelangte, da geschah an mir ein Wunder, fast dem zu vergleichen, welches der erste Anblick Didosa's an mir gewirkt hatte: abermals „erging über mich der Schönheit heilige Macht“: als ich vor die Sixtinische Madonna trat, gerieth ich in eine Verzückung, in eine dichterische, religiöse — und wohl auch Liebes-Schwärmerei, wie ich sie in dieser Mischung nie empfunden.

Ich dichtete sie an, betete sie an, liebte sie an, diese jungfräuliche Mutter, dieses schlichte reine Erdenweib, das zugleich die hehre Himmelskönigin ist, diese unsagbare Majestät der Einfalt. Wahrlich, das

ist kein Bild: das ist eine Offenbarung und vollbegreiflich ist die Künstler-Sage, die Madonna sei Rafael erschienen, von Angesicht zu Angesicht habe er die Himmlische erschaut und ihren bambino, der das Unmögliche vereint, ein Säugling und zugleich ein mit seinen himmeltiefen Augen das Weltall beherrschender Gott zu sein.

Kein Gemälde hat jemals auch nur annähernd den Eindruck auf mich gemacht wie dieses: denn, wie gesagt, das ist gar kein Bild, das ist ein Wunder, ein Mysterium.

Erst als ich dreiundzwanzig Jahre später zu Paris (1876) die Venus von Melos sah, empfand ich Aehnliches; und Aehnliches auch, als ich im gleichen Jahre die erste Aufführung des Rings der Nibelungen zu Bayreuth hörte und sah: diese drei Eindrücke sind für mich art-bezeichnend für Malerei, Bildhauerkunst und Tonkunst geworden: es liegt in dem Wesen der Letzteren an sich — wohl nicht nur Richard Wagners! — begründet, daß allerdings der des Musik-

drama's eine „dämonisch-pathologische", „elementare" Beimischung enthält, welche der Christen-Göttin d. h. dem herrlichen Menschenweib, das Mutter ward und rein blieb, fehlt, und der großartigen Heidengöttin, von welcher ich[1]) damals gesagt habe:

Nicht nackt bist, keusche Göttin du:
Denn deine Schönheit deckt dich zu,

und von der der große Philologe, der alte Lehrs in Königsberg, zu mir gesprochen hat: „wissen Sie, warum sie so todesernst blickt? Weil es um die Liebe eine todesernste Sache ist." Wie man die Mutter Gottes von Holbein — die echte wie die nachgebildete! — mit der Sixtina an Schönheit vergleichen mag, ist mir, der ich doch auch nicht ohne Sinn für das eigenartig Germanische und dessen Schönheit bin, unvorstellbar.

Aber zurück zu dem Studentlein, das Anfang August 1853 aus Dresden nach München heimkehrte.

---

[1]) Balladen und Lieder. Leipzig 1878. S. 295.

Ziehen wir die Ergebnisse des Berliner Jahres:

Erhebliche Erweiterung der Kenntnisse im Recht durch Keller und von Richthofen, in der Philosophie durch Trendelenburg und Werder, auch, noch beträchtlicher, durch eigenes Studium in Plato; Steigerung der Gewandtheit im Ausdruck durch Abfassung der beiden Streitschriften: erstes Auftauchen des Humors in meiner Schreibweise: Arno und Johannes in ihrer scholastisch-unfehlbaren Ernsthaftigkeit forderten ihn geradezu heraus: sie haben ihn in mir geweckt und ich bin ihnen dafür zu lebhaftem Danke verpflichtet. Der Humor ist nicht das Schlechteste von jenen beiden Schriften: und darin wenigstens bin ich den Gegnern zweifellos überlegen: denn sie hatten beide gar keinen! Bei Arno sollte die Grobheit den Witz ersetzen.

Viel wichtiger aber war die Erweiterung des Gesichtskreises, welche das Berliner Jahr brachte. Der weltfeindliche Schwärmer, Träumer, Grübler, der bis zur Fleischesabtödtung weltflüchtige Jüngling,

— oder Knabe? — der Genuß und Freude für tugendgefährlich gehalten hatte, war in diese Welt hineingestoßen worden aus seinen Wolkenträumen heraus: und siehe da, er hatte es in dieser Welt ganz erfreulich und gar nicht sittenverderblich gefunden. Ich war aus der Einsamkeit der Natur oder der Dichter- oder der Forscher-Stube eingetreten in die Gesellschaft und hatte, mit verblüffender, alle meine Erwartungen übersteigender, mir heute noch unerklärlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen, alsbald gelernt, in diesen so angenehm tragenden Wellen ganz munter und vergnügt zu schwimmen: das war eine Erlernung dauernd für's Leben: obzwar wir sehen werden, daß das nun folgende letzte Universitätsjahr in München einen gewaltigen Sprung aus aller Gesellschaft heraus und in die Einsamkeit angestrengtester Arbeit darstellte: es trat denn auch — vorübergehend — ein heftiger Rückschlag in jene mönchische Fleischabtödtung ein: allein das währte eben nicht lang und nach Abschüttelung des Joches der drohenden Prüfung begann das maßvolle, aber

unbefangen heitre Leben in der Gesellschaft — auf einige (kurze!) Jahre — von Neuem.

Im Zusammenhang mit dem befreienden Einfluß der Berliner Gesellschaft stand nun aber auch die für mein inneres Leben hochwichtige Erkenntniß, daß meine Schwärmerei für Didosa nicht echte Liebe war. Der Verkehr — der wirkliche, nicht nur in Versen und Träumen verduftende — mit wirklichen lebendigen Mädchen wie Emmaleine, Minna, Lady Ellen hatte mich — sehr wider Willen und zu meinem höchlichen Erstaunen! — überzeugt, daß doch noch ganz andere Dinge in mir lebten und Befriedigung erheischten, — wenn auch nur in Wort und Blick und Händedruck und Rundtanz — als jenes Schmachten an eine Unbekannte hin.

Ich wußte nun, daß ich Didosa nicht liebte.

Nach München zurückgekehrt suchte ich nicht mehr Gelegenheit, sie zu sehen. Und sah sie nie wieder bis — 1872 (I, S. 278). Allerdings hatte mich von dem Wahn, Didosa zu lieben, nur der Glaube

befreit, Minna zu lieben und von ihr geliebt zu sein.

Daß auch dieser Glaube ein Wahn war, — der Erfolg hat es gelehrt.

Denn echte Liebe ist ewig und weiß wahrlich noch ganz andere Schranken zu überstürmen, als zwischen den Quasi-Verlobten von jenen neun Monaten bestanden.

XLVII.

Das letzte Jahr an der Hochschule München (1853/54) stand unter dem Zeichen der allerhärtesten, ja, — jedesfalls der Menge, leider auch vielfach der Art nach — der unsinnigsten juristischen Arbeit: der Vorbereitung für die Abgangsprüfung von der Universität.

Ein Wort, das ich erst zwanzig Jahre später in Königsberg vernahm, ist ein gutes Wahrwort. Ein ostpreußischer Student von unzähligen Halbjahren schrieb einem Fuchs auf dessen Bitten in das Stammbuch (ähnlich wie der selige Mephistopheles weiland dem jungen Schüler): „mein Sohn! Der Suff ist ein Laster, aber süß. Die Liebe ist eine Thorheit, jedoch die Jugend entschuldigt ihr. Aberst das Examen ist immer eine Gemeinheit.“ Der biedere Kraxte-

peller, der überhaupt nur diese drei Vorstellungen kannte, hatte wenigstens für die erste und die dritte Recht: für die zweite nicht, weil die Liebe nicht eine Thorheit, sondern die höchste Weisheit ist und nur derjenige Junge oder Alte der Entschuldigung bedarf, der ihrer entträth. Das Examen aber ist wirklich „eine Gemeinheit", und zwar nicht für die Prüflinge nur, auch, wie ich später, als vielgeprüfter Prüfer,[1]) lernte, für die Prüfer. Das Lästige liegt darin, daß auch der Hochstrebende zu dem niedrigen Mittel des Auswendiglernens herabgedrückt wird: das Begriffenhaben allein thut es nicht: „es muß denn doch auch die Hexe (des Einhämmerns) dran." Deßhalb hat man aber doch nicht nöthig, es d. h. das Auswendiglernen so maßlos bis in's Aeußerste zu treiben wie ich es that in jenem Jahre, das meine Gesundheit sehr ernstlich angriff.

---

[1]) „Nicht nur für die Schliefenden, auch für die Geschloffenen", wie einmal eine polnische Gräfin zu mir sagte — um auszudrücken, im Theater sei das zu spät Kommen auch für diejenigen unerfreulich, die rechtzeitig sitzen und an denen nun die Verspäteten vorbei „schlüpfen" (= schliefen) wollen.

Der letzte, mir selbst damals kaum bewußte Grund jenes übermäßigen Lernens lag wohl in einer Regung des Gewissens: ich spürte, daß ich in den ersten sechs Halbjahren der Philosophie viel mehr an Kraft, an Zeit und namentlich an Liebe zugewendet hatte als der Rechtswissenschaft: — trotz des nie unterbrochenen Besuches auch dieser Vorlesungen. Hier ist nun der Ort, auszuführen, mit welchen Absichten für die Zukunft ich denn eigentlich die Hochschule bezogen hatte.

Ach, hier fehlte es durchaus an Bestimmtheit, Klarheit, praktischem Verständniß!

Mein lieber Vater, die edelste Seele von der Welt, hatte von den Aussichten der Berufsarten im damaligen Baiern gar keine Vorstellung. Er that das Schönste und Beste: er ließ mich nach freier Wahl gewähren, vertrauend, ich würde schließlich schon das Rechte finden.

Das war nun nicht ungefährlich. Allein wir waren doch nicht völlig unberathen: Nachbar Zenger

(I, S. 30) und der junge Professor des Strafrechts, Walther, Sohn des berühmten Arztes, ein Freund des Hauses, hatten schon 1850 sehr verständig gerathen, da ich zu den Naturwissenschaften (bei aller dichterischen Begeisterung für die Natur, ja auch bei eifrigster Beobachtung des Kleinlebens von Pflanze und Thier) keinerlei Neigung zeige, wohl aber für Geschichte, Sprachen, Philosophie, und da ich Professor werden wollte, Lehrer, wofür ich Redebegabung zu haben schien, solle ich trachten, in einem dieser Fächer mich zu habilitiren. Da jedoch Vermögen nicht vorhanden war und ich aus vielen Gründen darauf brannte, so rasch als irgend thunlich den Aeltern nicht mehr zur Last zu fallen, da ferner die Laufbahn des Hochschullehrers auch bei ämsigstem Fleiß und bei zweifelloser Begabung eine höchst zweifelige war (und ist: wie oft habe ich später als Professor die nämlichen Warnungs-Runen raunen müssen!), so ward beschlossen, ich solle — vorbehaltlich späterer Entscheidung und in einstweiliger Befolgung der höchst

segensreichen baierischen Vorschrift, acht philosophische Vorlesungen zu hören — jedesfalls die juristische Abgangsprüfung machen, um, für den Fall des Scheiterns in der Laufbahn als Docent der Philosophie oder Geschichte, einen Rückhalt für mein Fortkommen zu gewinnen.

Ich war's zufrieden. Was wußte ich vom Recht? Nicht das Allermindeste! Ich ahnte gar nicht, um was es sich im „Recht" eigentlich handle. Es zog mich daher selbstverständlich nicht an: aber es stieß mich auch nicht ab, im Gegentheil: sofern es mit der Geschichte zusammen hing, reizte es mich, so wenig fortreißend Dollmanns erste Einführung in das neue Gebiet gewesen war (I, S. 49) und so wenig sogar auch Bluntschli mich für das deutsche Recht entzückt hatte (I, S. 58). Die Geschichte, die mich, nach meinen Knabenbegeisterungen und wie ich mich später selbst kennen lernte, wohl am Meisten hätte anziehen müssen, fiel einfach weg, weil 1850—52 kein Lehrer der Geschichte zu München wirkte, der

diese alte Liebe hätte befriedigen mögen. So zog mich denn am Recht zuerst nicht das Geschichtliche an, das nicht begeisternd vorgetragen wurde, sondern das Logische, das begrifflich Scharfe, Klare, Helle.

Allein die ersten drei Jahre waren, wie gesagt, ganz überwiegend der Philosophie gewidmet gewesen: Dank Prantls übermächtigem Einfluß, dem lechzenden, ringenden Bedürfniß des eigenen Geistes und — der Abwesenheit jedes zwingenden Gegengewichts von geschichtlicher oder juristischer Seite. Ich trieb die Juristerei ohne Widerwillen, ja vielfach mit lebhaftem Wohlgefallen, zumal mit der Befriedigung, welche ämsig erfüllte Pflicht gewährt: — aber die Liebe meiner Gedanken galt drei Jahre lang der Philosophie: — sogar mehr als der Poesie, welche mit dem abnehmenden Didosa-Dienst selbst abgenommen hatte. Die Poesie, welche Lady Ellen einflößte, kam gleichsam verkleidet nur in englisch-schottischen Balladen zum Ausdruck.

Hätte ich ausreichendes Vermögen gehabt, ohne

Rücksicht meiner Neigung folgen zu können, so wäre ich jedesfalls Privatdocent der Philosophie, zumal der Rechtsphilosophie, geworden. Aber es kam ganz anders.

Als ich nach München zurückkehrte (August 1853), war mein Vater wieder verheirathet (oben S. 144). Ich bezog in der Löwen- (jetzt Schellings)straße Nr. 31 zwei Treppen (Nordseite) ein klein Zimmerlein: zweifensterig, aber doch ziemlich schmal: — ich setzte also das Lebewesen vom Neuen Markt Nr. 9 in Berlin an der Isar fort.

Ein Bett, mein Schreibtisch, ein uraltes Sofa aus der Königinstraße, ein Kleiderschrank, ein Schrank, der oben meine Bücher, unten meine Wäsche barg: — das war Alles. (All diese „Alterthümer der deutschen Vorzeit" stehen heute nach 40 Jahren noch hier neben mir an der Oder.) Meine Vermiether waren das Ehepar Köhler, der Mann Beamter in der Kanzlei des Cultusministeriums, die Frau eine Schwester der berühmten Sängerin Frau Clara Vespermann.

Die Zeit, — anderthalb Jahre — die ich in ihrem Kämmerlein verbrachte, war wohl die mönchischeste meines Lebens: ein sehr starker Rückschlag gegen die zwei Halbjahre in Berlin mit ihrer manchfaltigen, auch durch allerlei Reiz des „ewig Weiblichen" bunt gefärbten Geselligkeit. Jetzt, in der Löwenstraße, vereinsamte ich völlig: die Cameraden scheuchte ich ab, damit sie mir nicht die Arbeitszeit verdarben: und sonst kam fast keine Seele zu mir.

Der ganz ausschließende Zweck dieser Zeiten war, die noch fehlenden Rechts-Vorlesungen zu hören und anzueignen und die früher aufgenommenen Rechtskenntnisse so stets gegenwärtig zu gestalten, daß auf jede Frage sofort der Antwort-Schuß erfolgen konnte. Von Philosophie, von Literatur irgend welcher Art außer dem Recht, aber auch von Poesie war gar keine Rede mehr: ich glaube, in jenem Jahr sind nicht drei Gedichte entstanden.

Ich hörte nun im Winterhalbjahr 1853/54

bürgerliches Streitverfahren, im Sommerhalbjahr summarisches und Concursverfahren und Proceßpracticum bei dem „Reichs-Hieronymus“ d. h. dem Reichsrath Hieronymus von Bayer: ganz ausgezeichnete Vorlesungen, aus denen ich sehr viel lernte, zumal auch in der Geschichte des kanonischen und des gemeinen Verfahrens. Der alte Herr war ein echter Characterkopf: die ganze Gestalt schien aus einem Bilde von ca. 1750 herausgeschritten: man meinte, er habe selbst noch den Reichskammergerichtsproceß zu Wetzlar „instruirt“, den er so eifrig vortrug: die spärlichen silberweißen Hare trug er sorgfältig über den Kopf gekämmt, die zierliche goldene Brille, das schneeweiße, in einen breiten Knopfen tadellos geschlungene weiße Batist-Halstuch, der ein wenig altmodische Frack, das dünne Stöcklein mit silbernem Knopf und zumal die unabläſſig beschäftigte goldene Tabakdose, welche bei dem lebhaften Vortrag immerfort aus einer Hand in die andere wechselte, die helle, dünne, ein bischen hohe Stimme, der niemals fehlende

Cylinder: — all' das paßte höchst „stilvoll“ zusammen. Und auch den Zug hätte ich in dem Bilde nicht missen mögen, daß der alte Herr jeden Morgen um 8 Uhr — wie oft hab ich's, hinter ihm her kommend, beobachtet! — bevor er die Vorlesung hielt, in die Ludwigskirche ging, sich bei dem Eintritt andächtig bekreuzend und mit dem Weihwasser besprengend, ein kurzes Gebet zu verrichten, eh' er seine Arbeit begann.

Er war gar fromm, aber nicht unduldsam: und diese Frömmigkeit, die ihm aus tiefstem Herzen kam, stand ihm gut. Sein Vortrag litt vielleicht an dem Fehler allzu breiter Deutlichkeit: wahrlich, wer ihm nicht folgen konnte, der mußte aus Viechtach sein!

Aber abgesehen hiervon war seine Lehrweise musterhaft. Dabei konnte sich das leibarme Männlein in einen nahezu heiter wirkenden Feuereifer hinein reden: ganze kleine Schauspiele führte er auf seinem Lehrgerüst, bald nach links, bald rechts vordringend oder zurückweichend, auf: so, wenn er die

provocatio ex lege si contendat vortrug, dann sagte er: „denken Sie, meine Herren, behauptet da ein Mensch — ich kenne ihn gar nicht! — ich sei ihm Geld schuldig. Ich!! („Der Reichshieronymus!“ fügten wir bösen Buben bei.) Er habe eine Forderung gegen mich, berühmt er sich.“ („Der Elende!“ dachten wir, so entrüstet war das hoch ehrenwerthe Männlein.) „Das laß ich nicht von mir sagen! Ich spreche zu dem Mann“: — und nun sah er scharf in die rechte Ecke des Hörsals, als ob der Freche dort stecke, krümmte den Zeigefinger der rechten Hand, winkte den Aufgeforderten lebhaft heran — „tritt hervor, tritt hervor mit deiner Klage binnen 30 Tagen — oder“ (und nun — nach längerem Schweigen, — mit tiefer feierlicher Stimme) „oder schweige damit auf ewig!“

Da überlief es uns ganz kalt! —

Prantl's Monismus war ihm selbstverständlich „Gift und Opperment“: er begreife nicht, meinte er, wie diese Weltanschauung mir „Trost“ gewähren

könne [„Odhins Trost“ hätte ihn freilich nicht getröstet! —]: gleichwohl bezeigte er mir vielfach, auch später noch, sein Wohlwollen: in den Uebungen erhielt ich wiederholt die nur selten verliehene „erste Note“.

Ferner hörte ich im Winter baierisch Landrecht, im Sommer Strafverfahren bei Dollmann: zwei sehr tüchtige, durch klare Uebersichtlichkeit, Bestimmtheit und Knappheit des Ausdrucks ausgezeichnete Vorlesungen: die praktischen Uebungen im Sommerhalbjahr regten an und förderten im juristischen Denken.

Aber erheblich bedeutendere Wirkung auf mich übten die Vorträge über baierisches Statsrecht im Winter und die statsrechtlichen Uebungen (im Sommer) von Pözl.[1]) Dieser vortreffliche, durch

[1]) Nicht gehört habe ich Encyclopädie: — ich studirte sie nach Arndts — Kirchenrecht: — ich studirte es nach dem Lehrbuch von Richter und dem Heft des jovialen, geistvollen, grundgelehrten, aber nicht immer an die Canones sich bindenden Professor Kunstmann: Völkerrecht (studirt nach Heffter), baierischen Civilproceß und baierisches Verwaltungsrecht und gerichtliche Medicin.

Wesen und Wissen, Schulung und Gesinnungsart gleich ausgezeichnete Mann, ein Oberpfälzer, war ein echter Sohn des bajuvarischen Stammes, dessen beste Vorzüge er vereint darwies: aus schweren Anfängen rang er sich empor, um dann Jahrzehnte lang an der Hochschule, deren Stab er wiederholt geführt hat, ferner in der Kreisverwaltung, in der zweiten Kammer, zuletzt als Reichsrath in der ersten Kammer eine ganz hervorragende, vielfach Ausschlag gebende Stellung einzunehmen.

Er war ruhig, nüchtern, ohne Phantasie, aber auch frei von jeder gefährlichen Geistreichigkeit: klar, lichtvoll, wohlgeordnet führte er seine Gedankenreihen — nicht eben leicht beweglich, vielmehr mit häufigen Stockungen — in's Gefecht, leidenschaftslos, auch dem Gegner gerecht werdend, frei von der in Deutschland so häufigen Unterschiebung geheimer schlimmer Beweggründe für eine entgegengesetzte Meinung: von lauterstem Herzen, war er von tiefem, weichem Gemüth, treuherzig, offen, ein Feind jeder Redensart, ein nie

wankender Freund. Schwer litt der so ganz auf häus liches Glück Angewiesene durch die Seelenkrankheit, welche sehr bald nach der Hochzeit seine junge Frau ergriff und bis zu ihrem Tod gefangen hielt. Es war, als ob sein Herz in dem Drange, Liebe zu spenden, sich nun erst recht eifrig der Freundschaft zu wandte. Mir ward er bald und blieb bis an sein Ende ein väterlich liebevoller Freund, ein wohlwollender Berather: nicht einmal meine Dichterei konnte mir bei ihm schaden, so wenig Sinn der streng Nüchterne für derlei hatte.

Seine Vorlesung, seine Uebungen und seine Gespräche haben ganz entscheidenden Einfluß auf mich geübt: sie haben den Grund gelegt meiner statsrechtlichen Denkweise, sie haben mir für das Statsrecht ungleich lebhaftere Neigung als für das Privatrecht erweckt: Bluntschli hatte mehr dazu angeregt, das öffentliche Recht in der Wechselwirkung mit den Volksseelen und mit den bildungsgeschichtlichen Entwickelungen, mit den wechselnden Geistesströmungen

der Jahrhunderte zu betrachten: bei Pözl aber lernte ich zum ersten Mal auch auf den Stoff des öffentlichen Rechts die gleiche, scharfe, bestimmte Begriffslogik anwenden, wie ich sie bisher nur etwa im römischen Civilrecht bewundert hatte. Der Aufbau, die Gliederung des Verfassungsrechts bei Pözl machte mir solchen Eindruck, daß ich später bei der Eintheilung des Stoffes in den „Königen der Germanen" vielfach seiner Führung folgte: ja, als ich bei der Berufung nach Königsberg die nicht leichte Aufgabe übernahm, gleich für das erste Halbjahr die Vorlesung über Reichsverfassungsrecht (— damals 1872! — da noch sehr wenig wissenschaftliche Verarbeitung desselben vorlag! —) und für das zweite die über preußisches Verfassungsrecht fertig zu stellen, da holte ich — für die Gliederung des gewaltigen Stoffes — die alten Hefte hervor, welche ich vor 18 Jahren bei Pözl nachgeschrieben. Es war nicht Zufall, sondern der Ausdruck innerer Vorliebe für Verfassungsrecht, daß die Wahl der umfassendsten Arbeit meines Lebens

— „die Könige“ — das Statsrecht, nicht das Privatrecht traf. Ungünstige Zufälle dagegen waren es, äußere Hemmnisse, welche mich abhielten, schon lange vor Königsberg das öffentliche Recht zum Gegenstand auch meiner Vorträge zu machen: wir werden sehen, welche Umstände in Würzburg mich von dem übrigen öffentlichen Recht absperrten: nur Völkerrecht las ich mit Eifer und Liebe und nicht ohne Erfolg: die Erfahrungen in Frankreich führten mich dann auch dazu, jene Abhandlungen über neu auftauchende kriegsrechtliche Fragen zu veröffentlichen, welche nun in den Bausteinen (V. 1. Berlin 1884) zusammengestellt sind.

Aber ich sollte Pözl noch viel mehr verdanken als jene grundbauenden Belehrungen im Statsrecht. Er, Bluntschli und Konrad (von) Maurer zogen mich alsbald in einen kleinen Kreis von Studenten der letzten Halbjahre, welche sie, die fleißigeren und begabteren, die sie als solche in den Uebungen kennen gelernt, wöchentlich einmal des Abends in einem Gasthause (bei Grosdemange, in der Residenzstraße)

um sich versammelten und in zwangloser Unterhaltung über rechtswissenschaftliche Fragen ganz außerordentlich förderten. Rechts-Seminarien gab (und giebt es heute noch) an den baierischen Hochschulen nicht: neben jenen „Uebungen" ersetzten nun aber diese „juristischen" Abende gewissermaßen die fehlende statliche Anstalt, welche Baiern, das sonst in der Einrichtung des Rechtsstudiums (mit einziger Ausnahme der fehlenden schriftlichen Arbeit) so viele Vorzüge vor Preußen aufweist, dringend zur Einführung zu empfehlen ist: Unentgeltlichkeit (jene Uebungen wurden, ähnlich wie Curse der Mediciner, hoch bezahlt), besondere Büchereien, schriftliche Aufgaben und Geldpreise für solche (letztere in Preußen leider abgeschafft).

Außer mir wurden noch etwa fünf Studirende zugezogen, darunter Karl Risch, der später in Würzburg mein Amtsgenosse werden sollte, und Georg Pfeil, ein grundgescheuter, ein wenig zur Diftelei neigender, aber glänzend begabter Kopf: ich verkehrte gar gern und mit reicher Anregung mit ihm: er ward

Magistratsrath in seiner Vaterstadt Augsburg, ferner der Freiherr von Godin (oben S. 66, unten S. 582), von dem wir bald noch mehr hören werden.

Von grundtief wirkendem Einfluß auf mich ward nun aber schon damals und noch mehr in den nächsten beiden Jahren die hochbedeutende Persönlichkeit Konrad Maurers, des Classikers des Nordgermanischen (Sohnes des Statsrathes Ludwig von Maurer), der diese Quellen so meisterhaft beherrscht, daß ihn die Hochschule Christiania berief, den Norwegern Vorträge über ihr eigenes Recht zu halten: leider verhinderten mich Zufälle, Vorlesungen bei ihm zu hören. Aber gleichwohl darf ich mich seinen Schüler berühmen, so viel hab' ich von ihm gelernt, so reiche Anregung empfangen, nicht nur durch seine Werke (seine „Bekehrung des Norwegischen Stammes" I. II. München 1855. 1856. ward mir eine Fundgrube, nicht nur für wissenschaftliche Belehrung, ganz besonders auch für dichterische Stoffe) — auch durch mündliche Mittheilungen, die er mir zumal in den

nächsten Jahren reichlich spendete: er hat wie Prantl eine entscheidende Wendung in mir herbei geführt, mir eine ganze Welt neu erschlossen: eben die des germanischen, zumal des nordgermanischen Alterthums: er wies mich auf Jakob Grimm, auf die unerschöpflichen Schätze für Geist, Gemüth, Einbildungskraft, welche in den „deutschen Rechtsalterthümern", der „deutschen Mythologie", der „Geschichte der deutschen Sprache", der „deutschen Grammatik", später dem „Wörterbuch" aufgespeichert liegen für jeden Jünger, dessen Auge nicht blind, dessen Herz nicht todt ist. So hat aus allen meinen Lehrern Maurer neben Prantl den wichtigsten, segensreichsten Einfluß auf mich geübt. Jedoch, wie bemerkt, diese Einführung in die Germanistik erfolgte erst im nächsten Jahr: in dem letzten Hochschuljahr mußte alle Kraft und Zeit auf die Vorbereitung für die Prüfung verwendet werden.

XLVIII.

Ganz unsinnig — ich muß es wiederholen — ward damals gearbeitet: dem Maß und der Weise nach unsinnig.

Die Tagesordnung, welche ich von meiner Rückkunft nach München bis zu dem Tage der Prüfung (11. October 1854) unverbrüchlich Feiertags wie Werktags einhielt — ausgenommen vierzehn im Herbst 1854 auf der Fraueninsel verbrachte Tage — war die folgende: im Sommer und Frühjahr mit Tagesanbruch etwa 4 oder 5 Uhr, im Winter und Herbst um 6 Uhr stand ich auf, heizte im Winter und Herbst höchst eigenhändig das kleine eiserne Oeflein, bereitete mir den Thee, den ich mir in Berlin angewöhnt hatte und in diesem Jahre arg mißbräuchlich anwendete, und arbeitete bis

ich um 9 in die Vorlesung (von 9—11) mußte: dabei ward mit jeder Minute so gegeizt, daß ich erst, wann die Ludwigsuhr 9 Uhr schlug, vom Buch aufsprang; fünf Minuten nach 11 saß ich schon wieder am Schreibtisch: Schlag 12 Uhr stürzte ich fort in das Repetitorium bei Dr. Meyer in der Pferdestraße (s. unten): um 1¼ Uhr erschien ich abwechselnd bei meiner Mutter, die auf dem Karlsplatz Nr. 3, oder bei meinem Vater, der noch in der griechischen Caserne (oben S. 320), aber jetzt im ersten Stock wohnte, zu Tisch und schlang das wenige, was ich damals aß, mit größter Hast hinunter, um ja von mir aus diesen unvermeidlichen Zeitverlust auf ein Mindestmaß herab zu drücken: ich gedenke noch, wie mich die Ungeduld innerlich verzehrte, währte einmal das Mittagsessen etwas länger, weil etwa ein Gast zugegen war. Den letzten Happen im Munde stürmte ich die lange Türkenstraße hinab wieder in mein Kämmerlein: es war mir ein Triumph, war ich mit dem Schlage 2 wieder dort, 2¼ galt schon als arge Verspätung.

Dankbar gedenke ich, wie liebevoll man mich, der bei dieser Lebensweise selbstverständlich sichtlich gar sehr herunter kam an Kräften und Frische und schlimm überreizt ward in den Nerven, mahnte, doch nach dem Essen wenigstens eine kleine Erholungsfrist eintreten zu lassen, wenigstens einmal die Bogengänge des Hofgartens zu durchwandeln: ich lehnte beharrlich ab und nur das Eine gestand ich zu, jeden Montag nach Tisch erst die neue Wochenausstellung in dem Kunstverein mir anzusehen. Das war in jenem Jahr mein einziger Kunstgenuß. Denn nie ging ich damals in Theater oder Concert. Ich arbeitete dann von 2—8: thörigerweise ließ ich dies Jahr auch den sonst stets eingehaltnen einstündigen Abend-Spaziergang ausfallen: um 8 trank ich — stets zu Hause — (Walhall besuchte ich nicht mehr) meine ersehnte Eine Halbe, manchmal ein Maß Bier und aß dazu ein Stück trocken Schwarzbrod: nicht aus Geldmangel, sondern weil ich nicht aufgehalten, auch nicht einmal mit den Gedanken an das Abendessen verwirrt wer-

den wollte: auch war die „Von- und Zu-Geherin“ so plump und roh, daß ich sie so wenig wie möglich in das Zimmer ließ; ich studirte dabei ununterbrochen fort. Um 10 Uhr machte ich mir dann das erste Mal Thee und in den meisten Nächten nochmal um 12 Uhr, ja zuweilen zum dritten Mal um 1 Uhr und zwar unsinnig starken, um mich mit aller Gewalt wach zu erhalten.

Ach, manchmal erzwang doch die schlafbedürftige Jugend ihr Recht: ich schlief ein auf meinem Arndts und erwachte bei Tagesanbruch mit steifen, schmerzenden Gliedern. Einmal aber erwachte ich aus einem dem Ersticken nahen Zustand: um 1 Uhr nochmal Thee kochend hatte ich schlaftrunkenen Sinnes vergessen, Wasser in die Maschine zu gießen: die Spiritusflamme verbrannte den trockenen Thee zu Zunder und schmolz die Löthung der Kanne, welche in drei Stücke auseinander gefallen in einem dichten Qualme lag und Löcher in das Büchergestell, auf dem sie stand, geglüht hatte. So war mein Schlaf

damals auf höchstens fünf Stunden beschränkt. Es sollte sich bitter rächen. Meine Gesundheit und Kraft litten schwer bei dieser unvernünftigen und widernatürlichen Lebensweise.

Das Einzige, was von Nicht-Juristischem mich diese 14 Monate beschäftigte, war der Briefwechsel mit Minna, der, im besten Fall höchst aufregend, in den meisten Fällen nicht gerade wohlthätig, das heißt nicht befriedend wirkte. Nur eine Unterbrechung trat in diese schon durch ihre Eintönigkeit aufreibende Lebensführung: an Sonntag Abenden besuchte ich zuweilen von 7—9, streng nach der Uhr bemessen, „den Alten im Rosenthal“ d. h. Minna's 60jährigen Vater, Dr. Christian Birch, der damals vorübergehend in München (im „Rosenthal“) lebte: das Jahr darauf zog er wieder nach Berlin zu Frau und Tochter. Die beiden Gatten starben 1868 rasch nach einander. Dr. Birch, ein Däne oder doch in Kopenhagen geboren, war eine merkwürdige Persönlichkeit. Grundgescheut, glänzend begabt, die sämmtlichen Bil-

dungssprachen Europa's beherrschend, von den feinsten Sitten, von ausgebreiteter Belesenheit — er hat außer mehreren Erzählungen ein Buch über Louis Philipp geschrieben — fehlte ihm zur Erringung höherer Erfolge nur Eines: die straffe Zusammenfassung seiner ganz außergewöhnlichen Geisteskräfte zu Einer bestimmten ernsten Arbeit: so zersplitterte er sich in Dichtungen, für die ihm doch keine eigenartige starke Begabung eignete. Aber für mich Neunzehnjährigen war die Anregung eine erstaunliche, welche der welt- und lebenserfahrene Mann spendete aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen — er war so ein rechter Memoirenmensch — an den Verkehr mit unzähligen Statsmännern, Gelehrten, Schriftstellern, Malern, Bildhauern, Musikern, Schauspielern und Schauspielerinnen: er schüttete das zwei Stunden lang nur so aus sich heraus wie ein reich fluthender Fluß: ich hörte zu mit Staunen, trank Thee, sprang Schlag 9 Uhr auf und lief nach Hause, die versäumten zwei Stunden durch Arbeit nach Mitternacht einzuholen.

XLIX.

Und warum nun dieses unsinnige Arbeiten?

Aus keinem sehr ehrenvollen Grunde.

Nämlich, auf deutsch gesagt, doch eigentlich aus jenem schlechten Gewissen heraus (oben S. 554). Dieses schlechte Gewissen rief nun mit aller Macht wieder jene krankhafte Vorstellung in mir hervor (I, S. 292), daß ich bei allem Fleiß zum Mißerfolg im Leben vorbestimmt sei; und wie ich erwartet hatte, durch die Abgangsprüfung vom Gymnasium zu fallen — ich bestand sie dann mit der ersten Note — so war ich — aber diesmal nur noch viel schmerzlicher! — von der Ueberzeugung durchdrungen, ich würde die bevorstehende „theoretische Prüfung der Rechtscandidaten" nicht bestehen. Und dann — welche Schmach!

Der Schüler Prantls, der sich so vorlaut be=

reits in die Oeffentlichkeit gewagt — als „Philosoph“! —

Diese Besorgniß, dem geliebten Lehrer Schande zu machen, war die bitterste. Nicht einmal die Vorstellung that so weh, daß ein sozusagen Quasi-Verlobter, der durch die Prüfung fällt, während seine zwei Jahre jüngere Quasi-Braut als Künstlerin zu Schwerin und anderwärts schöne Ruhmeskränze erwirbt, eine unmögliche Gestalt ist. Recht, recht schwer wog auch der Vorwurf, daß ich dann noch ein Jahr länger den Aeltern zur Last fallen müsse, von denen mich so bald als nur irgend erreichbar wirthschaftlich unabhängig zu machen ich mir seit 1848 schon tief eingrabend vorgenommen hatte: waren doch zwei so viel jüngere Geschwister da, deren Erziehung und Ausbildung beträchtlich weniger gekostet hatte als die des um 11 und um 9 Jahre älteren Bruders.

Anstatt nun aber ruhig nach besten Kräften die Pflicht zu thun, — es war ja doch wahrlich nichts

versäumt auch in dem Rechtsgebiet und unvergleichlich mehr als von den meisten Andern hierin geleistet worden! — begnügte ich mich nicht mit dem Begreifen und der innerlichen Aneignung des Stoffes: — thörigerweise meinte ich, ich müsse auf jede denkbare Frage sofort die Antwort auswendig gelernt herunter schnurren können. Und so lernte ich denn auswendig bis mir der Kopf zu springen drohte. Nicht nur alle meine peinlich nachgeschriebenen Vorlesungshefte — sie stehen heute noch säuberlich gebunden und wohlerhalten in meiner Bücherei — wußte ich auswendig von A bis Z herzusagen, ganz ebenso Arndts Pandekten, Bayers Civil- und Summarische Processe und Concursproceß, Bluntschli's Deutsches Privatrecht (I. Auflage, in zwei Bändchen, nicht ahnend, daß ich die III. selbst besorgen würde!), den größten Theil von Puchta's Institutionen, Richters Kirchenrecht, Pözls baierisches Statsrecht: und zwar dergestalt, daß ich, im Schlaf aufgeweckt, sofort die Stelle — oben oder unten — der Seite angeben konnte,

wo z. B. der Satz bei Arndts stand und ihn abzuleiern vermochte. Heute noch weiß ich in diesem Sinne die Stelle im Buche, wo gewisse Lehren von Arndts und Bluntschli und Bayer stehen. Um nun jenes Auswendigwissen zu erreichen und zu sichern, ward immer und immer wiederholt, wiederholt, bis mir manchmal buchstäblich vor Ekel an dem wiedergekauten Zeug körperlich übel ward, wann ich mich nun immer wieder und wieder überhörte — dasselbe. Ich wußte im Voraus, daß ich es wußte! Und doch fragte ich mich wieder bis auf's Wort aus. So wie das eine Buch oder Heft fertig war, ward das andere wieder angefangen.

O um die schöne, für wirklich wissenschaftliche Arbeit verlorene Zeit! Mit einem Hunderttheil davon hätte ich noch die Prüfung glänzend bestanden!

Also — wie gesagt, ich will mich wahrlich in diesen Blättern nicht besser machen als ich war und bin! — blasse Furcht und Scham, keineswegs nur Pflichtgefühl lagen zu Grunde. Sehr unrühmlich für

den „Ritter", der vor Lebensgefahr wirklich „nie gebebt" hatte. Aber das Wort „Durchfallen" ritt mich wie ein drückender Elbe.

Daher besuchte ich auch — es war ganz überflüssig! — das Repetitorium bei dem Assessor Dr. Meyer.

Das war aber keine „Einpaukerei": sondern der begabte und vortrefflich eingeübte Mann setzte bei uns wissenschaftliche Durchbildung voraus: — daher war seine Thätigkeit bei der Facultät sehr gerne gesehen, nicht, wie heute von uns die Einpaukerei, verachtet: — er wollte nicht uns als schäbigen Ersatz für die fehlende Durchbildung „Routine" in die leeren Köpfe hämmern: das ist der Unterschied. Nichtwisser, die bei ihm erst lernen wollten, jagte er fort. Vielmehr begann er über die einzelnen Lehren ein Gespräch, bei dem er zwar fragte, ebenso oft aber gefragt wurde. Zweifel, die uns, nachdem wir den Stoff bemeistert, aufstiegen und nicht zu lösen verstanden, wurden ihm vorgetragen, von ihm nach

Kräften gelöst. Wir waren, wenn ich nicht irre, die Folgenden: Freiherr von Godin (oben S. 569, S. 661, später Notar zu Aibling), Ernst von Bomhard (später mein Quasi-Schwager, sofern sein Bruder meine liebe Schwester Constanze geheirathet hat, und Rath des Reichsgerichts zu Leipzig), Wilhelm Hacke (Rath des Oberlandesgerichts zu München), Clemens Piloty und auch Gustel Monten (I, S. 96) tauchte wieder auf! Dieser tapfere Degen hatte als ein Vorkämpfer der „Franken" mehr Schmisse ausgetheilt und wohl auch empfangen, als für die Vertiefung seiner Rechtserforschung erforderlich gewesen wäre, und auch seine glänzende Begabung, seine rasche Auffassung konnte doch in der Geschwindigkeit nicht gerade Alles nachholen, was in acht Halbjahren versäumt worden war. Der prächtige Mensch! Mit welch köstlicher Laune er sich in seinen hilflosen Zustand fand! Baumlang und baumstark erschien er bei den verzwickten Fragen der Latini Juniani so wehrlos, wie ein gestrandeter Walfisch! Nie werde ich vergessen, wie er nach der ersten

Stunde bei dem Repetitor — er war gar nicht aufgerufen worden — mit uns nach Hause ging, schweigend, der Fröhliche, tief schweigend, während wir noch eifrig über das Erörterte verhandelten. „Nun,“ rief ich ihn endlich an: „Gustel, warum redest Du denn alleweil gar nix?“

„Warum?“ seufzte der Riese. „Weil ich Abgründe von Unwissenheit in mir entdeckt habe!“

Aber er füllte sie so wacker aus, die Abgründe, daß er — ohne sich wie ich halbverrückt zu „repetiren“ — die Prüfung ganz vortrefflich bestand.

O Dr. Meyer, Pandektenmeyer, mit deiner blonden Atzel, auch du bist längst vorangegangen. I wonder, ob wir im Jenseits das „Repetitorium“ wieder anheben werden? Ich fürchte sehr, ich habe seither manches vergessen.

Heiter war es, wenn wir in Streit geriethen. Ich hatte nämlich stets die „geschichtliche Entwickelung“ bereit zur Hand — manchmal gründlicher als der Herr Lehrer! — und suchte alle Fragen auf die

Rechtsgeschichte hinüber zu spielen: oder gar auf die Rechtsphilosophie, wo ich dann freilich von dem Herrn Assessor bald — unter Zurechtrückung seiner goldnen Brille — darauf hingewiesen ward, daß Rechtsphilosophie keinen Gegenstand der Prüfung bilde! Da hatte ich meinen Hieb!

Ich glaube es ist nicht allzu eitel, wenn ich meine, von Godin, von Bomhard und ich waren die Kenntnißreichsten. Franz war vor Allem groß in Volkswirthschaft und Finanz, Ernst in Proceß und römischem Recht, ich in Rechtsgeschichte und deutschem Recht.

Es war ganz drollig, wenn der Herr Repetitor, falls Einer der Andern in diesen Gebieten nichts gewußt hatte, mit dem Ausdruck der Gewißheit, richtigste Antwort zu erhalten, rief: „Nun, Herr Baron? Nun, Herr Bomhard? Nun, Herr Dahn?“ Aber oft wußten auch diese drei Weisen nichts! Und dann hatte er doch seine kleine Freude, der Herr Assessor! —

Ach, damals hatte ich nicht den Humor für

Erfassung des Drolligen in diesen Dingen durchaus nicht.

Es war ein schweres, hartes, ungesundes, widernatürliches Jahr der Ueberhetzung: — nur Auswendiglernen, nur Recht, keine Philosophie, keine Poesie, keine Didosa mehr und auch keine Minna —, denn die war in partibus infidelium d. h. fast ganz ausschließend erfüllt von ihrer Kunst, — nur sehr wenig von ihrem „Quasi"-Verlobten — was sehr begreiflich war.

„Aber," sagt Shakespeare, „die Stunde rinnt auch durch den schlimmsten Tag." Wer sich das heldentapfre Wort stets gegenwärtig halten könnte! Es macht so stahlhart wie eine Schwertklinge.

Endlich ging daher auch dieses Jahr zu Ende, wohl das geistödeste, das ich seit 1846 durchlebt.

Freilich: im Sommer gab's noch einige Unerfreulichkeiten. Die Lösung des unmöglichen Verhältnisses zu Minna (oben S. 408—413), so nothwendig sie war, ging doch wahrlich nicht ab ohne tiefe, scharfe

Risse in der Seele eines Zwanzigjährigen: — das war nicht gerade die Ruhe, in der man sich für eine Prüfung vorbereitet. Es that weh, arg weh! —

Und nun, nach einem unsinnig heißen Sommer, den ich ganz vereinsamt in der Stadt d. h. in meinem fünf Schritte breiten, drei langen Stüblein zu verbringen hatte — meine Mutter war mit den Geschwistern auf der Fraueninsel, mein Vater in der Schweiz — brach in München eine sehr bösartige Choleraseuche aus: gerade in meiner Gegend, in der Löwen- und zumal in der Türkenstraße starben die Leute rudelweise: — ich aber sah keine Seele als die Professoren, Dr. Meyer und die Leidensgenossen. Es machte mir nicht den allergeringsten Eindruck, — obwohl ich so einsam und, wie ich deutlich spürte, körperlich recht angegriffen war.

Es eignet mir unmittelbar drohender Lebensgefahr gegenüber ein Verhalten, das ich schildern darf, weil dabei von Ruhmredigkeit oder Prahlerei mit Heldenschaft gar keine Rede sein kann: sie

läßt mich durchaus gleichgiltig, sie berührt mich nicht, sie erregt mich weder mit Furcht noch mit Hoffnung: ich habe das in schon gar mancher See-, Felssturz-, Eisenbahn-, Sterbenskrankheits- (1861, 1889) und auch noch anderer Todesgefahr erprobt. Es ist wohl eine Art von Fatalismus: — ich weiß es wirklich nicht zu bestimmen. So machte es mir denn auch nicht den mindesten Eindruck, daß monatelang jeden Vor- und jeden Nachmittag der schwarzverhangene Wagen die Leichen aus meiner nächsten Nachbarschaft abholte, so häufig, — die Menschen liefen auf der Straße zusammen. Zumal wenn ich um 1½ (— denn nun, da ich in Abwesenheit der Aeltern, im Wirthshaus [in der Türkenstraße, es war eine gar elende Herberge!] geschwind in einer Viertelstunde die par Happen hineinschlang, war ich um 1½ schon immer zu Hause —) wieder in mein öd-einsam Kämmerlein der Selbstfolterung kehrte, standen ganz regelmäßig die Todtenwagen in der Ludwigs-, Türken- und Löwenstraße: ich ging daran vorbei ohne Gefühl.

Eine „Aenderung üppiger Lebensweise", welche die Aerzte empfahlen, brauchte ich wirklich nicht eintreten zu lassen.

Da, eines Morgens, in der Vorlesung von Bayer von 9—10, erkrankte ich plötzlich: ich mußte mitten drin aufspringen und nach Hause eilen. An den Anzeichen der Cholera zu zweifeln bestand keine Möglichkeit: abgesehen von andern Dingen hatte ich ein Gefühl der Eiseskälte, von den unteren Gliedmaßen an aufsteigend, wie nie zuvor noch nachher. Ich kroch in's Bett, ließ mir warme Hafendeckel auflegen und schickte zu dem treuen Arzt, dem ausgezeichneten Hofmedicus Dr. Ludwig Koch. Der kam, legte sein ernstes Gesicht in noch ernstere Falten und meinte, er wolle doch lieber meinen Aeltern schreiben. (Telegraphen gab es damals wohl noch nicht.) „Doctor," sagte ich, „das ist entweder überflüssig oder zu spät. Uebrigens würde ich ungleich lieber sterben als durchfallen."

„Du sollst aber weder das Eine noch das Andere," meinte der Gute und behielt Recht.

Es ging bald vorüber: und ich setzte bei dem verständigen Manne, der mir eine besondere väterliche Liebe zugewendet hat so lang er lebte, durch, daß er den Aeltern nach deren Rückkehr gar nichts von dem Anfall sagte.

Endlich, Anfang August, waren die Vorlesungen zu Ende und ich ging auf zwei Wochen zu der Mutter und den Geschwistern auf die Fraueninsel. Da entsatzten sich Männlein und Weiblein über mein Aussehen. Ich bewohnte das südliche Eckzimmer des ersten Stockes in dem Neubau: — nie werde ich die kahlen vier Wände vergessen: denn hier lernte ich, Tag und Nacht auf und nieder wandelnd, nur das Mittag- und das Abendmahl mit den Meinen in der großen Wirthsstube (oben S. 232, 246, 268) einnehmend, das Vorlesungsheft und das Lehrbuch des baierischen Statsrechts von Pözl (ich hole eben dasselbe Buch, festzustellen, daß es 471 Seiten zählt) dermaßen auswendig, daß ich es Wort für Wort hersagen konnte. O sancta simplicitas! —

Ich hastete sobald als thunlich nach München zurück: denn zumal der prächtige Vater Haushofer (oben S. 230) mit seiner köstlichen, gütevollen Grobheit — er liebte mich wirklich wie ein Vater! — machte es recht schwer, so viel zu „büffeln“ als ich wollte. „Schau, Herr Felixl,“ sagte er wohl, „du hast zwar als Poet und Philosoph und allgemeiner Phantast die größte Aussicht, durchzufallen, aber wenn du dir das bischen Verstand auch noch gar hinweg gelernt hast, dann spring nur lieber gleich in die Hachel statt in das Prüfungsloch.“ So schalt er, wann's die Andern hörten: aber des Nachts, sah er noch spät das Unschlittlicht in meinem Stüblein brennen, drang er herein, nahm mir Licht und Streichhölzer und trug sie hindann! Ja, der hat mich lieb gehabt! —

Also nun zurück in die Löwenstraße und nochmal etwa acht Wochen dümmster Abquälung.

Im October[1]) kam ich zur Prüfung: Arndts

---

[1]) Am 11. October; ich war in München wieder immatriculirt worden am 3. November 1853.

und Zenger für römisch Recht, Bayer für bürgerliches Streitverfahren, Bluntschli für Deutsches Recht, Pözl für Statsrecht, Dollmann für Strafrecht und Strafverfahren, Hermann und Obersdorfer für Statswissenschaften.

So schmählich furchtsam ich ein Jahr diesen zwei Stunden entgegen gesehen hatte, so ruhig — sozusagen ehern — war ich jetzt: jeder Augenblick, der aus irgend einem Grunde äußerstes Zusammennehmen erheischt, macht mich so: ich glaube, das ist nicht das Schlechteste an mir. (Wie gern wär' ich „Feldherr“ geworden!)

Es kam mir kinderleicht vor: ich hätte den Herren gern so viel mehr gesagt als sie wissen wollten: während, wann ich die Woche vorher den Prüfungen der Andern beigewohnt hatte, mir die Sache viel bedenklicher erschienen war.[1])

---

[1]) Als Ohrenzeuge berichte ich folgenden Schwank: man könnte dies nicht erfinden. Hermann liebte es, sehr verwickelte wörthschaftliche oder Finanzzustände dem Prüfling vorzutragen

Ergebniß: das denkbar günstigste. Noten gab es nicht: es hieß im Protokoll nur „bestanden“ oder „nicht bestanden“, nur dies ward durch den Pedell auf den Gang hinaus dem Harrenden verkündet: aber der Regierungscommissar hieß mich wieder eintreten, drückte mir die Hand und sagte mir, nach dem einstimmigen Urtheil der acht Herren habe ich die Prüfung mit Auszeichnung bestanden.

— er sprach dabei wohl mehrere Minuten — und dann fragte er, das Urtheilsvermögen zu prüfen, „nun, was würden Sie in diesem Falle thun?“ So hatte er kurz bevor ich daran kam, einem pfiffigen Pfälzer ausführlich den ganzen damaligen (1854) Zustand der k. k. österreichischen Finanzen vorgestellt: Verhältniß von Silber zu Papier u. s. w. und zum Schluß gefragt: „Wenn Sie nun österreichischer Finanzminister wären, — was würden Sie thun?“ — „Heirathen!“ antwortete der freudige Pfälzer. Schallendes Gelächter! Ende der Prüfung! Glänzendes Bestehen! — Der Jüngling dachte offenbar, dazu langt's bei jedem Stand der Valuta!

L.

Es ist ein Zeichen der tief widernatürlichen Verfassung, in welche ich mich seit Jahr und Tag hinein studirt hatte, daß nicht einmal die Erlösung von dem Albdruck, der so lang und so schwer auf mir gelastet, günstig, beglückend wirkte.

Ich lehnte es ab, wie die Andern nach bestandener Prüfung mir eine Freudenfeier in Walhall veranstalten zu lassen. Ich hatte, wie das Volkslied sagt: „koan Rast und koan Ruh — war a trauriger Bua.“

Abgesehen von der allgemeinen über ein Jahr füllenden körperlichen und seelischen Herabstimmung, die nicht mit einem Schlag zu heben war, wirkte gar ernst die nun bevorstehende Entscheidung der Berufswahl.

Ich hatte ja das Rechtsstudium nur zunächst einmal erledigen sollen bis zum „Rechtspraktikantenthum“: ob ich nun Privatdocent der Philosophie, besonders für Rechtsphilosophie, werden solle, das war vorbehalten geblieben: mein lieber Vater ließ mir freie Hand: er wußte, daß meine Lehrer Prantl, Pözl, Bluntschli gewiß das Richtige mir rathen würden.

Am Tage nach der Prüfung stürmte ich zu Prantl! Selbstverständlich! Von ihm war am ehesten ein Wort zu erwarten, das den Schüler der Philosophie zuführte, während die genannten Rechtslehrer, — auch Maurer, — hatte ich in den letzten Monaten diese Frage mit Andeutung meiner Herzensneigung berührt, bedenkliche Mienen gezeigt hatten.

Aber — o weh!

Prantl ließ erst meinen ganzen Feuereifer für die Philosophie an sich hin sprudeln: dann sprach er ruhig, ernst, zwingend: „Und doch, lieber junger Freund, kann ich Ihnen nur auf das Dringendste rathen, sich nicht in München als mein Schüler für

Philosophie zu habilitiren. Sie würden wahrscheinlich gar nicht vom Ministerium (— vom König in Baiern —) zugelassen, jedesfalls aber nie zum Professor befördert werden. Alle meine Versuche, mich von der unwürdigen Mundsperre zu befreien, sind gescheitert. Sie würde man gleich gar nicht anfangen lassen, den Mund aufzuthun. Sie haben mir gesagt, Sie haben keinerlei Vermögen, Sie wünschen aus allerlei Gründen sobald wie thunlich wirthschaftlich selbstständig zu werden: — auf dem Wege der philosophischen Privatdocentur werden Sie das in absehbarer Zeit nie. Ich habe mit Ihren juristischen Lehrern gesprochen: Sie haben eine außergewöhnliche Prüfung gemacht, die Herren erwarten was von Ihnen: bleiben Sie oder werden Sie Jurist: als juristischen Privatdocenten wird Herr von Zwehl Sie doch wahrscheinlich zulassen: scheitern Sie als Docent, können Sie als Praktiker das, wie Sie ja sagen, so rasch zu erstrebende Auskommen finden. Ich kann es nicht verantworten, nachdem Sie um meinet-

willen schon als Student die ganze . . . Gesellschaft sich auf den Hals gezogen haben, Sie zu einer Laufbahn zu ermuthigen, auf der Sie, wie die Dinge in Baiern liegen, nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg haben.“ —

Das war ein Keulenschlag vor die Stirn.

Er hatte Recht, zweifellos. Ich sah es sogleich, sah es voll ein.

Aber es war hart.

Das ganze harte Frohnjahr hatte ich mir mit dem geheimen Trost erleichtert: „ist die Prüfung bestanden, dann zurück zur Philosophie.“ Und nun: — Lebewohl Philosophie für immer!

Aber das Aergste war mir — höchst thörigerweise! — Folgendes.

Hätte ich nun sofort, nach Vertiefung der Rechtskenntnisse, Docent der Rechte werden können, — es wäre zwar nicht das Geliebteste, aber doch erträglich gewesen: denn auf den Lehrstuhl wollte ich nun einmal um jeden Preis.

Aber in Baiern bestand die — sehr zweckmäßige: gerade mein Beispiel beweist es — Vorschrift, daß der Habilitation als Privatdocent der Rechte die zweijährige Praxis und die Statsprüfung vorhergehen muß: — und zwar, wie ich zum Glück erst später erfuhr: mußte die Statsprüfung (und die Doctorpromotion) mit der höchst selten ertheilten ersten Note bestanden sein.

Also bedeutete der Ausspruch Prantls vor Allem: zwei Jahre richterliche und Verwaltungspraxis!

Das erfüllte mich nun mit einem Grauen, ja mit einer Verzweiflung, die höchst kindisch und lächerlich, aber deßhalb damals nicht minder schwer zu tragen waren!

Was wußte ich von Praxis! Gar nichts! Aber was ich mir davon vorstellte, war das äußerste Gegentheil von Poesie, Philosophie, Lehre, Freiheit, Eigenart. Ich hatte ein par Schreibstuben von Anwälten gesehen, wann ich ältere Genossen daraus abholte: — Hitze, schmierige Acten, schmierige Schreiber,

Staub, d. h. eine aus Hitze und Papierstaub gemischte Luft, übelriechende Bauern, schmutzige Treppen — mir kam die Lateinschule von 1842 wieder zu Sinn! Und dann — wenn ich nun als Docent scheiterte — lebenslänglich dieser häßliche Betrieb? Nichts mehr von Poesie, Philosophie, Rechtsgeschichte!

Es war recht einfältig: aber bittere, bittere Thränen weinte ich, mich über mein Bett werfend am hellen lichten Tag in meiner „Löwengrube". Ich nahm Abschied von allem Idealen: — ich kam mir vor wie Einer, der in Platons Politeia aus dem Stand der Philosophen in den der Gewerktreibenden hinab gestoßen war.

Es that bitter weh: aber Niemand erfuhr von dem heißen Schmerz, am wenigsten die Aeltern. Denn gerade um diese so bald als möglich von meinem Unterhalt zu befreien, befolgte ich den schmerzenden Rath. Also durften sie nie etwas davon ahnen.

Da wurden nun meine Helfer zwei Freunde,

deren Namen ich bisher nicht genannt, denen ich aber hier ein leuchtend Denkmal meiner innigsten Dankbarkeit aufrichte: zwei um einige Jahrgänge ältere Juristen, die ich im letzten Halbjahr kennen gelernt: Theodor van Mecheln, jetzt Oberlandesgerichtsrath in München, und Karl Volk, Landesgerichtsdirector zu Deggendorf. Beide hatten mich zuerst durch außergewöhnlich schöne Erscheinung angezogen: bei näherer Bekanntschaft ergab sich, daß mich mit van Mecheln die philosophischen, mit Volk die dichterischen Neigungen verknüpften. Die beiden ungleich Reiferen fanden ein mir, heute wie damals, ganz unerklärliches Wohlgefallen an dem „tumben Knaben". Volk schenkte mir die einzige Zierde, welche mein überbescheidenes Kämmerlein zierte, eine Niobide, welche ich dann auch aus München nach Würzburg, Königsberg, Breslau mitgeführt habe. Mit beiden ward Philosophie, Hellenenthum (mit van Mecheln), Romantik, Katholicismus (Volk war und ist eifriger, aber nicht unduldsamer Katholik) gar viel verhandelt.

Beide entdeckten nun die gelinde Verzweiflung, in welche mich die Verurtheilung zu zwei Jahren Praxis gestürzt hatte. Beide deckten mir das maßlos Uebertriebene meiner Befürchtungen auf: van Mecheln konnte sich selbst als Beweis dafür anführen, daß man auch als Praktiker den Sinn für das Ideale wahren und pflegen kann: und der treue, liebe Mensch erbot sich, mir bei seinem Vater, der das Landgericht München rechts der Isar leitete, eine der vielgesuchten Praktikantenstellen zu sichern.

O, es war ein bitterer, bitterer Abendgang zum Ludwigsthor hinaus und über die Gasteighöhen zurück, auf dem ich mir — abermals nicht ohne verdrückte Thränen — den Entschluß abrang, Prantl und allen Verständigen zu folgen. In der Nacht schrieb ich dann noch an van Mecheln die Bitte, mich bei seinem Vater zu melden. Nicht Schlaf, wildes Weh und Weinen füllte den Rest dieser Nacht.

Ich sehe es wohl: es ist ein recht ungünstig

Bild, das sich hier entrollt von dem jungen Menschen seit der Rückkehr aus Berlin: es war ein Herabsinken von der Höhe, die in dem Jahr an der Spree errungen gewesen war: von der wissenschaftlichen, dichterischen und auch von der menschlichen: die Haltung in jenem schottischen Hause (— es ist nicht Alles davon zu erzählen —), in dem scharfen Zusammenstoß behufs Losreißung des jungen Lords war keine ganz geringe Leistung von dem Neunzehnjährigen gewesen.

In der Löwenstraße war — aus allerlei Gründen, die auch nicht alle angedeutet werden können — ein Rückfall in das Uebersentimentale, das maßlos Mönchische, in das ungesund Weltflüchtige erfolgt: — ja sogar in eine gewisse schwermüthige Sehnsucht nach dem Tode, wie etwa 1849/50.

So, unter ungünstigen Anzeichen, unter finsterem, sternlosem Himmel — mit abgekämpftem Verzicht auf das heiß Erwünschte schied ich von der Hochschule: also in ganz ähnlich graudüsterer Stimmung wie vor vier Jahren von dem Gymnasium (I, S. 298): wir werden

nun aber sehen, wie auch diesmal meine guten Sterne bald wieder freundlich glänzend aufstiegen: ja, es sollten nun vier, fünf Jahre folgen, die zu meinen freudenreichsten zählten: es ging nun gar bald fröhlich empor! —

Anhang.

Zu Seite 108.

Abfertigung.

Damit ich doch auch eine kleine Ferienfreude habe, erhalte ich hierher gesandt — selbstverständlich ohne Nennung des Absenders! — einen heftigen Angriff auf eine Veröffentlichung von mir, für die ich wahrlich unter den zahlreichen Büchlein, welche meinen Namen tragen, am wenigsten mich grimmer Befehdung versehen haben würde; schon deßhalb, weil von dem Meinigen am allerwenigsten daran, das Ganze so überaus harmlos und endlich so alt eingebürgert ist.

Es war vor langen Jahren, als die Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig eine neue Auflage ihres durch Müller von der Werra begründeten „Allgemeinen Reichscommersbuches für deutsche Studenten" herauszugeben und mir die Besorgung dieser Ausgabe zu übertragen wünschten.

Gern übernahm ich den Auftrag: die Aufgabe konnte nur darin bestehen, unter Weglassung von veralteten oder von Anfang minderwerthigen Stücken und unter Aufnahme von neuen nachgewachsenen Liedern — zumal aus der Zeit des Krieges von 1870 — die im ganzen gut eingewurzelte Sammlung bestehen zu lassen. Als diese starke Auflage vergriffen war, wurde ganz wesentlich nicht durch mich, sondern durch einen Studirenden der Medicin zu Leipzig (wie auf dem Titelblatt gedruckt steht!), der nicht genannt sein wollte und will, eine neue Ausgabe besorgt, deren musikalischen Theil Meister Karl Reinecke übernahm.

Nachdem nun viele, viele Jahre in's Land gegangen und nie und nirgends Bedenken gegen die von uns zusammengestellten Lieder erhoben, dieselben vielmehr arglos und fröhlich und, wie der Erfolg zeigt, eifrig gesungen worden sind, kommt auf einmal ein — sich nicht nennender — Zionswächter, der in einer 54 Seiten dicken Fehdeschrift, betitelt: „Das Deutsche Commersbuch. Eine kritische Studie, dargeboten der akademischen Jugend und der Philisterwelt von einem alten, aber jung gebliebenen Philister“ (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger, 1890), wie gegen das „Allgemeine Deutsche Commersbuch“ (Lahr, bei M.

Schauenburg) und das „Commersbuch für den Deutschen Studenten“ (Leipzig, B. G. Teubner), auch wider das meinen Namen tragende die heftigsten Posaunenstöße von sich gibt.

Ich würde mich um dieses Geblase — wie um manches andere Getute — nicht kümmern, wäre ich nicht akademischer Lehrer; als solcher muß ich mir ernstlich die Denunciation (dies Fremdwort ist hier unersetzbar) verbitten, daß eine von mir besorgte Sammlung geeignet sei, die Sittlichkeit der deutschen Studenten zu gefährden. Nur deßhalb würdige ich — ausnahmsweise — eine namenlose Zusendung der Antwort.

Drei Vorwürfe sind es, welche der Herr Anblaser gegen alle drei Sammlungen, allerdings gegen die meine in geringerem Maße, als gegen die beiden anderen, erhebt; sie sollen 1. anstößige Liebeslieder enthalten, 2. zu viele und zu wüste Trinklieder, und 3. Stücke, welche christlich-religiöse Anschauungen verletzen.

Am Schlusse stellt der Posaunist dann seinen Index carminum prohibitorum auf: derselbe zählt für das Commersbuch von Teubner 105, für das Lahrer 88, für das meinige 69 Verwerflinge; ich bin also noch das mindest räudige Schaf, das dieser Hirt unaufgefordert weidet. Wir werden später sehen,

welche Lieder unter andern der Herr Censor der deutschen Jugend nehmen will!

Einstweilen sei darauf hingewiesen, daß von den verbotenen Liedern nicht weniger als 27 allen dreien und nicht weniger als 29 zweien der Sammlungen gemeinsam sind; d. h. also drei oder zwei hochanständige deutsche Firmen — ganz abgesehen von den als Herausgeber betheiligten Männern — haben in 27 und 29, zusammen in 56 Fällen, also in fast einem Drittel der überhaupt verworfenen 176 Stücke nichts Anstößiges gefunden; die Zahl der in meiner Sammlung allein beanstandeten beträgt nur 10 unter mehr als 700! —

Was nun die drei Vorwürfe betrifft — ich habe nur meine Sammlung zu vertreten — so ist leider richtig, daß in der letzten Auflage ein par „Liebeslieder“ (?) ohne mein Wissen (oder doch ohne meine nachträgliche Beachtung) aufgenommen wurden, welche besser hätten wegbleiben können und welche in der nächsten Ausgabe wegbleiben werden. Aber auch diese par sind wahrlich nicht des Geplärres und Gezeters werth! Ganz andere Dinge bekommen unsere Studenten zu lesen in den Klassikern — griechischen, lateinischen, englischen, italienischen, französischen, — zu sehen und zu hören auf unsern Schaubühnen. Oder sollen sie „Don Juan“ und die „Walküre“ nicht hören? Shake-

speare, Boccaccio, Goethe nicht lesen? Heiliger Wingolf! Die Trinklieder betreffend verweise ich Se. Hochwürden auf das, was ich in der „Allgemeinen Zeitung“ (1866: jetzt Bausteine III, Berlin 1882, S. 388) bei der ersten Herausgabe des Commersbuches gesagt habe; ausdrücklich beklagte ich, „unsre Studentenbücher müßten dem Uneingeweihten den Eindruck machen, die ganze deutsche Jugend sei gerade im Begriff, im Heidelberger Faß zu versinken“ und ausdrücklich hob ich hervor, daß ich deßhalb einen ganzen Haufen solcher Trinklieder gestrichen habe. Sind es dem Hirten noch zu viele, ich kann's nicht ändern. Er scheint nicht mehr viel vertragen zu können. Er will zwar „jung geblieben“ sein. Allein was sagt Gibbon von Justinian? „Alas! He was never young!“ Uebrigens bitte ich den Zinkenierer, gütigst zu lesen, was ich in meinen „Erinnerungen“ (II) gegen das wüste Saufen vieler Studenten, gegen den unsinnigen Trinkzwang, den Geist und Leib verderbenden Frühschoppen geschrieben habe, in so scharfer Weise, daß ich es darüber mit gar manchem der Colorirten verderben werde. Veröffentlicht wird das freilich erst im nächsten Jahr (1891), aber geschrieben war es längst und an den Verleger zum Druck geschickt; der Herr Pastor oder Professor oder Consistorialrath oder Superintendent oder Hofprediger — ist der Angreifer

nicht Theologe, so entschuldigt seine eigenartig eingeschulte Redeweise mit ihrem besonderen Geschmäcklein meinen Irrthum — kann mir schon glauben, daß ich nicht erst durch seine Bußpredigt erschüttert meinen Abscheu gegen jenes unwürdige Unmaß geschöpft oder — aus Furcht vor seiner geistlichen Zucht, unter der ich getröstlichermaßen nicht stehe — ausgesprochen habe.

Endlich aber — das angeblich Widerchristliche! Nehmen Sie's nicht übel, oh Hirt, — ich bin nicht gern so grob wie von den Tagen des seligen Samuel an durch Lactantius, Dr. Luther und Dr. Eck hindurch bis auf die jüngsten Ausbrüche und Auslesen dieser Nebenart Theologen es nicht gerade selten gewesen sind: — aber das ist zum Lachen!

Glauben Sie wirklich, ein Buch aus der Firma, zu welcher der altehrwürdige Karl v. Hase in mehr als bloß blutsverwandter Beziehung stand, wird gottes- oder auch nur kirchenlästerliche Dinge enthalten? Allein noch viel mehr! Ich versichere Sie, daß dieser große protestantische Theologe, der mich würdigte, mit ihm zusammen das „Liederbuch des Deutschen Volkes" herauszugeben, mir seine helle Freude an dem durch mich verjüngten Commersbuch ausgesprochen hat. Aber freilich! Wahrscheinlich gilt Ihnen auch Karl v. Hase als viel zu weltlich, frei und — heidnisch. Ich jedoch sage Ihnen, daß ich jene Samm-

lung zusammengestellt habe nicht für Ihre Seminaristen oder den „Wingolf" oder ähnliche Verbände. In der That, die katholische Kirche versteht — aus guten Gründen! — mehr Spaß, als manche Richtung in unsrer protestantischen. Mit welchem Muthwillen hat sie in Lied und Schwank und auf der Bühne die Menschlichkeiten ihrer Geistlichen, ihrer Mönche, manche Auswüchse und Mißbräuche ihrer Einrichtungen jahrhundertelang verspotten und belachen hören müssen, ohne immer gleich nach dem Maulkorb zu greifen! Der liebe Gott selbst würdigt den Humor viel besser, als seine Wortführer auf Erden: und er kann ihm nicht mißfallen, sonst hätte er uns nicht das frohe Lachen stachellosen Scherzes, zumal die Selbstverlachung gegeben, — eine seiner gütigsten Gaben! — zu deren Verwerthung freilich Geist und Gutmüthigkeit gehören.

Halten Sie so eifrig Sie wollen, wie Sie ja S. 52 mit lautem Schalle das „Liederbuch für den Wingolf" anpreisen, die jungen Leute, welche von Ihnen abhängen, an, nur die von Ihnen empfohlenen Lieder zu singen, wenn nur diese die „christliche Fröhlichkeit" verbürgen. Aber die Anderen, bitte sehr, lassen Sie ungehudelt: denn Sie haben uns gar nichts zu sagen!

Sehen wir nun zu, welche Lieder wir Anderen also nicht mehr singen dürfen.

„Das Jahr ist gut, Braunbier ist gerathen!“ (Reichscomm.-Buch S. 377!!), „Der Bierlala“ (S. 288), „Der ich von des Datpheus Leben“ (S. 504), „Der Nabob Jukjuk“ (S. 446), „Da Noah Morgens früh um Acht“ (S. 443!! Ist die Arche eine „Einrichtung“ der Kirche?), „Ei du sauberes Mägdelein“ (S. 427!), „Ei guten Abend“ (S. 336!! das alte harmlose „Zum Kellerloch naus“!), „Ein Goldschmied saß in guter Ruh“ (S. 435), „Ein Kaufmann, der sich Schulze nennt“ (S. 468!! Ist das ein heiliger Name?), „Ein niedliches Mädchen“ (S. 118, von Langbein), „Es lief ein Hund in die Küche“ (S. 481!!). Warum soll der arme Köter nicht mehr mit dem Schweife wackeln dürfen? Auch „Das Wirthshaus an der Lahn“ (S. 217) muß schleunigst abgebrochen werden! „Es ward einmal geschlagen“ (S. 413), Bürger's prächtiges Lied „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben“ (S. 408) ist süüdhaft! Und ebenso „Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke“ (S. 409); weiter das rührend schöne Lied von Eduard und Kunigunde: „In Bayreuth war er geboren“ (S. 506), „Kunz von Kauffungen (S. 469) soll mit seinen Rittern nicht mehr trinken, der Unselige! Ich besorge, er wird es sich nicht mehr abgewöhnen! Weiter verträgt der geistliche Herr es schlecht, daß (S. 391) „David Bathseba in die Backen kneipt“, was doch eine sehr schonende

Umschreibung des in den heiligen Büchern Ueberlieferten ist. „Der Studio auf einer Reis'" (S. 239) darf nichts mehr aus dem Freischütz singen und sich nicht mehr „von einem Pfäfflein zum Frühstück einladen lassen", vermuthlich, weil dasselbe unehrerbietigermaßen als „feist" angenommen wird. „Quae mutatio rerum" (S. 430) darf nicht mehr eintreten und „der arme Teufel nicht mehr fragen, was er anfangen soll!" Verboten ist die urkomische Bedingungsformel „Wenn der Vater mit dem Sohne" (S. 451), verboten das altehrwürdige „Wenn einst der alte Knochenhauer" (S. 400), an dem sich schon unsre Urgroßväter erfreuten, verboten das kindlich unschuldige „Wenn ich einmal der Herrgott wär" (S. 404: seit einem halben Jahrhundert eingebürgert!); „Der Pfarrherr Karl Pistorius zu Freiburg soll nicht mehr (S. 503) viel Buß thun". Da ist es freilich nicht zu erwarten, daß der neue Radamanth „wonnig berauscht im Schwärmen sein will" (S. 329)!

Aber es geht doch über das Bohnenlied, wenn uns der ungenannte Besorger unsrer Seelen da alles Ernstes verwehren will, zu singen „Was kommt dort von der Höh"!!! (S. 329). Ja, Herr, sind Sie denn ganz des Teufels? Auch „zur Herrlichkeit" sollen wir nicht geboren sein (S. 374). Er ist es freilich schwerlich.

Ja, wahrlich und wahrhaftig! Wir sollen nicht mehr singen dürfen: „Der Papst lebt herrlich in der Welt!" Da hört doch rein Alles auf. Ich habe von Seiner Heiligkeit die gute Meinung, daß dieselbige so viel Humor besitzt, diesen alten, guten, harmlosen Scherz selbst mit Schmunzeln, wenn auch nicht gerade zu singen, doch zu lesen. Zumal mit dem Kehrreim „Ich möchte doch der Papst nicht sein" ist er wohl selbst zuweilen im Stillen einverstanden!

Zwischen dem lieben Gott und seinen Geistlichen machen wir argen Laien eben freilich einen erheblicheren Unterschied als geistliche Hoffahrt häufig zu thun pflegt. Wenn der Herr Angreifer (S. 26) fragt: „warum erachtet man nicht auch Juristen und Mediciner und Philologen gleicher Ansingungen für werth?" so antworten wir ihm erstens: wie oft und wie arg müssen sich der Advocat, der Bureaukrat, der Minister, der Arzt, der Professor, aber auch der Lieutenant, der Unterofficier, der Jude, der Sonntagsjäger verspotten lassen seit der ältesten Zeit bis auf heute? Zweitens aber: die Geistlichen fordern ganz einfach das harmlose Lachen heraus mehr als andere Stände, weil der Abstand zwischen der Heiligkeit ihres Berufs von der Wirklichkeit der Erfüllung größer ist, größer sein muß als anderswo, weil der Widerspruch — τὸ ἄτοπον — zwischen den Ansprüchen

ihres Dünkels und den Schwachheiten der menschlichen Natur geradezu echt komisch im besten und ernsthaften ästhetischen Sinne des Wortes ist, und die humorvolle Behandlung geradezu herausfordert, wobei jeder ästhetisch Gebildete weiß, daß gerade die gern anerkannte Unmöglichkeit, stets das Ideal des christlichen Geistlichen zu erreichen, jenes Lachen zu einem gutmüthigen macht: es ist eben leichter, den Pflichten eines Juristen als denen eines christlichen Priesters zu genügen. Aber Aesthetik versteht der Eiferer nicht und er schiebt jenem Lachen bei uns den bösartigen Beweggrund unter: „es soll im Geistlichen als ihrem berufsmäßigen Vertreter die christliche Weltanschauung verhöhnt und getroffen werden“. Welch eitle Selbstüberschätzung als Märtyrer! O nein, Verehrtester, die Komik trifft nicht die christliche Weltanschauung, die wir nicht verhöhnen, auch wo wir sie zu theilen nicht vermögen, und nicht deren „berufsmäßige Vertreter“, sondern die Herren Geistlichen, sofern sie eben gerade nicht ihrem Beruf entsprechen, sondern, im Widerspruch mit diesem, als schwache Sterbliche wie wir Andern auch straucheln und fallen, während sie doch vorgeben oder auch in gutem Glauben sich einbilden, so viel unsträflicher zu sein als wir. Aber das ist eben der alte geistliche Hochmuth: die Herren verlangen die Ehrfurcht, die man ihrem Berufe schuldet, für ihre Person, auch

dann, wenn sie dieselbe vermöge ihrer Menschlichkeiten durchaus nicht verdienen. Und über sie lachen soll ebenso sündhaft sein, wie über den lieben Gott spotten. Die drei Weisen aus Morgenland beteten aber nur das Christkind an, nicht Alles, was sonst noch in der Krippe war. — —

Ueber den blinden Censureifer muß man zunächst ja nur lachen. Allein es liegt doch eine kecke Ueberhebung pfäffischer Sittenriecherei darin, die den Unwillen herausfordert. Wenn aber dieser Herr sich vollends erdreistet, sich auch an Ihn zu wagen, den Liebling der deutschen Jugend und des deutschen Volkes, an meinen lieben Joseph Victor Scheffel in seinem Grabe, und wenn er an dessen harmlosen Stabreim „Hildebrand und Hadubrand" (S. 473) seine unberufenen Finger legt, so muß man ihm auf diese Finger klopfen und ihm sehr eindringlich sagen, daß Joseph Victor Scheffel nie eine unsittliche Zeile geschrieben hat, und daß Scheffel für das deutsche Volk an Schönem, Gutem, Reinem, Unvergänglichem unvergleichbar mehr gewirkt hat, als alle Theologen von dem Schlage des Eiferers zusammengenommen, wer immer er sein möge. Mich mag er verunglimpfen — es macht mir nicht viel Eindruck — aber wer meinen todten Herzensfreund antastet, der weckt meinen Grimm. Jedoch freilich:

der Tadel solcher Leute rührt nicht an Scheffel's Fußsohlen.

So! Jetzt sing' ich mir zur Abkühlung geschwind, bevor auch das noch verboten wird, das

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!"

Zum Schluß theile ich hier meine Verse mit, in welchen ich das „Reichscommersbuch" eröffne, und frage, ob die hier ausgedrückten „Leitmotive" die Vorwürfe des Herrn ohne Namen rechtfertigen? Er nennt sie freilich nur „verschwommene Allgemeinheiten!" Ich aber sage ihm mit Doctor Martin Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott" (S. 43 meines Commersbuches) auch diese m e i n e schlichten Worte „soll er lassen stahn, und keinen Dank dazu haben".

„Dem deutschen Volk hat Gott gegeben
Ein Harfenspiel von reichstem Klang,
Daß Ruh'n und Ringen, Tod und Leben
Uns weihend schmücke der Gesang.

So singe denn, du deutsche Jugend,
Von Allem, was das Herz dir schwellt:
Von Frauenschöne, Mannestugend,
Von freud'ger Herrlichkeit der Welt:

Von wahrer Liebe ew'ger Dauer,
Von echter Freundschaft Gold und Erz,

Von frommer Ahnung, heil'gem Schauer,
Von ew'gen Sehnens Glück und Schmerz:

Von Frühlingsglanz, von Waldeswonne,
Von Wanderlust Land aus, Land ein,
Und von dem Lieblingssohn der Sonne,
— Vergeßt ihn nicht! — vom goldnen Wein.

Ja, singt von allem Hohen, Schönen! —
Doch Eines Sanges pflegt zumeist,
Begeisternd, brausend soll er tönen:
Der Sang vom deutschen Heldengeist!

Das Lied von Mannespflicht und Ehre,
Von Treue, die kein Schrecken zwingt,
Die jauchzend in der Feinde Speere,
Im Tod den Sieg erkämpfend, springt!

Nur wer da sterben will wie leben
Für dieses Lied, dem keines gleich, —
Nur der ist werth, es anzuheben:
Das Lied vom Kaiser und vom Reich."

Friedrichshafen am Bodensee,
am Sedantage 1890.

Felix Dahn.

Nachschrift. Nachträglich hat sich der Herr genannt: er heißt Pflatschke und ist Pastor (ich ahnungsvoller Engel!) in Liegnitz. Daß ich in dieser „Abfer-

tigung" ausdrücklich die Verantwortung für gewisse „Liebeslieder" abgelehnt und deren Austilgung angekündigt habe, dies zu erwähnen hält der Herr Pastor für überflüssig, auch nachdem ich ihn brieflich aufgefordert habe, diese Thatsache anzuerkennen. Ich bin nicht Pastor, habe also von dem 8. Gebot offenbar eine laienhafte und von der Ehrenpflicht im Kampfe nur heidnisch-germanische Vorstellungen.

Zu S. 253. (Aus einem „Brief aus Vandalia", Münchener allgemeine Zeitung vom 4. II. 91 (Beilage).

Es waren einmal drei ziemlich böse Buben, die hießen Karl, Max und Felix. „Lang, lang ist's her" — schon bald ein halbes Jahrhundert — da „spielten sie heiter im Hofe mit Scheiben und kannten die Gier nach Golde noch nicht," wie es (ungefähr) in der Edda von den Asen in deren Unschuldszeit heißt. (Uebrigens hat die drei Knaben die Gier nach Golde, sofern sie später etwa solche verspürten, zu nennenswerthen Ergebnissen nicht geführt.) Die ersten beiden waren Brüder: sie trafen den dritten jahrelang in

jeder Herbstfreizeit auf der von dem Chiemsee und von Poesie umflutheten Fraueninsel. Ihre Spiele und Belustigungen waren mannichfaltig, aber immer wild und mit einem Stich in das Ungezogene. Am liebsten fuhren sie in den See, wann es von den Eltern am schärfsten verboten war. „Lang, lang ist's her“: wir sind seitdem alle drei Schulmeister (eben Hoch-Schulmeister) geworden und zwei von uns — — „in idealer Concurrenz“, wie man im Strafrecht sagt — zugleich Versemacher. Denn der Vater der beiden Brüder war der unvergeßliche, der herrliche Mann, der Max Haushofer hieß, und dessen ich nur mit tiefster Rührung gedenken kann. Was war es doch für ein Deutscher, was für ein Vater, was für ein Freund, was für ein Charakter, was für ein Kenner der Natur und was für ein Maler! Wie unermüdlich und wie mannichfaltig doch hat er die Poesie seines geliebten Chiemsees in jeder Stimmung, im Sturm und im gelinden Säuseln, dargestellt, im frühesten Morgendämmer, in der brütenden Schwüle des August-Mittags, im Mondenglanz, in der wunderbaren Sonnenuntergangsbeleuchtung: — dies wohl am ergreifendsten. — Damals erachtete man es nämlich nicht als einen Raub (wie es im Neuen Testamente heißt) in der Kunst das Schöne darzustellen, und man glaubte nicht, ein Kunstwerk zu schaffen,

wenn man das Ekelhafte möglichst naturgetreu d. h. also möglichst ekelhaft malte; man freute sich damals des Harmonischen und behandelte zwar auch das Disharmonische, aber nicht aus boshaftiger Lust am Scheußlichen als solchem, sondern als Mittel zum Zweck der Harmonie, in welcher das Häßliche, wie in der Dichtung das Böse, auf- und unterging. Kurz, man stand in der Malerei auf dem Standpunkt, welchen in der Dichtung Schiller und Goethe, diese einfältigen, unnatürlichen, unwahren, pathetischen, rhetorischen, langweiligen[1]), ja sogar — was das Empörendste ist — geschichtsfreundlichen Zopfpedanten, von denen wir jetzt endlich durch jene Epheben erlöst sind, welche sich nicht, wie dieser Iphigenien- und Tasso-Träumer, erst im hohen Alter einer „viridis senectus" zu erfreuen brauchen: da sie schon viel früher das Greisenhafte mit dem Grünen in abscheulich-wirklicher und wirklich abscheulicher Mischung vereinen.

Wohl euch, Max Haushofer und Heinlein und Zwengauer und Lier und Schleich und du, o mein

---

[1]) In einer deutschen Zeitung habe ich gelesen: die Langweiligkeit von „Iphigenie", „Tasso" und „Hermann und Dorothea" wird doch nun immer mehr allgemein und offen anerkannt.

theurer Meister Moriz von Schwind, daß ihr die neuesten Ergebnisse der deutschen Malkunst (allerdings: „fin de siècle“ [et de l'art]) nicht mehr schauen mußtet! Das Hexen-Einmaleins: „Schön ist häßlich, häßlich schön“, ist das Glaubensbekenntniß dieser neuen Bildkunst, die man an ihren Früchten, noch mehr aber an ihren „Blumen“ — lebensgroß, in zeisiggrünem Gras — erkennen mag. Dieser Sturm auf das Ideale in Malerei und Dichtung ist der Ausdruck derselben grenzenlosen Verrohung, welche in der Socialdemokratie Familie, Erbgang und Sondereigen an Haus und Herd, an Garten und Wald und die ganze Geschichte und alle Poesie der Menschheit verneint. In Bildkunst und Dichtung treten ja solche Gegenströmungen bekanntlich recht häufig auf und sind — eben als Gegenwirkungen wider einseitigen und falschen Idealismus — an sich berechtigt: es scheint übrigens die Höhe dieser Krankheit diesmal schon überstiegen, das Fieber fällt. Dagegen die Socialdemokratie wächst noch mit Riesenschritten der „Krisis“ entgegen, und die „Prognose“ scheint wenig günstig.

Aber zurück zu den drei bösen Buben. Sie blieben, auch nachdem sie Seeräuber a. D. geworden, gute Cameraden. Karl studirt den Grundbau der Erde, was anziehender ist, als der wackelig gewordene Grundbau der Wirthschaft, welchen einzurenken Marx

sich (mit vielen Genossen!) redlich, aber mit zweifeligem Erfolge, bemüht. Maxl nahm bei Felix, als dieser Privatdocent in München geworden, als einer der frühesten Schüler theil an den rechtsgeschichtlichen Uebungen (1858): wir waren, den Docenten eingerechnet, drei (die beiden Hörer mochten also von sich sagen: „quos paucitas nobilitat"), der andere war Hermann Oelschlager, später durch Formbegabung und feinste Durchbildung des Stiles in der Poesie hervorragend bekannt geworden. Wir lasen „Jordanis, Getica": ich habe Maxl stark im Verdacht, daß ihn das Dichterische und Sagenhafte des Stoffes mehr anzog, als die noch recht jugendlichen rechtsgeschichtlichen Auslegungen des Docenten. Lieber Gott! Damals wußte ich noch viel weniger als heute! Von der Hand in den Mund lebte meine Lehrerei. Sie waren gar fleißig, meine beiden Säulen. Aber einmal muß Maxl doch wohl an seine blonde schlanke Braut mehr gedacht haben, als an die Hunnenschlacht von 451; er hat da nicht recht aufgepaßt: das kam erst vor zwei Jahren auf, da er in seinem „ewigen Juden" über diese Schlacht sagen läßt: „weißt du noch, wie da der junge Thorismund zu Boden lag?" Während doch der junge Thorismund gerade einer der Wenigen war, die damals nicht zu Boden lagen! Und das war recht gut, denn wäre auch der noch

neben seinem Vater Theoderich am Boden gelegen, spräche man am Ende heute von Toulouse bis Moskau hunnisch.

Später (1864) trat mein lieber Segelbruder und Schüler mit einem Bändchen Gedichte hervor, welche schon ganz zweifellos eine schöne eigenartige Begabung bekundeten, aber — wie gewöhnlich — sehr geringe Beachtung fanden. Darauf folgte ein kleines Epos, „Der Höhlenmensch“, das, obzwar minder gelungen, doch bereits in der Knospe andeutet, was sich später schön und bedeutsam entfalten sollte in den beiden epischen Dichtungen: „Der ewige Jude“ (1887) und „Die Verbannten“ (1890).

Beide fanden reichstes Lob: ich habe diesem nichts beizufügen und nichts abzubrechen. Nur etwa noch staunende Anerkennung für den tollkühnen Muth des lieben Maxl, der es wagt, seinen Deutschen so viele Verse anzubieten: z. B. in den „Verbannten“ nicht weniger als 534 Seiten! Das ist verwegener als weiland die Sausefahrt nach der Kraut-Insel (oben S. 243). Man hat mit Fug von manchen meiner Prosaerzählungen („Sind Götter?“ „Odhin's Trost“, „Was ist die Liebe?“ „Frigga's Ja“, „Skirnir“) behauptet, sie forderten die gebundene Rede geradezu heraus, und mich gefragt, warum ich sie nicht gewählt habe? Antwort: Weil ich meine Sachen

nicht auf das sorgfältigste vor den Menschen zu verheimlichen wünsche. Vor 35 Jahren erschien ein solches kleines Versding von mir, „Harald und Theano“: ist auch nicht schlechter, als Manches, was ich später gemacht und mit Erfolg unter die Leute gebracht habe: wohlan, lieber Leser, von den damals gedruckten tausend Exemplaren kannst du dir heute noch ein par Hundert kaufen. Aber du kaufst nicht Eines! Es sei denn, daß Du eine Leserin [denn die Männer in Deutschland, die grimmen rauhen Helden, verachten die weichliche Dichterei und suchen ihre geistige Erhebung bei den vier Wenzeln]: aber auch als Leserin lässest du dir das Buch lieber vom Verfasser schenken: dann ist es zugleich werthvoller und — billiger. Vor 15 Jahren erschien von mir ein anderes Epos in Versen, „Die Amalungen“: ich glaube, außer Herrn Hofrath Kürschner weiß kein Sterblicher von ihnen. „Vestigia terrent!“ Also Heil Haushofer, dem Helden, der dicke Vers-Epen wagt: edler Muth gehört dazu. Allein, Allein! Einem alten Römer ward gesagt, in Afrika sind kleine Hunde so muthig, Löwen anzugreifen. Kalt lächelnd fragte der Realist: „Und bezwingen sie auch die Löwen?“

Es ist beschämend, daß Max Haushofer noch lange nicht so bekannt und geschätzt ist in Deutschland, als er es verdient. Aber freilich: ist er doch weder ein halb

verzückter Russe, noch ein Gespenster sehender Skandinavier, noch ein Zola ohne Zola's Geist plump nachäffender „Literat" — letzteren Falls dürfte er sogar deutscher Statsangehöriger sein! — sondern ein deutscher Professor, der dichtet: — eine ungeheuerliche Naturwidrigkeit, deren Ausrottung — das beweisen schon Schiller und Rückert — Pflicht der „tonangebenden Presse" ist.

Der Dichter der „Verbannten" hat von seinem Vater viel geerbt: den Humor, das Gemüth, und vor allem das Gefühl für die Stimmung von Landschaft, Tages- und Jahreszeit. Er wählt sich große, ja großartige Aufgaben, mit dem Muth und der Kraft eines echten Dichters. Er hat eine angeborne hervorragende Formbegabung und hat diese mit treuem Fleiße gepflegt; die Form ist ganz außerordentlich schön: z. B. verschmäht er die jetzt wieder eingeschmuggelten unreinen Reime, während uns doch Platen, Rückert, Geibel „reim-rein" gezogen hatten.

Haushofer verfügt vor allem über eine ganz außerordentlich reiche, fruchtbare, schöpferische Phantasie; ja man könnte fast sagen: diese Phantasie verfügt zuweilen über ihn. Freilich hat man schon lange die Phantasie als dem „echten" d. h. dem realistischen Dichter entbehrlich, ja sogar schädlich bezeichnet; ja, ja, was hat sie auch bei Dante, Shakespeare, Schiller, Goethe, Byron, sogar schon bei dem seligen

Homeros für Schaden angerichtet! Allein Haushofer kann mit Grillparzer sagen: „Leider steh' ich immer noch bei Schiller und Goethe". Es ist wahr, daß, die Schlingpflanze anmuthvoll hereinzuranken, ihm besser gelingt als die Quadern des Grundbaues einer großen Handlung sicher, fest, nothwendig aufeinander zu schichten; es ist wahr, daß das Lyrische ihm besser als das Epische, dies besser als das Dramatische der Handlung gedeiht; allein er hat eben, wie wir Alle, die Fehler seiner Vorzüge. In diesen „Verbannten" — die „Geschichte" zu erzählen, fällt mir nicht ein; leset sie selber! — ist eine ganz gewaltige Fülle von Poesie, sind Stellen von hinreißender Schönheit, und ihr Verfasser ist zweifellos ein echter Dichter von Gottes Gnaden.[1])

Breslau, am Tage des heiligen Felix von Nola, 1891.

---

[1]) Eine vornehme und weltkluge Bajuvarin, welche diese und die obigen (S. 242) Zeilen vor der Drucklegung las, meinte: a) die Geschichte von der Tanne könnte den beiden Herren Professoren schaden; ich bemerke also, daß ich die Thatsache nur vermuthe; ich würde die Tanne gern auf mich allein nehmen, aber ich war gar nicht dabei; b) die Koseform „Maxl" könnte dem Betreffenden in seiner Laufbahn in Baiern aufhältlich werden. Lieber Gott, sind die Koseformen in Baiern bedenklich geworden? Aber ich will einem Professor, der ohnehin schon Verse macht, nicht noch mehr Knüppel in den Weg werfen! Es ist also überall statt „Maxl" Maximilianus zu lesen.

Um den Band nicht allzustark anschwellen zu lassen, ward auf Abdruck der Gedichte, welche im Vorstehenden erwähnt wurden, verzichtet: Verweisung auf die Seitenzahlen mag genügen; gleichzeitig mit diesem Band erscheint eine zweite Ausgabe der Jugendgedichte von 1855.

Zu S. 7 vgl. Gedichte I, S. 313 („Entsagen") und S. 307 („O glaube nicht").

Zu S. 36 S. 345 („Weltfreude") und S. 112 („Anschauung").

Zu S. 158 Gedichte I, S. 303 („Zweifel").

Zu S. 159 Gedichte II, S. 379 („An Franz von Lachner").

Zu S. 174 Gedichte I, S. 8 („Variation") und S. 13 („Abenddämmerung"), II. S. 329 („Die Abendstunde"), S. 331 („Abendlied").

Zu S. 176 I, S. 12 („Wunsch").

Zu S. 177 I, S. 9 („Das Fest").

Zu S. 182 I, S. 23 („Die Berge") und „Balla-

den und Lieder" (Leipzig 1878) S. 373 („Ferien").

Zu S. 193 Gedichte I, S. 284 („Der Abt von Walchensee").

Zu S. 223 Gedichte II, S. 386—393 („Frühdämmer am Chiemsee", „Mondscheinfahrt auf dem Chiemsee", „Waldmorgen", „Sonnenuntergang", „Sehnsucht nach dem Hochland").

Zu S. 270 Gedichte I, S. 41 („Jugendkraft").

Zu S. 292 „Balladen und Lieder" S. 249.

Zu S. 303 ebenda S. 308 („Seebruck").

Zu S. 341. Die gewaltige Aufregung jener Tage spiegeln die Gedichte I, S. 334 und 323 („Sanct Georg" und „Harre aus!").

Zu S. 345 Gedichte I, S. 42 („In der Fremde").

Zu S. 400 ebenda S. 50 („Begegnung") und 51 („Zurück!").

Zu S. 411 und 586 ebenda S. 53 („Vergessen"), S. 55 („Die todte Liebe"), S. 50 („Vergleichung"), S. 60 („O hätt' ich niemals Dich gesehen!"),

S. 62 („Wehmuth“), S. 92 („Im Herzen brennt die rothe Wunde“).

Zu S. 532 Gedichte I, S. 88 („Kämpfen mußt ich seit ich dachte“).

Zu S. 543 Gedichte II, S. 209 („Thamar“).

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Drittes Buch.

Die letzten Münchener Jahre (1854—1863).

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1892.

I.

Wenige Tage nach der Prüfung vom 11. October 1854 trat ich nun also als „Rechtspraktikant“ ein bei dem „Königlichen Landgericht München rechts der Isar“. Das kleine einstöckige Gerichtsgebäude lag in der Vorstadt Haidhausen, ziemlich weit von dem rechten Isar-Ufer.

Gleichzeitig hatte ich das schmale Kämmerlein in der Löwenstraße, das so viel unsinnig „Büffeln“, — (dieser Studentenausdruck ist treffend für das dumpfe, gedankenlose Auswendiglernen) — so bittere Schmerzen und, meines Erinnerns, abgesehen von der bestandenen Prüfung, nicht eine einzige Freude mit angesehen hatte, — verlassen müssen: meine Vermiether zogen aus und ihre neue Wohnung hatte nicht Raum für einen „Zimmerherrn“.

Da fand ich in der Wurzerstraße 8 im II. Stock

treffliche Unterkunft bei ganz trefflichen Leuten: es war Herr Archivar Stumpf mit Mutter, Frau und etzlichen sehr netten, vortrefflich erzogenen Knaben. Diesen lieben Menschen, vor Allem aber der Frau Archivar, schulde ich wärmsten Dank. Ich habe nicht die Gabe, an mich und meine Bequemlichkeit, mein noch so bescheidenes leibliches Wohlergehen zu denken: zum Theil wohl, wie ich mir — vielleicht allzu hochmüthig! — schmeichle, weil ich an so viele andere Dinge denken kann, ja muß, die so erheblich wichtiger sind — oder wenigstens mir scheinen! — als mein Essen, Trinken u. s. w. Es muß mich immer etwas Weibliches in diesen Dingen „bemuttern". Das that nun Frau Stumpf die drei Jahre hindurch, welche ich bei ihr wohnte, auf das Freundlichste und Gütigste. Sie hielt meine Wäsche in musterhafter Ordnung, bereitete mir viel besseren Kaffee als meine Ungeschicklichkeit je würde zu brauen verstanden haben, sorgte, daß in dem Wandschränklein des Schlafzimmers — denn nun verfügte ich über ein solches! —

ein einfensteriges — neben dem geräumigen freundlich hellen Arbeitszimmer mit zwei Fenstern — die Vorräthe für das (stets zu Hause eingenommene) Abendessen nicht ausgingen, klopfte leise, zum Schlafengehen mahnend, wenn sie noch nach Mitternacht durch die Thürspalte das Licht in dem Arbeitszimmer brennen sah; und als ich im Winter 1857 (mit 23 Jahren) an Masern und darauf folgenden Windpocken erkrankte, pflegte sie mich mit rührender Sorgfalt. Und ich konnte solcher Güte durch nichts vergelten: denn daß ich dem ältesten sehr begabten Knaben — jetzt ist er längst ein Herr Doctor der Medicin — manchmal bei dem Uebersetzen aus dem Griechischen half, das machte mir selbst viele Freude.

Und Alles ging so geräuschlos, so wohl geordnet, so säuberlich her in der ganzen Wohnung. Das trug äußerlich viel dazu bei, daß diese drei Jahre in der Wurzerstraße zu den freundlichsten und freudigsten meines Lebens zählten und ich heute noch gar gern ihrer gedenke.

Denn nun, nachdem der dumpfe Druck der bevorstehenden Prüfung mir von der Seele genommen, schnellte die so lange zusammen und herunter gepreßte Jugendkraft und Lebenslust und — im besten Sinne — Genußfreude: Freude nur an geistigem Genuß — gar vergnüglich in die Höhe: diese Jahre vom 20. bis 23. brachten recht erheblichen Fortschritt in der geistigen Entwicklung: gesundes Selbstvertrauen — fern von jeder eiteln Selbstüberschätzung — und wohl berechtigte Freude an der Welt, an den Menschen, die mich alle — Männlein und Weiblein — so freundlich ansahen, Freude an meinen wachsenden kleinen Erfolgen, ja Freude an mir selbst und dem eignen nun vom Glück getragenen Wesen. Es waren schöne Zeiten! —

II.

Auch die gefürchtete juristische Praxis erwies sich gar bald als durchaus nicht unangenehm, vielmehr als anregend in ihrem Reichthum an ganz neuen Eindrücken und Einblicken in Gebiete des Lebens, von welchen der „Ritter" und der „Philosoph" und „Dichter" gar keine Ahnung gehabt hatte.

Ich trat zunächst auf ein halbes Jahr in die Abtheilung des Landgerichts für bürgerliches Recht unter Assessor Müller.

Das war ein ganz vorzüglicher Beamter, von tüchtigem Wissen, von hervorragendem, praktischem, gesundem Menschenverstand, von rascher Auffassung, von tiefem Gemüth unter rauher Schale und auch ursprünglich von heiterem Humor. Letzterer litt allerdings unter dem Uebermaß von Arbeitslast, welche

auf dem Vielgeplagten wuchtete: zwar war er ein so rascher und schneidiger Arbeiter, wie ich kaum je sonst gesehen: aber die Masse des „Einlaufs“ war doch auch für diesen »Fa-presto« oft zu stark; zumal am Montag früh, sah er den Berg von Schriftstücken auf seinem Pulte, schlug er oft die Hände über dem runden Kopf zusammen, der dann ganz roth ward vor Zorn. Das Gericht war zu schwach besetzt: es bestand außer Müller nur noch aus dem Assessor Herrn von D......, in dessen strafrechtliche Abtheilung ich für das zweite Halbjahr trat, und aus dem Herrn Landrichter van Mecheln, dem Vater meines Freundes Theodor.

Das war ein gar stattlicher, schöner und gegen mich überaus mildgütiger Herr. Theodor führte mich mit dem treuen Clemens Piloty, der unter Herrn von D. „blutrichtete“, wie wir dem nur Allzu-weichseeligen vorwarfen, in seine Familie ein, welche das obere Stockwerk des Gerichtsgebäudes bewohnte. Frau van Mecheln war eine kluge, angenehme Dame von vollendet feinen Sitten und das „schöne Julchen“: — nun,

ich sage weiter nichts, als daß der gute Clemens mit seinem feuerfängigen Herzen gar nicht aus dem Strafrechtszimmer in die Civilkammer heraus zu bringen war: nicht aus Freude am „Blutrichten", noch weniger aus Begeisterung für Herrn von D., vielmehr lediglich deßhalb, weil das Criminalfenster in den Garten unter dem Hause blickte und weil in diesem Garten zwischen den hochstämmigen Rosen zuweilen ein breitrandiger, runder Strohhut sichtbar ward, unter welchem das rosige Landrichterstöchterlein befestigt war — (wie lustig und ein wenig schelmisch blitzten ihre blauen Augen, gnädige Frau von Lurtz! —).

Ich ging also jeden Morgen von der Wurzerstraße in das Landgericht nach Haidhausen: der Weg war eine fortgesetzte Reihe von Hindernissen: denn die Maximilianstraße bestand damals noch nicht, ward vielmehr gerade gebaut, und daß ich im Winter um 7½ Uhr Morgens oder um 7 Uhr Abends auf dem Rückwege bei der räuberromanhaft düsteren Beleuchtung der grunddurchwühlten Strecke nur mit mehrfach ge-

schundenen Schienbeinen — nämlich stolpernd über die neckisch in den Pfad gestreuten Quadern oder verträumt stehenden Schubkarren — davon gekommen bin ohne Beinbruch, das wirkte mir Wotan, der wegwaltende Gott.

III.

Den ersten Tag nun freilich ging ich bestürzt um 12 Uhr Mittags und noch bestürzter um 6 Uhr Abends nach Hause: ich dachte schon daran, dem Vater zu erklären, ich sei unfähig, je im Rechtsdienst irgend etwas zu leisten. Denn ach! ich sollte ein „Protokoll schreiben" und ich hätte eben so leicht Seil tanzen können! Die verwickeltsten Feinheiten der Geschichte des altrömischen Erbrechts konnte ich hersagen, und der ganze Reichskammergerichtsproceß war mir herzvertraut, — aber was ein „Protokoll" war, wie so ein Ding aussah, das hatten wir nicht gelernt bei dem „Reichshieronymus." Wieder trösteten und unterwiesen mich die guten Helfer van Mecheln und Volk: auch mein Assessor lächelte gutmüthig, wie er meine Verzweiflung sah und meinte recht ermunternd:

„nun, Herr Dahn, gar so viel dümmer kommen Sie mir auch nicht vor, als die vielen Dutzend, die das vor Ihnen gelernt haben. Aber, — Jesus, Maria und a bisserl an Josef! — was seh ich da? Sie können ja noch nicht einmal Acten binden! Und Sie wollen promoviren? Kommen's her. Ich zeig' Ihnen 's Actenbinden: — das ist die erste Staffel zum Justizminister."

Und der Gutherzige opferte wirklich von seiner knappen Zeit eine Viertelstunde (oder mehr: — denn solche Sachen lern' ich langsamer als Fechten! —) und lehrte mich das Actenbinden, das ich aber seither auch so schön kann, daß meine liebe Frau dieser hübschen und raschen Verrichtung meiner sonst so ungeschickten Finger erst gestern noch nicht ohne Neid zusah. — Acten binde ich jetzt selten, aber ach! wie viele Kreuzbänder: Correcturbogen u. s. w.!

Nachdem nun also Protokollschreiben und Actenbinden gelernt waren, ging ich mit Eifer, ja mit großem Vergnügen in die Amtsstube: von 8—12 und

von 3—6 waren die Dienststunden: als ich aber sah, daß unser wackerer Assessor, um nur irgend fertig zu werden, viel länger blieb, oft Abends bis gegen 9 Uhr! — da that ich nach Kräften des Gleichen, wenn er mich nicht wohlwollend fortschickte.

Ich merkte, wie er unter der Arbeitslast litt und ward von wahrer Wuth erfüllt gegen die „Rückstände", welche sich, gleich den nachwachsenden Häuptern der Hydra, immer wieder auf seinem Tische häuften. Da beschloß ich, ihm einmal gründlich und für immerdar zu helfen. Um Ostern war's: er war am Samstag früh zu einer Commission nach Oberhaching gefahren; so hatte ich diesen ganzen Tag und die beiden Feiertage für mich; ich arbeitete jeden der drei Tage etwa zehn Stunden, und als am Dienstag der Herr Assessor eintrat, waren alle „Rückstände" — verschwunden.

Erschrocken sah er mich an: „Um Gottes Willen — wo sind alle die Acten?"

„Erledigt!" sprach ich, „sege prahlend"! „Hab Alles signirt. Liegt schon Alles zum Abschreiben

bei den Schreibern. Sie haben nur zu unterschreiben!“

„Sie Unglücksmensch! Sie Narr!“ schrie er, rannte zornrothen Kopfes zu den Schreibern und entriß diesen, was noch zu retten war.

Ach! Ich „reiner Thor!“

Ich hatte mich in meinem „Biereifer“ an die schwersten Dinge gemacht, an Fragen, von denen ich noch gar nichts verstand, an Concursacten, an Sachen, in welchen erst ein neues Schriftstück der Parteien oder das Ergebniß einer Requisition zu erwarten war, bevor „signirt“ werden konnte. Ich aber hatte frisch drauf los „signirt“ nach bestem — freilich sehr unzulänglichem Wissen!

Den ganzen Tag sprach er kein Wort mit mir. Und ich hatte es doch so gut gemeint und beide Feiertage „Harald und Theano“, der Edda und den geliebten Rechtsalterthümern von Jakob Grimm entzogen!

Am Tag darauf, Abends 6 Uhr — wir waren allein, — legte er mir die Hand auf die Schulter:

„Thun's das nie mehr! Gelt? So! Und jetzt zahl' ich Ihnen eine Maß. Gehn's mit zum Franziskaner!"

Das that er keinem Andern. Mir war, als hätt' ich den Michelsorden gekriegt.

IV.

Das mindest Angenehme in meinen Verrichtungen waren mir jene „Commissionen", auf denen ich, wie die anderen Praktikanten, den Herrn Assessor zu Wagen in die Dörfer zu begleiten hatte, meist um Zwangsversteigerungen u. s. w. vorzunehmen.

Die Hochebene rechts der Isar ist, entfernt man sich von dem Flusse, recht reizlos, öde: im Spätherbst und Winter auf den schlechten Straßen, in nicht gutem Wagen, der nie eine „Feder" sah, stundenlang dahin „hotteln", dann in ein maßlos überheiztes und überfülltes Wirthszimmer treten, in welchem man vor dem Rauch schlechtesten Tabaks kaum sehen konnte, wie dreißig Bauern die nassen Mäntel und Wadenstiefel am eignen Leibe trockneten, hier eine höchst unwissenschaftliche Schreiberei vornehmen, die

jeder Gerichtsschreiber ebenso gut — ja besser — hätte leisten mögen, dann, nach Beendigung des kurzen Geschäfts, in demselben Räucherraum elend schlechtes (unglaublich miserables!) Bier trinken und den landesüblichen Kalbsbraten (s. II. S. 302) verzehren, dann aber noch stundenlang auf der Ofenbank liegen und, wo thunlich, schlafen, bis der Herr Assessor, der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer genug Tarok gespielt hatten — ich beherrsche von allen Kartenspielen nur den schwarzen Peter — und endlich spät am Abend in der Dunkelheit wieder nach Hause „hotteln": — „schad' um die schöne Zeit," seufzte ich. Und Tarok spielte er nun eben gar zu gern, der gute Herr Assessor! Sie war ihm zu gönnen, diese — bis er endlich heirathen konnte — einzige Freude. Denn selbstverständlich hatte er schon als Student sich verlobt, denn selbstverständlich hatten beide nicht entfernt genug Geld, sich zu heirathen und so hieß es denn warten und warten, bis endlich eine Erbtante starb oder eine Beförderung erlebt war. Wie freute ich

mich, als ich — nach Jahren! — seine Vermählung erfuhr.

Aber nachdem ich die Reize der Wirthshäuser (und der Bauern!) von Perlach, von Ober- und Unterhaching, von Unterbiberg und Putzbrunn, von Zamdorf und Daglfing wiederholt kennen gelernt hatte, bat ich Herrn Assessor, mich, wann mich wieder die Reihenfolge der Commissionsausfahrt getroffen hätte, durch einen der Amtsgenossen zu ersetzen, der vermöge seiner Tarok-Künste ungleich mehr als ich zu dieser Staatsverrichtung berufen schien. Nur einemorgendliche Fahrt Isar abwärts nach Ismanning mitten im Winter durch den prachtvoll in Rauhfrost glitzernden englischen Garten steht mir in schönem Gedenken.

Am Lebhaftesten unter den manchfaltigen Geschäften der „Civilkammer" zog mich an das „mündliche Verhör", d. h. jenes Verfahren in „Bagatellsachen", welches zweimal die Woche, Mittwochs und Samstags von 8 Uhr früh an bis gegen 1 Uhr abgehalten wurde. Da kamen Bauern, auch Knechte und

Mägde, in dichten Haufen, zumal am Samstag, wann die „Schranne" (der Getreidemarkt) sie ohnehin in die Stadt zog: und da lernte ich denn, in Ergänzung meiner Erfahrungen (II. S. 181—319), das baierische Landvolk genauer kennen, indem es nun meine Besuche in den Dörfern in der Stadt erwiderte.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß es bei dieser näheren Bekanntschaft gewann!

Draußen, wann ich die Leute in ihren Bergen aufsuchte, sah und hörte ich nicht viel von ihren Geld- und Gut-Streitigkeiten, von den häßlichen „Austrag"- (Altentheil-) Zänkereien zwischen Aeltern und Kindern oder Schwiegerkindern, von den Beleidigungsklagen wegen Wortschelte oder Faustschlag, von ihren unabläßigen unehelichen Kindern,[1]) von den Klagen »puncto

[1]) Ausdrücklich bemerke ich, daß die große Zahl derselben nicht auf einer baierischen Stammeseigenart, sondern auf der damaligen baierischen Gesetzgebung beruhte, welche den Leuten die Eheschließung durch Einspruchsrechte der Gemeinden außerordentlich erschwerte: seit Aenderung jener Bestimmungen ist in jener Hinsicht Gleichstellung mit den anderen ländlichen Bevölkerungen in Deutschland eingetreten.

defloratiouis, paternitatis et alimentationis«, welche unsere Amtsstube füllten. Dazu kam, daß die Bewohner der baierischen Ebene sich in allen Stücken leiblicher und seelischer Anlage mit den Gebirglern nicht messen können und daß obenein bei unseren Gerichtspflichtigen die Nähe der Großstadt deren verderblichen Einfluß auch in diese Dörfer ausstrahlte. Hatte die Vertrautheit mit den Bauern vom Chiemgau oder vom Walchensee schon keine schönmalerischen Selbsttäuschungen verstattet, so ließen die in der Amtsstube vor mir sich aufrollenden Bilder an „Naturalismus" nichts zu wünschen übrig: „Hunger (d. h. namentlich Durst) und Liebe" (d. h. ganz was Anderes!), dazu ein tüchtiger Beisatz von Rauflust und von Geldgier beherrschten auch dieses „Weltgetriebe": — übrigens geht es in Paris und Berlin auch nicht viel anders, nur ein wenig verdeckter und geriebener zu, als in Ober- und Unterhaching.

Aber für meine Einführung in die Menschenkenntniß, in das, was wirklich die Leute der Gegen-

wart bewegte, waren diese Tags des mündlichen Verhörs sehr fördersam. Und ich erkenne jetzt als ein Zeichen meiner fortgeschrittenen Seelengesundheit, daß mich nun auch gewisse Rohheiten — beiderlei Geschlechts! — nicht mehr mit so unüberwindlichem, übertriebenem Ekel erfüllten wie viel Gelinderes vor vier Jahren gethan: — damals hätte ich schon den Geruch der in den durchregneten Mänteln oder Weiberröcken am glühenden Ofen sich trocknenden Knechte und Dirnen nicht ausgehalten, geschweige ihre »exceptiones plurium concumbentium«. Und die Erweiterung des Gesichtskreises, die Kräftigung der Denkweise erwies sich darin, daß mir nun der Sinn für den Humor, für das unbewußt Komische in diesen Menschen und Verhältnissen aufgegangen war und durch herzerquickendes Lachen über allerlei Derbheit, ja Rohheit glücklich hinweg half. Es wäre manches lustige Stücklein aus jenen Verhörstagen zu erzählen, wenn es — zu erzählen wäre. [1])

[1]) Ueberraschend war einmal die **benigna interpretatio**

Mich zogen nun, nachdem ich den ersten Widerwillen gegen die „Viechheit“ überwunden, diese handgreiflichen Beläge aus dem Volksleben lebhaft an: ich freute mich auf jene zwei Vormittage, welche der Herr Assessor verwünschte, weil sie ihm die Zeit für seine drängenden schriftlichen Arbeiten wegnahmen; und über das Landvolk hatte er, gestützt auf langjährige Erfahrung, eine Meinung, welche sich am deutlichsten, liebsten und häufigsten in saftigen Fluchformeln ausdrückte.

Allein die „Idealität“ — richtiger „Sentimentalität“ — meiner „Poetenseele“ brach doch sogar gegenüber diesen polternden und keifenden Mistknechten und Milchmägden durch! Ich wollte sie alle durch liebliches Zureden vom Processiren abbringen und zum gütlichen Vergleich bewegen: war doch der Sühneversuch gesetzlich vorgeschrieben. Während aber die älteren

einer Daglfingischen Viehmagd, welche sich zu Protokoll als Jungfrau erklärte und auf vorgehaltene Erinnerung an das im Vorjahr geborene Kindlein unverzagt erwiderte: „a, dös war grad a Madl“ („ach, das war ja nur ein Mädchen!“).

Praktikanten — und zumal der Herr Assessor! — das gar kurz und barsch abmachten, die Verdutzten mehr anschnauzend als durch Lindheit anmuthig besänftigend, gab ich mir in jedem einzelnen Falle die größte Mühe, durch Einwirkung auf das schlummernde Ideale in den alten Unterhachingern oder in den jungen Putzbrunnerinnen Versöhnung herbei zu führen. Ach, meist war dieser Schlummer für meinen Weckruf zu tief! Und der Herr Assessor fuhr mich wohl an: „Was fällt Ihnen denn ein? Sie vertragen mir ja viel zu viel Zeit mit den eigensinnigen Bauernl . . . . .“ (Ich erschrak, wie er dies Kraftwort so laut schrie, daß es jeder der Gescholtenen hören mußte!)

„Erst laden Sie mir viel zu viel Parteien auf Einen Vormittag“ (das war richtig! denn mir war dies mündliche Verfahren viel lieber als das viele Schreibwesen) „und dann reden Sie mit jedem Hiesel und jeder Urschel so lange, als hätten Sie Jason und Medea zu versöhnen. Vorwärts! — Du, Jürgel, willst zahl'n? — Vier Gulden monatlich für's Kind

war net z'viel, meineti? Abschwören willst es aber do net! Sonst schwörst di in's Zuchthaus nei? Willst net? Na, laß bleiben, Bauernlümmel verfluchter! Nehmen's die Klag' auf, Herr Dahn: „Es erscheint Ursula Oberniederhuber, — wie hoaßt 's am Haus? — Zipfelbauerstochter von Deisenhofen und bringt vor ...“ So! In 14 Tag kommt's es wieder: nachher wird's Beweisurtheil verkündt. Jetzt unterschreibt's es Protokoll! So! Du willst net, Jürgel? Net? Na laßt es bleiben. Schreiben Sie: „der Beklagte verweigert die Unterschrift.“ Jetzt packst di naus aus'n Gericht. Was? Du willst net?“

Augenblicklich ergriff der Starke den noch stärkeren, aber sehr dummen Jürgel an der Schulter und drehte ihn zu dessen lebhaftem Erstaunen höchst eigenhändig zur Thüre hinaus. „Sehn Sie, Herr Dahn, so macht ma's mit dene Bauernl......! Sonst werd ma nie fertig!“

Ich machte es freilich anders.

Manchmal, wenn der von mir schon zu Stande

gebrachte Vergleich daran zu scheitern drohte, daß die Parteien die (sehr geringen!) bisherigen Kosten (Vorladungsgebühren an Herrn Muckenschnabel, den Gerichtsdiener, — er hieß wirklich so! —) und Schreibgebühr nicht bezahlen wollten, schenkte ich sie (obwohl wahrlich nicht „im Golde plantschend", wie man in Königsberg sagt) den Beklagten aus eigner Tasche. Aber seit das einmal entdeckt ward, und sofort alle Praktikanten aller drei Kammern einen Tanz höhnender junger Teufel um mich aufführten und sogar der Herr Landrichter mich milde lächelnd den „Friedensengel" nannte, that ich es nie wieder. —

V.

Ich war also recht eifrig in den etwa acht Monaten in der „Civilkammer“; nur zu eifrig — wie ach so oft in meinem Leben! Gerade durch Uebereifer hab' ich wohl auch damals Manches schlecht gemacht. Aber im Ganzen war der Verlauf dieser Prüfungszeit für die Rechtspflege günstig: der Herr Assessor ward und blieb mir wohl gewogen und ich ihm tief dankbar.

Nun wäre manches Schnurrige zu erzählen aus der kurzen Zeit, die ich — aushilfsweise — in dem Hypothekenbuch-Bureau (auf deutsch Buchpfandamt) zubrachte. Da sollten wir z. B. statistische Tabellen ausfüllen. Selbstverständlich lud ich in allen Dingen, von denen ich aus den Acten nichts wissen konnte, die Gemeindevorsteher, um von ihnen die richtigen Zahlen zu erkunden. Aber da kam ich schön an!

Mein Vorgesetzter — nur ein höherer Gerichts-
schreiber, — schalt: „ja, so werden Sie ja nie fertig.
Da nehmen's die Tabellen des Vorjahrs. Jetzt schreibn 's
in die Neuen halt ungefähr das Gleiche, manchmal
a bisserl mehr, manchmal a bisserl weniger, daß ma's
net so leicht merkt." — Ich erbat sofort meine Ent-
lassung aus dieser Beschäftigung. Aber mein Glaube
an die Statistik ist seither hinkend.

Ich kam nun in die Criminal- (oder, wie wir
sagten, Blut- oder Schreckens-) Kammer des Herrn
von D. Legion war die Zahl der drolligen Geschichten,
welche über diesen Raum und dessen Gebietiger unter
uns und auch links der Isar im Schwange gingen.
Viel davon war wohl erfunden, mehr noch übertrieben:
aber einiges recht Heitere war allerdings vorgekommen.
Und kein Wunder! Der ältliche, kränkliche Herr —
übrigens „die gute Stunde selbst" wie gegen uns, so
auch nur allzu sehr gegen die Herren Spitzbuben —
war kaum minder überlastet und dabei entfernt nicht
so arbeitsrüstig, wie sein Amtsgenosse für das bürger-

liche Recht. Da kamen denn im Drange des Geschäfts allerlei kleine Menschlichkeiten vor, die freilich oft an das Unglaubliche streiften. Ich führe einige an, wobei ich aber ausdrücklich bemerke, ich kann nicht mehr angeben, ob die einzelnen Stücklein auf Rechnung des Herrn Assessors oder seines regelmäßigen Vertreters, eines Gerichtsschreibers, fallen.

Schon vor meinem Eintritt in das „Blutgericht“ brüsteten sich der sanfte Clemens (der nicht einmal das Nasenbluten eines Mitmenschen anzusehen vermochte!) und seine Stubengenossen, „sie hätten jetzt einen Mord“: d. h. eine Untersuchung wegen Mordes oder doch Todtschlages. Irgend Jemand hatte in einem Gehölz unseres Gerichtsgebietes — ich glaube bei Föhring — den Knochen des abgehaunen Vorderarms eines Menschen, mit dem Handknöchel daran, gefunden und zu Gerichtshänden geliefert. Daraufhin Anlegung von neuen Acten: „die gefundene Menschenhand betreffend“, Vernehmung der umwohnenden Gerichtsholden, ob Keiner eine Hand zu wenig habe?

(ohne Erfolg: im Gegentheil! zum Zuschlagen hatten sie meist der Fäuste zu viel) Vernehmung der Wirthe, der Gemeindevorsteher, ob irgend eine Kirchweih oder Hochzeit nach Landesbrauch mit einem erheblichen Raufhandel gefeiert worden? Nur das Herkömmliche war geschehen, einige Löcher in den Köpfen, in welche Stuhlbeinecken und Maßkrugränder auffallend genau paßten: — aber keine verlorene Hand. Der Act schwoll riesig an, nicht so die Erkenntniß der Blutkammer. Manchmal, führte uns ein Auftrag in dieselbe, zeigte man uns den unheimlichen Stoß: ja, zuweilen durften wir von unten das gewaltige Glas betrachten, welches auf dem Schranke stand, mit schmutzig gewordenem Spiritus gefüllt: und darin lehnte, schräg aufgerichtet, der herrenlose Vorderarm.

Nicht ohne leises Grauen, aber auch nicht ganz ohne Selbstgefühl, sprach Clemens von der Sache. —

Endlich kam einmal an einem Nachmittag, da der Schreckensassessor und alle seine Praktikanten über Land gefahren waren „auf Commission“, der

neu ernannte Gerichtsarzt in die Blutkammer, sprach, den Assessor erwartend, mit dem allein anwesenden Schreiber, der alsbald die Rede auf den „Mord von Föhring“ lenkte, ließ sich von dem Widerstrebenden das unheimliche Spiritusglas von dem Schranke herabreichen, prüfte das Corpus delicti, lachte und schrieb auf einen Zettel: „diese Menschenhand ist der Röhrenknochen des Vorderfußes eines einheimischen Hundes, canis domesticus Linnei.“ Den Strafassessor nicht mehr erwartend kam er zu uns herüber und erzählte alles. Der „Mord von Föhring“ ward nicht mehr verfolgt. — —

Als ich später selbst in der Strafkammer arbeitete, erlebte ich auch manches Heitere. Einmal brachte ein berittener Gendarm eine Meldung. Da ward mir dictirt: — ich weiß nicht mehr, von wem! — „Schreiben Sie, Herr Praktikant, schreiben Sie: „es erscheint im Gerichtszimmer Johann Huber, Gensdarm zu Pferd und meldet, jedoch zu Fuß!“ Ein andermal nahmen wir in einem Dorf an einem Haus, in welchem

ein Einbruchsdiebstahl war verübt worden, gerichtlichen Augenschein auf, da ward mir dictirt: „schreiben Sie, Herr Praktikant, schreiben Sie: „neben dem Schlosse war ein Loch gebohrt, welches aber so klein war, daß man es gar nicht sah, wenn man nicht hinsah.“ Seltsam war auch, daß, wenn die Geschäfte stark drängten, nur der „Kopf“ des Potokolls dictirt ward: d. h. die Formel: „Protokoll des k. Landgerichts München rechts der Isar, Abtheilung für Strafsachen, am 20. Juni 1855. Gegenwärtig: der k. Landgerichtsassessor v. D., Rechtspraktikant Dahn — haben Sie das? Ja? — Nun, das Andere können Sie leicht selbst machen!“ Das Alles war nicht Dummheit, nur Hilflosigkeit gegenüber dem Drang und der Hast der Arbeit.

VI.

So verlief das an dem Landgerichte zu verbringende Jahr, was die Thätigkeit in den Amtsstuben anlangt: ich arbeitete, wie gesagt, im Gericht die Zeit von 9—12 oder 1, und Nachmittags stets von 3—6 oder 7, oft aber noch später. Allein das Schwergewicht jenes reichen und glücklichen Jahres wie des darauf folgenden, in dem ich in das Stadtgericht München links der Isar eintrat, fiel für Arbeit und für manchfaltigen geistigen Genuß in die freundliche Stube daheim in der Wurzerstraße.

Ich stand so früh auf, daß ich schon vor dem langen Weg nach Haidhausen ein par Stunden arbeiten konnte, um 12½ war ich regelmäßig wieder zu Hause, um 1½ ging ich abwechselnd bald zu dem Vater in der Briennerstraße (13/I.), bald zu der Mutter

(Karlsplatz 3/II.) zu Tisch: dann führte ein Spaziergang über den Gasteig wieder in das Gericht und Abends stolperte ich bei schlechter Beleuchtung durch die im Bau begriffene Maximilianstraße nach Hause, gar gierig, wieder an die heißgeliebten Bücher zu gelangen.

An welche? An gar verschiedenartige.

Zunächst bereitete ich mich vor, als Doctor der Rechte zu promoviren: denn nun stand der Entschluß fest, Privatdocent der Rechte zu München zu werden. Höchst wohlthätig wirkte auf meine ganze Gemüthsverfassung und meine ganze Leistungsfähigkeit die nun so gewonnene Sicherheit über die künftige Lebensaufgabe.

Vor Allem mußte nun die Doctorschrift geleistet werden.

Ich hätte gern einen Gegenstand aus dem deutschen Recht, am liebsten aus der deutschen Rechtsgeschichte gewählt: denn jetzt, gleich in den ersten Wochen nach der Prüfung, wirkte Konrad von Maurer (II. S. 25,567) ganz gewaltig, in fortreißender Begeisterung, auf mich

ein, mich tiefer in das germanische Recht, in die Germanistik überhaupt einführend.

Gar manchen Herbst- und Winterabend dieses Jahres stürmte ich etwa um sechs Uhr von den Acten in Haidhausen hinweg in das Vaterhaus des hochverehrten Meisters an der oberen Garten- (jetzt Kaulbach-) Straße, voll brennenden Eifers, von ihm zu lernen. Er war und blieb eine mächtig anziehende, hervorragende Persönlichkeit: der scharf geschnittene Kopf, die bei plötzlichem Aufschlage hell blitzenden Augen, der ausdrucksvolle, fein, oft ein wenig spöttisch lächelnde Mund, der mühelos dahingleitende Fluß der Rede, zumal aber die durch und durch vornehme, edle Denkweise, die sich in all' seinen Thaten und Worten äußerte, übten starken Zauber auf mich: mein Vater scherzte, ich sei verliebt in Prantl, Maurer und Pözl. Der geräumige, an allen Wänden bis an die Decke mit Büchern angefüllte Saal, in dem Maurer arbeitete, nur von Einer Kerze spärlich beleuchtet, umfing mich mit ehrfurchtvollem Schauer: und der nur seiner

Forschung lebende junge Professor ward und blieb mir das Musterbild eines deutschen Gelehrten.

Den Gegenstand unserer Unterhaltungen (die ich aber nur fragend, er antwortend führte!) bildeten Quellenkunde, Verfassungsgeschichte, insbesondre aber Methodik der Forschung und tief dankbar bekenne ich, von all' dem in diesen zwangsfreien Abendgesprächen mehr gelernt zu haben als in den meisten Vorlesungen Anderer: wie ich von Prantl die philosophische Denkweise gelernt, so von Maurer die Methode geschichtlicher, zumal der rechts- und verfassungsgeschichtlichen Forschung. Aber auch für den germanischen Götterglauben und Götterdienst, für die Beobachtung der Fortdauer solcher Anschauungen und Gebräuche noch in dem Volksleben der Gegenwart gab mir Maurer reichste Belehrung, zuerst mündlich, dann durch sein geradezu großartig zu nennendes Werk über die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum, das bald darauf erschien.[1])

[1]) München, Christian Kaiser I. 1855 II. 1856.

Ferner führte er mich in Jakob Grimm ein und erschloß mir damit einen unerschöpflichen Hort für Forschung wie für Dichtung.

Dieser Unterweisung verdanke ich es, daß ich im Stande war, alsbald in der „Bavaria“ (s. unten) die Darstellung der Volksgebräuche in Ober- und Niederbaiern von jenem Gesichtspunkt aus durchzuführen und dadurch erst dem massenhaft, aber nach einem rein äußerlichen Verfahren nach Anweisungen des Königs Max II. zusammengetragenen Stoff wissenschaftliche Bedeutung abzugewinnen: siebzehn Jahre später (1874) habe ich, gereifter und selbständiger, jene Dinge auf breiterer Grundlage und vertiefter behandelt.[1])

[1]) Altgermanisches Heidenthum im deutschen Volksleben der Gegenwart, jetzt Bausteine I. Berlin 1879.

VII.

Auch mit Pözl und Bluntschli blieb ich in stetigem Verkehr und diese meine drei Rechtslehrer riethen mir sehr verständig, obwohl ich später als Privatdocent mich dem deutschen Recht zuwenden wollte, doch jetzt als Gegenstand der Doctorschrift nicht eine deutsch-rechtliche Frage zu wählen, bei welcher die Quellen ungleich schwerer zu beherrschen sind, sondern eine römisch-rechtliche.

Die Erörterung der Streitfrage, ob die Verjährung bei Obligationen nur die Klage oder das Recht selbst zerstöre, so daß auch eine naturalis obligatio nicht übrig bleibe, hatte mich in der Vorlesung bei Arndts lebhaft angezogen: ich behandelte sie nun in der Doctorschrift. Ich arbeitete so eifrig an derselben, daß ich, obwohl mindestens 8 Stunden des Tages

durch die Praxis und den zweimaligen Weg von einer halben Stunde zu und von dem Landgericht in Anspruch genommen wurde, im Frühjahr die Reinschrift dem Decan einreichen konnte: es war der alte Zenger, mein väterlicher Freund von der Königinstraße (I. S. 32) her, der mich in seiner rauhen, an Haushofer (II. S. 590) gemahnenden Weise lieb behalten und mir nicht gezürnt hatte, daß ich — aus allerlei Zufallsgründen — nie eine Vorlesung von ihm besucht hatte.

Auf Grund der von der Facultät gebilligten Abhandlung ward ich nun zu der zweiten Leistung zugelassen: zur Auslegung einer Quellenstelle je aus dem römischen, dem deutschen, dem kanonischen Recht. Ganz frohgemuth ging ich daran: während ich vor der Schlußprüfung an Gymnasium und Hochschule von recht thörigem Kleinmuth gequält gewesen war (II. S. 577), wandelte mich jetzt keinerlei Zagen an: es war ein frischer, zuversichtlicher, sieg-getroster Geist über mich gekommen seit der Uebersiedelung in die Wurzer-

straße: ich war gesund und voll blühender Kraft an Leib und Seele: ich vertraute damals fröhlich meinen Sternen: waren doch alle Leute, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, Professoren, Cameraden, kluge alte Damen und hübsche Mädchen um die Wette gar freundlich gegen mich: ich meinte damals: nichts könne mir mißrathen. Es war eine schöne, jugendfreudige Zeit: — sie sollte nicht lange währen.

Bezüglich der Promotion war nun ja auch tröstlich, daß es hier verschiedene Noten, nicht wie bei jener drangvollen Abgangsprüfung nur Bestehen oder Nichtbestehen gab: und so wenig meine ungeheuchelte Bescheidenheit auf das Ergebniß zu hoffen wagte, das wirklich gewonnen ward, — daß ich mit einer anständigen Note bestehen würde, daran zweifelte ich nicht.

So ging ich denn — ich weiß es noch wie heute — „singend wie ein Spartaner in die Schlacht" (— so schrieb ich bald darauf an Rückert —) an einem wunderschönen Frühsommermorgen aus meiner

lieben Stube in der Wurzerstraße in die Universität, um dort „in Clausur“ (d. h. eingeschlossen und ohne Hilfsbücher) die drei Quellenstellen zu „erklären“.

Freundlich und hellsonnig war der kleine Raum im ersten Stockwerk (noch gar oft sollte ich ihn später betreten: es war das Sprechzimmer der Lehrer): ein Fenster gewährte den Blick auf die Gärten im Westen der Hochschule: die Vögel sangen in den blühenden Obstbäumen: hell schmetterte der Buchfink seinen Schlag. Ich nahm's als guten Angang! Fröhlich sah ich eine Weile in den goldenen Morgen hinaus. Nun erst wandte ich mich den auf dem Tische drohend liegenden „Wälzern“ zu: dem Corpus juris Justinians, dem Corpus juris canonici und dem Sachsenspiegel: in jedem der drei Bücher lag ein Zettel, der die zu erläuternde Stelle bezeichnete. Ich hatte Glück: alle drei, sogar die in dem mir ziemlich fremd gebliebenen kanonischen Buche, waren mir bekannt in ihrer Bedeutung für die einschlägigen Lehren. In kurzer Zeit kam ich mit der Auslegung zu Rande und verabschiedete

ich mich von dem staunenden Pedell, der draußen als mein „bewakster“ (sagen meine Freunde an der Yssel) auf und nieder schritt.

„Schon fertig?“ fragte er besorgt. Denn er mochte mich gut leiden.

„Ja, Herr Gumppenperg! So ist's immer bei mir: rasch geht's oder gar nicht.“

Und es war gut gegangen, wie sich später herausstellte.

Nun folgte bald die mündliche Doctorprüfung: Bayer, Arndts, Pözl, Zenger, Bluntschli, Dollmann, Kunstmann, Maurer; der Letztere begann mit seiner wohlwollenden Ironisirung des jungen Heißsporns, der, — nicht eben ganz zu des Meisters Zufriedenheit,— so Vielerlei neben einander trieb: „Herr Dahn, Sie sind ein Philosoph,“ worauf ich sehr roth ward und am liebsten vor „Schanierlichkeit“ in den Erdboden versunken wäre: — aber bald erholte ich mich, da nun der Gütige mich nach den Grundlehren der geschichtlichen Schule, zumal über Gewohnheitsrecht, fragte,

mit denen er mich als wohlvertraut voraussetzen durfte. Auch bei den übrigen ging es mir, wie ich alsbald spürte, recht gut: nur bei Herrn Dollmann glaubte ich erlegen zu sein: er prüfte überhaupt nicht angenehm — man wußte, weil er unaufhörlich lächelte, nicht, ob er aus Wohlgefallen oder aus Hohn den Mund verzog, ob er sein Opfer an- oder auslachte. Endlich waren die drei (?) Stunden um: daß ich nicht schlecht bestanden, merkte ich wohl, aber ich war doch unsäglich überrascht, als mir der dicke Kunstmann, der mir gar wohl wollte und sich auch an meinem angeblichen „Prantl'schen Atheismus" (der Dollmann ein Gräuel war!) nicht stieß, nachwatschelte und mir mit freudestrahlendem Gesicht — es strahlte ohne dies immer in lieblicher Röthe! — verkündete (wahrscheinlich mit Verletzung des Amtsgeheimnisses), ich hätte alle drei Leistungen mit der I. Note (»summa cum laude«) bestanden, und nun erst erfuhr ich, daß dies damals in Baiern Bedingung für die Habilitation in der Juristenfacultät war. Hätt' ich es gewußt, daß

die akademische Laufbahn, die allein geliebte, von dem günstigsten Ausfall der Prüfung abhing,—wahrscheinlich hätte ich sie in solcher Aufregung schlechter bestanden. Nun folgte bald (19/VII. 1845) die Promotion durch den Decan Zenger: ich hatte, die Sitte nicht kennend, eine unsinnig große Zahl von Streitsätzen aufgestellt (ich glaube weit über 20), was mir mit Unrecht als prahlende Eitelkeit ausgelegt ward. Ein gar fröhlicher Doctorschmaus im Hause meines Vaters, zu welchem dieser seine Freunde, die auch meine Gönner waren, May (II. S. 323), von Doß (s. unten), Melchior Meyer (s. unten Krokodile) und meine Genossen geladen hatte, beschloß den Tag.

VIII.

Im Herbste des Jahres 1855 trat ich aus der Praxis des Landgerichts rechts der Isar in die des Stadtgerichts links der Isar. Nun fiel das Verwaltungsrecht, mit dem ich mich auch dort nur kärglich befaßt, völlig weg. Der Director, Herr von Mulzer, später Justizminister, war mir sehr gewogen: er theilte mich der Amtsstube des nächsten Freundes unseres Hauses, des Herrn Rathes May (S. 41), zu, bei welchem ich das nächste Jahr arbeitete. Dieser gütevolle, verständniß-feine Mann behandelte mich mit zartester Rücksicht: ich fürchte, in den einzelnen „Signaten" habe ich im Uebereifer recht viel „gewurstelt", aber die „Referate" waren wohl nicht immer ganz schlecht: denn nicht nur der nachsichtige Hausfreund, auch die Herren von Hermann, von Branca,

von Heinleth, für die ich manchmal zu arbeiten hatte, lobten sie.

Neben diesen bürgerlichrechtlichen Arbeiten hatte ich nun auch im Strafverfahren als Vertheidiger zu wirken: als amtlich aufgestellter, auch wohl als gewählter (aber nie als bezahlter); es fiel mir auf, daß ich nach den ersten Fällen häufiger als Andere gewählt wurde: schon wollte die liebe Eitelkeit sich etwas darauf zu gute thun: da erfuhr ich durch das Schreiberpersonal, nur dem glückbedeutenden Sinn meines Vornamens habe ich die Bevorzugung durch die Herren Spitzbuben zu verdanken. Die müssen doch viel Latein verstanden haben. Wahrscheinlich machte ich auch dies — wie die meisten Dinge in meinem Leben — viel zu feuereifrig. Weniger wäre wohl oft mehr gewesen. An »impetuosity« und Thorheit fehlte es mir auch hierbei nicht. So bestand ich einmal darauf, zu einem Raubmörder, der, obwohl gefesselt, den Arzt, den Geistlichen, den Gefängnißwärter, die allein in seine Zelle gegangen, angefallen hatte und zu dem

man nur mehr in Begleitung eines Gendarmen gehen sollte, als sein Vertheidiger allein einzutreten. Ich brachte ihn — allerdings in vielen Besuchen — zu dem Besten was er thun konnte: zu einem vollen Geständniß, das ihm das Leben rettete.

Einmal hatte ich das Glück einem unschuldig Angeklagten die Freisprechung zu erwirken. Bei einem Brande „im Thale" (Südseite) hatte mein Schützling aus dem brennenden Hause hilfreich Betten gerettet: diese kamen nach der Löschung nicht mehr zum Vorschein: der Retter, der sich ganz harmlos wieder einfand, behauptete, sie in dem Hause gegenüber geborgen zu haben: in Begleitung des Eigenthümers machte er sich auf, das Geborgene zu holen: aber an der Stelle, wo er sie untergebracht haben wollte, waren sie nicht zu finden: die völlig unbescholtenen und glaubhaften Bewohner dieser Zimmer erklärten, nie im Leben meinen Schützling gesehen zu haben, was dieser verblüfft bestätigen mußte. Daher sofort Verhaftung und Erhebung der Anklage wegen Diebstahls.

Der junge Bursche betheuerte nun seinem amtlich bestellten Vertheidiger so überzeugend unter strömenden Thränen seine Unschuld, daß ich fest von dieser überzeugt ward. Ich ließ mir von ihm wiederholt in allen Einzelheiten erzählen, wie er, in der Nacht, aus dem Rauche des brennenden Hauses, die Bettenkissen auf dem Kopf, in das gegenüberstehende gelaufen sei und die Last in dem ersten Zimmer rechts von der Thüre niedergelegt habe. Ich eilte sofort noch mal auf die bezeichnete Stätte und — fand die Lösung des Räthsels. Nicht in das Haus gerade gegenüber dem brennenden war der Retter gerathen, sondern in das nächste zur Linken, welches jenem, ein Zwillingsgebäude, in allen Dingen und Verhältnissen so täuschend gleich war, daß, zumal in der Nacht und in der Verwirrung eines Brandes, eine Verwechslung leicht erklärlich war. In diesem Hause fanden sich denn auch die geretteten Bettkissen, und mein Schützling ward freigesprochen.

Hierher gehört auch ein Kindsmordverfahren, in

dem ich eine Zeit lang als „Protokollführer“ amtete. Das wäre Stoff gewesen für unsere »fin de siècle« Schule: — nämlich um ihn in ihrer Weise zu verarbeiten, d. h. zu verschmieren. Schauplatz: die Scharnitz. Ein fünfzehnjähriges Feiertags-Schulmädchen, Waise, wird von dem Lehrer unter Eheversprechen verführt. Die Arme flieht zu fernen Verwandten. Mit ihrem sieben Wochen alten Kind kehrt sie in das Isarthal zurück. Ein furchtbares Gewitter steigt auf in der Felsschlucht. Vor der Entladung stiehlt sie sich an das Häuslein des Lehrers. Sie lugt durch das Fenster. An dem Herde sitzt er mit einem jungen Weibe: — sie fragt einen Vorübergehenden. Es ist des Lehrers kürzlich angetraute Frau. Sie flieht, das Kind auf den Rücken gebunden. In dem engsten Theil der Klamm, hart an dem reißenden Gießbach, wird sie von dem Ausbruch des Wetters überfallen, eines Hochgewitters — so besagen die Zeugen — von auch in diesen donnerreichen Bergen nie erhörter Gewalt. In Verzweiflung, in Todesangst vor der tobenden Natur, schleudert sie

plötzlich das Kind in die Wellen des schäumenden Gießbachs. Sofort springt sie nach, es zu retten. Vergebens! zu spät. Die reißenden Wirbel haben es schon entführt. Das junge Geschöpf wird bewußtlos am Ufer gefunden. Nach einigen Tagen erfährt Lisei im Pflegehaus der nächsten Gemeinde, im Kirchhof flußabwärts sei die Leiche eines Kindes bestattet worden, die der Bach ausgeworfen. In der nächsten Nacht wird sie auf dem Grab ergriffen. Sie gesteht Alles. Hierauf Strafverfolgung: nicht etwa wegen Kindesmords, den die uneheliche Mutter gleich nach der Geburt begeht, sondern wegen Mordes — das Kind war ja sieben Wochen alt: — also Todesstrafe! Aber es ward Todtschlag angenommen. Und der Verführer des noch schulpflichtigen Kindes erhielt auch sein Theil. Ein Weniges konnte ich dabei auch thun.

Der Weg aus der Wurzerstraße in das Stadtgericht war viel kürzer als weiland der nach Haidhausen; so ward viel Zeit erspart: von 9—12, von 3—6, höchstens 7 Uhr Dienst in der Amtsstube, alle

übrige Zeit gehörte mir: und der gütige Rath May entband mich gar manchen Nachmittag von dem Erscheinen, seitdem ich anfing, mich für den herandrohenden „Statsconcurs“ vorzubereiten.

Auch an dem Stadtgericht habe ich Mancherlei erlebt.

Ich vergesse nicht den schaurigen Novemberabend, da ich, später als gewöhnlich, allein noch in dem nur schwach von Kerzen erleuchteten Zimmer arbeitete: — auch der unermüdliche Herr Accessist von Scherer, der Acten verschlang wie Andere Bier, — er war nach dem Herrn Rath die „Säule des Bureaus“, — hatte schon den abendlichen Gang zu seiner Verlobten angetreten: — da erschollen auf den Steingängen draußen hastige Schritte — wirre Rufe: es ward gemeldet, der bekannteste Anwalt in der Stadt, der Führer der demokratischen Partei, der tief in das Leben des damaligen München eingriff, hatte sich wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse in dem Schießhaus mit seiner Büchse erschossen: am Vormittag war er noch bei

einer Tagfahrt vor uns erschienen. Es machte einen gewaltigen Eindruck: er war ein Mann strotzend von Kraft gewesen.

Ein andermal war ich Mittags allein in der Amtsstube; der hinkende Gerichtsschreiber, Herr Byschl, war zu Tisch gegangen, da kam eine Frau mit einer Anfrage: während ich ihr Auskunft ertheilte, ward sie plötzlich von den Krämpfen der fallenden Sucht ergriffen, stürzte nieder und wand sich auf dem Boden; ich hatte niemals dergleichen gesehen, es ergriff mich Grauen und Grausen: und doch mußte ich den starren Leib mit dem endlich aus dem Erdgeschoß herauf geholten Hausmeister in dessen Wohnung tragen, wohin dann ein Arzt gerufen ward.

Heiter aber war ein Auftritt, bei dem ich keine vortheilhafte Rolle gespielt habe. Wir hatten die Altersvormundschaft über eine minderjährige Doppelwaise, eine Bürgerstochter niedriger Stufe, geführt, die ihrem Herrn Vormund und uns, der Obervormundschaft, erklecklich viel Verdruß verursacht hatte durch Leichtsinn,

Putzsucht, Verschwendung und auffallenden Mangel an Ehrfurcht vor ihrem Muntwalt und sogar vor uns, ihren Gerichtsherren. So gedieh es allen Betheiligten zu erleichtertem Aufathmen, — unserem hübschen Mündel wohl zumeist — als die Jungfrau die Volljährigkeit erreicht hatte und nun aus der Vormundschaft entlassen ward. Am Tage, nachdem dies feierlich geschehen, erschien die nußbraune Kathi nochmal in der Gerichtsstube, ein Protokoll zu unterschreiben. Sie traf mich allein (mit Herrn Byschl) und da ich am meisten Schererei mit ihrer Vergeudung und allgemeinen Unbotmäßigkeit gehabt hatte, glaubte ich mich berechtigt, ihr zum Abschied noch eine kurze Vermahnung zur Tugend auf den Weg nach Hause und in die Zukunft mit zu geben. Doch übel bekam mir's: kaum hatte ich in meiner schon von Eggers und Roquette viel verspotteten „Ernsthaftigkeit“ einige Sätze von mir gegeben, als mir das Jüngferchen ihre hübsche Fratze dicht vor den Mund reckte und mich anfauchte: „Was wollens, Sie? Ich bin jetzt ein

vogelfreies Frauenzimmer und Sie haben mir gar nichts zu sagen, Sie Gelbschnabel, Sie g'scheerter."

Rief's und fuhr zur Thüre hinaus, einem schießenden Sterne vergleichbar, mich der Schanierlichkeit vor Herrn Byschl (der lachte!) zurücklassend und der Erwägung, daß die Vermahnte allerdings eben so viele Lenze wie ich und unvergleichlich mehr Welterfahrungen zählte.

IX.

In diesem Jahre (1855/6) ward ich auch „conscriptionspflichtig", d. h. ich hatte mich zur Aushebung als Recrut zu „gestellen": allgemeine Wehrpflicht gab es ja noch nicht in Baiern und hätte mich die Einziehung getroffen, würden die Aeltern einen Ersatzmann für mich gestellt haben, wie das für meinen Bruder Ludwig im Jahre 1866 geschah, da dieser, als k. preußischer Hofschauspieler zu Berlin angestellt, nach Baiern einberufen wurde, um gegen die Preußen zu fechten: wie ich als Professor in Würzburg ihn frei brachte, wird sich später zeigen (damals, 1866, waren aber die Ersatzleute theuer, da das Zündnadelgewehr so rasch schießen sollte). Zunächst bestand nun die Möglichkeit, ich würde mich freilosen. Ich freilich glaubte nicht daran; denn nie in meinem ganzen Leben hatte ich bis dahin

„Glück“ gehabt in allen vom Zufall abhängigen Dingen; und dabei ist es geblieben bis heute: ich glaube, lägen in einem Helm sechzig weiße Lebenslose und ein schwarzes Todeslos, — ich würde das schwarze ziehen, so sicher wie König Teja. Richtig zog ich denn auch damals eine ganz niedrige Losnummer, die mich als einen der Ersten zur Einstellung rief. Folgte die zweite Möglichkeit, daß ich untauglich würde erfunden werden. Denn die Zurückstellung derer, die auf dem Gymnasium stets im ersten Sechstel (?) gewesen, ward mir, mit meinem gewöhnlichen Pech, dadurch entzogen, daß es in Einem Jahre gerade um eine Ziffer haperte. So hatte ich mich denn zur Prüfung der Tauglichkeit einzufinden. Darüber verlor ich fast einen ganzen Tag und diese Stunden zählen zu den allerscheußlichsten meines Gedenkens.

An einem Frühmärzmorgen schon um 7 Uhr hatten wir anzutreten in einem jetzt lang abgebrochenen Wirthshause, nahe der Stelle der heutigen Schrannenhalle. Hier fehlte es an jeder Zucht, Ordnung, Aufsicht. Zu

vielen Hunderten drängten sich die Burschen aus der Stadt und deren Umgebung in ein par maßlos überheizte Zimmer zusammen: sie rauchten (und was!), tranken, sangen, johlten, machten untereinander und gegen Unbekannte die rohesten, derbsten, unfläthigsten Scherze in Worten, Gebährden und Handgreiflichkeiten. Bis weit über die Mittagsstunde währte das wüste Treiben, durch das unabläſſige Trinken gesteigert. Der eine Unterofficier, der zuweilen die Hunderte zur Ruhe mahnte, wurde ausgelacht, zuletzt gar nicht mehr zur Stube herein gelassen. Mir ward übel zum Brechen vor Ekel: Alles mir Verhaßteste schlug mir hier über dem Haupte zusammen: die Eindrücke der Roheit wüster Studenten (II. S. 78) kehrten, in das Abscheulichste gesteigert, wieder. Aber noch eine Steigerung trat ein: — eine ganz vernichtende. Endlich gegen 4 Uhr wurden je 50 von uns in einen Sal geführt: hier mußten wir alle Kleider, zuletzt auch das Hemd, ablegen und nun stand ich wohl eine Viertelstunde mit diesen 49 häßlichen, durch Anblick und Mistgeruch und Zoten Auge, Nase und Ohr auf das Empfindlichste belei-

digenden rohen Kerlen zusammen: meine stumme Qual steigerte noch ihre Freude an allem Viehischen. Aus diesem Inferno trat ich, der Ohnmacht und dem Erbrechen nah, in das Purgatorio, d. h. in das Zimmer, in welchem die Officiere und Aerzte des Untersuchungsausschusses amteten. In wenigen Minuten war ich erledigt[1]): meine Kurzsichtigkeit machte mich für immer dienstfrei. Wie ein Erlöster sprang ich aus dem Fegefeuer in den Himmel dieser Freiheit. Seit 1867 wäre ich nicht mehr frei geworden in Baiern: man hätte mir hübsch eine passende Brille auf die Nase gesetzt und mich ganz ruhig in den blauen Rock gesteckt. Im Jahre 1870 sollte mir meine endgültige Kriegsuntauglichkeit bitter leid thun. Aber damals — 1856 — hatte ich wirklich nicht Lust, baierischer oder „überhauptiger“ (wie man in Oesterreich sagt) Soldat zu werden. Ich lief aus diesem campus Martius Bajuvariorum spornstreichs in ein Bad und las darauf Schiller, mich zu reinigen an Leib und Seele.

---

[1]) Ich maß damals 5 Fuß 9 Zoll 9 Linien; Entlaßschein vom 27/VI. 1856.

X.

Nach zweijähriger Thätigkeit in Verwaltung und Rechtspflege an dem Land- und an dem Stadtgericht hatte ich nun den sogenannten „Statsconcurs“, d. h. die Assessorprüfung wie sie in Preußen heißt, zu bestehen, ganz ebenso wie meine Jugendgenossen, welche in dem Verwaltungs- oder in dem richterlichen Statsdienst verbleiben wollten.

Denn in Baiern bestand die höchst zweckmäßige Vorschrift, daß der Habilitation an einer Juristenfacultät zweijährige Praxis und das Bestehen dieser Prüfung vorausgehen mußte. Sehr weise! Einmal war dadurch für den Fall des Scheiterns in der Laufbahn an der Hochschule der Rückzug in die Versorgung durch den unmittelbaren Statsdienst gesichert, während ohne solchen Rückhalt ein verunglückter Privatdocent gar

übel daran ist. Dann aber, weil man mit Fug verlangt, daß, wer das Recht lehren will, das Recht nicht nur aus Vorträgen und Lehrbüchern, — auch aus eigener Anschauung, ja Anwendung kennen gelernt habe. Und gerade ich, was für ein weltfremder Rechtslehrer wäre ich geworden mit meiner ohnehin so stark auf das Geschichtliche und das Philosophische gerichteten Neigung, ohne die heilsame Nöthigung, die Raufhändel und die greifbar gewordenen Liebeshändel der Hachinger Bauern, die Wechselklagen der Banquiers aus der Weinstraße, die Vergantungen der Hauseigenthümer der Schwanthalerstraße auf das Genaueste kennen zu lernen! Die Praxis war mir zum Heil: „sie riß mich (anders als den Schiller'schen Taucher) nach unten": d. h. aus den Wolken der Philosophie und dem Nebelgrau cheruskischen Gaukönigthums in die Wirklichkeit des Rechtslebens und in die Gegenwart: ich lernte und begriff jetzt erst, wie alles Recht eine Lebensform für einen Lebensinhalt ist, das Vermögensrecht insbesondere für das Wirthschaftsleben

eines Volkes und einer Zeit. Der durch Herrmann (II. S. 64) geweckte Sinn für Volkswirthschaftswissenschaft ist mir rege geblieben bis heute und wenn, wie ich glaube, meine Vorlesung über Handels- und Wechselrecht lebendiger ist und wirkt als die über das übrige deutsche Privatrecht (wenigstens meine Hörer in Königsberg und hier wählen für die Uebungen im Seminar lieber jenes als dieses), so gründet das vielleicht in meiner besonderen Neigung, die Einrichtungen des Handelsrechts als Befriedigungsmittel wirthschaftlicher, — eben kaufmännischer — Verkehrsbedürfnisse zu erfassen.

Dieser königlich bairische Statsconcurs war nun aber — und ist wahrscheinlich noch — ein ungeheueres Schrecknis für die Prüflinge!

Mitten im Winter, — Anfang December — wann die Tage so kurz und so hoffnungsarm, so grau sind — vor 8 Uhr mußten wir (noch brannte man Licht) in dem gewaltigen Sale (ich weiß nicht mehr, welches Gebäudes? in der Regierung an der Theatiner-

straße?) uns einfinden. Länger als eine Woche ward das Foltervergnügen fortgesetzt: ich glaube 12 oder 14 Tage. Die Prüfung war ausschließlich schriftlich: nur am Schlusse hatte man vor dem Ausschuß einen kurzen Vortrag über einen praktischen Fall zu halten. Jeden Morgen um 8 Uhr wurden der Reihe nach aus allen Rechtsgebieten: gemein-römisches Recht, deutsches Privatrechtrecht, Handels- und Wechselrecht, bürgerliches Verfahren, Strafrecht und Strafverfahren, Kirchenrecht, Verfassungsrecht und Verwaltungsrecht eine solche Menge von zum Theil höchst schwierigen Fragen (autographirt) mitgetheilt, daß, wenn man sogar die Antwort ohne jedes Nachdenken stets bereit gehabt hätte, schon die rein äußerliche Arbeit des Niederschreibens in der kurzen Frist von 5 Stunden kaum geleistet und die körperliche Ermüdung kaum ertragen werden mochte.

Die Fragen waren aber auch so schwer, daß sie ohne längeres Nachsinnen nicht erledigt werden konnten. Wir bösen Buben erfanden allerlei Muster für diese Folter-

fragen, die in jedem Sinne „peinlich" waren: z. B. „Wie viel Gensdarmen giebt es in Baiern, wie heißen sie und warum?" Oder: „Weiß die Polizei in Baiern Alles? Wenn nicht, warum nicht? Und wie kann diesem Uebelstand am Rascheſten und mit geringster Belastung der Statscasse abgeholfen werden?"

Ich habe (II. S. 106) bei der theoretischen Prüfung der Juristen die Vorzüge der baierischen vor der preußischen Einrichtung so lebhaft hervorgehoben, daß einige Großgewaltige in Preußen, die alles Preußische als solches für besser halten als alles Süddeutsche, an ihrer bisherigen guten Meinung von meinem Verstand mit zürnendem Kopfschütteln irre wurden.

Aber bei dieser zweiten Prüfung muß ich die preußischen Grundsätze als unvergleichlich zweckmäßiger denn die baierischen erklären: neben zwei schriftlichen Arbeiten mehrere Stunden mündliche Prüfung.

Besonders verwerflich war an dem damaligen baierischen Verfahren — so viel ich weiß, ist das nun geändert — das Verbot, außer Gesetzen irgend welche

Bücher als Hilfsmittel zu verwenden, während doch nur der Begabte und durch Fleiß in Behandlung der Literatur Geübte sich derselben mit gutem Erfolg zu bedienen versteht, der Unbegabte oder Faule kann höchstens daraus abschreiben, — was leicht festzustellen ist: ich spreche aus reicher Erfahrung bei den schriftlichen Arbeiten in der ersten preußischen Prüfung. Die Folge jenes baierischen Verbotes war, daß es — in recht unschöner, sittlich schwer bedenklicher Weise! — gebrochen wurde, trotz der ausdrücklichen Versicherung, die wir geben mußten, es einhalten zu wollen. Die Gesetzbücher mußte man die Prüflinge doch in den Sal mitnehmen lassen; jeder hatte seinen Koffer vor sich stehen und in den allermeisten Koffern lagen, versteckt unter den Gesetzbüchern, die verbotenen Hilfsmittel! Dieser gewissenswidrige Mißbrauch war so allgemein und so volkskundig, daß, als der Herr Prüfungsvorstand uns in salbungsvoller Rede auf „den Segen von oben“ verwies (als ob der heilige Geist uns plötzlich die geschwänzten Vorlesungen „nachrei-

tend“ eintrichtern oder die im Café Fink von den Herren Praktikanten mit „Törteln“ vergeudeten Stunden mit rückwirkender Kraft in Lernstunden umzaubern werde!) ein Nachbar dem andern Nachbar zuraunte: „ich vertraue mehr auf den Segen von unten“, d. h. auf die im Koffer versteckten Bücher. Uebrigens hatten ich und meine nächsten Freunde uns von jener doch recht häßlichen Täuschung rein gehalten und es hat uns nicht geschadet. Unwürdig war es doch nun, wie die Herren Prüfungsvorsteher, sich ablösend, in dem langen Sal auf und nieder wandelnd, Wache hielten, ob nicht ein verbotenes Buch, auf den Knieen oder unter dem Schreibpapier versteckt, verstohlen benutzt werde: zwei wurden abgefaßt und ausgestoßen — und so viele Dutzend Andere, die es ebenso — nur geschickter — gemacht, gingen straflos aus!

XI.

Monate lang vorher war der „Concurs“ — als ob wir lauter Banquerottiers gewesen wären! — einziger Gegenstand unserer Gespräche und Gedanken gewesen: ja, in unserm Traum lag der drohende grüne Tisch mit Albdruck auf unseren Seelen. Hing doch von Note und Platz die Zeit der Anstellung ab!

Auch häßlicher Wettbewerb wurde dadurch in den jungen Leuten wachgerufen.

Neben mir saß und schwitzte an der Foltertafel ein Schwabe vom Lech, ein dicker, drolliger Cumpan. Mitten im Graben unter den Schätzen seines Koffers fiel ihm die Brille von der Nase und zerbrach. Er brach in lautes Jammern aus: „jetz bin i verlore! ohne Brill' kann i net schreibe?“ Das Weinen stand ihm nah. Ich bot ihm meine Ersatzbrille an, die

ich vorsichtig mitgebracht hatte: sie paßte ihm, er war gerettet. Mit heißem Danke gab er sie mir bei dem Verlassen des Sales zurück mit der Bemerkung: „des ischt aber großmüthig gewese!“

„Warum? Ich brauchte sie ja nicht!“

„Aber Sie hätte' doch für den heutige Prüfungstag Ein Concurrente weniger gehabt.“

Und das war sein blutiger Ernst! Welche Gesinnung setzte dieser Juthunge seinen Jugend- und Berufsgenossen voraus! —

Ich will den Leser nicht dadurch langweilen, daß ich ihm ausführlich ausmale, wie mich vor und bei dieser Prüfung ganz dieselbe bestimmte Besorgniß des Durchfallens peinigte, wie bei der Abgangsprüfung vor zwei Jahren und bei dem Gymnasialabgang (nur bei den sämmtlichen Arbeiten für das Doctorat war ich ohne Furcht gewesen). Es war freilich diesmal ebenso unbegründet, wie in den beiden anderen Fällen. Indessen, — hatte ich auch in der Rechtspflege in der Amtsstube meine Schuldigkeit ordentlich

gethan, ach, in der Arbeit zu Hause hatte ich, der Neigung folgend und bereits die Vorlesungen für das kommende Jahr vorbereitend, ungleich mehr Zeit auf deutsches Privatrecht, zumal aber auf deutsche Rechtsgeschichte, auf deutsche Rechts- (und andere!) Alterthümer verwendet, als auf das baierische Recht, auf das es doch in der baierischen Statsprüfung vor Allem ankam; und insbesondere das k. baier. Verwaltungsrecht, — unglaublich wenig wußte ich davon! Nur an dem Landgericht, nicht an dem Stadtgericht ward Verwaltung gepflogen; und der gute Assessor Müller hatte mich in der Verwaltung nicht „wursteln" lassen: — da arbeitete der Ueberlastete selbst und allein wie ein Berserker: — vermuthlich entdeckte er gar bald meine Unfähigkeit und meinen geringen Lusteifer zu diesen Dingen.

Am meisten graute mir vor dem k. baier. Wasserrecht. Wir hatten in dem Landgericht einen Act, so dick wie mein Arm lang war: — viele, viele Jahre hindurch hatten der Fiscus, ein par Gemeinden und

viele Anlieger rechts der Isar um alle gedenkbaren Fragen, die „Wasser- (ich glaube des Hachinger Baches?) Pflichten“ und „Wasserbefugniß“ angehen können, gestritten: wir alle fürchteten diesen Riesen von Papier und ich am meisten. „Sie leiden alle an Wasserscheu“, lachte Assessor Müller, „weniger an Bierscheu!“ Ich sagte mir nun Monate vor dem „Ausbruche des Concurses“ — in der freilich die geistige Zahlungsunfähigkeit Vieler zu Tage trat: — „im Recht wirst du wohl durchkommen, aber die Verwaltung schickt dich nach Hel!“

Obgleich nun dieser Tage Qual groß war, — wie gesagt, schon die körperliche Nebenanstrengung — hatte ich doch zu Anfang den Eindruck, daß ich nicht ganz übel bestehen werde. Als die wirklich übertriebene Menge von Fragen auf mich hernieder troff, die alle in viel zu knapper Frist beantwortet sein sollten, erkannte ich: hier hilft nur Eins! Nicht allzulang besinnen, welches die ausgetüftelt richtige Entscheidung sein mag, — sondern für Eine — nicht

gerade hirnrissig dumme! — sich entschließen und nun alle Zeit darauf verwenden, diese einmal gewählte Ansicht möglichst gut und eingehend zu begründen. Nach diesem Grundsatz handelte ich: — oder vielmehr wohl nach dieser Neigung meiner Eigenart, dem Ungestüm, die mir, wie meinem seligen „Rolandin", schon so oft im Leben geschadet hatte und noch schaden sollte, daß es nur billig war, gedieh sie mir nun auch einmal zum Frommen.

So geschah es denn, daß ich immer viel früher als meine Nebendulder anfangen konnte, meine Ansicht niederzuschreiben und manchmal auch mit dem Schreiben schon fertig war, bevor jene noch sich schlüssig gemacht hatten.

Nun kamen aber die beiden „dicken Enden" nach, d. h. die beiden Tage, da wir den praktischen Fall aus dem bürgerlichen und den aus dem Verwaltungsrecht (†! †! †!) zu bearbeiten hatten. Dies Vergnügen währte je von 8 Uhr früh bis 6 Uhr Abends — ohne Mittagsruhe: denn wir durften

den Sal nicht verlassen, um uns nicht des Rathes „auswärtiger Rechtsgelehrter", d. h. anderer Praktikanten oder Accessisten und Anwälte erholen zu können: die von unsern Aeltern in den Sal gesandten „Freßkörbe" wurden danach untersucht, ob sie nicht als Umschlag der Schinkenbrode Lösungen der Aufgaben enthielten: denn es war vorgekommen, daß einer der Prüflinge, aus „echter Noth" den Martersal auf kürzeste Zeit verlassend, Mittel gefunden hatte, den Civilfall durch ein schmales Fensterlein auf die Straße gleiten zu lassen, wo ihn ein älterer Genosse aufhob, um ihn dann nach ein par Stunden um Mittag, vortrefflich bearbeitet und um ein par Knackwürste gefaltet, wieder an den Prüfling gelangen zu lassen.

An dem „Civiltag" hatte ich (ausnahmsweise! S. oben S. 53) Glück: die Hauptfrage in dem praktischen Fall war die bestrittene, ob die Behauptung des Scheingeschäfts eine Bestreitung des unmittelbaren Klaggrundes (negative Litis-Contestation) sei oder eine Einrede, wie also hiernach die Beweislast sich vertheile? Dieselbe Frage

hatte ich (angeregt durch Bayer's Vorlesungsheft, das ich, für die Prüfung mich vorbereitend, wieder durchgenommen) in diesen Tagen mir selbst zurecht gelegt in einer ziemlich umfassenden Abhandlung, in der ich auf das begriffliche Wesen jeder Art von Vertheidigung wider eine Klage näher eingegangen war. Vermöge meines guten Gedächtnisses und Dank meiner logischen Gliederung des Stoffes vermochte ich, sobald der Fall vertheilt war, so ziemlich die ganze Abhandlung mit fliegender Feder zur Begründung meiner Ansicht nieder zu schreiben: — zu lebhaftem Staunen meines Gegenüber, des wackeren Monten Gustel, und des Juthungen vom Lech neben mir.

Der „bürgerliche Fall" war also, wie ich fühlte, nicht übel verlaufen. Aber nun — am andern Morgen: der Fall aus dem Verwaltungsrecht. Es wird doch nicht .....! Hätte ich beten können, ich hätte mein Nacht- und mein Morgengebet zusammengefaßt in die Worte: „Alles, o Herr, nur nicht Wasserrecht!" — Um 8¼ wird der autographirte Fall vertheilt: —

Wasserrecht! Nichts als Wasserrecht! Mit allen Teufelsränken von Brückenbau- und Ufer-Schutz-Pflicht. Ich hatte das Gefühl des Ertrinkens wie weiland im Walchensee (I. S. 122, II. S. 194). Aber, wie schon bemerkt, geht mir's an den Kragen, werd' ich nicht zappelig, sondern ruhig.

Ich griff also zu dem anzuwendenden Gesetz und „wandte es an:" — unschuldig an aller wasserrechtlichen Literatur und Praxis, wie mich Gott erschaffen hatte und mit dem Bewußtsein, nun gewiß durchgefallen zu sein, reichte ich das Geschreibsel ein. —

Damit war die lange Prüfungsqual zu Ende. Der nun noch folgende mündliche Vortrag hatte geringe Bedeutung, das wußten wir. Daher gewährte mir die Ahnung, ihn nicht schlecht gehalten zu haben, kargen Trost. Nun dauerte es aber unglaublich lang, — neun Monate! — bis das Ergebniß dieser künstlich ersonnenen und verwickelten Folterung amtlich bekannt gemacht ward: das hing mit der stark verwickelten Berechnung der Fehler und Vorzüge zu-

sammen in den verschiedenen Fächern und Arbeiten: — eine Labyrinthologie[1]), die ich noch heute nach 36 Jahren nicht ganz bemeistert habe. Endlich aber kam auch für dieses Harren der Tag der Erfüllung: Ergebniß: der erste nicht nur im Kreise Oberbaiern, nein, im ganzen Königreich, mit der damals selten ertheilten I. Note Dr. Felix Dahn! Unter allen Fächern war meine Note am besten im Verwaltungsrecht! Ich wollte es so wenig glauben, wie in der Nacht zum 2. September 1870 der Telegraphendirector zu Berlin die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleon's und seines ganzen Heeres bei Sedan. Der Erste in Oberbaiern steht in meinem Zeugniß vom 19/VIII. 1857, aber man sagte mir — amtlich oder halbamtlich — auch im Königreich. Doch hat mein Concursgenosse und hoher Gönner, Herr Finanzminister von Riedel, — Excellenz — kürzlich bei'm Becher behauptet, er habe damals (in Unterfranken?) um $^1/_{168}$ weniger Fehler gehabt; es mag ja sein: dann ist ihm aber dieser $^1/_{168}$ Vorsprung

[1]) Siehe den Abdruck des Zeugnisses im Anhang.

gedeihlich bekommen: ihm und dem lieben Baiernland: denn er ist in jungen Jahren Finanzminister geworden und hat Baiern Millionen erspart: — ich habe Baiern nur das erspart, was es mir, nach meiner nicht unbescheidenen Selbsteinschätzung, 8—10 Jahre lang zu wenig an Gehalt bezahlt hat: nämlich 6 Jahre lang gar nichts, dann 600 Gulden.

Aber damals war die Freude desto größer, je schwerer meine Besorgniß gelastet hatte. Und kaum weniger, als dieser unverhoffte, große, glänzende Sieg war mir lieb, daß auch alle meine nächsten Freunde die besten Plätze erhalten hatten: der zweite war mein lieber Hausgenosse Franz von Godin, dann kamen Julius von Freyberg, Clemens Piloty, Ernst (von) Bomhard, Ludwig Erhard, Wilhelm Hacke, Gustel Monten: — kurz, es war hübsch, daß die Buben der Ritterspiele im englischen Garten, die Walhallgenossen und die Schüler des Pandekten-Meyer dicht hintereinander geschart wie eine germanische Gefolgschaft im Vorkampf gesiegt hatten.

XII.

Dieser unerwartete Erfolg sollte nun aber ernstlich bedrohen — meine akademische Laufbahn.

Viele, recht viele umsichtige und wohlwollende Männer reifer Erfahrung: Richter, Verwaltungsbeamte (natürlich! das Wasserrecht!) stellten meinem Vater und mir vor, jetzt sei es die reine Thorheit, auf der Lehrerlaufbahn zu beharren, zweifellos stehe mir bei dem Eintritt in den Statsdienst neben baldigster Besoldung eine ganz glänzende Laufbahn bevor. Aber mein lieber Vater — noch im Grabe sei es ihm gedankt! — ward keinen Augenblick schwankend: „es ist nun einmal seine Lust und Freude," sagte er, „er soll seinem Herzen folgen."

Mir ließ der Minister des Innern, (ja, ja das Wasserrecht!) Graf Reigersberg, sagen, ich solle mich

bei ihm melden, er habe mir ein erfreuliches Anerbieten zu machen. Ich suchte unter höflichem Vorwand Aufschub. Die Genossen sagten mir unter Glückwünschen voraus, was er von mir wolle. Ich aber schüttelte meinen Kopf: — äußerlich und innerlich. War ich doch ein Schüler Pözl's und gütig zugelassener Gast der „Dienstagsgesellschaft": so wenig ich Lust und Zeit hatte, mich um die Tagespolitik zu kümmern, — dem durchaus reaktionären Minister Graf Reigersberg konnte ein Schüler und junger Freund Pözl's nicht dienen.

Da traf mich — wir kannten uns von einer gesellschaftlichen Beziehung her — der Minister eines Morgens auf der Treppe des Cultusministeriums. Ich kam jetzt häufig dahin, da ich wegen meiner sofort nach Verkündung des Prüfungsergebnisses mit athemlosem Eifer betriebenen Habilitation den so gütevollen Rath von Völk, Schwiegersohn Kaulbach's, den „Ministerial-Engel", oft aufsuchte. (Lieber Gott, ich staune bei der Erinnerung mit welcher Eiferhast, die

sich auch nicht eine Woche verschnaufen gönnte, ich vom Gymnasium ab alle Vorstufen bis zur Habilitation rastlos erklommen habe, während sich jetzt die jungen Leute nach jedem Schritte vorwärts so breit behagliche Ausruh- und Belohnungs-Zeiten gönnen!) Der Gefürchtete stellte mich auf der Staffel, wo ich eben stand: und eine lange Zwiesprach begann: ich solle sofort als Hilfsarbeiter mit Gehalt unmittelbar unter ihm in sein Ministerium treten, als sein **ad latus**: nach den Acten und Berichten über meinen „Concurs" verpflichte er sich, mir eine rasche, glänzende Laufbahn im inneren Dienst zu sichern.

Auch nicht einen Augenblick wankte ich: obwohl mich — aus vielen Gründen! — recht baldige wirthschaftliche Selbstständigkeit gewaltig würde erfreut haben: — und gerade auf diese war bei der Privatdocentur auf lange Zeit nicht zu rechnen.

Aber der „Idealismus", der nun einmal meine Einseitigkeit, meine Schwäche, ja meine Thorheit in allen praktischen Dingen ist — zugleich aber auch

meine stärkste Stärke — das ungestüme, um jeden Preis und ohne jede Rücksicht auf äußere Vortheile oder Nachtheile auf das aus innerer Neigung vorgesteckte Ziel Losstürmen, schloß jede Wahl aus: der wohlmeinende Minister kam mir vor wie Satanas, der mir von dem hohen Berg der cultusministeriellen Holztreppe die Herrlichkeit der Welt zeigte und zu schenken versprach, wollte ich meinen idealen Beruf aufgeben und das Ministerium Reigersberg anbeten. Ich hatte keinerlei Verdienst bei dem Nein: denn die Versuchung versuchte mich gar nicht. Universitätslehrer werden, — deutsche Rechtsgeschichte, germanische Alterthümer forschen und lehren — denn nun hatte einstweilen die Germanistik die Philosophie endgültig in die zweite Reihe gedrängt: — das allein schien mir ein Lebensinhalt, werth der Lebenskämpfe.

Ich sagte also — immer auf der Treppe — auf alle noch so gütigen und dringenden Vorstellungen der Excellenz höflich, aber beharrlich: „Nein“, bis mich der Mann mit wohlberechtigtem Achselzucken endlich stehen

ließ. Und so stehe ich noch immer auf der Treppe zu einem Ministerium.

Manche Gesippen und Gesellen haben mir nie verziehen, daß ich es damals verpaßt habe, „Ministerküken" zu werden. Aber erstens wär' ich nie Minister geworden: — ich habe nicht die mindeste Begabung hierzu: die Trüglichkeit meiner Wasserkünste wäre doch bald erkannt worden! — und zweitens ist es für mich und meine Poesie, drittens aber zumal für das liebe Baiernland viel besser gewesen wie es ward. Mein Ungestüm und die Liebe der Ultramontanen würden gewetteifert haben, mich schon bei dem Schritt zum Ministerialassessor zu Fall zu bringen. Beatus ille qui procul Dalleriis!

XIII.

Man hat mir vielfach verübelt und verübelt wohl noch eine gewisse Rastlosigkeit (S. 75): — sie mag ja auch zu weit gehen und nicht selten geschadet haben, ist wohl eine Wirkung des romanischen Blutes in mir. Aber zuweilen möchte ich ein Stück davon den jungen Leuten wünschen, welche, wie oben geklagt, nach jedem kleinen Schritt vorwärts sich sofort „auf die längere Zeit“ (sagt man in München) in eine „Ausspannung“ (sagt man in Königsberg) begeben, d. h. in einen Ausruhestall und hier den so bedenklichen Lorberschlaf abhalten, aus dem Manche gar nicht wieder zur Arbeit erwachen.

Noch an demselben Tage, da die Statsprüfung zu Ende war, begann ich mit aller Kraft für die Habilitation an der Münchener Juristenfacultät zu

arbeiten, die ich selbstverständlich nunmehr für das Deutsche Recht beabsichtigte. Zu dieser Hast drängte nicht weniger als das Streben, mich so bald wie möglich selbstständig zu machen, der Wunsch, jede äußerlich auferlegte Leistung schleunigst zu erledigen und dann in der errungenen Stellung als akademischer Lehrer lediglich jenen Forschungen obzuliegen, welchen meine Vorliebe gehörte: d. h. Geschichtlichen (im weitesten Sinne des Wortes: also auch und vor Allem Verfassungs- und Rechts-, dann Religions- und sogenannten „Cultur“-Geschichtlichen) in den Gebieten germanischer Quellen, ferner — aber jetzt nur mehr in zweiter Reihe — Philosophischen, zumal Rechts-, Religions- und Kunst-Philosophischen.

In dieser einseitigen Anbauung gewisser Lieblingsfelder liegt ein Hauptgrund dafür, daß ich — unerachtet einiger Begabung und eines (das darf ich sagen) niemals unterbrochenen Fleißes — erst so spät und dann erst noch so sehr bescheiden „Carrière“ gemacht habe, wie der edle Ausdruck des Streberthums lautet.

Freilich kam noch etwas hinzu: ich habe es nie gelernt, auch nur die erlaubten Klugheitsmittel anzuwenden, — von den anrüchigen zu schweigen! — die nun einmal für rasche und glänzende Erfolge unerläßlich scheinen: als da sind: unaufhörlich Briefe schreiben an ältere oder gleichstehende Amtsgenossen, „Fühlung halten" mit allen Juristenfacultäten, stets gespannt auf der Spähe liegen, wo etwa an einer solchen ein Löchlein sich aufthue, in das man schlüpfen könnte, alle neuesten Veröffentlichungen einflußreicher Professoren sofort — mit hastiger und affenartiger Geschwindigkeit unter Zurückdrängung eigener Arbeiten! — lesen, dem Verfasser darüber „ohne Verzug" schreiben, sie — selbstverständlich nicht gegen Ueberzeugung! — lobend anzeigen, in den Ferien unermüdlich herumreisen, die Fachgenossen persönlich kennen zu lernen, auf Juristen- und anderen Vereins-Tagen nie fehlen: und andere Dinge mehr, die ja an sich durchaus nicht unehrenhaft sind. Aber sie fruchten doch erklecklich nur, wenn sie planmäßig, so zu sagen gewerbemäßig und industriell

betrieben werden — und das hat mich von jeher angewidert. Ich war und bin dazu viel zu stolz und, — fügen wir es nur gleich bei, — zu faul und zu verliebt in meine (höchst ungern unterbrochene) eigenste Arbeit. Zu meinem großen „Schaden" (d. h. für die Laufbahn) habe ich mir, seit ich mir der eignen Kraft bewußt ward, das Wort Tell's zum Wahlspruch erkoren:

„Der Starke ist am Mächtigsten allein"

(was nur sehr bedingt richtig ist) und so habe ich mich nie auf Verbindungen und Empfehlungen gestützt, deren sich Andere, unvergleichlich klüger, praktischer als ich bedienten und bedienen, ohne doch dadurch irgendwie bereits der „Cameraderie", „Cotterie", des „Cliquen"-Wesens, der Lob- und Beförderungs-Versicherung auf Gegenseitigkeit sich schuldig zu machen: Dinge, welche leider an unseren Hochschulen nicht gerade selten vorkommen, ja vielleicht — wegen der Einrichtung der Berufungen — häufiger als in anderen Beamtenkreisen.

So habe ich die Leitung der „Bavaria", die Pro-

fessur zu Würzburg, die Mitgliedschaft (corresp. Mitglied) der Münchener Akademie der Wissenschaften, die Professur zu Königsberg, das Rectorat zu Königsberg, das Ehrendoctorat der Juristenfacultät zu Edinburgh und manche andere Auszeichnung ohne mein Gesuch, ohne meine Anregung, ohne persönliche Anknüpfung, kurz, ohne all' ohne mein Zuthun, geradezu in Ueberraschung erhalten und mit freudigem Erstaunen.

Aber ich will mich wahrlich nicht allzu sehr loben: von jenen erlaubten Wegen hielt und hält mich außer einem schönen (nur zu weit gehenden) Idealismus, dem trotzigen Gedanken: „geht es nicht ohne „Mittelchen", nur durch das Geleistete, dann soll es gar nicht gehen," gewiß auch zurück — der Mangel an praktischem, gesundem, kühl allwägendem Menschenverstand, von dem mir leider wenig zu Theil geworden, ach viel weniger als von Einbildungskraft, Lebhaftigkeit und Wissensdrang.

Ich verstand und verstehe es gar nicht, die günstige

gegebene Lage auszunützen. Herz und „Schwung" d. h. Erregtheit (oft recht thörige!) gingen und gehen mir mit dem kalt abwägenden Verstand durch.

Noch Eins tritt hinzu: ich möchte es doch nicht gern, wie oben geschehen, bloße Faulheit nennen: eher Bequemlichkeit, stark mit Stolz versetzt. Ich war und bin zu — „bequem", in Briefen und Besuchen, mir Gönner zu erschreiben und zu erlaufen: und rieth gar oft die Klugheit leise mahnend solchen Schritt, — der Widerwille gegen die Anstrengung (z. B. gar einen Frack anzuziehen!) und gegen die — Demüthigung der „Bewerbung" übertönte sie gar laut.

So habe ich mich von jeher den Mächtigen erst dann gern genähert, nachdem sie die Macht verloren: so dem Minister Dr. Falck, dem Minister Dr. von Goßler, so Bismarck! — — —

Zur Entschuldigung solcher Bequemlichkeit darf ich aber doch auch noch eine andere Eigenschaft anführen, welche freilich (omnis determinatio negatio, sagt Meister Benedict) ganz ebenso ein Fehler wie ein

Vorzug ist: meine leidige „Vielseitigkeit", richtiger die Manchfaltigkeit meiner geistigen Neigungen. Neben Recht, Geschichte, Sprachen Philosophie stand und steht doch auch die Poesie. Hatte und habe ich neun, bis zwölf und mehr Stunden in jenen Wissenschaften gearbeitet, dann verlangte und verlangt doch am Ende auch die Dichtung ihr Recht — in Lesen oder Schaffen, — und ich brachte und bringe mich, der trockenen Arbeit müde, nicht dazu, nun noch einen höflichen Schreibebrief (oder gar viele!) an die Herren Ordinarien, Geheimräthe, Ministerialräthe und Minister zu schreiben: — gleichsam zur abendlichen Erholung. Also eine gewisse Trägheit „des industriellen Geschäftsbetriebs", verschuldet durch die Neigung zur Poesie und durch einen gewissen sehr starken Unabhängigkeitsstolz, liegt jenen thörigen Unterlassungen wohl zu Grunde.

XIV.

Ganz ebenso steht es mit den geringen d. h. nur vorübergehenden Erfolgen, d. h. Aufführungen meiner Schauspiele.

Gefallen haben sie mit einer Ausnahme: „Skaldenkunst“ in Berlin (vielleicht auch „Statskunst der Frau'n“ in München) alle und sind dann mehrfach bis zu 12, ja 30 und mehrmal wiederholt worden: aber bald hörte das auf: sie gefielen nicht mehr, *weil* sie nicht mehr gegeben wurden. Man kann nicht sagen: sie werden nicht mehr gegeben, *weil* sie nicht gefielen. Allerdings gefielen sie nicht so, daß sie die Wiederaufführung *erzwangen*: das ist aber überhaupt selten: man *konnte* sie recht gut wieder aufführen, wenn man nur *wollte*: — andere Sachen, die lange nicht so gefallen hatten, *wurden*

und werden wieder gegeben — aus allerlei Gründen. Richtig ist aber, daß die geschichtlichen und Sagenstoffe entschieden und entscheidend gegen Beliebtheit meiner Stücke wirken: denn daß meine geringere dramatische Begabung Schuld sei an den geringeren Erfolgen meiner Schauspiele, als z. B. der Romane, das bin ich so frei, nicht zu glauben. Muß ich mir doch das Allzudramatische in meinen Erzählungen und Balladen sogar immerfort vorwerfen lassen!

Hauptursache des geringen Erfolges ist also die Wahl der Gegenstände. Diese aber wurzelt wieder in meiner eigensinnigen Beharrung auf meiner Neigung und Eigenart; ich weiß recht wohl, daß ich bei meiner angeborenen Begabung für das Schauspiel des Erfolgs ziemlich sicher war, behandelte ich Stoffe der Gegenwart.

Nun brächte ich solche Wunderwerke wohl auch zu Stande: den kalt lächelnden Baron, den schurkischen Banquier, den genialen, aber noch mehr liederlichen Maler, den gutmüthigen Oheim vom Lande, die

üppige Wittwe, den albern-dreisten Backfisch, den unwiderstehlichen Lieutenant, auch einen erblich Belasteten getraue ich mich zu leisten und das Berlin'sche Hinter-Treppen-Geplauder und all' diese „lebenswahren“, „actuellen“ „hochmodernen“, theils Herrlich-, theils Scheußlich-keiten. Aber ich mag nicht: es freut mich nicht: es ekelt mich an. Und so geschieht mir mit dem Nichterfolg ganz recht.

Doch auch hier wirkt jenes Andere mit: mein Mangel an „Betriebsamkeit“. Ich habe wirklich nicht Zeit — und noch viel weniger Lust, — die völlig erlaubten und, wie es scheinen will, unerläßlichen Klugheitsmittel anzuwenden, deren sich andere Dramatiker mit bestem Recht und mit sicherm Erfolg bedienen: ich kann nicht (und mag nicht!) herumreisen, hervorragende Künstler und Künstlerinnen in ihren Glanzrollen sehen, sie dafür loben, ihnen dann solche Rollen „auf den Leib schreiben“, sie ihnen bringen, vorlesen, sie bewegen, diese zu ihren Gastparade-Rollen zu wählen, kann nicht (und mag nicht!) mit Inten-

danten und Theaterdirectoren und Agenten in selten ruhendem Briefwechsel stehen, kann und mag nicht zu den Hauptproben und Erstaufführungen der so zur Annahme durchgesetzten Stücke allüberallhin reisen, ziemlich sicher, daß alsdann viele Zuschauer, durch einige Freunde angeregt, händeklatschend den Wunsch äußern, meine persönliche Bekanntschaft — vor dem Vorhang — zu machen. All' das, was ja lediglich erlaubte Klugheit ist, anzuwenden, verbietet mir meine Professur, der Mangel an Zeit, oben beklagte Bequemlichkeit und allerdings auch wieder ein gewisser Stolz, dessen Thorheit ich einsehe, ohne sie ablegen zu können oder auch nur zu wollen. Also geschieht es mir ganz recht, daß mich so friert und daß mitlebende Dichter die Bühne beherrschen, die ich nicht im Allerentferntesten für höher begabte Dramatiker, geschweige „Dichter", halte als mich selbst.

Noch Eins gehört hierher. Unvergleichlich mehr bekannt würde mein Name und um das fünf- oder zehnfache höher meine Einnahme sein, wollte ich, wie

die gefeiertesten „Wettbewerber“ thun, meine Romane vor dem Erscheinen in Buchform in 6—12 Zeitungen und Zeitschriften abdrucken lassen: — jeden Morgen einen Eßlöffel voll. Es ist höchst einträglich et non olet. Ich aber bringe sie nicht über mein dichterisches Gewissen, diese Verstümmlung des Kunstwerks, diese Verabreichung in Bröckchen, diese Zerreißung des Zusammengehörigen („da öffnete die üppige Wittwe (s. oben S. 86) die weißen Arme, riß ihn an ihren wogenden Busen und sprach: Fortsetzung morgen“) und verzichte lieber auf das Mehr von „Ruhm“ und Mammon. (Ein kluger Pfälzer sprach in ähnlichen Fällen: „Ritter, ihr handelt edel, aber dumm!“)

Doch nun zurück zu anderen Gründen meiner späten und halben Erfolge in der akademischen Laufbahn, d. h. in Anstellung und Berufungen: denn mit der Wirkung auf die Hörer durfte ich immer zufrieden sein.

Das Haupthemmniß lag in der Einseitigkeit, mit welcher ich meine Lieblingfächer: Rechtsgeschichte (ger-

manische Alterthümer überhaupt) Statsrecht und Rechtsphilosophie pflegte, wenigstens in meinen Veröffentlichungen: nur etwa im Handelsrecht habe ich seit 1862 auch Mehreres geschrieben, dagegen in dem ganzen übrigen deutschen Privatrecht fast nur über Urheberrecht. Also das „Praktische“, „Wichtigste“ (abgesehen vom Handelsrecht) schien ich zu vernachlässigen. Freilich war dem nicht so: meine Hefte für das deutsche Privatrecht beweisen von Jahr zu Jahr, daß ich nicht stehen blieb, daß ich die Fortschritte der Gesetzgebung, der Literatur und der Rechtsprechung pflichtgemäß verfolgte: aber davon weiß kein Amtsgenosse und die stets wechselnden Hörer merken es nicht. Allzuspät (1878) erschien mein „Grundriß des Privatrechts“. Da ich nun auf diesem Gebiete nichts schrieb, konnte ich den Herren Amtsgenossen die Annahme nicht verübeln, ich befasse mich [außer mit dem ohnehin eigentlich doch bedenklich unanständigen Dichten (†! †! †!)] lediglich mit altgermanischem Verfassungsrecht und mit einer Rechtsphilosophie, der sie nicht gerecht werden konnten und

können, weil ihnen meistens (mit Urlaub und grob, aber wahr zu sagen!) die erforderliche philosophische Vorbildung fehlte und fehlt.

Ich wiederhole, das war lediglich meine Schuld: ich hätte es eben über mich bringen sollen und müssen, neben dem Lieblingsfach auch im Privatrecht Einiges zu veröffentlichen. Aber dazu ließ es der Mangel an Verstand, die viel beklagte impetuositas, die allzuweit gehende Hingebung an das Subjective nicht kommen: — auch blieb neben Geschichte, Verfassungsrecht, Philosophie, Handelsrecht wirklich sogar meiner nicht ganz geringen Arbeitskraft kaum noch Stärke und Frische für Anderes. Dieses immer und in allen Stücken nur der innersten Herzensneigung Folgen hat mir schwer geschadet. Und gleichwohl: — ich bereue es nicht. Der höchste geistige Genuß ist doch der, seine Eigenart, frei von äußeren Rücksichten, begeistert und stolz, auszuleben: auch das ist eine Art von Heldenthum: — und schließlich bin ich doch auch auf meinem selbst gewählten Pfad an ein auch äußerlich befrie-

digendes Ziel gelangt, ob zwar viel schwerer, unter viel härteren Mühen und zumal viel später als gar Manche, die mir nur durch Klugheit, weder an Begabung für die Forschung oder für die Lehre noch an Fleiß überlegen waren und sind. Ein wie schweres Hemmniß auf diesem Wege mir jedoch vollends die „verfluchte Dichterei“ werden sollte, — das werden wir noch sattsam erfahren.

XV.

Damals nun aber (1856) ahnte ich in meiner Siegfried ähnlichen »tumbheit« d. h. Jugendunbefangenheit und weltfremden Harmlosigkeit von all' diesen Wegsperren nichts, sondern stieg gar feuereifrig die nächst vor mir liegende Höhe hinan: die zu leistende Habilitation.

Als Fächer hatte ich mir nun schon lange deutsches Recht (im umfassendsten Sinn) und Rechtsphilosophie ausersehen: auch das vergleichende Statsrecht zog mich lebhaft an: hängt es doch mit der Rechtsphilosophie, wie ich sie auffasse (s. unten S. 95) und durch vergleichende Rechtsgeschichte zu begründen versuche, unscheidbar zusammen.

Was die Rechtsphilosophie anlangte, konnte ich mich für die Vorbereitung der zu haltenden Vor-

lesungen nach den Jahre lang so eifrig betriebenen Forschungen in der Geschichte der Philosophie (II. S. 19—46) darauf beschränken, jetzt noch die Vorlesung bei Prantl (Sommer 1856, von 7—8 Uhr früh) zu hören und eifrig zu studiren; es ist schon bemerkt (II. S. 44), daß sie mir für die Geschichte der Lehren der Rechtsphilosophie reichste Anregung bot, für das System aber gar nichts, da Prantl alle Zeit für den geschichtlichen Theil aufbrauchte, nur in der letzten Stunde einige Grundzüge seines Systems mittheilte.

Alle Zeit und Kraft ward daher auf das deutsche Recht, vorab auf die germanische Rechtsgeschichte, verwendet: ich studire jetzt vierzig Jahre daran und werde nie damit fertig werden! Kann dies schon von den Rechtsquellen im engsten Sinne gelten, so trifft es selbstverständlich in noch viel höherem Maße zu bei meiner Auffassung von Recht und Rechtsgeschichte.

Mir ist es unmöglich, — ich finde es unsagbar geist- und leb- und interesselos — das Recht

auf den „Isolirschemel“ zu stellen und es lediglich aus dem Gesetzesbuchstaben heraus zu erklären: des Gesetzes, sage ich: denn vom Gewohnheitsrecht hören die Herren Isolirer nicht gern reden: es paßt ihnen nicht in ihren ebenso widergeschichtlichen wie von aller Philosophie unberührten Kram, daß das Recht so frei war, bei allen Völkern lange Zeit vor jedem Gesetz, eben als Gewohnheitsrecht, zu bestehen: man erwürgt das Gewohnheitsrecht, wo man es, wie z. B. in Entwürfen der Herren Isolirer, irgend thun kann! Ich dagegen kann in dem Recht nur Eine neben den übrigen von der Eigenart und zumal der Vernunft des Menschen unerläßlich geforderten Erscheinungen unseres Menschenthums erblicken: in Familie, Sprache, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen lebt sich mit Natur- und zugleich mit Vernunft-Nothwendigkeit die Anlage der Menschheit und zwar in innigstem Zusammenhang aller dieser Gebiete dar.

Die gemein menschliche Anlage für das Recht, der gemein menschliche Rechtstrieb, — dies ist das einzig

Wahre an der Lüge des „Naturrechts" — erscheint in stets wechselnder Verwirklichung: die Art dieser Verwirklichung ist bedingt 1) durch die Volkseigenart, die ihrerseits auf Vererbung und Anpassung beruht, wie die des Einzelmenschen und 2) durch die Gesammtheit der geschichtlichen Einflüsse auf diese Eigenart.

Will man daher das Wesen und die Eigenart germanischen Rechts an der Wurzel fassen, sich nicht mit der geistlosen, leblosen, öden Auslegung der Gesetzesbuchstaben begnügen, muß man die Geschichte des Rechts der Germanen betrachten im Zusammenhang mit ihrer äußeren („politischen") und Wirthschaftsgeschichte und ihrer ganzen Culturgeschichte, von der auch die Volksreligion und die Volkskunst und das wechselnde Ideal der Sittlichkeit nicht zu scheiden ist, wie denn ferner die Beherrschung der Quellen die Beherrschung der germanischen Sprachen voraussetzt.

In diesem Sinne konnte ich schon damals von mir sagen: nihil Germanici a me alienum puto:

d. h. mein Streben war — so weit es auch hinter dem Ziele zurück blieb! — auf die Ergründung aller Erscheinungen germanischen Volksthums in ihrem inneren Zusammenhang gerichtet: germanische Mythologie, germanische Haus- und Privat- und Wirthschafts-Alterthümer zogen mich nicht minder lebhaft an als die Geschichte des Verfassungs- oder Privat- oder Straf- oder Proceß-Rechts.

Eine solche Auffassung ist nun freilich recht „aufhaltsam“: — wie ja jener Münchener Bräuer, dessen studirter Sohn noch immer keine Anstellung hatte, während der Kaufmännische längst sein Brod verdiente, so richtig bemerkte: „ja, dös Studiren, dös halt auf!“

Als ich Konrad Maurer diese meine Auffassung entwickelte und anführte, daß ich nun folgerichtig zuerst Grimm's Deutsche Grammatik studiren wolle, erwiderte er: „recht schön, wenn Sie aber nur nicht darin stecken bleiben.“ Und wieder muß ich sagen: mein Vorzug war mein Fehler, meine Eigenart hat mir geschadet wie genutzt: denn es leidet keinen Zweifel: ich

würde als praktisch-dogmatischer Jurist für das Recht der Gegenwart mehr geleistet haben, hätt' es mir nie den Zweigen der heiligen Esche Yggdrasil gerauscht, hätte ich, wie so Viele meiner Genossen, die mich in der „Laufbahn" (die meine war aber eine mühsame Kletterbahn gar langsamen Emporkraxelns!) weit überflügelten, Odhin und Frigga und Tacitus und Jordanis und Gregor von Tours und sogar den Sachsenspiegel sich selbst überlassen und mich ausschließend mit dem (übrigens oft recht zierlichen) Zöpflein des baierischen und dem Gegitter des preußischen Landrechts beschäftigt. „Wer zu viel umfassen will, hält nichts fest," — warnt ein französisches Sprichwort.

Indessen: — „ich thät's nochmal," sagt mein Hagen in „Markgraf Rüdiger", gerade bevor sie ihm das Haupt abschlagen.

Ja, ich thät's nochmal: einmal, weil ich bei meiner Eigenart nicht anders könnte, dann aus voller Ueberzeugung, daß meine Weise zwar in der Laufbahn mir

geschadet, aber innerlich mir und — meinen Schülern und Lesern doch auch genützt hat.

Vor Allem: um jenes Umfassenwollen nicht all' zu verdreht, etwa gar als lächerliche Eitelkeit, erscheinen zu lassen, muß ich bemerken: ich zog mir gleich von Anfang eine Schranke, nicht nach den Gegenständen der Forschung oder nach den Stämmen, wohl aber nach der Zeit. Ueber das Ende des XIII. Jahrhunderts hinaus erschöpfende Quellenforschung zu treiben, fiel mir nie bei, ja, das Schwergewicht der Arbeit sollte von jeher auf die germanische Urzeit und das Vormittelalter bis Anfang des X. Jahrhunderts fallen: in dem deutschen Reich wollte ich nur die Rechtsentwicklung bis einschließlich der Zeit der Rechtsbücher erschöpfend in den Quellen verfolgen. Nordgermanen blieben von der christlichen Zeit an, England nach der angelsächsischen Zeit außer Betracht.

Diese ganz gewaltige Einschränkung des Stoffes läßt meine Absichten doch nicht mehr so ungeheuerlich

erscheinen. Und ich meine, daß ich mich nicht auf das Recht beschränkte, sondern Götterglaube, Sage, kurz (mit Ausnahme der bildenden Kunst) die gesammte Culturgeschichte (bis ca. 1300) mit heranzog in meiner Forschung, hat meine Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller doch ein wenig lebendiger, ersprießlicher gestaltet als sie sonst wohl ausgefallen wäre. Viele Schüler haben mir dafür gedankt, daß ich in den Vorlesungen über Rechtsgeschichte, zumal aber in den Seminarien[1]) nun 20 Jahre lang ihren Blick über das Recht hinaus auf die übrigen Lebensgebiete gelenkt habe bei Erklärung des Tacitus, des Paulus Diaconus, des Sachsenspiegels. Ja, sie sagten oft, auch für das Recht selbst hätten sie volles Verständniß und zumal wärmere Liebe erst durch die Betrachtung in solch' lebendigen Zusammenhang mit der ganzen Volksgeschichte gewonnen.

Aber: — nur nicht zu viel sich einbilden!

---

[1]) Dieser ausgezeichneten Einrichtung der preußischen Juristenfacultäten, welche die außerpreußischen doch endlich nachahmen sollten!

Dieser meiner Auffassung, Wahl und Abgränzung des Arbeitsgebiets liegt doch zuletzt wieder zu Grunde die angeborne Eigenart und also auch — die Neigung zum Poetischen, zum Schönen, das starke Vorwalten der Einbildungskraft.

Hier berühren wir die Stelle, an der der Dichter den Gelehrten allerdings entscheidend beeinflußt hat: nicht darin, daß ich je der Einbildungskraft verstattet hätte, in einer Frage der Forschung mich zu bestimmen — das durfte ich (II. S. 20) — entschieden ablehnen, wohl aber in der Wahl des Stoffes, in der Abgränzung der Zeit, der Quellenkreise.

Genau weiß ich: die jüngere Vergangenheit und die Gegenwart des deutschen Volkes darben auch keineswegs der Poesie: — so lang ein Volk noch lebt, lebt auch seine ihm eigene Bethätigung des Kunsttriebes und des Schönheitssinnes: — wohl weiß ich ferner: durchaus nicht waren alle Dinge der früheren Vorzeit schön oder poetisch: — rauh bis zur Roheit, hart und arg selbstisch waren diese Menschen.

Allein einmal sind denn doch — aus guten anthropologischen Gründen — wirklich, thatsächlich die Lebensformen (z. B. Gewand, Waffen, Geräth, Hausbau, Gottesdienst, Sitte, Rechtsleben) in Zeiten der Unmittelbarkeit, der Vorcultur, reicher an Schönheit, Poesie, zumal an sinnlicher Frische als etwa heute oder zur Zeit Friedrich des Großen, wie das Gothische, das Althochdeutsche, auch noch das Mittelhochdeutsche schöner, formenreicher, sinnlicher ist als das Neuhochdeutsche.

Und andererseits erscheint uns in solcher Ferne Alles reiner, poetischer, minder „pathologisch" als die Dinge, die uns täglich umgeben und oft so unangenehm — eben „pathologisch" — beschäftigen. Daß dies eine Augentäuschung ist, hebt die Wirkung auf die Einbildungskraft nicht auf.

Als ich nun an der Hand Maurer's und Jakob Grimm's in die Quellen jener germanischen Vorzeit hinabstieg zum Zweck wissenschaftlicher Forschung, da nahm mich zugleich ihr unerschöpflicher Reichthum

an poetischer Anregung mit einem Zauber gefangen der mich nicht mehr los gelassen hat, bis zur Stunde!

Entschieden war durch Maurer's Einwirkung, dann durch die „Rechtsalterthümer", die „Mythologie", die „Geschichte der deutschen Sprache" Grimm's für immer mein Geschick als Forscher und als Dichter! Ganz weit zurück drängte die germanische Geschichte, die Germanistik in diesem umfassendsten Sinne die früher so mächtig vorherrschende Philosophie. Ich blieb nun für und für in jenem Quellenkreise haften mit dem Geist für die Forschung, und in dem Kreise dieser Stoffe und Vorstellungen mit der Einbildungskraft für die Dichtung.

„Aha! Da haben wir's! Das ist es ja eben!" sagen meine gestrengen Beurtheiler in der Presse (die aber nicht die Welt bedeutet oder das deutsche Volk!). „Wie einseitig! Wie eintönig! Wie arm!"

Ich kann es den Leuten wirklich schwer recht machen: bald bin ich ihnen zu vielseitig, bald zu einseitig. Wie sagt der Waldkauz?

„Viel Vögel kreischen um mich dicht: —
Ich bin der Kauz und acht' es nicht."

Meine Eigenart nun aber, welche das alt-germanische und das früheste Mittelalter wie für die Forschung so für die Dichtung erkor, begründet gerade hierauf die Einheit meines gesammten Geisteslebens: und diese Einheit allein hat es ermöglicht, daß ich, unzerstückt und widerspruchlos, vielmehr in stets ineinander greifender Harmonie als Gelehrter und zugleich als Dichter schaffen und gestalten konnte: und darin liegt [wie der letzte Grund meiner (— trotz so gefährlicher Anlagen und so vieler verschuldeter und unverschuldeter Schmerzen! —) erhalten gebliebenen oder vielmehr erst errungenen inneren Gesundheit] die Erklärung der Möglichkeit so ununterbrochenen Schaffens auf beiden Gebieten: immer wieder grabe ich bei der Forschung Funde für die Dichtung aus: das preußische Landrecht würde wohl schwerlich den „Kampf um Rom" und „Odhins Trost" angeregt haben. Und hier liegt vielleicht auch der letzte Grund meiner zwar gewiß

nicht großen, aber in ihren engen Gränzen nur wohlthätigen, gewiß nie schädlichen Wirkungen auf die Seele unseres Volkes, zumal auf die deutsche Jugend, welche das Nichtgemachte, sondern das nothwendiggewachsene Deutsche an meinen Werken herausfühlt. Der „deutsche Patriotismus", das Nationale, das Heldenhafte, das schon in den Ritterspielen hervorbrach, ist dauernd die treibende Kraft in mir geblieben.

XVI.

Ich bereitete mich nun also in den zwei Jahren der Praxis und in der Zeit nach Beendigung der Stats-prüfung in dem oben geschilderten Sinne für die Privat-docentur vor: Grimm, Eichhorn, Waitz, Kraut, Ger-ber, Savigny (Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter) waren die Wegweiser, welche mich an die Quellen leiteten, für das Nordische selbstverständlich Maurer, zuerst mündlich, dann durch sein an Stoff so unerschöpflich reiches, für die Methode der Forschung und der Darstellung mustergiltiges Werk über „die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christen-thum".

Damals nun war es, daß dieses Ideal von einem Buchhändler mir auf unbestimmte Zeit hinaus „pumpte", d. h. für die zahlreichen und theuren Werke, deren

ich als unentbehrlichen Handwerkzeugs für meine germanistischen Arbeiten bedurfte, mir Credit gewährte: es sind die einzigen Schulden meines Lebens geblieben: sie stiegen zuletzt doch wohl auf etwa 600 Gulden: gar langsam nur vermochte ich, sie abzutragen und da ich immer wieder neue Bücher anschaffen mußte, wäre ich mit diesen Hydraköpfen wohl nie zu Rande gekommen, hätte ich mir nicht zuletzt nach mehreren Jahren aus Rücksicht auf den allzu gütigen Gläubiger, der nie mich mahnte, ein Herz gefaßt und meiner Mutter mein Leid geklagt, welche demselben sofort durch einige Einhundert Guldenbanknoten (sie waren so schön, die baierischen, damals, nur gar so selten!) ein fröhlich Ende bereitete.

Meine Quellenstudien beschränkten sich auf die Urzeit, d. h. die römischen und griechischen Berichte, die Volksrechte und Capitularien, die Weisthümer und die Rechtsbücher, Sachsen- und sogenannten Schwabenspiegel (der Deutschenspiegel lag noch verhangen in der Innsbrucker Bücherei): dann noch goldne Bulle,

ein klein wenig westphälischer Friede, und ein par Stadtrechte: dabei ist es denn nun, wie gesagt, leider geblieben bis heute: über den sogenannten Schwabenspiegel hinaus bin ich mit eingehender Quellenforschung nie gelangt; Sachsenspiegel aber habe ich viel getrieben, auch stets in den Seminarübungen 1872 bis 1892, abwechselnd mit der Germania des Tacitus, ausgelegt.

Einer Anregung Maurer's verdanke ich auch die Wahl des Gegenstandes der Habilitationsschrift: „über die germanischen Gottesurtheile"; — eine Zeit lang hatte ich an das Zufluchtsrecht (Asyl) gedacht, aber wohlmeinend und weise warnte Maurer vor einem Stoff, der zugleich dem germanischen Heidenthum (Herd-, Haus-, Tempel-, Hain-Frieden) und dem kanonischen Recht angehörte, von dem ich damals noch blutwenig wußte. So entstand denn im Laufe des Jahres 1856/57 die Abhandlung „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurtheile" (jetzt Bausteine II. Berlin 1880, S. 1—75), welche von der Facultät als Habilitationsschrift zugelassen ward: aber sie gefällt mir schon

lange nicht mehr! Es fehlt dabei die richtige Feststellung des Verhältnisses von Eid und Gottesurtheil: vom Eid war auszugehen und auf Grund vergleichender Rechtsgeschichte der arischen Völker nachzuweisen, wie Eid und Gottesurtheil ursprünglich auf demselben Gedanken beruhten der Anrufung der Götter als Zeugen der Wahrheit unter bedingter Selbstverfluchung für den Fall der Lüge: der Meineidige sollte — ebenfalls in einem Urtheil der Götter — auf der Stelle durch den Blitzstrahl todt niedergestreckt werden, wie er nach Aussprechung der Eidformel das neben ihm stehende Opferthier mit einem Stein erschlug. Der — für die Wirklichkeit — ziemlich erhebliche Unterschied liegt nur eben darin, daß bei dem Eid die Götter ein Wunder thun müssen, den Frevler zu strafen, bei dem Gottesurtheil, ihn zu retten! Der freie, unbescholtene, in der Gemeinde Ansässige darf schwören mit der erforderlichen Zahl von Eidhelfern: — der Unfreie, oder Volksfremde oder Bescholtene oder Grundbesitz- (d. h. Vermögens-) lose oder der nicht

genug Eidhelfer findet, darf nicht schwören, ist auf die Klage eines Freien, Unbescholtenen hin der Verurtheilung schon fast anheim gefallen: man verstattet ihm nur noch zum Gottesurtheil als einem letzten, vielleicht durch Eingriff der Götter rettenden Strohhalm zu greifen. Später habe ich das dann ausgeführt und auch dargewiesen, daß der gerichtliche Kampf ursprünglich ein Gottesurtheil durchaus nicht war, sondern ein in den Rahmen des Rechtsgangs eingeschobenes Stück Fehdegang[1]).

Das „Colloquium" ward mir erlassen. Ich hatte also nur noch die Schrift und die von mir aufgestellten Streitsätze[2]) zu vertheidigen: diese Habilitationshandlung geschah im Sommerhalbjahr 1857. Alle meine Rechtslehrer betheiligten sich dabei in der güte-

[1]) S. Bausteine II. S. 76 über Rechtsgang und Fehdegang der Germanen.

[2]) Damals, glaub' ich, nicht bei der Promotion, stellte ich die ungewöhnlich große Zahl solcher Sätze auf, in aller Harmlosigkeit, was mir, wie ich später mit Staunen erfuhr, schwer verdacht wurde; oben S. 41.

vollsten, liebenswürdigsten Weise: vor Allem Maurer, Pözl, Bluntschli, aber auch Prantl und der doch so eifrig katholische von Lasaulx (S. II. S. 19). So fiel denn die Sache, Dank der Freundlichkeit der Herren, recht gut aus: Prantl erklärte mir öffentlich seine warme Zustimmung zu den Grundgedanken meiner Probevorlesung „über das Verhältniß der Rechtsphilosophie zur Philosophie und zur Rechtswissenschaft"[1]).

Alsbald erhielt ich nun auf Antrag der Facultät die »venia legendi« (durch königliche Verordnung, wie in Baiern Rechtens, vom 8/X. 1857): nicht gerade sehr aufmunternd wirkte es, daß dabei ausdrücklich vermerkt stand, darin liege keinerlei Aussicht auf künftige Anstellung als Professor. Zwar beruhigte mich mein lieber neuer Amtsgenosse, Dr. Ludwig Rockinger, das stehe gleichmäßig in allen diesen Verstattungen und sei so schlimm nicht gemeint: aber er sollte wie ich zu seinem

---

[1]) Bausteine IV. 1. Berlin 1883 S. 1—13, wo aber der Vortrag irrig statt mit der Habilitation mit der Promotion in Zusammenhang gebracht ist.

Schaden erfahren, daß dieser zarte Wink bitterer Ernst war. Gar viele, viele Jahre hindurch blieb der als Lehrer und Forscher gleich ausgezeichnete Mann Privatdocent gleich mir, während andere Leute, die sich nicht im Entferntesten mit ihm messen konnten, an Universität oder Archiv angestellt wurden: ein väterlicher alter Freund von mir, der alte Zenger (S. I. S. 30, II. S. 591 oben S. 41), sagte uns Beiden einmal, als wir wieder einmal über die lange Privatdocentur klagten, „ja ja, Euch Beiden ist erst zu helfen, wann einmal ein Viehsterben unter die Germanisten fährt.“

Nun, der Classiker des „Schwabenspiegels“ wie Homeyer der des Sachsenspiegels war, Ludwig Ritter von Rockinger, ist schließlich doch Director des k. baierischen Reichsarchivs geworden, eine Stelle, an welche er freilich schon vor Jahrzehnten gehört hätte, wenn Verdienst und Gerechtigkeit immer im lieben Baiernland über die Laufbahn entschieden hätten, anstatt — wohlan, sagen wir, anderer Dinge. Später mehr hievon.

XVII.

Ehe wir nun aber den Privatdocenten von 22 Jahren in seine ersten Vorlesungen begleiten, müssen wir das manchfaltige, reich und freudig erblühende Leben des jungen Rechtspraktikanten und Doctors betrachten, wie es während der glücklichen Jahre 1854—1858 in Gesellschaft, Freundschaft und Dichtung sich gestaltete: in jene Zeit fallen auch viele der bereits (II. S. 180 bis 319) geschilderten Bergfahrten.

In dem freundlichen Hause Nr. 8 der Wurzerstraße wohnte über mir ein eifriger Studiengenosse, Franz Freiherr von Godin, der mir nun in täglichem Verkehr ein gar lieber Herzensfreund ward: wir hatten uns schon bei dem Pandekten-Meyer (II. S. 583) näher kennen gelernt: jetzt verbrachten

wir jeden Abend in der Wurzerstraße zusammen, nach vollendeter Tagesarbeit unser höchst einfaches kaltes Abendmahl und den Abendtrunk in meinem geräumigeren Zimmer theilend, aber auch die sonntägliche Freizeit und ihre Spaziergänge im englischen Garten und Isar aufwärts.

Franz, gleichaltrig mit mir, überragte mich bei Weitem an hellem, scharfem Menschenverstand, an rascher Erfassung von Allem Thatsächlichen, an gesundem Sinn für das Praktische. Schon als Student hatte er mich ganz verblüfft durch seine Kenntnisse in Volkswirthschafts- und Finanz-Kunde, seine sorgsam ausgearbeiteten Hefte (nach Hermann) wurden mir werthvollste Ergänzungen meiner eigenen. Auch vom baierischen Recht und von Verwaltungsrecht wußte er ganz unvergleichlich mehr als ich: seine hervorragende Verstandes-Begabung (nicht ganz frei von einem Stich in's Grüblerische und Tüftelige) und sein eiserner Fleiß machten ihn zu einem höchst gefährlichen Wettbewerber, wie er denn auch im Statsconcurs mir hart auf die

Ferse trat. Weniger für Philosophie (die war ihm nicht „exact“ genug) und für Rechtsgeschichte (die war ihm nicht „praktisch“ genug) angelegt, hatte er lebhaftesten Sinn für Poesie und dichtete selbst zuweilen gar feinsinnig im Inhalt, gar feinfühlig und vollendet säuberlich in der Form. So hatten wir denn der gemeinschaftlichen Strebungen und Neigungen viele und wichtige: dazu kam, daß wir Beide leidenschaftlich gern Schach spielten, wobei freilich sein heller Verstand mein hitziges Ungestüm meistens glänzend aus dem Felde schlug. Nach dem Nachtmahle lasen wir gemeinsam etwas Dichterisches: mit unerschöpflicher Geduld ließ sich der Gute meine nach langer Unterbrechung (II. S. 559) oder richtiger Zurückstauung reichlich hervorsprudelnden Gedichte vorlesen, zumal Balladen: ja, das Studium der Ballade betrieben wir ganz planmäßig: die dicke Sammlung von Hub haben wir vollständig durchgearbeitet. Die Balladen gehörten, so zu sagen, zur Abendkost, so daß ich ihn einmal auf einem Zettel einlud:

„Zu rohem Schinken,
Zu frohem Trinken,
Zum Balladen-Lesen
Und all' dem alten Wesen.“

Aber auch englische Romane lasen wir zusammen, die ich schon als Gymnasiast mir ganz regelmäßig am Samstag früh nach der Classe von der Leihbücherei am Rindermarkt (wie hieß sie nur noch? Sie führte Sir Walter Scott in der schönen, großgedruckten Hoch-Octav-Ausgabe, nicht, wie Lindauer in der Kaufingerstraße, in der von Tauchnitz) geholt hatte, um sie den Samstag-Nachmittag und den Sonntag zu verschlingen und Montags zurück zu bringen: das kostete je 4 Kreuzer! In dieser Weise habe ich die Romane von Sir Walter Scott, Bulwer, Dickens, George Elliot alle und wiederholt, aber auch viele von Wilkie Collins, James, Ainsworth, gelesen.

Jetzt, in der Wurzerstraße, lasen wir Alles von Thackeray: Vanity Fair, Arthur Pendennis, die Newcomes, die Virginians: in Arthur Pendennis war

George Warrington, der treue, wackere, verstandesfeste, mit seinem trockenen Humor, meinem lieben Franz so ähnlich, daß ihm dieser Beiname verblieb. Gestritten haben wir freilich auch halbe Nächte lang oder auf den Spazierwegen bis an die Menterschwaige und wieder zurück: denn streitfertig und streitlustig und schwer zu überzeugen (»stubborn«) war George Warrington, Esquire, in hervorstechender Weise.

Auch nachdem unsere gemüthliche Hausgemeinschaft sich gelöst hatte, blieben wir in innigstem Verkehr (wanderten auch wiederholt selbander an den Tegern- und an den Chiem-See), bis Franz München verließ und Notar in dem freundlichen Aibling wurde; auch sein tapferer Bruder Christoph, der Lieutenant, kam zuweilen zu unseren Abenden: dann galt mein Fragen ausschließlich dem Waffenwerk; im Jahre 1870 traf ich ihn auf dem Marsche nach Sedan: in diesen Tagen aber (December 1891) ward der begeisterte Vaterlandsfreund, der ausgezeichnete General, begraben.

Der Dritte im Bunde und Vierte im Stats-

concurs) war mein theurer Herzensfreund, der Freiherr Julius von Freyberg.

Schon als Knabe in der Lateinschule hatte mich der feine, bildschöne Page lebhaft angezogen, wann er für einige Lehrstunden unser Classenzimmer betrat. Später lief ich ihm, ohne daß er es merkte, von Weitem nach, wann er als Student Morgens vor 8 Uhr durch den englischen Garten in die Universität ging; die Schönheit, die echt adelige Feinheit der ganzen Erscheinung hatte mir es angethan. Auf der Universität und in „Walhall" (II. S. 109) wurden wir vertraut: nie ist ein Mann meinem Herzen näher gestanden als dieser Julius, der unter allen Menschen, die ich kenne, ohne jeden Zweifel der Edelste und Vollkommenste ist.

Seine Mutter Elektrine, eine geborene Stunz, war eine geniale Malerin: ihr eignes Bild zeigt eine zarte, unvergleichliche Schönheit. — Ich kann die Eigenart des noch lebenden Freundes nicht zergliedern: denn ich müßte ihn so loben, daß er es

nicht gern lesen würde. Aber er ist „der Herrlichste von Allen“! —

Wir verkehrten von dem Jahre 1854 an recht viel, ja nahezu täglich, machten zu zweit oder mit unserm lieben Franz, auch wohl mit Clemens Piloty weite Spaziergänge und gar oft verbrachten wir die Abende in Freyberg's Wohnung in der Fürstenfeldergasse oder bei mir in der Wurzerstraße.

Freyberg's Stärke war neben wunderfeinem Naturgefühl ein von der Mutter ererbter, überaus empfänglicher Sinn für bildende Kunst, den sorgfältige Pflege, auch lange Reisen in Frankreich, Italien, Spanien reich entwickelt hatten: so ergänzten wir drei uns gar trefflich: Franz mit seinem scharfen, hellen Juristenverstand, Julius mit seinem Kunstsinn und ich mit der Neigung zu Geschichte, Dichtung und Philosophie. Ich hatte das Glück, meinem theuren Julius in seinem Ringen nach einer befriedigenden Weltanschauung einige Anregung zu geben, die er dann selbstthätig und eigenartig verwerthete: nicht meine (ach sehr

unreife!) Weisheit war das Werthvolle, was ich ihm bieten konnte, nein, das Ergebniß der Prantl'schen Lehren und der geschichtlichen Schule. In schöner idealer Begeisterung loderten die Flammen der jungen Seelen in einander: noch trag' ich den Ring, den mir mein Julius schenkte zum Gedächtniß an den 3. December 1854, an dem wir bis nach Mitternacht suchten und rangen, um Beide die befriedigende, in sich übereinstimmende Fassung einer Weltanschauung zu finden, welche uns Beide bald vierzig Jahre hindurch zusammen geschlossen hält. Das niemals durch den leisesten Mißklang gestörte unvergleichlich schöne Verhältniß zählt zu den Edelperlen, zu den höchsten Kleinodien meines Lebens! —

Wir sahen uns so oft als irgend möglich auch in den späteren Jahren, bis Julius, der in den Verwaltungsdienst trat, seine Laufbahn von München fort nach Speier, dann nach Altötting führte. Hier lernte er Emma, die Tochter des Landrichters Freiherrn von Koch-Sternfeld kennen und fand in dieser strahlenden Lichtgestalt das Glück seines Lebens:

Nie vergeß ich die Stunde, da der Freund, kurz vor der Verlobung, mir in dem alten Klostergarten vor Baumburg an der Alz — ich war von Seebruck (II. S. 301 f.) herüber gekommen, — hochbeglückt die schlanke, hochgewachsene Jungfrau zeigte, wie sie, im Schmucke des sonnengoldnen Hares leuchtend, uns entgegenschritt, sich in hellem Glanz wahrhaft deutscher Mädchenschöne schimmernd abhebend von dem Dunkel des Laubgangs der alten Kloster-Ulmen. Das lichte Bild: — es sollte dauern in seiner Schöne und beglückenden Anmuth. Zuerst in Kempten, dann, nach Wiedergewinnung der Reichslande, in Straßburg, in Saarburg, in Metz, in Colmar durfte ich diese echte Frigga walten sehen an ihrem Herd: den Gatten, die blühenden Kinder und Alles beglückend, was in ihre Nähe trat: vor Kurzem haben wir die Edle in die dunkle Erde betten müssen. — —

Oft und oft hatten wir in jenen Abenden unseres Dreibundes, Julius, Franz und ich, schwärmend von der Wiederherstellung des „Reiches“, auch die Frage

erörtert, ob es in solchem Falle wohl auch glücken möge, die verlorene Westmark wieder zu gewinnen? Wenig ahnten wir 1854—1858, daß dereinst Julius seine behagliche Stellung in Kempten und die gesicherte glänzende Laufbahn in Baiern aufgeben würde, um als der Allerfrühesten Einer aus Deutschland in das so eben erst eroberte Straßburg zu eilen und schon im October 1870 dort in der arg zerschossenen Präfectur zu amten, während noch der Krieg tobte und einmal bei dem Vorstoß Bourbaki's gegen Belfort im Januar 1871 Straßburg gefährdet schien: die tapfere und hochgemuthe Frau war dem Gatten in die bedrohte Stadt gefolgt, und bald darauf wurde hier ihr erster Knabe geboren, der „Reichsbubi", der, wie er in strahlender Schönheit heranwuchs, sogar die Herzen der Französlinge gewann. Ach, er starb früh am Gift einer Natter, welche ihn biß, während er vor den Thoren von Metz für die schöne Mutter Maiglöckchen brach! Was hatte das Kind, was hatten die armen Aeltern, die edelsten der Menschen, verbrochen? „Und ewig

rauscht der Strom der ewigen Liebe!" in „dieser besten der möglichen Welten", und „es fällt kein Sperling vom Dache" und — und so weiter!! —

Noch gar oft werden wir auf meinen Lebenswegen meinen lieben Freiherrn antreffen: jetzt ist er Regierungspräsident zu Straßburg.

Zuweilen erschien an den Samstag-Abenden in der Wurzerstraße auch Theodor van Mecheln, der mit Karl Volk mich weiland so klug und so wohlwollend über den Schmerz des Vertauschens der Philosophie mit der Rechtspraxis hinüber getröstet und bei seinem Herrn Vater untergebracht hatte (II. S. 599). Der fein Gebildete war wenig älter, aber viel reifer als ich und mit lächelnder Ueberlegenheit nahm er es hin, wenn ich, damals recht einseitig in das Germanische verrannt und verschossen, sogar Theodors geliebte Hellenen nicht recht gelten lassen wollte im Vergleich mit den Göttern, Helden und Menschen der Edda und der germanischen Sage und Geschichte, die mich in jenen Zeiten ausschließend Tag und Nacht im Forschen, Dichten und

Träumen beschäftigten. Wie freute es mich, mit ihm und seinem Schwager Volk nach langen Jahren der Trennung kürzlich (1891) ein Wiedersehen feiern zu dürfen: Beide haben früh ehrenvolle Stufen in dem baierischen Rechtspflegedienst erstiegen.

Dagegen ein Jahr jünger als Franz und ich war ein dritter Hausgenosse, Karl Heigel, und erheblich jünger, dessen Bruder Theodor, Söhne des ganz hervorragenden Charakterdarstellers Heigel, dessen Name bei Aufzählung der ausgezeichnetsten Künstler der Münchener Hofbühne (II. S. 144) nur durch zusammenwirkendes Versehen von mir und dem Setzer ausfallen konnte. — Theodor, jetzt längst als Professor der Geschichte eine Zierde der Münchener Hochschule, werden wir mit Dr. Julius von Gosen und Max Haushofer als einen der frühesten Hörer des Privatdocentlein Felix wieder antreffen.

Sein Bruder Karl zog schon durch seinen prachtvollen Kopf an: er sah dem jugendlichen Lord Byron ähnlich, mit der mächtigen Stirn, den blitzenden

Augen, der bleichen Gesichtsfarbe und dem dunkeln, buschigen Har. Scheu, mißtrauisch, verschlossen, — eine Folge wohl der halb klösterlichen Erziehung bei den Benedictinern, denen er seine schon damals recht unkirchliche Gesinnung nicht wohl aufdecken konnte — meist in Zwiespalt mit der Welt und häufig mit sich selbst, mied der Jüngling die Menschen: gährte doch in ihm ein Chaos von gewaltigen Kräften der Einbildungskraft und der Leidenschaften. Mich hatte von Anfang an die fesselnde Erscheinung angezogen, ich kam ihm freundlich entgegen und nach einigem Sträuben erschloß sich mir in schöner Wallung diese herbe, spröde und schon recht verbitterte Seele. Er mochte doch wohl — trotz allen krankhaften Mißtrauens — erkannt haben, daß ich es herzlich gut mit ihm meine, daß ich ihn suche um seiner selbst willen, nicht wegen irgend eines Vortheils für mich. Was uns verband, war die lodernde Begeisterung für die Dichtung und eine dichterische Begabung, welche jedoch bei Karl unvergleichlich ursprünglicher und mächtiger, freilich auch

elementarer und minder maßvoll durchgebildet war, als bei mir. Wenigstens für die reine Lyrik war seine Ueberlegenheit zweifellos: für die Ballade und die Erzählung brachte ich wohl mehr Gestaltungskraft oder Gabe der Veranschaulichung mit. Aber ich war ganz verblüfft, als mir eines Abends der blutjunge Mensch seine Erzählung in Versen, „Bar Kochba, der Sternensohn", vorlas: — sie behandelte die Geschichte jenes Pseudo-Messias, der als Vorkämpfer seines Volkes zur Abschüttelung des Römerjoches auftrat und nach rühmlichem Kampf unterging (133—135 n. Chr.). Und wie las dieser vulkanische Jüngling! Die Begabung seines Vaters hatte sich auf ihn vererbt: er ist einer der sehr wenigen Dichter, die ihren Versen durch den eigenen Vortrag nützen, nicht schaden. Karl Heigel wäre ohne Zweifel ein glänzender Bühnenkünstler geworden. Er las mit einer Gluth und Leidenschaft, daß er mich ganz ebenso wie sich selbst in flammende Begeisterung fortriß: dazu kam die berauschende Schönheit der Sprache: — als lange nach Mitternacht die präch-

tige Dichtung schloß mit dem Sterbeseufzer des Helden: „Es taget: — Kanaan!“ da sank ich dem Dichter unter strömenden Thränen an die Brust: es war eine schöne, weihevolle Stunde. Neidlos sagte ich ihm und mir selbst: „wahrlich, hier ist mehr als ich kann.“

Ich brachte ihn nun alsbald zu Geibel: — aber davon später im Zusammenhang.

Auf diesen Bar Kochba — selbstverständlich kaufte das deutsche Volk nie die erste Ausgabe zu Ende: sind es doch Verse! — folgte nach einiger Zeit ein Trauerspiel „Marfa“ — die Braut, welche der Czar Iwan der Schreckliche sich kürt: ebenfalls eine ganz hervorragende Leistung, voll von Poesie und wilder Leidenschaft, aber auch mit angebornem Sinn für das auf der Bühne Wirksame. Das Stück ward in Berlin und München mit schönem Erfolg gegeben, ebenso in München ein Schauspiel „Freunde“, das einen Preis bei dem Münchener Preisausschreiben von 1880 erhalten.

Freundlichste Aufnahme fand das Festspiel „Vor

100 Jahren". bei der 100jährigen Jubelfeier des Münchener Hoftheaters; insbesondere mein Vater erzielte als Kurfürst Karl Theodor mit den wenigen Worten, die er zu sprechen hatte, eine imposante Wirkung.

Von seinen Erzählungen ist wohl die bedeutendste „Das ewige Licht", — eine Klostergeschichte.

Allein weit höher noch als die dramatische, werthe ich die lyrische Begabung Heigel's: damals in München las er mir vor und später schickte er mir aus Schlesien Gedichte, die ich zu dem Allerschönsten zähle, was ich an deutscher Lyrik nach Goethe und Eichendorff kenne: vor einer verhaltenen Gluth und Innigkeit und Eigenart der Empfindung, von knappstem Ausdruck, von tadelloser Schönheit der Form! Meines Wissens hat Heigel nie, wie wir Anderen in Deutschland es Alle und zwar Alle — besonders ich! — viel zu früh thaten und noch thun — eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte herausgegeben: so sind sie, in zahlreichen Zeitschriften einzeln verstreut, nie zu voller Würdigung, ja kaum zu rechter Bekanntheit durchgedrungen. Schade! Denn

nach meinem Dafürhalten steht diese Lyrik Heigel's höher als gar Manches, was ich — (freilich bei Weitem nicht Alles) von seinen später entstandenen Erzählungen und Schauspielen kenne: (ähnlich wie es — nach meinem Urtheil — mit der Lyrik des Herrn (Hanns, Ritter von) Hopfen im Vergleich mit dessen Erzählungen und Schauspielen steht. S. unten: „Krokodile".)

Karl Heigel schwand mir früh und auf lange, lange Zeit aus den Augen: er ging, durch Geibel empfohlen, als Buchwart auf das Schloß des Fürsten Carolath=Beuthen in Niederschlesien (bis 1864), dann, nach kurzem Wiederauftauchen in München, nach Berlin, wo er viele Jahre hindurch den dichterischen Theil eines vielgelesenen Blattes leitete. Als er dann nach Kufstein, später nach Riva übersiedelte, war ich längst in Würzburg (seit 1862); und schon in Königsberg (seit Herbst 1872), als er auf Wunsch und im Auftrag des Königs Ludwig II. eine ganze Reihe von Schauspielen, aus der französischen Ge=

schichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts und aus der Hohenstaufenzeit, verfaßte, die dann als „Königsdramen“ dem einsamen Zuschauer vorgespielt wurden. Von diesen hat Eins, Josephine Beauharnais, auch in öffentlichen Aufführungen und auf anderen Bühnen reiche, schöne Erfolge davongetragen: Dank Possart als Napoleon. Lebhaft freute mich, als mich vor zwei Jahren hier in Breslau wieder einmal die altbekannte Handschrift grüßte: nach so langer Zeit der Trennung, aber, wie die warme Sprache unserer Briefe bezeugte, nicht der Entfremdung. Was haben wir nicht Beide Alles erlebt seit jenem „Kanaan“! in der Wurzerstraße 8!

An jene Abendzusammenkünfte bei Freyberg oder bei mir knüpfte sich ein lustiger Schwank, der hier angefügt werden mag, als bezeichnend für die heitere Laune dieser Tage, für das Bedürfniß nach dichterischem Ausdruck auch der kleinsten Erlebnisse, für eine gewisse Begierde nach — sehr harmlosen! — Abenteuern, welche sich Abenteuer vorspiegelte, wo gar keine waren.

An einem Samstag-Nachmittag war mir in die Wurzerstraße eine Flasche Punsch-Essenz geschickt worden, „als ein Beitrag für den heutigen Abend“; — weiter hatte der überbringende Dienstmann nichts gesagt. Die Freunde kamen: aber Freyberg wie Godin lehnten meinen Dank ab. Nun verfielen wir — d. h. ich werde wohl der Phantasticus gewesen sein! — sofort auf den Einfall, Jemand aus unserer Bekanntschaft habe uns eine liebenswürdige Neckerei anthun wollen: denn wir waren wegen unserer Abende „zur heiligen Dreifaltigkeit“ schon mehrfach „getratzt“ worden. In den folgenden Tagen suchten wir bei allerlei Männlein, Weiblein und Mägdlein durch gar kluges Gefrage den Spender heraus zu bringen, was nur die eine Folge hatte, die Geschichte bekannt und uns ein klein wenig lächerlich zu machen. Am nächsten Samstag tagten (oder „abendeten“) wir bei Freyberg: — richtig, am Nachmittag trifft bei ihm wieder eine räthselhafte Flasche ein: — am folgenden Samstag bei Godin erscheinen mehrere Flaschen Wein und so fort gar

viele Wochen. Keine Möglichkeit, den Absender zu ermitteln: stets ein anderer Dienstmann war der Ueberbringer, der die Spende auf der Straße bald von einem Bedienten, bald von einem Dienstmädchen zur Besorgung erhalten hatte und jedesmal ward der Auftraggeber oder die Auftraggeberin ganz verschieden geschildert. Nun wurden wir aufgeregt. Am ruhigsten blieb, in dem edeln Gleichmaß seiner vornehmen Natur, Julius: aber Fränzchens spitzfindiger Grübelverstand war gereizt und mir warf sich die geheimnißvolle Spenderin — natürlich mußte es eine Dame sein! — auf die Phantasie. Ich richtete an die schöne Unbekannte einige (namenlose) Dankverse in den „Neuesten Nachrichten“, in denen ich zugleich bat, die gute Fee möge uns leibhaft erscheinen. Tags darauf: — in demselben Blatt eine äußerst witzige vortrefflich gereimte Antwort, die uns anmuthig, aber doch empfindlich verhöhnte. Das ließ ich mir nicht gefallen, ich erwiderte: — „sie“ blieb die Duplik nicht schuldig. Allmählig machte diese gegenseitige

Beschießung mit Versen in dem meistgelesenen Blatt Aufsehen in der Stadt: die Leute warteten auf die Fortführung des Reimgefechts, manche brachten mich als den einen Bombardeur heraus: Dritte mischten sich, — ebenfalls in den „Neuesten“ — höchst ungerufen und zuweilen ziemlich gröblich ein (denn an der Isar muß mitunter die nie fehlende Grobheit den manchmal fehlenden Geist ersetzen): dabei gingen die unerforschlichen Wein-Zusendungen in lieblichen Abwechselungen ihren Gang fort: wir drei zerbrachen uns die Köpfe, wie denn die Wein-Fee herausbringen konnte, bei welchem von uns dreien wir gerade an diesem Samstag zusammenkamen! Wir wurden nun wirklich ganz „wepsig“, wie man in München sagt, und ich beschloß, ein schönes Ende zu machen, indem ich in einem — letzten — Gedicht in den „Neuesten“ uns feierlich für besiegt erklärte und in zierlich verschlungenen Reimen: nicht nur ottave Rime, sondern »dieci Rime« (d. h. viermal a, viermal b wechselnd, am Schlusse zweimal c) um Schleierlüftung bat. Ich

hatte unter Anderem auf „Geheimniß“ — „Keimniß“ gereimt und so, wie ich glaubte, sehr harmonisch und schwungvoll geschlossen. Aber o weh: am andern Tag stand in den „Neuesten“:

„Meinthalb fahrt fort in dem Geheimniß,
Jedoch verschont uns mit der Reimniß!“

Der Verfasser dieser schlagenden „Abfuhr“ war Herr Dr. Henle, k. Advocat, dessen glänzender Witz später oft noch ganz anderen Leuten als uns harmlosen Jünglingen heimleuchten sollte.

Das Heiterste, jedoch für uns Demüthigendste an der Sache war nun aber, daß wir uns die Neckabsicht und das Geheimniß von Anfang lediglich eingebildet hatten. Eine Verwandte Godin's hatte, ohne jede solche Arglist, uns eine Flasche Punsch schicken wollen, und der Dienstmann hatte einfach vergessen, den Namen der Senderin anzugeben. Erst als wir jetzt in der Folge bei all' unseren Verwandten so überschlau umherfragten, kamen mehrere von diesen, ohne von einander zu wissen, auf den Einfall, nun erst ein solches Neckespiel zu beginnen.

XVIII.

Jedoch nicht nur mit Männlein verkehrte ich damals!

Nachdem das schöne, aber schattenhafte Bild Didosa's entschwebt und Minna Birch wieder zur Freundin geworden war, ließ der „Rechtspraktikant", dem nun nicht mehr die drohende „Schlußprüfung" auf der jungen Seele lastete, „seine Augen rundum gehen" unter den hübschen Mädchen, an welchen München auch 1852 bis 1857 nicht arm war. Die von der Prüfungsvorbereitung nicht mehr gefesselte Einbildungskraft, die holde Thorheit des Herzens, hob erfreut die Schwingen, verlangte ihr Recht, sich nach dem Schönen zu sehnen, und, ohne daß ich mir wie ehedem etwas von einer das Herz ausfüllenden Neigung vorgetäuscht hätte, erfreute ich mich der holden

Blümlein, die so anmuthig am Saume meines Weges nickten: endlich gesundes, naturgemäßes Jugendblühen auf diesem Gebiet, auf dem bis dahin nur Krankes, Unwahres oder doch Eingebildetes erwachsen war.

Eines der allerschönsten Mädchen Münchens war damals eine — Kranke. Ein schweres, wie sich erweisen sollte, unheilbares Leiden am Knie nöthigte sie, unter fast unablässigen Schmerzen, leise hinkend durch das Leben zu schleichen. Viele Monate im Jahre konnte sie nicht ausgehen: da war denn ihre einzige, — ach! wie bescheidene — Freude, an ihrem Fenster im Erdgeschoß eines der Häuser auf der Westseite der Ludwigsstraße zu sitzen und zuzusehen, wie die Andern sich lustwandelnd erfreuten! Ich kannte sie schon in der Königinstraße, wo ihre Aeltern mit dem Kinde von zartester Anmuth manchmal meine Aeltern besucht hatten. Aber jetzt erst entdeckte ich sie wieder, die nun zu voller Schönheit erblühte Jungfrau, der ein wehmüthiger Zug um den Mund etwas unsagbar Rührendes verlieh. Nie ging ich an jenem Fenster

vorüber, ohne mit einer Art von Andacht zu der schönen, bleichen Heiligen empor zu blicken, die hold erröthend meinen wahrhaft ehrfurchtvollen Gruß erwiderte: ja, Ehrfurcht vor so viel Schöne, so viel Geduld in klaglosem Ertragen bittrer Schmerzen.

Als die erste Sammlung der „Gedichte" erschien: faßte ich mir ein Herz und brachte sie ihr. Wie verschönte die helle Freude das feine, schmale Antlitz! Es entstanden auch ein par Gedichte an sie (davon ist gedruckt „Einer Entschwundenen", Sammlung II. S. 288): sie starb früh, die schöne Julie. Ich habe ihr edles Bild festgehalten in jener Julia, die allein von den „schlimmen Nonnen" nicht schlimm ist.

Damals besuchte ich nun auch gern die Tanzfeste, zumal die Museumsbälle, Studenten-, Frankenbälle, Officiersbälle, freilich viel mehr, um zu schauen und um die Lunge, als um die Beine zu bewegen, welch letztere Verrichtung wohl nicht hervorragend war (II. S. 367); dann auch, um nach dem Schluß der Reigen, im Bierstübel mit guten Gesellen, z. B. dem

Montengustel und anderen lustigen „Franken“ weidlich zu trinken und dabei über unsere Tänzerinnen ein nicht immer schmeichelhaftes Nachgericht zu halten.

In jene fröhlichen Jahre fallen nun auch die beiden einzigen kleinen „Diridari“ (wie „Fritze Goßmann“, die berühmte Schülerin meiner Mutter, sagte, bevor sie Frau Gräfin Prokesch-Osten geworden war), die, wie früher versprochen, nicht verschwiegen werden sollen in dieser „wahrhaftigen Geschichte“.

Eine gehört der Sommer-, die andere der Winter-Sonnenwende an.

An einem sehr heißen Julitag hatte ich an der Habilitationsschrift von Sonnenaufgang bis Abends 7 Uhr ohne Unterbrechung streng gearbeitet: auch das Mittagsmahl, bestehend in einem Schinkenbrod, war, zwischen der „Feuer-“ und der „Wasserprobe“, stehend eingenommen worden. Ich tröstete mich den ganzen langen Sommertag über die Anstrengung mit der frohen Aussicht, am Abend das Waldfest der Künstler bei Großhesselohe aufsuchen zu dürfen: das

waren immer so herrliche, von Waldpoesie und echtestem Künstlergeist verklärte Stunden! Und ich wußte, ich werde dort Johanna M. finden, das herrliche, an Seele und Leib gleich schöne Geschöpf, welches, das Urbild der „Miriam“ im „Kampf um Rom“, mir und meiner lieben Frau Therese eine Herzensfreundin geworden und seit nunmehr bald 40 Jahren geblieben ist: in diesen Tagen (März 1892) werde ich ihren Enkel (!) aus der Taufe heben. Damals aber dachte ich noch nicht einmal an ihre Tochter, geschweige an deren Sohn, sondern nur (und zwar sehr lebhaft!) an sie selbst. Voll froher Erwartung klappte ich um 7 Uhr das Corpus Juris Germanici I. von Walter zu und fuhr seelenvergnügt, in jener Befriedigung, welche fleißige treue Arbeit in die Seele gießt, in einer Droschke, die ich mir gewährte, hinaus nach jenem mir gar lieben Wald, oberhalb der rasch hinrauschenden Isar. Es war noch immer recht heiß, der Weg war staubig, mein Durst, selten schwach, war arg, die angestrengte Arbeit, fast ohne Speise, hatte mich wohl ein wenig

erschöpft. Sowie ich aus dem Wagen gesprungen — der kehrte nicht sofort wieder um — eilte ich auf die Trinkhalle zu: da trug mir der Montengustel, statt des gewohnten Bieres, einen gewaltigen Humpen nie gekosteten Getränkes entgegen: Maibowle wars, damals (1856) in München noch wenig bekannt und mir, wie gesagt, ganz neu. Ich setzte an — das mundete köstlich — und ließ zu dem Staunen des doch wahrlich trinkbaren Freundes nicht ab, bis der letzte Tropfen des sehr starken Gebräues ausgeschlürft war. Ich gab den hohen Humpen zurück: Alles drehte sich mir wie wirbelnd vor den Augen: wohl sah ich von Weitem die schlanke Gestalt Johanna's in ihrem weißen Sommergewand: ich wollte auf sie zu eilen: — aber ich wankte. Noch hatte ich so viel Besinnung, einzusehen, daß hier schleunigster Rückzug die einzige Rettung war: ich winkte die Droschke wieder heran und — fuhr sofort wieder in die Wurzerstraße zurück; erst spät am andern Morgen erwachte ich: aber ohne Kopfschmerzen, die ich überhaupt in meinem ganzen Leben, auch bei

Masern und Influenza, nie verspürt habe, ausgenommen bei'm Ritterspielen, wann ich einen Schlag auf das „enthelmte Haupt" davongetragen hatte. — Das war „der vertrunkene Reigen von Hesseloh!"

Das andere kleine Spitzlein rührte auch von unvorsichtigem Schnelltrunk her, was ich, unerfahrenen Jünglingen zur Warnung, hier verzeichnen will.

Auf einem Ball im Odeon beschäftigte den Zenger Maxl (I. S. 31. II. S. 160), der später manches Lied von mir so schön beflügelt hat mit seinen Tönen, und mich ein auffallend hübsches, uns völlig fremdes Mädchen. Maxl klagte, man werde nicht mit ihr tanzen können, da kein gemeinschaftlicher Bekannter sich finden wollte, uns vorzustellen.

„Ach was," meinte ich, „die sieht mir gar nicht so steif aus, als ob sie um deßwillen einen Tanz abschlüge, wenn man sie recht ernstlich darum bittet. Ich wag's! Ohne vorgestellt zu sein, — hole ich sie zum nächsten Tanz."

„Einen Korb holst Du Dir, o Frechling," höhnte der Sänger.

„Nein! Ich wette? Gilt's eine Flasche Champagner?" [1])

„Es gilt."

„Aber rasch! Vorher trinken: — wer zahlt, wird sich zeigen. Gleich beginnt der Walzer. Sie scheint noch nicht für diesen gebunden," („engagirt" werde ich wohl gesagt haben).

Gesagt, gethan. Wie der Schaumwein kam, setzten die Musiker schon an. Rasch trank jeder von uns — fast auf Einen Zug — je eine halbe Flasche Champagner. Ich flog — etwas feurig — auf das ahnungslose Opfer, machte meine beste Verbeugung, und schon wirbelten wir — ohne ein Wort zu sprechen — dahin. Allein so bald als thunlich stellte ich sie wieder fein säuberlich auf ihren Platz, verbeugte mich abermals und — verschwand. Denn obwohl ich nun feststand, hatte ich doch die Empfindung: ich drehe

---

[1]) Damals war noch nicht der Unfug eingerissen, Schaumwein Sect zu nennen „nach — Fallstaff". Als ob Sir John je Champagner gesehen hätte. (Vinum) »siccatum« trank er.

mich noch immer im Kreise: aber nicht blos ich, auch der Kronleuchter, die Drachen-Stühle mit den darauf thronenden Müttern, die Musikanten, der ganze Sal! — Ich ging nach Hause!

Der Weg von dem Odeon in die Wurzerstraße ist nicht lang. Aber er führt durch den „Hofgarten"! — In dem Hofgarten steht der sogenannte „Dianatempel", ein nach allen Seiten durchbrochener Rundbau, dessen gewölbtes Dach die Schwester Apollo's bekrönt. Angelangt in diesem Heiligthum erfaßte mich die Vorstellung, ich sei bereits in meinem Schlafzimmer in der Wurzerstraße. Folgerichtig und schlußbündig legte ich Hut und Mantel ab und schob mit der Spitze des einen Fußes von dem andern den zierlichen Tanzschuh von Glanzleder. Hu weh! Nun drang die Kälte des überschneiten Steinbodens durch den Strumpf, und rasch entdeckte ich, daß mich Bacchos in das Weihthum seiner jungfräulichen Halbschwester verlockt hatte. Ich eilte, den beiden Göttern zu entfliehen und in meinen wirklichen Bettraum zu gelangen.

Aber o weh! Es wollte mir schlechterdings nicht gelingen, den etwas engen Schuh wieder anzuziehen: der letzte Versuch hatte mich nahezu dem Erdboden gleich gemacht. So blieb mir denn nichts übrig, als mit Einen Schuh am Fuß, den andern in der Hand über den winterlichen Boden dahin zu eilen, was wohl nicht ohne „Einhariges Hopsen" abging: — ganz wie Onkel Bräsig „as ne Kreih" (wie eine Krähe) über den Schnee gehopst war. Zum Glück hatte ich nur noch etwa sechs Minuten so zurückzulegen: — zu noch größerem Glück blieb ich allein, unvermerkt von meinen lachfrohen Gesellen.

Endlich vor meinem wirklichen Bett eingetroffen, sagte ich mir sehr eindringlich: „Lieber Felix! morgen schon sehr früh — um 9 Uhr — kommen Deine Schwester und Dein Bäslein Fritze Meisinger[1]) zur englischen Stunde zu Dir. Diese beiden Backfischlein sind ohnehin so muthwillig. Du bist verloren, und

[1]) Jetzt die ehren- und kinder-reiche Frau Capellmeister Dessoff zu Frankfurt am Main.

vor Allem der an sich nur nothdürftige Respect den diese Grundeln vor Dir haben, bemerken sie irgend etwas Verdacht Erweckendes. Also Vorsicht!"

Darauf legte ich mit beflissenster Sorgfalt den Stiefelzieher auf den Nachttisch, die goldne Uhr unter das Bett und entschlief, des Gottes des Weines und der Göttin der Jagd wenig ehrerbietig gedenkend. Am andern Morgen wachte ich ganz frischen Kopfes auf, bemerkte mit Erstaunen, wie ich zwei doch recht verschiedenen Zwecken dienende und auch im Uebrigen einander wenig ähnliche Geräthe verwechselt hatte und hielt meine englische Lehrstunde mit ungewohnter Schneidigkeit: — die schlimmen Mädel sollten gewiß nichts merken! Haben auch nichts gemerkt. Wenn sie es jetzt auch lesen, mache ich mir nichts mehr daraus.

Diese beiden von Anderen nie wahrgenommenen ganz kleinen Räuschlein sind die ersten gewesen und die letzten geblieben meines Lebens: hätte ich nicht aus angeborner Lust, über mich selbst zu lachen und Anderen das Vergnügen nicht zu mißgönnen, selbst davon erzählt, —

kein Mensch hätte je davon erfahren. Und ich meine, alle 57 Jahre zwei Spitzlein, also $\frac{57}{2} = 28^1/_2$ Jahre einen, ist nicht allzu viel für einen Dichter, der acht Halbjahre Student war.

Ich glaube, es giebt Leute, welche nicht ein mal jene beiden Milderungsgründe für sich geltend machen können und die in jedem Jahre $28^1/_2$ Spitzlein zählen.

Ich hege heftigen Ekel wider alle Völlerei. Dabei trinke ich aber sehr gern Alles, was gut ist und kann unglaublich viel — ohne leiseste Besäuselung — vertragen [1]).

Uebung macht auch hier den Meister. Im Anfang gerieth wohl meine liebe Frau Therese in gelinde Besorgniß, sah sie mich bei Festen oder auch mit ihr allein so viele Becher leeren. Aber ein

---

1) Statskunst der Frau'n. Leipzig 1877. II. Aufzug, 6. Auftritt: Bumpo: Es ist erstaunlich was ihr trinken könnt. Friedrich von Hausen: So sprach zu mir vor euch schon mancher Mann.

Erlebniß in Bellagio (1873) hat diese Befürchtungen für immer beschwichtet. An der Gasttafel des Hotel Grande hatte ich recht viel von dem mir damals noch neuen Marsala getrunken. Zu der Gattin Befremden bestellte ich eine zweite Flasche. Kaum war diese gebracht, als die Böllerschüsse krachten, welche uns in die Gondeln riefen, die Beleuchtung des See-Ufers zu betrachten. Eile that noth, die Plätze in dem Schifflein reichten kaum für die Zahl der Gäste. Mit dem Aufbewahren der Weinreste durch den Kellner hatte ich unerfreuliche Erfahrungen gepflückt. Rasch entschlossen lehrte ich die Flasche und eilte mit der Gattin „an Bord".

Der zauberschöne Anblick der ringsum strahlenden Ufer bannte mich während der Fahrt in Schweigen. Das bange Gemahl aber deutete mein Verstummen anders: es legte mir die Hand auf die Schulter und forschte: „Felix! Fehlt Dir vielleicht etwas?"

„Ja," antwortete ich ernst.

„Dacht' ich's doch! Sprich, Lieber, was fehlt Dir?"

„Noch eine Flasche Marsala!" erklärte ich, nüchtern wie ein Isar-Hecht.

Seither genieße ich unbegränzten Credit für Trank-Vertragen bei Frau Theresen. Ich habe das Vertrauen schon auf starke Proben gesetzt (unter Beistand von Professor August Müller in Halle und Professor Karl Chun dahier), aber sie hat und ich habe alle bestanden.

XIX.

Hier will ich nun, da ich einmal am Beichten bin, noch die beiden anderen schlimmsten meiner Jugendstreiche einschalten: unsittlich wird dadurch das Buch nicht wirken.

Es war bei einem anderen Waldfest in Hesselohe: diesmal mußte ich nicht wegen allzu plötzlichen Maiweingenusses sofort wieder umkehren.

Vielmehr hatte ich in jenem mir sehr an's Herz gewachsenen Walde (über Schwaneck hinaus nach Pullach zu) gar schöne Stunden verlebt, unter einer prächtigen Buche in lieber Gesellung hingestreckt oder auch eine Weile abseit der Genossen an dem steil abfallenden Uferrand gelagert und verträumt niederblickend auf den rasch fluthenden Fluß da unten. Nun brannten längst die Lampen in den kleinen recht

altmodischen „Lauben“, richtiger Holzverschlägen, deren drei Wände — nach Westen zu waren sie offen — mit uralten Witzgestalten in großväterlichen Trachten an der Tapeten Statt bekleidet waren.

Wir saßen — d. h. ein Häuflein guter Gesellen — der offenen Seite der Logen gegenüber an einem der Tische unter den Bäumen und vollzogen das gewohnheitsmäßige Nachgericht über unsere Tänzerinnen, als wir in einer der Logenverschläge eines der hübschesten Mädchen des heutigen Festes in dem Kreise von zärtlichen Verwandten und von anderen Sterblichen erblickten, die gern noch zärtlicher gewesen wären. 1 Vater, 1 Mutter, 2—3 Tanten und ein dichtes Gehege von jungen Malern und Studenten umgaben die Liebliche wie das Wildgedörn das Dornröschen.

Es ward bei uns nur beklagt, daß die jenen „Verschlagabtheil“ (mit dem Reichs-Stephan zu sprechen) beleuchten sollende Oellampe — denn in dem Brennölalter, vor der Gas- und Steinöl- oder gar Elektricitäts-Zeit spielt die Geschichte — nur so ungenügend

ihre Schuldigkeit that, daß von den holden Zügen in solcher Entfernung kein recht deutlich Bild zu gewinnen war.

„Wenn nur Einem von jenen Jünglingen einfiele," meinte der Monten Gustel, „die Lampe höher zu schrauben."

„Ja wohl," lachte Wilhelm Hacke, „uns wohl zu liebe? Die sitzen nahe genug, sie zu besehen."

„Nun", sagte ich aufstehend, „was denen nicht einfällt, kann ja uns einfallen," ging hin, machte meine artigste Verbeugung — ich konnte und kann sehr höfisch sein, habe aber doch zu lang an der Isar gelebt, um nicht gegebenen Falles auch a biss'l grob sein zu können — vor der ganzen Gesellschaft, durchschritt die Waberlohe der alten Schachteln, schraubte die Lampe erklecklich höher, verabschiedete mich mit einer zweiten noch verbindlicheren Verbeugung und ging, ruhigen Schrittes, auf meinen Platz zurück, wo die Genossen mich mit den ehrendsten Namen wie „Frechling", „Keckier" bewillkommten.

Ein wenig unverschämt war es schon, das muß ich einräumen, da der einzige Grund, weßhalb wir nach „mehr Licht!“ verlangt hatten, den Schutzdrachen und den Wächtern der Blondgelockten sowenig wie dieser selbst zweifelhaft bleiben konnte. Aber die Schirmherren waren wohl zu sehr „baff“ oder vielleicht auch dachten sie selbst über das Stücklein zu gutgelaunt, als daß dem jugendlichen Lichtfreund der Schatte der Vergeltung hätte folgen mögen. —

Dieses war der erste Streich; doch der zweite folgte gleich.

Clemens Piloty und ich, täglich von Haidhausen her aus der Amtsstube gemeinsam die werdende Maximiliansstraße in die Stadt zurückwandelnd, beklagten lebhaft unter einander, jeder Kenntniß zu darben von einer — (selbstverständlich: [aber nicht „selbstredend“: denn das ist ein Unsinn]) — schönen jungen Dame, welche uns täglich zur selben Stunde von der Perusagasse her entgegen kam. Wir wußten gar nichts von ihr: nur daß sie sehr fein und vornehm war, sahen

wir ihrer ganzen Haltung ab. Nach Wochen solcher täglichen Kreuzung, da der grünseidene Sonnenschirm wieder auftauchte an der Post-Ecke, sprach ich zu dem erschreckenden Freunde: „Gieb Acht! Ich rede sie an.“

„Du! das laß bleiben!“

„Und sie wird nicht böse, sondern ganz freundlich wird sie werden.“

„Die läßt nicht mit sich spaßen!“

„Will ich auch nicht, es ist mein Ernst,“ ließ ihn stehen, schritt rasch auf die Stolze zu, lüftete den Strohhut und sprach mit jener oben geschilderten, wahrscheinlich von meinen südfranzösischen (?) Ahnen ererbten »gentilesse«: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe einen Gruß an Sie zu bestellen.“

Betroffen von der Kühnheit des Unbekannten furchte die Schöne die Braunen und fragte strengen Tones: „Von wem, mein Herr?“

„Von Heinrich Heine. Er hat gesagt:

„Wenn du eine Rose siehst, —
Sag', ich laß sie grüßen.“

Sofort verwandelte sich die weiße Rose in eine rothe: über und über erröthete die Holde: aber schwerlich vor Zorn: sonst hätte sie nicht so freundlich gelächelt und mich mit so anmuthvollem Neigen des Hauptes verabschiedet. Und auch in der Folge lächelte sie immer (und erröthete ein wenig), grüßte ich sie ehrerbietig: das durfte ich jetzt: hatten wir doch eine Unterredung mit einander gehabt.

Piloty und ich machten unter unseren Genossen kein Geheimniß aus dem kleinen Abenteuer und so geschah es, daß ich bald darauf die Geschichte in den „Fliegenden Blättern“ zu lesen bekam; ich habe sie aber nicht eingesandt an die Freunde Kaspar Braun oder Ille, wie später freilich gar manchen Schwank.

XX.

Als Rechtspraktikant und junger Doctor trat ich nun auch ein in die „Münchener Gesellschaft“, von deren Vorhandensein ich als Student kaum gewußt und die sich — abgesehen von Hof und Adel — in den bürgerlichen Kreisen auch erst seit einigen Jahren reichlicher entfaltet hatte, Dank der wachsenden Einwanderung von norddeutschen und westdeutschen Familien, zumeist von Künstlern und Gelehrten.

Denn noch in den dreißiger und vierziger Jahren war es mit der Geselligkeit in den Alt-Münchener Bürger-Häusern nur gar schwach bestellt; ein par Worte über süddeutsche und norddeutsche „Gesellschaft“ (d. h. Geselligkeit) drängen sich hier von selbst auf: jene (war und) ist zu spärlich, diese ist nur allzu häufig.

Der wärmere Himmelsstrich, die schönere Land-

schaft und das Bier statt des Thee's als althergebrachter Abendtrunk bringen es mit sich, daß man in Süddeutschland die Geselligkeit so gern in das Freie verlegt. Künstler, Studenten, andere Gesellschaften feiern ihre Waldfeste, geben auch im Sommer Tanzvergnügen im Freien, wo es viel poetischer, fröhlicher, ungezwungener hergeht als bei den großen Bällen des Winters. Ja, um das Jahr 1840 etwa war es noch ganz herkömmlich, daß Damen wie Frau Monten, meine Mutter, Officiersfrauen am Sonntag nach Mittag im „Pers"kleid auf dem wenig glatten Tanzboden des chinesischen Thurmes oder in Neuberghausen oder Neuhausen oder im „Controlor" zu Nymphenburg sich in Walzer und Schottisch drehten, wo sich jetzt nur Handwerksgesellen und Dienstmädchen vergnügen.

Dann aber war und ist es noch heute in München üblich, die Abende des lang währenden Sommers und des oft noch warmen Frühherbstes im Freien in den Wirthsgärten zu verbringen —: an die Stelle

von Reibel's Caféhaus (I. S. 30) trat später der „Frühlingsgarten“ an der Ecke der Königin- und der von der Tann- (damals Frühlings-)straße), oder im englischen Café, im Achaz auf dem Dultplatz — oder auf dem luftigen Keller unter dem Schatten der alten Bäume — eine Sitte, deren Poesie und frohe Laune Freund Steub (s. unten) trefflich geschildert hat. Dahin „verloben“ (verabreden) sich befreundete Familien und verbinden Natur, Bier und Freundschaft zu gefälligem Dreiklang unter sehr geringen Ausgaben. Und es stört den Herrn Hofrath und die Frau Oberlandesgerichtsrath nicht im Mindesten, daß am Tische daneben sein Schuster und ihre Schneiderin sich derselben Harmonien erfreuen. Am lebhaftesten trat (und es ist hoffentlich noch heute so) dieser schöne Zug der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hervor während der Bockzeit im „Achazgarten“, wo man den Baron von Liebig, den General von Spruner, den Oberstlieutenant von Bothmer und ein tonsurirtes Pfäfflein, ein par Studenten, Kaulbach, Schwind,

Geibel, Carrière mit seiner sittlichen Weltordnung neben einer Gruppe Hartschiere, ein par Hofherren neben Packträgern, den Herrn Geheimrath von Sybel neben mir allzeit antreffen konnte.

Das ist ein Zug schöner, freier, unbefangener Menschlichkeit, wie sie unsere oberdeutsche Art in gar vielen Dingen gegenüber der niederdeutschen schmückt. Recht häßlich, abscheulich erschienen mir nach der Uebersiedelung nach Königsberg der schroffe Abstand, die steile Kluft, welche die „herrschenden Stände“ von den minder Begüterten trennt: es ist die Nachwirkung der alten Herrschaft des erobernden Colonisten über die unterjochte Bevölkerung und der lange Druck der Leibeigenschaft oder doch Erbunterthänigkeit in jenen Ostlanden. Als ich einem wackeren Pedell der Albertina, — er trug das eiserne Kreuz — der mir einen Dienst geleistet hatte, nach Bezahlung des Trinkgeldes auch noch die Hand hinreichte, ward der Mann roth und wollte sie nicht fassen. Daher auch das Mißtrauen der Leute draußen auf dem Land in Ostpreußen

gegen jedes freundliche Entgegenkommen des Gebildeten: „der will was von dir," denkt der Urenkel des seit Jahrhunderten recht Hartgehaltenen und schließt argwöhnisch Mund und Seele zu. Ich komme später darauf zurück. Ein solches Nebeneinander wie im Achazgarten wäre in der Königsberger „Centralhalle" undenkbar: der Hochmuth der Höherstehenden wie das Gefühl des Nicht-her-gehörens des Geringern schließt das aus: freilich muß auch gesagt werden, nie ist in München eine solche Gesellung durch Roheit der Aermeren gestört worden, — in Ostdeutschland möchte ich es nicht immer darauf ankommen lassen: unser süddeutsches Volk hat wie mehr Selbstgefühl so ungleich mehr Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Gebildeten: im Nordosten ist die Masse mißtrauisch, äußerlich unterwürfiger, z. B. in dem gräulichen slavischen Handkuß von Mann gegen Mann: — aber dann bei Ausbruch der Roheit allerdings bestialischer. Verglichen mit dem Gift des Branntweins ist das Bier ein Segen.

Schon seit 1852 bin ich bemüht, in ausgleichender „Dikaiosyne“, ingväonischer wie herminonischer Eigenart gerecht zu werden: freilich meist mit der Wirkung, es Keinem Recht zu machen (— tragisch ist das gewendet in meinem Konrad von Kärnthen in der „Deutschen Treue“ —) und die Pfeile von beiden Seiten auf mich zu ziehen. Als ich im Jahre 1874, nachdem ich Königsberg kennen und herzlich lieben gelernt hatte, an der Isar die Pregelstadt warm lobte, wollte mich Freund Steub aus Bajuvarien verbannt und in Königsberg wollte zwei Wochen darauf Freund Friedländer mich als unverbesserlichen Baiern aus der Stadt Kant's vertrieben wissen.

Lobte ich nun die Vorzüge süddeutschen Verkehrs, zumal im Freien, so muß ich freilich auch die argen Mängel der Alt-Münchnerischen Geselligkeit hervorheben. Diese Geselligkeit war eine Ungeselligkeit und erst der dankenswerthe Einfluß der Norddeutschen hat hierin Besserung geschaffen.

Wie war das denn bestellt anno 1840 in einer

Münchener Kaufmanns- oder Beamten-Familie? Die Frau, die Seele feiner gesellschaftlicher Unterhaltung, war gar nicht in der Lage, irgend eine gesellschaftliche Form einzuhalten: so gut wie ausnahmslos katholisch — Protestanten siedelten Anfangs (seit 1806) nur spärlich aus Franken, aus Augsburg, aus Norddeutschland an die Isar über — war das Bürgermädchen, wenn es nach Erledigung der Volksschule noch eine Bildungsanstalt besuchte, in einem Kloster herangebildet worden, wo es sehr viel Religion, Fertigung (— etwas altmodischer —) zierlicher Handarbeit, französisch plappern, singen, vielleicht auch Spinet spielen, aber außerdem gewiß gar nichts lernte. Von Literatur, von Geschichte, von dem classischen Alterthum, von bildender Kunst, vom Schauspiel war keine Rede: — ja, das Theater ward noch ca. 1840 vielfach als eine Veranstaltung des bösen Feindes angesehen. Ein Gespräch führen mit „Fremden“ — unmöglich! Es gab gar keine Fremden: der Herr Vetter und d' Frau Bas, der Herr God (Gevatter) und die Frau Gödin, — sonst kam

Niemand zu Besuch. Feste gab es nur bei Hochzeiten, Kindstaufen, Begräbnissen, der Geburtstag ward nicht gefeiert, der Namenstag durch ein „Präsent" geehrt, die Weihnachtsfeier war unbekannt. Den Christbaum haben erst in den dreißiger Jahren protestantische Familien aus Norddeutschland an die Isar verpflanzt — statt dessen kam am 6. December der Nikla mit Ruthe und Sack und die Berchtfrau mit Aepfeln und Nüssen. Im Carneval gingen Ehepare minder strenger Weltanschauung vielleicht einmal auf die „maskirte Redoute": im Sommer „wallfahrtete" man am ganz frühen Morgen in „d' Eich" oder nach „Blutenburg". Man reiste nie: höchstens, wieder im Wege der Wallfahrt, nach Altötting, aber gewiß nicht nach Berlin! Wovon hätte die Frau Assessor oder die Frau Priechlerin mit fremden Menschen einen Abend lang sprechen sollen? (Gegenüber der Frau Bas freilich ging der Rede Fülle nicht zu Ende: über die „Ehehalten" [Dienstboten], die theuern Preise der Knackwürstel, das letzte Mirakel in Deggendorf, die Krank-

heiten der Kinder, im Flüsterton auch über das viele Trinken des „Herrn".) Und wie die Mutter, so die Töchter. Die ganze Einrichtung der Wohnung, wie die Tagesordnung schlossen jede Geselligkeit aus. Schon früh — was übrigens gar löblich! — stand man auf, in der Kirche und in der Küche verbrachten Mutter und Tochter den Morgen bis Mittag: um 12 Uhr ward — ausgiebig! — gespeist: um 6 oder 7 — Abendessen: dann ging der „Herr", so regelmäßig wie die Sonne zu Golde geht in das oft durch Erbgang vom Vater überkommene Wirthshaus — und Mutter und Tochter nach Abstrickung der vorschriftsmäßigen Maschen ins Bett — sehr früh: um 8 oder 9 Uhr. Im Sommer freilich ging die ganze Familie einschließlich des „Schnauzl" und der kleinsten Kinder auf den Keller um 5 oder 6 Uhr. An dieser streng geregelten Tagesordnung zu rütteln um des Besuches eines Fremden willen: — das war ganz undenkbar.

Aber wie an Zeit, so fehlte es in dem Hause zur Geselligkeit an Raum.

Zwar gab es den „Sal“ — oder die „Ehrenstube“ — aber das war ein schrecklicher Raum! Muffige Luft verrieth, daß die Fenster nie geöffnet wurden: die an den Wänden in Reih und Glied aufgestellten Stühle, mit roth und weiß gewürfelten Kattun- oder bunt geblümten „Pers“-Schonern überzogen, „das Kommod“ (die Commode) zwischen den zwei Fenstern gegenüber dem Eingang mit dem Christus und der „schmerzhaften Mutter“ aus Wachs, grell bemalt, unter einem zersprungenen Glassturz, links und rechts, in schnörkeligen Vasen aus dem XVII. Jahrhundert, von den Töchtern im Kloster zu Nymphenburg gefertigte höchst unwahrscheinliche Blumensträuße, daneben eine Perlmutter-Muschel, zwei Aepfel aus Wachs, über dem ganzen Aufbau von der Decke herab an einem Goldfaden schwebend ein „heiliger Geist“, d. h. eine Taube aus Wachs mit Flügeln von „Rauschgold“: — dem ganzen entströmend ein dumpfer Geruch von Wachs und Staub und den Papierblumen und ein Hauch steifer gähnender Langweile: —

wie hätten Menschen in diesem Gelaß plaudern, lachen, zwanglos vergnügt sein sollen? Jeder — Wirthe und Besucher — waren froh, hatten sie diese feierliche „Tödten“ (Tod-heit) wieder im Rücken.

So ist denn — für jene Zeiten — nur wenig übertrieben die gute Geschichte der „Fliegenden Blätter“, wonach ein Alt-Münchener Monate lang (die Wintermonate) die Gastfreundschaft einer befreundeten Familie in Berlin, Mittags und Abends deren Tisch theilend, genossen, und bei'm Scheiden den Berliner zum Besuch in München eingeladen hat.

An einem Sommerabend lehnt der Biedere in einem Fenster seines Hauses im ersten Stock: — da erscheint der Berliner, höflich hinauf grüßend, vor seiner Thüre. „Jesses Maria und a bisserl an Josef,“ ruft der Verwandte des Herrn Nudelmeyer, „ja, wo führt denn der Teifi Ihna her? No, jetzt woll mer a mal g'müthli sei. Alle Abend um achte treffen's mie im Franciskanerkeller.“

XXI.

Es ist ein Verdienst der Norddeutschen in München, in diesen Dingen nun schon seit vielen Jahrzehnten Wandel geschafft zu haben.

Aber wessen es in München zu wenig gab, dessen giebt es in Berlin, Königsberg und Breslau zu viel: das Gesellschaftswesen artet in Gesellschaftsunwesen aus. Nicht nur in Rentner- und in Kaufmannshäusern, auch bei Professoren und Gelehrten nehmen die unablässigen Gesellschaften viel zu viel Zeit, Lebenskraft und — Geld in Anspruch, die alle drei anders viel besser verwendet würden. Es giebt Familien, welche das ganze Jahr über sparen an der Ernährung, an der Wohnungsmiethe, — kein erfreuliches Bild schmückt die Wand, kein gutes Buch wird je angeschafft, — aber eine große „Fête" muß gegeben werden, die an

einem Abend verschlingt, was sonst für einen Monat reichen soll. Dabei werden viel mehr Menschen eingeladen und auf einander gepfercht, als die engen Zimmer — auch nachdem sie ausgeräumt sind — fassen können. Ueber die verderbliche Verschwendung an der Tafel auch bei Professoren und Schriftstellern ward schon früher geklagt: als ob auch solche Menschen, die doch „geistig gerichtet" sein sollten, ihre Gäste lediglich einlüden, um sie für Karlsbad vorzubereiten. Dazu die unsinnig späten Stunden: — um 10 Uhr setzt man sich zu einem Abendessen von vielen schweren Gängen: — vor 2 Uhr kommen Wirth und Gäste nicht zu Bett: ich bezweifle, ob alsdann die Herren Amtsgenossen am andern Morgen so früh und mit so arbeitsfähigem Kopf an ihrem Pulte stehen wie es wünschenswerth und mir wenigstens Nothwendigkeit ist, soll ich meine berufsmäßige Amtslast tragen und meine Pflicht erfüllen können. Und ein arger Schade geht durch diese ununterbrochene Geselligkeit dem so viel gerühmten norddeutschen Familien-Leben

zu: die Kinder sehen am Abend Wochen hindurch nicht ihre Aeltern, welche als Gäste oder als Wirthe ihren „gesellschaftlichen Pflichten“ nachkommen müssen. Eine junge Professorin (— Mutter! —) in Königsberg sagte mir einmal: sie erachte jeden Abend ihres Lebens für verloren, den sie allein zu Hause verbringen müsse! Da ziehe ich fast die Frau Nudelmeyer vor.

Kurz, die Berliner, Königsberger und Breslauer haben gar nicht Ursache, ihre Gesellschafts-Einrichtungen als musterhaft hinzustellen. Ich aber muß auch hierin wieder, wie in so vielen Dingen, seit bald vierzig Jahren sowohl den Süddeutschen wie den Norddeutschen die Fehler ihrer Vorzüge vorhalten, wodurch man sich bekanntlich so unfehlbar einschmeichelt.

XXII.

Damals nun (1854—1858) hatten die aus Norddeutschland und vom Rheine her zahlreich eingewanderten Gelehrten- und Maler-Familien in München längst eine wirkliche Geselligkeit eingeführt, die auch von den Eingeborenen nachgebildet wurde. Ich schwamm und plätscherte in jenen Jahren recht vergnüglich in den angenehmen Gewässern dieser Gesellschaft umher.

Da ist zuerst — a Jove principium! — zu nennen das gastliche Haus Thiersch!

Der prächtige alte Herr war schon lang in München eingewurzelt: bei seiner Berufung hatte den Fremdling, den Norddeutschen, den Protestanten, den Heiden die ganze dumpfe Wuth der Schwarzen und der verranntesten Alt-Baiern empfangen. Er ward

eine Leuchte der Wissenschaft in der Stadt der Mönche („Dervischabad“, wie Fallermayer München übersetzte), welche damals einer solchen Vorrichtung recht dringend bedurft hatte. Zugleich war der allverehrte, allgeliebte Lehrer allmälig eine für die Straßen Münchens bezeichnende Gestalt geworden, auf welche man fremde Besucher mit Stolz und Liebe hinwies, wie das kaum mittelgroße Männlein in seinem dunkelblauen Mantel und seltsamem Hütlein die Ludwigsstraße hinabwandelte, das stark geröthete Antlitz vom schönsten silberweißen Langhar umflattert. Wir Alle, nicht nur seine philologischen Schüler, liebten und ehrten ihn: unablässig mußte er unsere Grüße entgegennehmen: er erwiderte sie mit einem unschilderbaren freundlichen Lächeln des fast zahnlosen Mundes. An diesem Spätling aus Goethescher Zeit konnte man mit Augen sehen, was man unter echter edelster Menschlichkeit, als Frucht hellenischer Bildung, zu verstehen hatte. Segen seinem Andenken! In tausende meiner Landsleute hat er selbst oder durch seine

Schüler den Samen wahrer Bildung des Geistes und des Herzens gestreut.

Schon im Jahre 1848/49 war er so gebrechlich, daß er uns Gymnasiasten bei aller Verehrung ein Lächeln abnöthigte, wie er, damals Rector, bei einer der zahlreichen kleinen urgemüthlichen Straßenaufläufe jener Jahre (Anfangs um des Bieres oder der Lola Montez, später um der „Freiheit“ willen), sich hoch zu Roß (lieber Gott, es war der alte Schimmel aus der Freund-schen Reitschule: viele Geschlechter von Studenten hatten auf seinem Rücken das Reiten zu lernen sich bestrebt) an der Spitze des Zuges der Studenten von der Universität aus durch die Ludwigsstraße vor die Residenz begab, um dem alten König Ludwig irgend eine Forderung vorzulegen. Dadurch, daß sich der Gütige und Weise selbst an die Spitze stellte der Bewegung, machte er diese einerseits völlig unschädlich, deckte er andererseits die unbesonnenen Buben durch die eigene Verantwortung. Von diesen Unruhen manches Drollige unten: im Zusammenhang mit der „Politik“.

Das „rothe Haus", sein freundliches Heim mit dem wohlgepflegten Garten an der Ecke der Arcis-straße — nun schon lange Zeit verschwunden! — gegen-über dem Glaspalast, bildete jeden Samstag Abend die wirthliche Empfangsstätte für alte und junge Leute aus den Kreisen der Wissenschaft, der Kunst, der höheren Beamten. Der ehrwürdigen Hausfrau stand helfend zur Seite die verwittwete Tochter Frau Pro-fessor von Schaden und dieser ihr anmuthig Töch-terlein Marie. Da traf man die Familien von Liebig (— der Sohn des Hauses, der so berühmt gewordene Leipziger Professor, heirathete die schöne Marie von Liebig —), Jolly, Bischof, Bluntschli, Sybel, Carrière, ebenfalls Liebig's Eidam, von Dön-niges, von Kobell und Andere mehr. Hier lernte ich auch meinen lieben Josef Victor Scheffel kennen, mit dem mich bis an seinen Tod innigste Herzensfreund-schaft verbinden sollte.

Sehr löblich war, daß an diesen Abenden Speise und Trank sich nicht störsam hervordrängten:

vielmehr erfüllten Musik, Gespräch, zuweilen ein aus dem Stegreif gehaltener kleiner Vortrag, die kurzen Stunden: um 8 begann's, um 11 Uhr war's zu Ende. Der Herr Hofrath kam freilich oft erst um 9 Uhr aus seinem Arbeitszimmer herüber gewandelt, langsamen Schrittes das ständige, fast an die Aegineten erinnernde Lächeln auf den Lippen, freundlich nach allen Seiten grüßend, zuweilen wohl ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und dann, ohne jede weitere Einleitung, sofort alle Gespräche unterbrechend und seinen letzten an dem Schreibtisch angesponnenen Gedanken im Salon laut sprechend zu Ende führend. Ich erinnere mich, daß er in dieser Weise ein Gespräch zwischen Liebig und Jolly über Agriculturchemie, dem wir Alle lauschten, mit den Worten unterbrach: „Nein, nein, die Idee bei Plato hat wirkliche Existenz."

Aehnlich geartet (nur mit stärkerer Beimischung von Juristen) war die Gesellschaft im Hause Bluntschli's, wo die gütevolle Hausfrau und die gar schalkhafte Tochter Louise (später Frau Hofrath

Hecker), die Strenge der politischen oder rechtsgelehrten Unterredungen mit lieblicher Anmuth zu mildern wußten. „Louise Bluntschli“ ist mir bis heute eine treue Freundin geblieben.

Auch in das schöne Haus an der oberen Gartenstraße, welches früher Monten gehört hatte (I. S. 98), trat ich jetzt wieder ein, als Gast der Familie von Kaulbach. Oft, wann es unvermerkt geschehen konnte, ließ ich von diesen Fenstern aus die erinnerungsschweren Blicke schweifen in den anstoßenden Garten meines verlornen Aelternhauses, wo die Schwarzamsel so schwermuthvoll — wie vorahnend — gesungen hatte im hohen Ulmengipfel, der scheidenden Sonne nach, wo der Sonnenritter mit Schwert und Schild so manchen Strauß durchfochten!

In diesem Kreise überwogen selbstverständlich die bildenden Künstler: ein westfälischer Portraitmaler aus Arnsberg, Engelbert Seibertz, ein alter Freund meiner Aeltern, hatte mich eingeführt: aber die wunderbar schöne Hausfrau empfing mich freundlich lächelnd mit

den Worten: „der Nachbarsohn ist uns kein Fremdling! Oft haben wir ihm heimlich zugesehen und zugehört, wann er allein oder mit den Waffenbrüdern lange, laute Reden da drüben bei dem Berg-Salettel hielt.“

Das Reizvolle an diesen Gesellschaften war nun aber gerade, daß in jedem Hause nicht nur die Berufsgenossen des Herrn, in anregender Mischung auch andere Kreise vertreten waren.

So ward bei Kaulbach's zumal auch die Musik gepflegt: hier lernte ich Franz Liszt kennen und dessen Freundin, die Fürstin Wittgenstein, deren Tochter nach meinen lieben Schotten (II. S. 526) mir zuerst wieder die Poesie echt-aristokratischer Schönheit zum Bewußtsein brachte. Kaulbach selbst sprach an diesen Abenden sehr wenig: es vergnügte ihn, still beschaulich rittlings auf einem Stuhl zu sitzen, die Lehne vor der Brust und die Arme darüber gekreuzt: diesen Stuhl trug er sich selbst abwechselnd aus dem großen Sal der reiferen Damen in das kleine

Zimmer zu uns, der weiblichen und männlichen Jugend, dann wieder in das Rauchzimmer zu den älteren Herren, bald den Einen, bald die Andere mit den Augen unverwandt musternd: — und ohne ein Wort oder höchstens nach einem gutgezielten Witzwort wieder abreitend mit seinem Stuhl.

Aber auch wann die Familie Abends allein versammelt war, pflegte er nicht viel zu reden, vielmehr, während die Anderen plauderten oder vorlasen, zu seiner Zerstreuung und Belustigung zu zeichnen. Man erzählt, so seien die köstlichen Zeichnungen zu Reinecke Fuchs entstanden: (neben der Hunnenschlacht, das genialste Werk des Meisters) während die Dichtung vorgelesen ward, hatte er, schweigend zuhörend, angefangen, auf den Papierstreifen, die er immer auf dem Abendtisch vor sich liegen hatte, das eben Gehörte mit raschem Stift zu verzeichnen: achtlos ließ er sie liegen oder warf sie fort: aber sorgsam sammelte sie die sinnige Frau, und als sie ihm eine Anzahl der Skizzen vorlegte, überzeugte er sich bald von deren blei-

bendem Werth und beschloß nun planvolle Vollendung.

Hier lernte ich auch X. Y. kennen[1]); ich habe später noch manchen eiteln Schriftsteller gesehen: aber — neben zwei Andern, deren Einer rühmte, seine jüngste Dichtung sei viel schöner als Goethe's langweiliger Tasso, der Andere seine Kinder beklagte, weil Sprößlinge eines großen Mannes nie selbst Großes leisteten — verdient X. Z. den Wettpreis. Es ging in's Unglaubliche! Nach mehr als zwanzig Jahren traf ich ihn wieder in Berlin: ich erinnerte ihn an jenen Abend bei Kaulbach: „ja wohl", rief er. „Nicht wahr? Das war damals, da ich den wunderschönen Toast ausbrachte?" Ich erwiderte, ich hätte seither allzuviel wunderschöne Toaste gehört, um mir jeden einzelnen merken zu können.

Auch Karl Piloty's Kunstwerkstätte durfte ich an der Seite seines Bruders Clemens oft betreten.

---

[1]) Ich will ihn doch lieber nicht nennen!

Aber am nächsten stand mir unter den Historienmalern Moritz Schwind, der, gleich seinem Freunde Franz von Lachner, mir ein gar gütiger Gönner war. Schwind's ganze Eigenart als Maler und als Mensch war mir so lieb. Seine Märchenbilder von den sieben Raben und von der schönen Melusine fesselten mich mit zauberischem Reiz. Ich konnte mich dieser duftigen, sinnigen, echt deutschen Poesie nie genug ersättigen. Und der Meister hatte offenbar seine Freude an diesem jugendlichen Entzücken, das nur zage Worte fand. Er mochte mich gern leiden. Eines Mittags ging ich auf der Nordseite der ziemlich breiten Neuhausergasse auf das Karlsthor zu, während er auf der Südseite in derselben Richtung schritt. Ich grüßte hinüber und ging fürbaß.

Da scholl es über die ganze Straße laut zu mir herüber: „Halt, Herr Felixl. Stehn bleibst."

Ich blieb wie angewurzelt.

Eilfertig kam nun der Rundliche zu mir herüber, ging einmal von der Linken, dann von der

Rechten, mich scharf ansehend, von hinten nach vorn, an mir vorbei und meinte: „So! Jetzt kannst d' weiter geh'n."

Ich mochte ihn recht verwundert ansehen, denn nun lachte er: „I brauch grad' dei Nasn. Adje!"

Räthselhaft klangen mir damals die Worte.

Als ich aber nach geraumer Zeit seine Zeichnung des Schlußbildes der „sieben Raben" zu Gesicht bekam, da entdeckte ich mit einer Art von Schreck und „Schanierlichkeit" die Bedeutung jener Aussprache: der Meister hatte, wie er mir nun lachend sagte, damals „meine Nase gestohlen" (und ein erhebliches Stück des dazu gehörigen Gesichtes dazu), um sie im Profil als einen Zug allgemeiner Familienähnlichkeit den sieben Brüdern zu geben, zumal aber dem auf weißem Roß Voransprengenden: freilich hatte er dabei mir, d. h. meiner Nase, meinem Mund und Flaumbart gar sehr geschmeichelt!

Zahlreich sind die lustigen Einfälle, in welchen

der Launige seinen Gegensatz zu der „Piloty-Schule“ Ausdruck gab, deren Werkstätte im ersten Stock des Akademiegebäudes lag, während er im Erdgeschoß waltete. Er wollte immer nur das Schöne, das Holde, das Erfreuende gemalt wissen. Er stieß sich daran, daß Piloty so häufig „Morithaten“ bringe: erst die Ermordung Wallenstein's, dann die Cäsar's. Als wieder einmal gar viele Leute die Treppe hinauf strömten, gerade oberhalb Schwind's Gemach ein eben vollendetes Gemälde Piloty's zu bewundern, fragte er seine Schüler: „Gehts, schaut's doch a mal da droben, was in der Piloty-Schul wieder für a Unglück passirt is?“

Du lieber Gott! Wenn ihm schon die ledernen Reiterstiefel Piloty's „zu ledern“ waren, was würde Meister Moritz zu der heute herrschenden Anbetung des Ekelhaften, Uebelriechenden und in Fusel Verthierten sagen!

Ein echter Süddeutscher, Oesterreicher, Wiener, hegte er lebhaften Widerwillen gegen gewisse Aus-

wüchse der Berliner „Gargscheutheit“ und machte dem zuweilen Luft in verblüffender bajuwarischer „Gröben“ (Grobheit). Zumal die ästhetisirenden, Alles bemäkelnden, zersetzenden, geistreichernden und ununterbrechbar fort schwatzenden Berliner Kunstkrittler — getaufte wie ungetaufte — konnte er nicht ausstehen. Auf einem der unvergeßlich schönen Waldfeste bei Groß-Hessellohe (s. oben S. 139, 149), welche die Münchener Künstler damals so sinnig, dichterisch und launig zu gestalten wußten (O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!), plagte den Meister Stunden lang ein solcher kürzlich erst von der Spree eingetroffener Jüngling unter unablässigem, dem Plätschern eines Springbrunnens ähnlichem Kunstgeschwätz mit dem aufdringlichen Verlangen, allen Berühmtheiten vorgestellt zu werden, namentlich Kaulbach wollte er um jeden Preis sprechen. Nach wiederholter vergeblicher Bemühung, diesen Freund zu retten, schrie Meister Schwind ganz laut: „So käm' es her, in drei Teifi's Name! Du, Kaulbach, schaug' um. Dös ist der Herr

X. aus Berlin und er hat sich für heut sei' Maul extra frisch vorschuhen lassen!"

Allmälig hatte sich aus den Familien der von König Max berufenen Professoren und Schriftstellern, gemischt mit solchen Einheimischen (meist protestantischen — doch fehlten auch katholische Häuser nicht —), welche sich jenen gern anschlossen — ein so weiter Kreis gebildet, daß ihre nun fester gestaltete Gesellung den Namen der „Fünfziger" annehmen konnte: zählte man uns junge unverheirathete Männer dazu, stieg die Zahl erheblich darüber.

In mehrfach wechselnd gewählten Räumen kamen wir allwöchentlich zusammen: die Führer waren die Häupter der oben genannten Familien. Die jungen Pare freuten sich des Tanzes, die Mütter waren (— wie immer! —) wachsam und weise, die alten Herren sprachen über Politik, Kunst, Universität und Wissenschaft; ganz vorzüglich gedieh aber unsere Kneipzeitung, die „Neuesten Nachrichten der Fünfziger", welche zu Mitarbeitern fast alle Glieder der alsbald zu schil-

dernden Krokodil-Gesellschaft, aber auch manche andere lustige Gesellen und witzige Köpfe zählte: Dr. von Lützow, später Professor der Kunstgeschichte zu Wien, der Philosoph Johannes Huber (II. S. 472—499), Godin, Piloty, Freyberg und viele Andere wirkten munter darin mit.

Ich besitze die Blätter noch und gebe vielleicht im Anhang eine Probe.

XXIII.

Bevor wir aber nun den Werdenden zu den Gruppen von Dichtern und Schriftstellern in dem damaligen München, bevor wir ihn zu Friedrich Rückert nach Neuseß und zu dem theuren Herzensfreund Josef Victor von Scheffel begleiten, müssen wir nachholen, wie sich denn in diesen Jahren in ihm selbst Begabung und Drang der Dichtung entfaltet, welche Richtung sie eingeschlagen hatten.

In der Zeit von der Rückkehr aus Berlin bis zum Abgang von der Hochschule hatte die Poesie fast vollständig geruht; es fehlte während jenes unvernünftigen Ueberarbeitens (II. S. 558 f.) an der Zeit, mehr noch an der Stimmung: Lehrbücher und Vorlesungshefte auswendig lernen stimmt nicht eben dichterisch: es entstanden damals nur ein par Stoßseufzer

und schrille Schreie bei dem schroffen Bruch mit Minna. (Jugendgedichte [II. Auflage. Leipzig 1891] S. 34 bis 38.)

Allein kaum war mir der Albdruck der Prüfung von der Seele genommen, da schnellte der so lange widernatürlich niedergehaltene Trieb freudig und kräftig empor. »A change came o'er the spirit of my dream«: Lebensfreude, Selbstvertrauen, wie noch nie im Leben, schwellten die junge Brust; allerlei Hoffnungen von einem irgendwo meiner harrenden Glück bewegten mich mit beflügelten Hoffnungen, die deßhalb nicht minder glänzend schillerten, weil sie wenig festen Kern hatten. Nur daß die Liebe, die immer gesuchte, nie gefundene, jenes Glück gewähren werde, — das stand nun fest, ob ich diese Ahnung auch schämig und scheu in mir verbarg.

Die neue Beschäftigung am Gericht verstattete bei strenger Zeiteintheilung Muße genug, wieder, wie dereinst auf dem Gymnasium (I. S. 191—198), planmäßig die poetische Literatur aller Völker, womöglich

in deren Sprachen zu verfolgen, Altgeliebtes zu wiederholen, Lücken zu ergänzen, neue Erscheinungen nachzuholen. Morgens vor dem Gang nach Haidhausen ward freilich deutsches Recht gearbeitet, aber nach dem hastig erledigten Mittagmahl blieb in dem sonnigen Stüblein in der Wurzerstraße fast noch eine Stunde frei und diese, sowie die Zeit nach dem stets zu Hause verzehrten Abendbrod bis gegen Mitternacht ward nun vor Allem zu einem gründlichen Studium und Genuß von Shakespeare mit den Anmerkungen von Malone und an der Hand von Gervinus verwendet: ich las zweimal alle seine, auch die nicht dramatischen Dichtungen: — mit mächtigstem Gewinn für den Ausdruck, der nun fester, schärfer, gedrungner ward, mehr noch durch gewaltige Erweiterung des Geschichtskreises für Menschen und Dinge.

Daneben studirte ich mit Begeisterung Vischer's Aesthetik: gierig harrte ich, bis wieder eine Lieferung erschien und ergetzte den Geist an dem kunstvollen Gewebe Hegel'scher Dialektik in den „Paragraphen“ kaum

minder als das Kunstgefühl an den Anmerkungen, welche eine in keinem andern ästhetischen Werk erreichte Fülle der feinstsinnigen Beobachtungen darbieten über das Naturschöne, das Kunstschöne, das Wesen der einzelnen Künste, die Gesetze der Kunstgattungen und zumal auch über die seelischen Vorgänge in dem Künstler und Dichter bei der Gestaltung des Kunstwerks. Da ich nun auch Kant, Schiller, Baumgarten, Solger, Hegel, ja von Platon und Aristoteles an die ganze Geschichte der Aesthetik gründlich theils schon studirt hatte, theils nun studirte, trat ich in den Kreis der „Krokodile" mit einer Gedankenschulung, welche den allermeisten, auch den ältesten Gliedern fehlte, so daß ich oft nur aus Bescheidenheit schwieg, wann jene reifsten Selbst-Geschulten die unreifsten Vorstellungen vorbrachten und verfochten.

Uebrigens war es bei meinen Mitteln kein Leichtes, mir das kostspielige Werk mit meinen „Blutkreuzern" anzuschaffen — tief kam ich auch dadurch bei Herrn Christian Kayser in die Kreide: als ich das ein Viertel-

jahrhundert später dem theuren, hochverehrten Meister einmal beim Abendtrunk in der „Kampenwand“ zu Prien erzählte, meinte er lachend: „Die Anmerkungen — nun ja! Aber das Geld für die „Paragraphen“ hätten Sie g'scheuter in Hofbräuhaus-Bier angelegt.“ Er ging später in Verwerfung der „Hegelei“ in jenen Paragraphen fast all zu weit.

Da nun in jener Zeit meine Forschung ganz unter dem Zeichen Jakob Grimm, Konrad Maurer, Eichhorn, Wilda, der Edda und der Sagen, dann der geschichtlichen und Rechts-Quellen von Cäsar und Tacitus bis auf den Sachsenspiegel stand (oben S. 31 f., 98, 106), konnte es nicht ausbleiben, daß, wie mir Scheffel einmal schrieb, „in diesem hochaufgehäuften Gestein germanischer Alterthümer auch das Gold germanischer Poesie stark leuchtend zu Tage stand.“

In der That: damals vollzog sich in und während der wissenschaftlichen, d. h. geschichtlichen, rechtlichen, mythologischen, sittengeschichtlichen Arbeit in den Quellen der germanischen Urzeit bis etwa

zum Untergang der Staufer auch jene Durchdringung meiner Einbildungskraft nicht nur mit den Gegenständen, auch mit der Denk- und Sprach- und Gefühls-Weise unserer Ahnen jener Zeiten.

Allerlei Lyrik ging freilich nebenher, wie sie die schöne Natur der Berge (II. S. 170 f.), aber auch der Isar-Ufer, wie sie die Freude an schönen Mädchen, die sehnsuchtvolle Ahnung zu suchenden Liebesglückes, dann auch wohl die eigne oder fremde Philosophie anregten.

Jedoch am mächtigsten drängte es damals zur epischen Gestaltung der massenhaft aufgenommenen altgermanischen, nordischen, englischen, hohenstaufischen Stoffe und so entstanden zahlreiche Balladen solchen Inhalts, die nun in der Sammlung der „Jugendgedichte" abgedruckt sind.

Am stärksten zog mich an, wie in geschichtlicher Forschung, so in dichterischer Vorstellung, die Zeit der Völkerwanderung, in welcher die überreiche und überreife Bildung des Alterthums mit ihrer üppigen

Weltlust, das fleischfeindliche, weltflüchtige Christenthum und das rauhe, ja rohe, aber von heldenhafter Kraft strotzende Germanenthum mit seinem Welteroberungsdrang auf einander stießen. Die Zeiten von der ersten Berührung der Germanen mit den Römern bis über Karl den Großen hinaus, beschäftigten am dauerndsten meine Arbeit, am vertrautesten meine Einbildungskraft. So entstand, angeregt durch die taciteische Schilderung des Gefolgschaftswesens, die von Maurer erzählten Wikingerfahrten, und die alte Liebe zu hellenischer Kunst-, Lebens- und Natur-Schöne (I. Band, S. 13) die kleine Erzählung in Versen: „Harald und Theano": der Führer einer sächsischen See-Gefolgschaft landet (zur Zeit des Galerius) heerend auf Kypros, rettet die von dem Statthalter verfolgte kleine Christengemeinde, gewinnt die Liebe der Schwester des Statthalters, welche bisher zwischen griechischer Weltfreude und christlicher Entsagung schwankte, wird aber ermordet und nun folgt Theano dem Christenpriester auf den Ger-

manen-Schiffen, im Nordland das Kreuz zu verkünden.

Im Laufe des Winters 1854/55 trug ich den allmälig reifenden Stoff mit mir umher: ohne eine Zeile niederzuschreiben, entwarf ich ganz genau die Aufeinanderfolge der Geschehnisse, auch der Reden und Gegenreden: und erst als ich hierüber wie über die ästhetische Verwerthbarkeit des Stoffes im Allgemeinen und in der Kunstform der Erzählung in Versen mit mir (und mit Vischer, d. h. dessen Buch) völlig im Reinen war, schrieb ich das Ganze, in mich selbst überraschend kurzer Zeit, nieder.

Es war meine erste umfangreiche Dichtung: ich war auf jenes Verfahren, ohne Nachdenken, ganz von selbst gekommen, meiner Eigenart und Neigung folgend.

Und diese Art, dichterisch zu arbeiten, habe ich seither immer angewandt: ich bereue es nicht. Manche, welche mit Einzelausführungen beginnen, nach einem noch nicht genau festgestellten Plan, bleiben in jenen Einzelheiten stecken, räumen ihnen zu weiten Umfang

ein, gerathen durch dieselben in Widerspruch mit der Gesammtanlage und lassen das Ganze liegen. Das ist mir niemals widerfahren. Ich könnte auch gar nicht in anderer Weise schaffen. Forschung und Lehre haben mir von je nur einen verschwindend kleinen Theil von Zeit und Kraft für die Dichtung übrig gelassen. Dazu kam und kommt, daß sich aus Leben, Natur und Forschung in Philosophie oder Geschichte — im weitesten Sinne — von jeher so zahlreiche Gegenstände für dichterische Behandlung auf einmal aufdrängten und aufdrängen, daß ich, im Gegensatz zu vielen Andern, stets an Ueberfülle der Stoffe, nicht an Stoff-Mangel, leide. Drei bis sechs bis zwölf Gegenstände für Ballade, Erzählung in Versen, Schauspiel, Prosa-Erzählung beschäftigten seit Jahrzehnten und beschäftigen mich noch heute in meinen stillen Gedanken gleichzeitig, oft in Einer Stunde wechselnd, und unaufhörlich bis zur Erledigung.

Aber ach, Erledigung! Diese wird für die allermeisten meiner Pläne ein frommer Wunsch bleiben.

Denn ob ich noch vierzig Jahre mit ungeschwächter Geisteskraft gestalten könnte, — ich würde doch nicht fertig mit all' den Stoffen, die ich nicht etwa nur als unbestimmte Nebelflecken allgemeiner Aufgaben mir in der Ferne vorschweben sehe, sondern bis in's Einzelne Bild für Bild, Stufe für Stufe des Aufbaues durchdacht habe, so daß ich jede Stunde beginnen könnte mit dem Niederschreiben.

Ich hätte, wie gesagt, mit der winzigen, für die Dichtung mir freibleibenden Zeit nicht so viel Dichterisches zu Ende bringen können, verwendete ich nicht zu dem schwersten, wichtigsten Theil dichterischer Arbeit: dem Prüfen und Durchdenken des Stoffes bis in das Kleinste, jene vielen Viertelstunden, ja Stunden, welche der Spaziergang, die Reisefahrt auf der Eisenbahn, höchst langweilige Gesellschaften und ähnlicher Zeitvertreib in Anspruch nehmen.

Ich kann so vortrefflich schweigen, ach, so viel besser, als reden oder schreiben. Und ich kann die längsten Reden anhören und auch ganz leidlich beant-

worten, während meine Gedanken im Stillen an irgend einer verwickelten Aufgabe in einer Dichtung Fäden lockern oder schürzen. Zuweilen merkt es dann freilich wohl der Andere, daß ich nicht ganz genau seinen Gedanken gefolgt bin: aber es freut ihn, daß er so viel schärfer und rascher denkt, als ich. Und so ist uns beiden geholfen. —

In solcher Weise habe ich den „Kampf um Rom", siebzehn Jahre, „Bissula", „Odhins Trost", „die Kreuzfahrer", „Attila", „die Bataver", „Weltuntergang" alle länger als zehn Jahre mit mir in Gedanken herumgetragen, gleichzeitig bald an dem einen weiterbauend oder schnitzelnd, bald an dem andern.

Aber nun zurück zu „Harald und Theano": dies Liebespar führt uns des Wegs zu Friedrich Rückert nach Neuseß.

XXIV.

Weihevoll und feierlich wird mir zu Sinn und dankbare Rührung ergreift mich, gedenke ich der leisen, aber goldenen Fäden, welche mit dem poesie-umwobenen Dichterhause zu Neuseß mich verknüpfen.

Einiges, — nicht viel, — von meinen Beziehungen zu dem großen Dichter, dem herrlichen Menschen, mag nunmehr verlauten: ist doch bald ein Menschenalter darüber hingegangen. —

Wir sahen bereits (I. S. 14, 84, 191), Schiller und mein Garten waren meine ersten Lehrer gewesen: Homer mein zweiter: mein dritter ward Friedrich Rückert.

Im Jahre 1849 wählte Luthardt, der auch meine poetischen Neigungen kannte, als Preisbuch für mich die (I. S. 178) genannte Sammlung von Rückert's Gedichten.

Alsbald las und studirte ich sorgfältig auch alle andern Werke Rückert's; Rückert, später dann Platen und Geibel, wurden meine Lehrer in der Form: — dies Wort im weitesten Sinne gedacht.

Aber außer der vollendeten Meisterschaft über die Sprache zog auch die monistische Weltanschauung Rückert's („sterbende Blume"), zumal „die Weisheit des Brahmanen", mich auf das mächtigste an: schon deßhalb blieb Rückert's Brahmane mein wahres Erbauungsbuch: den größten Eindruck machte immer wieder die Fülle der Schönheit und Weisheit und tiefsinnigen Einfalt, welche an das Kleinste das Größte zu knüpfen verstand, aus unscheinbaren Thautropfen das Göttliche hervorleuchten sah.

Wohl gedenke ich noch, wie ich im Frühling 1853 zu Berlin, in meiner höchst bescheidenen Studentenstube, wann die Glocken des nahen Doms an schönen Sonntagmorgenden in die Kirche mahnten, meinen Brahmanen ergriff und, mit lauter Stimme daraus lesend, im Zimmer auf und nieder schritt, bis ich,

berauscht von Begeisterung und Andacht zum Hause hinaus stürmte und erst im Thiergarten, in den einsamsten Buschwegen, oft in strömenden Thränen unbestimmter Sehnsucht Ruhe fand (I. S. 363, 505).

Rückert war der Apostel, jenes Buch das Evangelium des Monismus für mich geworden.

Als ich nun nach dem Abgang von der Hochschule wieder eifriger der Dichtung oblag, hegte ich doch bange Zweifel, ob ich irgend genügende dichterische Begabung besitze, um es verantworten zu können, einen Theil meiner Zeit und Kraft der Wissenschaft zu entziehen und zur Ausbildung jener Anlage zu verwenden?

Denn ich war sehr bescheiden und von der olympischen Selbstzuversicht, welche heutzutage so viele jüngste Poeten in beneidenswerther Unfehlbarkeit beseelt, sehr weit entfernt.

Und dankbar gedenke ich es meinen Aeltern, daß sie es an scharfer Beurtheilung nicht fehlen ließen, nicht durch Eitelkeit auf den Sohn diesen selbst eitel machten. Solche Selbstbezweiflung hat mich auch

später glücklicherweise nicht verlassen: wollte ich doch aus lauter Bedenken, ob meine Kraft die Schwierigkeiten der Aufgabe lösen könne, noch nach der Uebersiedelung nach Königsberg im Jahre 1873 die bis zum Tode des Witichis vollendete Handschrift des „Kampf um Rom" verbrennen; nur die dringenden Bitten meiner lieben Frau Therese brachten mich davon ab und bewogen mich, die Vollendung zu versuchen.

Während mich nun damals — Winter 1854/55 — solche Zweifel beschäftigten, las ich in einem Gedicht Rückert's, daß sein Geburtstag auf den 15. Mai falle. Da kam mir der Einfall, dem Hochverehrten zu jenem Tage eine kleine Freude zu bereiten. Ich vertiefte mich, alle seine Dichtungen nochmal durchgehend, in seinen philosophischen und künstlerischen Entwicklungsgang und zeichnete in einem langen Gedicht seine dichterische Eigenart, seine Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Lyrik, Erzählung, Lehrdichtung, auch des Schauspiels. Das Gedicht

schickte ich ihm zu seinem Geburtstag, natürlich ohne meinen Namen zu nennen: Schüchternheit hielt mich davon ab: ich fügte nur bei, falls dem Gefeierten die Verse nicht ganz werthlos schienen, möge er mir gütig unter einem Decknamen postlagernd ein kurzes Wort schreiben.

Ich war fest überzeugt, daß ich keine Antwort erhalten würde.

Wie groß war daher meine Freude, meine Ueberraschung, als ich bei der ersten Anfrage auf der Post wirklich eine Sendung aus Coburg vorfand, die folgendes Gedicht enthielt. Ich lief damit brennenden Kopfes an meinen lauschigen Lieblingsplatz im „englischen Garten“, tief in den Buschwegen des „Aumeisters“, und las die schönen Zeilen wieder und wieder:

Neuseß bei Coburg, Mai 1854.

Ich bin nun über meine Poesien
  Soweit hinaus gekommen,
Daß sie bei'm Rückblick halb, verschwommen
  In Duft, dem Auge sich entzieh'n.

Wer hat mit Liebeszaubermacht
Mich selbst mir selbst im Bild so klar zurückgebracht?
Nie ward der Tag, von dem in Mitten
Der schöne Maimond ist entzwei geschnitten,
Der seinen Jugendschmuck nun schon vor mir entfaltet,
So oft, daß ich daran gealtet,
Nie ward er schöner angebunden,
Mit Kränzen, sinniger gewunden,
Mit Wünschen, inniger empfunden,
Als ich in Deinen Blättern heut gefunden.
Was wünsch' ich Dir? was ich aus Deinem offen
Gelegten Innersten mit Zuversicht darf hoffen:
Daß Du des Lebens Kampf, den schweren,
Mit Glück bestehest und mit Ehren.

Friedrich Rückert.

Diese gütigen Worte ermuthigten mich nun zu einem weiteren Schritt. Wem konnte ich mit größerem Vertrauen die Entscheidung übertragen der mich quälenden Frage, ob ich eine der Pflege würdige Begabung besitze, als dem verehrten Dichter, der dem Unbekannten so freundlich geantwortet hatte?

Als ich daher im Laufe des Jahres nun „Harald und Theano" vollendet hatte, schickte ich zum folgen-

den 15. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg: die Handschrift der kleinen Erzählung, mit der Bitte, sie zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat dies Urtheil unter dem Decknamen: „Felix Warten, Abgabe Herrn Clemens Piloty" — den ich ins Vertrauen zog. Mit ängstlicherem Bangen ward wohl selten einer Entscheidung entgegen geharrt: war ich doch entschlossen, bei Verwerfung des Gedichts alle meine bisherigen Verse zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte: ich erbrach eilig und las:

„Neuseß, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Ersatz:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

Mein lieber junger begeisterter Freund! Nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für ihre reiche diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut,

die mich selbst überrascht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich so was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauses gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgelesen. Es ist vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend gesteigertem Interesse bis zum befriedigenden Schlusse. Nun lassen Sie's bald drucken: ich denke, es soll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dediciren Sie es mir, was an sich unnöthig wäre. An zwei Stellen hab' ich mit Bleistiftschrift eine Verbesserung gefordert, die Ihnen leicht sein wird, einmal daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinkt, statt es wegzuschütten. Sie werden's wohl mit seiner sentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas schwunghafter klage, Sie scheinen mir hier etwas geeilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze

noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß sie weder lauter Reimpare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung. Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getrennt, so daß sie einzeln wie reimlos klingen, weil man bei'm letzten den ersten vergessen hat. Ihre Reimtheorie selbst ist streng genug und rein Platenisch; aber nicht gelernt haben Sie von diesem Meister, den unangenehmen Hiatus zu vermeiden, das ablautende e vor anlautendem Vocal; dagegen werfen Sie, was mir hart klingt, dieses e nicht selten vor Consonanten ab, besonders beim Zeitwort, dann, wenn ein unmittelbar dazu gehörendes „ich", „er", 2c. aus metrischer Noth davon getrennt ist: z. B. „hab' vieles ich geduldet". Nicht nur die Apostrophirung hab' halte ich für fehlerhaft, sondern auch die Abtrennung des „ich", wenn nicht

ein besonderer Nachdruck darin liegt. Weil ich einmal bei'm Schulmeistern bin, will ich einen wichtigen Punkt berühren, der nicht die Construction des Satzes, sondern das Gedicht selbst betrifft. Gegen den epischen Ton selbst hab' ich nichts einzuwenden und nichts gegen dessen leichte lyrische Färbung und stellenweise Erhebung zur wirklichen jenem Ton unterlaufenden Lyrik. Damit ist wohl auch der eigentlich unepische Gebrauch des erzählenden Präsens zuzugeben, welches ja schon Virgil gegen Homer durchsetzt. Nicht zugegeben aber wird von mir das Rückwärtsschlagen der Erzählung, das Zurückspringen von einer Scene zu einer der Zeit nach früher zu denkenden. Das Epos, nach meinen Begriffen, muß eben so stetig vorwärts schreiten, von Scene zu Scene, wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen schon physisch unmöglich ist auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben solche Bühne vor der geistigen Anschauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wohl, und damit sind sie freigesprochen, daß

keiner unserer Dichter dieses Gesetz erkannt hat, selbst Platen nicht, der in den Abassiden beständig dagegen sündigt. In Hermann und Dorothea ist das Gesetz beobachtet, aus dem göttlichen Instinkt, der Goethe überall sicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung studiren wollen, so gehen Sie die Zeitfolge der Odysse durch. Unsere Leser wissen natürlich gar nichts davon: aber es hängt damit zusammen, daß sie alle Geschichten so chaotisch stoffmäßig aufnehmen, oder vielmehr an sich vorüberbrausen lassen. Es versteht sich, daß Sie an Ihrem Gedicht in diesem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der schönsten Scenen wegfallen. Aber ich wünschte zu wissen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?

Mit herzlicher Liebe

Ihr Rückert."

Da war der Jubel groß!

Sofort schrieb ich nun mit Nennung meines Namens und strömte meinen Dank und meine Freude aus.

Der Brief mit seiner jugendlichen Begeisterung muß dem Alten gefallen haben: denn alsbald erhielt ich folgende Zeilen.

„Geliebter junger Freund!

Nun aber darf ich Sie nicht länger auf Antwort warten lassen, wie schwer mir auch die Feder geht. Anfangs waren es einige Besuche, die mich störten und zerstreuten, dann lähmte mich völlig Wochen lang der feindselige formlose Regenhimmel, der auch heute noch mich verdüstert, mich keinen hellen Gedanken denken, noch weniger schreiben läßt. Darum mach ich's kurz ab, um desto weniger durch dumpfe Rede die klare warme Begeisterung, in der Sie schwimmen, zu dämpfen. Zuerst meinen Glückwunsch zu der siegreichen Doctorschaft und den aus dem Felde geschlagenen so und so viel Disputanten. Daß Sie „singend wie ein Spartaner“ in den Kampf gingen, hat mir einen Freudenschauer erweckt. Das angestrebte Lehramt wird Ihrer Poesie kein Hemmschuh, sondern eine Balancirstange sein; jetzt aber

sähe ich gern alsbald Ihr Gedicht gedruckt. Den Schlußgesang wegzulassen, rathe ich nicht, eine solche Zusammenfassung ist schließlich ja nothwendig; man soll nichts Neues daraus ersehen, sondern nur sich beruhigt und erhoben fühlen; auf den materiellen Inhalt kommt dabei gar nichts an, und ich erinnere mich auch dessen gar nicht, sondern nur, daß mich sicher Form und Kürze befriedigte.

Es freut mich, daß Sie so gründlich tapfer gegen meine Forderung des dramatischen Fortschrittes im Epos ankämpfen, aber ich weiche um keinen Finger breit zurück. Ich räume der Lyrik nicht das Recht ein, auf diesem Gebiet ihre sonstigen Sprünge zu machen; und Ihre Autoritäten verwerf' ich: einige davon, wie Tasso und Cervantes, sind in der That nicht gegen mich. Ariosto gehört als Humorist nicht hierher, Byron nicht als chaotisch formloser Ueberpoet, Platen's Abassiden verwerf' ich eben wegen dieses Fehlers. Dagegen beruf' ich mich auf Wieland's Oberon, Goethe's Hermann und Dorothea, Wilhelm

Meisters Lehrjahre und Wahlverwandtschaften: doch der Streit ist nicht schriftlich abzuthun, wir wollen ihn mündlich durchkämpfen. In meiner Familie sind Sie geistig eingeführt und aufgenommen, und es steht nur bei Ihnen, daß Sie's auch persönlich werden, indem Sie den kurzen Flug von München bis hieher machen und bei uns weilen je länger, je lieber. Meine Frau zwar ist sehr leidend, wird Sie aber gleichwohl gern sehen, und meine Töchter fragen mich häufig, ob ich Sie denn noch immer nicht eingeladen habe? Jetzt eben haben wir keinen Besuch, außer einer — es ist seltsam — jungen Russin, mit der meine älteste Tochter letzten Winter in Weimar einen Freundschaftsbund schloß; da gerade jetzt keine großen Siege der Alliirten [1]) zu feiern sind, geht es ohne Collisionen ab. Mit Anfang des nächsten Monats erwarten wir unsern gewöhnlichen Feriengast, meinen ältesten Sohn mit Frau aus Breslau, mit welchem Sie wohl wegen

---

[1]) Es war das Jahr des Krimkriegs.

naher Berührung Ihrer Fachwissenschaften sich ergiebig aussprechen und verständigen könnten, wenn die Unterhaltung mit mir selbst stockt, denn das Alter, das sonst geschwätzig machen soll, hat in Verbindung mit der Einsamkeit mich einsilbig gemacht. Nun also, Sie sind auf's freundlichste eingeladen von uns allen und mir

dem Ihrigen

Rückert."

(Nicht datirt von Rückert, erhalten in München am 23. Juli 1855.)

XXV.

Eine Einladung von Friedrich Rückert! In sein Haus! In jenes Neuseß, das mir stets als der Inbegriff aller Natur-Poesie, das Ideal aller Dorf-Idyllen vorschwebte: — freilich kannte ich es ja nur aus gelegentlichen Schilderungen Rückert's: zumal aus dem Gedicht:

Abschied von Neuseß.

„Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrensitz und Residenz;
Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeit sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt.

Wer konnte glücklicher sein als ich! Die Doctorprüfung war bestanden, nur der Promotionsact stand

noch aus: Rückert erfreute sich immer daran, daß ich, wie ich ihm wiederholt erzählen mußte, singend „wie ein Spartaner zur Schlacht“, an einem herrlichen Frühlingsmorgen meinen geliebten englischen Garten entlang in das Universitätsgebäude gegangen, dort die Clausur-Arbeit (oben S. 38) zu machen.

Rückert's zweifellose Anerkennung meines Talents hatte mich gewaltig gehoben: ich glaubte von nun ab fest an meinen Stern und selten und nie auf lang hat er sich seither verdunkelt: es war eine frohe, frühlingsfreudige Zuversicht über mich gekommen: eine unbestimmte Ahnung, eine drängende Sehnsucht trieb mich vorwärts: mir war, alsbald müsse nun ein nie gekanntes Glück Einzug halten in mein Leben. — —

Mit Freuden gaben die Aeltern die Erlaubniß zu der kleinen Reise, und an einem lachenden Sommermorgen fuhr ich von München nach Coburg, nach Neuseß, zu Friedrich Rückert! Ich sagte mir das manchmal leise vor: denn ich wagte kaum, es für wirklich zu halten.

Wie ward mir so heiß und so bang und so wonnig zu Muth! Ich war in einem Rausche von Begeisterung, von Dank, von Poesie, von Ahnung, von verwirrender Sehnsucht; mächtig stieg mir das Blut in Herz und Haupt: dazu die volle Pracht und Ueppigkeit des Hochsommers: das strahlende Blau des Himmels, die strotzenden Gefilde, die feuchte Wärme der wallenden Luft: mir schwindelte manchmal. Ich bin aus diesem Zustand seliger Berauschtheit nicht heraus gekommen, bis ich wieder nach München zurückgekehrt war. Ich schrieb Rückert die Woche, in der ich kommen werde, aber nicht den Tag: ich fand es „poetischer", ihn zu überraschen.

Höchst überschwänglich! wird man sagen. Gewiß: aber ich war gerade einundzwanzig Jahre alt. Und ich war doch ganz anders als die allermeisten Einundzwanzigjährigen, zumal wie sie heutzutage sind. Ich war mit all meinem Spinoza und Hegel — ein Kind, ein Knabe, der noch nichts erlebt hatte: wohl hatte ich ein Jahr in dem großen Berlin studirt,

aber eben wirklich fast n u r studirt: ich war — wie soll ich sagen? — es klingt affectirt: aber ich weiß kein besseres Wort: ich war wie jung Giselher, da er die erste Fahrt von Worms thut und jung Dietlind findet. Sicher war ich sehr überschwänglich, aber in Aufrichtigkeit, nicht in Gemachtheit. Und wenn ein Poet mit 21 Jahren n i c h t überschwänglich ist, — dann hat er wohl nicht viel Einbildungskraft und — Blutwärme.

Mittags 2 Uhr kam ich über Lichtenfels in Coburg an: — „abermals in sechzehn Jahren bin ich dann gleichen Wegs gefahren“ — ich warf mein Ränzel im „Schwan“ ab, wie damals das spätere Hotel Leuthäusser hieß, schleuderte dem Kellner, der mich fragte, ob ich nichts essen wolle? einen verächtlichen Blick zu — (ich! essen! auf dem Wege zu Rückert!), — fragte „welches ist der nächste Weg nach Neuseß?“ und stürmte hindann.

Wie wunderschön das Thal ruht, von Waldhügeln umhegt, wie malerisch die alte Veste da oben ragt,

— ich sah es damals kaum —: es riß mich fort, wie es das Eisen zum Magnet zieht. —

Eine halbe Stunde mag Neuseß von der Stadt entfernt sein: aber viel zu lang schien mir der Weg auf der staubigen Landstraße: nördlich liegt Neuseß, das wußt' ich: so sprang ich denn bald über den Straßengraben nach links in die Felder und lief durch die Wiesen, mit und ohne Weg, auf die in der Ferne auftauchenden kleinen Häuser zu. Bald hielt ich in dem Dorf vor der Kirche. Links neben dieser stand, eine Ecke bildend, an der einen, der Süd-Seite, von einem schmalen, aber lebhaft rinnenden Wasser umspült, ein nicht hohes, einstöckiges, ziemlich in die Länge gezogenes Haus: die Theile zur Rechten schienen Oekonomiegebäude: das Wohnhaus war wunderschön von grünem Schlinggerank überzogen. „Das ist sein Haus," sagte ich mir, und zog die Glocke. Alsbald öffnete sich oben an der Thür ein rundes Fenster und aus der Umrahmung von grünem Weinlaub schaute auf mich herab — ein ganz pracht-

voll schöner Mädchenkopf: mir schoß alles Blut in das Herz: eine Zeit lang blickte ich starr nach oben — sehr unpassendermaßen! —, wie mir, zu meiner weiteren Verwirrung, nachgerade beifiel; endlich fragte ich: „wohnt hier der Dichter Rückert?“ Wieder höchst unpassend! Der Mann war ja Doctor, königlich preußischer ordentlicher Professor, vielleicht Geheimrath — und ich nannte ihn so kurzweg den „Dichter Rückert“. Dieser neue Verstoß muß mich aber nicht sehr schwer gedrückt haben: denn als das schöne Mädchen nickte und mich fragend ansah, rief ich: „sagen Sie nur, der Harald sei da!“. — Zu flog klirrend das Fenster, — ich glaube mit einem leisen Schrei — auf flog alsbald die Thür und das schöne Mädchen stand vor mir, von der Sonne in dem sonst beschatteten Hausgang voll beleuchtet. Es war die ältere Tochter Rückert's, Fräulein Marie: sie war damals imponirend schön: ich darf es ja jetzt, obgleich sie selbst diese Zeilen lesen wird, nach bald dreißig Jahren, wohl sagen: eine stolze, fast allzu

gewaltige Gestalt, viel größer als ich, mit dem mächtigen Bau ihres Vaters: tief dunkelbraune Locken fielen auf eine junonische Büste; prachtvolles Incarnat wie Pfirsichbraunroth färbte die vollen Wangen.

Das Fräulein blieb bei dem Vater, lange nachdem er seine unvergleichliche Frau verloren und die andern Kinder sich den eignen Herd gegründet, als seine treueste Freundin, Vertraute, Gehilfin, später als seine Stütze und Pflegerin. Das ganze deutsche Volk hat ihr dafür zu danken, wie sie diese Pflichten der Pietät erfüllt hat.

Da ich zwei Augen im Kopf hatte, Lyriker und einundzwanzig Jahre alt war, versteht es sich von selbst, daß die blendende, ja beherrschende Erscheinung Eindruck auf mich machte; aber bei aller Bewunderung dieser fast allzu schimmervollen Schönheit konnte ich mich eines Gefühles nicht erwehren, das einen sehr seltsamen Gegensatz zu dieser Anziehungskraft bildete. Ich war ganz unfähig damals, mir diese Empfindung zu deuten: es war — es klingt freilich geradezu

lächerlich — beinahe eine *leise Furcht*; heute kann ich es mir seelisch ganz klar zurecht legen. Das Fräulein, gerade so alt oder vielleicht etwas älter als ich — war ein in sich ganz fertiges Mädchen und mir kaum Einundzwanzigjährigem und noch sehr, sehr lange nicht Fertigem — trotz meiner Philosophie und sonstigen Wissenschaften — so unvergleichlich, nicht geistig, aber *menschlich* überlegen, daß diese Empfindung unbewußt mich immer niederbeugte in ihrer Nähe, so blendend, ja verwirrend die stolze südliche Erscheinung wirken mußte; sie sah leider so gar nicht deutsch aus, vielmehr süditalisch, sicilianisch; einmal legte sie echt italienische Tracht an: das war wie ein Bild von „Riedel in Rom“. Aber in diese echt deutsche Landschaft und in meine deutsche Balladen-Phantasie paßte dies „Mädchen von Capri“ nicht. —

Jedoch allzulang schon stehen wir beide in dem Hausflur. —

Das Fräulein führte mich durch das Haus in den Garten, wo der Vater wandelte: ich sah ihn von

Weitem einen Weg, der von hochstämmigen Rosen umsäumt war, heran kommen.

Da ward mir doch noch anders zu Muth, als bei dem Anblick des mächtigen Mädchens.

Eine ganz ungewöhnliche, hoch gereckte Hünengestalt, breit von Schultern, ein mächtiges Knochengerüst, fast um zwei Hauptestängen mich überragend: hoch empor mußte ich blicken, wollte ich sein Auge treffen. Und welches Auge!

Eine Schirmmütze in das Gesicht gezogen: lange weißgraue Locken auf die Schultern niederwallend: ein langer Rock mit nicht endender Taille und bis auf die Knöchel reichenden Schößen, aus schlichtem Stoff, fast wie ihn die fränkischen Bauern tragen: keine Halsbinde: eine lange Pfeife in der Hand: die Züge des edeln Antlitzes ebenfalls mächtig, groß, stark ausgebildet — wie aus Eichenholz geschnitten: eine starke Nase, buschige Brauen — und ein Auge — wie ich es nie wieder gesehen auf Erden. Goldbraun die Farbe, wie das Auge des Königsadlers, und

durchdringend hell und scharf, wieder wie des Adlers, der Blick! Ich habe versucht, die herrlichste Gestalt gothischer Geschichte nach Rückert's Bild zu zeichnen: Dietrich von Bern, der weise große Theoderich, der Friedenskönig, wie ich ihn in seinen letzten Augenblicken im Anfang des „Kampfes um Rom" geschildert: — er ist Friedrich Rückert nachgebildet.

Ein gewaltiges Antlitz: voll Gedankenhoheit und Gedankentiefe, ernst, strenge, ja einmal, da er in Unmuth gerieth in Verurtheilung des Lob-Versicherungswesens einer gewissen Schriftsteller-Gesellschaft, war der Ausdruck, von grimmig drohender Leidenschaftlichkeit, fast erschreckend.

Aber wie konnte dieses ernste, ja herbe Antlitz verklärt, anmuthig leuchten, wenn er, was nicht selten, einen neckenden Scherz, oft im Reimspiel aus dem Stegreif aussprach: — zumal gegen seine geliebte Louise.

Er empfing mich mit einer väterlichen Güte, mit einer edeln Einfachheit und Schlichtheit, welche

gleich nach den ersten Worten mir jede Scheu, jede Verlegenheit benahm. Mir war alsbald — das ist der Zauber einer wahrhaftigen Natur —: als hätte ich ihn schon längst gekannt: und zutraulich, herzlich, wie der Sohn zum Vater: sprach ich zu ihm — aber freilich: eben wie der Sohn zum Vater: immer empor! Mußte ich doch zu ihm nahezu so steil wie zu den Sternen aufsehen.

Ich weiß nicht mehr Alles, was wir besprochen an jenem Abend — sind es doch 37 Jahre! —: welchen Eindruck aber jene Tage auf mich machten, erhellt wohl aus der photographischen Genauigkeit, mit der ich so zahlreiche Einzelheiten in der Seele gespiegelt forttrage bis auf den heutigen Tag.

Aber sorge nicht, liebe Leserin, ich werde Dich nicht ermyden durch Erzählung von all dem Einzelnen, das Dich nicht so interessiren kann, wie es für mich wichtig war und — blieb.

Gleich in jenen ersten Stunden verhandelten wir über Rückert's in dem obigen Brief (S. 207) ent-

wickelte Lehre vom Epos, die ich, mit einigen Vorbehalten, als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von „Harald und Theano“ nach Möglichkeit befolgte. Ich mußte dann gleich am ersten Tag und an den folgenden lyrische Gedichte und Balladen vorlesen, bald ihm allein, bald in Gegenwart der Seinen: er beurtheilte Alles eingehend, tadelte, lobte, verbesserte gleich selber, wobei mir gewaltigen Eindruck machte, mit welcher Raschheit und Leichtigkeit der unerreichte, auch von Platen nicht erreichte Sprach-Gebietiger alle Schwierigkeiten von Reim und Versmaß überwand, die mir unlösbar däuchten.

Auch an Witz und Humor fehlte es nicht: als ich ein Gedicht „Lorelei“ vorlesen wollte, sprang er in komischem Unmuth auf und rief: „Von der will ich gar nie mehr was hören!“ — als ob sie was Garstiges angestellt hätte. Von vielem, was er lobte, will ich nur eins anführen: „Ihre Balladen sind prächtig,“ meinte er. „Jede ist ein kleines Drama: ich glaube, Sie haben ein sehr lebendiges dramatisches

Talent. Viel mehr als ich! Versuchen Sie doch einmal eine Tragödie: — aus Ihrer Lieblingszeit, so was wie Völkerwanderung oder Nibelungen."

Er litt es nicht anders — ich mußte auch unter seinem Dache schlafen! So hatte ich die Einladung gar nicht zu verstehen gewagt; mein Ränzel ward aus dem Gasthaus geholt.

Aber allmälig, nachdem sich meine Spannung unter dem Einfluß seiner väterlichen Freundlichkeit gemindert, gingen mir nun auch die Augen auf über die wunderbare Lieblichkeit dieses ganzen Landschafts- und Stillleben-Bildes. Das Thal der Leinach und der Lauter mit ihren Wiesgründen, die fernen Waldhügel, der Garten, das malerische, einfache, aber höchst behagliche Wohnhaus und — das Poesievollste, Stimmungsreichste von Allem — das unmerkliche Hinübergleiten des Gartens in das offene Feld, in die freie Wiese, in die Flur. Durch eine kleine Oeffnung im Gartenzaun traten wir — ich merkte es gar nicht — in die Feldflur: „des Vaters Flucht-

pförtlein", sagten mir am andern Morgen die Töchter, „falls unliebsamer Besuch auf die Hausthür zu kömmt": — und noch am ersten Abend führte mich Rückert auf einem wunderlieblichen Wiesenpfad hügelaufwärts nach seinem Lieblings-Platz, dem „Goldberg", den eine unvergleichlich mehr ortvertraute und berufene Feder darstellen soll.

XXVI.

„Ueber dem Hausgarten war ein zweiter, der Goldbergsgarten, angelegt, welcher von einem jeden Glied der Familie als das Heiligthum des Dichters respectirt wurde.

„Wo der Goldberg seine Halde
Sanft zum Mittagsstrahle kehrt
Und die Stirn mit Eichenwalde
Gegen Nord und Ost bewehrt.“

Es war eine Halde des sanft ansteigenden Hügels, der von Neuseß ab anschwillt, nach 2000 Schritten doch nur eine Höhe von 70 Fuß erreicht, zuletzt etwas steil hinanführt. Ein ehemaliger Obstgarten aus der Zeit der Weinberge, nach Süden offen, im Norden durch Berge und Eichwald geschützt. Nur Rasen und Obstbäume, von einer lebendigen Hecke

umzogen. In dieses bescheidenste Ideal eines Berggeländes baute sich der Dichter ein Gartenhaus, zweistöckig, mit der Einrichtung nothdürftiger Wohnung, als welche es aber nie benutzt wurde. Oben und unten eine freundliche Stube mit der Aussicht, oben mit bedecktem Altan. Dort saß er auf einer Bank, nun morsch und verfallen, am liebsten allein, in seine Brieftasche die stillen Gedanken des Dichters eintragend. Wer ihn kannte. — dort durch zwanzig Jahre wandelnd und sitzend an jedem Nachmittag der leidlichen Jahreszeit — der störte ihn nicht. Da hat er unendlich viel gedacht und gedichtet. In der Ecke neben der Thür ein altmodisches Sopha, der ständige Sitz, daneben ein kleiner Tisch, dessen Schubfach Packete, Bücher, eine wechselnde Blibliothek enthielt. In der Ecke lehnten die Pfeifen, von denen hie und da eine verschwand. Denn die isolirte Lage brachte oft wunderliche Gäste, die Angst erregten: nur ihm nicht. Von den offenen Fenstern und der offenen Flügelthüre auf dem Altan, vom Sopha aus das lieblichste

Bild: die Wipfel der von ihm gepflanzten Bäume, die mächtige Waldrebe, seine Lieblingspflanze, mit ihrem lila und prächtig grünem Blatte; darüber eine stille Flur, sanft geneigtes Getreidefeld, nur durchschnitten von der selbst gebauten Straße mit ihren selbstgepflanzten Bäumen; dahinter Neuseß, echt dörflich, von seinem spitzen Thurm überragt: im Grünen versteckt Haus und Garten, dahinter die Stadt Coburg, amphitheatralisch gekrönt von dem reichsten Bergkranz mit der Festung; endlich weiterhin die blauen Kuppen und Sattel der Berge an und über dem Main: — ein Blick, nicht von erster Schönheit, aber von so wohliger, satter Ruhe, wie kein zweiter, und ihm selbst nie satt geworden. Dieser Garten wurde sich selbst überlassen, nicht einmal der Weg verkiest. Hier durfte Alles wachsen, wie es wollte. Ihm galt es gleich, wenn die Fremden sich über die bemosten Wege wunderten. Mit den Jahren wurde der Goldberg das einzige Ziel, während er sonst nur der Schlußpunkt seiner ausgedehnten Spaziergänge in der

Neuseßer Gegend war. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er sich mühsam hinaufgeschleppt.

Als so alle seine Schöpfungen in Neuseß vollendet waren, da konnte man ihn zu fast unverändert beibehaltenen Stunden unter denselben wandeln sehen. Da waren es in den ersten Morgenstunden die kurzen Läufe, wie seinen Blumen die Nacht bekommen, ob Thau oder Reif ihm und ihnen Lust oder Schmerz gebracht; und wieder am Abend, da wandelte er langsam von einer Pflanzung zur andern, und sagte ihr gute Nacht. Aber nie ist er aus seiner Sphäre herausgetreten, nie Landwirth oder Gärtner selbst gewesen. Er ordnete an und wußte sachverständige und werkthätige Hände dafür anzustellen.

Seine große Freude waren die Vögel, die unter seinem Schutz eine wahre Vogelweide hatten, deren Stimmen ihn am Morgen weckten, — Kukuk und Nachtigall — auch das muntere Volk der Sperlinge, die ihm brüderlich nahe waren."

So schreibt Heinrich Rückert, des Dichters

Sohn, der allzu früh verstorbene Professor der Geschichte zu Breslau (abgedruckt in dem Buch von Amalie Sohr, über dessen Leben und Wirken, Weimar 1880).

Als es dunkelte, führte mich Rückert vom Goldberg auf einem zum Theil andern Weg in den Garten zurück und zu seiner Frau, in das große, helle Wohnzimmer in der Ecke des Hauses im ersten Stock, wo man bei jedem Schweigen des Gesprächs das flüsternde Rauschen des Wassers vernahm.

Frau Rückert, die Rose des „Liebesfrühlings", war damals schon sehr leidend; die zarte, kleine, schmächtige Gestalt ruhte auf dem Sopha, von dem sie sich nicht oft erhob, so lang ich dort weilte; nie werde ich den seelenvollen Blick des Auges, den sanften Wohllaut dieser Stimme vergessen! — „Da bring' ich Dir unseren Poeten," sagte Rückert, sich freundlich, der hoch Ragende, zu ihr nieder neigend. „Sieh nur mal, wie jung der noch ist." Wiederholt sagte er mir, er hätte mich viel älter geglaubt: —

auch viel reifer, dachte er wohl. Ach ja: ich war sehr jung und sehr fern von der Reife. —

Wie eine Mutter fragte nun freundlich die feine Frau, langsam und leise sprechend, nach all den Menschen und Dingen, die sie mir die Liebsten, meinem Herzen Theuersten denken mußte: vor Allem nach meinen Aeltern und Geschwistern.

Zu dem Abendbrod erschienen nun außer Fräulein Marie und ihrer Freundin, der oben erwähnten jungen Russin, Helene hieß sie — nur das weiß ich noch — die andern Glieder der Familie: der nun auch schon verstorbene Sohn, ein stattlicher Mann, hoch und stark wie ein Baum, welcher die ausgedehnte, mit dem Hause verbundene Oekonomie leitete: und einmal sah ich auch Etwas mit zwei blonden Zöpfen scheu durch das Zimmer huschen: es war die jüngste Tochter Anna, ein Mädchen — oder Kind — von etwa 14 bis 15 Jahren. — Gar viele, viele Gedichte, zumal in den „schlichten Weisen" hat sie zu verantworten; nun, es sind nicht gerade meine schlechtesten. —

Früh gingen wir zur Ruhe. Rückert selbst führte mich in das mir bestimmte freundliche Zimmer, das in den Garten blickte. Die erste Nacht unter dem Dache Rückert's! Ich hatte gemeint, ich würde nicht einmal im Hotel Schlaf finden. Aber die Natürlichkeit dieser schlichten Menschen, und die Luft, die Landschaft, das liebliche Gesammtidyll, die mich umgaben, hatten meine erste Aufregung wohlthätig aufgelöst: ich schlief vortrefflich und erwachte erst, als der helle Morgen in das Fenster leuchtete; vor dem Fenster aber, im Weingerank, sang hellen Tons mein alter elfischer Schutzgeist —: das Rothkehlchen. Und damit genug für diesmal von Rückert und seinem Hause, und lange schon genug von mir.

Ich füge nur noch bei, daß der herrliche Mann echt väterlich, mild und weise sich gegen mich verhielt, vom ersten bis zum letzten Wort, das wir wechselten. Reich angeregt und gefördert, belehrt in tiefen Grundwahrheiten unserer Kunst schied ich von ihm: dankbar und treu bewahrte ich sein Bild und seine Worte

im Herzen. Die Landschaft aber und die Staffage von Neuseß lebte fort und klang nach in gar manchem Gedicht, zumal in den „schlichten Weisen“ der ersten Sammlung, auch in der Erzählung „Ernst und Frank“ in den „kämpfenden Herzen“ und in vielen Balladen. Noch manchen Wink und Rath verdanke ich späteren Briefen Rückert's. Aber wiedergesehen habe ich ihn nicht. Er starb 1866, nachdem er seine Louise schon 1857 verloren. Im Mai 1871 stand ich, tief bewegt, an seinem Grabe. Mit seinem Hause aber, mit Kindern, Eidam und Enkeln hat mich schöne Freundschaft verbunden gehalten bis zur Stunde, gar oft noch bin ich mit meiner lieben Frau Therese zu Gast gekehrt in dem lieblichen Neuseß und die Herzensneigung dieser Menschen zählt zu den Kleinodien meines Lebens; auf ihren Wunsch sprach ich im Jahre 1890 das Festgedicht bei der Enthüllung des Rückert-Denkmals zu Schweinfurt.

XXVII.

Von den deutschen Dichtern, welche einem älteren Menschenalter angehören, ist mir Friedrich Rückert am nächsten gestanden; unter den mir gleichalterigen aber ist mir als Mensch und als Künstler der Liebste, wohl auch der innigst Artverwandte gewesen mein trauter Herzensfreund und in fast allen Dingen mein Gesinnungs- und Geschmacks-Genosse — in Neigung und in Abneigung! — Josef Victor Scheffel: ich erzähle hier die schöne Geschichte unserer schönen Freundschaft, von ihrer Anknüpfung bis zu ihrem Ende, d. h. bis zu des herrlichen Menschen Tod.

Es war im Winter von 1856 auf 57; ich hatte gerade den „Ekkehard“ gelesen: welchen Eindruck dieses Werk auf mich, den dreiundzwanzigjährigen, machen

mußte, brauch' ich nicht zu sagen. Ich war ganz begeistert von dem Buch und — unbekannterweise — von dem Mann, der diesen Ton anschlug: deutsch, geschichtlich und echt: keine Salon- und keine Boudoir- und keine Thee- und keine erotische Damen-, Novellen- und Conditor-Poesie, sondern starker, edelblumiger Firnewein! Wir trafen uns zuerst eines Abends in dem gastlichen Hause des alten Thiersch (oben S. 169) und obwohl wir beide nicht zu den Naturen zählten, welche gar so geschwind Freunde an die Brust drücken wurden wir doch gleich an diesem ersten Abend sehr vertraut: es war »love at first sight«. Ich hatte damals an Poesieen nichts als die kleine Dichtung „Harald und Theano“ und eine dünne Sammlung von Gedichten veröffentlicht; Scheffel hatte sie durch Geibel kennen gelernt und den gemeinsamen Zug auf das Deutsche und das Geschichtliche herausgefühlt.

Wir kamen alsbald in ein langes Gespräch über germanische und geschichtliche Stoffe und fanden sofort

sehr starke Uebereinstimmung in unseren Neigungen und — Abneigungen: diese angeborne Verwandtschaft der Empfindungsweise sowie die vielfach gemeinsamen Gebiete der Forschung haben uns zunächst zusammengeführt: so sind wir allerinnigste Freunde geworden, und so haben wir bis zu Scheffel's Tod — fast dreißig Jahre — in allen Wandelungen unserer Lebensgeschicke eine schöne, niemals durch den leisesten Mißklang getrübte Freundschaft gepflegt, wie sie selten ist auf Erden. Unter allen mitlebenden Dichtern ist mir innerlich keiner so artverwandt gewesen wie Scheffel: beide haben wir wiederholt Wilhelm Hertz als den uns dann am nächsten Stehenden bezeichnet.

Wir gingen gleich am ersten Abend nach dem Aufbruch von Thiersch noch lange Zeit selbander spazieren, indem wir uns abwechselnd in seine Wohnung in der Ludwigs- und in meine Wohnung in die Wurzer-Straße begleiteten. Er lud mich ein, am folgenden Morgen zu ihm zu kommen, seine Schwester Marie kennen zu lernen.

Was war es für ein herrliches Geschöpf! Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, schön, mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch — der Seele. Tief, echt poetisch, ohne jedes sentimentale „Gethu" — wie wir an der Isar sagen —, voll des köstlichsten schalkhaftesten Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborner Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wann sie die alamannischen Gedichte Hebel's oder — und das stand ihr am Holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug.

Doch: „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!" Wenige Wochen darauf war dieses wunderherrliche Geschöpf, dieses Musterbild von einem süddeutschen Mädchen, eine Leiche. Scheffel war ganz zerschmettert: er hat sich von diesem Schlag (in einem gewissen

Sinne) nie wieder erholt. Marie war am Typhus gestorben, der damals in München stark herrschte, namentlich Fremde gefährdete: er machte sich selbstquälerische Vorwürfe, weil er die Schwester veranlaßt hatte, ihn nach München zu begleiten, dann zumal noch im Spätherbst einen Ausflug an den Starnbergersee mit ihm zu unternehmen, bei welchem sie sich, wie er meinte, erkältet und die Erkrankung zugezogen habe: — völlig grundlos, da Marie schon vor jener Fahrt recht unwohl war: — aber sie wollte dem Bruder, an dem sie mit begeisterter Liebe hing, die Begleitung nicht abschlagen. Das Verhältniß der Geschwister war ein wundersam schönes; Marie hatte ein ganzes Rudel von Freiern abgewiesen: sie konnte sich von dem Bruder, von dem geistigen Zusammenleben mit ihm nicht trennen.

Nie werd' ich des Abends vergessen, an welchem es zum ersten Mal gelang, Scheffel zu einem Spaziergang zu bewegen, während die schöne Todte eingesargt stand, um von ihm zur Bestattung nach Karls-

ruhe gebracht zu werden. Wir gingen schweigend, von tiefstem Schmerz erfüllt, zum Siegesthor hinaus; es war ein wolkendunkler Winterabend; wir hatten beide gen Himmel geschaut, plötzlich blieben wir beide stehen: ein wunderschöner hell leuchtender Stern trat aus dem Gewölk, grüßte uns mit flüchtigem Strahl und — war wieder verschwunden. Wir drückten uns schweigend die Hände: der Stern Maria, fühlten wir, bleibt uns beiden gemeinsam unverloren; wir kamen im späteren Leben niemals zusammen, ohne in kurzen verhaltenen Worten, ihrer zu gedenken; und auch des Sternes vergaßen wir nicht. —

XXVIII.

Der Tod Maria's hatte eine traurige Folge auch für die deutsche Literatur. Scheffel hatte einen groß angelegten geschichtlichen Roman begonnen, der, umfang- und farbenreicher als der „Ekkehard", die Kämpfe der Albigenser in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papstthums im XIII. Jahrhundert mit zum Gegenstand hatte, aber zu großem Theil auch in Italien, in Rom und Venedig spielte. Er las mir die Eingangskapitel theils vor, theils gab er mir die Reinschrift zu lesen: sie zählten zu dem Allerschönsten, Ergreifendsten, was Scheffel gedichtet hat! Gleich das erste Capitel, welches den Gottesdienst der frommen, armen Berghirten schildert, wie sie, aus den faulen, heuchlerischen und verweltlichten Zuständen der Statskirche hinweg nach reinerer Gottesverehrung sich

sehnend, aus dem Thal emporsteigen auf die höchsten Gipfel der Berge und hier, ohne Kirche und Altar, bei'm Aufgang der Sonne ihre weihevolle Andacht verrichten, wobei sie dann von den Spähern der Inquisition überrascht werden, war von hinreißender Schönheit. Scheffel legte nach dem Tode Mariens das Werk, für welches er Jahre lang Studien gemacht hatte, so gründlich wie für den „Ekkehard" und später für „Frau Aventiure", weg und war durch keine Bitte zu bewegen, es zu vollenden. Die Heldin, die weibliche Hauptgestalt, war seine Schwester gewesen: es war ihm nicht möglich, an dieser Figur weiter zu arbeiten.

München war ihm durch diese Eindrücke verleidet; er konnte sich nicht entschließen, nach der Bestattung Mariens dorthin zurück zu kommen. Er hatte neben Herrn Professor (von) Riehl die Redaction des großen Werkes „Bavaria, Völker- und Länder-Kunde des Königreiches Baiern, herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs Max II.",

übernommen, eine Arbeit, die nur in München besorgt werden konnte. Er bat mich, an seine Stelle zu treten und vermittelte das Erforderliche bei Herrn Professor von Riehl: ich war Scheffel dafür — aus mehr als Einem Grund — sehr zu Danke verpflichtet. (Davon bald mehr unten.) Wir blieben seither in brieflichem Verkehr, ob die Briefe auch wenig zahlreich waren: weder er noch ich hatten Muße und Lust zur Briefschreiberei. Aber manchmal tauschten wir unsere Anschauungen aus, nicht über Poesie — da waren wir ohnehin stets einig und das viele schöngeistige „Phrasendrehen über das Dichten konnten wir beide nicht schmecken", wie er auf gut alamannisch sagte — sondern über unsere geschichtlichen Studien in längeren Ausführungen: so schrieb er einmal eine ganz vortreffliche Auseinandersetzung über Völkerwanderung und limes.

Zunächst kamen wir wieder zusammen im Jahre, 1859, da er über München nach Pienzenau bei Miesbach ging; wiederholt besuchte ich ihn da draußen, wo er ein

kleines Landhaus des bekannten Kunsthistorikers Ernst Förster miethete und nicht nur den Sommer, sondern, in tiefster Einsamkeit, nur von einem alten Knecht bedient, auch einen großen Theil des Winters zubrachte, arbeitend an der köstlichsten Gabe, die er dem deutschen Volke gebracht hat, jener „Frau Aventiure", die an poetischem Werth noch über dem „Ekkehard" und sehr hoch über dem „Trompeter" steht. Er erlebte viel Verdruß an dem Buche. Manche Leute, welche weder für das Deutsche noch für das Geschichtliche noch für das körnig Poetische darin Sinn hatten, zuckten die Achseln und meinten: was geht uns Heinrich von Osterdingen an und das XIII. Jahrhundert? Das ist ja nicht „modern"! Wie darf der Dichter sich erlauben, zu thun, als wäre er Walther von der Vogelweide? Warum spielt er Komödie! (Scheffel und Komödie spielen!) Das ist nicht erlaubt. (Das so unausdenkbar geistreiche, nicht oft genug zu wiederholende Wort: „Buzen-Scheiben-Lyrik" war damals, glaub' ich, noch nicht erfunden: sonst wäre natür-

lich auch Frau Aventiure unter diese Rubrik geworfen worden.) Wenn aber Goethe „thut", als wäre er „Prometheus" oder „Muhamed" oder wenn Geibel „thut" als wäre er der „Bildhauer des „Hadrian" oder ein „Prätorianer" oder „Volker von Alzei" oder wenn Lingg „thut" als wäre er eine mittelalterliche Stadt oder ein Sieger von Salamis — ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!

Wiederholt hat Scheffel darüber geklagt, daß der Trompeter mehr als der Ekkehard, daß Frau Aventiure weniger als beide Verbreitung und Beifall gefunden.

Ich ward 1862 nach Würzburg berufen. Dahin schickte er mir das Gaudeamus aus Heidelberg mit der Zuschrift:

„Mein lieber Felix Dahn,
Dies Büchlein schau Dir an,
Alt-Heidelbergisch Wesen: —
Auch in Wirzburg gut zu lesen."

Dazu schrieb er mir einen köstlichen Brief, in

dem er scherzend meinte, nach dem unablässigen Trinken, das in diesem feuchten Buche verübt wird, könnten die Leute am Ende gar meinen, er selber trinke mehr als gut. Er ahnte nicht, dieses Herz von Gold, daß in der That alsbald die niederträchtigste Verläumdung, welcher ich zumal in Norddeutschland sehr oft auf den Kopf zu treten hatte, zischend und züngelnd um diese Studentenlieder und um ihn selbst ringeln sollte!

Bald darauf — ich hatte ihm eine Bestellung von „Stein“ und „Leisten“ zu hoher Befriedigung durch meine Auswahl ausgeführt — kam er zu mir nach Wirzburg herüber. Das war ein fröhlich und gewinnsam Wandern mit ihm!

Damals hieß es:

Jüngst kam zu mir zu Gaste,
Ein froher Wandersmann,
Den ich in jungen Tagen
Zum Herzgespiel gewann.

Durch kahle Winterfelder
Und Hügel schritten wir,

Doch wo sein Fuß gewandelt,
Bald grünte das Revier:

Und auch mein Herz ertönte,
Das winterstumm er fand —
Ich glaub' in seinem Ränzel
Trug er den Lenz ins Land.

Allerlei Schnurren, die er mit unvergleichlicher Wirkung seines trockenen, verhaltenen Humors zu erzählen wußte, wechselten mit Gesprächen über altdeutsche Geschichte, zumal auch über römische Alterthümer in Deutschland. Damals theilte ich ihm den Plan zu dem „Kampf um Rom" mit, den ich schon 1858 begonnen, aber nur bis zum Schluß des zweiten Bandes geführt hatte: er war Feuer und Flamme dafür und als ich das Werk in Königsberg im Jahre 1875 abschloß und ihm schickte, schrieb er mir einen herrlichen Brief darüber.

Damals auch schon erzählte ich ihm die Grundzüge des kleinen Romans Bissula; er drängte mich seither oft, doch endlich meine „Schwäbin" und den

„Ausonius 'naus" zu schicken. Auf einer unserer Wanderungen und Limes-Forschungen kamen wir nach Osterburken, wo es ihm unbeschreibliches Vergnügen machte, einen Ziegel der XIX. Legion von einem alten Weiblein verwendet zu finden, um ihn, gewärmt, als Surrogat eines Hafendeckels auf den Bauch zu legen — wider Bauchschmerzen. „Sihscht, so kann das Heldethum verlaufe," meinte er.

XXIX.

Als bald darauf der preußisch-österreichische Krieg ausbrach, stimmten wir abermals in unseren Anschauungen völlig überein. Leidenschaftliche Patrioten alle beide waren wir bis zum Jahre 1867 „großdeutsch“: wie sehr viele Leute in Süddeutschland, welche jetzt freilich thun, als ob sie bereits in dem Herrn von Bismarck der Conflictszeit (1863) den Begründer des Reiches vom Januar 71 und den Wiederhersteller guter bundesfreundlicher Verhältnisse zu Oesterreich weissagend erkannt hätten. Das war nicht Jedem gegeben. Wir beklagten den Bruderkrieg sehr schmerzlich; erst das Jahr 1870 hat Scheffel über seine Verbitterung von 1866 hinweggehoben.

Im Jahre 1869 machten wir beide eine herrliche etwa vierzehntägige Wanderung, den Main und

Neckar entlang, stets zu Fuß, bei Gelegenheit des Hölderlin-Festes zu Laufen, wo wir unter Andern auch Freiligrath trafen, mit dem wir ganz besonders gut uns verstanden. In liebenswürdigster und kundigster Weise machte Scheffel die „Honneurs" seines geliebten alamannischen Landes: ich lernte so gern von ihm! Und mir erging es nicht so schlimm, wie einem gemeinsamen Freund (dessen sehr viel genannten Namen ich lieber verschweigen will), der durchaus ein gut ehrlich alamannisch „Gold-wasch" aus dem Keltischen ableiten wollte, bis Scheffel in drolligem Zorndräuen den Wanderstab erhob und rief: „Jetz machscht aber, daß d'naus kommscht, aus em alamannische Land."

Natürlich war aber Scheffel stets bereit, auch über sich stets herzhaft zu lachen, wenn er im Eifer der Forschung einen Bock geschossen hatte. Bei jener Fußwanderung trieb er mich in heißem Sommerbrand Mittags bei Laufen über schattenlose steinige Klettersteige auf einen rings von Rebgärten umgebenen

kahlen Hügel, neben welchem eine große Menge von etwa faustgroßen Neckar-Kieseln aufgeschichtet lag. Er behauptete, hier sei offenbar eine heiße Schlacht zwischen Alamannen und Franken geschlagen worden und die Steinhämmer der Alamannen lägen hier zu Haufen geschüttet. Ich erlaubte mir leise Zweifel: nach meiner Meinung erkläre sich die Aufschüttung sehr einfach daraus, daß hier, wie so oft in Franken und Hessen, die Winzer seit Menschenaltern die störenden, die Rebwurzel beengenden Steine aus den Rebgärten hinausgeworfen und auf einen Haufen geschüttet hätten, es seien „halt Steiner", aber keine Hämmer. Jedoch Scheffel beharrte und belud sich — und leider auch mich, der sich gutmüthig, ob zwar kopfschüttelnd wegen der großen Hitze, fügte — Ranzen und alle Taschen mit den schweren, staubenden Steinen. Mein Gebrumm „tröstete er ab" (wie man sehr bezeichnend am Pregel sagt) durch das Versprechen eines vorzüglichen Trunkes von Neckarwein in dem kühlen Herrnstübel des unten im Thale winkenden Wirths-

häusleins, besonders aber durch die Zusage, er wolle dort unsern Streit entscheiden lassen durch einen höchst sachverständigen Schiedsmann, einen ihm befreundeten Geologen, der in der Nähe Direktor einer Fabrik sei. Ich stieg, bei jedem Schritte mit den Rocktaschen zusammen klappernd, den kahlen Hang hinab. Das Wirthshaus war trefflich, ganz altväterisch, reinlich, höchst gemüthlich, das Herrenstübel im Erdgeschoß mit dem vorspringenden Erker braun getäfelt, voller Stimmung, kühl und still: der Wein erwies sich der Rühmung voll würdig. Alsbald kam auch der herbeigerufene Herr Direktor, ein sehr angenehmer kenntnißreicher Mann: er setzte sich zu uns in den Erker, auf dessen Fenstersims Freund Scheffel alle die alamannischen Streitäxte säuberlich neben einander „aufgeslayet" hatte, wie man in Ostpreußen sagt. Lieblich wehte der kühlende Wind zu dem offenen Fenster herein. Scheffel entwickelte nun vor dem Sachkundigen seine Ansicht und meine Zweifel und forderte ihn zur Entscheidung auf. Der Mann

besah die Steine und in einem lieblichen Schmunzeln schob er sie alle miteinander mit einer Armbewegung über das Fenstersims hinaus, daß die mühsam herunter getragenen lustig patschend auf das Straßenpflaster kollerten und lachte: „Herr Doctor, von dene Stoi' rede's nur koi' Wörtle mehr und zahle se dem andre Herr en Schoppe.“ Und so geschah's; sehr viel ward bei diesem Schoppen gelacht, am meisten von Scheffel selbst. Und noch gar oft ward er später in Karlsruhe und in der Seehalde zu Radolfzell von mir mit den Streitäxten von Laufen geneckt, was er stets mit vielem Humor ertrug.

XXX.

Schon etwas früher hatte ich Anlaß gefunden, ihm vom deutschen Privatrecht her behilflich zu sein. Er war ein eifriger „Kämpfer um's Recht". Der angeborne echt alamannische starkmüthige Eigensinn war sehr begreiflicherweise dadurch gesteigert worden, daß er von seinem Ekkehard in Folge eines unvorsichtig abgefaßten Verlagsvertrages und der späteren Zahlungsunfähigkeit des Verlegers sehr lange Zeit einen höchst geringen Ertrag gewann, obwohl das Buch so gewaltigen Absatz fand (freilich zunächst nur in Süddeutschland: die sehr deutlich wahrnehmbare Geschmacks-Scheide, welche die Höhe des Thüringer Waldes bildet, hat er erst nach längerer Zeit überstiegen). Er führte mit einem Berliner Verleger, welchem bei dem Concurs des ursprünglichen Ekkehard-Verlegers vom Gericht das

Verlagsrecht am Ekkehard als datio in solutum zugesprochen worden war, lange Rechtsstreite, in welchen er Rechtsgutachten von mir erbat: — er wußte, daß ich über Urheberrecht geschrieben hatte. In dem Einen Punkt konnte ich ihm Recht geben, daß nämlich dieser Verleger nicht das Recht gehabt hatte, eine Ausgabe mit Fortlassung der Anmerkungen zu veranstalten: in dieser Frage erstritt denn auch Scheffel ein obsiegend Urtheil. Dagegen konnte ich ihm nach Lage der nun einmal geltenden Gesetzgebung leider nicht Recht geben in der Hauptsache: er bestritt, daß ein Verlags- wie ein anderes Vermögensrecht des Gemeinschuldners einem Gläubiger desselben in dem Concurse durch Richterspruch an Zahlungsstatt zugesprochen werden könne. Dies kann allerdings geschehen, obwohl es richtig ist, daß für den Urheber die Eigenart des Verlegers, der Firma, bei Abschluß des Verlagsvertrages keineswegs gleichgiltig ist; damit drang er denn auch selbstverständlich nicht durch. Auch später noch habe ich ihm wenigstens mündlich Rechtsgutachten

zu ertheilen gehabt in seinen Streitigkeiten mit den Fischern der Reichenau bei Radolfzell, welche bei Hochwasser des Sees auf seinen Wiesen mit ihren Kähnen und Netzen hantirten, bis der streitbare Sänger zur Waffe griff; ich konnte ihm auch nicht überall Recht geben in diesen Dingen, bei welchen übrigens hin und wieder uralte alamannische Rechts- und Spruchformen zur Erklärung kamen: es handelte sich um Auslegung sehr alter Privilegien und Gerechtsame der See-Fischer daselbst.

Als ich ihm im Jahre 1870 mein Gedicht die „Schlacht von Sedan“ schickte — ich habe sie mitgemacht — hatte er große Freude daran: er schrieb mir: „man merkt überall den Staub des Schlachtfeldes: an den Fersen und an den Versen“: auch das »Macte senex Imperator« gefiel ihm sehr: — hatte ich doch meine mittelalterlich-lateinische Dichtung außer an den alten Vaganten und an den carmina Burana besonders an seinen wunderschönen lateinischen Liedern in der Frau Aventiure geschult. Nach Königsberg

berufen (1872) gab ich nach dem „Kampf um Rom“, über dessen Erfolg er sich wahrhaft rührend freute — Er war keine „Neid-Skalde!“ —, das kleine Epos „die Amalungen“ heraus, welche ich schon im Jahre 1858 geschrieben und ihm zugeeignet hatte. Nun ergab sich ein sehr heiterer Briefwechsel. Ich wollte schon lange gern Geibel, dem ich so viel Schulung verdanke, eine Dichtung zueignen; dafür waren die Amalungen viel mehr geeignet, als andere Sachen von mir, weil die Philosophie (oder heidnische Theologie!) jener kleinen Erzählung noch am ehesten der Geibel'schen theistischen Anschauung entsprach. Es ward nun in sehr lustiger Weise Scheffel der Amalungen „enteignet“, sie wurden Geibel „zugeeignet“ und Scheffel erhielt als „Expropriationspreis“ die „Statskunst der Frauen“ zugeeignet, wobei er ein „glänzendes Geschäft“ gemacht zu haben behauptete.

XXXI.

Damals 1876/77 hatte ich aber neben diesen Scherzen in einer sehr ernsten Scheffel'schen Sache einzuschreiten, in welcher sich die ganze Häßlichkeit unseres deutschen „Schriftstellerwesens“ — Gott erbarm sich darüber! — gegen Scheffel heraus gekehrt hatte.

Im Jahre 1876 hatte all Deutschland den fünfzigjährigen Geburtstag seines Lieblingsdichters — denn keiner ist seit Schiller und Goethe bei lebendem Leib so sehr der Liebling seines Volkes geworden wie Scheffel — in einmüthigster Bewegung so schön, so begeistert gefeiert, daß es eine wahre Freude war.

Leider ärgerte sich hierüber maßlos — „schlagrührend“, sagt man in Königsberg — ein Mann, der in seiner zügellosen Subjectivität wohl schon

lange bis an die Gränzen der Seelenkrankheit gelangt war. Ich beeile mich, diese mildeste Beurtheilung voraus zu schicken. Denn obwohl der Unglückliche nach meiner Meinung als Dichter stark überschätzt wurde und obgleich mir seine Persönlichkeit nicht sehr angenehm war (I. S. 255), so muß ich doch sagen, daß eines seiner Werke — aber auch nur das Eine — sehr hohen Werth hat und stehen bleiben wird: das Werk ist „Zopf und Schwert", und der Mann ist Gutzkow.

Ich wiederhole: ich will annehmen, er war schon lange gestört und die Bitterkeit, — ich suche nach dem maßvollsten Ausdrucke, — mit welcher er Alle, die Erfolge errangen, während er mehr in den Hintergrund trat, beurtheilte, war ihm wohl nicht mehr als sittliche Verschuldung anzurechnen. So argumentirte ich auch Scheffel gegenüber, um diesen von gewissen alleräußersten Schritten abzuhalten, als Gutzkow sich über diese Scheffel'sche Geburtstagsfeier und über die dabei gedruckte Lyrik in einer deutschen

Zeitschrift (unbegreiflichermaßen ließ ein Herausgeber das durchgehen. Wahrscheinlich hatte er den Beitrag, weil von Gutzkow, ohne ihn zu lesen, in den Druck gegeben) in Ausdrücken erging, welche ich nicht wiederhole. Sie sind — auf das Gelindeste, Allergelindeste, gesagt — empörend und nur bei einem Kranken kann so viel Verblendung vorkommen. Scheffel war — und zwar mit bestem Recht — wüthend. Er schrieb mir sofort. Er forderte Gutzkow auf Pistolen — es ist freilich zweifelhaft, ob der Geforderte die Forderung jemals erhielt! — und da dieser, was man voraus sagen konnte, sich auf gar nichts einließ, wollte er zuerst gegen Gutzkow in anderer Weise vorgehen, dann den Herausgeber fordern — aber noch eine ganze Reihe anderer Leute auch! — und verlangte von mir — der ich auch gelegentlich in jene Zeitschrift schrieb), ich solle diese Forderungen ins Werk setzen!!! Viele Briefe („schmerzlich viele“, sagt man in Königsberg) mußte ich damals schreiben, bis es mir endlich gelang, Scheffel zu bewegen, Gutzkow

als zurechnungsunfähig ganz aus dem Spiele zu lassen und sich bei einer Erklärung jenes Herrn Herausgebers, welche ich ihm vorschrieb, zu beruhigen. Das war ein Stück Arbeit! Aber so bereit ich bin, Scheffel's Eigensinn und alamannische Hitze oder Verranntheit in manchen Stücken einzugestehen, — jener häßliche Vorfall war dazu angethan, den Geduldigsten in Entrüstung zu jagen.

Ueberhaupt sind sogar diesem Herzen von Gold abscheuliche Erfahrungen im Gebiet der Erbärmlichkeiten unserer literarischen und Preß- und „Kritik"-Zustände nicht erspart geblieben: und nicht immer hat er sie mit solchem Humor abzuschütteln vermocht, wie einmal gegenüber einem solchen ..... Herrn, gegen den die Drohung kämpflichen Anreitens mit der Pistole wohl nur im Scherz gemeint, aber von wirksamstem Erfolg begleitet war. Schwärzester Undank von „Talenten", die er durch Geld und durch Rath unterstützt hatte, hat ihn heimgesucht. — Neid und Undank sind leider recht häufig begegnende Tugenden der Deutschen.

Geradezu niederträchtig war die bewußte Verläumdung, welche ein von ihm mit Wohlthaten Ueberhäufter verbrach; er schrieb, Scheffel sei seit seiner Adelung Hofschranze und speichelleckerischer Fürsten-Schmeichler geworden: habe er doch drucken lassen bei der Jubelfeier seines Großherzogs, im ganzen Lande Baden fließe keine Thräne, walte nicht Schmerz noch Noth. — Mit stummem Ingrimm zeigte mir Scheffel das in dem Treppengang seines Hauses aufgehängte Festgedicht und sagte nur: „da steht dabei gedruckt: ‚das war sein Ideal‘ und jene Worte stehen in Gänsefüßchen: beides hat der Verläumder sehen müssen und hats verschwiegen!“

Allein schließlich überwand sein herrlich Gemüth, sein edles, warmes Herz, sein reich gebildeter Geist dies wie Anderes in seinem Leben. Und wann er Freunden, ohne jede Spur von Eitelkeit, in dem alten Haus an der Stephanienstraße in Karlsruhe die in dem Sale sorglich aufbewahrten Geburtstags-Spenden jeder Art — viele tausend! — vom schwersten Schmuckgeräth

aus Edelmetall bis zum Blumenstrauß oder einem Schülerverslein vorwies, im vollberechtigten Gefühl, der Liebling seines Volkes zu sein, oder wann er, neben seinem stattlichen Sohn hinschreitend, seinen Gästen die Seehalde zeigte gegenüber dem Hohentwiel, wann er dann, ein unvergleichlich anmuthvoller Wirth, seine Gäste bald mit sinnigem Ernst, bald mit köstlichem Scherz unterhielt, dann fühlte man doch, — er war glücklich, trotz Allem! —

Dort, in der Seehalde, habe ich ihn von meinem regelmäßigen Zufluchtort Friedrichshafen aus in den letzten zwölf Jahren gar oft besucht —, das sind die letzten Eindrücke und Bilder, die ich von ihm habe: sie sind durchaus harmonisch und mir unaussprechlich theuer. Es war so friedlich-heiter dort. Auch mit meiner Frau schloß er eine wackere Freundschaft und der Jungherr und meine Frau entdeckten eine, durch die Laßberg'sche Familie vermittelte, heraldisch etwas zweifelhafte Verwandtschaft nach der Mutterseite hin, über welche wir Alten sie viel neckten.

Nun wäre noch gar mancher Scherz von jenen Besuchen zu erzählen: so wie einmal der Jungherr den für unser Mahl bestimmten Hasen anschoß und in Ermanglung eines Jagdhundes in einen verlassenen Fuchsbau scheuchte, aus welchem Lampe dann, wie sonst Reinecke, „ausgekesselt" werden mußte. Oder von dem schwäbischen Schulmeister, der im feinsten Hotel zu Genf unter strahlendem Gaslicht verlangte, daß man ihm „naufzünde". Und solches mehr.

Aber genug: mir kommen statt der Scherze die Thränen!

Ich schickte ihm zu seinem 60. Geburtstag folgende Verse:

Mein theurer Freund! Nun wirst Du sechzig Jahre,
Und dreißig werden's, daß wir Freunde sind,
Ein Menschenalter voll von Lieb' und Treue,
Von keinem leisen Mißklang je gestört.

Um uns're Schläfe wogte braun Gelock,
Da wir zuerst im Haus des alten Thiersch

In München uns geseh'n und bald empfunden,
Daß innerlichst zusammen wir gehören.

Es hatte just der Ekkehard, der stille,
Selbst des Trompeters helle Ruhmsanfaren
Laut übertönt: Du aber sannst bereits
Auf and're Weisen von noch höh'rem Ton:
„Die alte Freundin geistert auf den Straßen!"
Frau Aventiure lockte Dich davon
In Einsamkeit des Bergwalds und des Winters
Und dort erwuchsen jene Lieder, denen
In deutscher Sprache keine sich vergleichen. —

Welch bunte Wechsel sahn die dreißig Jahre!
„Modern" ward Mancher rasch, vergessen rascher
Und in der deutschen Dichtung hat der Wind
Des Taggeschmacks unzählbar oft gewechselt.
Du bliebst Dir gleich: — und gleich auch blieb ich mir,
So sind wir immer Hand in Hand gestanden.
Mag den modernsten Schmutz man von Paris,
Mag den Berlins man als „das Schöne" preisen
Und als der Dichtung Zweck, das Ekelhafte
Zu conterfein, „zu lösen die Probleme
Der Gegenwart", — (mit Versen und Romanen!)
Mag Volk und Stat man aus der Dichtung bannen,
Langweilig uns're Heldenvorzeit schelten,
Nur Liebesgirren als der Dichtung Stoff

Zulassen in Boudoir und Thee-Salon: —
Uns kümmerts nicht! — Fernab vom Lärm des Tages,
Von der Reclame Narrenschell'ngerassel,
Steh'n wir, getreu den Jugendidealen,
Das Schöne bildend um der Schönheit willen,
Aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart
Die Wandlungen und minder nicht die Stäte
Von uns'res Volkes Eigenart erkundend,
Des neuen Reichs uns freuend, dessen Werth
Die freilich nicht verstehen, die es nicht
Gleich uns entbehrt, ersehnt und miterkämpft.
Weil wir der Jugend treu geblieben sind,
Blieb uns die Jugend treu. Drum Gaudeamus!

Glück auf zu Deinen Sechzigen, mein Victor,
Im Jubeljahr von Deinem Heidelberg —
Ein Sieger, — schaust Du rückwärts auf Dein Leben!

Obwohl schon schwer leidend, schrieb er mir mit zitternder Hand — wie schön war seine Handschrift gewesen! — noch ein par Worte des Dankes.

Ich hatte mir vorgenommen, das Fest mitzumachen, ihn dort zu treffen. Jetzt nach Heidelberg gehen — es war mir unmöglich: ich würde überall nur ihn gesucht, ich würde Alles wie durch einen

Trauerflor gesehen haben. Denn ich hab' ihn geliebt diesen Victor Scheffel, dreißig Jahre lang, wie keinen andern Dichter und wie nur noch drei oder vier Menschen außer ihm! —

XXXII.

Wir haben aber nun noch die äußeren Schicksale meiner ersten Dichtungen nachholend zu vermelden. Den Verlag der kleinen Erzählung übernahm freundlich und gütig Vetter Adolf Herbig in Berlin (II. S. 365): ja, er zahlte mir sogar Honorar. Das erste durch die Feder verdiente Geld! Es freute mich gewaltig: wie viele Bücher konnte ich bei Herrn Christian Kaiser für diese hundert Thaler kaufen! Die Auflage (1855) betrug 1000 Exemplare: sie ist noch immer — also in 37 Jahren! — nicht vergriffen, obwohl die Beurtheilung des Gedichts ausnahmslos günstig ausfiel: (— Moritz Carrière, der Wohlwollende, schrieb gleich nach dem Erscheinen in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine freundliche Anzeige, was mir der höchste Gipfel jemals von mir zu

erreichenden Dichterruhmes däuchte —) und obwohl später, wenigstens seit dem Erscheinen von „König Roderich“ (1874) und „Kampf um Rom“ (1876), mein Name bekannter geworden ist. Aber die Deutschen widerstehen der Versuchung, Verse zu kaufen, mit bärenhafter Tapferkeit; noch eher entschließen sie sich, einen Roman aus der Mieth-Bibliothek zu ermiethen [1]. Später (1886) erschien dann eine illustrirte

---

[1]) Diese alte Klage deutscher Schriftsteller — in drolligem Zorne brachte sie Freund Steub immer wieder vor — habe ich in folgende Verse gefaßt, welche Leipziger Buchhändlern so schön — und namentlich wohl so wahr! — schienen, daß sie dieselben gar zierlich drucken und, fein ausgestattet, unter Glas und Rahmen mir zustellen ließen: die Inschrift schmückt die Wand meiner Bücherei.

Chorus der Buchhändler.

„Bücher schreiben ist leicht: es verlangt nur Feder und Tinte,
Und das geduld'ge Papier. — Bücher zu drucken ist schon
Schwer, weil meist das „Genie“ sich erfreut unleslicher Handschrift.
Bücher zu lesen ist noch schwerer — — von wegen des Schlafs! —
Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen
Auszuführen vermag, ist: zu verkaufen ein Buch!
Denn es kauft sie nicht gern, das unsträfliche Volk der Germanen!
Nein, sie miethen sie, was höflicher „leihen“ man nennt

Ausgabe mit Bildern von Gehrts in Düsseldorf bei Tietze in Leipzig: ich besorge, der Verleger hatte auch bei diesem Wagniß mehr Muth als Erfolg. — Auf Wunsch des vortrefflichen Componisten Professor Dr. Lorenz in Stettin gestaltete ich aus der Erzählung einen Operntext (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1880): die Musik gefiel nicht nur mir, auch einem großen Kreise von Hörern bei einer Probe-Aufführung zu Stettin (mit gemischtem Chor und Orchester) ganz ausnehmend: aber nirgend wurde die Oper angenommen. Die Hofbühne zu Berlin — jedoch nicht der mir sehr wohlwollende Herr von Hülsen — ließ den Text durch einen Berliner „Sachverständigen" prüfen: dieser verwarf meine Dichtung, weil darin

O Leihbibliothek, wo, vergleichbar den Droschken am Haltplatz,
Schmierig vom vielen Gebrauch, gelb vom verspritzten Kaffee,
Schiller und Goethe stehn und des Miethers, des gütigen, harren,
Welcher am Dichter erspart, was er verraucht und vertrinkt!"

Steub pflegte zu klagen, daß je Ein Exemplar die ganze Ludwig- und die ganze Maximilianstraße in München versorge und schrieb in die von ihm verschenkten Exemplare: „auszuleihen nur an ganz bedürftige Verwandte!"

das Wort „Kreuz-Altar" vorkommt, d. h. Altar des Kreuzes. —

Durch die freundliche Aufnahme der Erzählung ermuthigt, ging ich nun daran, die lyrischen Gedichte, wie sie seit meinem 14. Jahr allmälig entstanden waren, zu sammeln, zu sichten und für den Druck auszuwählen, wobei mir Rückert in gütevollster Weise behilflich war. — So brachte ich ein Bändchen zusammen mit den Gruppen: „Balladen und Romanzen", „Lyrisches", „Didaktisches". Vetter Herbig übernahm (1857) opferwillig abermals den Verlag. Erfolg: ganz wie im ersten Falle: günstige Beurtheilung, aber kein Absatz. Erst im Jahre 1891 ward das letzte der tausend Exemplare verkauft und ein neues Tausend gedruckt, das nun wohl wieder 34 Jahre vorhalten, also erst im Jahre 1925 erschöpft sein wird.

Der Inhalt der Sammlung spiegelt den Inhalt meiner Lieblingsforschungen ab: germanische, deutsche, englische Geschichte und Sage in den Balladen, Philosophisches in dem Lehrhaften. Von der Lyrik war

wohl das Beste der Liederkreis: „Schlichte Weisen“, nach den im Anzeiger des germanischen Museums zusammengestellten Anfangsworten alter deutscher Volkslieder gedichtet, deren Verlauf über jene par Worte hinaus mir unbekannt war; von diesen „schlichten Weisen“ sind viele in Musik gesetzt worden von Max Zenger, Rheinberger, Giehrl, Freiherrn von Hornstein und Anderen. Die fehlerfreie Form, von Rückert warm gelobt, fand sich schon in den allerfrühesten Gedichten, Dank der Schulung durch Rückert, später von Platen und Geibel: ich konnte sie im vorigen Jahr ohne Nachfeilung abdrucken lassen. Die Sammlung kommt mir jetzt gar jugendlich vor: es fehlt an Blut, an Sinnlichkeit, an Leidenschaft: die Sachen erscheinen mir im Vergleich mit den drei späteren Sammlungen von 1873 (II. Sammlung), 1878 (III. Sammlung: „Balladen und Lieder“ und 1892 (IV. Sammlung) wie mit Wasserfarben gemalt gegenüber Oelbildern. Doch eignet ihnen — (so will mir scheinen) — in ihrer Reinheit und Zartheit mit

den Schranken auch der Reiz, das „Thaufrische“ des Jugendlichen.

„Harald und Theano“ und die „Gedichte“ wurden nun meine Einführungsbriefe bei den Dichtern Münchens, die ich fast Alle in diesen Jahren (1855—1863) im Hause meines Vaters kennen lernte —: als Glied des Lese-Ausschusses (der zur Aufführung eingereichten Dramen [II. S. 137]) als Regisseur, als Träger der Heldenrollen und wahrlich nicht am wenigsten als einsichtvoller und wohlwollender Berather, als ein in allen Stücken prächtiger Mann war er von den Herren gar eifrig gesucht.

XXXIII.

Die damaligen Dichter und Schriftsteller zu München gliederten sich in drei Gruppen: die „Berufenen“ oder die „Fremden“, die diesen wohlwollend nahe stehenden Eingeborenen und die ihnen bitter feindlichen Ultramontanen oder Ultra-Bajuvaren.

König Max II. hatte, eigener innerer Neigung folgend und im Unterschied von seinem Vater, der für Pflege der bildenden Kunst in Baiern Unerreichbares geleistet, beschlossen, der Dichtung und der Wissenschaft seine besondere Fürsorge zuzuwenden.

Wie dringend die Hochschule München in gar manchen Fächern einer Verjüngung, einer Vermehrung der Lehrkräfte bedurfte, — wir haben es früher angedeutet. Daß man nicht all' diese Kräfte plötzlich aus bajuvarischem Urboden hervorstampfen

konnte, also auch auf Berufungen angewiesen war, sprang in die Augen. Ja, die Heranziehung von Nord- und von Mittel-Deutschen, von Protestanten, mußte als solche günstig wirken. Es war also eine recht unerfreuliche Erscheinung, daß diese Berufungen von vielen Seiten grundsätzlich angefeindet wurden: — wie schon früher die Berufungen von Thiersch und Anderen. Brodneid, Mißgunst, Vorurtheil, Selbstüberschätzung, dumpfe Verranntheit und Roheit wirkten hier auf das Häßlichste zusammen mit anderen Gründen solcher Befeindung: mit dem ultramontanen Haß gegen die protestantische Bildung und mit dem particularistischen Haß der äußersten Blauweißen wider das Preußenthum der meisten Berufenen. Es würde diese Blätter entstellen, sollten die Unflätigkeiten erzählt werden, welche damals aus jenen unsauberen Schichten gegen die Berufenen nicht selten geschleudert wurden.

Nachdem die Verwerfung dieser Abscheulichkeiten auf das Schärfste ausgesprochen ist, erheischt die Ge-

rechtigkeit hervorzuheben, daß auch bei den Berufungen und von den Berufenen sehr vielfach gefehlt wurde.

Neben ausgezeichneten Männern, wie Windscheid, Sybel, Liebig, Jolly, Pfeuffer, Bischoff, Siebold, Nägeli, Geibel, Heyse, Bodenstedt, Carrière, wurden auch Leute „gewonnen", deren Wahl sachliche Gründe unmöglich haben konnte, unbedeutende und manchmal recht unerfreuliche Herren, die wissenschaftlich die Mittelmäßigkeit auch nicht von Fern erreichten. Es mußte erbittern, solche — Wesen verdienten, ungleich tüchtigeren Baiern vorgezogen zu sehen: z. B. hätte der Baier Ludwig von Rockinger schon sehr, sehr viele Jahre früher in dem baierischen Reichsarchiv die Stelle einnehmen müssen, welche Herr von Löher erhielt, nämlich die oberste. (S. oben S. 112.) Rockinger ist nach Sickel in Wien leicht der hervorragendste deutsche Urkundenkenner. Herr von Löher, ... nun, ich will nur sagen: konnte sich hierin nicht im Entferntesten mit ihm vergleichen.

Und ähnliche arge Mißgriffe bei den Berufungen und bei der Verwendung der Berufenen geschahen nicht selten. Es wäre recht, recht viel davon zu erzählen. Selbstverständlich geben solche Dinge den Gegnern scharfe Waffen in die Hände.

Auch die Hochschule ward dadurch hart getroffen, daß einzelne der vom König, ohne jede Befragung der Facultäten zu „Professoren“ gemachten Herren zwar im Anfang ihr Gehalt aus der Kabinetscasse bezogen, später aber der Hochschule nicht nur als Zierde und Geschenk, sondern auch zur Bezahlung überwiesen wurden.

Männer wie Geibel und Bodenstedt waren gewiß nicht Universitätsprofessoren nach des lieben Gottes Vor-Absicht und inter pocula gestanden sie das lächelnd selbst.

Allein, auch abgesehen von solchen Fehlern, die Berufenen — viele waren berufen, wenige auserwählt! — oder vielmehr Manche von ihnen waren selbst durchaus nicht frei von Schuld an der häßlichen Gestaltung

der Dinge. Mildernde Umstände müssen ihnen freilich zugebilligt werden: sie wurden durch die maßlosen Gemeinheiten der Ultra's gereizt: aber sie — d. h. immer nur Einzelne sind gemeint — vergalten nun, ihren Einfluß bei'm König rücksichtlos gebrauchend, mit einer Schärfe ätzender Lauge der Verachtung alles Baierischen überhaupt, mit einer „Hybris", welcher die „Nemesis" nicht ausblieb.

Die treibende Kraft in jener Partei war Herr von Dönniges, dem es wahrlich an, nun — sagen wir: Schärfe und Rührigkeit nicht gebrach; in Aesthetischen, in Theaterdingen und in der Gesellschaft ließ Herr von Dingelstedt seinen beißenden und übermüthigen Einfällen herzlich wenig gezügelten Lauf: er zügelte sich überhaupt nicht: prügelte er doch in dem unter seiner Hausgewalt stehenden königlichen Theatergebäude einen verwachsenen und wehrlosen Literaten höchst eigenstöckig durch, der allerdings des Intendanten Gattin frech beleidigt hatte. (Siehe über Dingelstedt [der aber niemals „ausgepfiffen" werden

sollte, wie er schrieb] unten.) Und Heinrich von Sybel war nun auch nicht gerade der Mann, der die linke Wange darbot, war ihm die rechte unsanft berührt! Allein dieser Hecht im Teiche zum Theil recht mosiger Karpfen wirkte wohlthätig: daß die Bemosten besondere Freude an seinen raschen Bewegungen und scharfen Bissen haben sollten, war nicht zu verlangen.

Aber ihm, der so Erhebliches, zumal in seinen Vorlesungen Glänzendes, leistete, konnte auch die unabläßige Streitfertigkeit nicht verübelt werden: ich bin, obzwar ich die Verwegenheit hatte, der Anfänger, der Privatdocent, dem in dem Cultusministerium damals Allmächtigen auf das Allerschärfste in der Lehre vom germanischen Königthum entgegen zu treten, persönlich immer vortrefflich mit meinem „größten Feind“ ausgekommen: sein Verdienst um Prantl (II. S. 582) wiegt gar schwer bei mir. Und wie tapfer und ehrenhaft war es, daß er zuletzt, von den Gegnern gedrängt, Farbe zu bekennen, dem König unverholen schrieb, ja, er halte die preußische Vorherrschaft über

Deutschland für die einzige mögliche Zukunft! Bald darauf ging er nach Bonn! —

Nur die Ueberhebung derer, die nichts leisteten als eben Ueberhebung, war das Erbitternde, Vergiftende. Einer der Herren fragte mich, nachdem die ersten beiden Bände meiner „Könige der Germanen“ erschienen waren und auch bei meinem Gegner Heinrich von Sybel vollste Anerkennung gefunden hatten, ganz erstaunt: „Und Sie sind Baier?“

„Ja, gewiß.“

„Hätt's nicht geglaubt.“

„Warum nicht?“

„Das ist ja eine ganz tüchtige Arbeit.“

„Diese Bemerkung zeigt,“ erwiderte ich, „Herr Professor, daß Sie den Stamm nicht kennen, von dessen Geld Sie leben.“

Ein hübsches Zwiegespräch zwischen Professor und Privatdocent! —

Diese verletzende Ueberhebung — diese ὕβρις — vieler der Herren Preußen machte nun am aller-

schwersten das Leben uns, d. h. der dritten Gruppe, denjenigen „Eingeborenen“, welche die Neigung zu Preußen, zu norddeutscher Bildung, zum Protestantismus, der Widerwille gegen Ultramontane und Particularisten, die Erkenntniß der Ersprießlichkeit der Berufungen zu freundlichstem Verhalten zu den „Fremden“ drängte: wir erhielten — wie alle Mittelparteien — die Stöße von beiden Seiten: die Ultra's behandelten uns als abtrünnige Verräther am Baiernthum, als Preußen-schmeichlerische Streber, und die Berufenen verlangten eine mehr unbedingte Heeresfolge als wir leisten konnten, bei den mancherlei uns auch in diesem Lager unerfreulichen Dingen.

Am ungünstigsten wirkte, daß neben den zweifellos bedeutenden älteren Herren und unter deren schützenden Fittigen allerlei jüngere Herrlein als Schüler, Anhänger, Assistenten und dergleichen sich auf dem, unter dem Schutz ihrer Schirmherren, guten Nährboden der Isar einfanden, den gleichalterigen und wahrlich nicht verdienstloseren oder unbegabteren „Einge-

borenen" mancherlei Vergünstigung wegschnappten und desto vorlauter und überhebender auftraten, je weniger sie leisteten: diese enfants terribles plauderten dann wohl auch aus der Schule, verbreiteten, unvorsichtig und meist mit Uebertreibung, geringschätzige Aeußerungen ihrer Schutzvögte und schadeten so viel mehr als jene Männer, deren berechtigtem und herausgefordertem Selbstgefühl man Vieles zu Gute hielt.

XXXIV.

Nenne mir nun, Muse, die Namen der Helden in diesen drei Heerscharen!

Das wird der „Muse“ für die „Schwarzen“ und „Blauweißen“ schwer fallen: denn die meisten Schmähungen aus diesen Streithaufen geschahen unter der Tarnkappe der Namenlosigkeit hervor. Selbstverständlich waren gewaltige Rufer in diesem Streit die ultramontanen Blätter „Volksbote“ und das „Baierische Vaterland“. Leider ließ sich auch zu scharfer Feindschaft verstimmen der reich begabte Martin Schleich, Verfasser recht wirksamer Lustspiele und Herausgeber des Witzblattes „Münchener Punsch“, dessen spitze Pfeile oft empfindlich trafen [1]). Er hat seinen verrannten

---

[1]) Harmlos — verhältnißmäßig! — war seine Strophe:
„Hütet euch, ihr Geibel, Heyse,
Die der Wind be-Liebig dreht:

Preußenhaß später schön gesühnt: er war Einer der wenigen muthigen Männer in der baierischen Kammer der Abgeordneten, die, nach 1866 unter dem Zeichen jenes Hasses gewählt, in jenen entscheidungsreichen Julitagen von 1870 gleichwohl für die Betheiligung Baierns an dem Kriege stimmten: maßlos ward er dafür angefeindet. —

Eine sehr feindliche Stellung gegen die Bevorzugten nahm auch ein August Becker, der Verfasser von „Jung Friedel der Spielmann", der später (in Eisenach) manch recht lebenswahre gute Erzählung geschrieben hat. Nach Veröffentlichung eines

---

Hofgunst ist ein schwankes Dingel —,
Das auf glattem Boden—steht."

Anfänglich, bis er sich vom König und den Berufenen zurückgesetzt glaubte, hatte Schleich die maßlose Absperrung der Münchener gegen die Berufenen selbst ergetzlich verspottet; so, wenn er in einem seiner Lustspiele einen Münchener Philister ganz wüthend gegen einen Wettbewerber brüllen ließ: „Schmeißt' sen naus. Es is a Fremder!"

„Woher is er?" frägt ein Wohlwollender.

„Aus der Au!" donnert der Münchener. (Die Au ist die Vorstadt Münchens auf dem rechten Isar-Ufer.)

Romans „Verfehmt", der manche Leute scharf angriff, verließ er München.

Oskar von Redwitz stand nicht gerade feindlich, aber kühl zur Seite: der Dichter der „Amaranth" war damals noch nicht, wie später, über einen stark betonten Katholicismus hinaus geschritten; ähnlich der wackere, ebenfalls eifrig katholische Franz Trautmann, dessen Schilderungen des Alt-Münchener Lebens (XVII. und XVIII. Jahrhundert) viel Anziehendes und Heiteres enthielten.

Zur Seite stand auch Hermann (von) Schmidt, schon als Jüngling ein Freund meines Vaters, der früher sich mit wechselnden Erfolgen als Dramatiker versucht, damals aber seine ersten baierischen Dorfgeschichten veröffentlicht hatte, die (das „Schwaberl" zumal) in der That werthvoll, ja, hervorragend waren, bis später die Viel-Schreiberei bei der doch unvermeidlichen Eintönigkeit der treibenden Beweggründe und der in dem engen Rahmen des bäuerlichen Lebens allein möglichen Widerstreite zu Wiederholungen oder zu recht

unwahren Empfindungsseligkeiten führten; verdienstlich sind manche — nicht alle! — Dramatisirungen seiner Erzählungen für die so unschätzbare Münchener Volksbühne[1]; er war, so lang ich in München lebte (bis 1863), meines Erinnerns nur einmal als Gast bei den „Krokodilen".

---

[1]) Vgl. über diese meine Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892 (Breitkopf und Härtel). S. 236.

XXXV.

Wer aber nun waren diese viel besprochenen Ungethüme?

Es waren jene Dichter und Schriftsteller, welche damals meist aus Nicht-Baiern und Norddeutschen, aber auch aus einigen Baiern und anderen Süd deutschen, Geibel um sich geschart hatte: der Name, der mir nie recht geistvoll gewählt vorkam, war daraus entstanden, daß ein willkürlich ersonnener, schöntöniger (mit Recht) vermieden und ein „erlebter" angenommen werden sollte, aus irgend einem Geschehniß in unserem Kreise. Ein solches aber ließ auf sich warten. Da fiel es einmal bei einer solchen Zusammenkunft Geibel ein, daß er wie Hermann Lingg das Krokodil in Gedichten verherrlicht hatte und dieses Zusammentreffen unserer beiden ältesten Häupter mußte nun ge-

nügen, uns den Namen abzugeben. Ich fand das ein wenig frostig und gezwungen, wie überhaupt die Art des Humors in unserem Verband mir am wenigsten behagte: ich war an den süddeutschen Humor und Witz von Scheffel, Steub, Kobell, Schleich, Kaspar Braun, Ille gewöhnt.

Die übrigen Krokodile, nach Geibel, waren nun der von diesem erst „entdeckte“ unvergleichliche Hermann Lingg, der geniale Dichter der Völkerwanderung. Es ist bezeichnend — und tief beschämend! — für die damaligen literarischen Zustände an der Isar, daß wirklich erst ein Mann aus Lübeck kommen mußte, um einem der allerersten deutschen Lyriker, zumal lyrischen Epiker, dazu zu verhelfen, gedruckt und gekannt zu werden! Dies Verdienst ist Geibel nicht hoch genug anzurechnen. Dann Paul Heyse, Bodenstedt-Mirza Schaffy, der immer freundliche[1]). Ferner Moritz Carrière, dessen milde, wohlwollende Art sich redlich

[1]) Während ich dies schreibe, 19. April 1892, trifft die Nachricht von seinem Ableben ein.

bemühte, etwa im Bunde mit seinem Freunde Melchior Meyer, die Schroffheit des Gegensatzes zu den Eingeborenen zu mildern, auch Zwiste, die unter den Krokodilen selbst nicht eben selten ausbrachen, zu schlichten. Ich, der Schüler Prantl's und Vischer's, stand zwar und stehe seiner Weltanschauung recht schroff gegenüber: ich kann nicht den „Sieg der sittlichen Weltordnung" in der Geschichte der Menschheit finden, jener Geschichte, in der das scheußliche, obzwar großartige Rom fast ein Jahrtausend hindurch alle erreichbaren Völker unter die ehernen Füße tritt und knechtet, in welcher Karl der Große frisch, fromm, fröhlich seine Sachsenschlächtereien zum Erfolge führt, in welcher gewisse Capitel der Kirchengeschichte des IV., IX., X., XVI. Jahrhunderts spielen, in welcher die Spanier die harmlosen Eingeborenen Amerika's am Spieße braten, in welcher Jahrhunderte lang Ketzer und Hexen verbrannt werden, in welcher — von Christus zu schweigen — Sokrates, Arnold von Brescia, Gallilei, Huß, Johann Servett von Stats- oder Kirchen-wegen als Verbrecher gestraft

worden. Und ich kann nicht mit Moritz Carrière „ewig den Strom der ewigen Liebe rauschen hören" auf der Erde, auf welcher in jedem Augenblick Millionen von Menschen und Myriaden von Thieren unverschuldet die fürchterlichsten Schmerzen leiden. — Ich habe mich oft geärgert über diese beneidenswerthe Selbsttäuschung: aber dankbar erkenne ich an, in welch ersprießlicher Weise Moritz Carrière von jeher seine nicht immer leichte Stellung in München im Sinne der Aufklärung, des Fortschritts und der Versöhnung verwerthet hat. Ich hab' ihm sogar verziehen, daß er in jener Besprechung von „Harald und Theano" von mir verlangte, ich solle Harald am Schlusse von Wotan abfallen und Christ werden lassen! Das hätte er mir später nicht mehr im Ernste zugemuthet.

An Carrière reihe ich den ihm so nahe stehenden Melchior Meyer, diesen prächtigen Schwaben aus dem Ries mit allen guten Eigenschaften und Vorzügen seines Stammes: mit der starken Neigung zu der (ein bischen mystisch angehauchten) Speculation, die

ein wenig mehr pantheistisch als die Lehre Carrière's, aber doch theistisch sein wollte, mit seinem tiefen verhaltenen Gemüth, mit dem trockenen Humor: Gemüth, Humor und liebevollste Versenkung in Land und Leute machen seine „Geschichten aus dem Ries" zu wahren Perlen, mit denen seine ein wenig hausbacknen Dramen (Agnes Bernauer und Karl der Kühne) sich so wenig vergleichen mochten, wie sein politischer Roman „Vier Deutsche". Der Vortreffliche, es ging ihm schlecht oder doch knapp sein ganzes arbeitreiches Leben hindurch und doch ward er nicht verbittert und nicht neidisch auf — oft unverdiente — Erfolge gewandterer Wettbewerber. Uns verknüpfte am innigsten der gemeinsame Zug zur Philosophie[1]).

Der dritte Philosoph im Bunde war Adolf Zeising, der Entdecker des Schönheitgesetzes vom goldnen Schnitt, wonach im menschlichen Leib, in

[1]) Ehrenmitglied war der Geibel nahe befreundete, von uns Allen hochverehrte Graf Schack: ich habe ihn aber nie in der Gesellung getroffen.

den griechischen Statuen und an anderen Erscheinungen das unsern Sinnen, zumal, aber nicht nur, dem Auge, auch dem Gehör, Wohlgefälligste sei, ein Verhältniß, in welchem der kleinere Theil zum größeren sich verhalte wie der größere zum Ganzen (also z. B. 2:4:8). Dies Gesetz, übrigens schon früher angedeutet, wird ja neuerdings scharf angefochten. Sein Entdecker verstand es aber sinnig zu vertheidigen und durch viele Beispiele zu erläutern; er war Einer der Wenigen, die aufgenommen wurden, obgleich sie Verse gar nicht oder nur zum Scherze machten, wie Zeising in solchen mit liebenswürdiger Selbstironie sein eigen Gesetz belächelte („und die Verse mit dem rhythmischen Schritt sind ganz nach dem goldenen Schnitt"); es war belehrsam und anregend, mit dem Klugen zu streiten.

Andere nicht dichtende Krokodile waren von Lützow, der Kunsthistoriker, später Professor in Wien, eine Säule der Fünfziger (oben S. 182), und der Reichs-Freiherr Robert von Hornstein, ebenfalls ein echter,

höchst liebenswürdiger Alamanne, der eine hervorragende Gabe besaß, das für das Einzelne Stück bezeichnendst Dichterische in seinen melodischen Weisen darzustellen —: (ich, ohne musikalische Bildung, vermag das nicht geschickter zu sagen); seine Technik ward zuweilen angestritten, aber ich muß sagen: treffender als er hat kein Musiker, was ich in meinen Balladen und Romanzen dichterisch zum Ausdruck bringen wollte, musikalisch zum Ausdruck gebracht: so in seinen Compositionen meiner Gedichte: Gesang der Legionen, Teja's Todesgesang, Klagelied der Mauren von Granada, Lied des Kreuzfahrers, Lied Robin Hoods, Romanze von Richard Löwenherz und anderer mehr.

Eingeführt war Hornstein worden durch seinen Stammesgenossen Wilhelm Hertz, der mir unter allen Krokodilen — Scheffel tauchte nur ein- oder zweimal in dem heiligen Teich auf — im Herzen und in der Dichtungsweise, in der zugleich auf Forschung und Poesie gerichteten Neigung (und auch in manchen Ab-

neigungen!) am nächsten stand. Wir wurden aus fröhlichen Gesellen ernste, treue Freunde für's Leben. Seine viel zu wenig gekannte Dichtung „Lancelot und Ginevra" (ich glaube, sie ist auch noch in erster Auflage zu haben) ist das Allerschönste, was ich in dieser Art von poetischer Erzählung kenne. Manch guten Trunk und manch guten alamannisch-bajuvarischen Scherz haben wir getheilt.

Auch der wahrhaft goldtreue Julius Große ward mir gar lieb; als Generalsecretair unserer Schiller-stiftung bewährt er eine Gewissenhaftigkeit, Pflicht-treue, Einsicht und Herzensgüte, von der jene Leute keine Vorstellung haben, welche ihn und uns Vorstandsglieder alle deßhalb schmähen, weil wir nicht Allen helfen können, die es zu verdienen meinen und oft auch wirklich verdienen oder doch dringend brauchen können. Große hatte viele Jahre eine dornige Aufgabe: in der Münchener Baierischen Zeitung die Neuigkeiten der Bühne, auch der Literatur und der Malerei zu besprechen — unfehlbar war auch er

nicht, aber unbestechlich und uneinschüchterlich und grundehrlich. Auch dieser echte Dichter hat — vielleicht auch, weil er die Reclame nicht wie Andere versteht — im Leben viel weniger Lorber und Gold geerndtet als er verdient.

Eine stille in sich gekehrte, sinnige Natur war Dr. Lichtenstein, lange Zeit Lehrer der Literaturgeschichte in dem Ascher'schen Mädcheninstitut. Donnerwetter! Das war ein großer Schweiger, trotz Moltke. An den allermeisten Abenden that er den Mund nicht auf: — gegen ihn war der stille Lingg ein Schwätzer! — sprach er einmal, — Alle lauschten dann, als ob eine Schildkröte plötzlich die Gabe der Rede gewonnen — so waren's kurze, epigrammatische, scharf zugespitzte und sicher gezielte Worte: seine „Sprüche" sind spärlich, aber trefflich.

Ferner ist zu nennen Bernhard Hofmann, mein Schulcamerad vom Gymnasium her: bei nicht eben mächtig sprudelnder Ader zeichnete seine Dichtung sich durch musterhafte, fein geglättete Form aus: „du

Platenide!“ donnerte ihn einmal Heinrich Leuthold an, — als ob das ein Scheltwort wäre.

Heinrich Leuthold, der Schweizer! Viel wäre über ihn zu sagen. Jedesfalls war er selbst ein eifriger, erfolggekrönter Schüler Platen's, wie Rückert's und Geibel's. Leuthold war ein ganz hervorragender Lyriker und ein Formtalent allerersten Ranges, wie, außer seinen eigenen Gedichten, seine mit Geibel zusammen unternommenen Uebertragungen aus dem Französischen auf das Glänzendste darthun. Leider gelangte er nie dazu, neben der Lyrik seine Kraft einmal an einer größeren — epischen oder dramatischen — Aufgabe zusammengefaßt zu erproben: Bruchstücke seines epischen Gedichtes Penthesilea, welche er mir vorlas, enthalten unvergleichliche Schönheiten. Viel Kraft und Zeit nahm ihm die Sorge für den täglichen Lebensunterhalt in Anspruch: er war lange Leiter der süddeutschen Zeitung in München, welche, unter Karl Brater, muthig und scharf den Gedanken der „Gothaer Partei“, des Nationalvereins, vertrat. Vieles in seiner

Art stand so weit von der meinen ab, wie etwa seine hünenhafte Landsknechtgestalt von meiner Leiblichkeit. Auch war der Mißtrauische unschön gegen mich eingenommen worden, so daß es Anfangs an scharfen Zusammenstößen zwischen uns nicht fehlte. Aber in de Folge sah er seinen Irrthum ein, erklärte mir das mit ergreifender Offenheit und Wärme und wir wurden nun ganz gute Cameraden. Gar oft hab' ich ihm, fehlte es ihm für sein Feuilleton an Stoff, in aller Geschwindigkeit eine Besprechung irgend eines Buches geschrieben; Besseres von mir sparte er dann wohl, pour la bonne bouche, wie er sagte. Schon damals traten nicht selten Anzeichen der Krankheit auf, die später diesen reichen, kraftvollen Geist umnachten sollte: auch in plötzlichen Wuthausbrüchen ohne greifbaren Anlaß! In nach-mitternächtiger Stunde, bei einem unserer Stiftungsfeste, gelang es mir einmal nur mit alleräußerster Anstrengung, den Riesenstarken, dem der Schaum des Zorns auf dem Munde stand, von einem ungleich schwächeren Gegner los zu machen,

der sich vergebens mit einem Tischmesser gegen ihn wehrte und dem die Erdrosselung recht nahe stand. Selbstverständlich wurden dem Armen solche und ähnliche Dinge arg verdacht: ich will nicht behaupten, daß ich an Wahnsinn dachte: — aber höchst unheimlich war mir der schon damals stiere Blick seines Auges: ich habe (später) nur Wahnsinnige so blicken sehen. „O welch' ein reicher Geist ward hier zerrüttet!"

Bei dieser Aufzählung drängt sich mir auf, — zum ersten Mal — wie stark doch auch in diesem Kreise von Künstlern wieder der Alamannenstamm vertreten war: Lingg, Scheffel, Melchior Meyer, Hertz, Leuthold, Hornstein: unter 15 Krokodilen sechs, welche schwäbisch sprachen! Die Alamannen sind der für Krieg und Frieden, für Statsleitung, für Philosophie und Dichtung begabteste deutsche Stamm: sie haben uns Schiller, Uhland, Hölderlin, Hegel und Schelling und David Strauß und Bauer, aber auch die Hohenzollern wie die Hohenstaufen gegeben.

Nur als Gäste führte ich einige Male ein

Max Beilhack, den Sohn des (oben I. S.214) erwähnten Schulmannes und Max Haushofer (II. S.228, 617: dieser ward nach meinem Abgang von München Mitglied).

Dagegen früh ward Mitglied Hans Hopfen, jetzt Ritter Hans von Hopfen. Der flotte Studio, Francone, entfaltete plötzlich eine ganz hervorragende lyrische Begabung; seine lyrischen Gedichte (zuerst in dem bald zu erwähnenden Münchener Dichterbuch) zählen nach Formgefühl und Inhalt mit zu dem Schönsten, das ich kenne (sie haben Aehnlichkeit mit denen von Karl von Heigel [oben S. 128]) und stehen nach meiner Meinung hoch über Allem, was der Verfasser an Erzählungen und namentlich an Schauspielen veröffentlicht hat. Uebrigens hat er, ein eifriger Durchforscher der französischen Romane der Neuzeit, das Verdienst, längst vor Zola und längst bevor in Deutschland das neue Licht des „Realismus" und dessen höchste Verklärung im „Naturalismus" empor stieg, pariserisch, real- und natural-istisch — und „freilichterlich" geschrieben zu haben, und ohne Zweifel

verdankt er der hierbei erlernten und vielfach bewährten Kunst seine ja so lebhaften Erfolge. Daß mir die Ausschreitungen dieser Richtung bis zur Ekelerregung zuwider sind, schließt meine Anerkennung der Berechtigung dieser Richtung an sich keineswegs aus und ich kann also — trotz meiner stark entgegengesetzten Neigungen — hier ein wirkliches Verdienst Hopfen's anerkennen, das noch zu wenig gewürdigt ist. Im Uebrigen schmerzt mich ein nicht von mir verschuldeter Mißklang zwischen uns. Ich glaubte, wir seien, wenn icht geradezu Freunde, doch recht gute Cameraden: ich hatte an einen Anfängen zu München so warme Freude! Auch später kamen wir gedeihsam und fröhlich zusammen aus, zumal seine erste Gemahlin (von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit!) eine freundliche Gönnerin von mir und gute Gesellin meiner Frau ward. Da erschien mein Buch „Odhins Trost". Bald darauf veröffentlicht H. von Hopfen ein Werk, dem er in Versen die Erklärung vorausschickte: „Er sei nicht Odhin im Professorenfrack." Wozu das? Ich fand es nicht hübsch von

ihm, auch nicht besonders witzig: ich trage niemals einen Frack, wenn ich es irgend vermeiden kann. Und überflüssig fand ich es auch. Denn auch ohne solche Warnung würde Niemand H. von Hopfen für einen germanischen Gott oder auch nur für einen deutschen Professor halten. Ich hatte ihm im Leben nie etwas zu Leide gethan.

XXXVI.

Ich beschränke mich in dieser Aufzählung der Glieder und bei Schilderung der Hergänge bei den Krokodilen auf die wenigen Jahre, die ich ihnen, in München wohnend, angehörte: etwa 1858/59 bis 1862/63, da ich nach Würzburg übersiedelte: später sind noch gar manche Baiern und Nichtbaiern hinzu getreten und sind andere Veränderungen — z. B. des Versammlungsorts und der Zeit — eingetreten, von denen ich Genaueres nicht weiß.

Vor mir liegt ein wohlgelungenes Bild, das, in der Gartenlaube, glaube ich, veröffentlicht, die Schriftsteller Münchens bei Gelegenheit der Schillerfeier 1859 versammelt darstellt: außer den Krokodilen: Geibel †, Lingg, Heyse, (Schack) Bodenstedt †, Leuthold †, Zeising †, Carrière, Melchior Meyer †, Große, Hertz, Hopfen,

den Lieutenant Neumann (der bald nach Regensburg versetzt ward) und mir stellt es noch dar A. May, Trautmann, Becker †, (von) Riehl, Kobell †, Hermann Schmidt †, Steub †, Oskar von Redwitz †, den Gymnasialprofessor Fr. Beck † und den Kanonicus Schott: wie Viele von der damals gesellten Schar sind schon vorausgegangen [1])!

Die Krokodile kamen früh am Abend zusammen, am längsten in einem Kaffee auf dem Marienplatz unter „den finstern Bogen" und blieben nicht gar lang: dies, ursprünglich wohl auch aus Rücksicht auf den leidenden Zustand Geibel's eingeführt, war äußerst ersprießlich. Geibel oder Heyse führte den Vorsitz:

---

[1]) Ein ähnliches Bild zeigte, ungefähr gleichzeitig, ebenda die hervorragendsten Münchener Künstler und ein par Gelehrte auf einem Mai-Ausflug vereint: Eduard Schleich, Peter Heß, Graf Pocci, Enhuber, Voltz und Philipp Foltz, Heinlein, Kaulbach, Schwind, Piloty, Neureuther, Schraudolph, Liebig und Dr. Ernst Förster (der Kunst-Revier-Förster, Eidam Jean Pauls): es ist traurig zu sagen, daß von all diesen trefflichen Männern heute auch nicht Einer mehr am Leben ist: die Liste ist eine Todten-Liste!

es ging übrigens Alles ziemlich formlos her, sehr verschieden von dem Verfahren im Tunnel unter der Spree (II. S. 432). Wer etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte, las vor: darauf entspann sich eine beurtheilende Verhandlung über das Gehörte, welche aber, gerade weil sie nicht, wie weiland im Tunnel, streng gegliedert war, bei Weitem nicht so belehrend ausfiel wie dort und wie von einer Versammlung so berufener Sachverständiger zu erwarten gewesen wäre. Das große Wort führte Geibel — und zwar sehr von Rechtswegen: — denn dieser „Lyriker" hatte ein ganz vortreffliches, rasch den Kern der Sache treffendes Urtheil. Ich habe von Geibel mehr gelernt als von allen Anderen zusammen: allerdings aber nicht im „heiligen Teich" — da ging es ein wenig zu tumultuarisch her für erschöpfende methodische Durchsprechung schwieriger Fragen: wohl aber auf den stundenweiten Spaziergängen, auf welchen ich den Leidenden, dem solche Bewegung vorgeschrieben war, begleiten durfte. Auch in seinem Hause, das ja nur

so kurz die Hausfrau schmückte, war ich gar freundlich aufgenommen: Frau Amanda, „sein holdes Schweigen“, war mir gewogen. Dankbar rühm' ich mich Geibel's Schüler in vielen Dingen, in welchen aus Platen und Rückert und auch aus dem gedruckten Geibel nichts zu lernen war: gar viele Grundsätze über Form und Gestaltung des Kunstwerks im Kleinen, im Einzelnen, mancherlei Kunstgriffe des Handwerks theilte er mir mit, seit er an „Harald und Theano“ und an den Balladen der ersten Sammlung, wie er sagte, seine „helle Freude gehabt“. Ihm verdanke ich es auch, daß ich es aufgab, wie Hebbel und Andere, den ganzen Nibelungenstoff dramatisch zu behandeln, vielmehr mich auf das echt tragische Geschick des Markgrafen Rüdiger beschränkte, das mühelos in den Rahmen Eines Theaterabends zu bringen ist: ich halte das — trotz den dawider erhobenen Einwänden — auch heute noch für eine glückliche Beschränkung und dankbar gedenke ich jedesmal Geibel's, gehe ich in den Arkaden des Hofgartens an

der Stelle vorbei, wo er mich, den Widerstrebenden, endlich überzeugte. — Mein Verhältniß zu Geibel blieb, nach Beilegung eines kurzen Zwistes, der sich auf einen Dritten bezog, ein ungetrübt schönes: mit Rührung ergriff mich der Anblick des silberharigen Greises, als ich ihn zu Lübeck meiner lieben Frau Therese zuführen durfte: — es war ein Jahr vor seinem Tode und treu und dankbar und warm werd' ich sein Andenken in hohen Ehren halten für und für. —

Von den anderen Krokodilen hab' ich aber im Teiche selbst nicht gerade viel gelernt: — lange nicht so viel wie von Fontane, Eggers, Kugler und Anderen im Tunnel. An philosophisch-ästhetischer Bildung war ich, trotz meiner Jugend, Dank meinen langjährigen philosophischen Studien, Dank zumal Vischer (oben S. 187) den Andern „über", ausgenommen Carrière, Melchior Meyer und Zeising, von denen ich aber auch außerhalb mehr als in den Teich-Verhandlungen Vortheil zog: es ging da doch zu laut und unge-

stüm her: die Wellen des Teiches schlugen leicht hoch[1]): auch war es viel leichter, Geibel unter vier Augen zu widersprechen als im Teich, wo sein so voll begründetes Ansehen, auch seine dröhnende Stimme den Widerstand erschwerte. Aber freilich mittelbar hab' ich auch von den anderen Krokodilen gar Manches gewonnen, weniger durch Gespräch, als durch ihre Anregung, zumal durch Ergänzung und Berichtigung meiner Einseitigkeiten durch diese so verschiedenen Geister: und auch dessen gedenke ich dankbar.

Jene Verschiedenheit schloß aber doch durchaus nchit

---

[1]) Ja, manchmal tauchten plötzlich bei den führenden Geistern ganz seltsame ästhetische Grundsätze auf. So ward auf einmal das Losungswort ausgegeben, man dürfe, zumal im Schauspiel, nur Stoffe frühestens der Reformationszeit behandeln, „weil wir nicht auf heidnischem oder katholischem Bewußtsein stünden, sondern auf dem durch Luther geschaffenen protestantischen." Ich griff mir besorgt an den Kopf. Dann fragte ich schüchtern: Und Iphigenie? Und Tell? Und die Jungfrau? Und Julius Cäsar? Und Coriolan? Und Macbeth? Und Nathan? (Und Brunhild? hätte ich beifügen können.) Und dann fragte ich, wie viele von uns 15 auf dem Standpunkt Luther's stünden? — Vielleicht Einer!

ein gemeinschaftliches Banner aus, unter welchem wir Alle zogen und fochten — und Einmal — auch gemeinsam siegten: in dem Münchener Dichterbuch, welches Geibel im Jahre 1862 herausgab.

Das Gemeinsame war ein gewisser „Idealismus", sofern man hierunter die sorgfältigste Pflege der Form-Reinheit, die Vorliebe für den hohen Stil, die Schulung durch die Antike und die übrigen Classiker der Weltliteratur versteht und eine Neigung zu dem Vornehmen, sowohl in der Wahl als in der Behandlung der Stoffe.

Der heute lärmtobende, ganz falsch so genannte „Naturalismus" — denn die Natur ist keineswegs ausschließend häßlich und gemein: es giebt auch schöne Wahrheit und schöne „Naturen" — bildet den denkbar schärfsten Gegensatz zu unserer Richtung. Jene Vorzüge, freilich auch zugleich Schranken, kamen nun mehr oder minder sämmtlichen, in diesem Dichterbuch unter Geibel's Führung Auftretenden zu. Es waren außer Geibel vertreten: Heyse, Hertz, Graf Schack, Carrière, Scheffel, Bodenstedt, Große, Melchior

Mayer, Schott, Lichtenstein, Beilhack, Leuthold, Lingg, Hopfen und ich. Man nannte uns dann wohl die „Münchener Schule“, nur, weil wir damals in München lebten: es waren aber nur vier Münchener unten den siebzehn. Das Buch hatte schönen Erfolg: bald erschien eine neue Auflage. Der realistische Rückschlag, der vor etwa zehn Jahren in der deutschen Schriftstellerei eintrat, an sich voll berechtigt und wohl begreiflich, wie ja solche sich ablösende Strömungen in aller Literaturgeschichte vorkommen, richtete sich ganz erklärlichermaßen auch gegen die Meisten der einst unter jenem Banner Vereinigten: nur (von) Hopfen, der schon damals oder doch sehr bald darauf, neben dem Idealismus seiner Lyrik, in der Prosaerzählung den modern-französischen Realismus unerschrocken und geschickt vertrat, ist früh — in gewissem Sinn — in diese Richtung abgeschwenkt. Uebrigens muß man sich über die Auswüchse des „Naturalismus“ nicht unnöthig erhitzen: es ist dafür gesorgt, daß auch seine Bäume nicht in den Himmel wachsen und schon ist

in seinem Ausgangspunkt — Paris — ein beginnender Umschwung wahrzunehmen.

In gar vielen Stücken haben wir sogenannten Idealisten (diese Schlagwörter sind, wie alle ihresgleichen, falsch: Homer und Shakespeare und Goethe sind die größten aller Realisten und Idealisten zugleich, weil sie eben die größten aller Dichter sind) von den Realisten zu lernen: das Berechtigte in dem Realismus (aber nicht das Ekelhafte bei den Naturalisten, die man die Anarchisten der Kunst nennen sollte) wird auch auf uns „Idealisten" wirken und so wird auch diese Erscheinung in einer höheren Einheit „aufgehoben" — im Hegel'schen Sinne: d. h. zugleich überwunden und erhalten (tollitur simul atque conservatur).

So viel über die Krokodile von 1858—1862: von deren späteren Geschicken bin ich, wie gesagt, fast gar nicht unterrichtet, aber jenes „Dichterbuch" wird dauernd bestehen bleiben, als ein schönes Denkmal Geibel's und seiner edlen Einwirkungen auf uns

Alle. Unvergeßlich bleibt mir der theure Meister, wie er in seiner dröhnenden Stimme, dabei zugleich aber ein wenig näselnd und den Rhythmus allzu stark betonend, „singend", seine formvollendeten Verse vortrug: sie gewannen nicht immer dabei, hatte man sich aber an seine Weise, seinen „Gesang", wie wir bösen Buben es nannten, gewöhnt, gewann man sie lieb. Oder wie er, den vielgequälten Knebelbart drehend, auf unseren Wandelwegen seine Lehren sehr laut sprechend, mit lebhaften Kopf- und Armbewegungen, aufzwang. Er meinte es priesterlich ernst mit der Kunst und heiliger Zorn konnte ihn gegen die Schänder seines Weihthums hinreißen. Oh alle neun Musen, wie würde er gedonnert haben, hätte er unsere Jüngsten bei'm Dichten und Malen an der Arbeit gesehen. Er selbst lernte und bildete sich unablässig weiter: mit Recht ärgerte es ihn, daß ihn die „Tagskritik"[1]) immer

[1]) „Mit uns'rer Tagskritik verdarb ich's leider . . .
Daß ich sie nie um ihre Weisheit frug.
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich vor fünfzehn Jahren trug."

noch als den Verfasser seiner ersten Gedichte und etwa der „Juniuslieder“ behandelte, während er doch in seinen späteren Gedichtsammlungen und in „Brunhild („Sophonisbe“ halte ich für verunglückt) ganz gewaltig hinausgeschritten war über jenen „Lyriker in der Vanillen-Sauce“, wie er selbst sagte.

Uebrigens würde sich sehr zu seinem Schaden geirrt haben, wer diesen süß singenden „Emanuel“[1]) nur für den schwärmerisch weltfremden Liebeslyriker genommen hätte. Gott behüte! Er hatte sein vollgerüttelt Maß von jenem weltklugen, kühlen, praktischen Verstand[2]), durch welchen

---

Neue Gedichte, Stuttgart und Augsburg 1856, S. 128. Das grundfalsche „frug“, das aus Norddeutschland immer stärker auch im Süden sich eingenistet hat, findet sich also schon damals und sogar bei Geibel, der freilich auch das norddeutsche falsch gesprochene sang = sank, auf Dank reimte und das ebenso falsche Glas, gesprochen Glaß, auf naß.

[1]) „Gott mit dir Emanuel!
Und kein Weiblein geht dir fehl!“
sang in reizendem, wohlwollendem Humor Freund Altenhöfer von der Augsburger Allgemeinen.

[2]) Siehe die Vergleichung der deutschen Stämme in meiner Frankfurter Bismarck-Rede vom 31. März 1892 (Leipzig 1892).

die Niederdeutschen uns warmfühligen Oberdeutschen am meisten überlegen sind. Ohne solche — höchst löbliche — Klugheit würde Geibel sich auch nicht bei König Max II. auf dem glatten Boden höfischer Gunst so lange haben halten können, zumal es an offnen, plump gemeinen und gefährlicheren versteckten Angriffen auf ihn und die anderen Glieder des königlichen Symposion wahrlich nicht fehlte (oben S. 272).

XXXVII.

Betrachten wir nun noch näher die außerhalb der Krokodile, aber nicht feindlich gegen sie stehenden Münchener Schriftsteller jener Jahre.

Da ist vorab zu nennen Franz von Kobell, Professor der Gesteinskunde, Jäger und Poet dazu, ein Classiker der baierischen (und der pfälzischen) Mundartdichtung (wie Fritz Reuter der niederdeutschen). Damals noch der einzige: denn mein lieber, prächtiger Freund Karl Stieler, der ach! allzu früh Verstorbene, war in jenen Jahren noch zu jung. Kobell bildete so zu sagen den Uebergang von den Krokodilen, mit deren Häuptern Geibel, Heyse, Bodenstedt er zu den Symposien des Königs gezogen wurde (— war er doch als ausgezeichneter und leidenschaftlicher Waidmann dessen regelmäßiger Jagdgast und Jagd-

begleiter —), zu den Eingeborenen: er sprach am liebsten in der baierischen Mundart und trug auch in der Stadt gern die Joppe, so daß er als Vertreter des Bajuvarenthums gelten mochte. Ich erfreute mich des gemüthlichen Verkehrs in seinem wirthlichen Haus und zumal mit den drei klugen Töchtern: Marie, später Gattin des Göttinger Professors Weber, Louise, später Gattin des Statsraths von Eisenhart (Freundin Döllinger's; sie hat höchst anziehend über ihn geschrieben) und Emma, später Frau von Truchseß, welche, mit Anna von Schlichtegroll (I. S. 110) zusammen, gar anmuthig und schön in den Ritterspielen aufgetaucht und recht mit Vorliebe von mir „geraubt" worden war. Kobell war mir freundlich gesonnen, obzwar meine starke Hinneigung zu den Preußen ihm nicht gerade gefallen mochte: er machte König Max auf „Harald und Theano" merksam, der mir durch ihn ein par freundliche Worte sagen ließ; aber ich hatte kein Glück bei König Max II.: war ich doch der Schüler Prantl's (II. S. 480) und der Verfasser

der „Könige der Germanen", die er wirklich lange Zeit für ein „preußenfreundliches" Werk im Sinne der Gothaer und des Nationalvereins gehalten hat (II. S. 483, s. unten): unglaublich fast, aber mir durch den Referenten im Cultusministerium Dr. von Völk selbst bezeugt: vor meiner (sehr lange hinaus gezögerten) Anstellung als Professor mußte dem König erst dieser Irrthum benommen werden. — In richtiger Umrahmung sah man Kobell in der Gebirgslandschaft: im hohen Alter glich er selbst einem starken Berghirsch, unter den buschigen Brauen blitzte ihm noch im schneeweißen Har das scharfe Jägerauge hell hervor; nun ist er auch lang schon vorangegangen in die ewigen Jagdgründe. Es freute ihn, zu hören, daß ich schon als ganz kleiner Knabe seine lustigen Geschichten (vom Juchtenstifi, vom Purzelbaum, vom Ducatenbeuterl) in der Mundart grundecht vorgetragen hatte. Er hatte ein warmes Herz für mich: dankbar gedenke ich's ihm bis an's Ende. — Er war es, der mich als Mitglied der zwanglosen Ge-

sellschaft zuführte, die im „Museum“ sich versammelte.

Auch A. May (oben S. 42, 48) zählte nicht zu den Krokodilen, ohne sie irgend anzufeinden: gerade damals hatten seine Stücke schöne Erfolge: er blieb mir ein gütiger Freund und Berather.

Durch den gemeinschaftlichen Eifer für alte baierische und tirolische Geschichte und für Sprachgeschichte, dann auch durch eine gewisse Aehnlichkeit des Humors war ich eng verbunden mit meinem lieben Freunde Ludwig Steub, dem ich nun auch schon den längst von ihm im Voraus bestellten Nachruf in der Allgemeinen Zeitung (s. den Anhang) schreiben mußte. Wir lernten uns kennen im Achaz-Garten bei'm Bock, wo nach schöner süddeutscher Sitte (s. oben) „in bunter Reihe“ die verschiedensten Menschenarten neben einander saßen und sich des guten Tropfens, des blauen Himmels und ihres Lebens im Allgemeinen freuten: das ist die einzige Art von Frühschoppen, welche, vier Wochen im Jahr, eben während der Bockzeit,

damals in München bekannt war. Ich war längst ein Bewunderer von Steub's unvergleichlich feinwitziger, anmuthiger Schreibweise: ein Aufsatz von Steub in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung war stets ein Leckerbissen für Feinschmecker des Stils: er und Fallmereyer und Adolf Bacmeister, mein lieber, ebenfalls so früh verstorbener Freund, waren damals die leuchtenden Sterne dieser werthvollen Zeitung: wer in Deutschland schreibt heute eine Prosa wie jene drei sie leisteten? Steub's Witz hatte einen Stich in's Boshafte (und dann am wenigsten glich und gleicht ihm die mir gewordene Gabe des Humors, mehr in dem Formalistischen, in der Verwerthung der Sprach-Eigenart): auch sogenannten „guten Freunden", konnte er schonungslos mitspielen, quälten sie ihn mit zudringlichen Bitten um Besprechungen ihrer Bücher: „der kommt mir nicht wieder," lachte er wohl in seinen Rauschebart hinein, „den ich einmal besprochen habe." Wir wurden durch gemeinsame Forschungen, durch gemeinsame Freude an einem gut gedrechselten Wort-

witz, auch durch gemeinschaftliche Abneigungen gegen gewisse Bücher und deren maßlos eitle Verfasser, durch die gemeinsame Liebe zu Tirol, zumal Meran, und endlich auch durch die gemeinsame Neigung zu einem recht guten Glase Wein oder Bier recht gute Cameraden; „wir trachten zusammen!“ (d. h. wir streben, uns wieder zu treffen) war sein letzter Zuruf an mich bei'm Abschied in Meran im Jahre 1887; aber ach! es sollte der letzte Abschied sein: wir kommen jetzt erst da wieder zusammen, wo man sich nicht mehr sieht und hört. — Er hat mich herzlich lieb gehabt und hat über meine Witze beinahe so gern gelacht wie ich über seine, und das will viel sagen. Denn an Steub's Humor hab' ich mich erfreut, wie nur noch an dem von Boz, Thackeray, Fritz Reuter und Scheffel. Die gemeinschaftliche Lust am Sprachwitz führte manchmal dazu, daß wir im fröhlichen Gespräch bei'm Wein gleichzeitig über dasselbe Buch, denselben Mann, dasselbe Scherzwort aussprachen, wozu freilich beitrug, daß

wir in solcher Stimmung beide baierisch oder tirolerisch sprachen.

Steub litt ernsthaft — ob er es auch gern in Späßen verhüllte — unter dem theils begründeten, theils unbegründeten Glauben, es fehle ihm an verdienter Anerkennung. Unablässig, ja zu oft, klagte er mündlich, brieflich und in seinen Büchlein, daß er nicht zahlreichere Auflagen erlebe: nördlich des Thüringer Waldes sei er unbekannt — das sei seine Ruhmesgränze. Das Erstere war nun leider wahr: seine Bücher wurden nicht viel gekauft — s. oben S. 267 — aber das Letztere war übertrieben: ich erfreute ihn gar oft durch Mittheilungen über seine Beliebtheit auch in Berlin und Königsberg. Und ich habe nach Kräften dazu beigetragen, ihn bekannt zu machen: seit dreißig Jahren habe ich fast alle seine neu erscheinenden Büchlein besprochen: in dem III. Band meiner „Bausteine" steht ein ganzer Haufe solcher Steubiana wieder abgedruckt. Der Grund seiner Verstimmung lag aber tiefer. Er hätte Professor der Sprach-

wissenschaften werden sollen: auf diesem Gebiet lag seine Stärke: seine rhätische Ethnologie ist ein grundbauendes Werk, wie Jakob Grimm, Kiepert und Theodor Mommsen anerkannten. Allein — dem frei und deutsch gesinnten Manne war unter dem pfäffischen Ministerium Abel jede Aussicht auf die akademische Laufbahn schwarz verhangen und so wurde er denn sehr gegen seine Neigung Rechtsanwalt und Notar. Dieser sein Beruf, war so wenig sein „Beruf“, daß er schwer unter dem Actenstaube litt. Wir kamen, so lang' ich in München wohnte, von 1856—1863, wohl jede Woche einmal zusammen, tranken, besprachen unsere Arbeiten oder auch Thorheiten und lachten über uns und Andere. In seinem gastlichen Hause lernte ich eine Reihe hervorragender Männer kennen, so David Strauß[1]) und später dessen Bruder in Christo: Ernst Renan.

---

[1]) Eine ergetzliche Geschichte erzählte dieser von seiner ersten Fußwanderung in Tirol. Nachdem das „Leben Jesu“ erschienen und eine Fluth von Angriffen gegen den kühnen

Oft war der Dritte im Bunde Marcus Müller, der ausgezeichnete Orientalist, oder Julius Braun, der früh verstorbene Aegyptologe, oder Bibliothekar Thomas oder der humorvolle Adolf Bacmeister: diese Art Witz — eben süddeutscher — behagte mir, wie gesagt, ungleich mehr als der oft frostige, gemachte bei den Krokodilen.

Mythologen losgebrochen war, pilgerte er auf den Rath Steub's allein in's Tirol, um von Jesus Christus und dessen Priestern einige Zeit lang gar nichts mehr zu hören. Der erste Mensch, den er hinter Kufstein auf der Landstraße trifft, begrüßt ihn mit dem Anruf: „Gelobt sei Jesus Christus", ebenso der zweite, dritte und der vierte macht Miene, ihn zu verhauen, weil er nicht die landesübliche Antwort zu geben weiß: „in Ewigkeit, Amen". Strauß ward roth vor Aerger und kehrte schleunig um; er hat es nie mehr betreten, das schöne Land Tirol.

XXXVIII.

In tiefer, warmer Dankbarkeit habe ich für jene Jahre noch zu gedenken des gesellschaftlichen, geistigen, künstlerischen Lebens in dem Hause meines Vaters, Briennerstraße No. 13: es war dasselbe, in welchem auch ich 1851 gewohnt hatte (II. S. 320), nur war jetzt ein andres Stockwerk bezogen worden. Es ward früher erwähnt (II. S. 558), wie mein Vater während meines Berliner Aufenthalts sich wieder verheirathet hatte: seine junge Frau, Marie Hausmann, die Tochter eines seiner ältesten Freunde, des verdienstvollen Schauspielers und vortrefflichen Menschen Ludwig Hausmann, war schon vorher mehrere Jahre eine höchste Zierde der Münchener Bühne gewesen (II. S. 144). Mir ist sie bereits als Mädchen, dann als meines Vaters ihn länger als drei

Jahrzehnte beglückende Gattin in schöner, idealer Freundschaft verbunden gewesen und als dessen Wittwe verbunden geblieben.

In dem Hause meines Vaters, dessen Mittelpunkt Er, dessen Zierde seine junge Gattin, dessen täglicher Gast ich war, verkehrten nun alle die oben bereits geschilderten oder doch genannten dramatischen Münchener Dichter wie Geibel, Heyse, Bodenstedt, Melchior Meyer, Redwitz, vor Allem der viel getreue May (s. oben S. 42, 314); jedoch auch gar viele fremde Schriftsteller, deren Stücke mein lieber Vater, der nie Ermüdende, las, prüfte, einrichtete, oft in der Hauptrolle trug — und zwar, wo irgend möglich, zum Siege trug! — am Abend, während er vom frühsten Morgen an die Proben als Regisseur geleitet hatte.

Gar manche Freunde und Freundinnen dieses Hauses werden wir später noch genauer kennen lernen: so den philosophisch hoch gebildeten Gerichtsrath Adam von Doß und dessen prächtige, uns bis

heute innigst verbundene Gattin, Anna, unsere „Frau Rath“.

In jenem — damals so heiteren! — Kreise zahlreicher Künstler und Künstlerinnen, aber auch anderer liebenswürdiger Menschen verbrachte ich all jene Jahre (1854—1863) hindurch, bis ich München verließ, Stunden, die zu den geistig, sittlich und künsterisch höchst stehenden meines Lebens zählen und nur mit feuchten Augen, mit Thränen dankbarer Rührung und Wehmuth kann ich jenes versunkenen, verblühten, begrabenen Lebens gedenken! Dank den Vorausgegangenen: — Dank den Wenigen, die noch als Zeugen jener Tage leben! —

Selbstverständlich spielte unter den Gästen jenes Hauses eine hervorragende Rolle der „Chef“ meines Vaters: Franz (von) Dingelstedt. Es wäre recht viel über ihn zu sagen! Dankbar und pietätvoll — nicht gerade gegenüber diesem Ironicus Maximus selbst! — aber gegenüber den Erinnerungen an jene

Zeiten, an jenes Haus will ich hier das Heitere, das Humorvolle an ihm heller beleuchten als — andere Seiten, die auch nicht fehlten.

Das aber darf ich der Wahrheit gemäß vorausschicken: das Allermeiste an Arbeit, was damals in der Gesammtleistung und Regie des Münchener Schauspiels geleistet wurde, hat nicht Dingelstedt auf „seinen langen Fortschritts-Beinen“ getragen, sondern mein lieber Vater. Denn Fleiß zählte nicht zu den glänzendsten Tugenden des glänzend Begabten! Wie wenig hat der Mann auch in den vielen Jahrzehnten geschaffen, in denen ihn die „Schulmeisterei“ nicht mehr in Anspruch nahm. Ein Hauptzug in jenem manchfaltig zusammengesetzten „politischen Nachtwächter“, Vorkämpfer des jungen Deutschlands, der als k. k. Hofrath (und Baron?) von Dingelstedt zu Wien starb, war eine beißende, nie rastende, schillernde Ironie, die man gern ertrug, weil sie sich ganz ebenso gegen ihren Träger selbst wie gegen seine Opfer wandte.

Dingelstedt war der liebenswürdigste Gesellschafter, ein Virtuose der Geselligkeit: Stunden lang konnte er Weiblein und Männlein fesseln durch ein nie unterbrochenes Feuerwerk von — meist recht boshaften — Witzen, von geistreich hingeworfenen Pfeil-Worten und Wort-Pfeilen. Selbstverständlich kannte er diese seine Begabung — wie als seine Anderen! — sehr genau und ebenso selbstverständlich spielte er damit — wie mit den meisten Anderen. Rechter Ernst war es ihm mit gar wenigen Dingen. Aber auch das wußte er ganz klar: es freute ihn, wie mit den anderen Menschen auch mit fast allen Sachen auf der Welt, so mit seinen eignen Schwächen zu spielen: und daß er dies offen zur Schau trug, entwaffnete den Zorn auch derer, die er gereizt hatte. Er ertrug es lachend, sagte man ihm in's Gesicht, daß er es beinahe mit nichts und mit Niemand verlässig meine.

„Ja, was wollen Sie," lachte er, als ich ihm einmal vorhielt, daß er immer fort Theater spiele.

„Freilich! Ich bin der beste meiner Schauspieler selbst. Der Chef darf sich doch nicht übertrumpfen lassen.“

Er hatte sich einen hohen Purpur=bezogenen Lehnstuhl aufbauen lassen, — den „Tyrannenthron“ nannte ihn der Schalk Christen — auf dem er in seinem Bureau feierlich Platz nahm, wollte er mit einem der Künstler eine Haupt= und Statsaktion aufführen oder einen jungen Dichter in Schreck und Ehrfurcht versetzen. Mitten drin aber ward er des trockenen Tones satt, sprang lachend auf, faßte den Erstaunten bei den Schultern und bot ihm eine treffliche Cigarre.

Mein Vater hatte das Hauptverdienst um Einrichtung der Antigone, die, nach kurzem Auftauchen auf der Berliner Bühne, zuerst in München und zwar in Vollendung dargestellt wurde (die Damböck=Straßmann Antigone, Richter Hämon, mein Vater Kreon, dessen Frau Ismene, Christen der Bote) und zwar mit glänzendstem Erfolge. Tags darauf meinte mein Vater, man solle doch Carrière veranlassen,

in der Augsburger Allgemeinen über den wirklich künstlerisch bedeutsamen Abend zu berichten (was dann, glaub' ich, auch in einem späteren Aufsatz geschah). Lachend unterbrach ihn Dingelstedt. „Lieber Dahn, was bleiben Sie doch altmodisch! So was macht man selbst am besten! Der Bericht — von mir verfaßt — liegt schon drei Tage in Augsburg."

„Wie? auch über den Erfolg?"

„Natürlich! den wußt' ich doch voraus."

Ein andermal, gegen Ende eines für meinen Vater höchst arbeitreichen Winters, saß der Intendant auf seinem Tyrannenthron — er war gerade in der Geberlaune — und sprach zu meinem Vater, der, an dem Schreibtisch sitzend, den Spielplan für die nächste Woche machte: „Hören Sie, Dahn, haben sich wieder riesig gequält seit Herbst. Werde Ihnen im Sommer zwei Wochen Urlaub zulegen." Mein Vater stand auf, brachte ihm mit einer tiefen Verbeugung ein Blatt Papier und die eingetauchte Feder.

„Was? Sie trauen wohl meinem bloßen Worte nicht?“

„Nein, Herr Intendant, durchaus nicht.“

„Haben Recht, Dahn, haben ganz Recht,“ lachte er und unterschrieb.

Als er ein par Jahre schon das Wiener Burgtheater geleitet hatte, sah ein deutscher Dichter in seiner Loge eine Aufführung der Jungfrau von Orléans. Nach der großen Scene Lionel's fragte der Gast nach dem Namen des vortrefflich Spielenden. Dingelstedt beugte sich nachlässig vor, sah auf die Bühne und erwiderte: „Der? Ich kenne ihn nicht! Wie kann ich mich um solche Kleinigkeiten kümmern!“ Natürlich kannte er seinen ersten jugendlichen Helden, aber er wollte das verblüffte Gesicht des Andern sehn.

Mich mochte er übrigens gut leiden, ich erzählte seine obigen (Münchener) Geschichten oft in seiner Gegenwart und er selbst lachte am meisten darüber.

„Sind ein guter Junge, Felix (er nannte mich nie anders). Nur ein bischen dumm!“

„Wie so?“

„Sind viel zu fleißig! So bringt man's zu gar nichts. Sie werden nie Intendant!“

Der Uebermüthige war ganz unfähig oder doch höchst unlustig, seinem beißenden Witz irgend Zügel anzulegen: er stand nicht gut mit dem Hof (von der Person des Königs wohl zu unterscheiden) und hegte keine gar zu hohe Meinung von den geistigen Bedürfnissen des alt-baierischen Adels. Diesen Empfindungen mußte Ausdruck gegeben werden! Einen seiner Vorträge in dem Liebig'schen Hörsal, zu welchen sich Hof und Adel zahlreich einzufinden pflegten (vielleicht auch — neben tieferen Gründen — weil es guter Ton und vom König gern gesehen war —), begann er mit den Worten: „Angesichts eines geistleeren Hofes und eines herunter gekommenen Adels“: — große Kunstpause: ausgefüllt durch eisiges Entsetzen!... — „war es, daß ... — Pause — im XVIII. Jahrhundert zu Wien“ u. s. w.

So hatte er sich — verdienter- und unver-

dienter-maßen — zahllose Feinde gemacht, deren unablässiger Bohrarbeit sein Sturz zuletzt gelingen mußte. Er erfolgte in der wenig schönen Weise, welche an Höfen nicht eben selten sein soll.

Dingelstedt begleitete eines Abends, seiner Amtspflicht nach, den König aus dessen Loge. Der Monarch war außergewöhnlich gnädig gegen den Intendanten. Als er nach Hause kam, fand er die vom Monarchen unterschriebene Verabschiedung vor.

Nun that er doch auch Manchen leid, die sein Witz oft verletzt hatte.

Aber dieser Strudel trug den Vielgewandten, Erfindungsreichen nach oben. Zwar die nächste Staffel — Weimar — war für das Ironie-Bedürfniß dieses Mannes zu schmal, alle Verhältnisse waren für die „langen Fortschritts-Beine“ und weitfliegenden Witzgeschosse zu eng: die unglaublichsten Sachen hat er dort angerichtet — aus reiner Lust an geistreichem »mischief«, den er wie seinen Lieblingssport betrieb.

Jedoch bald kam er ja nach Wien: und das

dortige Gesellschaftstreiben, — das war nun so recht sein Fahrwasser, in dem er sich gar wohl fühlte!

Ich wiederhole: die gutmüthige Selbstironie, mit der er auch sich selbst heimsuchte, die Aufrichtigkeit, mit der er seine Fehler scherzend eingestand, versöhnte und entwaffnete wenigstens solche Gegner, die selbst Geist genug besaßen, sich an diesem blendenden Geist zu erfreuen, auch wenn er dessen Lichter auf deren Kosten flimmern ließ.

XXXIX.

In diese Zeit fällt auch eine seltsame Art geistigen Verkehrs mit Bluntschli, reich an Anregung, aber nicht ohne Schwierigkeiten für mich.

Es ist bekannt, daß auf den so vielseitig begabten, empfänglichen und manchfacher Entwicklungen fähigen Mann starken Einfluß geübt haben die Brüder Karl und Friedrich Rohmer[1]). Insbesondere die mystisch gefärbten, theo-sophischen (theo-centrischen) Vorstellungen Friedrich's, eine unklare und logisch unmögliche Mischung von Theismus und Pantheismus, ähnlich den späteren Lehren Schelling's, wirkten nicht nur auf die metaphysischen Gedanken Bluntschli's,

---

[1]) Ueber dieselben die Aufsätze in der Allgemeinen Deutschen Biographie, auch im Statswörterbuch von Bluntschli und Brater.

auch auf seine Auffassung des Verhältnisses von Recht zu Sittlichkeit und Religion, zuletzt von Stat und Kirche („der Stat der Mann, die Kirche das Weib" [!]). Ein umfangreicher ungedruckter Nachlaß des schwärmerisch verehrten Freundes ward von ihm mit rührender Hingebung zur Veröffentlichung vorbereitet.

Bluntschli erwies Johannes Huber und mir, den nun längst völlig versöhnten Gegnern (II. S. 498), die hohe Ehre, uns bei dieser Arbeit als Gehilfen und als Berather zuzuziehen. Denn der uns an Reife und auf anderen Gebieten an Wissen so weit überlegene Mann war doch in der Geschichte der Philosophie nicht so schulgerecht bewandert wie wir beiden jungen Leute: und uns mochte er wohl lieber heranziehen als etwa Prantl, weil er uns leichter zu seinen Ueberzeugungen zu bekehren hoffen durfte. Bei Huber legte er wohl auf die Vertrautheit mit der Theologie, mit der Religionswissenschaft, bei mir auf die Kenntnisse in Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie Gewicht. Wir erschienen also ein Halbjahr lang

jeden Samstag vor Mittag in seinem Arbeitszimmer, er las uns ein par Stunden die Rohmer'schen Aufzeichnungen mit seinen Aenderungen vor und forderte uns auf, unsere Meinung über Beides offen auszusprechen.

Das war nun aber schwer für uns junge Leute, ja, meistens recht peinlich: denn so stark und so oft wir beiden in diesen Fragen von einander wichen, — in der Verwerfung der Rohmer'schen Lehren, auch mit den Verbesserungen Bluntschli's, waren wir fast in allen Fällen einig. Unser Widerspruch galt nicht blos allen einzelnen wichtigeren Sätzen, — er wies vor Allem die ganze Methode, richtiger Methodelosigkeit dieses Rohmer'schen Drauflosphilosophirens zurück. Es fehlte an jeder Kritik im weitesten Sinne: zumal auch an der der Erkenntnißlehre: Immanuel Kant hatte nie gelebt für diesen frisch, fromm, fröhlichen Dogmatismus, der alles Ernstes den geschlechtlichen Unterschied der Pflanzen und Thiere auf die Gottheit oder doch deren Verhältniß zur Natur übertrug. Dazu

kam, daß sowohl Bluntschli wie Rohmer systematische Durchforschung der Geschichte der Philosophie fehlte: gar oft mußten wir nach einem vorgetragenen Satze sagen, das ist ja recht schön: aber das steht schon bei den Eleaten, oder bei Herakleitos, oder bei Platon, oder bei Aristoteles, oder bei den Stoikern, oder bei Thomas von Aquin, oder bei Spinoza, oder bei Hobbes, oder bei Locke, oder bei Puffendorf, oder bei Thomasius (dem Sohn), oder bei Hugo Grotius, oder bei Leibnitz, oder bei Fichte, oder bei Schelling, oder bei Herbart, oder bei Krause-Ahrens; nicht etwa auf bewußter Entlehnung beruhte solche Uebereinstimmung, sondern Rohmer und Bluntschli, beide hochbegabte und reich gebildete Männer, getragen von dem allgemeinen Bildungsäther des Jahrhunderts, waren, ohne es zu ahnen, zu denselben Ergebnissen gelangt, welche schon vor ihnen von den Trägern der geistigen Ueberlieferungen gefunden und ausgesprochen worden waren.

Wie gesagt, für uns junge Menschen war es

höchst peinlich, fortwährend ablehnen, widersprechen oder die Neuheit richtiger Sätze anfechten zu müssen: und doch duldete er unser ehrerbietiges Schweigen nicht: wir sollten sprechen. Oft seufzten wir auf der Treppe bei'm Fortgehen über diese ehrenvolle, aber dornenreiche und unfruchtbare Auszeichnung. Nachgerade spürte der Gütige den wahren Sachverhalt heraus und, ohne uns irgend zu zürnen, gab er diese Unterredungen auf und ebenso die Hoffnung, uns zu Rohmer zu bekehren. Mancher Andere hätte den Gelbschnäbeln um solcher Verstocktheit willen gegrollt.

XL.

Bald nach Herausgabe der „Gedichte I.“ (1858) entstand die kleine epische Erzählung: „Die Amalungen“: sie spielt an der Ostseeküste und auf den dänischen Inseln vor der Südwanderung der Gothen (etwa 100 nach Chr.). Angeregt hatten mich dazu vor Allem das Gottesurtheil des Bahrgerichts, das ich in der Habilitationsschrift darzustellen hatte, dann das Doppeldeutige in den Weissagungen der germanischen Elben (wie der antiken Orakel); weiter wollte ich die Eigenart des gereiften, maßvollen, gerechten Mannes (wie später in König Vitigis im „Kampf um Rom“), des schwärmerischen (ein wenig gar zu empfindseligen) Jünglings nach eigenem Muster und die gewaltig dämonische eines Herrschgierigen darstellen, der in seinem „elementaren“ Drang alle Schran-

ken von Recht, Religion, Sittlichkeit durchbricht und, großartig Göttern und Menschen trotzend, untergeht; — es sind bereits in diesem Vorliff die Grundstoffe, — nur eben ohne antik-classische Bildung — gegeben, aus welchen ich später, vergeistigt und verfeint, die Gestalt des Cethegus, des Präfekten von Rom, geschaffen habe. Das Schwache an dem kleinen Ding ist wohl das theistisch-wunderhafte Eingreifen des Gottes Baldur, an welches der Dichter spürbar selbst nicht glaubt. Gerade wegen dieser sittlichen Weltordnung aber ward das Gedicht später Geibel (anstatt Scheffel, oben S. 253) zugeeignet, dem dieses fromme Vertrauen gar genehm war; 1857 entstanden, sind die Amalungen erst 1876 in Leipzig veröffentlicht worden: ich hatte von 1858 bis 1872 den dichterischen Flügelschlag eingebüßt, ja sogar den Glauben an meine dichterische Begabung überhaupt.

Auch die kleinen Erzählungen, welche ich später unter dem zusammenfassenden Namen „Kämpfende Herzen" herausgab (3. Auflage, Leipzig, Breitkopf &

Härtel 1886) sind zwischen 1855 und 1858 entstanden.

Der erste, Reinhard und Fatme, behandelt die Liebesgeschichte eines deutschen Kreuzritters (unter Gottfried von Bouillon) und der Tochter eines arabischen Häuptlings. Der Grundgedanke ist: das Wagniß der Liebe, sich über die Gegensätze von Abstammung, Volksthum, Erziehung, Glaube, Heimath hinweg zu schwingen, führt zu tragischem Untergang. Der Gegenstand hat mich viel beschäftigt (Totila und Miriam, im Kampf um Rom, die Finnin 1892, Leipzig, Breitkopf & Härtel), selbstverständlich in verschiedener Strahlenbrechung und mit verschiedener Gestaltung der Gegenliebe.

Die zweite Erzählung — „Aus der Vendée (1792)“ — erschien zuerst in dem von dem Grafen Pocci (unvergeßlichen Andenkens an seinen köstlichen Humor, der sich in den Kinderschauspielen darlebte) herausgegebenen Münchener Album (München 1855?); sie schildert ebenfalls einen tragischen Untergang: den

eines jungen Aristokraten, der in der französischen Revolution von einem geistig überlegenen ältern Freund, einem elsässer Doctrinär, für die neuen Lehren gewonnen, sich doch von den Ueberlieferungen seines Hauses, seiner Erziehung, von der Jugendliebe zu einer Aristokratin nicht lösen kann und bei dem Versuche, diese vor dem Schaffot zu retten, in den Vendéer-Kämpfen den Tod findet.

Die dritte, „Ernst und Frank", stellt dar das Unterliegen des älteren, allzu lehrhaft angelegten Bruders, eines Professors, gegenüber dem frisch natürlichen jüngeren, dem Landwirth, in dem Werben um ein von beiden geliebtes Mädchen: das Mädchen und die Landschaft sind aus Neuseß herüber genommen. Die kleine Geschichte ist insofern merkwürdig, als ich mir darin selbst sehr eindringlich das Nebeneinander vor Augen stellte von Abstrakt-, Lehrhaft-Pedantischem, das mir damals noch in hohem Maß anklebte (vgl. II. S. 78, 520) und von ungestüm, sanguinischer Lebhaftigkeit, welche seit 1854 in mir

sich erfolgreich zu regen begonnen hatte: ich sagte mir selbst, daß jener Zug in mir krankhaft und zum Unsieg vorverurtheilt, dieser der gesunde und allein rettende war. Leider sollte ich seit 1858 wieder in jenes Krank-hafte und Pedantische und Bang-Besorgte zurück — nicht gerade freiwillig fallen — vielmehr von Außen — gedrängt werden.

XLI.

Die mir durch die zusammenwirkende Güte von Freund Scheffel und Professor (von) Riehl übertragene Mit-Herausgabe der Bavaria (oben S. 240) war mir nach gar mancher Richtung förderlich. Der Ober-Herausgeber, Riehl, durch seine ausgezeichnete Gattin, eine Freundin meiner Stiefmutter, in dem Hause meines Vaters eingeführt, brachte mir von Anbeginn warmes, freundliches Wohlwollen entgegen: es ist mir ein Herzensbedürfniß, ihm an dieser Stelle meinen innigen Dank auszusprechen.

Recht erwünscht war mir schon, — aus manchfaltigen Gründen — daß mir nun ein festes Gehalt (von 600 Gulden) — wenigstens für die nächsten Jahre — zugesichert war, ich also von den Aeltern wirthschaftlich nahezu unabhängig wurde.

Dazu kam aber, daß ich als Mit-Herausgeber den Briefwechsel und den mündlichen Verkehr mit einer Reihe von ausgezeichneten Männern führen und pflegen durfte, welche als Mitarbeiter des viel umfassenden Werkes gewonnen waren: und zwar wesentlich durch meine Bemühung Konrad (von) Maurer (Sagenkunde), Ludwig (von) Rockinger (Ortsgeschichte), Karl (von) Prantl (Geschichte des Unterrichts); dann aber auch Gümbel (Erdkunde), Sendtner (Pflanzenkunde), Fentsch (fränkische Volkskunde), Schandein pfälzische (Mundart, Sage, Volkskunde), und noch Manche mehr.

Endlich aber hatte ich auch meine helle Freude an dem Gebiet, das mir (neben der Mit-Herausgabe) als Mitarbeiter zur Behandlung überwiesen ward: nämlich die Volkskunde von Ober- (und Nieder-) Baiern. Ich war hierfür nicht schlecht vorbereitet, durch den früher (II. S. 183) geschilderten langjährigen, herzvertrauten Verkehr mit dem oberbaierischen Landvolk einerseits, durch meine Forschungen in deutschem

Götterglauben, deutschen Rechts- und anderen Alterthümern andrerseits. Das richtige Verständniß für das Gegebene war durch jene Erfahrungen, die wissenschaftliche Erklärung und Verwerthung war durch diese Schulung gesichert.

Letztere war nun ganz besonders nothwendig. Denn meine Aufgabe bestand darin, ihn nun erst wissenschaftlich brauchbar und werthvoll zu machen, den ganz unglaublich umfangreichen Stoff — er füllte mehr als 12 eng geschriebene Folio-Bände — welchen Freund Lentner (s. I. S. 254) im Auftrag des Königs in Jahrzehnte langem Umherwandern durch ganz Ober- und Nieder-Baiern aufgestapelt hatte zu einem eigenthümlichen, höchst persönlichen Zweck des Monarchen.

Max II., eine feine, nur allzu zarte und durch arges Siechthum erschütterte Natur, war von edelster Auffassung seiner Herrscherpflichten beseelt (freilich auch durchdrungen von der Unantastbarkeit seiner Souverainitätsrechte in so hohem Maße, wie etwa der

letzte König von Hannover); er würde 1866 nie verziehen und 1870 ganz anders gehandelt haben als der unglückliche, in seinem herrlichen Idealismus unvergeßliche Ludwig II. (s. unten B. IV.). Er wollte gewiß überall das Beste: daß er oft unzulängliche, zu ohnmächtige, kleinliche Mittel wählte, lag in einer gewissen ängstlichen Zaghaftigkeit des Gedankens, die wohl wieder in dem Gefühl der eigenen Krankheit und Unkraft ihre letzten Wurzeln hatte. Darauf ist wohl auch — zum Theil — sein Nachgeben in dem langen Kampfe zwischen dem reaktionären Ministerium Reigersberg und der Mehrheit der Volksvertretung zurück zu führen: — obzwar ich an seinem schönen Königswort nicht mäkeln will: „ich will Frieden haben mit meinem Volk"; gewiß war dies aufrichtig gemeint.

Um nun dies sein Volk kennen zu lernen, hatte er sich vorgesteckt, im Laufe der Jahre einen der baierischen Kreise nach dem andern nach allen Landgerichten zu durchwandern, mit den Leuten un-

mittelbar zu verkehren. Zu diesem Behuf wollte er aber vorbereitet sein: er wollte überall mit Kenntniß von Land und Leuten auftreten können, um Täuschungen zu verhüten; jene mitgebrachte Kenntniß sollte nur ergänzt und durch eigene Anschauung verlebendigt werden.

Zu diesem Zwecke hatte er selbst eine Reihe von Gesichtspunkten aufgestellt, welche in ihrer Gesammtheit allerdings ein erschöpfendes Bild aller Zustände und Lebensverhältnisse einer Landschaft gewähren mußten: nämlich 1) Bodenbeschaffenheit (Erd-, Pflanzen-, Thierkunde), 2) Gewässer, 3) Klima, 4) Körperbeschaffenheit, 5) Nahrung, 6) Tracht, 7) Hausbau, 8) Volkssitte (Taufe, Hochzeit, Begräbniß, der Bauernkalender s. unten), 9) Volkswirthschaft (Landwirthschaft: Viehzucht, Acker-, Weinbau, Handwerk, Handel, Aus- und Einfuhr), 10) Ortsgeschichte, 11) Schule und Unterricht, 12) Kirchliches.

Nun wollte aber der König auf seinen beabsichtigten Reisen, die dann durch seine Kränklichkeit

größtentheils verhindert wurden, immer nur den betreffenden Band der Lentnerischen Aufzeichnungen mit sich schleppen und so mußte denn mit ermüdender Eintönigkeit in all' den vielen Landgerichten meist wieder dasselbe gesagt werden: denn selbstverständlich bewirkte die bureaukratische Gränze zwischen zwei Landgerichten keinen Unterschied in allen jenen Dingen.

Es galt nun also, aus den zahllosen Wiederholungen das Einheitliche heraus zu schälen und, in vollem Umsturz jenes Systemes, das sachlich Zusammengehörige zusammen zu stellen.

Ferner aber: die Arbeit Freund Lentner's war mit musterhafter Treue, mit Bienenfleiß und mit liebevollster Versenkung in den Gegenstand durchgeführt; allein der ursprünglich zum Maler Erzogene war nie in der Lage gewesen, Quellenstudien und methodische Forschung in deutscher Götterlehre, deutschen Rechts- und anderen Alterthümern zu treiben: die Zurückführung der Erscheinungen des Volkslebens

auf jene uralten Ueberlieferungen war ihm unmöglich.

Das ward nun aber meine mir sehr zusagende Arbeit und Aufgabe: und ich lernte gar viel dabei aus dem so reich aufgehäuften Stoff: ich verfolgte das Leben des altbaierischen Bauers von der Geburt bis zur Bestattung und die Feste, Sitten, Gebräuche, Aberglauben durch den ganzen Bauernkalender von Neujahr bis Weihnachten gerade unter jenem wissenschaftlichen Gesichtspunkt der Erklärung aus der urgermanischen Ueberlieferung; später habe ich, reifer und kenntnißreicher geworden, wie schon gesagt, diese Dinge in den Bausteinen I. vertiefter dargestellt. („Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart".)

Wenn mir das nun für Ober-Baiern, wie ich meine, nicht übel gelungen ist, so macht sich doch schon bei Nieder-Baiern, das ich viel weniger durchwandert hatte, der Mangel lebendigen Augenscheins oft empfindlich geltend, und die Verarbeitung der

Lentner'schen (und anderer) Aufzeichnungen für Ober-
pfalz und Regensburg, sowie für Schwaben lehnte
ich unbedingt ab: für die drei fränkischen Kreise war
ja in Fentsch der berufenste Bearbeiter gegeben.

XLII.

Den Jahren 1857 bis 1858/59 gehört nun auch an das erste Auftauchen der Pläne zu den beiden Werken, an welche man zumeist und gewöhnlich zu denken pflegt, wenn man mir überhaupt die Ehre erweist, auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst an mich zu denken: der Plan zu den „Königen der Germanen“ und zu dem „Kampf um Rom“.

Zu den Königen der Germanen kam ich auf folgenden Wegen.

Vor Allem stand mir fest, daß ich gleich nach der Habilitation und neben der Vorbereitung der fortab zu haltenden Vorlesungen mich an eine größere wissenschaftliche Arbeit machen müsse: nicht nur aus dem äußerlichen Grunde, daß die Veröffentlichung einer solchen Vorbedingung für Erringung der Professur

war, noch vielmehr aus dem innerlichen, dem Geistes-bedürfniß, auf dem Boden meiner Lieblingsforschung germanischer Urzeit und Vor-Mittelalter bis ca. 814 nun etwas zu leisten, was einheitlicher und bedeutender wäre als die kleine Schrift über die Gottesurtheile, deren Abgerissenheit und Stückhaftigkeit mir schon gleich nach dem Abschluß die Freude an dem Vollendeten getrübt hatte.

Nun hatte sich mir aber bereits im Laufe dieser Jahre, die fast ausschließend dem Quellenstudium des angeführten Zeitraums geweiht gewesen waren, herausgestellt, daß die Entwickelung des germanischen Verfassungsrechts (— das mich ungleich mächtiger als das Privatrecht anzog —) ganz wesentlich getragen worden ist von der Entwickelung des altgermanischen Königthums; so dämmerte mir der Gedanke auf: wie bei den Nordgermanen und bei den Angelsachsen allmälig aus dem auf einen Gau oder höchstens auf eine Völkerschaft beschränkten uralten Königthum, das an die Abstammung des Volkes von den Göttern

knüpfte, ein Stammes-, Volks- und Reichs-Königthum erwachsen ist, — ähnlich ist es wohl auch bei den Westgermanen hergegangen, nur daß bei diesen und auch bei den auf römischen Boden übergetretenen Vandalen, Ost- und West-Gothen die römischen Einflüsse, die Herübernahme imperatorischer Rechte, zunächst über die Romanen und deren spätere Erstreckung auf die Germanen, ganz anders gestaltend eingreift.

Aus diesem nach Gebiet und Bevölkerung vergrößerten und inhaltlich stark römisch beeinflußten Königthum ist der germanisch-romanische Stat der Reiche des V. bis IX. Jahrhunderts hervorgegangen.

Dieser, wie ich heute noch glaube und wie ich bewiesen zu haben mir schmeichle, richtige und fruchtbare Grundgedanke wurde nun verfolgt, wobei freilich die allumfassende Durchführung zur Folge hatte, daß das auf viele Bände anschwellende Werk zu einer Gesammtdarstellung der germanischen Verfassung überhaupt (von der Urzeit bis 814) sich auswuchs: es ist dieselbe Aufgabe, welche Georg Waitz in den

ersten 5 Bänden seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte“ behandelt hat: — aber dieser Meister mit Beschränkung auf die späteren „Deutschen“, also mit Ausscheidung wie der Nordgermanen und Angelsachsen, so aller Gothen, der Burgunden und Langobarden.

Diese „Könige der Germanen“, so aufgefaßt, wurden denn also das wissenschaftliche Hauptwerk meines Lebens: 1861—1872 sind sechs Bände, der sechste im Jahre 1885 in zweiter Auflage erschienen. Das Jahr 1893 wird den VII.: „Die Franken unter den Merowingen“ bringen; der VIII., umfassend Alamannen, Baiern, Thüringe, Burgunden, Frisen und Sachsen liegt fast druckfertig vor: der IX., die Franken unter den Arnulfingen und Karolingen bis 814, bedarf, wie der X., den Langobarden geweihte, nur noch der Nachtragung einiger außerdeutscher Literatur: die Quellenarbeit für alle diese vier Bände ist abgeschlossen.

Wie ich in den „Westgothischen Studien“ das sonstige Westgothen-Recht dargestellt habe, das nicht

in den VI. Band der „Könige“ gehörte, weil nicht Verfassungsrecht, so wird in den „fränkischen Forschungen“ das Privat-, Straf- und Verfahrensrecht der Franken zusammengefaßt; allerdings habe ich im Laufe von zwei Jahrzehnten so viel außerjuristischen, culturgeschichtlichen Stoff, zumal aus den Heiligenleben, zusammengehäuft, daß dieser einen zweiten Band solcher Forschungen füllen wird (Leben und Sitte im Frankenreich 480—814).

Sollte, was ja sehr wohl möglich, der Tod mich abhalten, die letzte Hand an diese, in der Quellenarbeit abgeschlossene, nur noch der Literaturnachträge bedürftigen Bände zu legen, so ist dafür gesorgt, daß das Druckfertige gleichwohl veröffentlicht werde: mein lieber Freund und Nachfolger in Königsberg, Karl Gareis (s. unter „Würzburg“ und „Sedan“ im IV. Bande), hat gütevoll „als Treuhänder“ die Ausrichtung dieses Liebesdienstes übernommen.

Nahe liegt nun die vorwurfvolle Frage: warum hat der Verfasser diese „Könige“, die er selbst das

wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens nennt, im Lauf all' dieser Jahre nicht längst schon vollendet? Warum ist seit 1872 nur eine neue Auflage Eines Bandes, nicht ein weiterer Band erschienen?

Der Grund liegt nicht, wie Unkenntniß oder Uebelwollen mir nicht selten vorrückt, in der Abziehung von dieser wissenschaftlichen Arbeit durch die Dichtung, welche allerdings nach einem fast ununterbrochenem Todesschlafe von zehn Jahren (1858—1868) seit 1868 zu neuem Leben kräftiger und reicher denn je zuvor auferwacht ist: denn ich wiederhole, beinahe nur die Sonntag-Vormittage habe ich von jeher zu dem Niederschreiben der Dichtungen verwendet; die zeitraubende Hauptarbeit, das Ausreifen und Gestalten geschah und geschieht in Stunden, die für die wissenschaftliche Arbeit doch verloren sind (s. oben S. 191).

Vielmehr habe ich ja seit 1863 und 1872 eine ganze Reihe von neuen Fächern übernehmen und die Vorlesungen darin ausarbeiten müssen: Völkerrecht,

Deutsches Statsrecht, Preußisches Statsrecht, Preußisches Selbstverwaltungsrecht, vorübergehend auch einmal (für 2 Jahre) Preußisches Privatrecht! Las ich doch in Königsberg im Sommerhalbjahr wöchentlich 17 Stunden!

Dazu traten seit 1872 in Preußen die Seminar-Uebungen und die in Königsberg bis zur Abschaffung der Prämien außerordentlich zahlreich eingehenden schriftlichen Seminar-Arbeiten, von den Prüfungen in Baiern und in Preußen und der so überaus zeitraubenden Thätigkeit als Senator in Würzburg, Königsberg und Breslau und als Decan und Rector in Königsberg zu schweigen. Schwerer aber noch wog das Folgende.

Bei meiner Grundauffassung vom Recht (s. oben S. 95) konnte ich zumal das öffentliche, das Verfassungsrecht der Germanen, von der gesammten politischen (sogenannten äußeren) und von der Culturgeschichte nicht scheiden, weder in der Forschung, noch in der Darstellung. Der Uebergang aus dem Gau- in das Völkerschafts- und Stammes- und Reichs-

Königthum war weder mir selbst, noch meinen Lesern klar zu machen ohne Heranziehung der Kriege und der friedlichen Verhältnisse mit den Römern, dann der sogenannten Völkerwanderung, die wieder aus den wirthschaftlichen Wandlungen zu erklären war. Die Zustände des sinkenden Römerreiches vom III. bis in's VI. Jahrhundert mußten geschildert, die Annahme des Christenthums, die Ausbildung der Kirchenhoheit, die Beziehungen des Königthums zu dem Episkopat, zuletzt zu dem römischen Stuhl mußten erörtert werden. Dazu traten Sonderuntersuchungen über einzelne Quellen, wie Jordanis und Prokop mit Handschriftenvergleichung, über Paulus Diaconus, über die ostgothischen Edicte, die ich herausgab.

Kurz: es ergab sich eine solche Fülle von Arbeit und von Stoff aus der politischen, der Cultur- und der Literatur-Geschichte, daß derselbe in den engen Rahmen der Könige nicht zu zwängen, auch in Sonderschriften, wie den oben erwähnten über Prokop, Paulus, und in den westgothischen Studien nicht unterzubringen war.

Die kurze — allzu kurze — Darstellung der äußeren Geschichte, wie ich sie bei Vandalen, Ost- und Westgothen der Verfassung vorausschickte, genügte mir schon bei diesen Völkern durchaus nicht: noch weniger mochte solche Knappheit bei dem Frankenreich angehen.

Da war es mir denn in höchstem Maß erwünscht, als ich fast gleichzeitig (1874/75) die Aufforderung erhielt einmal eine Ur-Geschichte aller Germanen (ausgenommen Nordgermanen und Angelsachsen) zu schreiben, für das Sammelwerk von Onken-Grote (Allgemeine Weltgeschichte in Einzeldarstellungen) und (durch Wilhelm von Giesebrecht) eine älteste Deutsche Geschichte bis 814 für die bei Perthes in Gotha erscheinende Geschichte der europäischen Staten, begründet durch Heeren und Uckert.

Wie von den Göttern plötzlich dem suchenden Blick, der tastenden Hand eröffnet schienen mir diese zwei Auswege aus der erdrückenden, für die „Könige" unaufnehmbaren und doch mir unentbehrbaren Fülle

des politisch-geschichtlichen und des cultur-geschichtlichen Stoffes. Eifrig griff ich mit beiden Händen nach beiden Aufgaben: auch das nicht unerhebliche Bedenken, zum Theil denselben Gegenstand zweimal behandeln zu müssen, hielt mich nicht ab. Ich half mir dadurch, daß ich in dem einen Werk die äußere, in dem andern die Rechtsgeschichte zur Hauptsache machte. Ich konnte nun die „Könige" von diesen schweren Bürden entlasten, sie, unter Verweisung auf jene beiden Werke, auf die Darstellung der Verfassungsgeschichte beschränken und so mit zehn mäßigen Bänden auskommen, während ich andernfalls wohl noch sechs weitere würde gebraucht haben.

Ich übernahm also deßhalb beide Aufgaben und vollendete sie von 1876 bis 1888 in sechs Bänden: 4 Bände Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker (darunter allerdings einer, der III. von 80 Bogen), 2 Bände deutsche Geschichte.

Es ruhte nun scheinbar die Fortsetzung der „Könige" all diese Jahre (gleich nach dem VI. Bande

der „Könige“ waren 1874 die westgothischen Studien, 1876 Paulus Diaconus erschienen): aber eben nur scheinbar: denn jene beiden Werke waren eine ganz unentbehrliche Vorarbeit und Ergänzung der „Könige“ und diese konnten, nach Vollendung jener, rasch und leicht zu Ende geführt werden.

Dieses Vorgreifen von 1858 bis 1888 war hier unerläßlich: mir liegt daran, das scheinbare Einschlafen jenes meines Hauptwerkes zu erklären.

XLIII.

Eine ähnliche Verzögerung traf das dichterische Werk von mir, welches am meisten genannt wird: den „Kampf um Rom" (es wird unter meinen Dichtungen auch meist am höchsten gewerthet: meines Erachtens mit Unrecht: „Odhins Trost" und „Sind Götter?" ziehe ich dem Inhalt des Gedankens „Felicitas" und „Rolandin" der Einheit und der Vollendung der Form nach vor).

Die Wurzeln dieses Gewächses sind zahlreich: eine philosophische, eine alt-geschichtliche, eine national-patriotische, endlich eine ganz neu-geschichtliche.

Schon seitdem der Bruch mit dem Christenthum (I. S. 232, II. S. 230) mir zur geistigen und sittlichen Nothwendigkeit geworden war — das Festhalten daran wäre Heuchelei oder Selbsttäuschung, oder Ver-

gewaltigung der Vernunft gewesen — hatte ich mir eine tragisch-heroische Weltanschauung aufgebaut, welche die Entsagung lehrt und die Pflichterfüllung nur um der Vernunftnothwendigkeit willen, ohne Hoffnung auf Sieg auf Erden oder vollends mit der schmählichen und unsittlichen Berechnung auf Lohn im Himmel oder der jämmerlichen Furcht vor dem Tode und den Höllenstrafen. Das Unterliegen des Edeln im Kampfe mit dem Schlechten, aber Uebermächtigen ward mir so für das Leben des Einzelnen und für das Leben der Völker in der Weltgeschichte traurig, aber unwiderlegbar klar: die unglaubliche Selbsttäuschung der Theisten mit der Annahme einer das Gute stets zum Siege führenden, mirakelhaft eingreifenden himmlischen Vorsehung war mir längst eine Thorheit. Tief tragisch, heroisch, aber nicht pessimistisch, ward und blieb bis heute meine Weltanschauung. Und allerdings: — mit Vorliebe wandelte mein Geist in jenem schmerzreichen, aber großartigen Gedankengange. — Es drängte mich schon damals, diese Weltauffassung

dichterisch durchzuführen: ist sie doch schon in Harald und Theano ausgesprochen. Nun ward mir bei der Quellenarbeit für den II. Band der Könige der Untergang der Ostgothen in Italien in dem Kampfe mit Byzanz in einer Weise in allen Einzelheiten vertraut, wie nur eben den wenigen Sterblichen, welche dies ganze Material so genau Wort für Wort in Prokop, Jordanis, Cassiodor u. s. w. durchgearbeitet hatten wie ich.

Eine erschütternde, eine unvergleichlich großartige Bewährung meiner heroisch-tragischen Welt- und Geschichts-Auffassung trat mir hier in einer geschichtlich-wirklichen Tragödie entgegen: der Stoff drängte, ja er zwang sich mir auf: — hier war das Gesuchte — und ich — der Träger solcher Philosophie — war der von seiner innersten Eigenart zur Behandlung, vielleicht zur Lösung dieser Aufgabe Berufene. Und welche Reihe von dankbaren Gestalten, die nur der dichterischen Hand zu harren schienen, war hier geschichtlich gegeben: Theoderich der Große, der weise

Friedenskönig, die glänzende Amalaswintha, der tapfere treue Vitigis, der „Sonnenjüngling" — wie ich ihn nannte — Totila, endlich der Herrlichste, der Gewaltigste von Allen: der schwarze Teja, der Held des Gedankens und des Schwertes, der Träger meiner liebsten, stolzesten Ideen: — und drüben die Byzantiner: Justinian, Theodora, Belisar, Narses, Prokop.

Aber freilich: der letzte Grund des Untergangs der Gothen war der Abfall der Italier zu Byzanz: dieser Uebertritt, sittlich zum Theil so scheußlich, so verrätherisch vollzogen, aber geschichtlich durch die ganze Vergangenheit der ewigen Roma gerechtfertigt, bedurfte eines Vertreters, der, großartig und frevelhaft zugleich, dämonisch, wie das ganze antike Rom, erscheinen mußte: dieser Vertreter mußte erfunden oder vielmehr nicht erfunden, nur aus dem geschichtlich an viele Personen Vertheilten zusammengestaltet werden: es erstand vor meinem Geiste die Erzgestalt von Cethegus dem Präfecten.

Diese Bildungen wogten schon seit 1857 in meiner

Einbildungskraft hin und her: vielleicht aber wären sie in den par Gothen-Balladen aufgegangen (welche damals — schon vor dem Roman — entstanden und erst später in den vollendeten aufgenommen worden sind), — hätte nicht eine brennende Frage der gegenwärtigsten Gegenwart damals das ganze Deutsch-Patriotische, das Nationale in mir zu hellster Flamme entzündet für die große Vergangenheit, für das deutsche Volksthum.

Welch glühende Begeisterung für das Deutsche schon vom Knaben der Ritterspiele an, in mir lebte, wie sie schon in den stammelnden Liedern des Vierzehnjährigen (1848) sich Luft gemacht hatte, haben wir gesehen.

Diese national-heldenhafte Begeisterung ist doch vielleicht der tiefste Grundzug meines Wesens.

Seither nun hatte dem Studenten, dem jungen Doctor nicht nur die vergangene Kaiserherrlichkeit des Deutschthums in der Vergangenheit, — auch das ganze Elend, die Noth und Schmach der deutschen Gegenwart,

der deutschen Zerrissenheit und Ohnmacht sich vor die Augen gedrängt. In schmerzlichen und in grimmigen Liedern tobten sich das Weh und der Zorn aus (vgl. Gedichte I.): nach dem Scheitern der Bewegung von 1848/49, nach dem Zurückweichen Preußens vor Oesterreich und bei der schmachvollen Unthätigkeit Preußens all' diese Jahre her (1850—1858) erfüllten mich wie die Freunde (oben S. 122) Schmerz, Wuth, Scham vor dem Ausland und — Hoffnunglosigkeit. Wie und aus welchen Gründen sich damals unsere Hoffnung, sofern wir solche zu hegen wagten, sogar eher noch auf das keineswegs geliebte Oesterreich als auf das uns theurere, aber völlig thatlose Preußen richtete: — davon im Zusammenhang unter „Politik" (1866: im nächsten Bande).

Nun kam das Jahr 1858.

Der Imperator an der Seine warf — freilich nur zu selbstischen Zwecken — das „Nationalitätsprincip" als Zwietrachtsapfel unter die Großmächte: sichtbar ballte sich in Italien ein Kriegsgewölk

zusammen: schon vor dem nach Pulver riechenden Neujahrsgruß von 1859 des Cäsars an den österreichischen Botschafter schien der Ausbruch des Kampfes in Italien zwischen Oesterreich einerseits, Piemont und dem Imperator andererseits kaum noch vermeidbar. Mit heißester Leidenschaft bekämpften sich in Deutschland die politischen Parteien: denn daß die Entscheidung des Nationalitätsprincips in Italien, die Herstellung oder die Verhinderung des italischen Einheitstates auch für Deutschland die Entscheidung anbahnen werde, das ahnten Alle.

Hie Preußen — hie Oesterreich — hie Gothaer — hie Großdeutsche: hie „Politik der freien Hand", d. h. Neutralität des Bundes — hie Bundeshilfe für Oesterreich, falls Napoleon Piemont unterstützt — hie Heinrich von Sybel — hie Julius Ficker, v. Wydenbrug und Anderen!

Leidenschaftlich wogte der Kampf täglich in den Zeitungen, Flugschriften, Volksvertretungen, in den Erklärungen der Cabinette.

Auch mich wie alle meine Jugendgenossen zog die große Frage in diesen tosenden Strudel: — und zwar waren wir in München (wie in Süd-Deutschland überhaupt die allergrößte Mehrzahl) — abgesehen selbstverständlich von den um Heinrich von Sybel gescharten Norddeutschen — „großdeutsch", d. h. wir wollten Oesterreich nicht aus dem Deutschen Bunde gestoßen sehen. Und so sehr wir den Italienern Freiheit und Einheit gönnten, falls sie dieselbe selbst und allein erringen konnten, — so wie der Imperator an der Seine sich einmischte, wollten wir den Oesterreichern, den „deutschen Brüdern" deutsche Waffenhilfe gegen das tief von uns gehaßte und mehr noch gefürchtete Frankreich nicht versagt wissen.

Thöricht — wie wir nach 1866 einsahen. Aber damals voll begreiflich. Wollte doch auch König Wilhelm von Preußen lange Zeit nichts wissen von der „Politik der freien Hand" des Herrn von Schleinitz.

Allein — wie ward denn mir, ganz abgesehen von der politischen Parteiergreifung, bei All' dem zu Sinne?

Da sah ich ja deutlich, nur aus dem VI. in das XIX. Jahrhundert versetzt, die großen philosophischen, nationalen, weltgeschichtlichen Fragen eines „Kampfes um Rom".

Der heilige Vater, vor Allem auf die eigne weltliche Macht bedacht, die Italiener, in sittlich berechtigter, allein gegen die Verträge verstoßender und häufig in Verbrechen, in Verschwörungen, in Verrath, in Meuchelmord österreichischer Schildwachen ausbrechender geschichtlich-nationaler Erhebung, die Oesterreicher, freilich in manchem Betracht keine Gothen, aber formal im vollen Recht, lange Jahre vergeblich beflissen, durch Verhätschelung das knirschende Mailand, das gährende Venedig zu gewinnen, und jedesfalls bärenhaft tapfer, endlich Justinian in Byzanz vergleichbar, der listige Imperator an der Seine, der, schöne Worte von Freiheit im Munde führend, selbstische Ränke spann, seine Franzosen knechtete, nach Cayenne schickte (wie Justinian seine „Romäer" in die Bergwerke) und für Italien das Nationalitätsprincip

verkündete, während er gewiß Elsaß-Lothringen oder die Schweiz nicht Deutschland herausgab oder gönnte, ja selbst nach der Oberherrschaft in Italien trachtete und bald Savoyen und Nizza einsteckte.

Das war ein „Kampf um Rom", all over again. Und so begann ich im Laufe des Jahres 1858 den Entwurf des Romans und die Anfänge der Ausarbeitung niederzuschreiben, durch die Fragen der Gegenwart angefeuert, und jene Gedanken mir völlig klar zu legen, welche schon lange vorher als philosophische, geschichtliche, nationale, patriotische Aufgaben mich beschäftigt hatten.

Ich theilte den Plan Steub, Scheffel und Anderen mit und las im Hause meines Vaters und meiner Mutter jede Woche die einzelnen Abschnitte, wie sie entstanden waren, vor; Plan und Ausführung fanden reichsten Beifall.

Aber schon im Laufe des Jahres 1858 begann das Stocken wie all' meiner Dichtung, so auch der Ausführung dieses Romans: 1859 legte ich die Hand-

schrift bei Seite: sie war gediehen bis zur Gefangennehmung des Vitigis. Ich verzweifelte damals wie an meiner dichterischen Begabung überhaupt, so an dem Werth und an der Durchführbarkeit dieses Werkes. Schon damals dachte ich daran, das Geschreibsel zu verbrennen; 1874 in Königsberg hat es vor diesem Geschick — schon kniete ich, den Pack in der Hand, vor dem Ofen, — nur meine liebe Frau Therese gerettet: ich sprang auf, ihr noch vorher ein par Abschnitte vorzulesen, die mir doch nicht ganz übel gelungen schienen: da nahm sie mir die Blätter aus der Hand und rief mit der ihr eigenen Unwidersprechlichkeit: „Das darfst Du nicht verbrennen!"

Damals aber — 1859/63 — mußte ich jede freie Stunde bald auch zu anderer, zu sofort einträglicher Arbeit verwerthen.

XLIV.

Wenden wir uns nun zu den Geschicken des Privatdocenten der Münchener Juristenfacultät, zu seiner Lehrthätigkeit an der Hochschule.

Ich begann die Vorlesungen in dem Winterhalbjahr 1857/58 mit einer öffentlichen über die germanischen Gottes-Urtheile: — dem Gegenstand meiner Habilitationsschrift. Da unser Name in München sehr bekannt, auch mein Eintreten für Prantl unter den Studenten unvergessen war, erhielt ich starken Zulauf von Neugierigen, — über 70 — unter denen auch katholische Theologen zahlreich vertreten waren: schwerlich aus Liebe zu mir!

Es hat mir niemals Schwierigkeit gemacht, frei vorzutragen, schon auf dem Gymnasium nicht, wo der treffliche Hutter (I. S. 193) derartige Uebungen mit

uns veranstaltete: so dachte ich nie daran, zu dictiren oder abzulesen — ich hatte unter dictirenden Professoren genug gelitten (II. S. 462)! Meine Vorlesungshefte enthielten und enthalten nur kurze Anhalte für die Aufeinanderfolge der Gedanken, blos ausnahmsweise — bei wichtigen Begriffsbestimmungen — ausgeführte Sätze. Meine Vortragsweise hat von Anbeginn den Hörern gefallen, aber sie litt von Anbeginn bis heute an dem Fehler, daß ich zu rasch spreche. Um nun dafür zu sorgen, daß der Hörer, der nicht gedankenlos wörtlich nachschreiben — am Ende gar stenographiren! — nur den Gedankengang des Vortragenden in sich selbst, begreifend, wiederholen soll, gleichwohl ein befriedigendes Heft mit nach Hause bringen kann — was ich für unerläßlich halte — wiederhole ich den Gedanken in anderer Form, bis ich mich überzeugt habe, die Hörer, welche das können und wollen, haben ihn richtig aufgefaßt und verzeichnet.

Zu diesem Zweck muß man freilich scharfen Auges

— leider mit sehr scharfer Brille! — bis in die hinterste Bank (auf der sie ja mit Vorliebe sitzen!) geistigen Zusammenhang mit den Hörern herstellen: man muß sie „versammeln" (wie [übrigens ohne beleidigenden Vergleich!] unser Stallmeister bei dem alten Reitlehrer Freund in der Barerstraße uns anraunzte: „versammeln Sie doch Ihr Pferd!"): gar oft habe ich einen Unaufmerksamen so lange angeblickt und gerade auf ihn los gesprochen, bis er aus seinen holden Bier-, Minne- oder anderen Träumen erwachte und nachschrieb. Uebrigens muß man Alles lernen, auch den akademischen Vortrag und ich glaube, ich mache es jetzt besser als vor 35 Jahren.

In den folgenden Jahren — ich war 12 Halbjahre Privatdocent zu München — las ich öffentlich: über die Kämpfe der Deutschen Kaiser mit den Päbsten, Deutsche Verfassungsgeschichte bis 814, germanische Rechtsalterthümer, germanische Mythologie mit Auslegung der Edda, dann Auslegung von Jordanis [1]),

[1]) Für diese Auslegungen richtete ich — ein arm, klein,

von Gregor von Tours, von Paulus Diaconus. Unter den Privat-Vorlesungen hatte ich am meisten Glück — gleich von Anfang an — mit der Rechtsphilosophie, die ich jedes Jahr vor zahlreichen Hörern las; auch Allgemeines Statsrecht[1]), und zumal Handelsrecht war gut besucht: ich hatte mich mit Eifer auf den Entwurf des Handelsgesetzbuches gestürzt, sobald er veröffentlicht war und in den Herbstferien zu Seebruck mit gewaltigem Eifer das Vorlesungsheft darnach ausgearbeitet. Der Stoff zog mich lebhaft an: besonders auch das Wechselrecht,

---

jung Privatdocentlein! — mir eine Art Seminar ein auf eigene Faust (giebt es doch noch heute nicht, wie schon wiederholt beklagt, öffentliche juristische Seminarien an den baierischen Hochschulen!) in meinem Kämmerlein, d. h. ich kaufte mir mit meinen „Blutkreuzern" die erforderlichen Quellenausgaben und die wichtigste Literatur dazu, und wirklich kamen ein par junge Leute: Max Haushofer, Julius von Gosen und noch einige, welche sich (Nachmittags von 2—3 im Sommer!) von mir über die Amaler und Gungingen belehren ließen: — lieber Gott, wie wenig wußte ich selbst noch davon!

[1]) Unter den Hörern waren der jetzige Münchener Oberbibliothekar Siegmund (von) Riezler und der jetzige Münchener Geschichts-Professor Theodor (von) Heigel.

das ich Anfangs nach Bluntschli's Commentar zur Wechselordnung (Erlangen 1852) vortrug: bis heute behandle ich das Wechselrecht mit Vorliebe im Seminar. Schwächer war der Erfolg im Deutschen Privatrecht: dies hörten fast nur Nicht-Baiern bei mir. Denn da die Abgangsprüfung in Baiern — sehr vernünftigerweise! — nur von Professoren, nicht auch von Praktikern abgehalten wird, haben allerdings die prüfenden ordentlichen Professoren bei dem Wettbewerb einen kaum einzuholenden Vorsprung: nicht nur vor den Privatdocenten und außerordentlichen, auch vor den nicht in den Prüfungsausschuß aufgenommenen ordentlichen Professoren. In München kam ein hervorragend tüchtiger junger Ordinarius einfach nicht auf, weil der ältere Ordinarius seinen starken Einfluß dahin verwerthete, daß jener nie unter die Prüfer aufgenommen, ja, als er einmal durch das Gerechtigkeitgefühl des Referenten, Dr. von Völk, zum Prüfer bereits bestellt war, von dem Herrn Minister wieder hinausbefördert wurde! — So ging es mir denn mit

diesem Hauptfach, das Prüfungsgegenstand war, mißlich: so gütig meine beiden Ordinarien, Bluntschli und Maurer, gegen mich sich benahmen: aber waren sie doch Beide ausgezeichnete Lehrer und dazu das Prüfungs-Bannrecht: — dawider war kein Aufkommen, außer bei den Nicht-Baiern, welche in München keine Prüfung zu erwarten hatten.

Uebrigens ging es auch in den öffentlichen Vorlesungen der späteren Halbjahre keineswegs mehr so glänzend wie in den ersten, für welche die Neugier, auch wohl die ultramontane Ueberwachung meine beste Zutreiberin gewesen war. Zwar die „Kämpfe der Deutschen Kaiser mit den Päbsten" waren stark besucht: — auch der mir später so nahe befreundete Theodor Toeche, jetzt Herr Dr. Toeche-Mittler, k. Hofbuchhändler in Berlin (s. Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 214), damals als blutjunges Studentlein von Freund Hinschius (II. S. 416) an mich empfohlen, hörte diese Vorlesung. Aber die germanische Mythologie und die Edda fanden wenig

Liebhaber! Zu Stande gebracht hab' ich allerdings — meines Erinnerns! — jede angekündigte Vorlesung: ich werde versuchen, die amtlichen Feststellungen der Münchener Quästur, falls sie noch aufbewahrt sind, beizubringen im Anhang. Allein ich gedenke, mit welcher Aufregung und Spannung, ja mit welchem Herzklopfen ich in den weiten Gängen des Erdgeschosses der Münchener Hochschule vor dem Sal VIII. (?) — auf und nieder wandelnd im Sommer-Halbjahr 1860 oder 1861 lauschte, ob nicht der hastende Schritt eines Hörers sich doch noch nähere! Denn — in meinem ungeduldigen Ungestüm — allzu früh war ich schon gleich nach fünf Uhr in den Sal gestürmt: ach, er war ganz leer! Das that bitter weh, buchstäblich weh im Herzen! Nicht nur wegen des äußeren Mißerfolges, nicht wegen gedemüthigter Hoffnung: — ach nein! Es war so schmerzlich, daß unter den vielen Hunderten von jungen Leuten keiner Sinn hatte für jene Herrlichkeiten germanischen Götterglaubens und germanischer Sage und Dichtung, welche

mich bis zur Gluthhitze begeisterten. Ich hatte mich so sorgfältig vorbereitet. Noch trägt mein Exemplar der Edda-Ausgabe von Munch die zahllosen Bemerkungen, die ich mir zur Erläuterung eingetragen hatte. Jakob Grimm war mir ein Halbgott: ich brannte danach, von ihm predigen zu dürfen — und nun wollte kein Mensch die Botschaft hören! Da — schon will ich recht „kreuz-unglücklich" nach Hause gehen — da tönt deutlich ein Schritt durch das (im Sommer um 5 Uhr!) wie ausgestorbene Atrium! Er naht — ich stürze in den Sal auf den Lehrstuhl: wirklich: er kommt herein! Ein katholischer Theologe! Gott segne ihn noch heute dafür, und vergelte es ihm an seinen hoffentlichen Pfarrkindern! Wenige Menschen haben mich erfreut wie er. Und ein zweiter — ein dritter Hörer! Nun also los: „Meine Herren!" Ich hätte auch für den Einen, für „meinen Herrn!" gelesen. Bei vieren blieb es nun aber. Und von den vieren zogen oft zwei, auch zuweilen drei, den so nahe liegenden englischen Garten der Vorlesung und den Hallen

von Asgardh vor. Es waren bittere Stunden: so viel mühevolle Arbeit für einen oder zwei Hörer! Gescheuter war mein lieber Amts- und Leidensgenosse Rockinger, der einmal in ähnlicher Lage „seinen" Hörer im Sale bei'm Arme nahm und mit ihm die Isar entlang nach Föhring spazieren ging, die Vorlesung im Grünen wandelnd hielt. Ach, diese 6 Jahre Privatdocentur in München waren hart, sehr hart. Wir werden gleich erfahren, weßhalb für mich so besonders hart.

XLV.

Denn mittlerweile hatte ich mich verheirathet. — — —

Im Jahre 1857/58 hatten meine so unbeschreiblich liebenswürdigen Vermiether, die Familie Stumpf, wegen der heranwachsenden Kinder einer größeren Wohnung bedürfend, die Zimmer in dem Hause Wurzerstraße 8/II gekündigt und so auch das Miethverhältniß mit mir.

Mit schwerem Herzen — ich leugne es nicht: mit Thränen in den Augen — verließ ich die freundlichen Räume, welche die Abendsonne mir so oft glückverheißend beschienen hatte, in welchen ich, befreit von dem Albdruck unsinniger Ueberarbeitung, mönchischer krankhafter Askese, eingebildeter Herzensneigungen zuerst wieder seit meinen frühen Knabenjahren —

seit den Ritterspielen! — ein gesundes fröhliches Leben geführt, meiner selbst und der höchst unverdienten Gunst der Menschen mich gefreut, Doctor- und Stats-Prüfung und Habilitation mit schönem Erfolg bestanden hatte.

Ich darf sagen: so glücklich wie in jenen Jahren (1854—57) bin ich erst in Königsberg (1873) wieder geworden.

Ich zog nun in die Ottostraße Nr. 14 im Erdgeschoß: ich sah die Vermietherin, eine alte Wittwe, fast nie: bitter vermißte ich die freundliche Fürsorge der Frau Rath Stumpf. Nicht lange sollte hier meines Bleibens sein: denn alsbald verheirathete ich mich. —

Bei allen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten und bei allen Vergnügungen welche die Gesellschaft mir bot, hatte ich diese Jahre hindurch doch ein kaum noch ertragbares Gefühl der Leere, der Unbefriedigung nicht los werden können.

Was ist viel davon zu sagen?

War doch Alles sehr natürlich.

Ich war a l l e i n: allein, unerachtet des täglich wechselnden Verkehres im Hause meines Vaters und meiner Mutter.

Kam ich aus den Gesellschaften nach Hause, — — nach all' der Freundlichkeit, die man an mich wahrhaft verschwendete: — da fühlte ich mich erst recht allein.

Die vier stummen Wände — Bücher, nichts als todte, kalte Bücher. Und ach! ich war so lebendig, so warm!

Im Spät-Herbst 1857 verlobte ich mich mit der Tochter einer hochangesehenen Münchener Kaufmanns-Familie: am 5. Mai 1858 heirathete ich. Ich war erst vierundzwanzig Jahre und, bei all meiner Philosophie, ohne jede Lebenserfahrung.

Bald darauf kam über mich eine sehr, sehr unglückliche Zeit: aber nicht etwa wegen dieser Verheirathung oder gar aus Verschulden meiner Frau: ganz und gar nicht! Sondern deßhalb, weil ich nun

in dem Kampf um das wirthschaftliche Dasein bis zu dem für mich (d. h. für meine eigenste Eigenart) geradezu vernichtenden Entschlusse mich gedrängt fand, der Wissenschaft, dem Lehrstuhl zu entsagen und als Advocaten-Concipient mein Brod zu verdienen.

Das hing folgendermaßen zusammen.

Ehe ich mich verlobte, ging ich zu dem Cultusminister und dem mir freundlich gesinnten Ministerialreferenten, Dr. von Völk (einem Eidam Kaulbach's), theilte ihnen meine Absicht mit und fragte, ob ich mit voller Sicherheit darauf zählen könne, daß ich, bevor das mir auf noch 2—3 Jahre in Aussicht gestellte Gehalt als Mitherausgeber der „Bavaria" erlösche — es betrug, wie wir sahen, 600 Gulden — als außerordentlicher Professor wenigstens die gleiche Summe erhalten würde? Andernfalls konnte ich an die Verlobung nicht denken: war es mir doch ohnehin schon peinlich genug, daß ich bei dem zu gründenden Haushalt sehr stark auf die Mitgift meiner

Frau angewiesen war, die, wie ich später erfuhr, 1000 Gulden Jahresrente ausmachte.

Beide versicherten auf das Feierlichste, bei meinen bisherigen Leistungen in den Prüfungen und als Lehrer, bei den günstigen Urtheilen der Facultät und bei ihrer eigenen guten Meinung von mir, dürfe ich die Anstellung als Extraordinarius vor Ablauf jener Frist ganz bestimmt erwarten.

Erst auf diese feierliche Zusage hin wagte ich die Werbung in jener Familie: denn von jenem gepfändeten Plüschsofa an (II. S. 520) ist mir bis heute eine bis zur Aengstlichkeit reichende Sorgsamkeit in wirthschaftlichen Dingen eigen geworden, der ich es verdanke, daß ich stets bis in ein vorgeschrittenes Alter hinein mit bescheidenen Mitteln ausgekommen bin, ohne Schulden und — abgesehen von den schlimmen Jahren 1860—1863 — ohne Geldsorgen. Mit 1600 Gulden war ja nicht gar weit zu springen: indessen, bei den damaligen Preisen in München, bei den gar manchfaltigen Vortheilen, welche unsere Lebens-

führung durch den freigebig, ja reichlich spendenden Haushalt des Schwiegervaters und meiner Aeltern erleichterten und vor Allem bei der ausgezeichneten Wirthschaftlichkeit meiner Frau war mit jenem Betrage schon auszukommen: meine Nebeneinnahmen aus den Vorlesungsgeldern und aus gelegentlichen Honoraren von Zeitschriften fielen freilich wenig in das Gewicht: und daß meine Frau um 400 Gulden mehr zu unserem Budget beitrug als ich, das war mir recht peinlich.

Nun aber geschah, was meine feste Zuversicht und die bestimmtesten Zusagen des Ministeriums über den Haufen stieß: das Gehalt für die Bavaria-Herausgabe erlosch (ohne jedes Verschulden Riehl's!) und ich war immer noch Privatdocent und blieb es auch noch lange, nachdem der erste Band meiner „Könige der Germanen“ erschienen und allgemein als eine tüchtige Leistung anerkannt war. Andere junge Leute, die nichts, gar nichts oder Schlechtes veröffentlicht hatten, wurden angestellt oder mit Stipendien und dergleichen unterstützt: — ich nicht. Was dabei Alles mitgespielt hat,

ich weiß es heute noch nicht. Dr. Völk wollte mir wohl, die Facultät: — mit Ausnahme Eines im Cabinet sehr einflußreichen Mannes — ebenfalls: aber oben im Cabinet des Königs Max II. -- sagte man mir — wirkten sonst einander feindliche Kräfte vereint gegen mich. Der Schüler Prantl's, der Pantheist, galt als nicht geheuer (II. S. 482) und die „Könige der Germanen" (lieber Gott, sie schlossen damals mit dem Untergang des Vandalenreiches anno 536!) sollten die preußische Vorherrschaft in Deutschland anempfehlen! (II. S. 483.) Herr von Sybel, damals sehr einflußreich, that gewiß nichts gegen mich, aber auch nichts für mich: das war auch um so weniger zu erwarten, als er meiner Facultät nicht angehörte. Unser wissenschaftlicher Streit hat ihn sicher nicht gegen mich ins Feld geführt.

Nun ward es aber sehr, sehr schlimm.

Gewiß war es — ich sehe es nun ganz klar ein! — recht thöricht von mir, daß ich wegen des Ausfalles von 600 Gulden nicht mich an meinen Schwieger-

vater oder an meine Aeltern wandte. Letztere würden gewiß geholfen haben, aber allerdings nur mit Opfern, — die ich um so weniger annehmen konnte, als meine Ausbildung ohnehin schon ungleich mehr als die meiner beiden jüngeren Geschwister gekostet hatte. Sehr leicht würde mein Schwiegervater haben helfen können und ich bin überzeugt: er hätte es — auf meine Bitte hin — gethan.

Aber das brachte ich nicht über mich!

War es mir doch, wie gesagt, bitter genug, daß ohnehin schon bisher sein oder seiner Tochter Zuschuß sich zu meiner Jahreseinnahme wie 1000 zu 600 verhalten hatte. Und jetzt sollte ich gar vollends nur von dem Vermögen meiner Frau leben? Das war unerträglich! Also mußten die ausgefallenen 600 Gulden jährlich verdient werden. Aber wie? Durch Zeitungsartikel. O, lieber Leser, das war schwer.

Bei den damaligen niedrigen Honorarsätzen aller mir zugänglichen Zeitungen — die „Augsburger Allgemeine“, die am besten zahlte, ward mir erst

später durch die Freunde Steub und Adolf Bacmeister erschlossen — mit einem so gut wie völlig unbekannten Namen zuverlässig im Jahre 600 Gulden erschreiben, das war kaum zu erreichen. Daß ich recht angestrengt arbeiten mußte, — denn es war doch in jedem Halbjahr fast eine neue Vorlesung vorzubereiten, im Anfang sogar zwei — empfand ich wahrlich nicht schmerzlich: an unablässige Arbeit war ich gewöhnt. Aber die Art dieser Arbeit und die so häufigen Ablehnungen meiner Einsendungen durch die Schriftleitungen: — jenes war niederdrückend, dies war demüthigend, beides arg, arg bitter! Das Artikelschreiben mußte „gewerbemäßig“ betrieben werden, sollte es auch nur entfernt jenen Betrag einbringen. Fünf bis sechs Stunden jeden Tag — meist den ganzen Vormittag! — mußte ich ausschließend auf dieses verhaßte und verachtete Geschreibe verwenden: am tiefsten schmerzte mich dabei, daß diese Zeit und Kraft verloren ging für die Arbeit an meinen Lieblingen, den „Königen der Germanen“: nur gar langsam

rückte nunmehr die Bewältigung der Quellen und der fast unübersehbaren Literatur vor.

Ich sank auch in meiner geistigen Selbsteinschätzung: denn bei der erforderlichen Massenhaftigkeit der Artikelschreiberei mußte ich mich — auf Verlangen von Schriftleitungen — auch an Gegenstände, an Bücher machen, von denen ich herzlich wenig verstand. Und auch auf Gebieten, in denen ich besser zu Hause war, schadete die unerläßliche Schnellschreiberei der Gründlichkeit. Auch mein Stil ward schlechter: er näherte sich unwillkürlich dem grauenhaften Zeitungs-Deutsch. Ganz „gewerbemäßig" führte ich Listen über neuere Erscheinungen der Literatur einerseits, über Zeitungen und Zeitschriften andererseits und ganz gewerbemäßig schickte ich Tag für Tag die noch dinten-nassen Aufsätze ab, um sie ach! wie oft als „unverwendbar" zurückzuerhalten und nun die Ware anderwärts auszubieten! Es that so bitter weh!

Meine bereitwilligste Abnehmerin war die „Baierische Zeitung", später neue „Münchener Zeitung", dann

das von Robert Prutz — er war meinem Vater befreundet — herausgegebene „Deutsche Museum", ferner die „Augsburger Abendzeitung". Stolz war ich, durfte für die Pözl'sche „Münchener Vierteljahresschrift", für das „Statswörterbuch" von Bluntschli und Brater einige Artikel übernehmen: für letzteres „Leibeigenschaft" und eine ganze Reihe von englischen Rechtsphilosophen. Das war doch ehrlich-wissenschaftliche Arbeit. Aber die Zeitungsartikel!

Lieber Gott, was habe ich damals nicht Alles für Zeug zusammengeschrieben!

Ich schämte mich: wo ich es vermeiden konnte, ließ ich meinen Namen nicht dazu drucken. Aber es blieb doch nicht unvermerkt. Und nun schadete mir das Stocken der „Könige" und diese maßlose Vielschreiberei auch bei den mir wohlwollenden Professoren: auch Pözl, Maurer, Bluntschli, Windscheid — ich war der hohen Ehre der Aufnahme in ihre Gesellschaft[1]), die

[1]) Siehe darüber unten (IV.) bei der „Politik".

Dienstag Abend bei Grosdemange sich versammelte, gewürdigt worden, — ließen es an leise mißbilligenden Winken nicht fehlen. Ich verstand die Warnungen nur zu feinfühlig: aber ich konnte ihnen doch nicht folgen: — und nun verdachten sie mir mit Recht meine Hartnäckigkeit: — und ebensowenig konnte ich doch allen Leuten sagen, daß ich diese Zersplitterung meiner Kraft und Zeit nicht aus Eitelkeit oder aus Freude an feuilletonistischer Oberflächlichkeit betreibe, sondern nur „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe". Man hätte mir das gar nicht geglaubt: nicht im mindesten! Denn nicht nur lebten ja meine Aeltern doch in recht auskömmlichen Verhältnissen, — mein Schwiegervater galt — nicht mit Unrecht — als einer der reichsten Leute der Stadt. Ich beeile mich, zu wiederholen, daß weder er noch meine Aeltern, lediglich meine eigne Thorheit und Weltunkenntniß die Schuld an diesen sehr, sehr bittern Zeiten trugen.

Und ich füge bei: wirklichen Mangel habe ich

auch nicht Einen Tag, nicht Eine Stunde gelitten: wäre das eingetreten, würde ich mich denn doch wohl an meine natürlichen Helfer gewendet haben. Aber die nagende Sorge, — die bohrende Befürchtung, daß bei dem elenden „Absatz“ all meines Geschreibsels das auf das Aeußerste Gescheute — die Anrufung der Familienhilfe — doch einmal eintreten könnte, später aber die nicht mehr fern zu haltende Erkenntniß, daß ich, falls die Anstellung auch nur noch ein Halbjahr, nur noch die Herbstferien 1863 ausbliebe, ich die Privatdocentur mit dem Advocaten-Dienst vertauschen müsse, — denn die Artikelschmiederei ging nicht mehr so fort und trug auch viel zu geringe, zumal zu unsichere Einnahmen: — das war seelenerdrückend.

Ich litt schwer: ich kam mir geistig gesunken vor. Nicht nur die „Könige“ stockten, auch der „Kampf um Rom“ blieb liegen: mit welch freudigem Schwung hatte ich vor meiner Verheirathung diesen großen, so ganz zu meiner Eigenart in Forschung und

Dichtung taugenden Stoff erfaßt, mit welchem Feuer die Erzählung bis zur Gefangennehmung des Vitigis durchgeführt: nun verzweifelte ich an meiner Kraft, das Werk würdig zu vollenden, ich verzweifelte — durch die unablässigen demüthigenden Ablehnungen meiner Einsendungen entmuthigt — je einen Verleger für das dicke Buch zu finden: ja, schmerzlich zu sagen: das Bedürfniß, jeden Monat Honorar zu erwerben, verbot, Zeit auf ein Werk zu verwenden, das besten Falles erst nach mehreren Jahren Geld einbringen konnte. Dazu die stäte Besorgniß, ob es nun auch gelingen werde, ohne weitere Beihilfe der Familie auszukommen, das Gefühl, von meinen Lehrern nicht mehr wie ehedem geschätzt zu werden, auch wirklich weniger zu leisten, als ich unter anderen Umständen hätte leisten können und die vergeblichen Schritte im Ministerium: — all das war für eine Natur, wie ich (leider!) nun einmal bin, unsäglich schwer zu ertragen.

Ich fiel nun — kein Auge hat es bemerkt — ganz zurück in jene düsterste, krankhafte, Tod und

sieglosen Untergang ahnende Stimmung (die richtige für König Teja!), — welche meine Knaben- und frühere Jünglingszeit verfinstert und die ich erst in der Wurzerstraße überwunden hatte. (Siehe unten, letztes Kapitel dieses Bandes.)

Auch Dr. Völk war nicht mehr ganz so zufrieden mit mir wie ehedem: auch er warf mir „Zersplitterung" vor und namentlich das „unglückselige Dichten"[1]). Lieber Gott, wie wenig Verse habe ich in den Jahren 1857 bis 1868 gemacht! Die Poesie war mir damals gründlich vergangen. Alle sind sie nun gedruckt in der II. Gedichtssammlung von 1874: wohlan, sie machen alle zusammen von deren 37 Bogen nicht 4 Bogen aus; alle anderen sind erst seit 1868 bis 1873 entstanden. Aber es lag nun ein-

[1]) Wohlwollend meinte er einmal: „dichten Sie in Gottes Namen, wenn Sie's nun mal nicht lassen können. Aber lassen Sie's wenigstens nicht drucken. Sehen Sie, mein Freund, der Professor X., hat Berge von geschriebenen Gedichten liegen. Aber er „schnauft nicht davon". — Ich dachte in meinem Sinn: „es ist wohl auch besser."

mal »levis notae macula« auf mir: man meinte im Ministerium, wie später in so mancher Juristenfacultät fremder Universitäten, ich vertrage Zeit und Kraft mit Versen![1])

[1]) Alles nämlich darf der Mensch, der Professor ist, nebenbei betreiben, ohne Kaste zu verlieren und die Unbescholtenheit des rechten und gerechten Kamm-Machers bei Ministerien und bezopftesten Amtsgenossen einzubüßen: reiten, fischen, jagen, Croquet und Lawn-Tennis spielen, reisen ohne wissenschaftlichen Zweck, Schachspielen, Skatspielen bis zum Erlöschen der Sterne und — schon lang vorher — der Gedanken, malen in Oel, Wasser und Plain-Air, musiciren bis zur Betäubung des Nebenmenschen, jeden Abend bis nach Mitternacht in geist- oder doch geld-reichen Gesellschaften vertrödeln, namentlich aber Politik machen bis zur Erschöpfung, viele Halbjahre hintereinander fern von seiner Hochschule im Reichstag oder in der zweiten oder (seltener) in der ersten Kammer seines Gliedstates verbringen, alle Wahlversammlungen durch seine Reden verschönen, täglich politische Artikel schreiben, politische Zeitschriften leiten, auch in den Sitzungen der Väter der Stadt viele Stunden nutzbringend absitzen oder als Kirchenvater die Kirche aufrecht halten, oder wohl gar noch, sofern dies denkbar wäre, verbessern. — All das, obwohl es ungleich mehr Zeit kostet, ist erlaubt, ja zum Theil sogar für die Laufbahn förderſam. — Aber wehe ihm, wenn er Phantasie hat und diese in Versen von sich giebt! Mit Achselzucken behandelt man ihn fortab als einen Herabgesunkenen. Mag er dabei als Lehrer noch so beliebt und anregend sein, mag er wissenschaftlich Mehr und

Ich hütete mich wohl, das viel Bedenklichere aufzudecken, daß nicht die (fast versiegte) Dichtung meine Kraft ablenke, daß vielmehr die Artikelschreiberei mich in der That geistig und in meiner Selbstwürdigung herabdrücke. Und das immer wiederholte Betteln um endliche Anstellung in dem Zimmer des Referenten that auch so weh! Ich litt schwer; auch körperlich.

Besseres veröffentlicht haben als seine von der Phantasie nicht befleckten Amtsgenossen, Richter und Verdammer: — thut nichts, der Poet, auch wenn er zweifellos begabt ist, hat die Ebenbürtigkeit verwirkt. Und wenn er vollends Erfolg hat, — dann ist solch' grober Unfug schon bald „disciplinarisch anzusehen". — Ach, wie wohlthätig wäre manchem dieser Erzväter des Katheders ein einzig Körnchen Phantasie! Ohne eine gewisse Art von Phantasie wird auch in der Wissenschaft nichts gezeugt und gestaltet.

XLVI.

Endlich kam es zum Vorschein, zum Ausbruch. In der letzten Woche des Winterhalbjahrs 1861/62 befielen mich plötzlich — auf einem Spaziergang mit meinem Vater in der Maximilianstraße — bei'm Athmen so unerträgliche Schmerzen in der Lunge, daß ich kaum noch nach Hause (Rosenstraße 11, II.) gelangte. Der treue Hofmedicus Dr. Koch (II. S. 588), rasch herbeigeholt, machte ein höchst bedenkliches Gesicht, stellte schwere Lungen- und Rippenfellentzündung fest und verordnete schleunigst Blutegel, welche einige Erleichterung brachten.

Aber gleichwohl waren in den nächsten Tagen und schlaflosen Nächten die Schmerzen bei'm Athmen sehr arg: Lanzenstichen vergleichbar. Am meisten bekümmerte mich, daß ich die recht hübsch besuchte

Vorlesung über Handelsrecht nicht zu Ende führen konnte.

Als ich — nach vielen Wochen — genesen war, stellte sich doch heraus, daß die linke Lunge übel mitgenommen war.

Noch viele Jahre kam mir gelegentlich Blut aus dem Munde, so daß mir z. B. eindringlich verboten ward, mich der Seekrankheit auszusetzen, um nicht dadurch etwa einen Blutsturz herbeizuführen; auch noch im Jahre 1872 sah es mein lieber Freund und Arzt, Professor Roßbach, nicht ohne Besorgniß, daß ich den milden Himmelstrich Würzburgs mit Ostpreußen vertauschte.

Damals nun aber (1862) war ich durch die schwere Krankheit so angegriffen, daß der treffliche Arzt darauf bestand, ich müsse, um dem Münchener Winter gewachsen zu sein, im Herbste vorher noch zu Meran mich „ausheilen“. Wahrlich: es war nicht leicht, die Mittel hiefür zu beschaffen. Allein ich fügte mich um so williger, als ich ohnehin in Mailand und in Ravenna

in den Büchereien und Archiven zu arbeiten hatte: dort galt es, die Handschrift der „Geheimgeschichte" Prokop's einzusehen, — ich arbeitete damals schon an dem erst in Würzburg 1865 vollendeten Werk über diesen Byzantiner — hier ostgothische und langobardische Urkunden. So schnürte ich denn im September 1862 mein schmales Bündel und ging zunächst nach Meran, wo mich mein lieber Freund und Schüler Theodor Toeche (oben S. 376) bereits erwartete. (Wir wohnten in der freundlichen Vorstadt Steinach, in der nunmehr längst verschwundenen Pension Proxauf.)

Fast den ganzen Betrag der Kosten dieser Reise habe ich mir erschrieben durch die „Reisebriefe aus Tirol und Italien", welche damals (1862) in dem „Deutschen Museum" erschienen und nun im III. Bande meiner „Bausteine", Berlin 1882, abgedruckt sind.

LXVII.

Ausführliches Eingehen auf diese Reise gehört nothwendig in die „Erinnerungen“: denn ihre Eindrücke haben auf meine ganze Entwicklung großen Einfluß geübt, wie sich dem Leser bald selbst aufdrängen wird: Erweiterung des Gesichtskreises, Ergänzung und Berichtigung des bisher allzu einseitig bevorzugten Germanischen, Aufnahme des Antiken, des Romanischen, der südlichen Landschaft und Bevölkerung in die Einbildungskraft: — die Schilderung Italiens und der Italier im „Kampf um Rom“ und in mancher andern Dichtung beruht auf den damals erlebten Bildern und gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen.

Die Begeisterung zwar für die Antike brauchte nicht erst geweckt zu werden: — sie lebte in mir seit meinem 12. Jahre — (Homer, I. S. 13, 191), aber

das Verständniß derselben ward mir durch die Anschauung doch unvergleichlich lebendiger, als bisher durch das bloße Studium der Glyptothek und der Kugler-schen Kunstgeschichte zu erzielen gewesen war. Dazu kam aber noch schwerwiegend das Folgende: hatte ich auch schon früh gern Italienische, Spanische, Französische Literatur studirt, — die Gefahr lag mir doch nah einer allzu einseitigen Vorliebe für das Germanische: neben dem Deutschen hatte ich Angelsächsisches, Englisches, Nordgermanisches bisher ganz überwiegend berücksichtigt: nun aber lernte ich in Italien wälsche, romanische Volksweise durch langen (und später oft wiederholten) Verkehr nicht nur genau kennen, auch von ganzer Seele lieben, so daß von nun ab die Gefahr ultra-teutonischer Verranntheit, die man mir sehr mit Unrecht vorwirft, ausgeschlossen war: Dank wohl auch den sechs Theilen romanischen Blutes in mir (I. S. 4) habe ich das lebhafteste unwillkührliche Wohlgefallen an romanischer Gentilezza, Anmuth und Feinheit.

Die Eindrücke der südlichen Natur, der geschichtlichen Ueberlieferungen, der Kunstdenkmäler aus der Antike und dem Mittelalter waren ganz gewaltige und boten fruchtbarste, dauernde Anregung. Südtirol und zumal Meran habe ich damals so lieb gewonnen, daß ich in diesen dreißig Jahren zwölfmal dort weilte, oft zu längerem Aufenthalt.

Damals schon lernte ich hier Professor Ignaz Vincenz Zingerle (s. unten) kennen, den trefflichen Innsbrucker Germanisten und ortskundigsten Sohn Merans, von dem ich gar Viel lernte: wie auch von Steub, mit dem ich dreimal an der Passer zusammentraf. Zingerle sollte später mein Oberlehensherr werden: er hat den alten Thurm Gufidaun am Eisack erworben, vielleicht einst dem Lehensherrn Walther's von der Vogelweide gehörig, hat dann in einer zierlichen und streng richtig gefaßten Investitur-Urkunde den berühmten Germanisten Karl Weinhold belehnt und dieser hat während unseres (leider nur kurzen!) Zusammenwirkens hier in Breslau seinerseits

mich belehnt, so daß ich also Subvasallus des Ritters von Gufidaun geworden bin.

Zumal aber bewirkte diese Reise die Hereinziehung des Politischen, der brennenden Völker-Fragen der Gegenwart in die Gedanken, die Nöthigung, sich zu diesen Aufgaben irgendwie zu stellen.

Wahrlich, ich glaube, ich hätte 1867 die bereitwillige Fügung unter die noch 1866 lebhaft bekämpfte preußische Vorherrschaft und die Abwendung von den großdeutschen Neigungen nicht so leicht, so rasch, so nothwendig vollzogen, wäre ich nicht schon fünf Jahre früher in Italien bei einem fremden Beispiel durch die Schule praktischer politischer Erfahrungen und Eindrücke gegangen. Der ursprünglich recht lebhafte Widerwille gegen den verfassungsbrechenden Herrn von Bismarck, gegen allerlei unschöne Nothbehelfe der preußischen Politik von 1864 in den Elbherzogthümern und von 1866, gegen das Bündniß mit den Wälschen gegen Deutsche: — all das ward mir gemildert, erträglicher gemacht durch die

Erinnerung an das Italien von 1859 und das in seiner jungen Einung von mir erschaute — und beneidete! — von 1862.

In jenen Reisebriefen habe ich mich denn auch (abgesehen von der etwas früheren [1860] Mischung in den Streit zwischen v. Sybel und Ficker durch die Abhandlung „über die Verbindung der deutschen mit der lombardischen Königs- und der römischen Kaiserkrone“[1]) und deren Folgen) zum ersten Mal über politische Fragen der Gegenwart ausgesprochen. Bezeichnend für die damals (September und October 1862) in Süddeutschland bei echten begeisterten Freunden Gesammt-Deutschlands herrschende Stimmung und Auffassung der Lage sind die Worte, mit welchen ich jene Reisebriefe einleitete: „Es ist dem Deutschen wohl zu gönnen, wenn er den schmerzlich ermüdeten Blick auf einige Zeit abzuwenden sucht von dem peinlichen Bild, das der Zwist der Fürsten,

---

[1]) Zuerst erschienen in der Neuen Münchener Zeitung 1860, jetzt abgedruckt in den Bausteinen II. Berlin 1880. S. 380 f.

Völker und Parteien und die Verblendung so mancher Regierung in der Heimath nun schon Jahre lang aufweisen. Es ist wohl keine Sünde, wenn man herzlich müde geworden ist der Gehässigkeit, mit welcher der „Handelsvertrag" verhandelt und vertragen wird, wenn man sich widrig berührt fühlt von der verbissenen Hartnäckigkeit, mit welcher „Kleindeutsche" und „Großdeutsche" zu Weimar und zu Frankfurt ihre Heerlager aufschlagen, wie weiland die „Grünen" und die „Blauen" zu Chalkedon und zu Byzanz: oder wenn man in hellen Zorn geräth über den Starrsinn, mit welchem die Regierung gerade desjenigen States, welchen alle freien Männer Deutschlands so gern in Freiheit, Macht und Ehre voranschreiten sehen möchten, des preußischen, die ersten Voraussetzungen alles Verfassungslebens verleugnet, für die deutsche Einung gar nichts thut und den preußischen, den deutschen Namen dem gerechten Hohn unserer Feinde aussetzt[1]).

[1]) Geschrieben kurz vor Bismarck's Auftreten, ungefähr gleichzeitig (1861) mit dem Gedicht (s. I. Sammlung: ich muß

Und es ist wohl auch keine Sünde, wenn man von Neugier ergriffen wird nach jenem Land, in welchem, nach Aussage der „Kreuzzeitung“, „die modernen Dämonen der Einheit und Freiheit mit blutigen Tritten daher schreiten“.

Es verlangte mich, einmal mit eigenen Augen zu sehen, ob denn wirklich das neue Königreich Italien[1]) im Begriffe stehe, wie man uns täglich zu

---

hier [Mendelhof, September 1892] nach dem Gedächtniß anführen):

„Ich weiß ein Lied von solcher Trauer,
Daß jenem, der's zu Ende singt,
Vor Weh in schrillem Schmerzenschauer
Das Herz verzweiflungvoll zerspringt.
Das Lied, von einem Volk von Weisen,
Deß Thorheit durch die Lande tönt,
Von einem Heldenvolk von Eisen,
Das straflos jeder Bube höhnt. ....
Dies Lied, dem keins an Wehe gleich,
Es ist das Lied vom Deutschen Reich.“

1861 gedichtet; und dann hat man von mir drucken lassen, ich habe „erst nach 1871 die national=patriotischen Saiten auf meine Harfe gespannt!“ Vgl. die Gedichte schon der ersten Sammlung von 1848—1854.

[1]) Die Stimmung in Oesterreich, in Tirol war übrigens jetzt erheblich besser als 1860, da ich die Thäler von

hören und zu lesen giebt, sich anarchisch in unversöhnliche Parteien aufzulösen, oder ob sich die Bürger desselben — trotz der Einheit und der Freiheit — glücklich fühlen.

„Ein einig gewordenes Volk, ein nationaler Stat: — welch beneidenswerther Anblick[1].“ „Und gerade jetzt ist die günstigste Zeit für eine solche Probe: wenn die Italiener in diesem Augenblick, da der Gefangene von Aspromonte[2]) mit dem ganzen Schwergewicht eines hochherzigen, wenn auch unbesonnenen Strebens und eines tragischen Schicksals jede Sympathie gewinnen muß, gleichwohl nüchtern und ruhig an der Regierung festhalten, — dann wahrlich stecken sie nicht mehr in jener Exaltation und Verranntheit,

---

Nassereut, Lermos und Reute bereist und die armen Leute, welche durch den Krieg, d. h. die Einquartierungen, schwer gelitten, höchst erbittert gegen die Regierung gefunden hatte: damals wären sie mit Freuden „baierisch“ geworden.

[1]) Welche Fülle zusammengedrückten bittersten Weh's liegt in diesem Ausruf! (Zusatz von 1892.)

[2]) Garibaldi, nach seinem verunglückten Versuch auf Rom. (Zusatz von 1892.)

welche so lange Zeit ihre politische Unreife verrieth und — nach der Aussage ihrer Feinde — noch heute bekunden soll."

Von Trient[1]) an fühlte man — so zu sagen — die politische Luft wehen, die, gewaltiger Schicksale schwanger, über der ganzen Halbinsel liegt. Es war gerade der Gerichtshof bestellt, der Garibaldi und die übrigen »martiri d'Aspromonte« richten sollte: die Spannung, die hoch dramatische, dieses Augenblicks steigerte noch das ohnehin bestehende Vorherrschen der politischen Fragen oder — was in Italien dasselbe — Leidenschaften.

Von Trient ab hörte ich alle Menschen überall, am lautesten in Venedig, am verhaltensten in dem

---

[1]) In Innsbruck, dann in Bozen und Meran flackerte damals die „Protestantensache", d. h. der glaubenswüthige Widerstand der Geistlichen gegen die Erbauung protestantischer Kirchen in dem Land Tirol, dessen jungfräuliche Glaubenseinheit dadurch bedroht schien: damals wurde von der Kanzel herab jeder Tiroler für ewig verdammt erklärt, der einem Ketzer auch nur ein Glas Wasser reiche. — Jetzt läuten schon lang auch protestantische Glocken durch jene gesegneten Lüfte.

waffenstarrenden Verona, der starken Trutzburg der Oesterreicher, Menschen aller Stände und Parteien und jedes Geschlechtes, nahezu nichts als Politik sprechen: im Eilwagen, in der Eisenbahn, im Café, im Theater, in den Büchereien und Archiven, in den Kirchen, auf den Straßen, an dem Wirthstisch: — überall nichts als Politik! Mailändische Professoren und österreichische Husarenlieutenants, ravennatische Archivräthe und venetianische Gondoliere, Kaufleute von Trient und Winzer von Imŏla, Kaiserjäger in Padua und Bersaglieri zu Faënza, ein Conventikel von Preti zu Bologna und ein Rudel schwarzäugiger „Signorine" in dem Corso zu Forli: — nichts als Politik. Sie war der große Angelpunkt, um den sich — freiwillig oder unfreiwillig — Sorgen und Gedanken hier zu Lande drehten. (Wie weit ab waren wir damals noch in Deutschland von solch nationaler, patriotischer Erregung. Zusatz von 1892.) Ein empfindsamer Reisender aus Thüringen, mit dem sich mein Weg zuweilen kreuzte, beklagte sich bitter, daß diese scharfe

Luft der Politik ihm oft die Stimmung verderbe, wann er über Kunst oder Natur des schönen Landes zu schwärmen beginne: aber daraus machten sich die Italiener merkwürdigerweise gar nichts: sie meinten, ihr Land und Volk sei nun lange genug nur leidendes „Object“ für fahrende Maler und Dichter gewesen: sie wollten auf einmal sehr thätige „Subjecte“ im Völkerleben werden.

Während der ganzen Reise drängten sich unablässig die Italien, den Pabst, Frankreich, Oesterreich, Preußen betreffenden brennenden Fragen dem für die Einung Deutschlands begeisterten jungen Mann von 28 Jahren auf. Ich stelle hier die wichtigsten der damals empfangenen Eindrücke und meiner damaligen Beurtheilungen kurz zusammen: ich hatte die Befriedigung, nichts davon als verfehlt oder durch den Erfolg widerlegt bezeichnen zu müssen, als ich volle zwanzig Jahre später (1882) sie wieder veröffentlichte, und heute — (1892) abermals ein Jahrzehnt hienach — verhält es sich ebenso.

Was die Verbindung der deutschen Königskrone mit jenen beiden anderen Kronen anlangt, so gilt es in erster Reihe, sie als eine große geschichtliche Nothwendigkeit zu begreifen — nicht sie zu schelten oder zu loben! — jenes ist (nach Feststellung des Thatsächlich-Geschehenen) die erste Aufgabe aller Geschichtswissenschaft: denn nichts geschieht, was nicht geschehen muß. Der Fehler Heinrich's von Sybel und seiner Gesinnungsgenossen und übereifrigen Schüler bestand nun aber gerade in dieser rein politischen Auffassung der Frage und deren Beantwortung nach den Bedürfnissen des XIX. Jahrhunderts. Gewiß war das Trachten der Italiener nach Einheit und Freiheit, nach Abschüttelung der Fremdherrschaft in unserem Jahrhundert sittlich, geschichtlich, politisch vollberechtigt: daß es „revolutionär", d. h. gegen die Verträge von 1815 gerichtet war, habe ich ihnen schon damals nicht verübelt, lange bevor Otto der Große — Bismarck — 1866 die gleiche Revolution gegen die gleichen Verträge siegreich durchführte. Und

ist doch die Loslösung von Italien Oesterreich selbst zum Heile gediehen. Auch daß das stolze »l'Italia farà da se« scheiterte und dann doch „die Hexe dran mußte", d. h. der Cäsar an der Seine, wollen wir den Fratelli nicht zu hochmüthig vorrücken: ohne den russischen Winter von 1812 und die russischen Heere von 1813—15 wäre Preußen mit dem ersten Napoleon auch nicht fertig geworden. Aber allerdings forderte diese Einmischung des Imperators das wachste Mißtrauen in Süddeutschland heraus: denn es war klar, daß er, um sich zu behaupten, stets die »gloire« frisch auftünchen und so, an sich ohne kriegerische Neigung, auf Kriegsruhm bedacht sein, die Erstarkung Deutschlands nöthigenfalls mit Gewalt verhüten mußte. Daher erbitterte in Süddeutschland die „Politik der freien Hand" des Herrn von Schleinitz, die auch gegenüber Napoleon das preußische Gewehr bei Fuß behielt. Keinesfalles aber darf man um deßwillen, daß man im Jahre 1859 den Italienern die Befreiung und deßhalb die Neutralität des Deutschen

Bundes auch bei Einmischung Napoleon's wünschte, die deutschen Könige von Otto dem Großen bis auf Heinrich VII. wegen ihrer italischen und Kaiserpolitik tadeln. Diese war ganz unvermeidlich: nicht Otto (962), auch nicht Karl der Große (800), schon Chlodovech (500) hat den Weg eingeschlagen, auf welchem Karl, Otto, die fränkischen und die schwäbischen Kaiser nur die letzten folgestrengen Schritte gethan: die Annahme des Christenthums im katholischen Bekenntniß durch Chlodovech, das enge Bündniß mit dem gallischen Episkopat, später mit dem römischen Stuhl, die theokratische Auffassung des „heiligen" römischen Reiches deutscher Nation, des Kaisers als Schirmvogts der Kirche: — das waren nicht Willkürthaten und Launegedanken, die ebenso gut hätten unterbleiben können, sondern große geschichtliche Nothwendigkeiten des Handelns und des Denkens oder Glaubens.

Für Otto I. war die Rettung der römischen Kirche aus einem Pfuhle tiefsten sittlichen Verfalles eine religiöse Pflicht: auch noch für seine Nachfolger

(bis Heinrich III.), bis Pabst Gregor VII. die Reform der Kirche in die Hand der Kirche selbst nahm. Man sage nicht: hätten doch die deutschen Könige die römische Kirche verfaulen lassen in dem Sumpfe der Marozzien und Theodoren — desto besser für sie: dann gab es keine Kämpfe mit Gregor VII., Innocenz III., Alexander III., Bonifaz VIII.: wer so spricht, der spricht frivol und unwissend dazu: denn dazumal — (wohlverstanden: nicht heute!) — waren Kirche und Bildung, Cultur im weitesten Sinne beinahe Eins und dasselbe. Auch vergißt man: alle jene Kaiser (mit einziger Ausnahme des größten, des genialsten unter ihnen: Friedrich II.) waren, mußten sie auch die Uebergriffe der Curie bis auf's Aeußerste bekämpfen, fromme, vollüberzeugte Söhne der römisch-katholischen Kirche: ihrer Mutter zu helfen, wenn sie es konnten, war ihre heiligste Christenpflicht.

Dazu kam, was man völlig übersehen hat: strategisch-militärische, politische Gründe nöthigten die deutschen Könige, sich des Südaufstiegs der Alpen,

also wenigstens Ober-Italien, zu versichern, sollten nicht in dem meisterlosen Lande, das sich nicht einmal der Sarazenen-Häuflein in den Meerburgen erwehren konnte, die Ungarn, im Norden und Osten endlich abgewehrt, festsetzen und nun vom Süden her, wie sie schon rüsteten, ihre Raubfahrten nach Deutschland erneuen.

Schließlich aber: diese geschichtsnothwendige Verbindung mit der lombardischen Königs- und der römischen Kaiserkrone hat zwar der politischen Geschichte der Deutschen ohne Zweifel schwer geschadet, weil Zeit, Kraft, Kriege, Geld der besten deutschen Herrscher dadurch abgezogen wurden von ihrer dringendsten Aufgabe: das Emporstreben der reichsverderberischen Fürsten, dieser tausendfältigen Felone wider ihren Lehensherrn, niederzuhalten: das ist übrigens eine sehr alte, nicht erst von Heinrich von Sybel gefundene Wahrheit.

Aber der deutschen Culturgeschichte im umfassendsten Sinne von Ackergeräth, Garten- und Weinbau, durch das Kunsthandwerk, die ganze Lebensgestaltung des Haushaltes, die Volkswirthschaft, den Handel hin-

durch bis zu den höchsten Stufen geistigen Lebens in allen Künsten und allen Wissenschaften hat jene Verbindung mit Italien den allergünstigsten Einfluß geübt: — und das war nur möglich, weil der deutsche König zugleich den Weg über die Alpen als Landesherr schützte, auch in Mailand und in Rom gebot.

Ein breiter Strom warmen, schönen, reichen, vielfach befruchtenden Lebens zog und zieht sich von Italien aus über Trient, Bozen, Füßen, Augsburg, Frankfurt, durch ganz Süd- und Mittel-Deutschland hin bis etwa nach Erfurt, wohlthätig die Armuth, Rauhheit, Barbarei des Landes und der Leute bereichernd, verschönernd, mildernd: noch heute ist der Süden und Westen Deutschlands dem Nordosten in allen jenen Dingen der Cultur, in welchen Italien wirken konnte, weit überlegen, noch heute ist die Elbe eine Cultur-Gränze: je weiter nordöstlich, desto culturloser wird das Land und das Leben. Wenn Deutschland im Mittelalter, trotz seiner nördlichen Lage, trotz der Armuth und Rauhheit seines Landes und

seines Himmels neben Frankreich, ja, zuweilen sogar vor Frankreich an Wohlstand, Gesittung, Bildung in Europa voran stand, die Führung hatte gegenüber den dumpfen Slaven im Osten und den Nordgermanen, aber auch gegenüber England und zum Theile der pyrenäischen Halbinsel, — so verdankte das deutsche Volk diese Stellung gerade jener Verbindung mit der Lombardei und mit Rom, welche politisch so schädlich gewirkt hat.

Diese Sätze, vor 30 Jahren, damals aus den Eindrücken der italischen Reise gewonnen, halte ich heute noch sämmtlich aufrecht. Die Abschweifung war nothwendig: mein damaliger Standpunkt in jenen Fragen, welche sich in Italien aufdrängten auf Schritt und Tritt, mußte festgestellt werden: meine Auffassungen der deutschen Frage (d. h. die klein- oder groß-deutsche Parteistellung) mit ihren Wandlungen bleiben aber besser vorbehalten der Darstellung des Würzburger Jahres 1866, in welchem preußische und österreichische Granaten über meinem Dache sich

kreuzten und so mit allerhellster Anschaulichkeit in nächster, wärmster Nähe diese Frage über und in meinem Kopfe zur deutlichsten Entscheidung bringen sollten.

XLVIII.

So herzlich ich den Italienern die Einheit und Freiheit gönnte (freilich nicht ohne schmerzlichen Vergleich mit Deutschland), so lebhaft bekämpfte und bekämpfe ich doch schon damals die herausfordernde . . . — nun sagen wir Unbefangenheit, mit welcher sie das von ihrem „Befreier“ Napoleon aufgestellte Recht der Nationalität in Anspruch nahmen und nehmen, soweit es ihnen nützte oder nützt, aber mißachteten und mißachten, wo es anderen Leuten zu Gute kam oder kommt.

Unsere Fratelli, welche die Verträge zerrissen, „auf Grund des unverlierbaren Rechts der Sprachgränze“, forderten und fordern ihrerseits ganz Südtirol bis an den Brenner und an das Meraner Thal: daß dadurch viele Tausend Heimwesen, in denen deutsch

gesprochen wird, dem Wälschreich unterworfen und unfehlbar im Laufe der Zeit verwälscht würden, das stört ihre Logik nicht im mindesten.

Ich aber darf das „Verdienst" — d. h. es ist keins, nur deutsche Pflicht — in Anspruch nehmen, daß ich, angeregt durch Steub, Zingerle und Aloys Pichler in Innsbruck schon vor 30 Jahren als der allerfrühesten Einer in Deutschland mich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln der hart bedrohten deutschen Sprachinseln in Wälschland angenommen habe, — lange bevor der trefflich wirkende „Schulverein" geboren war.

Ein Zufall, eine Reisebegegnung jenes Jahres 1862 förderte ungemein meine Kenntnisse jener Verhältnisse, d. h. jener Gefahren und daher meinen Eifer zur Abwehr.

Auf dem Wege von Vicenza nach Venedig stieg zu mir in den Wagen ein deutscher Beamter, der (Ober-?) Postmeister von Vicenza, Herr Winter, der seit Jahren mit regem Fleiß allen Spuren deutscher

Mundarten nachgegangen war, nicht nur in den bekannten sette (im Thale von Asiago[1]) und den tredici communi, sondern ebenso weiter nördlich in dem leider immer mehr verwälschten Südtirol. Herr Winter hatte eine überaus reiche Sammlung von Wörtern der dort lebenden Mundarten angelegt, zumal auch der Eigennamen der Personen, Geschlechter, Bauernhöfe, Häusergruppen, Gewässer, Berge, Hügel, Wälder, Thäler, Ackergruppen, Allmännden, Dörfer und von Flurnamen, ferner ein Verzeichniß aller Seelsorger in der Provinz Vicenza von 1325 an: endlich — leicht das Anziehendste und zugleich Lehrreichste! — ein kleines Wörterbuch der Schimpf-, Spitz-, Neck- und Spott-Namen deutschen Ursprungs. Schmerzlich klagte nun aber der wackere und einsichtsvolle Mann, daß, während die Italiener unglaubliche

---

[1]) Daß diese ursprünglich für Ueberbleibsel der Kimbern (! von 101 vor Chr.) gehaltenen deutschen Ansiedler erst im XIV. und XV. Jahrhundert eingewanderte Alamannen sind, steht nunmehr lange fest.

Rührigkeit entwickelten, die Deutschen planmäßig zu verwälschen, kein Geld und kein Mittel der Güte und des Druckes, der Einschüchterung scheuten, die deutschen Bauern auszukaufen und deutschen Nachschub aus Nordtirol zu verhüten, die k. k. Regierung all diese Jahrzehnte nichts gethan hatte, diese vorgeschobenen deutschen Posten vor der Verwälschung und Zurückdrängung zu schützen.

Und man sollte doch meinen, sie hätte alle Ursache, diese Gränze durch die verlässige deutsche Bevölkerung zu decken! Jeder Bauernhof, von dem ein trientiner Signore einen deutschen Bauern verdrängt, verstärkt die Ansprüche der Italianissimi auf das Trentino, diese geschichtswidrige Erfindung der Irredenta. Ja, geraume Zeit hat die k. k. Regierung die Verwälschung sogar gern gesehen: denn die Deutschen galten als liberal. Lieber Gott, der Liberalismus der tiroler Bauern ist nicht statsgefährlich. Die Deutschen haben nie wie Czechen und Polen den Zerfall der habsburgischen Einherrschaft angestrebt! Leider muß

man aber einräumen: die deutschen Bauern in jenen Thälern sind nicht immer sehr sparsame und fleißige Wirthe: leicht geraden sie in Schulden und der Signore, der ihnen bereitwillig Geld leiht, verwandelt sich aus dem Buchpfandgläubiger in den Eigenthümer der kleinen Scholle, auf welche er dann Italiener setzt, die unvergleichlich weniger vertrinken, veressen, verfeiertagen, verbimmeln (d. h. verglockenläuten), verbüchsen und verböllern als die lieben Tiroler. Langsam, aber sicher, und jetzt schon gar nicht einmal mehr langsam, sondern zum Erschrecken rasch, überwältigt und verzehrt so die wälsche Fluth diese germanischen Eilande, wie die heiße Sonne des Südens ein par Stücke trotzigen Eises, die noch am Mittag-Abhang der Alpen haften wollen, unvermeidlich schmelzend auflöst.

Herr Winter stellte mir später seine reichen Sammlungen zur Verfügung, und mit seiner Verstattung gab ich sie dann Freund Steub, der sie vielfach verwerthet hat.

Ich stellte damals schon [1]) eine Reihe echt deutscher Geschlechtsnamen aus jenen Spracheilanden zusammen, welche, wie die Kirchenbücher auswiesen, zum größten Theil schon seit Jahrhunderten dort siedeln. Diese Einführung ward nun entscheidend dafür, daß ich, wie gesagt, seit nunmehr 30 Jahren eifrig an der Erhaltung des Deutschthums in jenen Marken mitarbeite: nicht nur in München, wo die nahen Innsbrucker Herren und Steub den Eifer rege hielten, auch in Würzburg, Königsberg, Breslau, zumal ja häufige Besuche mich immer wieder in das Etschthal führten. Pfarrer, zumal aber Schullehrer, in all jenen bedrohten Gemeinden wandten und wenden sich wiederholt an

---

[1]) S. jetzt Bausteine III. S. 260. Oft sind sie schon dem Italienischen angepaßt: so dal Brun, Danduro (Dander), Finko, Franko, Gligar, Zano (Zahn), Padur (Bader), Segafredo, Sossaro (Sosser), Goassar (Geisser); von Spottnamen mögen hier stehen: der Lüs, Kaberlaber, Kalputz, Streit, Toll, Pasch, Holla, Kockelo, Ragobusch, Sockele, Plonz, Raupler, Stickerle, Pupferle. Ein Bauer, der eigentlich Serrate heißt, empfing von seinen großen vorstehenden Zähnen zugleich den deutschen Spitznamen „Zahnle“ und den wälschen „maladente“.

mich; abgesehen von den ständigen Geldspenden und der späteren Vorstandschaft in dem Königsberger Zweigverband des deutschen Schulvereins, habe ich auf Wunsch der Lehrer schon gar manche meiner Schriften in jene abgelegenen Gemeinden gestiftet, zumal den „Kampf um Rom“ wegen seiner Verherrlichung der heldenhaften Vertheidigung germanischen Volksthums. Und seit ich (1890) den herrlichen Erdenwinkel, den Mendelhof auf der Mendel bei Bozen, entdeckt und mit meiner lieben Frau in den Wirthen jenes unübertrefflichen Gasthofs, Herrn und Frau Spreter, nahe Freunde gewonnen habe, gilt meine Abwehr vor Allem den dort an dem Nonsberg (bei Fondo) hart ringenden deutschen Schulen, die ich hiermit, wie dem Schulverein, so allen Deutschen zur Unterstützung auf das Wärmste empfehle.

LXIX.

Ich schließe die politischen Betrachtungen über Italien mit einem Auszug aus damals schon — 1862 — gedruckten Ausführungen.

„Das italienische Nationalgefühl ist die alle anderen Strebungen überwindende Lebensmacht geworden auf der Halbinsel von den Alpen bis über Ravenna hinaus (das Land südlich von Ravenna lernte ich damals noch nicht kennen). Dieser Patriotismus ist durchaus nicht ein künstlich Gebilde napoleonischer Ränke oder piemontesischer Herrschsucht: ohne diesen reinen und mächtigen Grundtrieb hätten weder Napoleon, noch Victor Emmanuel, noch Garibaldi etwas ausgerichtet. Das Nationalgefühl hat diesmal das ganze Volk ergriffen, mit Ausnahme der katholischen Priester, die überall der kosmopolitischen Kirche

mehr als ihrem Volk angehören[1]), dann einzelner bourbonisch oder päbstlich gesinnter Adelsgeschlechter und solcher Schichten des vierten Standes: Bauern und Arbeiter, welche, mehr vom Hunger und vom Geldbeutel, als von höheren Beweggründen geleitet, über die stark vermehrte Steuerlast und die Vertheuerung der Lebensmittel klagen. Ja, die Bewegung hat jetzt das Volk ergriffen: — die Schilderhebungen von 1815 bis 1849 waren verfrühte, nur von einer kleinen Minderheit geistigen Adels, von Carbonari und anderen Verschwörern getragen. In der Schule des Unglücks von 1849 bis 1859 haben die Italiener die größten Fortschritte an Statssinn gemacht: die monarchisch-constitutionelle, eben die „piemontesische“ Partei ist die Trägerin der Zukunft, ist der republikanisch-mazzini-

---

[1]) Daher sie seit den Siegen Gregor's VII. ohne Rücksicht auf ihr angeborenes, z. B. schwäbisches oder italienisches Recht, wie von je in erster Reihe nach kanonischem, so nunmehr nach römischem Recht lebten (siehe deutsche Geschichte, Weimar 1889, II.). Aber auch von ihnen hatten damals Manche vergessen, daß sie Priester, und sich erinnert, daß sie Italiener waren!

stischen weit überlegen, sogar in jenen Tagen, da Garibaldi's (selbstverschuldetes!) Geschick immerhin schwer gegen die Regierung in die Wage fiel."

„Diese echt politische und echt nationale Gesinnung verleiht dem jungen Königreich die Gewähr der Dauer: hierin haben wir Deutsche von den Wälschen zu lernen: denn bei uns will es immer noch nicht gelingen, daß Protestanten und Katholiken, Norddeutsche, Mitteldeutsche, Süddeutsche, Kleindeutsche und Großdeutsche, Conservative, Constitutionelle, Demokraten [1]) ihre Gegensätze auch nur vorübergehend vergessen, um der gemeinsamen deutschen Sache willen. Es ist traurig, aber wahr: das Nationalgefühl ist in Deutschland noch nicht so mächtig wie in Italien (1862)."

Es folgte dann ein Vermuthen über die Zukunft Italiens: „Ich halte dies italienische Heer, bei aller Achtung vor seiner Tapferkeit, dem österreichi-

[1]) Socialdemokraten gab es in jenen glücklichen Zeiten noch keine.

schen nicht für gewachsen: wenn die Italiener ohne fremde Hilfe[1]) Venedig gewinnen wollen, so können sie Mailand darüber wieder verlieren. Haben sie aber das Glück friedlicher Muße, so werden sie ohne Zweifel ihr Land im Norden zu einem ganz gedeihlichen Statsgebilde entwickeln, vielleicht auch den Süden: auch Neapel und Sicilien: doch wird dies jedesfalls viel längere Zeit in Anspruch nehmen. Ich wünschte im Interesse Oesterreichs selbst, daß der Kaiserstat jene Landschaften, etwa gegen eine Machterweiterung an der Donau umtauschen könnte ... nach einem neuen ehrenvollen und mehr (als 1859) glücklichen Waffengang[2]): denn diese italienischen Länder werden stets eine ungewisse, zehrende Besitzung sein."

„Der Italiener Streben, Rom zur Hauptstadt zu erhalten, ist durchaus natürlich und politisch berechtigt: ob sie es durchsetzen werden, hängt von un-

---

[1]) Diese kam wirksam genug bei Sadowa!

[2]) Custozza und Lissa 1866!

berechenbaren Ereignissen in der gesammten europäischen Politik ab. Ich halte es aber für nicht unwahrscheinlich."

Ebenso natürlich fand ich ihr Streben nach Venetien, hier aber machte ich für Triest und Trient einen ausdrücklichen Vorbehalt zu Gunsten Oesterreichs und Deutschlands wegen des Handels auf der Adria und der Vertheidigung der Alpen. Bismarck hat den italienischen Verbündeten von 1866 geradezu erklärt, daß sie Triest und Trient mit freiem Willen Deutschlands nie erhalten würden.

Ich bemerkte dann, auch eine etwaige Wiederaufrichtung der österreichischen Herrschaft über Mailand u. s. w. werde nie von Dauer sein: die italienische Nationalität würde sie nie ertragen und wäre sie so milde wie die Theoderich's und Amalaswinthens.

Haben sich nun alle Vermuthungen des Achtundzwanzigjährigen über die Zukunft Italiens bestätigt, so scheint dies doch nicht der Fall zu sein

mit seiner Besorgniß, das italienische Volk werde auf die Dauer (unerachtet der damaligen wüthenden Erbitterung gegen Frankreich, d. h. Napoleon wegen der Abreißung Nizza's und der Verwehrung Roms) immer näher zu dem lateinischen Schwestervolk neigen, als zu den ihm vielfach schroff entgegengesetzten Deutschen.

Ich will mich herzlich freuen, widerlegt das dauernde Bündniß Italiens mit Deutschland und Oesterreich meine Zweifel. Ich beeile mich beizufügen: an der Bundestreue des Savoyschen Königshauses zweifle ich nicht im geringsten. Und es ist ja möglich, daß Frankreichs bedrohliche Gelüste im Mittelmeer, in Afrika und seine Ungerechtigkeit im Handelsverkehr auch die Mehrheit des italienischen Volkes der gallischen Republik abgeneigt erhalten. Allein auch heute noch kann ich mich nicht darüber täuschen, daß die Italiener an sich dem romanischen Schwestervolk ungleich mehr zugewandt sind als uns: und wenn politische Gründe und Handelsvortheile beide einmal

nicht mehr trennen, so wird es dem Königthum recht schwer werden, an der Seite Deutschlands stehen zu bleiben: — schon jetzt ist die Frankreich zugeneigte Partei sehr stark: dazu tritt die republikanische, dazu die irredentistische und seit der heilige Vater so eifrig für Frankreich wirkt, mit seinem geistlichen Hirtenstab die Monarchisten zur gehorsamen Fügung in die Hürde der Republik eintreibend, neigen auch die Preti, wie früher zu Oesterreich, so jetzt zu demselben Frankreich, das sie früher so bitter haßten.

Freilich: hier ragt auch wieder eine wichtige Stütze für den Dreibund: denn erst müßte das Königreich Italien nicht nur, auch Deutschland von Kosaken und Turkos zerstört sein, bevor der Kirchenstat wieder errichtet wird. Ich will die Mittel nicht loben, mit denen der zerstört ward: aber sie sind doch viel besser als die tief unsittlichen, mit denen er weiland durch Bündniß mit den gegen ihren König empörten langobardischen Herzögen, durch Hochverrath gegenüber dem oströmischen Kaiser, durch Landesverrath an die Fran=

ken und durch Urkundenfälschung zusammengebraut worden ist.

Zu großer Befriedigung gereicht mir, daß ich meine Deutsch-Österreich warm zugewandte Gesinnung von 1862 — trotz gar mancher Anfechtung! — 1882 bei dem Abdruck der Bausteine durch die politische Entwickelung voll gerechtfertigt fand und damals drucken (1882) lassen durfte: „Als jene Briefe geschrieben wurden (1862), galt in Preußen der bitterste Haß gegen Deutsch-Oesterreich, — nicht nur gegen das Haus Habsburg! — galt die Verachtung auch Deutsch-Oesterreichs als der Anfang aller politischen Weisheit, das Bündniß mit dem barbarischen Sarmatenreich als Preußens natürlicher Schild. Ich aber habe nie aufgehört, in den Bajuvaren jenseit des Inn unsere allernächsten Brüder zu erkennen. Auch in Preußen scheint man jetzt einerseits die Absichten und andererseits die Macht der Moskowiten anders als ehedem zu würdigen."

Mittlerweile hatte unser großer Kanzler, der Be-

gründer des Deutschen Reiches, das enge Bündniß mit Oesterreich abgeschlossen, eine seiner segenreichsten und genialsten Thaten.

Im Laufe dieses Jahres (1892) durfte ich ihn in Friedrichsruhe besuchen. Diese neunstündige Unterredung vom 20. April ist neben der Schlacht von Sedan der großartigste Eindruck meines Lebens. Da hat mir der Kanzler ausgeführt, wie er schon 1866 keineswegs die „Stoß ins Herz-Politik" gegenüber Oesterreich gebilligt, vielmehr den nach Sadowa hitzig auflodernden Eifer weiterer Angriffsgelüste mit schwerer Mühe gebändigt und — damals schon! — die Wiederherstellung guten Einvernehmens mit dem eben Besiegten nie aus dem Auge verloren habe.

Allerdings hört aber Oesterreich auf, ein bündnißfähiger Culturstat zu bleiben, schreitet die Zurückdrängung des Deutschen durch Czechen und andere Völkerschaften unedlerer Veranlagung und geringerer Bildung noch weiter fort.

Noch gedenke ich, wie 1866 bei Laufen ganze

Compagnien österreichischer (d. h. italienischer) Regimenter sich einzelnen Preußen ergaben. Wie werden sich czechische und gesinnungsverwandte Regimenter gegen die heißgeliebten stammverwandten Russen schlagen und etwa auch gegen die Freunde von Kronstadt und Nancy?

Man kann Oesterreich alles Beste wünschen — wie ich — und doch um seinen Fortbestand auf das Traurigste besorgt sein, seitdem das Deutsche nicht mehr sein beherrschender und schirmender Genius ist. Oesterreich muß vom deutschen Geist zusammengehalten werden: oder es wird auseinanderfallen.

L.

Nicht ungerecht und frei von germanischer Ueberhebung scheint mir meine damalige Würdigung der Italiener: gar schwer rechnete und rechne ich ihnen freilich an ihre ganz unglaubliche Thierquälerei (— ich habe sie im „Kampf um Rom" gezeichnet, Band II.): ma che vuole? non è Christiano, non ha anima, il asino! erwiderte auf mein Schelten ein Eseltreiber, der mit eisernem Stockstachel immer wieder in die schwärende Wunde des armen Thieres stieß. Und — als leidenschaftlichem Vogelfreund (I. S. 72) ist mir ein Gräuel ihre abscheuliche Ermordung und Auffressung aller Singvögel, in Folge deren Raupen und andere Schädlinge ihre Wälder und Gärten von Rechtswegen verwüsten: es ist empörend, wie auf den Märkten von Verona bis hinab nach Amalfi viele hundertausende

der edelsten, nützlichsten und kleinsten[1]) Singvögel, die für den Schlund nichts sind als ein Schluck und ein Druck: Grasmücken, Meisen, Finken jeder Art, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Bachstelzen erwürgt zum Kauf angeboten werden. In Süditalien fangen sie die Schwalben aus der Luft mit fliegenbeköderten Angelhaken! Zumal auch die Herren Preti sind es, — bis in die Gärten des Vaticans hinauf, sagt man! — die ihre viele freie Zeit, welche ihnen nach dem Bekehren der Andersgläubigen doch noch bleibt, am „Roccolo“ zubringen und zu Tausenden die lieben Vögel fangen, erwürgen und fressen, wenn's nicht gerade Fasttag ist: eine des großen Culturvolks des Südens unwürdige, niederträchtige Scheußlichkeit und Barbarei.

Sehr stark hab ich mich auch damals noch aufgeregt über einen anderen ethnographischen Charakterzug der Fratelli: über den Schmutz!

---

[1]) Gedichte, IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 162: „Und die Italiener fraßen mir den Zaunkönig sogar.“

Jener englische Minister hatte nicht unrecht, der einer politisirenden Lady auf die Frage, was Italien vor Allem brauche, erwiderte: »a sound washing«. Mein Cameriere in Ravenna, dem ich ein von Schmutz starrendes Tischtuch beanstandete, rief ganz erstaunt: »ma non vedo mica. Sono cosi tutti«. Es ist für uns Barbaren und Ketzer auffallend, daß die »Casa di Dio« besonders dem »Rispetto« empfohlen werden muß, sie vor der unfläthigsten Beschmutzung zu schützen. Wie Kirchen scheinen öffentliche Gebäude dem Volke für jene Zwecke geradezu bestimmt: ein Deutscher, der das Gebäude seiner Botschaft auf dem Capitol vor einem solchen Besudler zornig schützte, erhielt zur Antwort: »ma che vuole? non è un palazzo?«

Abgesehen aber von solchen kleinen „Scherzen", habe ich die Eigenart der Italiener zwar beileibe nicht erschöpfend, — wer kann erschöpfend, eine Volksseele, ja, auch nur eine Menschenseele zergliedern und darstellen? — aber in einzelnen Stücken, wie ich glaube,

nicht unzutreffend erfaßt: „wundersame Erzeugnisse des Südens, oft voll Schmutz und mancher Roheit, aber doch auch von einer beneidenswerth unverkümmerten Natur und unbefangenen Harmlosigkeit, die sich giebt, wie sie gewachsen ist und sie uns steifen, hochmüthigen Reflexionsmenschen gegenüber oft wie Kinder oder wie schöne, kluge, glückliche Thiere — Thiere einer sehr edlen Art freilich — erscheinen läßt."

Uebrigens verbindet Süd- und West-Deutsche [abgesehen von der nicht zu unterschätzenden ein halbes Jahrtausend hindurch (von Cäsar bis Ende des V. Jahrhunderts) vollzogenen Mischung mit den Römern], den Romanen Himmelsstrich und Landschaft ungleich näher, als die Nord- und Ost-Deutschen: inwiefern das heißere Blut und die lebendigere Einbildungskraft der Süd- und West-Deutschen auf Vererbung, wiefern auf romanischen Einfluß, wiefern auf den von Luft und Landschaft zurückzuführen ist, steht dahin. Jedesfalles scheidet den Nord- und den Ost-Deutschen von Süd- und West-Deutschen wie von Romanen die nie unter-

brochne ängstliche Besorgniß, nur ja nicht durch eine lebhafte Aeußerung in Wort oder Miene sich etwas zu vergeben, „sich eine Blöße zu geben“[1]).

Bei den Männern in Italien fiel mir auf im Ausdruck des Blickes nüchterne Verständigkeit im Schweigen, leidenschaftlichste Heftigkeit im Streit, einschmeichelnde, nicht gemachte, angeborene Feinheit im Verkehr mit Fremden, mit Frauen, manchmal blitzender Geist, aber selten jenes nach Innen gewendete Sinnen, welches die deutsche Sprache „seelenvoll“ nennt. Dies scheint den Wälschen überhaupt, auch Franzosen und Spaniern, bis auf einen gewissen Grad zu fehlen und die Empfindung dieses Mangels läßt auch bei recht freundlichem Verkehr den Deutschen auf die Dauer zuweilen ein wenig unbefriedigt. Diese Eigenart der Volksseele drückt sich selbstverständlich auch in der Literatur aus: Geist, Schwung (Pompa), Erhabenheit, Leiden-

[1]) Ueber diese kluge, aber nicht liebenswüridge, sondern oft höchst langweilige Steifheit lese man die kräftigen Worte des Alamannenherzogs Burchhard in meiner „Deutschen Treue“. I. Aufzug.

schaft, Einbildungskraft, Geschmack, Anmuth, Witz (aber nicht eben viel Humor!) in reichstem Maß: jedoch ihre Lyrik darbt jener seelenvollen Töne, wie sie aus Goethe, Lenau, Uhland, Mörike ungesucht, nothwendig, herausklingen: bei ähnlichem Anlaß wird der italienische Dichter Leidenschaft oder rednerisches Pathos bringen, aber nicht jenes Seelenvolle. Selbstverständlich soll nicht hiermit einem ganzen Volk eine solche Grundmacht des Menschenwesens abgesprochen werden, nur vom Ueberwiegen und von der Regel ist die Rede: jenes ahnungvolle, in sich gekehrte Lauschen auf die leisesten Regungen der umgebenden Natur und der feinsten Schwingungen des eignen Seelenlebens, der „Stimmung", ist den Italienern minder eigen als den Deutschen: dieses Verträumte ist ein deutscher Vorzug in der Dichtung, ein deutscher Nachtheil im praktischen Leben. Am ehesten noch im Volkslied der Italiener klingen Töne an:jene aber seltener und schwächer als im Deutschen und im Slavischen[1].

[1]) Vielleicht ist es die Einwirkung der 16—17 vom

Ein Hauptvorzug des Italieners ist sein rascher und scharfer Menschenverstand, seine helle, nüchterne Klugheit (so lang nicht irgend eine Leidenschaft ihn fortreißt) in allen praktischen Dingen, die ihn, dem Juden ähnlich, zu einem vortrefflichen Geschäftsmann und, verbunden mit seiner Sparsamkeit, Mäßigkeit oder richtiger Bedürfnißlosigkeit dem vielverbrauchenden Germanen als wirthschaftlichen Wettbewerber — wie den Franzosen und den Juden — so gefährlich machen. Der Romane hat die beneidenswerthe Gabe, jedes

---

Hundert romanischen Blutes in mir, daß meiner Lyrik ein ähnlicher Mangel anhaftet. Sie bringt stets den ganzen Inhalt des Gedankens und Gefühls recht zweifellos und vollständig heraus, ihr Ausdruck ist klar bis zur lehrhaften Nüchternheit, mit hellem Sonnenschein bis zur Gefahr des Prosaischen: aber jenes Verhaltene, Geheimnißvolle, welches, in höchster Vollendung bei Goethe, stets noch ein Unausgesprochenes und Unaussprechbares ahnen läßt, dieser echte lyrische Zug fehlt mir leider; nicht malerisch, — plastisch, im Sinne hellenischer Plastik, ist meist meine Lyrik und das ist ein recht empfindlicher Mangel; bei viel engerem Umfang der Stoffe eignet meiner Frau jene Gabe des Stimmungsausdrucks in ungleich reicherem Maße, wohl eine Mitgift der westfälischen Heide und ein Erbstück der Droste-Hülshoff.

Ding und jede Lage rasch nach der Einen für den Augenblick wichtigsten Seite anzusehen: und zwar nach dieser so ausschließlich, als ob die anderen gar nicht vorhanden wären, während der philosophische Deutsche daneben auch noch die Berechtigung aller übrigen Auffassungspunkte in gründlichste Erwägung zieht, ehe er seinen darüber oft verspäteten Entschluß faßt und, immer noch zögernd, ausführt. „Deutschland ist Hamlet“, sagte man vor 1866. Und es ist immer noch viel Hamletisches in uns.

Italienische Frauen habe ich in Italien fast gar nicht, nur später in einzelnen „Exemplaren“ in Deutschland kennen gelernt. Ich machte damals nur Wahrnehmungen der äußeren Erscheinung, wie etwa der Portraitmaler sie sich behufs künftiger Wiedergabe einprägt: in Valeria (im „Kampf um Rom“) und in Felicitas habe ich jene Eindrücke verwerthet. In Norditalien überwiegen kleine zierliche Gestalten mit den feinen (romanischen) Gelenken, in Tuscien, in der Romagna, in den Marken stattliche junonische Erschei-

nungen, mit breitem königlichen Nacken, straffem Halse, mit gebietendem Gang und stolzem Blick aus großen, runden Augen. Zumal die Bäuerinnen um Ravenna, schlingen sie durch das grobsträhnige rabenschwarze Har diademartig das landschaftübliche breite Scharlachband, mahnen an bekannte Junoköpfe, besonders an die Juno Ludovisi.

Hübsch sind die Mädchen zwar meist nur in zarter Jugend. Allein fast allen Weibern eignet jene vornehme und doch zugleich anmuthige Haltung, welche Gentilezza heißt.

Die einfachen Ueberbleibsel einer mittelalterlichen Volkstracht, heute Straßen- oder Fest-Kleidung der Städterinnen, wissen sie mit geschmackvollster Geschicklichkeit zu verwenden.

Der schwarze Spitzenschleier (il velo), vom silbernen Filigranpfeil (lo strale) im blauschwarzen, meist üppigen Hare gehalten, bildet die ganze Kopfbedeckung, geeignet und berechnet, die reichen Flechten und vornehmlich die oft vollendet edle Form des

Kopfbaues nicht zu verdecken, sondern vortheilhaft zu zeigen. Der Bildhauer weiß, noch dankbarer als der Maler, dies wichtige Stück Frauenschönheit zu würdigen, das bei Germanen und Slaven selten, im Orient, in Griechenland, Italien und Spanien zum „Rassentypus“ gehört und an hellenischen und römischen Statuen einen in seiner Ursache oft übersehenen, aber mächtig wirkenden Reiz übt.

Der häufig schön geformte Nacken bleibt unbedeckt und hebt sich in scharfem Ausschnitt — ohne Vermittelung durch einen weißen Zwischenstreifen — von dem schwarzen Seidenkleid ab; die schmale „Mantilla“, ebenfalls von schwarzer Seide, wird nicht um die Schultern, nur um Rücken und Oberarm geschlungen.

Zu dieser Tracht gehört nun beim Feste der Blumenstrauß (il masetto), der in den verschiedenen Städten und Landschaften aus den althergebrachten Lieblingsblumen bestehen muß, z. B. in Bologna aus Nelken. Damals trug man aber überall die Nationalfarben Italiens: weiß-grün-roth. Auch in den öster-

reichischen Städten sah ich die Blumenverkäuferinnen sie eifrig feilbieten, diese Wahrzeichen der **Italia unita**: lachend steckte das italienische Zeichen ein flotter Officier der Kaiserjäger in seinen Säbelkorb.

Ganz unentbehrlich aber ist der Fächer.

Kein Nordländer glaubt, mit welcher Anmuth namentlich die Venetianerinnen all' ihre lebhaften Bewegungen mit dem Spiele dieses einfachen Werkzeuges zu begleiten wissen; und die Liebessprache hat seit Jahrhunderten manchfaltige Zeichen der Abweisung, der Warnung, des Einverständnisses, der Erhörung, des Stelldicheins erfunden: — Geheimnisse einer Freimaurerei, in welche der Forestiere nicht leicht eindringt.

Uebrigens sind sich die Eingeborenen — Weiblein wie Männlein — des Reizes dieser einfachen Frauentracht sehr wohl bewußt, welche freilich von romanischer Gentilezza getragen sein will. Ein Italiener, der mich aufmerksam die Gewandung unserer Reisegenossinnen betrachten sah, lächelte mit Selbstge-

fühl: »vi piace il velo? (nach diesem Hauptschmuck heißt die ganze Kleidung) Si, si! È la piu bella cosa del mondo«.

Ebenso zeigen sie stolze Freude an der Herrlichkeit ihres schönen Landes; ganz ähnlich sprach mich auf der Fahrt nach Ferrara ein freundlicher Prete an, da er mich in stiller Bewunderung der reichen Fülle der Reben, der Agrumi, der ganzen üppigen Natur ringsumher versunken sah: »si, si, Signor, è il piu bello paese del mondo! È il paradiso sulla terra!« und er schloß mit der classischen Anführung:

»È il paese,
Dove la vite si marit' all ulmo.«

(Mögen die „Fratelli" ihres schönen Landes und ihrer liebenswürdigen, mit so vielen Vorzügen der kindlichen Lebhaftigkeit und der kindlichen Unbefangenheit gesegneten Eigenart, ungestört durch Aufruhr und Krieg, froh bleiben für und für. — Zusatz von 1892.) —

LI.

Begleiten wir nun den jungen Reisenden auf seiner Fahrt von München bis Ravenna und Mailand.

Bedeutsam fiel mir bei dem Vergleich des baierischen Hochlandes mit dem Salzkammergut, dem oberen Innthal und einem großen Theil von Tirol der Unterschied auf, welchen die Lage an einer uralten (schon vor=römischen) Salzstraße und an dem für das ganze Mittelalter bis zur Entdeckung von Amerika hochwichtigen Handelsweg aus der Levante über Venedig, Bozen und den Brenner nach Süd-Deutschland bewirkt hat. Durch die stillen Halden und versteckten Thäler Oberbaierns führte nicht der friedliche Gang des Handels, nicht der kriegerische Schritt der Reichsgeschichte. Daher die geringe

Zahl von Burgen und Burgtrümmern im baierischen Gebirge westlich von Inn und die Häufigkeit derselben an den wichtigen Wasser- oder Berg-Straßen, wo es der Mühe lohnte, zu rauben oder zu wachen, zu überfallen oder zu schirmen. Idyllisch daher, ungeschichtlich — so zu sagen — ist das Ansehen der Hügel und Vorberge an Mangfall, Amper, Loisach: an manchem Felsbuckel, an manchem Bergvorsprung wandern wir vorüber, auf deren Höhe das Auge eine Bekrönung mit Thurm und bezinnter Mauer umsonst erwartet, während an Inn, Sill, Ziller, Etsch und Eisack in dichter Folge sich Burg an Burg oder doch Ruine reiht an Ruine.

Zu Innsbruck war in dem Verkehr mit den Professoren deutlich das allmälige Siegen eines helleren Geistes über die alte Jesuitenwirthschaft wahrnehmbar: Männer wie Pichler und Wildauer, J. V. Zingerle (so eben, auf dem Mendelhof, erhalte ich die Nachricht von dem Tode des wackeren Freundes, † 17. Sept. 1892), Julius Ficker und dessen Schule, zu-

mal Alfons Huber, rangen mit schönen Erfolgen nach „Mehr Licht".

Schon zu Telfs im Innthal entzückte mich die malerische Mischung von Romanischem mit Germanischem, die jener ganzen Landschaft und der Bevölkerung den gewinnenden Reiz verleiht: so in dem Hausbau: zu Telfs lockt auch eines jener malerischen Wirthshäuser, wie sie in Tirol so zahlreich als fix und fertige Novellen von braunem Holz und weißem Stein am Wege stehen: mit jener Verbindung von deutschen Lebensbedürfnissen mit italienischen Einflüssen, mit ihren durchbrochenen Halbthüren, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als daß sich ein Mädchen, mit den glänzend weißen Hemdärmeln und der Blutnelke im schwarzen Mieder dahinter stehend, darüber neigt, ein par Neckworte zu tauschen mit dem Burschen, der die Joppe auf der linken Schulter hängen hat und sich leicht auf den Haselstock in seiner Rechten lehnt; diese Wirthshäuser („Beißeln") mit ihrer hochgewölbten Hausflur, wo auf dem porphyr-

rothen Estrich langausgestreckt der kluge Jagdhund liegt, mit ihrer großen Bauernstube, wo um den mächtigen viereckigen grünkacheligen Ofen die Fuhrleute sitzen in ihren dicken „Kotzen“ [— weißen langen Wolldecken, durch deren Mittelloch der Kopf gesteckt wird, die „Dalmatica“, eine uralte Hirtentracht, die schon auf der Trajans-Säule die gefangenen Barbaren kennzeichnet —]; endlich mit dem daranstoßenden Herrenstübel mit seinem zierlichen braunen oder gar (aus Zirbelholz) gelb-weißen Getäfel, seinen gerippten Glasscheiben und dem behaglich breiten Gesims an den Fenstern, die Cactus und Gelbveigelein tragen.

Von Innsbruck wählte ich den im Lande sogenannten „oberen Weg“ in das Etschthal, nicht über den Brenner, sondern über Landeck und Hochfinstermünz. Die wunderbare Schönheit dieses Passes (noch gar oft habe ich ihn später zurückgelegt) begeisterte mich damals zuerst. Die zu Landeck spielende Sage vom Herzog Friedel mit der leeren Tasche, der, als Spielmann verkleidet, seine Treuen zu neuem Wider-

stand gegen die Feinde aufruft und sich erst, nachdem er sie fortgerissen, zu erkennen giebt, habe ich später in meiner Ballade auf König Alfred übertragen [1]).

Dem Stellwagen von Pfunds ab weit vorausgeeilt, genoß ich lange Zeit der Poesie höchster Einsamkeit auf der Paßhöhe (1106 Meter über dem Meere, die Mendel 1362, der Brenner 1364) zur Linken die hohen Belemnitwände, zur Rechten tief im Abgrund der Inn. Als ich aber später dem Wirth in Hochfinstermünz die herrliche Lage seines Wohnsitzes pries, meinte er: „ja, war scho recht, aber in Winta is schaudasam einschicht, bal'st wochenlang koan Menschen sixt, was (ausgenommen) an Fuchs oder a Muren“ (Bergsturz).

Auch die Malser Heide, besäet mit ungezählten Felstrümmern, machte mir großen Eindruck: sie gab mir das Bild des Schlachtfelds (in Odhins Trost), auf welchem Odhin Laufeya's Vater besiegt trotz der von den Riesen geschleuderten Felsen.

---

[1]) Gedichte II 3. Aufl. Leipzig 1883. S. 119.

Der Weg von Landeck nach Meran wurde durch eine auch in diesen oft heimgesuchten Gegenden außergewöhnlich starke Ueberschwemmung des Inn und später der Etsch noch anziehender gestaltet, freilich manchmal sogar gesperrt. (Bitter bedauerte ich, eine Bärenjagd bei Trafoi nicht mitmachen zu können.) Schon hinter Eyrs werden die Anzeichen südlicher Landschaft immer deutlicher und häufiger: in den Ackergefilden glänzen die rothweißen Blüthen des Buchweizens (Plenten, polenta), die Edelkastanie wiegt im Winde die dunkelgrünen Wipfel und die Rebe zieht die anmuthigen Ranken über jedes Thürgesims.

Mein erster Gang in Meran war zu dem Curarzt Dr. Pircher, von dem als besonderem Lungenarzt ich die müde Brust untersuchen lassen sollte. Der Weg war nicht leicht: am Leben zwar hing ich — damals — nicht so stark, daß mir ein früher Tod unerwünscht gewesen wäre: aber langes Siechthum scheute ich. Den Lehrberuf etwa aufgeben müssen, die so dringend

nothwendige Arbeitskraft dauernd geschwächt wissen, — das wäre schwer zu tragen gewesen. Der Freundliche beruhigte mich aber: er stellte für die Zukunft völlige Ausheilung der allerdings stark angegriffenen Lunge in Aussicht — „bei gehöriger Schonung in dem nächsten Jahre", fügte er bei. Nun, diese Schonung — zumal das Verzichten auf die Vorlesungen — war zwar nicht möglich, aber er hat doch auch so Recht behalten mit der „völligen Ausheilung".

LII.

Nun nahm mich aber alsbald der holde Reiz des Meranerthales gefangen: in so nachhaltiger Bezauberung, daß ich, nach gar häufiger Wiederholung von Besuchen, noch dies Jahr (1892)[1], gerade nach einem Menschenalter, abermals in noch immer gleicher Liebe und Freude in jenen lieblichen Erdenwinkel pilgern werde.

Damals bei dem ersten Besuch brach ich in den Hymnus aus: „Lieblich und lachend waren die Tage, die ich in deinem Thale verlebte, feigen- und rebenumranktes Meran. Wie ein aus der Jugendzeit (ich war aber erst 28 Jahre!) herübergerettetes Stück Duft und Glanz und Traum hebt ihr euch, sonnige, sorgen-

---

[1]) Geschrieben zu Gastein am Tage von St. Privat, 1892.

vergessende Stunden, einem friedlichen Märcheneiland vergleichbar, aus der streitenden Fluth des hart ringenden, nüchternen Lebens und bildet fortan eine tröstende Erinnerung, wie man im Winter mit wehmüthiger Freude goldner Sommerstunden gedenkt.“ — —

Der letzte Grund des mächtigen Reizes dieser schönen Gelände liegt wohl in der wunderbaren Harmonie der Gesammtheit aller Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, für den Nordländer zumal in der reichen Fülle, in der breiten Mächtigkeit, mit welcher der üppige Pflanzenwuchs des Südens den von den Alpen Niedersteigenden plötzlich so überraschend umgiebt: die Nordwinde schließen hohe Berge ab: nur nach Süden öffnet sich das Thal der segnenden Sonne, der segnenden Luft: daher die liebliche Ueppigkeit, mit welcher hier Wein und Feigen, Mais und Buchweizen, Kastanien, Aprikosen, Pfirsiche und sogar die verwöhnten Mandeln gedeihen.

In der glücklichen Stimmung, welche diese Ein-

drücke hervorrufen, in der friedlichen Einsamkeit, frei von widrigen prosaischen Störungen, wie sie in München nicht eben selten waren, erhob auch die so lange verstummte Dichtung in mir plötzlich wieder die Stimme: von dem Kämmerlein bei Proxauf streifte der Blick über den Hausgarten hinweg und den mächtigsten Feigenbaum der Stadt (— er ward bald darauf einem Neubau geopfert! —), auf den rebenumgürteten Küchelberg und seine stattliche Bekrönung, den runden Wartthurm, — den „Thurm des Vitigis“ nannte ihn meine Einbildungskraft, — und hier entstanden die Abschnitte im „Kampf um Rom“, welche des Wackeren Leiden in der Gefangenschaft schildern. Aber nach München zurückgekehrt, legte ich das Werk, wie ich meinte, für immer zurück: erst zwölf Jahre später in Königsberg (1874) habe ich es wieder aufgenommen und dann in Einem Zuge vollendet.

In Meran verlor ich mich damals gar gern in die liebliche Wildniß von Steinwerk im Grünen. Denn höchsten Reiz gewährt dieser Landschaft der

Kranz von Burgen, Schlössern, welche, meist halb verfallen zu malerischen Ruinen, die Höhen in dem ganzen Kreis des Thales zieren.

Nachdem ich Schänna, Rametz, Planta, das epheugrüne, wiederholt besucht, gelangte ich auf einem meiner Wanderwege, den wilden Naifbach aufwärts steigend, nach Goyn (Villa Gajana).

Auch dies war ursprünglich ein Schloß, aus dem, wie aus so manchem benachbarten, „der Winzer und der Schnitter verdrängte durch seinen Fleiß den Ritter“[1]). Aber als Schloß ist das Gebäude nicht erhalten, es war in seinen ritterlichen Bestandtheilen großentheils verfallen[2]), und von der darin wohnenden wohlhäbigen Bauernfamilie ihren Wohn- und Wirthschaftszwecken angepaßt worden.

Wie schön war es, in dem Gemäuer der alten Burg, in dieser Wildniß von Grün und Stein umher-

---

1) An Meran, Gedichte. II. Sammlung. S. 381.

2) Damals: später hat ein neuer Besitzer einen Umbau vorgenommen.

zuklettern! Der alte Schloßgarten war verwachsen und verwildert, zum Theil in Rebland umgewandelt: nur in einem kleinen sonnigen Winkel fand ich noch ein Burggärtelein, das mir von liebetreuer, zarter Mädchenhand gepflegt schien (— ich hatte richtig geahnt —): hier glühten Blutnelken, hier duftete das Geißblatt, umschwebt von den schönen Schmetterlingen dieses Südalpen-Thales: von dem Oleanderschwärmer und dem großen Weinvogel im Abenddämmer, vom Schillerfalter und dem Apoll im heißen Mittaglicht; die alten Beete, Lauben, der versiegte Brunnen des verwilderten Schloßgartens waren noch erkennbar. Im Hof hatte den trotzigen Rundthurm längst der Epheu erklettert:

„In Scharten draus der Pfeil gedräut,
Da nisten weiße Tauben heut'." [1])

Ein riesiger Kastanienbaum füllt an der Rückseite des Walles das ehemalige Ausfallpförtlein, und in dem ehe-

[1]) Gedichte II. S. 382.

maligen Burggraben gedeihen die köstlichsten Trauben. Das Marmorbild eines alten Burgherrn über dem Hauptthor, halb verwittert, ist dicht umhüllt von rankenden wilden Rosen, welche dem gestrengen Ritter freundlich die Rosa-Blüthen um Helm und Brünne gewunden haben.

Nach langem staunenden Betrachten durchschritt ich den Hof mit dem Ziehbrunnen, stieg eine Holztreppe hinan und gelangte in einen großen Sal, von dessen Balcon sich eine entzückende Rundschau über das ganze Thal darbot!

Das Schloß, zerfallen, überwachsen, schien mir wie verzaubert: kein Mensch weit und breit, auch auf mein Rufen keinerlei Antwort.

Wie ich nun verträumt und verzückt in dem hohen Sal am offnen Bogenfenster lehnte, geschah mir ein holdes Wunder: nicht ein flüchtig Abenteuer erlebte ich, einen für das ganze Leben dauernden Hort von Schönheit, Anmuth und Reinheit gewann ich: auf einmal stand vor mir in einer bisher nicht

bemerkten Thüre das schönste Mädchen, das ich bis dahin gesehen hatte: eine Märchengestalt glaubte ich vor mir auftauchen zu sehen: in der duftigen Blüthe erster Jugend, den Pfirsichhauch kernfrischester Gesundheit auf den Wangen, die vielfach geschlungene Flechtenkrone des goldbraunen Hares auf dem Haupte, trat mir die schlanke Jungfrau entgegen: die Sonne fiel durch das rebenumrankte Erkerfenster auf den scharlachrothen Rock, das schwarze Mieder, die glänzend weißen Linnenärmel: es war das vollendetste Genre- und Figuren-Bild, das ich je gesehen.

„O Trinele von Goyn, wie viel Poesie ist in dir und schwebt von dir aus, und du weißt es nicht“ — so schrieb ich damals: vor 30 Jahren.

Es war Katharina, die etwa sechzehnjährige Tochter des prachtvollen Geschlechtes der Innerhofer, das die „gothische“ Schönheit des Meraner Schlages in höchster Vollendung darstellte[1]): der Bruder war ein ideal-

[1]) Daß dies nicht blos mein Geschmack war, bewies der Wiener Maler Meyerheim, der gar oft hier seinen Wohnsitz

schöner Jüngling, der Schwester wahrlich nicht nachstehend. Die Leute wurden mir allmälig — denn nun kam ich öfter — gewogen: das Trinele spielte mir auf der Zither vor, während ich den trefflichen Goyner Rothwein trank, — die Schwester, Burgel, sang dazu vom Garten herauf: — es war gar schön. Und es blieb schön und edel: es verrauschte nicht als ein flüchtiger Eindruck. Wir wurden Freunde: — ich bin gar sparsam mit diesem Wort! So oft ich später nach Meran kam, suchte ich das schöne Trinele auf, das, nachdem der Bruder Goyn verkauft und nach Innsbruck übergesiedelt hatte, Vorsteherin der ausgedehnten Wirthschaft auf Schloß Rametz geworden war. Das vornehme, reiche Besitzthum gehörte Herrn Friedrich Boscarolli, der, selber schön und stattlich, da das Trinele nicht nur wunderschön, sondern auch ganz unerhört, ja unglaublich brav, eben „wunderbrav“, geblieben war, gescheut wie er ist, in

---

aufgeschlagen und die beiden Schwestern und den Bruder häufig „verzeichnet“ hatte.

der That gar nichts Gescheuteres thun konnte, als dasselbige Trinele zu seiner Gemahlin und so zur Schloßfrau zu Rametz zu machen.

Es ist aber nicht stolz geworden, das Trinele, sondern, gleich seinem vortrefflichen Gatten, meiner lieben Frau Therese und mir in herzlicher Freundschaft verbunden geblieben bis heute. Und es ist dafür gesorgt, daß ich der lieben Menschen tagtäglich dankbar gedenken muß. Denn Herr Boscarolli hat zu Bonn-Poppelsdorf am Rhein die Wissenschaft des Weinbaues studirt und, nachdem er das prächtige Besitzthum Rametz übernommen, sofort angefangen, einen auf der Höhe der Zeit stehenden Weinbau einzuführen. Bekanntlich betreiben den die guten Tiroler noch großentheils so, wie vor bald zweitausend Jahren ihre rhätischen Vorgänger zur Zeit des Augustus, welche Liebe zum Alterthum die Folge hat, daß man den „offen“ d. h. vom Faß getrunkenen so herrlichen Wein nicht länger als ein par Monate aufbewahren und daher nur in kleinen Mengen ausführen kann.

Herr Friedrich riß die alten Rebstöcke aus und die alte, zwar malerische, aber höchst unpraktische Hochzucht derselben an den „Pontaunen“ (pontones, gewölbten Laubgängen), führte neue, den einzelnen Lagen angepaßte Rebsorten aus Burgund und vom Rheine her ein und den „Steckeles-Bau“, wie er an Rhein und Main gepflegt wird: d. h. jede Rebe wird niedrig gehalten je an einem Stab, auch etwa an Drähten. Dadurch und durch zweckmäßiges Verfahren bei der Lese, Kelterung und Kellerung hat nun Freund Boscarolli seinen weißen (Traminer) und rothen (Burgunder und Cabernet) Rametzer zu solcher Edelgüte und zugleich zu solcher Haltbarkeit erhoben, daß ich seit nunmehr bald zwanzig Jahren bis nach Königsberg und jetzt nach Breslau Jahr für Jahr diesen herrlichen Wein zu täglichem Tafeltrank mir senden ließ und lasse: er hält sich Jahre lang vortrefflich in meinem Keller und er würde sich noch länger halten, wenn ihn meine Freunde nicht eben so süffig fänden wie ich selbst. Dankbar hab ich den treff-

lichen Trank „verewigt“ als den „Wein von Ramezar“, den Liebling Herrn Rolands des Paladins und seines Sohnes in meinem „Rolandin“. (Leipzig, 1892.) Niemals kommen wir in die Nähe von Meran, ohne den Schloßherrn und die Schloßfrau zu Rametz aufzusuchen:

Alte Freunde und alter Wein
Sind die besten und schmecken fein.

Herr Boscarolli, der bei seiner Bildung und freien Gesinnung nicht gerade immer die Mehrheit der biedern Ostgothen im Etschthal auf seiner Seite hat, würde in noch weiterem Umfang ein Wohlthäter und Erzieher der benachbarten Weinbauern werden, stände nicht entgegen, ... nun sagen wir — die sancta simplicitas. Er hatte die Nachbarn gelehrt, gegen das Oidion die Rebstöcke mit Vitriol zu besprengen. Frömmere Herren lehrten aber, geweihtes Wasser eines Heiligen (welchen?) helfe viel mehr. Das Oidion war jedoch anderer Meinung: das Vitriol half, das Weihwasser half nicht.

In Meran kam ich damals schon auf die Vermuthung — für mehr gab und geb' ich den Gedanken nicht aus, — daß wir in der Bevölkerung des Burggrafenamtes und der nächsten Thäler die Reste jener Ostgothen erblicken dürfen, welche nach der Schlacht am Vesuv und König Teja's Heldentod von Narses freien Abzug erlangten „über die Berge zu anderen Barbaren“: Geschichte, Mundart, Sage (von Dietrich von Bern) und Leibesart (über die edle Schönheit der germanischen Bestandtheile dieser Bevölkerung, die sich bestimmt von den Bajuvaren Nordtirols unterscheidet, siehe die begeisterte Schilderung, Bausteine III. S. 211; Adalgoth, Totila, Teja schienen mir hier wieder lebendig geworden), unterstützen diese Annahme, welche von Steub, Zingerle, Busson und Anderen gebilligt wurde. (Siehe die ausführliche Begründung a. a. O. S. 210).

Wir wissen, daß diese Gegenden um den Brenner von Anfang der ostgothischen Herrschaft in Italien an stark besiedelt oder doch besetzt waren zur Abwehr der Bajuvaren im Osten, der Alamannen im Westen:

Raetia erklärt Cassiodor als „Netze“ (gegen diese Barbaren) mit entsetzlicher Etymologie oder witzig sein sollender Wortspielerei. „Gossensaß“ auf dem Brenner kann möglicherweise Gothensitz (allerdings denkbarerweise auch Gozzos-Sitz) heißen; die Meraner werden in alten Glossen als qui et Goti bezeichnet. Wir wissen endlich, daß in diesen Landschaften die letzten Gefechte der Abziehenden gegen Narses geliefert wurden: einer seiner herulischen Söldnerführer, Sindvalt, empörte sich gegen ihn gerade in diesen Marken und warf sich zum König auf:[1]) sein Anhang bestand aus Herulern, versprengten Gothen und rhätischen „Breonen“, d. h. Brenner-Bewohnern.

Ferner hat sich hier die Sage von Dietrich von Bern, von Laurin und dem Rosengarten, von Ecke und Fasolt (s. „Walhall“ [Die Heldensage, von Therese D.], Leipzig 1884 S. 530, 537), lebendiger als irgendwo erhalten.

Endlich steht das Germanische, von dem romanischen Einfluß abgesehen, in der Bevölkerung des

[1]) Könige der Germanen II. Leizpig, 1862. S. 6.

Burggrafenamtes und der nächsten Thäler sehr stark und sehr zu seinem Vortheil ab von dem übrigen Germanischen bei den Nachbarn, d. h. also den Langobarden im Süden, den Baiern und Alamannen im Nordosten und Nordwesten: die hoch poetische, manchmal geradezu ideale Schönheit dieses Menschenschlages in Antlitz und Gestalt, das Edle der Gesammt-Haltung tritt leuchtend hervor, im Unterschied von den plumperen und viel weniger edel-schönen Baiern und Schwaben und (weiter südlich) den Ueberbleibseln der Langobarden, die freilich stark mit Romanen gemischt und in ihrer Körperlichkeit oft selbst völlig zu Romanen geworden sind. Auch auf die Mundart habe ich damals schon Freund Zingerle hingewiesen, der mir vielfach beipflichtete.

Die Schönheit der Landschaft, der Siedelungen und des Menschenschlages in jenem Thal haben mich wie damals so später noch gar oft begeistert [1]. Mit

---

[1] Vgl. die Gedichte an Meran II. Sammlung, 3. Auflage. Leipzig 1883, S. 381 f.

Vorliebe habe ich den Iffinger im Kampf um Rom (19. Auflage, III. Band S. 389, IV. S. 40), die Fragsburg, Goyn und Umgebung in den Kreuzfahrern (6. Auflage. Leipzig 1892) geschildert: das „Trinele“ ward das Urbild der „Gotho“ in jenem und des „Trineles“ in diesem Buche.

LIII.

Von Meran ging ich über Bozen, Trient und Roverdo nach Verona, dieser echt italienischen Stadt. In der That: ihr eignet dies Gepräge mehr als mancher südlicheren, wie z. B. Mailand, das mehr an Brüssel als an Neapel erinnert. Zumal die für italienisches Volksleben geradezu mustergiltige »piazza delle erbe«. Da waren sie, diese für die italienischen Märkte so bezeichnenden alten Weiber, die Trauben und alte Schuhe und Kastanien und Stiefelwichse und gebackene Fische und gebrauchte Harkämme (mit den Haren der letzten Besitzerin darin) und Salat und Pomade und unechte Ringe und gelbe Mortadella-Würste aus Einem großen Brodkorb heraus verkaufen und dabei eine Häßlichkeit und einen Schmutz entfalten, die auszudrücken die deutsche Sprache daheim zum Glück nicht lernen kann. Da-

neben gewaltige baumstarke, wunderschöne Männer, mit dem Kopf des Mars und den Schultern des Neptun. Kerle, welche jeden Augenblick mit Glaubwürdigkeit als Legionare in einen Triumphzug Cäsar's eintreten und die gefangenen Könige dreier Erdtheile in Ketten aufführen könnten, — und nun hier jede Woche sieben Tage stehlen, indem sie, unter dem Schein und Vorwand, irgend etwas höchst Werthloses zu verkaufen, höchst malerisch im Schatten eines Palazzo auf dem Pflaster lungern und mit einem Geschrei, »à suscitar i morti«, der Welt verkünden, daß sie Limonade oder Siegellack oder Bindfaden oder Zofanelli feilhalten. Einen dieser Kaufherren hab' ich mir gemerkt: als ich Morgens 9 Uhr des Weges kam, lag er auf der Marmorstufe einer Kirche, hatte 5 unglückliche gerupfte Wachteln vor sich in seinem unglaublich schmierigen verschwitzten Strohhut liegen und bot sie dem Weltall mit unablässigem Trompetenruf zum Kauf: »Ah, ah, ahi! Quaglie, quaglie, quaglie! Grasse! Belle! Bellissime! Le piu

belle quaglie del mondo!« Als ich Abends 7 Uhr wieder vorbeikam, lag er noch auf demselben Fleck, mit demselben Geschrei und mit denselben 5 Wachteln, weniger Eine. Da lautete die Kirchenglocke das Ave Maria: der baumlange Kerl sprang auf, warf seine 4 Wachteln von dem Rand in den Gupf des Hutes, setzte diesen sammt dem Gevögel auf seinen prachtvollen Kopf mit dem prachtvollen dichten kurzgekrausten Schwarzgelock und schritt, stolz wie ein Proconsul und froh des vollbrachten Tagewerkes, in die nächste (schmutzstarrende) Osteria, um den Preis der einen vertriebenen Wachtel (6 Pfennige) zugleich sein Frühstück, Mittag und Abendmahl, bestehend in Knoblauchwurst und Parmesankäse, kaufend und glücklich wie ein König. „Bei uns zu Lande," sagte ich einem deutschen Wechsler, dem ich die Wachtelgeschichte erzählte, „sperrte man diesen riesenstarken Faullenzer in ein Arbeithaus." „Da dürften sie hier zu Lande ein Arbeithaus errichten von Verona bis Amalfi", erwiderte der Kundige.

Aber nicht nur alte Weiber und junge Tagediebe sieht man auf der piazza delle erbe.

Da bieten auch ehrbare Bäuerinnen in zierlicher Tracht, zumal mit manchfaltig verschiedenem Kopfputz, Eier, Gemüse, Obst jeder Art feil, junge Bursche auch Fleisch und Fische, zumal aber die oben (S. 436) beklagten kleinen Vögel, diese meist unter dem Schatten eines großen Leinwandzeltes, auf dessen Spitze als lebendiges Aushängeschild ein höchst melancholischer Zwergkauz sitzt, der sich in diesem grellen Sonnenschein unter all' den schreienden Menschen very much out of his place fühlt.

Und mitten durch das Gewoge und Ellenbogengedränge schreitet ein feines Veroneser Fräulein mit Schleier und Silberfiligran, das Gebetbuch (für den Himmel) in der Rechten, aber den Fächer (für die Signori) in der Linken zur Kirche, zierlich und säuberlich die Tritte setzend über den Schmutz der Pflanzen-, Thier- und Menschen-Welt.

Und vor dem Café an der Ecke sitzen hochan-

ständige Signori, mit jener geschmackvollen Einfachheit gekleidet, wie sie dem gebildeten Italiener eignet, stundenlang an einer einzigen Tasse schwarzen Kaffees schlürfend, unter einander Geschäft und Politik flüsternd und gewiß keinen Blick werfend auf die Kaiserjägerofficiere, welche laut lachend an dem nächsten Tisch Bier oder Wein trinken. Diese beiden Gruppen sind für einander nicht auf Einem Stern.

Von der Arena will ich hier nur sagen, daß ich in derselben zur Aufführung angekündigt las: Ricardo III, tiranno d'Inghilterra, tragedia del Guglielmo Shakespearo, representata per una società Veneziana. Unsere so höchst buntscheckig zusammengewürfelte Culturgeschichte fand hier einen bezeichnenden Ausdruck: auf uralt keltischem Boden ein römischer Bau, darin aufgeführt eine Tragödie, also ein Kunstwerk hellenischen Ursprungs, verfaßt von einem Angelsachsen, dargestellt von Romanen, vor Zuschauern bajuvarischen, slavischen, finnischen Stamms: denn

Czechen und Ungarn fehlten nicht unter den habsburgischen Officieren.

Dem Schwindel des angeblichen Grabes der Giulia Capulet fiel ich nicht zum Opfer. In dem ehemaligen Franciskanerkloster, in dessen Garten jener Sarkophag steht, lagerte das k. k. Fuhrwesen; kurz vor meiner Ankunft hatte ein ehrlicher Feldwebel einer empfindsamen Dame, welche hier nach „Romeo und Julia" fragte, erwidert: „bei meiner Compagnie steht er net und die Marketenderin heißt Nanni, net Juli."

Von Verona ging ich nach Venedig: der Zauber des ersten Anblicks des großen Canals in der Beleuchtung eines wunderschönen Sonnenuntergangs, der Zauber von San Marco im Vollmondschein, die Marcuskirche — eine kleine Bau-Welt für sich — machten mir den mächtigsten Eindruck; besonders auch das Volksleben, das sich am späten Abend bis gegen Mitternacht auf jenem unvergleichbaren Platz entfaltete; eine Straßensängerin, la filomela di San Marco, sang so ergreifend, wie ich kaum je erste

Künstlerinnen singen gehört. Uebrigens war der in Verona von der gewaltigen Besatzung der kleinen Festungstadt niedergehaltene Groll gegen die Fremdherrschaft hier in Venedig sehr deutlich herauszufühlen.

LIV.

Von Venedig führte mich mein Weg nach Ravenna, nicht um des „Kampfes um Rom" willen: ich hatte, unerachtet der kurzlebigen Wiederaufnahme der Arbeit zu Meran, die Vollendung aufgegeben; auch hätte ich für jenen Zweck doch vor Allem Rom, ferner Neapel aufsuchen müssen, wozu die Mittel in alle Wege nicht reichten, sondern wegen der oben S. 399 angedeuteten wissenschaftlichen Arbeiten.

Freilich zog es nicht nur den Geschichtschreiber der Völkerwanderung in mir, auch den Verehrer des großen Theoderich, den Sagenforscher, den Menschen und was etwa noch vom Dichter an mir lebendig war nach der „Rabenstadt", jener Festung der See und der Sümpfe, die damals von Lagunen und Canälen nahezu so reich durchwässert war wie heute Venedig.

Ich ging über Padua Abends mit der Post — Eisenbahn gab es noch nicht — nach Rovigo. Ueber Nacht trat schlecht Wetter ein, und als ich am Morgen erwachte, glaubte ich in eine Nebelwelt entrückt zu sein. Nebel, Nebel, nichts als Nebel wohin das Auge sah. Aber das Auge sah kaum einen Fuß vor sich hin. Der Po war — in mächtiger Ueberschwemmung — ausgetreten: weithin standen die Niederungen an seinen beiden Ufern unter Wasser: die rings aufsteigenden Dünste vermehrten, verdichteten die ohnehin um diese Jahreszeit hier herrschenden Nebel. Mir war, ich sei in das Reich der Schatten hinabgeglitten und fahre geradeswegs nach Hel: undurchdringliches Nebelgrau allüberall; ich habe die Eindrücke dieser Fahrt später verwerthet, die Flucht der Regentin Amalaswintha aus Ravenna zu schildern (Kampf um Rom II.). Endlich hielt der Wagen an dem linken, dem nördlichen Pouser in Santa Maria Maddalena, dem österreichischen Gränzposten: gegenüber lag der piemontesische: Ponte di Lago scuro (obscuro).

Aber der Ponte, die Brücke, welche früher dem Ort den Namen gegeben hatte, war abgetragen worden, seitdem (1859) die beiden feindlichen Reiche hier gränzten. Auf einer Fähre wurden Reisende und Gepäck übergesetzt. Lange hatte ich auf die Ankunft des Fahrzeugs zu warten: ich saß auf der Holzbank vor dem österreichischen Wachthaus; eine kecke Hand hatte auf die k. k. Lehne herausfordernd gekritzelt: »Evviva il papa non re, evviva Vittorio Emmanuele, re sul Campidolio (sic), evviva Garibaldi!« — es war die Losung der Mailänder Bewegung des letzten Frühjahrs, welche die piemontesische und die (garibaldische) Angriffspartei hatte versöhnen und auch gemäßigte Katholiken durch Schonung des Pabstes gewinnen wollen. Neben jenen politischen Erguß hatte aber eine mehr erotisch angelegte Hand geschrieben: »Si! Vivano tutti quanti! Ma vivano anche Lucia e Teresa!«

Endlich tauchte aus dem Nebelmeere die lang erwartete Fähre auf: mit Mühe erreichten wir sie durch den kniehohen weglosen Uferschlamm watend,

dem Ruf des Führers folgend, der, den Augen unerreichbar, voran schritt. Allein an Bord der Barke, welche uns über den mächtig breit angeschwollenen Strom setzen sollte, erhob sich erst die rechte Schwierigkeit. Der Steuermann sah von dem rechten, dem südlichen Ufer schlechterdings gar nichts: und doch mußte er an einer bestimmten Stelle desselben landen, weil nur an dieser ein jüngst aufgezimmerter Nothsteg über den an jenem Ufer völlig undurchschreitbaren Schlamm führte, der, ein Mittelding zwischen Land, Sumpf und Fluß, sich eine halbe Viertelstunde weit dehnte. Es war, als führen wir auf dem Styx in das wesenlose Reich der Schatten: ringsum keine Farbe, keine Linie, kein fester Körper, auch kein Ton, als das eintönige Plätschern der Ruder. Plötzlich ein jäher Stoß: die Fähre schoß am Vorderbug steil in die Höhe, der Hintergransen sank in die Tiefe, die trüben, gelben Fluthen drangen ein und schwollen über unser zurückkollerndes Gepäck und über uns selbst bis an die Hüften: lange Anstrengung der Ruderer und der (vier) Reisenden be-

durfte es, bis wir das Fahrzeug von der kleinen Schlamminsel, die sich mitten im Strom gebildet hatte, wieder abbrachten. Und unerachtet eines Compasses brauchte der Steuermann nun noch mehr als eine Stunde Zeit, bis er uns endlich drüben landete: aber, von der stark ziehenden Strömung fortgetragen, viel zu weit flußabwärts. Nahe dem Ufer, das wir, völlig durchnäßt und fröstelnd in dem kalten September-Frühmorgen, durch den Schlamm watend, erreichten, halbwegs von dem piemontesischen Bahnhof brannte ein Bauern-Feuer in einer halboffenen Steinrotunde, wo sie den Mais zu rösten pflegen. Dorthin trachteten wir Alle, uns ein wenig zu trocknen und zu wärmen: der nächste Zug ging erst in einer halben Stunde ab. Während nun meine Reisegenossen — ein Engländer und zwei Italiener — ihre Schuhe, Socken und dergleichen an der ihnen eingeräumten Feuerstelle trockneten, staunten sie nicht wenig, daß ich statt dessen aus meinem Ränzlein eine große Zahl handbreiter, beschriebener Zettelein hervorzog und sie

sorgfältig und säuberlich an dem mir zukommenden Streifen des warmen Herdsimses ausbreitete, bei jedem Windstoß, der vom Fluß her in das Halbrund drang, ängstlich bemüht, die soeben halb ertrunkenen vor dem Verbrennen zu schützen. Es waren meine Auszüge aus Prokop, Cassiodor, Jordanis, Paulus Diaconus und Literaturangaben, deren ich bei meinen Arbeiten in Ravenna und in Mailand unerläßlich bedurfte: ich hatte sie daher nicht meinem Kofferlein anvertraut, sondern auf der ganzen Reise stets mit mir herumgetragen. Der Sohn Albions schwieg bei dem seltsamen Gebahren: die beiden Italiener aber rissen die runden Augen weit auf und fragten und antworteten flüsternd unter einander: »è pazzo questo?«

»Si! è Tedesco!« („Ist der ein Narr?" „Freilich: s'ist ein Deutscher!")

Uebrigens trug ich von dort meinen Koffer eigenhändig, eigenschulterig, und eigenfüßig und allein nach dem Bahnhof, da mein deutsches Gemüth und

mein deutscher Geldbeutel sich gleich lebhaft über die Frechheit eines Enkels der Catonen empörte, welcher fünf Lire dafür verlangte, ihn mit mir zusammen die kurze Strecke zu tragen. »Che vuole?« hatte er, im Lachen seine weißen Zähne weisend, gemeint. »Ella non puo fare senza di me!« Das ärgerte mich dermaßen, daß ich, nach einem herzhaften Fluch in meinem gröbsten, ihm leider unverständlichen Alt-Baierisch, mit einer großartigen Handbewegung im Stile der Ristori und mit einem majestätischen: »Vedremo« den Burschen zur Seite schob und die Last allein trug. Mit Staunen erkannte der Facchino, daß man auch zu unverschämt sein könne. Und da das Erstaunen der Anfang der Weisheit ist, habe ich ihn vielleicht als einen weiseren und besseren Mann zurückgelassen. Nach Ponte di Lago scuro gehe ich aber freiwillig in meinem Leben nicht mehr! —

Nun führte mich der Dampfwagen rasch über Ferrara nach Bologna. Ich reiste dritter Classe — aus zwei Gründen: erstens weil das vom „Deutschen

Museum" zu erwartende Honorar der Schonung dringend bedurfte, zweitens, weil mich von dem geringen Volke mehr als von den Signori zu sehen verlangte. So ward ich denn auf dieser Fahrt auch zum ersten Mal Zeuge des mit so hitziger Leidenschaft betriebenen Morraspiels (sofortiges Errathen der Zahl der rasch emporgereckten Finger). In dem säulenreichen Bologna (Bologna la colonnata) konnte mir kein Mensch sagen, ob ich mit dem Eisenbahnzug in Imola, Faënza oder Forli halten müsse, um die Diligenza nach Ravenna zu treffen! So wenig besucht wird die alte Heldenstadt, daß sie sogar auf dem Bahnhof mir hierüber keine Auskunft geben konnten und mich an die Fahrpost verwiesen. Ich eile auf die Bahnpost: — gleiche Unwissenheit. Ich eile auf die Polizei: gleiches Staunen über einen Reisenden, der den abenteuerlichen Einfall hat, nach Ravenna zu wollen! »Ma che vuole à Ravenna?« fragte unwillig der Polizei-Officier. »Ninguno mai va à Ravenna! Perche non va à Roma? E molto piu

semplice!« Kurz, in ganz Bologna wußte mir damals kein Mensch zu sagen, wie ich nach Ravenna gelange und auf gut Glück beschloß ich, nach Faënza zu fahren. Hier stieg ich aus, fragte nach der Diligenza nach Ravenna und richtig — es ging keine! Ich hätte eine Station weiter oben, in Forli, aussteigen müssen. So nahm ich denn einen Vetturin, den ich, „herzlich betrübt zwar" (ἀχϑόμενός περ) wie eine Extrapost bezahlen mußte, und rollte nun über die staubige Landstraße dahin nach dem Ziel meiner wissenschaftlichen, dichterischen, menschlichen Sehnsucht.

LV.

Ich konnte es kaum glauben, daß ich in wenigen Stunden zu Gaste gehen solle bei Dietrich von Bern, dem ich so viele Gedanken und Träume gewidmet hatte.

Der Weg war höchst malerisch und stimmungsreich: zur Rechten ein Arm des Po, in dessen morigen Ufern das hohe schwankende Schilf und anderes Sumpfgewächs wucherte, aus welchem, verscheucht durch die dort zu Lande frei weidenden Rinder (des Romagnolischen Schlages mit den langen, spitzigen, schön gewundenen Hörnern), hie und da der schwarze Reiher langsam aufstrich mit melancholischem lang gezogenem Klageruf und weit ausholendem Flügelschlag. Zur Linken zog sich viele Stunden lang, nur von Gärten und Parkanlagen unterbrochen, eine Reihe von Villen jedes

Stiles und jeder Größe. Aehnlich mag es schon in uralten Zeiten gewesen sein: denn diese Landschaft war schon lange vor dem Emporkommen Roms von Tuskern reich besiedelt. Und in der Zeit, da die sturmfreie, starke Veste die Hauptstadt des sinkenden Römerreiches ward, umgaben sie auf allen Seiten die Villen der Kaiser und der Großen des Hofes: man klagte damals, daß die Häuser, Gärten, Weiher, Jagdparke der Reichen den Raum für die Kornfelder wegnahmen. Im Mittelalter legte der ravennatische Adel hier seine Lustschlösser wie junge Festungen an, wie Vorwerke der immer noch wehrhaften Stadt. Die gegenwärtigen Landhäuser — ich habe in den nächsten Wochen bei meinen Ausflügen viele besucht — stammen meist aus dem XVIII. und XVII. Jahrhundert: ein auf zwei Steinsäulen ruhender Bogen, mit dem Wappen der Familie in der Mitte von stolzen, oft recht künstlerisch gearbeiteten Eisengittern, führt in den Vorgarten mit seinen im französischen Geschmack zugeschnittenen Wiesen, Beten und wider-

natürlich verschorenen Taxushecken. Breite, mit weißem, gelbem, rothem Sande bestreute Fahrwege laden in der Mitte und den beiden Flanken des Gartens zu dem Landhaus: diese Wege müssen nach Landessitte eingefaßt sein von hohen, ragenden, düstern Cypressen, Thujen und Pinien: — Bäumen von oft ehrwürdigem Alter, die dem Ganzen einen Anflug schmerzlicher, aber vornehmer Trauer, tiefer, aber stolzer Melancholie verleihen: es ist, als ob der italienische Nobile sich drei Jahrhunderte hindurch die Trauer um sein zerrissenes, ohnmächtiges, verpriestertes und von Spaniern, Franzosen, Habsbürgern verknechtetes Vaterland habe schwermuthvoll vor Angen pflanzen wollen.

Das Haus wiederholt dann in der mittleren Stirnansicht den stattlichen Bogen und die Säulen der Garten-Einfahrt in einem breiten, bedeckten Vorsprung zur Einfahrt der Wagen: — ehedem zu dem Absetzen von Sänften. Von hier tritt man, oft auf breiten Stufen schönen Marmors, in ein rundes

Atrium von Marmorgetäfel: antike, häufig aber auch sehr zopfige Statuen und Büsten empfangen uns in den tiefen Nischen der Seitenwände, in welchen Thüren in die Wirthschafträume führen. In der Mitte steigt eine Doppeltreppe, mit Orangen-, Limonen-, Lorber- und Oleander-Bäumen in prunkenden Kübel-Geschirren von „Fayence" (aus dem nahen Faënza) besetzt, zu einem prachtvollen Empfangsal empor, der, eine reichere Wiederholung des Atriums, die von den Ahnen ererbten Kunstschätze des Hauses in Nischen, in die Wände eingemauert oder auf Mosaik-Tischen, zu Schau stellt und durch eine Glasthüre sich auf einen Balcon öffnet, der, oft in der Weise der Venetianischen Loggien, reich mit Blumen geschmückt, den Anblick über den Garten hinweg in die träumende Campagna gewährt. Hinter diesem Empfangsal liegen dann der eigentliche „Salone", der Speisesal, und zu dessen beiden Seiten in breiten Flügeln die übrigen herrschaftlichen Gemächer des Hauses, auch die (für unsere Ansprüche viel zu kleinen) Schlafräume,

alle trefflich gegen die Hitze geschützt: das Haus, viel mehr in die Breite als in die Höhe gebaut, zählt über dem Erdgeschoß meist nur Ein Stockwerk.

Aber freilich: nur noch recht wenige dieser Villen haben sich in so reichem, glänzendem Bestand erhalten.

Viel, viel häufiger sind die Fälle, wo das Eisengitter vor dem Garten arge Zahnlücken zeigt: das marmorne Wappenschild ist mitten durchgeborsten, von wucherndem Epheu verdeckt, die Bete sind verwildert, der bunte Fahrweg dicht mit hohem Grase bewachsen — schon lange drückte hier keine Carrozza mehr ihre Radspeichen ein! — und vor die Fensterräume des verödeten Hauses sind — statt der Glasscheibe — Tischplatten, Bretter, Latten angenagelt!

Auch die reicheren Nobili gehörigen Villen stehen, obzwar besser erhalten, leer: die Familie lebt, je nach ihren politischen Neigungen, zu Wien oder zu Turin, oder Florenz, zu Rom im Schatten des Vaticans, oder zu Paris. Oft sind es mehrere hundert Jahre, daß über diesen Marmorestrich die letzte Seidenschleppe

geraußcht, in jenen prachtvollen Kronleuchtern von geschliffenem venetianischen Kristall (di Murano) kein Wachslicht mehr gefunkelt hat.

Manche Häuser sind völlig aufgegeben: die Thüre des verrosteten Eisengitters hängt halb aus den Angeln; in die Mauer daneben ist ein mannsbreites Loch gebrochen; in dem Becken des längst vertrockneten Springbrunnen und auf dem zerbröckelten Triton huschen die schlanken, hellgrünen Eidechsen; der Herbstregen schlägt in die zerbrochenen Fenster, zu der ausgehobenen Hausthüre herein; und braucht der Bauer da nebenan ein Brett oder eine mächtige Steinplatte zur Ausflickung seiner casella, so holt er sie ohne Besinnen aus dem verlassenen Bau eines unbekannten verschollenen Eigenthümers.

Die kleinen Bauernhäuser, meist jenseit der Straße und des Flusses, sehen höchst ärmlich und elend aus, ungleich erfreulicher dem Maler als dem Besitzer und dem Steuerbeamten! Und schon hier verwenden, wie in der Campania von Rom, die Land-

leute im ausgedehntesten Maß antike Baustücke und Bildwerke zu den niedrigsten Zwecken ihrer wirthschaftlichen Bedürfnisse: aus altrömischen Tempeln, Altären, Grabmälern, Säulen, Reliefs sich Steinplatten brechend. Warum sollten sie auch nicht, da ja zu Rom selbst Jahrhunderte lang die Colonna und Orsini und Barberini ihre Trutzburgen aus dem gleichen Stoff der ewigen Stadt emporgethürmt, ja die Päbste antike Statuen und Säulen des edelsten Marmors zur Kalkbrennerei verwerthet haben? Quod non fecere barbari, fecere Barberini! Die Ostgothen haben die römischen Denkmale vor der Barbarei der Quiriten geschützt (siehe Könige III. S. 168f.) und auch die Vandalen, mit deren Namen man ganz unverdientermaßen das Aeußerste von barbarischer Zerstörungswuth bezeichnet, haben in den wenigen Tagen ihres Waltens in Rom zwar geplündert, aber Rom so wenig „zerstört“ (eine ganz unsinnige Vorstellung!), daß fast ein Jahrhundert nach ihrem Abzug Cassiodor noch den Ausdruck brauchen kann, die eherne und marmorne

Bevölkerung der Stadt sei fast eben so zahlreich als die lebendige.

Man gewöhnt Alles. Aber das erste Mal war ich doch erstaunt, als ich bei einer meiner Wanderungen durch die Campagna von Ravenna in eine Bauernhütte tretend, um einen Becher Weins zu bitten, die Steinschwelle des elenden Obdachs aus nichts Geringerem bestehend fand, als aus der Grabtafel eines römischen Ritters. Der Steintisch aber, auf den ich den Bicchiere des dunkelrothen, herben Weins stellte, erwies sich als das abgesägte Capitäl einer schönen korinthischen Säule, deren stolz geschweifter Akanthos noch völlig erkenntlich war.

LVI.

Auf der ganzen Reise empfing ich nirgend — auch nicht in dem zauberhaften Venedig — so mächtige, tiefe und manchfaltige Eindrücke wie zu Ravenna.

Sagenhafte Vorzeit und lebendigste Gegenwart drangen zugleich gewaltig auf mich ein.

Man mag Ravenna die Stadt der Todten, der großen Todten nennen: aber damals — Ende September 1862 — wogte durch die sonst ausgestorbenen Straßen lärmende Fülle des Lebens.

Vor Kurzem hatte hier, wie überall in den Marken, die Volksabstimmung stattgefunden über das künftige endgiltige Geschick dieser von den Piemontesen besetzten Städte und Landschaften: fast ohne jede Ausnahme war sie zu Gunsten des Anschlusses an den

werdenden Nationalstat ausgefallen! An allen Häusern las ich die aufgemalte oder mit Stempeln aufgeprägte Abstimmung: »evviva Vitorio Emmanuele il nostro rè legittimo eletto!« Mit welch bitterem Weh im Herzen beneidete ich die Italiener um diese erreichten Ziele, während daheim in Deutschland weder Habsburg noch Hohenzollern noch die Mittelstaten irgend etwas thaten, die Einung des deutschen Volkes herbeizuführen: vielmehr wachte ja jede dieser drei Gruppen eifersüchtig auf jeden Schritt der beiden anderen in solcher Richtung, fest entschlossen, ihn zu vereiteln. O Jammer und Schmach dieser Zeiten! An jenes Elend, an die deutsche Schande jener Tage muß man die Undankbaren, die Vergeßlichen erinnern, welche heutzutage — 20 Jahre nach der Herstellung des deutschen Stats! — den unvergleichlichen Mann, der ihn geschaffen hat, den Fürsten Bismarck, von sich stoßen und verunglimpfen.

Mag bei jener Volksabstimmung (— ich halte nicht viel auf diese Komödien seit der Abstimmung über

Nizza und der französischen von 1870! —), bei der General Cialdini zu Land und Admiral Persano zu Wasser Schildwache standen, „die Unabhängigkeit der Aeußerungen zu schützen", piemontesischer Druck nicht ganz gefehlt haben: — zweifellos war mit verschwindenden Ausnahmen (dem größten Theil der Geistlichen und den von diesen geleiteten Gruppen, z. B. der völlig unwissenden und armen Landbevölkerung) alles Volk der Marken begeistert für den Anschluß an das junge Königreich, vielleicht noch treffender ausgedrückt: für das Loskommen von dem Kirchenstat, der von seinen Angehörigen im höchsten Maße gehaßt zugleich und verachtet war. Ohne Frage war es der elendiglichst verwaltete von allen Reichen Europas. Alle, aber ausnahmslos alle Ravennaten, die ich sprach, Kaufleute, Gewerktreibende, Beamte, Gelehrte, Künstler, adelige Gutsbesitzer und viele Bauern, ja sogar einzelne Geistliche stimmten überein in der feuereifrigen Erklärung, daß, auch abgesehen von der nationalen Frage, alle Bedürfnisse des Volkslebens, geistige, sitt-

liche, wirthschaftliche auf das Allerdringendste die Errettung aus der elenden Priesterherrschaft fordern.

„Gehen Sie durch unsere Straßen,“ antwortete auf meine Fragen ein Kaufmann, „und Sie werden nicht mehr fragen. Sie sehen, wie verrottet und stockig, wie verödet und vergessen, wie verfallen, wie zurückgeblieben das arme Ravenna ist: ebbene, das hat nur Eine Ursache: il governo papale und nur eine Abhilfe, il fine del governo papale. Unsere Canäle versumpfen, unsere Straßen vergrasen, unsere Brücken brechen unsere öffentlichen Gebäude verfallen: — weder thut der Stat etwas, noch duldet er, daß wir uns selbst helfen, wozu wir uns oft erboten: das sind „Neuerungen“, das ist „Freimaurerei“ (!), das sind „Anmaßungen der Unterthanen und Eingriffe in die Verrichtung des States“, — der aber nichts verrichtet. Wir brauchen so nothwendig wie die Luft zum Athmen den Anschluß unseres Hafens an die Eisenbahnlinie Ancona-Bologna, wir sind ja ganz abgeschnitten von der Welt: man weiß in Bologna kaum, wie zu uns

gelangen (das konnte ich leider bestätigen). Es sind nur vier Stunden von Faënza bis an unser Meer, sofort würde solche Verbindung unsere Stadt wieder in Blüthe bringen, während, in Ermangelung jener kurzen Strecke, die Umfahrung auf der Hauptlinie Bologna-Rom uns noch den letzten Stoß geben mußte: dringend baten wir darum seit Jahren: Alles umsonst. Monsignore Antonelli liebt sie nicht, die Eisenbahnen, und braucht das Geld zu frommen Zwecken, z. B. zur Unterstützung der Zeitungen, welche gegen den nationalen Stat schreiben. Italien aber baut jetzt bereits die Eisenbahn: in zwei Jahren wird sie fertig sein und allora Ella vedra Ravenna!"

Die Stadt war damals überfüllt von Soldaten: ein General hielt Truppenschau über 12000 Mann. In Folge dessen fand ich weder in der spada d' oro, noch in dem albergo della Posta Unterkunft und erreichte mit Mühe, daß mir die Wirthin des ersteren Gasthauses in einem ihr gehörigen Wirthschaftsgebäude in einer fernen Vorstadt ein klein Kämmerlein anwies.

Hier erlebte ich in der Nacht ein drollig Abenteuer.

Schon in Bologna und auf der Fahrt nach Faënza sowie von meinem Vetturino hatte ich stundenlang „Räubergeschichten“ zu hören bekommen: der »brigantaggio«, Anfangs von bourbonischem Geld unterstützt und als eine Art von Contra-guerrilleria gegen die Garibaldinischen Freischaren verwendet, bestand nach Erlöschen jener Bedeutung „unentwegt, voll und ganz“ (wie die fortschrittlichen Zeitungen zu sagen lieben) fort, lediglich als Privatunternehmen der Herren Briganti und zumal hier, in den Marken, griff es mit solcher Keckheit um sich, daß die Bauern und Gutsbesitzer in steter Angst lebten. Besonders der Capitano Altino war gefürchtet, der, wie der selige Fra Diavolo, den Carabinieri mit wahren Zauberkünsten sich zu entziehen und zu verbergen verstand und jedesmal gerade, wann deren Streifschar ein »paese« verlassen hatte, in demselben auftauchte, die von den Märkten mit dem Erlös ihrer Wein- oder Mais- oder Polenta- oder Oliven-Aerndte heimreisenden

possessori aufhob und ausplünderte oder sogar in den Villen und „Cascine“ bei hellem lichten Tage mit gewaffnetem Geleit einsprach, die Bewohner festnahm und nur gegen Bezahlung großer Summen freiließ; Malern und anderen habeleeren Reisenden, wie ich einer war, welche die Campagna durchstreiften, that er nichts zu leide. Erst vorgestern hatte er aber in einer nahen Villa, »casa grassa«, eine halbe Tagesreise von Ravenna, mit zehn »amici« den possessore und dessen Familie bei'm pranzo überfallen: sie banden die Männer, tanzten mit den drei Mägden im Speisesal einen „Rondinello“, aßen und tranken die eben aufgetragenen Schüsseln und Flaschen leer, holten sich noch ein Fäßlein »Nero« aus dem Keller dazu, und verabschiedeten sich sehr höflich, nachdem der Hausherr den Schlüssel zu seinem Geldschrank abgegeben und — nach Ausräumung auch der geheimen Fächer — zurückerhalten hatte. Ich bezweifelte diese Geschichten, wegen der überall blitzenden Bajonette der Piemontesen und fragte, ob denn nicht

Streifscharen angewendet würden? „O ja,“ erwiderte der Wirth der spada d' oro: „aber lange Zeit nur bei Nacht, weil sie es am Tage nicht für nöthig hielten. Da raubten die Briganti selbstverständlich bei dem schönsten Sonnenschein. Und wenn jetzt eine Streifschar bei Tag auszieht, so wissen sie genau die Richtung und arbeiten in der entgegengesetzten. Erst vor einigen Tagen drohte ein possessore, als sie ihn in seiner cascina gebunden hatten, er rathe ihnen, sich zu packen, Bersaglieri seien ganz in der Nähe, eben erst seien sie bei ihm gewesen. „Eben deßwegen,“ erwiderte der Capitano, „jetzt kommen sie vor 6 Stunden nicht wieder. Sie, Signore, dürften daher um uns ganz unbesorgt sein.“

Nichts als solche Geschichten hatte ich den ganzen Tag gehört: kein Wunder, daß sie meine Einbildungskraft beschäftigten. Als mich nun in später Nacht ein barfüßiger ragazzo in die finstere Spelunke eingewiesen hatte — sie bestand nur aus dem Erdgeschoß — bemerkte ich, bei dem Schein eines Stümpfleins Wachslicht, —

neben unglaublichem Schmutz des ganzen Gebäudes — an der Hausthür deutliche Spuren, daß Schloß und Riegel mit Gewalt abgerissen waren und ebenso an der Pforte meines Kämmerleins. Das Häuslein stand ganz allein: Wiesen und Maisfelder ringsum, bequemer konnte es der capitano sich gar nicht wünschen, wollte er Beliebiges mit mir anfangen. Ohne Furcht zwar und halb lächelnd über meine Banditengedanken, legte ich doch mein altes Jagdmesser griffgerecht neben mich, bevor ich mich auf den von der gutherzigen Wirthin mitgesendeten Decken auf dem Steinestrich niederlegte und einschlief. Bald weckte mich ein seltsam Geräusch. Ich hörte, wie Jemand vorsichtig, langsam, von der Hausthüre her den Gang, der zu meiner Kammer führte, entlang näher und näher schlich, an den Wänden sich vorwärts tastend: war es doch stockfinster. Ich sprang auf, zündete mein Kerzlein an und stellte mich (in einfachster Nachtgewandung!) an meine — unverschließbare — Thüre das gezückte Waidmesser in der Rechten. In dieser ro=

mantisch-dramatisch-schauerlichen Stellung kam ich mir nun aber selbst so lächerlich vor, daß ich, mit einem Anflug heiterer Laune, dem Heranschleichenden — auf deutsch! — entgegenrief: „Wünschen Sie vielleicht Mord?“ Ich hatte keine Antwort erwartet: wie groß war daher mein Erstaunen, als mir der Bandit im reinsten Schwäbisch erwiderte: „Noi: Aber Liacht!“

Es war ein junger Maler aus Reutlingen, der, von der Wirthin ebenfalls in dieses gemüthliche Nachtquartier verschickt, an der Hausthüre von dem ragazzo verlassen, im Finstern mühsam seinen Weg suchte. Wir lachten herzlich über die Art unserer Begegnung und unternahmen in den folgenden Tagen manchen Streifzug durch die Campagna mit einander, wie wir denn alsbald auch beide in die Spada d' oro selbst, nach dem Abmarsch des Herrn Generals, der hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, übersiedelten.

LVII.

Mehrere Wochen blieb ich nun in Ravenna; des Vormittags über von 8—3 Uhr arbeitete ich in dem Archiv, dann ging es, nach rasch erledigtem Pranzo, in die Campagna hinaus, oft in die Pineta, und oft in die wunderbare »basilica San Apollinare in classe fuori«.

Meine Empfehlungsbriefe aus München (von dem Bibliothekdirektor Professor Karl (von) Halm, dem Oberbibliothekar Föhringer und dem Bibliothekar Thomas, gütigen Freunden und Gönnern von mir, denen ich hier in ihre Gräber noch meinen Herzensdank für so manche Förderung nachrufe) für Ravenna und für Mailand waren kaum erforderlich: mit der liebenswürdigsten Gentilezza nahmen überall die italienischen Herren in den Archiven und Bibliotheken den

unbekannten jungen Menschen auf, sobald er sich als Privatdocent vorstellte. Ja, in Ravenna ging das Vertrauen des ehrwürdigen Monsignore Terlazzi, custode ed archivario, den ich im Priesterornat in seiner Kirche fand, so weit, daß er mir alle Säle des Archivs in dem erzbischöflichen Palast zur unbeschränkten und völlig unüberwachten Benutzung überwies: ich durfte mir, nachdem er mich am ersten Tag eingeführt, jeden Morgen die Schlüssel zu den Sälen und zu den Schränken abholen und nun ganz allein hier arbeiten bis 3 Uhr, wann ich die Schlüssel wieder zurückbrachte.

Es waren schöne, poesie- und stimmungsvolle Stunden, die ich, völlig ungestört, in dem hochgewölbten alterthümlichen Gemach verbrachte: die Bogenfenster blickten über einen stillen cypressenreichen Klostergarten weithin über die schilfigen Niederungen des Po: feierliche, schwermuthvolle Stille waltete in dem weitläufigen Palast, in seinen Höfen und Gärten, in welchen sogar die geschwätzigen Brunnen längst ver-

stummt waren. Ich und einige muntere Eidechsen, die sich auf den breiten Fenstersimsen sonnten, waren die einzigen Bewohner des stolzen Gebäudes. Ich hätte nach und nach in meiner Ledermappe das ganze Archiv davontragen können.

Ich fand darin mehr und weniger als ich erwartet hatte.

Mehr: denn ich entdeckte eine Anzahl (damals) noch ungedruckter oder doch unverwertheter Pabstbriefe aus dem VII. und VIII. Jahrhundert, gerichtet meist an die Metropoliten von Ravenna, mit wichtigen Angaben über die Verhältnisse der Curie zu Ravenna, zu den Byzantinern, zu den Langobarden und zu den Arnulfingen im Frankenreich.

Aber dafür schlug mir eine liebe Hoffnung fehl.

Ich wußte, daß in diesem Archiv mehrere Papyros-Rollen aus dem Ende des V. und dem Laufe des VI. Jahrhunderts lagen, also aus der Zeit Odovakars und des Ostgothenreiches. Ich hoffte nun, einzelne jener Urkunden entziffern zu können, vielleicht

andere aus der gleichen Zeit zu entdecken. Allein alle meine Fragen nach weiteren Papyros beantwortete Monsignore Terlazzi mit Kopfschütteln. Ja, es waren früher noch viel zahlreichere vorhanden, wie aus dem alten Katalog hervorging. Jedoch das Archiv ist wiederholt abgebrannt und dabei sind ganze Truhen voll alter Handschriften zu Grunde gegangen. Diese Brände sind aber auch die Ursachen der fast völligen Unlesbarkeit der erhaltenen Papyros, die, unter Glas, in Rahmen aufgezogen, an den Wänden des Sales hangen. Diese waren in einer Metallkiste aufbewahrt gewesen und obzwar diese nicht schmolz in den Flammen, ließ sie doch die Hitze in solchem Maße durch, daß die dunkle Farbe des Atramentum hell wurde und umgekehrt der Papyros so dunkelbraun vergilbte, daß es fast unmöglich ist, die Züge der Buchstaben auf dem dunklen Grunde zu unterscheiden. Ich gab mir viele Tage lang die größte Mühe, auch mit der Lupe: — um so eifriger erpicht, als einzelne lesbare Wörter den Inhalt fast aller Urkunden als

einen juristischen erkennen ließen: es sind ohne Zweifel Verträge über Schenkung, Kauf und Verpfändung von Liegenschaften mit ihrer Zubehör von Unfreien und Vieh, errichtet und aufgenommen vor der Curia von Ravenna und zum Theil aus der Gothenzeit, wie gothische Namen in den Unterschriften erkennen lassen. Ist uns doch eine Schenkungsurkunde Odovakars — über Landgüter auf Sicilien — zu Gunsten eines Grafen Pierius erhalten, der siebzehn Monate später an der Adda tapfer für seinen König fechtend fiel. Mit einer Art von boshaftem Mitleid lächelte der gute Prälat zu meinem hartnäckigen Eifer, die verblichenen Schriftzüge zu verfolgen: »No! ella non farà niente«, sprach er. »Vi sono stati gia il Niburrio ed il Cardinale Mayo e tutti quanti ed hanno voluto spiegarli: ma mica, mica, mica!«

Und es war, als habe er seine Freude daran, daß seine verschwiegenen Urkunden ihre Geheimnisse so gut bewahrten: — ein seltsamer Standpunkt für

einen Archivar! Ich trug sie ihm aber nicht nach, diese patriotische Schadenfreude über die Barbaren, welche da meinten, sie brauchten nur über die Berge zu steigen, um zu lesen, was das gelehrte Italien dreizehn Jahrhunderte hindurch zu enträthseln nicht vermocht hatte. Ich nahm zuletzt den freundlichsten Abschied von dem vertrauenreichen Custode und seinen Urkunden in den stillen, kühlen Steinhallen: er und sie stehen mir in dankbarem Gedenken.

Schwach bestellt war es dagegen mit Kritik und Methode eines seiner Unterbeamten; derselbe zeigte mir in der Waffensammlung neben dem Archiv einen allerdings außerordentlich schönen nnd reichen Brust-harnisch, mit den stolzen Worten: »ecco il corazzo d' Odoacre, primo re d' Italia.« Erstaunt fragte ich, wie er denn dies Eigenthumsverhältniß beweisen könne? Unverzagt kam die Antwort in raschest fließendem Italienisch: „es kann gar nicht anders sein. Der Corazzo ist gefunden worden in dem alten jetzt halb versumpften Bedese nahe der Brücke bei Candiana.

Sie wissen, daß der letzte große, nahezu siegreiche Ausfall Odovakars (am 9. Juli 491) in dieser Richtung erfolgte. Sie werden wohl nicht von Odovakar glauben, daß er bei dieser letzten Anstrengung zu Hause in seinem Bette blieb, ꝛc.? Also! Wem anders als dem Vornehmsten konnte dieser reiche Panzer gehören? Dunque al re stesso. Das ist doch sonnenklar."

Ich schwieg. Warum dem guten Prete seinen Glauben erschüttern? Ich schluckte also das kleine Bedenken hinunter, daß der Held, der bekanntlich nicht in jener Schlacht fiel, sondern später ermordet wurde, schwerlich doch im Kampf seinen Brustpanzer werde weggeworfen haben, etwa um leichter zu fliehen! Und das große Bedenken verschwieg ich erst recht, daß mir die kunstreiche Arbeit aus der Spät-Renaissance, etwa von Benvenuto Cellini, herzurühren schien.

LVIII.

Alle Stunden, welche ich nicht im Archiv verbrachte, waren der Stadt, der Landschaft gewidmet und der großartigen, tief schwermüthigen Poesie, welche beide erfüllt.

Ravenna ist die Stadt der Todten, der großen Todten, von Galla Placidia und Theoderich bis auf Dante! Ein Historiker und Poet dazu, mit Vorliebe für die Zeit der Völkerwanderung, wandelt hier auf ihrem heiligen Boden: kaum Rom selbst ist für jene Jahrhunderte wichtiger. Schon Augustus hatte die schwerwiegende Bedeutung der Bucht hier an der Adria erkannt und sie in einen Kriegshafen für 350 Trieren — die Hälfte der ganzen Flotte — umgestaltet. Später ward diese Meeresveste ein Hauptbollwerk für Italien gegen die Barbaren im

Nordosten: waren Verona und die Etschlinie, auch die der Adda und des Isonzo verloren, so deckte die unbezwingliche See-Festung noch die des Po: von der Ostseite geschützt durch die beiden Hafen Classis und Cäsarea, auf allen anderen durch ein Gewirre von Sümpfen, Gräben, Canälen, Lagunen und Armen des Po, in welchen der Angreifer verderben mußte. Ravenna konnte vor Erfindung der Feuerwaffen nur durch Hunger bezwungen werden: und dies war ausgeschlossen, so lange die Verbindung mit dem Meer offen stand. So hat denn auch Theoderich der Große den heldenhaften Widerstand Odovakars nach drei Jahren der Belagerung erst brechen können, seitdem er durch die zu Rimini genommenen Schiffe den Hafen Classis sperrte.

Der Sieger, von Begeisterung und Verehrung für die antike Bildung durchdrungen, schmückte, wie so viele Plätze Italiens, auch diese seine Hauptstadt mit Kirchen und Palästen. Er erbaute sich mitten in der Stadt eine großartige und feste Hofburg mit

starken Wehrthürmen: die schwermüthigen Ruinen dieses Palastes haben sich erhalten: zinnenbekrönte Mauern, ein Hofraum, zwei runde Thürme. In der von ihm erbauten Basilika San Apollinare hat sich in den späteren Mosaiken (556—569) das vollständige Bild dieses Palastes erhalten mit seinen breiten Marmortreppen, drei breiten durch Vorhänge schließbaren Hallen im Erdgeschoß, schönen Bogengängen (Loggien) im ersten Stockwerk. Die Bilder zeigen ferner Ravenna's Straßen von Menschen, den Hafen Classis von einem dichten Walde von Masten gefüllt.

Das war Ravenna vor 1300 Jahren.

Heute aber sind die beiden volkwimmelnden Häfen Classis und Cäsarea spurlos verschwunden, als hätten sie nie bestanden. Die Buchten, in denen jene vierthalbhundert Dreidecker ankerten, sind so versandet, daß kaum ein Fischerkahn dort der Küste nahen kann. Dichter, heißer Triebsand weht über die Stätte, wo die Werfte von Cäsarea hämmerte und wo einst

Matrosen und Krieger lärmten in den Tabernen von Classis, da wächst aus sumpfigem Morgrund manneshohes Schilf, daraus der halbwilde Büffel den zottigen, starkgehornten Kopf emporreckt.

Und Ravenna selbst — welche Verödung!

Nach Abzug jener gemusterten Soldaten konnte ich sechs, sieben Straßen durchwandern, ohne einen Menschen zu begegnen; vieler Häuser Thüren und Fenster sind geschlossen, offenbar seit lange schon. Die Stadt, in welcher, etwa um das Jahr 100 nach Christus, eine halbe Million gelebt, zählte jetzt (1862) nicht viel über 10,000. Und diese waren arm, stumpf, gleichgiltig, wie von der Welt vergessen, und selbst der Welt nicht denkend. Am hellen Sonntag-Mittag bemerkte ich in der Hauptstraße der Stadt einen großen, dunkeln, weithin übelriechenden Gegenstand; ich trat hinzu, es war eine große Nachteule, die mit ausgespannten Flügeln wohl über 6 Fuß messen mochte und auf dem Rücken lag im Zustand der Verwesung. Ich rief einen Schutzmann herbei, der

malerisch, aber halb schlafend in der nächsten Ecke lehnte: »Ma che cosa è questo?« fragte ich staunend.

»Questo?« sagte der Mann, langsam herankommend und mit seinem Amtstock an das Aas rührend, »ah, non è che una civetta, Signore; ne cadono assai molte dalle torri; questa giace qui gia qualche tempo.« Wie lange mochte sie wohl später noch da liegen?

LIX.

Außer dem Palaste Theoderich's zogen mich in der Stadt zumeist an die alten Basiliken San Agata (aus dem Jahre 417), Giovanni Evangelista (425), San Francesco (440), San Teodoro, von Theoderich erbaut (a. 500), vor Allem aber die beiden dem Schutzheiligen der Stadt geweihten San Apollinare, von Theoderich (510) dem heiligen Martinus errichtet, und San Apollinare in Classe fuori, begonnen 534 von Amalaswintha, Theoderich's Tochter, vollendet aber erst 549, nachdem Ravenna durch Betrug in die Hand Belisar's gespielt war, der dem wackern Vitigis und seinen Gothen weisgemacht hatte, er wolle als ihr König sich gegen Byzanz empören! Diese Kirche liegt etwa eine Stunde vor den Thoren des jetzigen Ravenna: der melancholische Weg dahin führt

durch Sand, Sumpf und Heide. Die Basilika allein hat sich erhalten aus all' den Tausenden von Häusern der Hafenstadt: nur ein gewaltiger Wartthurm aus der Gothenzeit, rund, mit dicken Mauern und zahllosen Pfeilscharten, steht noch, getreulich Wache haltend, neben der verwaisten Kirche: wie ein greiser Hildebrand neben einer entthronten Königin. Tritt man aus dem prachtvoll mit Gold und Edelgestein geschmückten Tempel und sieht das öde Heideland, das ihn jetzt auf allen Seiten umgiebt, an Stelle der Prachtgebäude, die ihn einst umgürtet, so begreift man, wie das Gefühl der Vergänglichkeit aller Erdengröße eine schwärmerisch asketische Seele wie die Otto III. gerade an dieser Stätte besonders ergreifen und zur Buße in Sack und Asche stimmen konnte. Der Kaiser erwartete damals hier das Ende der Welt und die Wiederkehr Christi (ich habe das viele Jahre später verwerthet in meiner Erzählung „Weltuntergang", Leipzig 1890).

In der Stadt besuchte ich am häufigsten die Basilika

San Vitale, die, von Amalaswintha angefangen, (vielleicht ist das Eine Anagramm an den Doppelcapitälen der Säulen das ihrige), erst von Justinian 549 nach dem Vorbild seiner Hagia Sophia zu Byzanz vollendet wurde: mehr als die zahlreichen Mosaiken kirchlichen Inhalts in der Basilika (wie in der vorgenannten) beschäftigte mich das Bild, welches Justinian und Theodora darstellt, denen ein Zug von Priestern und Vornehmen Weihegeschenke darbringt: man kann sich unter den letzteren Belisar, Narses, Petrus und Cethegus, den Präfecten von Rom, vorträumen. Das Gesicht des Pandektenkaisers ist ziemlich ausdrucklos, aber in den Zügen der Circusdirne auf dem Thron, eines der begabtesten und verworfensten Frauen der Weltgeschichte, ist sowohl Schönheit als Geist und Willenskraft zu entdecken: sie war ein dämonisches Weib.

Die Asche einer andern Frau von weltgeschichtlichen Schicksalen birgt das Mausoleum der Galla Placidia: Tochter des großen Theodosius, Schwester des Honorius, von Alarich bei der Eroberung Roms

gefangen, aber um ihrer strahlenden Schönheit, ihrer Bildung und Geisteskraft willen von Alarich's Nachfolger, Ataulf (dessen Schönheit ebenfalls gerühmt wird), zur Gattin und Königin erhoben; zu Narbonne ward das Beilager mit unerhörter Pracht gefeiert unter Verbindung römischer und gothischer Formen: denn diese Vermählung sollte sinnbildlich die auch von Ataulf (wie von dem großen Theoderich) geträumte Verschmelzung der römischen mit der germanischen Welt darstellen: allein auch dieser Versuch endete tragisch wie der von Theoderich im Großen gewagte: das Knäblein, das die Kaisertochter dem Germanenkönige gebar, starb, Ataulf selbst ward bald ermordet, ein roher Römerfeind folgte ihm, der die Wittwe zwang, zwölf Meilen in Ketten zu Fuß vor seinem Wagen im Staub der Heerstraße einherzuschreiten. Nach dessen Untergang ward sie gegen 600,000 Scheffel Weizen ihrem Bruder zurückgegeben, der die Widerstrebende seinem besten Feldherrn, Constantius, vermählte. Diesen beherrschte sie bis zu

seinem Tode so schrankenlos wie ihren Bruder, der der schönen Schwester so warme Liebe zuwandte, daß die Zeitgenossen der Geschwister darum schalten. Plötzlich verwandelt sich aus räthselhaften Gründen — aus Eifersucht? — des Kaisers Liebe in tödtlichen Haß: aber die Ehrgeizige räumt nicht freiwillig den altgewohnten Herrschaftbesitz: erst nach blutigen Gefechten in den Straßen von Ravenna erliegen ihre Anhänger, sie flieht nach Byzanz zu ihrem Neffen Theodosius II., erfährt dort alsbald den Tod des Honorius und die Nachfolge eines Anmaßers, bewegt den Neffen, jenen durch ein Heer zu vernichten und ihren sechsjährigen Knaben Valentinian III. zum Kaiser des Westreichs zu erheben: im Namen dieses Schwächlings beherrscht sie noch einmal 25 Jahre lang die römische Welt: 440 baute sie sich dies Mausoleum, 450 ward sie darin beigesetzt, in der Mitte zwischen den beiden Sarkophagen ihres zweiten Gatten und ihres liebenden und hassenden Bruders: das Grab ihres Jugendgemahls liegt fern in Barcelona!

Das einzige Licht in dem niedrigen Gewölbe, das so viele widerstreitende Leidenschaften einschließt, fällt gerade auf den Sarg, in welchem dies Weib ausruht von einem Leben, das zwischen den höchsten Höhen und den dunkelsten Tiefen des Geschickes geschwankt hat. Es ist düster und schaurig in dieser Gruft: die schwermüthigen, christlichen Wahrzeichen der Mosaik, welche die Allvergänglichkeit lehren, sprechen bedeutsam an dieser Stätte, und schwer lastet der Druck der Marmorwölbung auf der Seele.

Gehört dies in meine „Erinnerungen"? O ja, denn ich habe mich Jahre lang mit dieser Lebensgeschichte getragen als Gegenstand eines geschichtlichen Romans. Allein es fehlt die Einheit des Beweggrundes der Heldin: Vaterlandsliebe? Zu unwahr. Sinnlichkeit? Als Haupttriebfeder zu unschön. Herrschsucht, welche Schönheit und Sinnlichkeit nur als Mittel verwendet? In meiner „Fredigundis" bereits dargestellt. So ruhe denn in Frieden, Galla Placidia, Kaisertochter, Kaiserschwester, Gefangne, Sinnbild

der Völkerverschmelzung, Gothenkönigin, mißhandelte Königs-Wittwe, Gattin und Beherrscherin eines ungeliebten Gemahls, Beherrscherin eines allzu zärtlichen Bruders, Empörerin wider diesen, Flüchtlingin, Beherrscherin ihres Neffen und nochmal Beherrscherin des Abendlands durch den beherrschten Sohn: — ruhe in Frieden, Galla Placidia: ich will ihn dir nicht verstören, indem ich dich auferwecke von den Todten.

LX.

Aber noch ein anderer im Leben ruheloser Geist fand hier die ewige Ruhe: der Gewaltige, der die Hölle geschaut: Dante.

Verbannt aus der undankbaren Vaterstadt Florenz, verlebte er die letzten Jahre unter dem Schutze des ravennatischen Adelsgeschlechts der Polenta und starb hier am 14. September 1321. Das Grabmal, 1482 durch Pietro Lombardi errichtet, ward später in einen unbedeutenden Kuppelbau umgewandelt: das Größte daran ist die Erinnerung und die stolze Grabschrift, die Dante selbst für seinen Sarkophag gedichtet hat:

Jura Monarchiae, Superos, Phlegetonta Lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque.
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,

Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor, Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Undank ist großer Männer Lohn. — —

Am häufigsten war ich gewallfahrtet zu dem Grabmal meines großen Helden Theoderich, welches Amalaswintha dem Vater errichtet hat, eine Viertelstunde etwa vor der Porta serrata: eine zehneckige Rotunde, die riesige Kuppel von 34 Fuß Durchmesser und einem Gewicht von 2 Millionen zweihundertachtzigtausend Pfund ist ein Monolith, d. h. aus einem einzigen (istrischen) Felsen gehauen: hier ward der Sarkophag des Königs beigesetzt, es soll die jetzt in seinen Palast eingemauerte antike Badewanne von rothem Porphyr gewesen sein. Das Gebäude steht in einem verwilderten Garten, dessen Trauer und Stille gut zu der Bedeutung des Denkmals paßt. Die wuchtigen Quadern des Unterbaues machen den Eindruck von ernster, schwerer Kraft und Würde; zu dem oberen Stockwerk, das freien Ausblick

über die Stadt und weithin über die Ebene bietet, steigt man von außen auf Mamorstufen empor. Das Innere ist leer und schmucklos.

Das Erdgeschoß war damals fußhoch überschwemmt von dem Wasser des Po-Canals, das in den Garten gedrungen war. Das verhalf mir zu einer werthvollen lieben Erinnerung. Bei dem letzten Besuch, den ich dem todten Helden am Abend vor meiner Abreise abstattete, bröckelte unter meinem Tritt einer der Schreitsteine, welche gelegt waren, den Eintritt über das Wasser hin zu ermöglichen: da klang es wie Metall, ich bückte mich und hob aus einer Spalte des zersprungenen Ziegels eine Bronzemünze (Kupferbronze) mit starken Spuren ehemaliger Vergoldung. Ihr Avers zeigt ein mit einem Diadem geschmücktes weibliches Brustbild, aus dessen rechten Arm ein Bambino emporragt: es ist Constantina, die Gemahlin des Kaisers Mauritius und ihr Knabe Theodosius: die Umschrift, in voller Uebereinstimmung hiemit, ist leicht zu erklären: D[ominus N[oster]

M[auritius] P[erpetuus] A[ugustus], auf der Rückseite steht ein Anagramm und „Ravenn“: die Münze ward ohne Zweifel geprägt von Mauritius Tiberius, dem Schwiegersohn des Tiberius Constantinus, im vierten Jahre seiner Regierung, also 586, etwa dreißig Jahre nach dem Untergang des Ostgothenreiches. Theoderich hat durch das Geschenk den deutschen Wanderer erfreuen wollen, der sich in Forschung und Dichtung so liebevoll in seine Heldengestalt vertieft hat.

LXI.

Nachdem meine Arbeiten im Archiv abgeschlossen waren, eilte ich nach Hause. Das Reisegeld ging zu Rande und mich peinigte eine heftige Malaria: siebenmal bin ich in Italien gewesen, und fünfmal hat sie mich befallen, sogar in Bellagio. Diesmal zog sie mir wohl zu jenes ungesuchte Bad in Powasser zu Ponte di Lago scuro: der stundenlange Aufenthalt in den naßkalten Steinsälen des Archives und in den Kirchen besserte die Sache nicht, auch nicht die herbstlichen Platzregen, die mich wiederholt in kürzester Zeit durchnäßten bis auf die Haut: ein solcher italienischer Regenguß verhält sich zu einem deutschen wie ein Furioso zu einem Andante.

Sich krank fühlen in der Fremde, zumal in Italien, ist recht unbehaglich: mein Zimmer blickte in einen

jener melancholischen, hoch ummauerten Gärten, deren düstere Cypressen im Winde die Häupter vor Trauer zu beugen scheinen.

Es war — Anfang October — rauhes, naßkaltes Wetter: die Nebel des Po und seiner Sümpfe flutheten ungehindert durch die vielfach zerbrochenen Fenster und hielten die Steinwände und den Fußboden beständig feucht. Der Schmutz ringsum, die ungewohnten Speisen, ja, schon das in allen Lebenseinrichtungen Ungewohnte, das den Gesunden eher anzieht, verstimmt den Leidenden.

Vom Fieber geschüttelt, gelangte ich mit der Post über Forlì nach Bologna: ich sehnte mich nach der im Bädecker mit bestem Fug gerühmten „Schweizer“ Pension Brun: Schweizer! Das verhieß Reinlichkeit: und nach der trug ich Verlangen. Mit Mühe erreichte ich das Haus, mein Zimmer und mein Bett, in dem mich sofort ein arger Schüttelfrost befiel. Eine gutherzige deutsche Schweizerin nahm sich mütterlich meiner an. Dank ihrer Pflege konnte ich am andern Mor-

gen die Reise fortsetzen über Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Lodi nach Mailand.

Hier hörte ich, fast völlig, wohl durch den Luftwechsel, hergestellt, in dem Theater della Scala, das in seinen großen Raumverhältnissen an das mir so theuere Münchener Hoftheater gemahnt, eine Oper von Verdi: »I masnadieri«, Text: „Die Räuber von Schiller"!! Man denke: die Pseudophilosophie in dem Selbstgespräch des Franz von einem italienischen Basso nach Verdi'schen Weisen gesungen! Immerhin war aus dem Trauerspiel das Packendste packend zur Geltung gebracht: am günstigsten ist in dieser musikalischen Zubereitung die schwärmerische Amalie ausgefallen. Der Aufbruch der Räuber zu dem Kampfe gegen die „Sbirren" rief eine stürmische Kundgebung hervor; die Stelle lautet:

»Su, fratelli corriam' alla pugna,
Come lupi di questa boscaglia!
Trionfar' d' una schiava ciurmaglia
Ci farà disperato valor.

Nella destra un' esercito impugna
Che brandisce la libera spada:
Basta un solo della nostra masnada
Per la rotta di tutti costor!«

Die „Sclavenschar" sollten selbstverständlich die Pappalini, die Schlüsselsoldaten Lamoricières, die Träger des „freien Schwertes" die Garibaldiner sein. Zum 147. Mal in dieser Spielzeit gesungen ward die Stelle zum 147. Mal mit lärmendstem Beifall belohnt.

Nach Landessitte ward hinter jeden Aufzug (der Schiller'schen Räuber!) der Aufzug eines höchst unsinnigen Ballettes eingeschoben: „Ariella oder die Blume des Arno": — die Handlung schien mir aus „Leonardo und Blandina" der Fliegenden Blätter entlehnt! In der Nacht peinigte mich der furchtbare Traum, ich müsse den Sinn dieser Handlung erklären. Es war wohl Albdruck und der letzte Fieberanfall.

Wie vortrefflich dagegen war die Darstellung einer Opera buffa, die ich am andern Abend in dem

ausgezeichneten Teatro della Santa Radegonda hörte! Wie natürlich, wie lebenswahr Alles! Das war nicht gespielt, das war gelebt: wie etwa in der Comédie française zu Paris oder von den „Münchenern" in den altbaierischen Volksstücken.

In der weltberühmten Ambrosiana ward ich mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit behandelt: ich durfte jeden Morgen, so lang ich wollte, in den schönen Räumen dieser unvergleichlichen Bücherei arbeiten: man brachte mir alle Codices und Bücher, deren ich bedurfte: so kam ich in wenigen Tagen mit meiner Prüfung der Prokophandschrift zu Ende. Die Nachmittage verwandte ich auf den Genuß der Kunstschätze (Dom, San Ambrogio, la Cena von Leonardo da Vinci) und die Kenntnißnahme von der (durchaus nicht ausgesprochen italienischen, s. oben S. 470) „modernen" Stadt, sowie von den heftig aufgeregten Stimmungen der politischen Parteien: hier, in einem der Brennpunkte des politischen Treibens, erfuhr ich in kurzer Zeit von den oben S. 408 f.

geschilderten Zuständen ungleich mehr als in Verona, Venedig oder Ravenna. Gerade hier in Mailand herrschte am lebhaftesten Freude, Begeisterung über den nunmehr wenigstens begonnenen, wenn auch noch nicht ausgebauten Nationalstat und freudige Zuversicht in die Zukunft.

Ach, und ich hatte zurückzukehren in das Deutschland von 1862 mit seiner hoffnunglosen Zerrissenheit und haßvollen, neidvollen Ohnmacht! Schwer lag mir's auf der Seele! —

Ich ging über Bergamo, Brescia, Verona und den Brenner zurück. Der Schluß meiner Reisebriefe lautete: „so kurz mein Aufenthalt in dem classischen Lande war, so reich war er an Eindrücken aller Art auf Geist, Gemüth und Phantasie."

Heute, zurückblickend, darf ich wiederholen (oben S. 400): diese Reise ist von entscheidender Bedeutung für mich gewesen: außer den oben bereits angeführten Einwirkungen ist besonders hervorzuheben: der Anblick eines, nöthigenfalls auch unter Bruch des Rechts, seine

statliche Einheit anstrebenden Volkes wirkte geradezu erziehend auf mich auch in meiner Auffassung der Deutschen Frage, in der ich — aus Einfluß Pözl's und der Dienstaggesellschaft — stark legitimistisch, „bundesverfassungstreu", großdeutsch, mehr gefühlt als gedacht hatte: ich hatte mich wie so viele, ja fast Alle Süddeutsche auf Oesterreich, als den künftigen Einiger, hingedrängt gesehen: — ich freilich nicht, wie tausend andere Süddeutsche, aus Vorliebe für den Katholicismus oder aus Haß gegen Preußen: nein, umgekehrt, mit bittrem Groll, daß Preußen, nach meinem Glauben und Wünschen zur Führerschaft berufen, in Erfüllung dieses Berufes gar nichts that, vielmehr Vieles, sehr Vieles gegen seine deutschen Pflichten.

Das Vorbild Italiens und meine nun auf Augenschein begründete bessere Kenntniß der dortigen Vorgänge und Zustände — die großdeutschen Zeitungen hatten sie mir ungerecht vorgestellt — wirkten in mir vorbereitend für meine nachträgliche Versöhnung mit den Umwälzungen von 1866, während meine nächsten

Freunde in Süddeutschland, z. B. Männer wie Scheffel und Steub, ihren Groll wegen des Rechtsbruchs und Bruderkrieges Preußen und Bismarck viel länger nachtrugen. Ich hatte in Italien gelernt, wie für solche Gestaltungen Blut und Eisen unentbehrlich sind und wie die nationale Einheit auch um den Preis auch jener stets beklagenswerthen Mittel nicht zu theuer erkauft wird. Diese Vorschule danke ich Camillo Cavour und den Fratelli in jenem schönen, ortab auch mir so theuer gewordnen Lande! —

LXII.

In meinem Hause verkehrten damals außer den Gliedern der Familie die alten Freunde: Freyberg, Godin, Piloty, Engert, der einstweilen in Dachau praktischer Arzt geworden war und in überaus glücklicher — leider nur so kurzer! — Ehe mit einer höchst anmuthigen Frau das Glück gefunden hatte, das sein unerreichbarer Fleiß und Pflichteifer so reich verdiente. Er eilte (1862) von Dachau an mein Krankenbett, mich zu pflegen. Wie freute ich mich, gleich in meinem ersten Breslauer Jahr seinen prächtigen Sohn in die Quellen des deutschen Rechts (und des Münchener Bieres!) einführen zu dürfen.

Dann meine Schüler: Max Haushofer, Theodor Heigel, von Gosen, den wir bei der Beschießung von Würzburg wieder finden werden: der treffliche, reich

Begabte, dem wir eine vorzügliche Arbeit über das „Kleine Kaiserrecht“ verdanken, starb allzufrüh als Schriftleiter der Allgemeinen Zeitung; ferner Steub, und von den Krokodilen Melchior Meyer, Hertz, Leuthold, Hopfen, Lembke, Lützow; endlich die Componisten Max Zenger (I. S. 31, oben S. 269) und der früh verstorbene Seydel.

Innige Freundschaft verknüpfte mich mit dem Ehepar von Doß. Der Mann, praktischer Jurist, war ein ganz außergewöhnlicher Geist: ein Charakter von Gold und Stahl und von einem Idealismus der Gesinnung, der Lebensauffassung und des geistigen Ringens, wie er mir nur noch bei Freyberg (oben S. 118) und bei Meinecke (II. S. 419) vorgekommen ist. Nicht der Rechtspraxis, der Philosophie galt die wahre Liebe seines ganzen Menschen und der auf das schwerste mit der Tagesarbeit Belastete, mit Glücksgütern nicht gerade Ueberhäufte fand seine Erholung in dem angestrengten Studium der schwierigsten philosophischen Fragen. Dieses gemeinsame Streben

hatte uns zuerst zusammen geführt: bald schenkte er mir die Freundschaft seines tiefgründigen Herzens und er und seine Gattin, Frau Anna, bewahrten und bewährten sie treu durch alle Kämpfe meines späteren Lebens, in welchen gar Viele von mir wichen: sie fanden sich dann — später! — freilich wieder ein: — ein Verdienst, das ich nicht gerade sehr hoch anschlagen kann. Die „Dossens“ aber haben nie gewankt.

Mehrere Jahre hindurch holte mich der „Herr Rath“ nach Tisch zu einem langen philosophischen Wandelgang über die Gasteiger Höhen ab: wir stritten unablässig, denn Doß war eifriger Anhänger von Schopenhauer, dem ich schroff widersprechen mußte. Doß stand (wie mit David Strauß) mit dem großen Pessimisten in Briefwechsel, der später, nach Beider Tode, herausgegeben ward.

Die „Frau Rath“ (Wittwe seit 1873), neben Frau Johanna (oben S. 139) meine älteste Freundin, darf ich hier nicht schildern: sie würde es übel nehmen, sich gelobt lesen zu müssen. So sage ich nur: sie ist

„eine Natur“: — im Sinne Goethe's. Ihre Freundschaft mit mir und meiner lieben Frau Therese, auf Tochter, Eidam und Enkelin vererbt, zählt zu den Edelperlen in dem Horte meines Lebens: und der ist reich an Freundschaft und an Liebe: darf ich im Uebrigen behaupten, daß die äußeren Erfolge meines Lebens im Vergleich mit Begabung und namentlich Bemühung lange Zeit recht bescheiden gewesen, spät erst reicher geworden sind, — das erkenne ich dankbar an, daß mir vom Knabenalter an bis heute Freundschaft und Liebe der Menschen weit über mein Verdienst hinaus ungesucht zugeflogen sind. Und das ist doch unvergleichlich mehr werth, als wenn ich ein par Jahre früher den Professor und den Ordinarius erklommen hätte, an größere Universitäten berufen, wirthschaftlich besser gestellt, als Dichter früher anerkannt worden wäre. Werthvolle Menschenherzen gewinnen ist viel köstlicher, als Ruhm oder Gold erwerben. —

Aus Innsbruck kamen — durch Steub's Ver-

mittelung — zu Besuch der ausgezeichnete Historiker Julius Ficker, der alsbald (1856) den „Deutschen Spiegel“ entdecken und mit Herrn von Sybel in jene berühmt gewordene Fehde gerathen sollte (1859) (s. oben S. 404), dann der Germanist Ignaz Vincenz Zingerle (s. oben S. 402) und Adolf Pichler (später Ritter von Rautenkahr), der treffliche Lyriker und seit vier Jahrzehnten Vorkämpfer für Licht und Wissen in dem so herrlichen und so arg verpfafften Lande Tirol. Dann Hermann Schulze aus Breslau (wenig ahnte ich, daß ich dereinst (1888) sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Statsrecht und Rechtsgeschichte dortselbst werden sollte), der früh verstorbene Kunsthistoriker Alfred Woltmann, Herr Geheimrath von Daniels aus Berlin, dessen Wahnvorstellung von der Abstammung des Sachsenspiegels von dem sogenannten Schwabenspiegel ich in fünfstündigem Redekampf zu erschüttern nicht im Allermindesten vermochte. Aus Berlin auch kam, zu kurzer Rast auf einer Forschungsreise nach Spanien, Freund Paul Hinschius (II. S. 416), und, von ihm empfoh-

len: Herr Theodor Töche (oben S. 376), später Dr. phil. Töche-Mittler, Eigenthümer der E. S. Mittlerschen Hofbuchhandlung zu Berlin. Der feinseelige und zartsinnige Jüngling gefiel mir ausnehmend: er hörte bei mir die Vorlesung über die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den Päbsten. Alsbald sollte er, ein Schüler Ranke's und Sybel's, in seinem trefflichen Werk über Heinrich VI. in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs unvergleichlich reichlichere Kenntniß des XII. und XIII. Jahrhunderts zeigen, als sein jugendlicher Lehrer. Aber nicht nur die Geschichtforschung, auch wundersame Uebereinstimmung in ästhetischem Geschmack und Urtheil führte uns zusammen und auf seine noch im Werden begriffene Philosophie hat meine auf Prantl ruhende Weltanschauung nicht unerheblichen und nicht ungünstigen Einfluß geübt. In den Herbstferien (1862) besuchte er mich zu Seebruck (II. S. 301 f.) am Chiem-See und in langen Abendspaziergängen über die Alz und nach Arlaching zu entwickelte ich ihm damals

„das Princip von Arlaching", d. h. die Grundlagen meiner monistischen, tragischen, heroischen, aber nicht pessimistischen Weltanschauung, welche er sich eifrig für seine Eigenart zurecht legte. Bald darauf trafen wir uns wieder in Meran (s. oben S. 399), später wiederholt in Würzburg, in Berlin, in Königsberg, in Breslau und in seinem schönen Landhaus Eichberg bei Eisenach. Wir wurden innig verbundene Freunde. Seine Beurtheilungen meiner Dichtungen sind die verständnißvollsten, deren ich mich erfreuen darf (nur noch denen eines Mädchens kann ich sie an eindringender und zarter Würdigung vergleichen, der des Fräulein Anna Härlin in Stuttgart): und ein Abdruck seiner Briefe über meine Sachen wäre der schönste Nachruf, den ich mir erhoffen dürfte. Wir werden ihn noch oft auf meinen Wegen antreffen. Ich berühme mich mit Stolz, nicht erheblich dazu beigetragen[1]) zu haben — während seines Besuches

[1]) Humoristisch behandelt dies mein Gedicht zu seinem 25jährigen Buchhändler-Jubiläum 1885, s. Gedichte, IV. Sammlung S. 214.

zu Würzburg 1865, daß er sich entschloß, die geplante Privatdocentur der Geschichte aufzugeben und das verwaiste Verlagsgeschäft seines Großvaters, Mittler, in Berlin, Kochstraße 69, zu übernehmen. Glänzend hat er gezeigt, daß unser „objectiver Idealismus“ sich in der Erstrebung idealer Ziele durch reale Mittel vortrefflich bewährt: daß man als ein idealer Verleger sehr Ersprießliches für die Literatur leisten und feinste literarische Bildung mit erfolgreichstem Geschäftsbetrieb vereinen kann.

Aber ich habe das nicht häufig verbreitete Glück, daß die Frauen meiner Freunde auch meiner lieben Frau Therese und meine Freundinnen zu werden pflegen: — ich entsinne mich nicht Einer Ausnahme: — und so trug denn zu dem schönen Erblühen dieser Freundschaft gar gedeihlich bei, daß auch „Thodo's“ Gattin, Frau Elisabeth, geborne Freiin von Albedyll, uns beiden eine herzvertraute Genossin geworden ist. Durfte ich doch ihre älteste Tochter Hanna Felicia (1870) aus der Taufe heben und (1890) in den Brautschleier hüllen helfen.

LXIII.

So streng ich damals mit meiner Zeit und Arbeitskraft geizen mußte, — der Thorheit der Begeisterung in kühler Vorsicht zu widerstehen hab' ich niemals vermocht.

Und so lastete ich mir denn damals auf die nur zu schwer schon beladenen Schultern freiwillig und „unentgeltlich“ eine neue Pflicht auf aus eitel Begeisterung und Dankesdrang.

Ich las eine öffentliche Erklärung Jakob Grimm's über das „Deutsche Wörterbuch“ dessen erste Lieferungen seit 1854 erschienen, in der er junge Gelehrte aller Wissenschaften zur Beihilfe an der Arbeit insofern aufforderte, als sie ältere werthvolle Schriftsteller Satz für Satz durchnehmen, hiebei irgend auffällige Wörter oder Wortfügungen auf einen Zettel schreiben und diese Zettel, alphabetisch geordnet, einsenden sollten.

Das konnte ich nun jedesfalls auch leisten. Und wie Gewaltiges, wie Reiches, wie Manchfaltiges dankte ich für Forschung und Dichtung dem großen Meister! Wenigstens diese Dankgesinnung zum Ausdruck zu bringen in einer von ihm selbst vorgezeichneten Arbeit für ihn: — das war mir Seelenbedürfniß. Pochenden Herzens — denn damals war die deutsche Jugend noch bescheiden und ehrfurchtvoll — schrieb ich an Jakob Grimm, schilderte ihm die ganze Begeisterung meines Denkens und meiner Einbildungskraft für sein Lebenswerk und erbot mich, als Kärrner mit zu thun an seinem königlichen Bau. Sofort erhielt ich ein herzgewinnend gütiges Schreiben, in dem er mein Anerbieten freundlich annahm und mir als Baiern den ausgezeichneten baierischen Geschichtschreiber Aventinus zur Durchforschung und Ausziehung zutheilte. Sofort machte ich mich an die Arbeit, auf die ich bis zur Vollendung täglich 1½ Stunde verwendete: reich war für mich die Ausbeute an Belehrung und Genuß. Auch der Meister war mit dem Ergebniß

zufrieden: „nur allzuviel des Guten," meinte er, habe ich gethan in meinem „Uebereifer": ach, mein alter Fehler, den ich nun wohl nicht mehr ablegen werde. Von höchstem Werth war mir der Briefwechsel, in welchen ich durch jene Arbeit mit dem herrlichen Manne kam: er freute sich, daß ich so genau von dem Volksleben meiner lieben baierischen Gebirgsbauern unterrichtet und so begeistert für diese alten Sitten war: Manches, was ich als Ueberbleibsel heidnischen Götterglaubens, Götterdienstes und altgermanischer Rechtssitte und Rechtsformen nachwies (in der „Bavaria" und brieflich) fand seine eifrige Zustimmung. Diese Briefe Jakob Grimm's — 6 an der Zahl — etwa eben so viele von Scheffel, drei von Geibel, alle säuberlich in einem Ränzlein verwahrt, habe ich in Königsberg (1872/73) einem durchreisenden Russen — er gab sich für einen Doctor juris aus — zur Abschreibung geliehen und Russ' und Ränzlein sah ich niemals wieder! —

LXIV.

Die schönen, reichen, für Wissenschaft und Dichtung bedeutsamen Reisefrüchte, die ich aus Italien mitgebracht hatte, und der anregende mündliche und schriftliche Verkehr mit den eben Genannten, waren nun zwar recht werthvoll: aber all' das erhellte in keiner Weise das düstere Gewölk der Sorge um die Zukunft, um die äußere wirthschaftliche Gestaltung des Lebens.

Man berücksichtigt bei dem Entwicklungsgange der Schriftsteller und Dichter oft zu wenig die schädliche oder günstige Einwirkung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse: hätte Schiller gleich Goethe lediglich seiner Muse leben, hätte er Italien besuchen können, — sicher hätte sich Manches in ihm anders gestaltet. Daß die fehlende ständige, sichere Einnahme auf

die Dauer nicht durch den Zeitungfrohn ersetzt werden konnte, das war mir durch schmerzliche Erfahrung klar geworden. Gesundheit, Ruhe und Stäte des Geistes, Zeit für die wissenschaftliche Arbeit — von der scheintodt liegenden Dichtung zu schweigen, — der Professoren gute Meinung, ja die Selbstachtung wurden durch diesen unschönen, traurigen Nothbehelf der letzten Jahre gleichermaßen beeinträchtigt.

Im Anfang des Sommer-Halbjahres 1863 drängten die Dinge zur Entscheidung.

Es stand mir fest, daß ich nicht im Stande sein werde, auch nur das nächste Winterhalbjahr noch in der bisherigen Weise mich als Privatdocent und Artikelschreiber durchzuschlagen.

Ich lief unablässig Sturm bei dem geduldigen Dr. (von) Völk (oben S. 383, 387), der mir zuletzt erklärte, er habe nun endlich für mich und meinen Leidensgenossen, den Privatdocenten des römischen Rechts, Franz Samhaber, ein Auskunftmittel gefunden: welcher Art, das verrieth er nicht. Die Eingabe sei an das Cabinet

abgegangen. Das war etwa im Mai. Der König weilte in Italien. Der Mai, der Juni, der Juli vergingen: — kein Bescheid! Und mir war jeder Monat, ja jede Woche der Zögerung so schwer zu tragen. Endlich im August sagte mir der Referent aufrichtig betrübt: „Sie haben unglaubliches Pech, lieber Dahn! Denken Sie nur: all' diese Wartezeit ist verloren. Der Antrag an das Cabinet ist gar nicht an den König gelangt, er ist unterwegs irgendwo in Italien verloren gegangen. Gestern habe ich ihn noch einmal abgesandt."

Das war niederschmetternd!

Also vielleicht nochmal drei Monate harren? Und bei einer Ablehnung, was dann? Was sollte dann werden? Ich konnte es nicht verantworten, mit dieser wirthschaftlichen Stellung in der Luft in das Winterhalbjahr einzutreten.

Nach einem Kampf und unter Schmerzen, noch viel bitterer, als die gewesen, unter welchen ich mir weiland den Verzicht auf die philosophische Privat-

docentur und statt deren den Eintritt in die Rechtspraxis abgerungen hatte (II. S. 598 f.), kam ich zu dem Entschluß, endgiltig auf die akademische Laufbahn zu verzichten und als Concipient eines Rechtsanwalts mein Brod zu verdienen, mit der fernen und — immer höchst unerfreulichen — Aussicht, später, recht spät selbst einmal Anwalt oder Notar zu werden. — Ach, das war unvergleichlich bitterer als die Entsagung von 1854. Ich war um neun Jahre älter: die sechs Jahre Privatdocentur waren — für die Laufbahn — einfach verloren: Eintritt in den Statsdienst mit Berufung auf den günstigen Erfolg der Statsprüfung war ausgeschlossen: denn ich hatte nun 6 Jahrgänge Jüngerer vor mir. Und wie schwer die Anwaltthätigkeit, wenn ungeliebt, auf den Geist, auf die Lebensfreude drückt, das zeigte mir das Beispiel von Freund Steub, der unter dem verhaßten aufgezwungenen Beruf grausam litt. Und ich taugte dazu noch viel weniger als Steub. Daß dann die ohnehin begrabene Dichtung vollends nie mehr auferstehen werde,

war mir gewiß. Der Entschluß bedeutete den Tod des Besten in mir: d. h. meines ganzen auf Geschichte, Philosophie, Dichtung gerichteten idealen Strebens.

Gleichwohl mußte er gefaßt werden.

So ging ich — ohne irgend einem Menschen davon zu sagen — zu dem mir sehr wohlgesinnten, aus der Dienstag-Gesellschaft (oben S. 533 und Band IV.: Politik) her nahe vertrauten Anwalt Dr. Henle (oben S. 134), theilte ihm meine Lage mit und bat ihn, mir zum Herbst, vom 1. October ab, eine Stelle als Concipient in seiner Amtsstube unter den denkbar bescheidensten Ansprüchen zu gewähren: ja, da im Anfang meine ungeübte Arbeit sehr wenig Werth für ihn haben konnte, war ich bereit, die ersten Monate ihm unentgeltlich zu dienen. Die Privatdocentur versprach ich, aufzugeben: denn es schien mir bei meiner immerhin noch nicht wieder ganz hergestellten Kraft nicht möglich, neben 8—10 Stunden Arbeit im Bureau auch noch Vorlesungen zu halten und wissenschaftlich zu forschen; auch auf die

Fortführung der geliebten „Könige" mußte ich verzichten.

Der Wohlwollende wollte gar nicht begreifen, daß ich in solche wirthschaftliche Nothwendigkeit versetzt sei! Er verwies mich Anfangs lachenden Mundes auf die so naheliegende Hilfe durch die Familie. Als ich ihm aber meine Gründe, auf diese zu verzichten, auseinandergesetzt hatte, ward er sofort sehr ernst und in warmer Theilnahme versprach er, wenn nicht in seiner Amtsstube, in welcher neben mehreren Anderen Hermann Schmdt (oben S. 282) und Freund Godin (oben S. 113 f.) bereits beschäftigt waren, bei einem anderen befreundeten Anwalt zum October mir eine Stelle zu verschaffen.

Das war ein Trost, ob auch ein trauriger. Niemand — ohne Ausnahme — erfuhr auch jetzt von diesen Schritten.

Nach Schluß der Vorlesungen ging ich auf's Land nach Seebruck am Chiemsee (II. S. 301 f.); vorher hatte ich dem freundlichen Dr. von Völk auf die

Seele gebunden, falls aus dem Cabinet — der König weilte immer noch in Italien — die Entscheidung über jenen seinen Antrag eintreffen sollte, sie mir unverzüglich, durch die Post, recommandirt, nach Seebruck zu schicken.

Ich hatte aber jede Hoffnung aufgegeben: die alte finstere Stimmung der Verzagung an jedem äußeren Lebenserfolg war wiedergekehrt mit stärkerer Wucht als je: kam doch jetzt das bittere Weh des Verzichts auf alles mir Theuerste hinzu.

In jenem Schmerz wachte sogar die Dichtung auf kurze Zeit wieder auf: in düsterster Seelenverfassung schrieb ich damals ein par Scenen des Königs Teja. Es war ein ganz schlimmer, kalter Herbst: unaufhörlich Regen, die Nebel wichen kaum um Mittag vom See und von den Sumpfwiesen an der Alz, um schon gleich bei Sonnenuntergang wiederzukehren. Jeden Mittag — viele Wochen lang — aber auch jeden! — rannte ich nach dem hastigen, unerfreulichen Mahl um 1 Uhr die endlose Land-

straße von Seebruck nach Breitbrunn dem Briefträger entgegen — Stunden weit! — der um diese Zeit die Post aus München brachte. Ich hatte ihm längst ein reiches Trinkgeld versprochen, könne er mir einmal von Weitem schon mit einem großen Schreiben — mit dem Amtssiegel des Cultus-Ministeriums — winken. Ach, er winkte nie! Einmal hob er ein mächtig Schreiben von fern in die Höhe: — es war die neue Steuer-Veranschlagung. —

In den langen Abenden jener Herbstmonate ging ich dann Tag um Tag — immer allein — durch den dichten, dichten Nebel den See entlang nach Arlaching und zurück: in krankhafter Verzweiflung! Der Tod wäre mir viel lieber gewesen als ein Leben wie es nun vor mir lag: — ein Leben mit Verzicht auf alle meine Ideale, auf alle Kränze, nach denen ich vom Knaben an so hoffnungsfroh emporgeblickt. Wozu leben, ohne alle und jede Lebens-Freude? Freilich seh' ich jetzt das Thörige, Übertriebene jener Stimmungen völlig ein.

Nicht in Seebruck, erst nach der Rückkehr nach München, traf endlich die Entscheidung[1]) über jenen Ministerial-Antrag ein: nur eine kurze Spanne Zeit trennte mich noch von dem Tage, da ich der Facultät schriftlich die Niederlegung der Privatdocentur erklären wollte, die für das Winterhalbjahr angekündigten Vorlesungen wollte ich nicht halten. Der Ausgang war nicht so günstig, wie z. B. meine Aeltern gehofft hatten, die mich gern als außerordentlichen Professor in München behalten hätten: aber immerhin war die Entscheidung eine wahre Rettung meines Geisteslebens: sie ersparte mir den Verzicht auf die akademische Laufbahn und den Eintritt in die Advocatenpraxis, die für mich — wohlverstanden: nur für meine durchaus hierfür ungeeignete Art, — der Eintritt eines Knechtes in eine Tretmühle gewesen wäre.

Ich war (mit Freund Samhaber, diesem treff-

[1]) Und doch war die Verfügung schon am 11. August ergangen!

lichen, goldtreuen Menschen!) vom 1. October 1863 ab zum außerordentlichen Professor an der Juristen-facultät zu Würzburg ernannt, mit 600 Gulden Gehalt. Das war nicht gerade sehr üppig: aber ich jubelte doch hell auf. Es war so viel wie das Gehalt für die „Bavaria" und vor Allem: es war eine gesicherte, stätige Einnahme: das gottverfluchte Artikelschreiben hatte ein Ende.

Ich war ganz glücklich! Glücklicher, als die gesammte Familie und die Freunde es begreifen konnten, die ja wußten, daß mich an meine Heimathstadt, an die Kunststadt München viele Bande fesselten: aber sie wußten eben nicht — Niemand, ohne Ausnahme — in welchen Qualen ich die letzten Jahre in München verlebt hatte, von welch' verhaßtem und unabwendbar scheinendem Geschick mich diese Beförderung erlöste. Niemand wünschte mir herzlicher Glück als Freund Henle.

Frohen Herzens, ein Erlöster, ging ich (September 1863) in die mir völlig unbekannte Mainstadt ab.

Ich überströmte von Dank gegen meine Sterne

für diese Errettung und auf einem einsamen Abendgang über die Höhen des Gasteigs am letzten Tage meines Verweilens in München gelobte ich mir feierlich, in der neuen Stellung meine Pflicht als Lehrer und als Forscher eifrig, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, zu erfüllen.

So trat ich in einen neuen Lebensabschnitt ein: ich lebte und wirkte in Würzburg vom Winterhalbjahr 1863 bis Ende des Sommerhalbjahres 1872.

Anhang.

Ludwig Steub.

Ein Nachruf.

Wehmuth ergreift mich, tiefe Wehmuth, wie ich diese Ueberschrift schreibe.

Ein Nachruf für Steub in der „Allgemeinen Zeitung“! Jahrzehnte lang war er, neben seinem Freunde Fallmerayer, einer der allerhervorragendsten, glänzendsten Mitarbeiter dieser Blätter. Ich weiß die Zeit, da es ein literarisches Ereigniß in München war, hieß es im Museum oder bei'm Achatz: „die Beilage der „Allgemeinen“ bringt einen Aufsatz von Steub: er hat wieder einmal Einen verarbeitet.“

Nun hat der allzeit streitfertige Kämpe die Ruhe gefunden, die er im Leben nicht gewonnen, aber freilich auch nicht gesucht hat.

Ist es mir, der ich ihm drei Jahrzehnte in Freundschaft verbunden war, eine schmerzliche Aufgabe, ihm in das Grab nachzusprechen, so ist es auch eine recht schwere.

Denn leider kann man nicht rühmen, daß das Ergebniß seines Lebens und Ringens für ihn selbst ein befriedigendes gewesen. Als er mir — zuletzt im Herbst 1886 zu Meran — den Auftrag ertheilte (er hatte ihn schon wiederholt auf meine widerstrebenden Schultern gelegt), ihm dereinst in diesen Blättern einige Worte der Erinnerung zu weihen, da schärfte er mir in seiner eindringlichen, zorngemuthen Art ein: „aber höre, das bitt' ich mir aus, daß Du's ihnen sagst, daß ich nicht zufrieden sein konnte mit dem, was ich an Erfolgen erreicht habe unter ihnen:" das heißt unter seinen Baiern, Tirolern und Deutschen insgemein. So habe ich's „ihnen" denn nun hiermit gesagt. Aber ich bin nicht seiner Meinung. Und ich behielt mir damals ausdrücklich vor, auch dies zu sagen.

Steub's Lebensgang ausführlich zu beschreiben,

unterlasse ich. Hat er das doch selbst gethan — in seiner anmuthreichen, launigen und zugleich vielfach bitteren Weise — in dem September-Heft von „Nord und Süd“, 1883 (Band XXVI, Heft 78), und da ich sowohl S. 326 f. daselbst, als in meinen „Bausteinen“ (III., Berlin 1882, S. 81—104) recht ausführlich über seine Eigenart und viele seiner Bücher meine Meinung in wärmster Anerkennung ausgesprochen habe, brauche ich auch diese nicht zu wiederholen. Ich stelle also hier nur kurz die wichtigsten Thatsachen seines Lebens zusammen.

Ludwig Steub ward geboren am 20. Februar 1812 zu Aichach in Oberbaiern; seine Vorfahren stammten aus Schruns, dem Hauptort des vorarlbergischen Montavon, der Urgroßvater war nach Ravensburg nahe dem Bodensee verzogen; von dort stammten Steub's beide Aeltern: er ist also nicht Baier, sondern Alamanne gewesen oder gar Burgunde, da die Deutschen in dem Montavoner Thal aus Wallis eingewanderte Burgunden sind; der Vater

war königlich baierischer Stiftungsverwalter, denn Ravensburg gehörte 1803 bis 1810 zu Baiern; 1822 ward der Vater nach Augsburg versetzt. Hier kam Ludwig in die Lateinschule („da sah er eines Tages im Hof von Sanct Anna Fallmerayer im Gespräch mit dem Prinzen Louis, dem späteren Kaiser Napoléon III.“); schon 1823 erfolgte die Uebersiedelung nach München, wo der Vater Rentenverwalter der Hochschule geworden war. Im Jahre 1830 bezog Ludwig diese Hochschule, um die Rechte zu studiren; er bestand die Abgangsprüfung 1833 (October) und trat in die Praxis bei'm Landgericht Au. Von seinen Reisen hebt das Tagebuch die nach Italien von 1830, nach Paris 1867, wieder nach Italien 1873, Wien und Ungarn 1878 hervor; noch im Jahre 1884 reiste er, ein Zweiundsiebzigjähriger, allein nach Konstantinopel und nach Griechenland. Das Land der Hellenen besuchte er damals zum zweiten Male; denn schon im Jahre 1834 war er, der Abneigung gegen die Arbeit in der Rechtspflege und dem Drang in die Ferne folgend,

als Secretär der damaligen Regentschaft für den noch nicht volljährigen König Otto von Griechenland, den Sohn König Ludwig's I., über Venedig und Triest nach Nauplia und Athen gegangen.

Diese Jahre (1834—1837) waren wohl die poesievollsten, sie waren der Lenz seines Lebens; „meines Lebens Mai," schreibt er, „hatte im Lande der Götter und Helden abgeblüht." Gleichwohl fand er in seiner Amtsthätigkeit dortselbst so geringe Befriedigung, daß er bei Gelegenheit eines Streites mit einem Amtsgenossen nicht ungern wieder nach Baiern zurückkehrte; noch im December jenes Jahres bestand er — mit Auszeichnung — die praktische Statsprüfung, im Jahre 1845 ward er zum Rechtsanwalt in der Vorstadt Au ernannt: in das Jahr 1851 fällt seine Verheirathung, später vertauschte er die Advocatur mit dem Notariat und legte 1879 auch diese nieder, sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückziehend, der aber für ihn ein Zustand eifrigster Arbeit in seinen Lieblingsgebieten werden sollte. Als seine wichtigsten

Bücher sind zu nennen: die „Bilder aus Griechenland" (1841), „Drei Sommer in Tirol" (1846) (zweite, völlig umgearbeitete Auflage 1871), „Die Trompete in Es" (1848), „Das Seefräulein" (1849) (dramatisirt 1868 und wiederholt in München aufgeführt), „Novellen und Schilderungen" (1853), „Zur rhätischen Ethnologie" (1854), Steub's wissenschaftliche Hauptarbeit, in welcher er sich das Verdienst erwarb, über die Abstammung der Rhäter Sätze aufzustellen, welche, in streng methodischer Forschung aus den tuskischen, romanischen und germanischen Ortsnamen abgeleitet, bleibende, nunmehr allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten; im Jahre 1858 erschien sein Roman „Deutsche Träume", der bei vielen Schönheiten — zumal in der Schilderung des Jugendlebens des Helden — doch den gehofften Erfolg nicht erzielte, was wohl die unerfreuliche Behandlung aller Frauengestalten in dem Buche noch mehr als die ausführliche Schilderung der vormärzlichen, nicht mehr fesselnden Zustände verschuldet hat; dagegen reichsten Beifall fanden

die liebenswürdigen Büchlein: „Das baierische Hochland“ (1860) und die „Herbsttage in Tirol“ (1867), weniger die „Altbaierischen Culturbilder“ (1869); sehr werthvoll ist die Untersuchung „über die oberdeutschen Familien-Namen“ (1870) durch den Nachweis, daß viele derselben gehälftete und dann durch Koseformen umgewandelte Personen-Namen sind (z. B. aus Sieg-fried wird Sieg, Siegel, Sickel, Sigl, Siglein u. s. w., dann Fried, Frieder, Friedel, Friedlein u. s. w.); es folgten 1873 Lustspiele und 1873—1875 eine Zusammenfassung der zahlreichen verstreuten kleinen Aufsätze unter dem Sammelnamen: „Kleinere Schriften“; 1878 die „Lyrischen Reisen“, 1879 der heitere Schwank „Die Rose der Sewi“, 1881 die „Gesammelten Novellen“, zum großen Theile eine neue Auflage der 1853 erschienenen „Novellen und Schilderungen“, 1882 „Der Sängerkrieg in Tirol“, ein Rückblick auf Streitigkeiten, die vor fast 40 Jahren (1844) zwischen Beda Weber in Meran und Streiter in Bozen waren geführt worden. Als letzte größere

Arbeit sind zu nennen die „Neuen Bilder aus Griechenland", welche aus den in diesen Blättern zuerst veröffentlichten Berichten über die Reise nach Konstantinopel hervorgewachsen sind; nach längerem Leiden starb der Unermüdliche am 16. März 1888 zu München.

Ein sehr früh (1828) begonnenes und seit 1837 sonder Unterbrechung bis an seinen Tod fortgeführtes Tagebuch ist so außerordentlich voll von Stoff, so umfangreich, daß Steub selbst zum Zwecke seiner eigenen Zurechtfindung in dieser Fülle von Aufzeichnungen sich einen Auszug daraus herzustellen unternommen hat; aber er ist, unerachtet wiederholter Inangriffnahme und trotz Jahre langer Arbeit an diesem Auszuge, nicht damit zu Stande gekommen! Dieser — vielfach lückenhafte und nur bis zum Jahre 1875 fortgeführte — Auszug ist mir durch die Güte des Sohnes, des Herrn Bankier und Consul Ludwig Steub zu München, welchem der Vater den gesammten Nachlaß an Handschriften vermacht hat, anvertraut.

Wochenlang habe ich in den nicht immer leicht zu enträthselnden, oft vergilbten Blättern gelesen: es war eine traurige oder doch — wie oben gesagt — tief wehmuthvolle Lesung. „So viel Arbeit um ein Leichentuch!“ „Der Menschheit ganzer Jammer!“ „Der Schmerz um alles Leben!“ »Pauvre humanité«. „Ach um der Menschen mühevolles Müh'n!“ und ähnliche zusammendrückende Schlagworte des Schmerzes drängen sich dabei aus der Seele.

Wir verfolgen hier eine ganz außerordentliche Geistesbegabung, getragen von einer ungewöhnlich starken, gesunden, festen Manneskraft körperlicher Anlage, seit dem Uebergang an die Hochschule bis in das Greisenalter. Wir sehen ihr in das Innerste hinein in ihrem Ringen, Trachten, in ihrem äußerst reizbaren, für Lob und Tadel — ja, schon Widerspruch! — höchst empfindlichen Selbstgefühl, in ihrem vielleicht nicht ganz gesunden Subjectivismus. Wir finden in diesen Auszügen aus dem Tagebuch, welche zum Theil zwei, drei Jahrzehnte nach der frischen Aufzeichnung des

Erlebten, also mit aller Sänftigung durch lange Zwischenzeit, verfaßt sind, eine Leidenschaftlichkeit: der Freude über jeden geringfügigen Erfolg, der grimmigsten Erbitterung über einen (oft lediglich eingebildeten) Mißerfolg oder über ein — wirklich oder vermeintlich — erlittenes Unrecht, — welche auch einen vertrauten Freund erstaunen. So außerordentlich hat er also gelitten, so lebhaft auch wohl sich freuen können, der Meister Ludwig, aus Gründen oder bei Anlässen, welche eine ruhigere Seele weder so zu beugen, noch so zu heben vermöchten!

Wie markverzehrend hat der nicht voll befriedigte Ehrgeiz oder, sagen wir gerechter: die nicht nach Gebühr belohnte Begabung und gesättigte Ruhmbegier an ihm gebohrt! Wie kann er — nach 40 Jahren! — ein Wort des Lobes so eifrig verzeichnen! Wie einbohrend verweilt er — »lancraeche« wie Krimhild — bei einer vor 30 Jahren erfahrenen Verletzung. Und nun deckt Verletzer und Verletzten lange das Grab! Wahrhaft erziehlich, zur Mäßigung, zur

„Sophrosyne“ emporhebend, wirkt solche Lesung auf einen, der noch mitten im Kampf, in Tadel und Lob darinnen steht! So viel Arbeit, so viel Lust und Zorn und Stolz! Und nun? Wer gedenkt noch dieser verstrittenen Streite? „Hirtenknabe, Hirtenknabe!“ Ich habe unter diesen Eindrücken soeben einen Aufsatz verbrannt, in welchem ich einen — wie ich glaube — ungerechten Angriff lebhaft abgewehrt. Bald wächst ja auch darüber das Gras. — —

Allein wir würden Steub tief Unrecht thun, wollten wir die Ursachen seiner Jahrzehnte lang bis zur Ermüdung seiner Leser und zu tiefer Betrübniß seiner Freunde unaufhörlich geäußerten Bitterkeit und Unzufriedenheit mit seinen Erfolgen lediglich in jener allerdings sehr hoch gesteigerten Reizbarkeit finden. Er hatte wirklich Ursache, über ein verfehltes Leben zu klagen. Denn er hatte seinen Beruf verfehlt.

Dieser Mann mit seiner ganz außergewöhnlichen Begabung für die Sprachforschung und für freien Vortrag hätte öffentlicher Lehrer der Sprachenkunde

an einer Hochschule werden müssen. Zunächst vielleicht für die classischen Sprachen: er würde dann den Weg zu seinen Tuskern schon gefunden und, nach Errichtung besonderer Lehrstühle für vergleichende Sprachwissenschaft, sowie für die romanischen Sprachen und für Englisch, — gerade diese Literaturen hatte er schon als Gymnasiast eifrig durchforscht — einem solchen zur Zierde gereicht haben. Mangel an Mitteln und — bei seinen freien und deutschen Gesinnungen — Mangel an Aussicht unter den damals in Baiern und in ganz Deutschland waltenden Verhältnissen hielten ihn davon ab. Es ward verhängnißvoll für ihn: als Advocat und Notar war er durchaus »out of his place«: er hatte nicht die mindeste Freude an seinem Beruf, ja er haßte ihn, da er ihm die Zeit entzog, welche Steub so gern ausschließend seinen sprachgeschichtlichen Forschungen gewidmet hätte. Als Glied einer Hochschule wäre er dann auch dazu gelangt, der Wissenschaft eine größere, zusammenhängende, in sich abgerundete und den Gegenstand erschöpfende

Arbeit über seine Lieblingsgegenstände zu schenken, anstatt in ungezählten, kleinen, hie und da verstreuten Aufsätzen immer wieder von vorn anzufangen und daher — neben dem Neuen — ermüdende Wiederholungen zu bringen. Das Gefühl dieser Uebelstände, die Erkenntniß, den Weg, zu dem er vor Anderen berufen war, nicht eingeschlagen zu haben, erbitterte und verbitterte ihn: wer darf ihn darum schelten?

Wir wollen ihn in hohen Ehren halten und in treu dankbarem, warmem Gedenken, den alten, grimmen Meister Ludwig: einen Meister der Form: wenige seiner Zeitgenossen haben den spröden Stoff deutscher Sprache mit so anmuthvoller Feinheit zu behandeln verstanden: und einen Meister der Sprachforschung: hätte er nichts geleistet, als die allgemein und auch von Männern wie Jakob Grimm, Müllenhoff, Mommsen, Kiepert anerkannte Darweisung der etruskischen Abstammung gar mancher Ortsnamen in Tirol und also des tuskischen Ursprungs der Rasener, — sein Name würde unvergessen bleiben, so lang' es eine Geschichte

deutscher Wissenschaft giebt. Und in sein Grab ruf' ich ihm nach, was ich so oft im Leben dem Grollenden tröstend gesagt und geschrieben: „Es ist nicht wahr, daß die Baiern, die Tiroler, die Deutschen nichts von dir wissen, nichts von dir wissen wollen: wenn sie auch deine Bücher nicht viel kauften — das thun sie nun einmal nicht gern! — gelesen und gelobt haben sie dieselben nicht nur südlich, auch nördlich des Thüringerwaldes. An der Spree, am Pregel und an der Oder, wie an Isar, Donau, Inn und Etsch kennen und lieben sie dich: wie dir bei deinem Abschied von Griechenland, wo du den Armen und Bedrängten so oft und so reichlich mit Rath und That weit über die Pflichten deines Amtes hinaus geholfen hattest, der würdige Erzbischof von Korinth zurief: ,,*ὅλος ὁ κόσμος σε γνωϱίζει καὶ ὅλος ὁ κόσμος σε ἀγαπᾷ*'', die ganze Welt kennt dich, und die ganze Welt liebt dich."

Breslau, vespera St. Medardi 1888.

Die Hörerlisten für meine Vorlesungen in München (oben S. 377) sind, wie vorauszusehen war, nicht mehr vorhanden.

Die „Neuesten Nachrichten der Fünfziger“ (oben S. 183) von 1857 enthalten doch so zahlreiche heute nicht mehr verständliche Anspielungen, daß sich ihr Abdruck verbietet.

Berichtigungen.

Seite		Zeile		von		lies:
Seite	323	Zeile	6	von	oben	lies: Gesammtleitung statt Gesammtleistung.
„	324	„	7	„	„	„ alle statt als.
„	366	„	4	„	unten	„ Andere statt Anderen.
„	390	„	3	„	oben	„ durfte ich statt durfte.
„	489	„	6	„	unten	„ Ausblick statt Anblick.
„	490	„	12	„	„	„ breite statt bunte.
„	511	„	7	„	„	„ ihm statt ihrem.
„	518	„	8	„	„	„ einer statt eines.

Felix Dahn

Erinnerungen

4

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Viertes Buch.

Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888).

1. Abtheilung (1863—1870).

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1894.

Würzburg.

I.

Ungerecht wäre es und unschön, wollte ich nicht dankbar anerkennen, daß nach der Übersiedelung in die freundliche Mainstadt (Michaeli 1863) in fast allen Stücken erfreulichere Gestaltung meines Lebens eintrat — für eine Reihe von Jahren.

Befreit von der Furcht, die allein geliebte Laufbahn mit einer geradezu gehaßten vertauschen zu müssen, von der Nöthigung, täglich viele Stunden der Wissenschaft zu entziehen und dem gelderwerbenden Artikel-Schmieden zu opfern, tief dankbar für die gerade noch im letzten Augenblicke gekommene Erlösung, — so bescheiden an sich der Vermögensfortschritt war — ging ich nach Würzburg mit dem begeisterten Entschluß, als Lehrer und Forscher mein Allerbestes, viel mehr als bloße „Pflicht und Schuldigkeit“ zu thun. —

Es fand sich eine meinen Wünschen gar lieblich entsprechende kleine Wohnung vor dem Sander-Thore, jenseit des Sander-Wasens, im Süden der Stadt.

Gerade da, wo sich die Straßen nach dem weinreichen Dorfe Randersacker nach links, östlich, und nach dem Städtlein Heidingsfeld, nach rechts, westlich, auf dem linken Main-Ufer gabeln, dicht neben dem „Ehe-Halten-Haus" (einer Spitalstiftung für alte Dienstboten), hatte sich ein vor kurzem aus Dettelbach in die Stadt gezogener Gärtner, Herr Georg Spath, so eben ein (das Erdgeschoß mitgerechnet) dreistöckiges Häuslein gebaut. Ein — freilich noch fast leerer — Vorgarten, ein größerer Baum- und Gemüsegarten hinter dem Hofe mahnten freundlich an die Gartenfreuden meines Elternhauses. Ringsum lagen andere Gärten, lockten Wiesen und Felder, damals noch nicht verdrängt von der Villenvorstadt, die sich bald nach meinem Abgang (1872) hier emporbaute.

Der Blick aus dem Westfenster meines Arbeitszimmers über Gärten und Anger auf den Fluß und

über diesen hin nach dem herrlichen Guttenberger Wald war wunderschön, tief poetisch; das Nordfenster in der Stirnseite des Hauses gewährte die Ausschau auf die malerische Veste Marienberg zur Linken und — gerade aus — auf die alte Bischofsstadt Sankt Kilians mit ihren vielen Kirchthürmen.

In der Folge, da sehr bald die Erhöhung meines Gehalts von 600 auf 800 Gulden, dann (10. Juni 1865) die Beförderung zum Ordinarius, und auch sonstige Erhöhung meiner Einnahmen eintraten, so daß ich behaglich, ja reichlich leben konnte miethete ich noch das dritte Stockwerk des Hauses hinzu: und nun war das Wohnen in dem freilich sehr unmodernen, aber idyllischen Hause in der That höchst angenehm; mein Arbeitszimmer und die daran stoßende Bücherei lagen jetzt, abgeschieden von allem Lärm der Hauswirthschaft, im obersten Stock mit noch weiterem Ausblick als zuvor in die eigenartig liebliche Landschaft.

Aus dem Treppengang ließ ich durch ein Fenster

eine kleine Stiege auf das Flachdach eines an die Hinterwand des Hauses stoßenden einstöckigen Wirthschaftsraumes führen, über dieses Dach ein luftig Zelt spannen und so war ein umfangreicher Balkon, ein Söller, gewonnen, auf dem ich gar manche Stunde der Frühlings- und der Sommernächte verträumt habe: lange, nachdem alles Leben in dem stillen Häuslein in Schlaf gesunken war.

Um meine einsame Lampe — ich las dort und damals zuerst Freund Scheffels unvergleichliche „Frau Aventiure" — kamen dann wohl die großen Nachtschmetterlinge schwirrend geflogen. — — —

Ich ahnte nicht, daß ich von diesem friedlichen Fleck Erde aus zuerst in meinem Leben die Schrecken des Krieges erschauen, den zerschossenen Marienberg in Flammen lodern, Granaten über den buschigen Garten fliegen sehen sollte. Aber das kam erst 1866. — Und dankbar gedenke ich der Dinge — und auch der Menschen! — die jenes Idyll (von 1863 bis 1868) schaffen und schmücken geholfen haben.

Ja, ein Idyll lag damals noch neben dem „Ehe-Halten-Haus“. Es war ganz unerhört, daß ein Mensch, der kein Gärtner, so „unsinnig weit“ vor die Stadt hinaus, „aufs Land“ zog.

Ich war der erste von allen Professoren, der das wagte: unter starkem Kopfschütteln der Amtsgenossen; namentlich aber des alten Pedells, der feierlich erklärte: dahinaus könne er die Fakultätsachen nicht tragen; „das könne Fleisch und Blut nicht leisten,“ sprach er (es waren etwa acht Minuten vor dem Sanderthor zu gehen und von diesem vier Minuten an die Universität). Schließlich hat er es dem jüngeren Pedell überlassen. Aber auch die königlich baierische Post ging in Ausstand mir gegenüber: der Briefträger wiederholte die Betheuerungen des Pedells und bedeutete mich, er werde meine Briefsachen beim „Beck in der Sandergaß“ ablegen: da könne ich sie mir abholen, da ich ja daran vorbei gehen müsse. Und ich war so gutmüthig, darauf einzugehen, bis die Fettflecken aus dem Butterteiggebäck des Herrn Neu-

haus (der übrigens einen trefflichen Schoppen Rothen schänkte) die Lesbarkeit der Briefe erheblich herabdrückte. Später hat dann der Briefträger sogar zweimal im Tage, zuletzt noch öfter, sich soweit hinaus bemühen müssen.

Diese Wohnung, überaus einfach, aber höchst poesievoll und stimmungsreich gelegen, mitten in Gärten, erleichterte nun in jeder Stunde den Genuß der reizvollen Natur und Landschaft jenes gesegneten Rebenthals: ja sie ermöglichte ihn mir erst: denn, immer sehr zeitgeizig, hätt' ich mir nicht die Muße gegönnt, diese Reize oft aufzusuchen: hier hatte ich nur von meinem Schreibtisch zum Fenster hinaus zu sehen auf den Guttenberger Wald — und ich erschaute das Schöne mitten in meiner Arbeit.

Ich habe diese Eindrücke, diese Naturstimmungen achtzehn Jahre später zu Breslau zu schildern gesucht in der Erzählung: „Weltuntergang“, die in Würzburg spielt; ich schalte Einiges daraus hier ein, denn ich könnte es nicht besser machen.

„Gar wunderhold, wie sonst kaum irgendwo auf deutscher Erde, zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main.

Frühzeitiger als anderwärts kehrt er zu: im Hornung schon flötet die Amsel ihr melodisch Lied hoch vom Ulmenwipfel, wann die Sonne zu Rüste geht über dem Guttenberger Wald, Thal und Rebgelände tauchend in eitel Gold und Segen.

Frühe sprießen an sonniger Halde die Veilchen hervor, und wie leuchten, wie duften sie in den Weingärten der sanften Hügel, die wilden, gelben Tulpen!

Dankbar gedenkt, wer je sein genoß, des Würzburger Lenzes!

Das Land weithin steht dann in eitel Maienblust.

Das Wildgedörn, das die Rebgärten rings an den sanft aufsteigenden Hängen umhegt — Weißdorn und Rothdorn und zahllose Hagerosen — blühen so reich, daß der süße Duft, vom Südwind getragen, berauschend flußabwärts zieht.

In den dichten Hecken vor der Stadtmauer, aber auch in den häufigen Gärten innerhalb der Umwallung singt dann die Mönchgrasmücke, singt die Nachtigall ihr feurig Lied. —

Am Abend leuchten vom linken Flußufer her über den Wall am rechten Ufer, zumal über die Mainbrücke hin, die Strahlen der versinkenden Sonne." — —

Die meist verkannten oder wenig gekannten Schönheiten der Umgebung Münchens — zumal der Isarhöhen, oberhalb der Stadt, auch der Abendbeleuchtungen — vom Gasteig aus gesehen — habe ich „Erinnerungen II." S. 171 gebührend gewürdigt.

Ganz anderer, aber wahrlich nicht geringerer Art sind die Reize der Hügellandschaft dort am Main: hier liegt die Schönheit in dem edeln Schwung der Linien, in deren Abhebung von dem weit gedehnten Horizont: ein Sonnenuntergang, geschaut von dem Hang der „Zeller Waldspitz" aus, ist herrlich, wann

die alte, erinnerungsreiche Bischofsstadt ihre Bauten aus dem prächtigen rothen Sandstein des Frankenlandes im Abendgolde so reich erglühen läßt, während die von heiligen Bildsäulen überragte Brücke und die malerische Bergveste das Bild im Süden höchst wirkungsvoll abschließen, indeß der breite Silbergürtel des Flusses in anmuthvollen Windungen sich hinzieht durch das Thal mit seinen grünen Rebengeländen und der Blick nach Norden und Osten hin ins Ungemessene träumerisch sich verlieren mag.

Dies echte deutsche Stadt- und Landschaftsbild zählt zu dem Schönsten, das ich — diesseit der Alpen — kenne: beide, Stadt und Landschaft, sind so „geschichtlich", das heißt einem Menschen, der die deutsche Geschichte kennt und sich gern sinnig in sie zurückversenkt, kann Allerlei durch die Gedanken fluthen bei dieser Schau. Viel hab' ich geträumt und sinnirt dort unter den letzten Bäumen der Zeller Waldspitz; ein paar Strophen aus dem Gedicht, in dem ich die „Entwaffnung des Marienbergs" (1867,

nach der Beschießung von 1866) besprach, mögen andeuten, was ich damit meine:

Altehrwürdige Burg, fränkischer Segensgau'n
Unvordenklicher Waffenschutz,
Hat so endlich die Hand Alles verwandelnder Zeit
Dich der reisigen Rüstung,
Die Jahrtausende lang stets du in Ehren trugst,
Deines rostigen Helms und des zerhau'nen Schilds,
Freundlich lösend entlastet?

Ungern thatst du und schwer salischem Scepterkreuz,
Hermundurische Königspfalz,
Angelknarrend dich auf, als dir der Bischof und Graf
Kreuz aufzwangen und Scepter:
Nieder brannten sie dir Wodans geweihten Hain
Und, noch blumengekränzt, sank in Asche das Bild
Manch' goldlockiger Göttin.

Mit Sankt Kilians Schutz sandtest du, o wie oft,
Seither fränkische Krieger aus,
Wann der Kaiser gebot und sich des Reichs Panier
Adlerflüglig zum Kampf hob:
Oftmals reiserbekränzt kehrte dein Burgvogt heim,
Ob auch Manchen die Nacht wendischen Waldes behielt,
Manchen Palmen des Jordan.

Doch mit stolzestem Glanz strahltest du von dem Licht
Hohenstaufischer Herrlichkeit:
Als die schimmernde Braut, als Beatrice sich hier
Barbarossa vermählte,
Als sein siegender Sohn führte herab den Strom,
Steuernd sein Kaiserschiff, Englands trotzigen Leu'n,
Deutschen Reiches Gefangnen.

Seufzend trugst du die Last korsischer Zwingherrschaft,
Deutschen Adlers dereinst ein Horst:
Oft mit krachendem Gruß sahst du hinauf, hinab
Ziehn die ringenden Heere: — —
Lang nur schütternder Schritt gallischer Bataillone, —
Endlich näher und nah schallte der Hurrahruf,
Freiheitsruf dir der Deutschen!

Alternd schliefst du seither friedliche Jahre durch,
Bis du endlich zum letzten Kampf,
Greise Kämpin, nochmals dich aus dem Schlummer hobst,
Traurig, doch nicht unrühmlich:
Einmal tauschtest du noch kriegerisch Streich auf Streich,
Einmal redete noch kräftig dein Donnermund, —
Zu verstummen auf ewig.

Altehrwürdige Burg, Friede mit dir fortan!
Wann das silberne Mondlicht nun
Um dich spielet im Blau sommerlich herrlicher Nacht, —
Träume Träume der Vorzeit.

Ruf' sie alle herauf, Männer und Frau'n zumal,
Jedes leuchtende Bild deiner Vergangenheit
Schweb' um Erker und Thore.

Dreifach wachse ein Kranz, wünsch' ich dir, um dich her:
Wilde Rosen am Fuß des Bergs,
Die so reichlich wie sonst nirgend am Main erblühn;
Wonnig duftende Reben
Sei'n des mittleren Hangs köstlicher Gürtel dir;
Aber Zinnen und Dach kröne mit tiefstem Grün
Sagen flüsternder Epheu.

Auch in den grünen Schatten des nahen Guttenberger Waldes — der ebenfalls sehr schöne „Gramschatzer" war zu entlegen für häufigen Besuch — habe ich gar manchen Traum geträumt, wann von fern aus dem tiefen Eichicht der flötende Ruf der scheuen Goldamsel drang. Träume, die freilich Frau Udalhild, — Biterolfs Hausherrin, — wie die ihres Gatten „Waldlatein", d. h. Unsinn, gescholten hätte, wenn Freund Scheffel sie richtig geschildert hat.

Die Waldwiese in meinem „Attila" ist jenem schönen Forst entnommen, ebenso die Waldrast nach

der Falkenjagd in dem „Weltuntergang“. Im Gegensatz zu der rauhen Luft, die, so rasch in Wärme und jäher Abkühlung am Abend wechselnd, über die Münchener Hochebene hinstreicht, umfing hier schmeichlerisch die Sinne eine süße Weiche, eine warme Milde mit verführerischem Zauber. Allerdings: etwas Einlullendes, Erschlaffendes eignet diesem Himmelsstrich, und wem nicht der Arbeitseifer angeboren und durch lange Zucht gesteigert ist, mag hier leichtlich in ein „dolce far niente“ versinken; der köstliche und so überaus billige Wein lockt ebenfalls aller Orten zu fröhlichem Genießen: wie behaglich, wie „mollig“ sitzt es sich doch unter den grünen Bäumen des hübschen Gärtleins von Haberlein (Magistris) auf dem Dominikaner-Platz, wann der kühle „Schurlemurle“ — eine Mischung von leichtem fränkischen Weißwein mit Selterser Wasser — die Mittagshitze zu lindern scheint. Und so kann man wohl, will man streng urtheilen, sagen, daß der „genius loci“ in der Stadt, wo Stein und Leisten wachsen, nicht nur „feucht“,

auch ein klein wenig „bummelig", d. h. vergnügungs- und genußfroh ist. Daß man aber auch gar scharf arbeiten kann zu Würzburg, haben vor, neben und nach mir viele Leute gezeigt. (Und ein wenig auch ich.)

Im Juli — den August hab' ich nie dort verbracht: am 9. pflegten die Vorlesungen geschlossen zu werden — konnte die Hitze sich allerdings unglaublich steigern: das Bad im dann sehr seichten Main bot keine Erfrischung mit seinen 24 Grad Réaumur; und sie erschlaffte deshalb besonders, weil die Nacht nur sehr geringe Kühlung brachte. Aber schalten wir „Fremden" über diese Gluth, erwiderten die Eingeborenen heftig: „Nicht wahr, en' guten Wein wollt ihr schon haben, aber gekocht soll er nicht werden? Seid still und dankbar für jeden Tropfen, den ihr schwitzen dürft."

Im Gegensatz zu München, wo der Frühling — für dauernd heiter — erst spät seinen Einzug hält und der November, ja die zweite Hälfte des Weinmonds schon windkalt und naßkalt wettern,

erfreute hier innig der so frühe Lenz: im Hornung schon sang die Amsel im warmen Sonnenschein — und noch gegen den December hin blühten die Monatrosen im Vordergarten. Wahrhaft zauberisch aber wirkten die feucht-warmen Nächte Ende Mai und im Brachmond, wann um Sommersonnwend der Westwind die Rebenblüthe von dem Festungsberge her berauschend durch die Lüfte trug, wann in den Flieder- und Jasmingeländen der herrlichen „Glacis" ungezählte Nachtigallen — die ersten, die ich hörte — ihr heißes Liebeslied schmetterten und der Vollmond sein geisterhaftes Licht über die dunklen Tannenwipfel fluthen ließ. Die Maiennacht in den Büschen jener Anlagen um den alten Wallgraben hin zählt zu den Poesievollsten, das ich überhaupt in meinem Leben genossen habe.

Wie köstlich auch war die Blüthe der Apfelbäume in dem Graben am Sander- und am Rennwegthor!

Leider hat die unvergleichliche Poesie jener lauschigen, dichtverwachsenen, freilich ein wenig verwilderten

„Glacis“ dem Bedürfniß der wachsenden Stadt, sich auszudehnen, neben den wenigen alten Thoren neue Ausgänge zu schaffen, zum Opfer fallen müssen. Die neuen, von dem trefflichen, so früh verstorbenen Bürgermeister Zürn ins Werk gesetzten Anlagen entsprechen ja jenen Forderungen: aber der Zauber der Poesie ist nun aus diesen nächsten Umgebungen der Stadt gewichen.

Gar lieblich war es aber auch schon im Frühling, bevor noch die Reben sich belaubt hatten, in den von Steinmauern eingehegten Weinbergen auf den schmalen Steintreppen herum zu klettern, wann der erste Citronenfalter und der Brennesselfuchs über der blauen Scilla schwebten, oder, in späteren Wochen, die leuchtend gelbe Weinbergtulpe zu pflücken und endlich im Brachmond — „Rosenmond“ dürfte er hier füglich heißen — den Duft der ungezählten Wildrosen zu saugen, die ich an keinem andern Ort in solcher Fülle der Blüthen, in solcher Kraft der Stämme getroffen habe, wie dort in den schattenlosen,

steinigen Halden aus dem harten Geröll des heißen Muschelkalkbodens aufsteigend und die Mauern der Rebgärten mit holdem Rosa überziehend.

O ja, es ist wohl schön in jenem sonnegesegneten Weingelände! Und voll bewährte sich mir (aber freilich erst seit 1868) das Wort, das mir Freund Hermann Lingg beim Abschied zu München zurief: „Geh nur hin nach Würzburg: da kann man schon dichten."

Thörigerweise versäumte ich es in den neun Jahren meines Wohnens zu Würzburg, die andern nahe gelegenen Landschaften Frankens aufzusuchen: nicht einmal nach Bamberg, nicht in den Spessart, nicht nach Aschaffenburg bin ich damals gekommen. Die — freiwillig aufgebürdete — Arbeitslast war während der Semester schwer: auch in den Osterferien verließ ich den Schreibtisch nicht[1]).

---

[1]) Nur einmal, im April 1868, machte ich einen kurzen Ausflug nach Heidelberg, dann den Rhein hinab bis Coblenz; schon früher einmal im Jahre 1860 hatte ich (von München

So lernte ich nur die allernächste Umgebung von Würzburg kennen: nach Randersacker konnte über die schattenlose Landstraße doch nur selten der treffliche Schoppen des Herrn Englert locken; in Veitshöchheim, Main abwärts schräg gegenüber Zell, ward auch nur zweimal der bischöfliche Schloßgarten aufgesucht (dessen gelinde Verwilderung ihn reizvoller machte als die verrückte Grille eines Würzburger Gelehrten, die Anlage stelle das „Platonische System“ dar!). Dagegen führte gar häufig der Abendspaziergang den Fluß aufwärts über die Brücke von Heidingsfeld (wenig ahnte

---

aus) den Rhein bis Köln kennen gelernt und mich an seiner Natur, seiner Cultur und seiner in dieser Cultur ausgeprägten fast zwei Jahrtausendjährigen keltisch-römisch-germanischen Geschichte geletzt. In den Herbstferien führte mich der Zug des Herzens zu den Aeltern, zu den Geschwistern und Freunden nach München, in die baierischen Berge (Seebruck und Aisching am Chiemsee (II. S. 301, 294) und wiederholt nach Meran (III. S. 455); einmal machte ich von Meran aus eine kurze Reise nach den oberitalienischen Seen, nach Mailand und Genua und kehrte über die Schweiz zurück); im Jahre 1866 ging ich Anfang August nach Ueberlingen am Bodensee; auf der Rückfahrt entdeckte ich mein mir später so theuer gewordenes Friedrichshafen (S. unten).

ich, daß sie dereinst, eine österreichische Barikade den Preußen, die auf dem linken Ufer drohten, sperren würde!) und um diese alte Reichsstadt herum, deren halbverfallene Wälle und von Epheu umgrünte Wachtthürme im Licht des Sonnenuntergangs ein malerisches Bild boten.

Der Naturgenuß war aber am Bequemsten, am Nächstliegenden in dem kleinen Vorgärtlein des Spath-Hauses aufzusuchen, das ich fast noch leer vorgefunden und dann — zum Theil mit eigner Hand — mit allerlei schönen Ziersträuchern bepflanzt hatte. Diese verkaufte mir aus dem botanischen Garten ein lieber und verehrter Amtsgenosse, der Professor der Botanik Hofrath Schenk — ein Stiefbruder Didosa's. — (Mit dem ganz hervorragend begabten, auch mit sarkastischem Witz ausgerüsteten Manne verband mich schöne Freundschaft: leider mußten wir ihn bald an Leipzig abgeben.) Wie dereinst in dem Aelterngarten pflegte ich meiner Lieblinge eifrig mit Gießkanne und Häufel-Schaufel und es war eine Freude, wie herrlich die

edeln, geschickt von jenem Meister ausgesuchten Büsche und Bäume gediehen: hoch schossen sie empor im Laufe der Jahre, prächtig entfaltet, und wann ich in späteren Zeiten von Königsberg aus nach Würzburg kam, Hand in Hand mit meiner lieben Frau Therese, alte — schöne und wehevolle — Erinnerungen und herzlich geliebte Freunde dort aufsuchend (ach, nun sind sie schon Alle begraben bis auf zwei!), — dann galt stets unser erster Gang dem Häuslein dort und dem Garten, über dessen Zaun herüber mich die hochragenden grünen Wipfel mit verständnißvollem Rauschen begrüßten. — Aber auch in den benachbarten Gärten zur Linken und zur Rechten war ich wie zu Hause: ich verkehrte so gern mit den wackeren fleißigen Leuten darin und diese wieder hatten ihre Freude daran, mit welchem Eifer, mit welcher Theilnahme ich die Geschicke ihrer Blumen- ihrer Obst- und Gemüse- und Wein-Pflanzungen vom Februar bis in den Oktober verfolgte.

Es war ein liebliches Idyll — fünf Jahre lang — da draußen in der Randersackrer Straße. —

II.

Wenden wir uns aber nun von der Natur zum Geist, von der Vorstadt zu der Hochschule, von den Gärtnern zu den Professoren von Würzburg.

Die Juristenfacultät, der ich als außerordentlicher Professor beigefügt ward, bestand aus den ordentlichen Professoren: Hofrath von Albrecht, Professor Edel, Hofrath von Held, Professor Wirsing und Professor Risch. Gleichzeitig mit mir ward für römisch Recht als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Hofraths Lang Professor Koeppen als Ordinarius berufen und gleich mir als außerordentlicher Professor (ebenfalls für römisch Recht) mein bisheriger Leidens-Genoß als Privatdocent in München, Dr. Samhaber.

Von uns allen starb er, nur wenige Jahre älter als ich, zuerst (von den genannten leben außer mir

nur noch Risch und Koeppen). Er war eine anima candida im edelsten Sinne des Wortes, von der peinlichsten Pflichttreue in allen Dingen, im Großen und Kleinen, so daß wir ihn „unser Gewissen" nannten. Wir beiden waren innig befreundet: in München schon trugen wir das bittere Harren auf Anstellung in wackerer Gemeinschaft. Dabei war er von rührender Bescheidenheit: als er etwa zwei Halbjahre vor mir (in Folge eines abgelehnten Rufes nach Basel) Ordinarius ward, entschuldigte er sich förmlich bei mir und ich glaube, er freute sich kaum weniger denn ich, als ich nun auch bald befördert wurde. Auch unsere politischen Anschauungen stimmten überein: großdeutsch, aber gerichtet gegen die Ultramontanen und die blauweißen Particularisten, wie gegen die „Gothaer". Sein maßvolles, gerechtes, besonnenes Wesen gewann ihm allgemeine Zuneigung und Achtung: er hatte keinen Feind! Schon leidend, wollte er doch die Vorlesungen nicht unterbrechen: auf dem Lehrstuhle traf ihn ein Schlaganfall, dem er bald

erlag. Ruhe in Frieden, mein getreuer Franz, du Mann ohne Falsch und Fehl! —

Hofrath von Albrecht (Proceß und Kirchenrecht) erinnerte in manchen Stücken an den „Reichshieronymus" von Bayer in München (II. S. 560), dessen Schüler er war: ein feines, gar zierliches altes Herrlein, mit hell und klug blitzenden Augen, ehrwürdigem Silberhaar, wohlbemeßnen, gehaltnen, ein wenig steif-feierlichen Bewegungen und ähnlich gestalteten Worten: ich meinte oft, ich sähe einen Urtheiler des Kaiserlichen Reichs-Kammergerichts zu Wetzlar aus dem Jahre 1762, statt eines Professors von 1862 vor mir, wann er, bald die goldne Brille, bald die goldne Tabaksdose säubernd von (nie daran haftendem) Staube in der Facultätssitzung seine „unmaßgebliche" Ansicht so klar — freilich auch ein wenig breitlich — auseinandersetzte, daß es ein Blödsinniger hätte verstehen müssen. Obwohl streng kirchlich, ein frommer, tief überzeugter Katholik, mochte er mich, der ich ein recht lauter „Rufer im Streit" in dem andern Lager war,

sehr gut leiden und blieb mir wohl geneigt bis an sein Ende. Nie werde ich vergessen, wie erschütternd es mich ergriff, als der gewissenstrenge, alte Mann mich so viel Jüngeren besonders aufsuchte und — unter Thränen! — sich vor mir rechtfertigte gegen den etwaigen Verdacht der Charakterschwäche. Es handelte sich um das Vaticanum. Während der Vorbereitung des Lehrsatzes von der Unfehlbarkeit des Pabstes hatte der, wie gesagt, eifrigst katholische Mann und gelehrteste Kenner der Kirchengeschichte wie des Kirchenrechts laut und offen in seinen Vorträgen über Kirchenrecht, die auch von katholischen Theologen sehr zahlreich besucht waren, sich gegen jene Lehre ausgesprochen — wie ja so viele fromme und gelehrte Geistliche und weltliche Katholiken: „nie werd' ich dies Dogma annehmen“, hatte er auch uns Professoren oft erklärt. Sogar nach der Verkündigung des Lehrsatzes noch beharrte er geraume Zeit auf diesem Standpunkt. Aber endlich — gab er nach, mußte er nachgeben: nachdem zuletzt alle Bischöfe, auch die

zähesten Widersacher, sich unterworfen. Und so kam er denn zu mir und sprach: „was müssen Sie, was die Andern von mir denken! Aber ich kann nicht anders. Ich will und muß als Katholik in Gemeinschaft mit meiner Kirche, wie ich gelebt, sterben: und wo der Pabst und wo die Bischöfe, da ist die Kirche („ubi papa, ubi episcopi, ibi ecclesia“).

Ich versicherte ihn gerührt, erschüttert, meiner tiefsten Verehrung, warm seine beiden mageren, vor Erregung zitternden Hände drückend.

Aber mir selber sagte ich wieder einmal: wie furchtbar, wie seelenüberwältigend großartig ist das System, die Macht dieser Kirche, die solche Wirkungen erzwingt. Und später (1872) führte ich in Berlin dies Erlebniß an, vor Ueberschätzung der Zukunft des Altkatholicismus zu warnen: die Warnung blieb ebenso unbeachtet wie andere vor Fehlgriffen in dem „Culturkampf“, die ich von 1872 bis 1878 wiederholt habe. —

Eine ganz hervorragende, höchst eigenartige Per-

sönlichkeit war Professor Edel (Strafrecht, Strafproceß, zugleich Glied der volkswirthschaftlichen Facultät: Polizei, Verwaltungsrecht). Ebenfalls strenggläubiger Katholik (— aber nicht ultramontan im heutigen statsfeindlichen Sinn —) war der glänzend begabte Mann Jahrzehnte lang Führer der großdeutschen, stark zu Oesterreich neigenden, den „Gothaern" widerstrebenden Partei im Abgeordnetenhaus und in der baierischen Presse: den von Sybel, Bluntschli, Brater setzte er im Bunde mit Pözl und Andern bis 1866 sieghaften Widerstand entgegen: er war — aus vollster Ueberzeugung! — eine Hauptstütze der baierischen Regierungspolitik in der „Deutschen Frage". Ein ganz ausgezeichneter Jurist — zumal nach der praktischen Seite hin — hat er viele, viele Jahre hindurch (neben Dollmann, II. S. 49) in dem Gesetzgebungsausschuß zu München gearbeit: das Polizeistrafgesetzbuch und manche andere umfassende baierische Gesetze jener Zeiten sind wesentlich sein Werk. Diese Thätigkeit zu München hielt ihn frei-

lich viele Halbjahre von seinem Lehrstuhl fern: nur selten hielt er seine Vorlesungen, meist ward er von Risch für Strafrecht, von Gerstner in der volkswirthschaftlichen Facultät vertreten. Edels hohe, ragende, hagere, nervige Gestalt trug einen prachtvollen, scharf geschnittnen Kopf, von dem Typus der Statsmänner des dreißigjährigen Krieges: etwa einem Bild von Wallenstein, sah er ähnlich: das schöne Auge konnte in edler Begeisterung herrlich aufleuchten und Unedles lag dem heiß leidenschaftlichen Mann auch da fern, wo er — nach meiner Meinung — irrte. Es befremdete mich nicht, als ich erfuhr, es dränge ihn oft, die tiefe Empfindung in lyrischen Gedichten auszuströmen (die er aber kaum den Nächsten mittheilte). War er doch auch ein eifriger Bergbesteiger: der starke, zähe, abgehärtete, muthige Mann leistete die anstrengendsten, oft gefährlichen Bergwanderungen: und wenn er plötzlich irgendwo hoch in den Alpen vor mir auftauchte, — wiederholt traf ich ihn so unvermuthet in Baiern,

Tirol, Salzkammergut — mich lang überragend, in unglaublich großen und schweren Bergschuhen, in der Lodenjoppe, die er auch in Würzburg nicht leicht ablegte, den mächtigen Bergstock in der Faust, erschien er einem gewaltigen Berggeist vergleichbar. — Mir ward die Ehre, in Breslau vor zwei Jahren (1891), kurz vor seinem Tod, den Glückwunsch zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubileum zu verfassen: darin fehlte nicht der Hinweis auf seine geliebten Alpen und der Wunsch, der Abend seines Lebens möge dem in Frieden versöhntem Abendglühen gleichen. —

Auf Karl Edel folgte in dem Facultätsalter Hofrath Josef von Held, (Schwager des langjährigen baierischen Ministers von Pfretschner). Seine Fächer waren Statsrecht, dann deutsches Privat- und Handelsrecht und deutsche Rechtsgeschichte. Ich kann ihm nicht stark verdenken, daß er keine Freude daran hatte, als ich (wie Samhaber) ohne Befragen der Facultät (nur des all beherrschenden Edel Zustimmung

hatte sein Freund von Völk vorher eingeholt) „octroyirt“ wurde: und er erklärte mir denn auch gleich bei meinem ersten Besuch, daß ich „vollständig überflüssig“ sei: recht ermuthigend für einen jungen Ankömmling und Beginner! „Schauen Sie mich án,“ fügte er bei. „Sehe ich aus, als ob ich eines Gehilfen bedürfe?“ Das Ministerium in München war doch wohl anderer Ansicht gewesen, sonst hätte man nicht der Facultät, die seit recht geraumer Zeit nicht frische Kräfte aufgenommen, z. B. keinen Privatdocenten, keinen Extraordinarius, nur fünf Ordinarien gezählt hatte, gleich zwei Extraordinarien auf einmal eingefügt. Ich hatte wie bemerkt (II. S. 569, III. S. 94), abgesehen von der Rechtsgeschichte, besondere Vorliebe für Statsrecht — mehr als für Privatrecht — und durfte mich schöner Lehrerfolge gerade im Statsrecht (unter den schwierigen Umständen in München. III. S. 375) erfreuen. Gar zu gern hätte ich in Würzburg auch Statsrecht gelesen: aber der im Besitz befindliche Ordinarius erklärte mir sofort, daß er das nicht — wünsche.

Die andern Fächer dürfe ich mit ihm abwechselnd lesen.

Diese Abwechslung sollte aber nicht ins Leben treten. Nachdem ich einmal gelesen, — ich hatte sehr starken Zulauf — verzichtete der Ordinarius sofort endgültig auf Privatrecht, Handelsrecht und Rechtsgeschichte, nahm mir aber dafür das feierliche Versprechen ab, niemals Statsrecht zu lesen: auch seine privatrechtliche u. s. w. Bücherei solle ich ihm ablösen, da sie für ihn weiter keinen Werth mehr habe. Ich fügte mich, kaufte ihm auch die vielen Bücher zu dem vom Buchhändler Stuber bestimmten Schätzungspreis ab. Hatte ich doch daneben noch die geliebte Rechtsphilosophie vorzutragen und als ich — ohne mein Zuthun, vermuthlich auf Antrag Edels — Ordinarius ward, erstreckte sich mein Lehrauftrag wenigstens auf einen Theil des öffentlichen Rechts, das Völkerrecht, das ich mit regem Eifer betrieb. Das Jahr 1870/71 gab mir Anlaß, manche praktisch wichtige Frage des Völker- — zumal eben des

Kriegsrechts — auf Grund eigner Erfahrungen, aus unmittelbarster Anschauung in Frankreich, zu bearbeiten [1]).

Bei meinem Abgang nach Königsberg nahm Held zu den bereits von ihm vertretenen Fächern aus meinem „Nachlaß" auch noch Völkerrecht und — Rechtsphilosophie — er las sie dann mit dem „allgemeinen Statsrecht" zusammen — für sich. Mein Nachfolger, Richard Schröder aus Bonn, las nur Privatrecht, Handelsrecht und Rechtsgeschichte.

Ich aber nahm mir vor, würd' ich jemals Ordinarius, etwaige mitbewerbende Privatdocenten oder Extra-Ordinarien stets so zu behandeln, daß sie mit mir recht zufrieden sein sollten. Und ich hab' es gehalten, — glaub' ich.

---

[1]) Das Kriegsrecht, volksthümliche Darstellung für den Tornister der deutschen Soldaten. Würzburg 1870; später von einem Belgier ins Französische übersetzt; andere Abhandlungen in Löbells Zeitschrift 1870—74, jetzt zusammengestellt als „Kriegsrechtliche Studien" in meinen Bausteinen V. 1. Berlin 1884.

Ich las nun fortab im Winter von 2—3 Uhr Rechtsphilosophie, von 3—4 Uhr Rechtsgeschichte (fünfmal), zweimal wöchentlich [in verschiedenen Stunden] Völkerrecht, im Sommer von 8—9 Uhr Privatrecht, von 9—10 Uhr Handelsrecht je fünfmal; außerdem hielt ich zuweilen ein Publicum: am Meisten besucht ward das über germanische Mythologie: dies hörte auch ein junger Neuphilologe, Alfons Kissner, den wir später — zu Königsberg — als einen meiner liebsten Freunde und einen meiner (nicht gerade seltenen) Gevattern näher kennen lernen werden.

Auf Held folgte in der Facultät der oben erwähnte Würzburger Wirsing (Fränkisch Landrecht, auch römisch Recht) und Karl Risch (III. S. 568, Französisch Recht, Strafrecht, Strafproceß).

Ein Privatdocent trat an die Facultät erst 1870 heran: wir werden von ihm in Frieden und Krieg noch viel zu reden und zu rühmen haben: er hieß Karl Gareis.

III.

Betrachten wir nun jene Angehörigen der übrigen Facultäten, mit denen ich in nähere Beziehungen trat: wir haben dann damit beinahe auch den Kreis meines gesellschaftlichen Verkehrs vollendet: denn — und das war nicht eben erfreulich — der Umgang der Professoren dort beschränkte sich fast ausschließend auf die Amtsgenossen, während in München solche Eintönigkeit durch die Künstler, Schriftsteller, Officiere, Kaufleute ausgeschlossen war: gleich angenehme Manchfaltigkeit der Gesellschaft fand ich später in Königsberg vor, indeß ich sie mir in Breslau, wo sogar Beschränkung auf die Facultäts-Genossen recht häufig war, erst schaffen mußte. Denn es ist keine Erholung, immer nur dieselben Männer

und Fachgespräche, mit denen man Tages über beschäftigt war, beim Abendschmaus zu genießen. „Changez d'hommes et de conversations ou tous les deux deviennent insupportables", sagt ein geistreicher Franzose.

Mit den katholischen Theologen waren meine Beziehungen, wie man sich vorstellen kann, nicht gerade die herzinnigsten: bildete doch der Gegensatz der Ultramontanen und der Ultra-Blau-Weißen (der Particularisten) zu uns frei und deutsch Gesinnten die Grundlage zu der einzigen Parteispaltung, die Hochschule und Stadt in zwei Lager trennte und die bei den jährlichen Wahlen des Rectors und der Senatoren ihren oft ziemlich lebhaften Ausdruck fand. Ich muß jetzt nach 30 Jahren freilich lächeln zu jenen Stürmen im Glase Wasser (oder für Würzburg bezeichnender: im Glase Wein!), den „Wühlereien", die der Wahl vorhergingen und auch mich keineswegs nur im Jahre 1872, da ich selbst Senator ward, gar stark, ja allzuheftig bewegten: es kam im Grunde nicht eben

viel darauf an, wer siegte: es galt nur, Farbe zu bekennen; freilich war der Senat in sofern doch von noch erheblicherer Bedeutung denn anderwärts, als in Baiern bei Berufungen neben den Vorschlägen der Facultäten ein Gutachten des Senats dem Ministerium eingesendet wird.

Indessen: in jenen vergleichsweise harmlosen Jahren war der Gegensatz der Parteien noch nicht vergiftet durch den Jesuitismus und dessen statsfeindliche, zumal dem seit 1871 erstandenen deutschen Stat feindliche Umtriebe. Wir bekämpften uns heiß an dem (um die Wende von Juli und August ohne hin so heißen!) Wahltag, aber an den andern 364 Tagen des Jahres gingen wir ganz freundlich neben einander her. Wir haßten uns nicht. Schöne Zeiten, da man noch in München, wo ich sieben Jahre Privatdocent gewesen, in der Facultät bei einer Anfrage aus dem Ministerium zu Berlin nur mit Nachforschung herausbrachte, ob ich katholisch oder protestantisch sei!

Freundliche Zeiten, da noch der ausgezeichnete Bischof Stahl von Würzburg mich, den Protestanten, den Vertheidiger Prantls, gar oft mit der Einladung zu seiner Tafel (und seinen köstlichen Franken-Weinen) beehrte und erfreute. Auch sein vortrefflicher Nachfolger, Bischof Stein, lange Zeit mein Amtsgenoß an der Universität, war und blieb mir noch im Bischofsstuhl gewogen. Mit dem gelehrten Hergenröther und dem schöngeistigen, vielseitig gebildeten Hettinger — wir nannten den geschmeidigen, im Umgang mit Damen fein gewandten Mann, den „galanten Abbé" — stand ich ganz gut und unterhielt ich mich häufig und gern, wie sie ihrerseits mich anzusprechen liebten. Hettinger führte mich sogar in das streng kirchliche Haus des dichterisch gestimmten Grafen Bentheim-Tecklenburg (auf dessen Wunsch) ein. Und wie gemüthlich damals noch jene Parteiung aufgefaßt wurde, zeigt folgende ergetzliche und wahrhaftige Geschichte. Wie angedeutet, war es das Gegentheil eines Vergnügens, etwa am 2. August bei einer seelenverdorrenden Gluth-

hitze nach Mittags 3 Uhr den schattenlosen Weg in die Universität zu durchkeuchen, um dann den ziemlich langwierigen Wahlact (gespickt mit möglichst boshaften Motti, die auf die verschlossnen Wahlzettel geschrieben wurden) — bei nur relativen Mehrheiten — vielleicht zwei-, dreimal wiederholen zu müssen. Mein Weg auf diesem sauren Gang führte an Hettingers Wohnung (im Zwinger) vorbei und zweimal — zwei Jahre hintereinander — hatte ich ihn gerade getroffen, wie er aus seiner Thüre trat: dann gingen wir — ganz freundschaftlich — neben einander in den Wahlsal, um dort — selbstverständlich — gegeneinander zu stimmen. Da, als ich ihn das drittemal — bei einer unglaublichen Schwüle! — auf seiner Schwelle traf, rief ich ihm zu: „Ach, Hochwürdiger Herr Collega, es ist gar so heiß. Wissen Sie was? Anstatt in die Wahl zu gehen und dort schwarz und weiß zu stimmen, gehen wir beide miteinander zu Haderlein und trinken einen guten Schoppen: das Ergebniß für die Wahl und die Welt-

geschichte ist dann das gleiche, als wenn wir uns beide schwitzend einander nieder stimmen!“ „Ausgezeichnet!“ lachte der joviale Mann, faßte mich am Arm und ging mit mir zum „Schöppeln“. O jerum jerum jerum! O quae mutatio rerum! Welcher katholische Geistliche geht jetzt noch hier mit mir zum Schöppeln, nachdem Einer von ihnen (bei Gelegenheit meiner Schrift wider den Volksschulgesetzentwurf von 1892) in Breslau von der Kanzel herab gegen mich gepredigt hat! (Freilich hatte schon 1862 der Bischof von Speier eine Warnung vor meiner Darstellung der heidnischen Volkssitte in der „Bavaria“ [Band III. S. 240] erlassen. Ich schickte ihm als Antwort den Brief des Pabstes Gregor des Großen an die angelsächsischen Bekehrer, der empfiehlt, die heidnischen Gebräuche möglichst zu schonen und sie nur zu verchristenen.) Der prächtige Probst Dinder hat sich allerdings auch noch in Königsberg recht freundlich gegen mich gehalten, bevor sie ihm in Posen die polnische Dornenkrone auf das klug, güte-

voll — und deutsch — denkende Haupt gedrückt hatten. Requiescat in pace!

Von den Medicinern verkehrte ich mit Scanzoni von Lichtenfels, dem berühmten Frauenarzt, der, damals auf der Höhe seiner Bahn, ungezählte Weiblein, kranke und sich für krank haltende, überall her, am häufigsten aber aus Rußland, nach Würzburg zog, so daß in den ersten Gasthöfen der Stadt gar viele Dinge gerade für diese Kranken und für die Besuche des Herrn Hofraths eingerichtet waren. Er war übrigens der Ansicht, daß seine Leidenden nicht Trübsal blasen sollten: er hielt in liebenswürdiger, echt österreichisch-gemüthlicher Weise ein gastlich Haus und sah man dort die Damen — manchmal seltsame, halb asiatische Erscheinungen, aber auch viele schöne (und ihrer Schöne recht klar bewußte!) Polinnen — so leidenschaftlich mit den flotten Geschütz- und Fußvolk-Führern (letztere vom 9. Regiment!) sich im Tanze drehen, so hätte man nicht geglaubt, lauter „Kranke“ vor sich zu sehen. (Einer von jenen Tänzern

hat sich dann in Frankreich unter den Chassepots gar hoch hinauf getanzt!) Gemüthliche Oesterreicher waren auch der Chirurg Linhart und seine Gattin: beide starben früh.

Länger und häufiger verkehrte ich in dem feinen, angenehmen Hause des Schweizers Kölliker, in dem Männlein und Weiblein der Sippe durch Schönheit sich auszeichneten; weniger nahe stand ich der Familie Rinecker.

Mein Hausarzt war Professor Geigel, ein hochbegabter, sehr eigenartiger Mann; kurz vor seinem Tode veröffentlichte er ein verwundersames Buch, in dem er alles Ernstes das Christenthum, an das man nicht mehr glaube, ersetzen wollte durch Wiedereinführung des Walhallglaubens, in welchem aber die Götter nur sinnbildliche Bedeutung haben sollten: etwa wie Julian der Abtrünnige den heidnischen Volksglauben zu einer mystisch-symbolischen Lehre erheben und durch solche blutlose Hirngespinnste den lebendigen Gott des Christenthums wie die lebendigen

Gestalten des Olympos zu verdrängen träumte. Nun bin ich wahrlich ein so begeisterter Verehrer unserer alten Götter, daß ich in ultramontanen Zeitungen, auch in (natürlich namenlosen) Schmähbriefen, die mir ins Haus geschickt wurden (einer 1892 unter Anwünschung und Weissagung eines qualvollen Todes!) „Wotans-Priester“ geschimpft wurde, was ich mir zur hohen Ehre rechne, — aber von solchen Gedanken hält mich denn doch meine Religions-Philosophie himmelweit ab. Gleichwohl war Geigel nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, gerade auch mit hellem, scharfem Verstand hervorragend begabt.

Zu meinen nächsten Freunden in Würzburg zählten bald der berühmte Ohrenarzt Freiherr Anton von Tröltsch und dessen durch reiche literarische Bildung und eifrigstes Fortbildungsstreben ausgezeichnete Gattin: wir nannten Frau Augusta in gutgemeintem Scherz den „Triumph der Belesenheit“, weil sie in der That staunenswerth viel gelesen (und verstanden!) hatte. In dem schönen Landhause, das sich der viel

gesuchte Arzt vor dem Glacis in der (jetzigen) „Friedensstraße“, nahe Göbels-Lehen, mit kunstsinnigem Geschmack erbaut hatte (— mein Spruch für den Grundstein steht Gedichte II. Sammlung, 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 399 —) habe ich gar viele frohe Stunden verbracht und dankbar gedenk' ich der Seelenwohlthaten, die mir in schweren Jahren die Freundschaft dieses Ehepares (wie des Semper'schen und Roßbach'schen, s. unten) erwiesen. Der Freiherr — eine echt ritterliche Natur und gerade deßhalb das Gegentheil eines Junkers — war einer der sehr wenigen Baiern, die in der Bischofsstadt von jeher zu dem protestantischen Preußen neigten und neben — ja vor mir — diese Richtung verfocht gegenüber den Ultra-Blau-Weißen. In seinem, dem Semper-schen und meinem Hause kamen wir Jahre lang einen Abend wöchentlich zusammen, lasen etwas Dichterisches und schieden stets lebhaft angeregt. Auch nach seinem frühen Tod, der den einst so lebensfrohen Mann von langen, schweren Leiden erlöste, blieb die

schöne Freundschaft mit seiner Wittwe und den Kindern treu erhalten. Nur tief gerührt von Dank und von Wehmuth gedenke ich des Todten wie der Lebenden.

IV.

Das gleiche gilt von meinem edeln Freund, dem Zoologen Karl Semper, der vor wenigen Wochen (geschrieben Juli 1893) gestorben ist und seiner trefflichen Wittwe, Frau Anna. Der ganz eigengeartete, überaus selbständige, muthige Mann hatte, fast noch Knabe, sehr gegen den Willen seiner Aeltern, als Freiwilliger den Kampf der Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark (1849) mitgemacht — und zwar mit Auszeichnung durch Unerschrockenheit: eine kleine Kanone aus dem Metall und dem Holz des in die Luft gesprengten Christian VIII. schmückte Jahrzehnte lang seinen, jetzt ziert sie meinen Schreibtisch. Semper verwendete dann den größten Theil seines Vermögens (er war der Sohn eines Hamburger Kaufmanns, Neffe des genialen Baumeisters) zu wissenschaftlichen

Forschungen auf den Philippinen und benachbarten malaiischen Inseln, wo er neun Jahre verweilte. Meisterhaft hat er sein Zusammenleben mit jenen „Wilden“ geschildert, die ihm die Fürstenwürde übertrugen unter dem Namen „Era Tabaddeldil“: „Fürst des Hauses am Meere“, und unter denen er einen Freund fand, Arakalulk, edler und feinfühliger als mancher Hofrath zu Würzburg war. Auf Manila lernte er die Schwester des hamburgischen Consuls Herrmann kennen — (eines ausgezeichneten, prächtigen Mannes, der 1870 in Frankreich mit Semper, Roßbach, Gareis unserer Nothhelferschar angehörte) — sie ward seine Frau, die grundgediegene Anna, und hat ihm später durch ihre meisterhaft sauberen und genauen Zeichnungen in seinen zoologischen Werken wesentliche Hilfe geleistet. Sie war überhaupt sein guter Genius. Wir wurden alle drei bald gute Freunde: ich verdankte Karl viel anziehende Mittheilungen über Recht, Sitte, Religion jener Malaien, die mir für die anthropologisch-ethnologische Grundlage meiner

Rechtsphilosophie (— vergleichende Rechtsgeschichte III. S. 45 —) von hohem Werthe waren: und dabei hatte ich den Vortheil, daß mein Gewährsmann nicht log oder in bestimmter Absicht übertrieb, wie das andere Reisende so häufig thun, auf deren ganz unüberwachbaren Berichten dann jene „geistreichen“ Recht vergleichenden Rechtsphilosophen ihre Luftschlösser bauen, — genau so schwindelhaft und werthlos wie ihre Grundlagen. Andrerseits lernte Semper durch meine methodischen Fragen den gewaltigen, aber unbeherrschten Stoff seiner massenhaften Aufzeichnungen sichten: so z. B. Recht, Sitte, Religion in den Gebräuchen auseinanderhalten. Inniger noch als die Wissenschaft verband uns die gemeinsame Begeisterung für den werdenden Deutschen Stat; es war erfreulich, zu beobachten, wie wir beide, ob wir zwar stark ausgeprägt ingväonische und herminonische (nieder-deutsche und ober-deutsche) Eigenart vertraten, einander so gut verstanden, die Einseitigkeiten unserer Anschauungen und Neigungen ausglichen. In schwerer,

lebensgefährlicher Stunde stand mir der Treue ritterlich zur Seite: — mir werden die Augen feucht, wie ich dies schreibe. — Der fein und edel und deßhalb empfindlich angelegten Natur („Künstler-Natur" sagte mit Recht sein Freund Fick an Karls offnem Grabe) blieben Aerger und Kränkungen durch Philister, Bureaukraten und harte, schlaue Geldmenschen nicht erspart, denen seine fast kindliche Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit den Sieg freilich erleichterten. Er war einer der edelsten Männer, die ich kannte: darum ging's ihm auch nicht gut[1]). —

In manchen Stücken ähnelte Semper mein theurer Freund, der Mediciner Roßbach: — einer der sehr, sehr Wenigen noch Athmenden aus jener freudigen Schar, die damals am Main ein feurig Geistesleben

[1]) Selbst nicht das konnte unsere Freundschaft stören, daß er einmal in Deutschland in allen Zeitungen und sogar vor Gericht beschuldigt wurde, mehrere Pare meiner Lieblingsvögel — Amseln —, in seinem Garten getödtet zu haben. Ich grollte: aber mein lieber *Κοσσυφοκτόνος* bewies, daß ihm die Goldschnäbel die Anpflanzungen werthvollster außereuropäischer Pflanzen vernichteten, er sich also in Nothwehr befand.

führte und zusammen von Würzburg nach Sedan zog. Obwohl Semper, wie gesagt, ausgeprägt niederdeutsch war, Roßbach dagegen, sprudelnd lebhaft, stets in hellem Zorn oder heller Freude lodernd, in lautem Lachen oder in lautem Schelten, ein echter Süddeutscher, ein Sohn des weinfrohen Frankenlandes, glichen sie sich doch vielfach: zumal in dem schönen, heißblütigen, grimmigen Zorn über alles Gemeine, Niedrige, Selbstische in Wissenschaft und Leben: solche Naturen ziehen sich in ihrem edeln Ungestüm, in ihrer Verachtung kluger und kleinlicher Rücksichten, der auch an Universitäten nicht seltenen Erbärmlichkeiten, in ihrem offnen Widerspruch auch gegen die einflußreichsten, strebsamsten, glattesten und höfischesten Schläulinge viele Feinde zu und ihre Erfolge werden ihnen wahrlich nicht leicht gemacht, nur durch überwältigende Kraft und unantastbare Verdienste erstritten und erzwungen. Ich darf sagen, daß wir drei Freunde, alle drei gleich unvorsichtig, gleich ungestüm, daher boshaftest angefeindet, schließlich doch alle drei nicht gerade ganz

erfolglos gekämpft haben: gerade auch jene Uebereinstimmung zog uns drei auf das innigste aneinander. In Frankreich entfaltete Roßbach bei seinen aus Allen hervor glänzenden ärztlichen Leistungen zugleich einen solchen Feuereifer in Wort wie That, daß wir ihn im Scherz (ähnlich dem rasenden Roland) „den rasenden Roßbach“ nannten. Auch er und seine schöne Gattin, Frau Emma, boten mir in den schwersten Zeiten meines Lebens in ihrem Haus, in ihren Herzen erquickende Aufnahme, Hegung, Heilung. Ich durfte der Pathe ihres Mädchens werden, daß, am 9. Februar (meinem Geburtstag) 1871 geboren, die schönen Namen Beatrix Barbablanca Sedanica erhielt: und dies liebe Kind hat, nachdem wir Alten, weit auseinandergerissen, nach Jena und Königsberg, und in Arbeit versinkend, fast nie mehr Briefe wechselten, mit leiser Hand die goldnen Fäden geistiger Verbindung vor dem Verrosten bewahrt, ja häufiger, kräftiger gewoben. Mit warmer Empfindung, mit inniger Rührung begrüßte ich nach langer Trennung die Freunde und

die lieblich aufgeblühten Töchter in deren neuem Heim zu München: wie jedesmal fügte sich's so schön, daß auch meine liebe Frau und diese prächtigen Menschen sich gar lieb gewannen und so war mir's eine helle Herzensfreude, daß ich die Weihnachten (1892) erschienene (vierte) Sammlung unserer Gedichte in Theresens und meinem Namen zueignen durfte: „dem Hause Roßbach": mit den drei bedeutungsvollen Ortsnamen: Würzburg — Sedan — München. Es ist nichts köstlicher als solche Herzen in warmer, treuer Liebe sein eigen nennen dürfen. Das allein ist der oft recht schweren Mühe des Lebens werth: in einer Zeit, da man einen Bismarck fortstößt und in Wien durch den deutschen Botschafter vor ihm warnt! — — —

In Würzburg fand ich auch wieder einen trauten Genossen vom Gymnasium und von Walhall her (II. S. 111), den classischen Philologen Lorenz Grasberger, einen durch tief inniges Gemüth und dichterische Begabung (zumal auch für vollendet reine

Form), ausgezeichneten, treuherzigen oberbaierischen Landsmann: er stammt aus Klein-Hartpenning; manch buschigen Waldweg hat er mich geführt zwischen Höchberg und Waldbüttelbrunn, wann tief im Buchicht die Goldamsel ihren metallischen Ruf erhob; und auch mit ihm und seiner goldharigen, echt germanischen Gattin, Frau Johanna, hat die warme Freundschaft vorgehalten bis heute. Nun wird sie wohl dauern — bis ans nahe Ende.

Aber ach! begraben schon haben sie mir Einen im vorigen Jahr (1892), den ich so herzlich lieb gehabt habe wie nur sehr, sehr wenige Menschen: meinen theuern Matthias (von) Lexer, den ausgezeichneten Germanisten. Aus ganz armem Haus, einer Mühle zu Liesing im Lesachthal in Kärnten, war er entsprossen: als Knabe hütete er die Ziegen auf jenen hohen Bergschroffen und ward einmal in seinem geschlossnen Hirtenwagen von einem Bären bedroht; nur mit so harten Entbehrungen vermochte er später das Gymnasium zu Klagenfurt durchzumachen, daß der da-

mals ertragne Hunger, vielleicht schärfer noch die schlechte Kost seine Gesundheit für immer erschüttert hatten: er war so arm, daß er auf dem Gemüsemarkt die leeren Nußschalen auflas, sie mit gefundnem Talg ausgoß und an einem hinein gesteckten Fetzen von Docht bei diesem Licht Nachts arbeitete! Lichte konnte er nicht kaufen und den ganzen Tag über mußte er nach der Gymnasialzeit durch Unterrichtsstunden sein karges Brod verdienen! (Später nahmen sich seiner in Graz Freund Weinhold und dessen Frau gütig an: bei ihnen sah der Hartgehaltne zum ersten Mal im Leben einen Christbaum: noch heute sei's ihnen gedankt!)

Lexer kam nach Würzburg an Stelle des Germanisten Hermann Müller (der viele Jahre lang — unter Duldung des ultramontanen Ministeriums ruhte einstweilen alle Germanistik am Main! — nicht mehr gelesen hatte!) etwa im Jahre 1868: wir lebten also nur vier Jahre zusammen: aber gar bald fanden sich unsere Herzen in schönster Freundschaft.

Was hatte er doch für ein liebes Gesicht! Wie seelenvoll blickten die dunkeln Augen, wie weich klang die traute Stimme, und wie reizend stand ihm das Lächeln, das freilich nur selten die feinen Lippen umspielte! Er hatte helle Freude an meiner Poesie, meinen Balladen und Liedern, die gerade damals (seit 1868) reicher als je zuvor aus mir sprudelten: — gar manches von mir neu gebildete Wort hat er in das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm aufgenommen, während der Zeit seiner Mitleitung des großen Werkes; — und ich verdanke ganz unschilderbar viel seiner Anregung und Belehrung in germanischer Sprachwissenschaft. Unermüdlich beantwortete er meine unablässigen Fragen auf allen Gebieten seines tiefgründigen Wissens: er ersetzte mir Grammatik und Wörterbuch in allen germanischen Zungen.

Aber nicht nur Dichtung und Wissenschaft, — wärmer, inniger vereinten uns Gemüth und Seele: ich gewann ihn fast so lieb wie meinen edlen Freyberg

(II. S. 182, III. S. 118) und auch er mochte mich recht gut leiden, seinen „Stabreimler", wie er mich (später) nannte. Manch heitere Stunde verbrachten wir: sein goldreines und goldtreues Gemüth und seine durch so harte Jugend gar ernst gefärbte Stimmung schloß doch echten Humor nicht aus, den sein Witz um so reizender gestaltete, als ihm alle Bitterkeit fehlte. Ich habe nie ein schlimmes Wort aus diesem fein geschnittenen Munde gehört! Auch nachdem ich Würzburg verlassen, lebten wir in brieflichem und mündlichem Verkehr: von Königsberg und Breslau aus suchten meine Frau (die und deren Dichtung er warm schätzte) und ich ihn gar oft in Würzburg auf und freuten uns im Garten von Haderlein der unverkühlten Freundschaft, von alten Leiden plaudernd und von neuem Glück, zuletzt noch kurz vor seiner Berufung nach München; bald darauf starb er.

Sein Tod hat mich tief, tief geschmerzt: es bleiben mir nur so Wenige mehr aus früheren Tagen! Ich rief ihm nach:

War je ein Herz wie Gold so treu und rein,
Verschmähte je ein Geist den schalen Schein
Und drang bis in den Grund der Forschung ein, —
Solch Herz und solch ein Geist war Dein.
In Deutschland unvergessen wirst Du sein,
Und leben wird Dein Lob in allen Tagen,
So lange wir in deutschen Worten klagen! —

Eine ehrwürdige Gestalt, das Haupt von weißem Silberhar umwallt, war der Philosoph Franz Hoffmann. Auf manchem Spaziergang versuchte er, freilich vergeblich, mich für die Mystik seiner Baderischen Philosophie zu gewinnen. Trotz schroffen Gegensatzes in unseren Weltanschauungen zog uns manches Gemeinsame an: so die Begeisterung für das deutsche Vaterland, in der er auch den Heldentod seines bei Wörth gefallenen Sohnes würdevoll und gefaßt ertrug.

Ferner sind hier zu nennen der früh verstorbene Privatdocent der Medicin Dr. von Franqué und dessen Gattin, Frau Margarethe, die halb Französin, voll französische Anmuth der Erscheinung und der

Seele überall mit sich hin trug. Wir nannten sie: „La Marguérite des Marguérites". —

Eine vielbewegliche, eifergeschäftige Natur war der Archäologe Hofrath von Urlichs, ein Rheinpreuße, neben dem Historiker von Wegele ein Führer der sogenannten „Gothaer", d. h. der die preußische Vorherrschaft anstrebenden Partei, der wir bisherigen „Großdeutschen" nach 1866 selbstverständlich alle zufielen.

Ein außerordentlicher Vortheil für meine Geistesentwickelung in Ergänzung empfindlicher Lücken, in Ausgleichung drohender Einseitigkeit wurde es, daß ich damals in Würzburg durch ganz hervorragende Männer und in angenehmster Weise ziemlich tief in die Welt der Naturwissenschaften eingeführt wurde.

Ich muß näher hierauf eingehen.

Wir sahen, (I. B. S. 61) wie schon den Knaben im älterlichen Garten die Natur — Thiere aller Art, zumal Vögel, auch Pflanzen, die Sterne, die wechselnden Erscheinungen der Atmosphäre — nicht blos in der Phantasie dichterisch mächtig angezogen, auch

seinen Beobachtungssinn, seine Wißbegierde lebhaft gereizt hat. Leider aber fehlte in dem Gymnasial-Unterricht jede Befriedigung dieses Triebes und in den Universitätsjahren nahmen die Geisteswissenschaften und die Dichtung Zeit und Kraft dermaßen in Anspruch, daß z. B. der Besuch naturwissenschaftlicher Vorlesungen ausgeschlossen war. So klaffte, obzwar es an Sinn und Eifer für Natur und Naturkenntniß auch damals nicht fehlte, hier eine schlimme Lücke meiner Bildung.

Da war es die geniale Lehre Darwins, die, durch den beredten, begeisterten und begeisternden Mund des Naturforschers Moritz Wagner — eines Hausfreundes meiner Mutter — verkündet, mich auf das allermächtigste ergriff: ja gewaltiger als mich irgend ein geistiger Einfluß seit Prantls Philosophie erregt hatte. „Heia“ rief ich meinem Belehrer zu, nachdem ich den Kern der Sache begriffen hatte, „da sind wir ja mit einem Schlage das vernunfterwürgende Mirakel los!“

Ich las nun schon in München, wie später in Würzburg und Königsberg alles, was von Darwin veröffentlicht wurde: in dem Verständniß ward ich aber am Main auf das Günstigste gefördert durch den lebhaften Verkehr mit so ausgezeichneten Naturforschern wie die Freunde Semper und Roßbach, dann die Botaniker Sachs und Prantl, der Sohn meines theueren Lehrers (s. unten), der Geologe Sandberger, die Physiologen Fick und Kölliker, der Physiker Kundt („Was denn? Was denn?“ hieß er uns nach diesem seinem häufigen Ausruf), der Chemiker Strecker und Andre waren. Auch wir Laien durften an den Vortragsabenden der „medicinisch-physikalischen (?) Gesellschaft“ erscheinen und hörend und fragend habe ich eine Fülle von Anregungen und Erweiterung meiner Kenntnisse auf jenen Gebieten damals davongetragen, für die ich heute noch tief dankbar bin. Bei Semper hörte ich mit reichster Belehrung Vorlesungen über Darwinismus, Biologie, Geographie der Thiere, lernte auch später mancherlei hierin von meinem lieben Freunde,

dem Zoologen Karl Chun zu Königsberg und zu Breslau. Ich bin auch der Erste gewesen, der, wie aus dem Prantl'schen Anthropologismus und dem eignen Historismus, aus dem Darwinismus für die Rechtsphilosophie die nothwendigen Folgerungen zog, dabei aber die logische Nothwendigkeit des Strafrechts des Stats scharf wahrend, obwohl der „absolut freie“ Wille, der = dem Mirakel, bei solcher Anschauung nicht aufrecht erhalten werden kann.

V.

An dieser Stelle muß mit Lob und Dank auf das Wärmste gefeiert werden eine gesellschaftliche Einrichtung Würzburgs, um welche die Mittelstadt gar manche größere beneiden muß: ich meine die „Harmonie-Gesellschaft", in deren stattlichen und behaglichen Räumen am Domplatz alle Gebildeten eine musterhaft reiche Sammlung von Zeitungen und Zeitschriften, Spielsäle, eine gute und billige Wirthschaft, im Winter Concerte und Bälle (im Sommer auswärts veranstaltete Festlichkeiten), und beinahe stets die Wahrscheinlichkeit, Freunde oder Bekannte anzutreffen, fanden und genossen: kurz, alle Vorzüge eines englischen Clubs ohne dessen Steifheit. Es giebt ja in vielen deutschen Städten ähnliche Gesellschaften: aber ich wüßte der Würzburger Harmonie nur etwa den

Königsberger „Börsengarten“ (unzertrennlich von Professor Samuels genialer Leitung!) zu vergleichen, der den Vorzug eines sehr schönen Gartens für den (kurzen) Sommer, aber den Nachtheil minder erfreulicher Räume für den (langen) Winter hat. Mir sind die Erinnerungen an die aufregenden Berichte aus den Jahren 1861, 1866, 1870/71 an jene Harmonie-Säle geknüpft, wo die Extrablätter zufrüheſt eintrafen. Welche Eindrücke! —

So viel über die Salon-Gesellschaft und die wissenschaftlichen Anregungen.

In gemüthlicher süddeutscher Weise kamen aber daneben Manche der aufgezählten bei einem Glase Wein oder Bier zusammen, zumal an den schönen Sommerabenden im Freien, z. B. in der Leimsud, auf dem linken Mainufer, oder im „Bezegärtle“ nahe dem Sanderwasen (dem weißharigen Wirth ist vor der Zeit ein ganzer Strauß rothwangiger Töchterlein in das Grab gefolgt). Der Schurlemurle vereinte uns gar oft Mittags in dem hübschen Gärtlein von

Haderlein (Magistris) am Dominicanerplatz: zumal die unaufhörlichen Siege vom 2.—8. August 1870 wurden mit unaufhörlichem Trink-Jubel und Jubel-Trinken dort gefeiert. Aber auch im Winter im Eckartsgarten und in andern bier-feuchten Räumen waren außer den bereits oben genannten Freunden Glieder dieser Tafelrunde die höchst anregenden Physiologen und Physiker Fick und Kundt, der Archivar Schäffler, der vortreffliche „Meister" Heß, Professor an dem Polytechnicum, den ich im „Weltuntergang" geschildert habe — ein Mann, wie man sich etwa Hanns Sachs oder Veit Stoß vorstellt —, der gescheute Mathematiker Selling mit seinen herausfordernden Paradoxien: — er führte unsere bescheidene Casse: die Rechnung stimmte nie: er erklärte das daraus, daß das Rechnen aufhöre, wo die Mathematik anfange —, der Geologe Rieß, der Nationalökonom Gerstner, der Hauptmann Heinrich (von) Reder, als Kriegsmann und Dichter hervorragend, und Andre mehr

Im Jahre 1865 tauchte bei uns auf ein sehr

langer (das ist er heute noch), hochaufgeschossener, unwahrscheinlich magerer (das ist er schon lange nicht mehr!) Jüngling aus der Oberpfalz mit einem zaghaften Anflug von Bart, um deßwillen er wohl so oft erröthete: wenigstens war kein andrer Grund für diese häufigen Ausbrüche von Schüchternheit zu ergründen als etwa noch eine zu weit gehende Bescheidenheit, wie wir sie heute an den jungen Herren meist nicht zu besorgen haben. Er löste (1866) die von mir gestellte Preisfrage, promovirte 1868 und habilitirte sich (1870) für meine Fächer: beides mit Auszeichnung. Karl Gareis hieß er und ward einer meiner liebsten Freunde, mein Schüler, nie in der Vorlesung ein Hörer, aber in gar manchem Abendspaziergang in den Jahren 1869—1872 ein feinsinniger Lauscher und Erwiderer meiner Auffassungen; getreulich hat er mit mir getheilt schwere Zeiten, dann meinen französischen „Kriegszug“ von Hagenau bis Sedan, später aber, nach 1872, auch manche frohe Stunde in Gießen, in Königsberg, am Chiemsee, in Partenkirchen, auf

der Mendel, in Meran: goldtreu, goldwahr, goldrein und gütig gegen alle Menschen hab' ich ihn erfunden immerdar: und abermals hatten meine Frau und ich das Glück, daß wir auch Karls prächtiger Gattin, Frau Clementinen, in schöner, warmer Freundschaft nahe treten durften; sie ist zwar jetzt k. pr. Geh. Justizräthin geworden, aber dabei ein Prachtexemplar einer Münchnerin geblieben. Im „Kampf um Rom" und in „Julian" ist der wackere, offenherzige, treugemuthe Garizo nach Karls Bilde gezeichnet; ich schlug ihn bei meiner Uebersiedlung nach Breslau der Königsberger Facultät als meinen Nachfolger vor und längst sind alle Leute am Pregel darin einig, daß sie einen besseren Tausch gar nicht hätten machen können, was den Menschen und was den Lehrer anlangt und da sie nun einmal so gütig sind, mir für mein Wirken unter ihnen zu danken, haben sie dennoch mir am Wärmsten zu danken für den Ersatzmann, den ich ihnen gestellt habe. Er „hat viel Liebe", d. h. Beliebtheit, wie man dort spricht. Ich fühle

an dieser Stelle wieder lebhaft den Uebelstand, daß man bei solcher Erinnerungsschreiberei die Lebenden nicht so loben darf, wie sie es verdienen.

Da verstattet mir nun freilich der frühe Tod eines andern ausgezeichneten jungen Mannes, mit den warmen Worten nicht zu geizen. Dr. Julius von Gosen hatte in München Vorlesungen bei mir gehört, auch in meinem Hause viel verkehrt und trat nun als junger Doctor juris in den Dienst des Auditoriats zu Würzburg ein: so sollte er in Uniform die Beschießung des Marienbergs durch die Preußen mitmachen, die ihm buchstäblich bald den Kopf gekostet hatte, (s. unten). Der reich Begabte und edel Gesinnte mußte aus Mangel an Mitteln auf die ersehnte akademische Laufbahn verzichten: er trat dann in die Leitung der Allgemeinen Zeitung in Augsburg und ward einer schönen Zukunft, einer glücklichen Ehe und seinen Freunden durch einen vorzeitigen Tod (schon 1874?) entrissen.

VI.

Stets gut besucht war meine Vorlesung über Rechtsphilosophie (oben S. 34) trotz der ungünstigen Stunde (von 2—3 Uhr im Winter!), die ich als Benjamin der Facultät hatte wählen müssen. Zu den fleißigsten Hörern derselben zählte ein blonder, bleicher Jüngling, der, von München her an mich empfohlen, leider nur 1 oder 2 Halbjahre in Würzburg studirte. Wie eifrig schrieb er sich's auf, als ich das Gewohnheitsrecht „kristallisirte Sitte" nannte. Er öffnete mir allmälig vertrausam sein tief, fein und zart fühlendes Herz und theilte mir auch seine Dichtungen mit. Sie bezeugten eine wahrhaft classische Vollendung und Reinheit der Form. Ich war ganz verblüfft, bei solcher Jugend solche Vollkommenheit des Ausdrucks zu finden.

Nicht heiße Leidenschaft oder fortreißende Macht des Gefühls sprach sich in den meist antiken Versmaßen aus, aber eine kühle, reine, vornehme Beschaulichkeit und edelster Aufschwung zu den höchsten Idealen. Wie für mich das Germanische, so war und ist für Max Schlierbach das Hellenische die Welt seiner Gestaltungen. Er hat nur Lyrisches veröffentlicht, bisher zwei Sammlungen [1]: sie wurden wenig bekannt: selbstverständlich! Sind sie doch im besten Sinne des Wortes vornehm in Form und Inhalt, setzen feine Bildung voraus, wenden sich nicht an das — nun sagen wir höflich das „Pathologische“ im Menschen und werden von keiner „Clique“ (das Fremdwort ist unentbehrlich!) mit dem Schellengerassel der sogenannten Literaturzeitungen angepriesen. Schlierbachs Uebersetzung des Lucretius, des unvergleichlich

---

[1]) 1872 und 1880; letztere erschien bei Freund Toeche-Mittler [E. S. Mittler'sche Hofbuchhandlung Berlin], dem ich diesen „feinen Autor“ (buchhändlerisch zu reden) zuführte, ich habe sie besprochen Bausteine III. 1882. S. 411.

geistgewaltigsten römischen Dichters, ist von einem der gründlichsten Kenner des Alterthums, von Freund Friedländer in Königsberg, als „meisterhaft und musterhaft“ bezeichnet worden. Uebrigens hat das verfluchte Dichten (das zwar gerade keine Sünde ist, aber schön ists [allerdings häufig!] auch nicht) dem wackeren Max wenigstens nicht wie andern Leuten in der akademischen Laufbahn geschadet: in recht jungen Jahren ward er als Nachfolger von Pözls (II. S. 663) ordentlicher Professor des Statsrechts an der Hochschule München, allwo er unter dem Namen „Max Seydel“ (also wohl pseudonym?) jenes vielbändige ausgezeichnete Werk über baierisches Statsrecht geschrieben hat, das, abschließend und erschöpfend nun wohl für ein halbes Jahrtausend das letzte über diesen Gegenstand sein wird.

Ich sprach oben (S. 68) von fleißigem Besuch einer Vorlesung; auch bezüglich der übrigen kann ich durchaus nicht klagen über die Würzburger Studenten, selbstverständlich größtentheils Söhne der drei „frän-

kischen" Kreise Baierns[1]). Sie waren nicht unfleißig und zeichneten sich durch leichte, rasche Auffassung, lebhafte Geistesbeweglichkeit aus. Die baierischen Studenten in München sind schwer nach Stämmen geschieden zu beurtheilen, da außer den Altbaiern auch wieder jene „Franken", dann wirkliche Franken aus der Pfalz und Alamannen aus dem Kreise Schwaben dort vertreten sind: der rasche, lebhafte Pfälzer und der eigenartig feurige Alamanne stehen dem Main-Franken näher als dem Bajuvaren, der von schwerem Boden ist und langsamer im Begreifen, aber an Ausdauer und kerniger Kraft jene — am wenigsten freilich die Alamannen — überragt. Die unvergleichlich fleißigsten, pflichttreuesten, arbeitsamsten, ausdauerndsten Studenten, die ich im Leben zu lehren

---

[1]) Sind aber nicht „Franken" sondern Thüringe, nur mit eingesprengten fränkischen Colonieen; seltsam: die Franken sind keine „Franken", die (königlichen) Sachsen keine „Sachsen", sondern, sofern Germanen und nicht Wenden, ebenfalls Thüringe, und die Preußen sind keine „Preußen", d. h. Abkömmlinge der Perkunosverehrer.

hatte, waren meine lieben, wackern Ostpreußen und (nicht polnischen) Westpreußen in Königsberg: Heil den tüchtigen Jungen! Es mag ja zum Theil die große Armuth der dort Studirenden ein trauriger Grund sein, der zu jenem Fleiße beiträgt: denn es ist unglaublich, unter welchen Entbehrungen mit Frieren, Stundengeben und Hungern gar Viele dort ihre Studien treiben müssen: es studiren an der Albertina zahlreiche Söhne aus völlig unbemittelten Familien: wie es in den „Buden" erkrankter Studenten aussah, die ich zuweilen aufsuchte, ist nicht zu schildern! Ohne die in Fülle gespendete dreifache Vergünstigung von Freitischen, Honorarstundungen und Stipendien könnten viele Dutzende sich gar nicht halten am Pregel: ich habe einmal an einem Sommerabend von 5—9 Uhr hintereinander Halbjahrsprüfung zu halten gehabt: jeder, der eine jener drei Wohlthaten genießen will, muß aus jeder Vorlesung, die er im Halbjahr gehört hat, eine Prüfung bestehen: ich habe damals gewiß sechzig oder achtzig geprüft: der ganze

große Sal XVI war gepfropft voll von Prüflingen: in Breslau gehen im Halbjahr etwa 6—8 Gesuche um Stundung oder Stipendium ein.

Mag also auch die von Kindheit auf streng eingeschärfte Pflicht, so rasch als möglich sich erwerbsfähig zu machen, zu jenem Eifer beitragen, — weitaus das Meiste bewirkt dabei die ganze Volkseigenart der Ostpreußen, wie sie durch den Stamm (— meist, nicht ausnahmslos, Niederdeutsche! —), die Geschichte der Besiedelung und Eroberung des Landes und endlich sehr stark durch das harte, rauhe Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Abgelegenheit im äußersten Osten, kurz durch den äußerst schweren Kampf um's Dasein in dieser Provinz erzeugt worden ist: eben durch Vererbung und Anpassung. Die ostpreußischen Studenten ähneln darin den Altbaiern, daß sie, schwerer Boden, wie diese, langsam, fast möcht' ich sagen, widerstrebend auffassen: nicht leicht folgen sie fremden Gedanken, vielmehr mit stets wacher Kritik, fast mit Mißtrauen: man kann sie nie

überreden, man muß sie Schritt für Schritt überzeugen; sie fortreißen durch Beredsamkeit ist gar keine Möglichkeit, auf ihre Phantasie kann man nicht wirken. Warum nicht? Weil sie keine haben! Außer (Simon Dach und — Gottschedt!) Herder und Schenkendorf haben sie (bis auf den wackern Wichert, s. unten) keinen nennenswerthen Dichter hervorgebracht, auch in der bildenden Kunst und in der Musik ist gerade nicht allzu viel von ihnen zu rühmen: dafür aber Kant und in allen Wissenschaften hervorragende Gelehrte.

Neben jenem Mangel an Form-Gefühl im allerweitesten Sinn und an Einbildungskraft und neben einer gewissen Schwerfälligkeit im Erfassen steht nun aber, wie gesagt, eine Kernkraft der ausdauernden, mühewilligen Arbeitstreue, welche, neben verwandten Zügen des Volkscharakters, wahrhafte Verehrung erzwingt. Ich habe in einem Halbjahr von 18 Seminaristen 35 Arbeiten erhalten. Ich habe 12 Jahre lang im Sommer von 5—6, da jeder Mensch, Stu-

dent wie Professor, lieber spazieren geht, im Juli bei stärkster Hitze eine höchst anstrengende fünfstündige Vorlesung — über preußische Statsverfassung und Selbstverwaltungsrecht — gehalten, so stoffreich, daß schon das Nachschreiben eine gewaltige körperliche Anstrengung bildete: — von den sechzig eingeschriebenen Hörern fehlten nicht fünf. Das möchte ich in Breslau nicht wagen, in Breslau, wo mich die Amtsgenossen wohlwollend und sehr mit Recht warnten, von 12—1 Uhr im Sommer, wie ich in Königsberg 16 Jahre gethan, Vorlesung zu halten, „weil die Herrn Studenten zu dieser warmen Stunde nicht gern erscheinen würden". Da bin ich nun also bei den Breslauer Studenten und deren Leumundszeugniß angelangt. Es sind weit überwiegend Schlesier, dann Westpreußen und Posener: mit Bedauern muß ich sagen: es sind, was Vorlesungsbesuch und Arbeitszähigkeit betrifft, die schlechtesten Studenten, die ich an einer Hochschule zu belehren gehabt habe. In einer von 55 belegten, wichtigen Vorlesung, aus der „geprüft" wird (und

das ist ja die Hauptsache!), sind in einem Winterhalbjahr regelmäßig nur 6—10 erschienen. Nun lag mir ja selbst der Einwand recht nah (die [auswärtigen!] Herrn Amtsgenossen brauchen das mir nicht zu „suggeriren"): „je nun, du gefällst eben den Breslauern weniger als den Königsbergern, sei es, daß jene höhere Anforderungen stellen, sei es, daß der beginnende Gehirnschwund der Greisenhaftigkeit deine Lehrgabe verringert hat". Aber dem ist nicht so. Denn alle hiesigen Amtsgenossen, auch die jüngsten, und zweifellos vorzügliche Lehrer, haben die gleiche Klage zu führen.

Ein wenig besser ist es geworden seit den letzten Erlassen des Ministeriums, zumal der Besuch der Seminarübungen: hier übe ich ohnehin eine Art Ueberwachung, da ich die Herrn, jede Stunde etwa 10, bei Namen aufrufe und befrage und zweimal ohne Entschuldigung ausbleibende ausschließe, d. h. ihnen das Abmeldungszeugniß verweigere. Allein wie tief stehen die Herrn doch an Arbeitseifer unter

jenen wackern, armen Ostpreußen*, die täglich etwa 5 Unterrichtsstunden ertheilen müssen, trotz jener drei Vergünstigungen, um sich nur ärmlich durchzubringen! Am Anfang jedes Halbjahrs gebe ich aus meinen verschiednen Fächern 12—20 Gegenstände zur Auswahl für Seminararbeiten: in den beiden letzten Halbjahren zählte ich 70 und 65 eingetragne Theilnehmer an den Uebungen und von diesen 135 erhielt ich in zwei Halbjahren — 2 Arbeiten.

Der Grund dieses Mangels an Arbeitseifer und Arbeitsausdauer liegt nicht in den Verführungen (du lieber Gott!) der großen Stadt. Berlin ist viel „größer", viel „verführerischer" und die Hochschule erfreut sich fleißigeren Besuches der Vorlesungen.

Vielmehr gilt auch hier wie von aller Begabung der Stämme wie der einzelnen: omnis determinatio negatio. Jeder Stamm hat die Fehler seiner Vorzüge: die Schlesier ähneln erheblich ihren Nachbarn und vielhundertjährigen Statsgenossen, den Deutsch-Oesterreichern: gar viel deutsch-österreichisches, auch

in Mundart und Lebenssitte, muthet den Kenner an, obzwar die Bevölkerung Schlesiens, sofern sie überhaupt deutsch ist (das Slavische ist hier in einer Stärke vertreten, an die man sich erst gewöhnen muß!), nicht bajuvarisch, sondern ganz überwiegend thüringisch ist, wie unter Andrem auch Vieles in der Mundart beweist. Wohlan, mit den Vorzügen der Deutsch-Oesterreicher haben die Schlesier auch manche von deren Schwächen gemein: sie sind liebenswürdig, freundlich entgegenkommend, leichtlebig, sie fassen rasch und leicht: — all das unvergleichlich mehr als die Ostpreußen, die nichts weniger als entgegenkommend, vielmehr zurückhaltend und durchaus nicht rasch beweglichen Geistes sind: ich muß mich also als Lehrer z. B. in den Uebungen hier viel weniger abmühen, die Leute mit meinen Gedanken Schritt halten zu lassen: auch heiterer sind sie, dem Witze zugänglicher: aber zäh ausdauernde markige Kernkraft, die stäte Bereitwilligkeit und vor Allem von Jugend an die Gewöhnung, ja die Nothwendig-

keit, sich in harter, strenger Arbeit bis zur Erschöpfung zu mühen — das ist weder bei den Deutsch-Oesterreichern noch bei den Schlesiern und (vielfach slavischen) Westpreußen oder Posenern eine häufige Tugend und Erscheinung. Im Vergleich mit Ostpreußen ist eben in Schlesien der Kampf um's Dasein viel leichter, weil das Klima gelinder, das Land reicher; dann ist der Thüring ganz bedeutend weicher als der Niederdeutsche und die ungermanische Beimischung in Schlesien [auch in Posen und Westpreußen] viel stärker als in Ostpreußen (abgesehen von Litthauen und Masuren).

So! Jetzt werde ich es wohl durch meine Unparteilichkeit (wie mein Konrad von Kärnthen in der „Deutschen Treue") mit all' den geschilderten Stämmen und Studenten gleichmäßig verdorben haben: mit den „Franken" in Würzburg, den Pfälzern, Schwaben und Altbaiern in München, den Ostpreußen in Königsberg und wahrscheinlich am gründlichsten mit meinen jetzigen lieben Provinzgenossen und Hörern. Aber den letzteren habe ich diese meine Meinung — die

schlimme wie die gute — so oft und so deutlich vom Lehrstuhl herab und in der Seminarbank mündlich gesagt, daß sie nicht überrascht sein werden, lesen sie's gedruckt. (Aber sie lesen's nicht! Prüfe ich doch nicht aus diesen Erinnerungen!)

Ferner müßte ich mich nun wohl entschuldigen dafür, daß ich erstens gegen den Plan dieser Aufzeichnungen aus der Königsberger Zeit bis in die Breslauer vorgegriffen und daß ich zweitens in den Rahmen der Würzburger Jahre diesen Vergleich der Würzburger mit den Ostpreußen und Schlesiern eingeschoben habe.

Aber ich entschuldige mich nicht.

Erstens habe ich in dem Vorwort gesagt, daß ich diese Blätter schreibe zu *meinem* Vergnügen und nicht für das mir gleichgültige Urtheil der „Literatur-Kritiker". Zweitens ist ein Uebergreifen in die Zeit nach 1888 doch auch in andern Dingen — so in der Politik: Tod der beiden Kaiser, Fortschickung Bismarcks, neuer Curs — nicht ohne den Schein leise-

treterischer Feigheit zu vermeiden und drittens setzt ein Vergleich eben nothwendig mehrere zu vergleichende Dinge voraus: wollte ich vergleichen, so mußte ich in Würzburg auf Königsberg und Breslau vor, oder in Königsberg auf Würzburg zurück, auf Breslau vorgreifen.

Nur kurze Zeit war ich zusammen mit dem Privatdocenten der Botanik Karl Prantl, dem Sohne meines großen Lehrers (II. S. 19f.). Er hatte den unvergleichlichen Charakter — in Leben und Wissenschaft — des Vaters geerbt, die Schlichtheit, die Gediegenheit, die Gründlichkeit, die selbstlos stets nur das Wahre und das Wackere suchende Hingebung an die Idee, wortkarg, herb, verhalten wie der Vater: — aber von goldtreuem Gemüth und nicht ohne einen köstlichen Humor, den freilich nur seine Nächsten kennen lernen durften. Seit unserer Trennung in Würzburg (1872) bis zu unserem Wiederzusammen-

treffen in Breslau, wohin er von der Forstakademie zu Aschaffenburg als ordentlicher Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens berufen wurde (1890?) hatte er sich zu einem sehr hohen Platz unter seinen Fachgenossen emporgeschwungen und auf das Innigste freute ich mich, den Sohn meines Lehrers hier als Amtsgenossen zu begrüßen. Die Herzen gingen uns auf, sprachen wir vertraulich von den alten schönen Zeiten zu München und zu Würzburg und von seinem herrlichen Vater. Sein Häuslein nahe dem botanischen Garten war die poesievollste Wohnstätte in der großen, lärmenden Stadt. Wie viel schöne Frühlingsabendstunden verbrachten wir und meine Therese, deren großer Gönner und emsiger botanischer Lehrmeister er war, in dem hervorragend schönen botanischen Garten jenseit der Oder! Auch ich „lernte nach", wo ich in München und Würzburg abgebrochen: Pflanzengeographie hatte mich von jeher lebhaft angezogen, wie Thiergeographie, die mir in Würzburg Freund Semper, hier Freund Chun erschloß.

Ach, die Freude an und mit Prantl sollte nicht lange währen: in der Blüthe jugendlicher Manneskraft erlag der Wackere rasch einer tückischen Krankheit. Traurig haben wir die Leiche des Mannes ohne Falsch nach München entsendet.

Dankbar gedenke ich unter den jüngeren Würzburger Freunden auch des Archivars Schäffler; er hatte in München Vorlesungen bei mir gehört, war eine frische, fröhliche, einfallreiche Natur, der mit Gareis bei dem Abschiedsfest für Kundt und mich das Beste that und mich bei Ausarbeitung des Weltuntergangs (VII. Auflage. Leipzig 1889) mit Würzburger Quellen und Literatur auf das Freundlichste unterstützte. Auch er starb früh hinweg.

Nur kurze Zeit durften wir uns des als Gelehrter und als Mensch ausgezeichneten Chemikers Strecker erfreuen: in diesem Hause wußte man nicht, ob der Frau oder einer der drei Töchter oder dem Knaben der Preis der Schönheit gebührte. Nach dem frühen Tod Streckers ward ich Vormund der einen Tochter, die

ich (oder vielmehr sie sich selbst!) so geschwind verlobte, daß manche Mutter am Maine mich zum Vormund ihrer noch unverlobten Tochter wünschte: sie war in Christiania geboren, daher waren ihre Papiere dänisch und ich hatte sie vor Gericht zu übersetzen: nun ist sie lange schon die Frau Hofrath von Leube und waltet gar mächtig und herrlich in Würzburg. Der jüngsten Tochter half ich zuweilen ihre englischen Aufsätze etwas rascher zu Ende schreiben. (Frau Professor Erich Schmidt in Berlin, erinnern Sie sich noch an die vielen Dintenklexe, um die wir gescholten wurden?)

Als eine Einseitigkeit der Würzburger Geselligkeit ward bereits beklagt, daß sie sich für Professoren fast nur unter Professoren abspielte: außerhalb dieses Kreises verkehrte ich fast nur mit den Brüdern König (König & Bauer, Schnellpressenfabrik) in Zell, wann diese „Königlichen Kaufleute“ ihren herrlichen, am Fluß gelegenen Garten und ihr palastähnliches Haus gastlich öffneten: wie schön war die Nacht der Sommersonnenwende 1868 in jenem Garten! (Ge-

dichte II. Sammlung, III. Auflage. Leipzig 1883. S. 403.)

Doch dankbar gedenk ich auch meines verehrten Freundes, des Advocaten Hofrath Streit, dem ich von unsrem gemeinschaftlichen Freund, Professor von Poezl (II. S. 563), empfohlen worden. Er war das Muster eines Anwalts in Hochhaltung der Aufgaben seines Berufs und mir in allen praktischen Dingen ein werthvollster Rather und Helfer. Ihm gönne ich das Glück, daß er fast zwei Jahrzehnte lang in seinem schönen Besitzthum zu Kissingen, der sogenannten „oberen Saline“ Bismarck hausen und hofen durfte. Streit vermittelte dann auch meine Einführung in dem stilvollen „Falkenhause“ (auf dem Markt) seines humorreichen Amtsgenossen und Freundes, des Rechtsanwalts Warmund.

VII.

Nicht selten waren Besuche von Freunden und von Fremden in der freundlichen Mainstadt: Freund Lübcke (II. S. 443) durfte ich mit den vielfach für die Baukunst der Renaissance wichtigen Gebäuden der Bischofsstadt bekannt machen; ihm folgte — zum Zweck gleicher Forschungen — der wahrhaft ehrfürchtig von mir angestaunte große Aesthetiker Vischer, als dessen begeisterten Schüler ich mich heute noch rühme, auch nachdem die Aesthetik der Hexenküche: „schön ist häßlich, häßlich schön" in die Zeitungen als allein selig machend hinaus geschrieen und in zahllosen „Kunst-Werken" verwirklicht worden ist: ich lernte ihn damals kennen, später traf ich ihn — kurz vor seinem Tod — in Prien am Chiemsee wieder, wo der Hochbetagte zum verabredeten Stelldichein im gräulichsten Wetter

einer Herbstnacht über alle Schrecken eines oberbaierischen Dorf- (Verzeihung Markt!-) Pflasters muthig in's Wirthshaus hindurch stapfte, wo er sofort so geistüberlegen zu sprechen anhub, daß alle um ein Menschenalter Jüngeren andächtig zu lauschen sich begnügten.

Wiederholt erschien Freund Dr. Theodor Toeche (III. S. 540) (jetzt Toeche-Mittler) aus Berlin: einmal in schweren Zweifeln. Der eifrige und erfolgreiche Schüler Ranke's wollte sich für Geschichte habilitiren: aber der Großvater Mittler und die ganze Familie wünschten dringend und mit Recht, daß er als der einzige, der dafür in Frage kommen konnte, das altehrwürdige Geschäft „E. S. Mittler und Sohn" übernehmen möge. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß man den Idealen auch als Verleger — aber eben als idealer Verleger — dienen könne und als Kaufmann durchaus nicht auf weitere geistige Ausbildung verzichten müsse. Ich glaube erheblich zu seiner Entscheidung in diesem Sinne beigetragen zu haben und

der Erfolg hat mir Recht gegeben: er ist ein idealer Verleger geworden und ein allen Idealen lebender Mensch geblieben. Das letzte Mal kam er nach Würzburg auf seiner Hochzeitsreise (1869): er hatte das Fräulein Elisabeth von Albedyll heimgeführt und damit das Glück seines Lebens: abermals darf ich rühmen, daß meine liebe Frau Therese und ich die warme Freundschaft auch dieser Gattin eines Freundes gewonnen haben: — was sich ja keineswegs in jedem Falle von selbst versteht!

Diese im edelsten Sinne des Wortes „aristokratische" Natur hat das liebe Haus Nro. 69 (und die folgenden!) in der Kochstraße zu Berlin mit ihrem vornehmen, feinen und zarten Wesen geadelt und geweiht und wenn jemals Ideal und Leben sich verschmolzen haben auf Erden, so gewährt diese deutsche Familie — Aeltern und Kinder — solchen Anblick. So lange noch derartige Menschen im Deutschen Volke wirken, wird die Bestialität in Leben und Kunst, die Bekämpfung aller sittlichen,

geistigen, und Herzensbildung so leicht nicht siegen: wie man manchmal fürchten möchte.

Eine warme Freude brachte mir der Besuch meines lieben Josef Victor im Jahre 1864 (?) und im Jahre 1869 die Frühjahrs-Wanderfahrt mit ihm: — ich holte ihn in Karlsruhe ab in dem stillen Haus an der Stephanienstraße zu der Enthüllung des Hölderlin-Denkmals zu Lauffen am Neckar. (S. III. S. 240 f.)

Außer jenem kurzen Ausflug mit Freund Scheffel nach Lauffen (II. S. 246) habe ich, wie oben bemerkt, in den neun Jahren meines Lebens in Würzburg leider die günstige Lage dieses Wohnorts nicht benützt, das so leicht erreichbare Mittel- und Süd-West-Deutschland kennen zu lernen. Ich beklage es jetzt als thörig: jene tief eingewurzelte (I. S. 444) Pedanterie — war wohl besonders Schuld an dieser nicht mehr nachzuholenden Versäumniß: von der streng vorgeschriebenen Zeit- und Arbeits-Eintheilung abzuweichen konnte ich mich kaum je entschließen. Allerdings war die Last der wissenschaftlichen Auf-

gaben nicht leicht zu tragen: und nur ununterbrochene ämsige Arbeit konnte leisten, was ich mir zu leisten vorgesteckt hatte.

VIII.

Eine neu an mich herantretende Aufgabe war das Abhalten der Abgangs-Prüfungen der Studenten: gleich im Herbst 1863 ward ich in den Prüfungsausschuß berufen und seither habe ich nun volle 31 Jahre in Würzburg, Königsberg und Breslau geprüft: oft, wie die Jungfrau von Orléans sagt, „mir nicht zur Lust und Andern zum Verhängniß“. Ich muß mich hier wieder einmal ein wenig loben: ich glaube, ich bin ein guter Prüfer: ich weiß, daß ich ein beliebter bin (sofern man einen Menschen, der einen prüft, überhaupt lieben kann: fürchten und hassen sind dabei wohl mehr natürliche Empfindungen). Auch zum Prüfen gehören zwei Dinge: Begabung und Ausbildung dieser Begabung. Schon an der Begabung hiefür gebricht es gar manchen, die der

liebe Gott in seinem Zorn zu Prüfern gemacht hat: man muß die Fähigkeit haben, sofort auf den Gedankengang des Prüflings einzugehen und ihn durch hienach eingerichtete Fragen auf das Richtige zu leiten; auch Geduld gehört zum Prüfen wie zum Lehren: man darf nicht heftig, nicht ärgerlich werden auch bei den unglaublichsten Antworten; der Mensch, der in terrore examinis steht, kann sich auf geminderte Zurechnungsfähigkeit berufen: der gleiche würde bei'm Glase Bier vielleicht ganz richtig antworten. Aber zum Prüfen — wie zum Lehren — „gehört nicht nur Geduld, auch echte Herzenshuld". Man muß eben ein warmes Herz für die Jugend haben und muß bei Leuten, die man, wie wir in Preußen in den Seminarien, halbe Jahre hindurch in ihrer Eigenart, in ihrer geschickten oder unbeholfnen Ausdrucksweise kennen gelernt, auf diese Eigenart eingehen. Schon gar manchem mir als musterhaft fleißig, aber ein wenig befangen oder als ungeschickt bekannten Jüngling habe ich dadurch geholfen, daß ich in der

Art meiner Fragestellung jene Schwächen berücksichtige, während ich einen volkskundig Faulen nicht zärtlich schone. Vor Allem muß man so klar und bestimmt fragen, daß der Gefragte verstehen kann, ja muß, was man von ihm hören will. Und ja nicht eigensinnig auf der Einen Frage beharren, die der Unselige nun einmal nicht beantworten kann, sondern ihm auf den verschiedensten Gebieten Gelegenheit geben zu zeigen, was er gelernt hat (oder nicht gelernt hat). Endlich urtheile ich in der mündlichen Prüfung, den „Nothstand" der Opfer erwägend, viel gelinder als bei Würdigung der schriftlichen Arbeit, die der Herr ohne Aufregung und Angst sechs Wochen lang sich zu Hause ruhig überlegen kann. An den Fleißigen nehme ich so warmen Antheil, daß, fällt mir ein solcher durch, was bei schwacher Begabung oder starkem „Pech" doch auch zuweilen vorkommt, ich so traurig nach Hause gehe, als wäre ich selbst durchgefallen. Aber freilich: es giebt auch einen Prüfungs-Humor: und ich habe

im Gedächtniß eine Sammlung von etwa dreißig Prüfungsantworten, durch die ich schon viele Menschen erheitert habe. Die Doctorprüfung muß ganz anders aufgefaßt werden als die Referendarienprüfung: jene ist ein Luxus, diese eine „echte Noth", nicht aus Muthwillen wahrlich aufgesucht: wer seine wissenschaftliche Tüchtigkeit anerkannt haben will, der muß sie harscharf beweisen. Die Doctorprüfung kann gar nicht streng genug sein: in München und in Königsberg war sie *sehr* streng.

In Würzburg wurde von Mitte October bis Anfang November die (nur mündliche) Prüfung abgehalten: täglich von 8—12 und von 3—7; das ist anstrengend, aber doch noch angenehmer als die preußische Einrichtung, wonach man fast jede Woche einen Vorlesungsvormittag verliert; daß das baierische Verfahren (ausschließlich Professoren als Prüfer, aber jedesmal gleichmäßig in *allen* Fächern und *auch* aus Volkswirthschaft und Finanz), mit einziger Ausnahme der in Baiern leider fehlenden schriftlichen

Arbeit, dem preußischen vorzuziehen ist, habe ich mit Abänderungsvorschlägen ausgeführt in meiner Eingabe an den Minister Falck. (Abgedruckt Bausteine V 2, Berlin 1884.)

Uebrigens verbreiteten wir drei neuen Prüfer, Köppen, Samhaber und ich, damals (1863) einen gewaltigen Schrecken unter den Prüflingen: denn wir waren strenger als die, wie uns schien, etwas allzugelinde Praxis des lange Jahre unveränderten älteren Ausschusses gewesen war: der vornehme Vater eines durchgefallenen Sohnes ließ ins „Blättle" setzen, nicht die Studenten seien durchgefallen, sondern die jungen Professoren, sie könnten eben nicht prüfen; ein Spaßvogel schrieb mit Kreide an die Thür des Prüfungssales: „Examinations-Sal" und am Tage darauf: „locus zum Durchfallen".

IX.

Die ersten Halbjahre zu Würzburg nahm mich die Vertiefung der älteren Vorlesungen und die erstmalige Ausarbeitung des Heftes für die neue Vorlesung über Völkerrecht stark in Anspruch. Auch mit der Herausgabe der Bavaria hatte ich noch zu thun. Im Jahre 1863 erwies mir Bluntschli (III. S. 59) die Ehre und Freundlichkeit, mir die Besorgung einer neuen — der dritten — Ausgabe seines Deutschen Privatrechts zu übertragen: am Erfreulichsten hieran war mir, daß ich das bisher fehlende Handels- und Wechselrecht ganz neu und selbstständig hineinarbeiten durfte: es war die erste derartige Verwerthung des Handelsgesetzbuchs: sie hat den Beifall keines geringeren als Goldschmidts gefunden. Dagegen in eine schiefe Stellung gerieth ich bezüglich solcher Lehren

Bluntschli's, die ich, wie die von Genossenschaft und Gesammteigenthum (in seinem Sinne) nicht für richtig hielt, aber gegen sein ausdrückliches Verbot nicht ändern durfte: so wurde und werde ich angefochten als Vertreter von Ansichten, die ich nie getheilt habe.

Während der Arbeit an dem II.—IV. Band der „Könige“, Darstellung der Ostgotischen Geschichte und Verfassung, drängte sich mir die vor-entscheidende Frage nach der Glaubwürdigkeit einer der wichtigsten Quellen für jene Untersuchungen auf, nämlich des Geschichtsschreibers Procopius, der als Rechtsrath Belisars dessen vandalischen Feldzug in Afrika und einige seiner ostgotischen in Italien mitgemacht und ausführlich beschrieben hat. Dabei mußte festgestellt werden, ob die sogenannte Geheimgeschichte, historia arcana, die seinen Namen trägt, und über Belisar, zumal aber über Justinian und Theodora und die Zustände am Hof und im ganzen Reich völlig entgegengesetzt den Aeußerungen in den „Kriegen“ und

in den „Gebäuden Justinians“ urtheilt, wirklich von Prokop herrührt oder nicht: — eine seit drei Jahrhunderten viel bestrittene Frage. Ich erkannte bald, daß nur die allergenaueste Zergliederung und Vergleichung der Weltanschauung, der Denkungsweise, vor Allem aber der Sprache der zweifellos echten Schriften mit denen der angestrittenen die wissenschaftlich befriedigende Lösung bringen könne. Ich unterzog mich dieser Arbeit: sie erforderte vier Jahre und gewährte zwar reichen Genuß, kostete aber auch unsägliche Mühe. Denn zog lebhaft an, die geistige Eigenart des ungewöhnlichen Mannes, seine Stellung zu Christenthum, Aberglaube, Fatalismus, Skepsis, Römerthum, Barbarenthum zu erforschen, so war doch schon die rein körperliche Arbeit einer erschöpfenden Statistik seiner Sprache höchst zeitraubend und nichts weniger als geistig anregend: auf vielen, vielen tausenden von Zetteln, die mich wie ein Flockengestöber umhüllten, verzeichnete ich den ganzen Sprachschatz seiner drei Bände und daneben jede ihm

eigenartige Ausdrucksweise: wie viele Wochen hindurch hab ich in den Ferien zu Seebruck nichts andres gethan als solche Zettel beschreiben, an wunderschönen langen Augusttagen, während die Freunde sich zu Wasser und zu Lande vergnügten! Das Ergebniß war die Feststellung der Echtheit der Geheimgeschichte: nur ein Wunder könnte diese völlige Einheit der Sprache des Fälschers mit der des Nachgeahmten erklären. Das Buch erschien 1865 bei Freund Toeche (E. Siegfried Mittler und Sohn in Berlin). Zu meiner Freude wurde und wird meine Beweisführung als zwingend allgemein anerkannt. — Alt-Meister Ranke meinte zwar in seiner Weltgeschichte bei aller Anerkennung meiner Arbeit, es sei doch wohl anzunehmen, daß in die der Hauptsache nach echte Geheimgeschichte ein Fälscher gewisse Schmähungen und Uebertreibungen eingeschoben habe. Als ich ihn aber brieflich darauf merksam machte, wie meine Beweisführung aus der Sprache seine Vermuthung ausschließe, da auch jene angezweifelten Stellen durchaus

wie die andern völlig die Sprache der anerkannten Procopiana enthielten, schrieb er mir kurz vor seinem Tod, er sehe ein, daß er diesen meinen Beweis aus der Sprache nicht genug gewürdigt habe. Zu meiner Befriedigung hat auch der neueste Bearbeiter des Prokop, Herr Professor Haury in Augsburg, in zwei scharfsinnigen Abhandlungen, manches in meinen Zeitbestimmungen wahrscheinlich mit Recht bekämpfend, in jener Hauptfrage mir unbedingt zugestimmt.

X.

Der erste Band der Könige war bei einem jungen Verleger in München erschienen, der bald darauf (post hoc, sed non propter hoc: ich hatte auf jedes Honorar verzichtet) das Geschäft aufgeben mußte: dann ging das Werk in den Verlag von A. Stuber in Würzburg über; im Jahre 1881 erwarben die Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig das Verlagsrecht an den bis dahin erschienenen 6 Bänden für deren zweite Auflagen und für die noch folgenden; der VII. (1.) erscheint in wenigen Wochen (Sommer 1894).

Die Vollendung der Könige II bis IV machte keine Schwierigkeiten in Beschaffung von Quellen und Literatur. Meine Ausgabe der Edicte Theoderichs und Athalarichs mit Nachweisung der Quellen und Erläuterung ist auch in der Ausgabe in den Monu-

menta Germaniae historica durch Bluhme in keinem einzigen wesentlichen Punkt geändert, gebessert worden; das Werthvollste, was seither über das italische Ostgotenreich geschrieben ward, ist nicht die Ausführung in der neuen Ausgabe von Heinrich von Sybels Königthum, sondern die Abhandlung von Mommsen, ostgotische Studien (im Hermes XVI.).

Aber die Beischaffung der Literatur für die Westgoten („Könige" V. und VI. und „westgotische Studien") bereitete viele Mühe und Plage: denn von den mit ihren Namen 30 Druckseiten füllenden Büchern war ein sehr großer Theil — die meisten spanischen — weder in Würzburg noch in München aufzutreiben, von wo mir die k. Bibliothek durch Halms, aber auch durch anderer Beamten liebenswürdige Güte in freihändigster Weise viele Dutzend schwerer Bücherkisten sandte: auch die Berliner Bibliothek schickte mir durch Olshausens Verwendung Vieles: anderes aber mußte aus Paris und aus Madrid bezogen werden: und das kostete viel Geld, Zeit und Mühe.

Nachdem der V. Band (1870) die äußere, der VI. (1871) die Verfassungsgeschichte der Westgoten erledigt hatte, verblieben mir noch die umfangreichen Untersuchungen, die ich über das gesammte übrige Recht dieses Volkes angestellt hatte: also über die Geschichte der Gesetzgebung, über das bürgerliche Recht, das bürgerliche und das Strafverfahren und das Strafrecht: ich faßte sie als „westgotische Studien" zusammen und hatte die Freude und die Ehre, den ersten Theil im Jahre 1872 zum Jubileum der Universität München (Ingolstadt-Landshut) als Vertreter und im Namen der Würzburger Hochschule (neben dem Rector Sachs) überreichen zu dürfen. (Das ganze Buch erschien in Folge manchfaltiger Verzögerungen des Druckes erst 1874 [bei Stahel in Würzburg]).

Von den bisher veröffentlichten Bänden der Könige hatte der VI. den stärksten äußeren Erfolg: (im Jahre 1885 erschien eine zweite vermehrte Ausgabe:) er enthält die erste auf der Höhe wissenschaftlicher Methode stehende Behandlung der westgotischen Ver-

fassung. Während der langen (1866—1871) Arbeit in diesen Quellen kam mir der Gedanke, den Untergang des letzten Königs jenes Reiches, Roderich, zum Gegenstand eines Trauerspiels zu machen, nicht eines Liebesdrama's, wie dem Verführer der schönen Cava so oft geschehen (auch durch Geibel), sondern ihn tragisch untergehen zu lassen im Widerstreit von Stat und Kirche.

Daß nämlich jenes Reich verrottet und zu Grunde gerichtet ward durch die Herrschaft des Krummstabes, der denn doch Königsschwert und Königsstab zu ersetzen nicht vermochte, das habe ich so sonnenklar bewiesen, daß nicht einmal meine leidenschaftlichsten Feinde, deren ich mich unter der fanatischen Pfaffheit berühme, etwas dagegen vorzubringen vermocht haben. Seit Ende des VI. Jahrhunderts wird das Reich der gotischen Helden, eines Eurich und Leovigild, durch die Alleinherrschaft der Bischöfe in ein muffiges Mönchskloster verwandelt: ein ekel süßlicher Weihrauchqualm und dumpfer Modergeruch

durchzieht die ganzen Gesetze, erlassen auf den Reichs-concilien, in denen die Bischöfe und Aebte in allen rein weltlichen Fragen mit abstimmen und zwar im Verhältniß von 26 Laien zu 48 Priestern in dem für die Laien günstigsten Fall! Die Bischöfe übten auch die Ueberwachung der Amtsführung aller Statsbeamten, redeten jedem Richter in sein Amt, konnten jeden Rechtsfall schon im ersten Rechtsgang vor ihr Gericht ziehen und bildeten das erste und das zweite Berufungsgericht. Hier war also das Ideal Sanct Augustins und seiner Nachfolger verwirklicht: die völlige Herrschaft der Kirche über den Stat.

Wohlan: ein par Menschenalter genügten, diesen Stat zu verderben und ihn äußern Feinden gegenüber widerstandslos zu machen. Ein solcher Stoff mußte mich reizen. Damals schon (1868—70) war der Plan zu König Roderich so gut wie fertig: dieser Held sollte untergehen an tragischem Verschulden in leidenschaftlicher, das Maß überschreitender Bekämpfung der richtig als statsverderblich erkannten Pfaffenherr-

schaft, der aber sein Volk, seine Zeit noch nicht entwachsen war. Es ist also gelogen, daß König Roderich ein erst in der Zeit des „Culturkampfes" und zu dessen Verherrlichung geschriebenes Tendenzstück sei: es war fertig im Entwurf, vier Jahre bevor dieser Kampf entbrannte. Als ob ein Mann, der damals schon funfzehn Jahre Studium mittelalterlicher Geschichte hinter sich hatte, erst noch des k. preußischen Culturkampfes bedurft hätte, um zu entdecken, daß der Widerstreit von Religion und Stat ein echt tragischer Stoff sei. Das hat vor mehr als zwei Jahrtausenden schon der selige Sophokles in seiner Antigone gezeigt. Und wie dumm! Ich soll Bismarck und Falck im Kampf mit der Kirche haben unterstützen und anfeuern wollen durch ein Stück, das lehrt, wie leidenschaftliche Angriffe auf die Kirche mit dem Erliegen der Statsgewalt enden. Dabei ist freilich richtig, daß die Aufführung des im Plan längst abgeschlossenen Werkes in jenen Jahren des Culturkampfes die Antheilnahme der Leute an dem Stücke

mehr gewann als dies zu andrer Zeit geschehen wäre: ich komme in Königsberg darauf zurück.

Außer den angeführten Arbeiten beschäftigten mich in jenen Jahren Aufsätze, die ich zuweilen in die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb: — jetzt nicht mehr um des Geldes willen, sondern zu meinem Vergnügen: — deßhalb fielen sie wohl besser aus als die früheren: so habe ich z. B. die meisten Bücher von Freund Steub, von Rochholz in Aarau (aber auch Herrn Pallmanns phönikische commis voyageurs auf den Pfahlbauten und manches andere) besprochen in jenen Blättern, die mir der damalige Leiter der Beilage, der ausgezeichnet feinsinnige, reich gebildete humorvolle Freund Backmeister stets gern zur Verfügung stellte. Aber auch in Poezls Münchener Kritische Vierteljahrsschrift, in Goldschmidts Zeitschrift für Handelsrecht, von Sybels historische Zeitschrift, die Zeitschrift für Rechtsgeschichte sandte ich manche Beiträge und der Krieg des Jahres 1870/71 brachte eine ganze Reihe neu auftauchender kriegsrechtlicher Fragen

zur Besprechung, die ich in Löbells Jahrbüchern für das Heer und die Marine, und in juristischen Zeitschriften erörterte, nachdem ich gleich bei Ausbruch des Krieges ein kurzes „Kriegsrecht für den Tornister des deutschen Soldaten“ veröffentlicht hatte, das viel Beifall fand: ein Belgier übersetzte es (1872/73) in das Französische: jetzt sind all diese kriegs- und allgemein völkerrechtlichen Abhandlungen zusammengestellt Bausteine V. 1.: ich eignete (1884) den Band den Amtsgenossen Opzoomer in Utrecht und Rollin-Jaequemyns in Brüssel zu, weil diese beiden Ehrenmänner fast allein in Holland und Belgien im Jahre 1870 muthig für das gute deutsche Recht eintraten gegenüber den Französlingen in jenen Ländern. Diesen Abhandlungen, die vielleicht nur das eine Verdienst hatten, geradezu brennend gewordene Fragen zuerst mit wissenschaftlicher Ruhe und Sachlichkeit behandelt zu haben, verdanke ich wohl die mir sehr überraschend gekommene Auszeichnung, daß ich, obgleich ich seit 1872 nicht mehr Völkerrecht lese und nur noch einmal eine völkerrechtliche Schrift

veröffentlicht habe (— die „Lanze für Rumänien“ 1883; jetzt Bausteine V. 1. 1884. S. 252 —), vor zwei Jahren zum Mitglied des „Institut de droit international“ gewählt worden bin.

Die Erwähnung dieser kriegsrechtlichen Arbeiten leitet uns von selbst von dem Schreibtisch des Gelehrten hinweg und hinüber zu den großen politischen, kriegerischen Geschehnissen, die seit 1864 und 1866 das Idyll an der Randesackerstraße sehr laut vernehmlich unterbrachen.

XI.

Bis zum Jahre 1864 hatte ich mich von der Politik und die Politik von mir ziemlich fern gehalten: wohl verstanden Politik, nicht Nationalgefühl und Patriotismus: wir sahen ja schon den zwölfjährigen in den Ritterspielen, den vierzehnjährigen „Dichter“ in den Märztagen von 1848 für die deutsche Einheit, auch natürlich für die „Freiheit“ schwärmen. Mein Vater hatte sich unerachtet der frühen (seit 1832!) und endgültigen Lösung von Berlin und Preußen ein sehr stolzes und lebhaftes preußisches Gefühl bewahrt und mich in Begeisterung für die Befreiungskriege, für das kriegerische preußische Wesen erzogen: von der noch 1840 in München starken Hinneigung zu Frankreich und der Verherrlichung

Napoleons (s. Herrn Rehle! I. S. 158) war in unserem Hause nichts zu spüren.

Und der alte König Ludwig I, der, weilte er in München, beinahe jede Woche ein par Abendstunden bei meinen Aeltern und deren Schwestern zubrachte, war ja selbst ein begeisterter „Teutscher“ und hatte weiland als Kronprinz seinen Haß gegen den Corsen so wenig verborgen, daß er deßhalb beinahe eingesperrt worden wäre: er hat dann nach dem Uebertritt Baierns auf die Seite der Verbündeten in Frankreich wiederholt muthig sich den Kugeln ausgesetzt. Diese königliche Freundschaft stand also den Dahn'schen nicht etwa als Hindernis deutscher Gesinnung entgegen. In der zwanglosesten Weise plauderte der alte König seine Erinnerungen aus bei dem Schein unserer (recht altmodischen) Lampe in den Zwischenacten der Dramen, — alten und eben erschienenen — die er sich an diesen Abenden vorlesen ließ; auch ich durfte in meinem 12.—14. Jahre manchmal zuhören.

Die innere Politik des Königs, seine Kämpfe mit der Volksvertretung lagen dem Künstlerhaus an der Königinstraße fern: es kümmerte sich nicht darum. Immerhin hatte im Jahre 1848 die von Frankreich herüber wehende Strömung auch meine Aeltern und deren Freunde (und selbstverständlich mich und meine Genossen) ergriffen. Aber mit welch harmloser Gemüthlichkeit wurden damals (im Vergleich mit heutigen socialdemokratischen Hitzegraden) die politischen Streitfragen ausgetragen! Ich erzähle einen hiefür bezeichnenden Zug. Es war im Frühjahr 1848, — ich zählte also gerade 14 Jahre, — als wir Buben eines Nachmittags um 4 Uhr bei dem Verlassen des Gymnasiums wieder einmal einen der damals, seit der Pariser Februar-Umwälzung auch an der Isar recht häufig gewordnen Aufläufe in den Straßen antrafen: ich weiß nicht mehr, was das „Volk" verlangt und die Regierung verweigert hatte. Kurz: „das Volk" hatte beschlossen, sich zu bewaffnen und zu diesem Behuf das alte („bürgerliche?") Zeug-

haus zu stürmen. Wir Gymnasiasten schlossen uns selbstverständlich sofort den „Freiheitskämpfern" an und flutheten mit denselben, den Schulranzen mit Livius und Cicero auf den Rücken geschnallt, dem alten Zeughause zu. Daß uns dabei irgend ein Leides gethan werden könne, fiel keinem von uns ein: es war so lustig, war doch mal was andres als „Ritterspielen" und für „die Freiheit" waren wir ja Alle erheblich eingenommen. Aber das „Volk", dem wir folgten, aus was für Leuten bestand es? Nicht aus Arbeitern oder andern Gliedern des „IV. Standes" — deren es damals noch viel weniger als heute an der Isar gab —: sondern Studenten waren's, Schriftsteller, kleine Beamte, und ganz besonders junge Künstler, dieselben Menschen, die ihr Gedeihen, ja ihr Vorhandensein in München dem nämlichen König Ludwig verdankten, gegen dessen Residenz sie jetzt zu ziehen beschlossen hatten, die „Forderungen des Volkes zu erzwingen": — übrigens in aller Liebe und in dankbarster Verehrung. Und ich — ich trottete mit!

In gleicher „Freiheitsbegeisterung“ und „Kampfesfreude“ und dabei in gleicher Verehrung für den alten Herrn, dem ich so oft die Hausthür öffnete und der mich gut leiden mochte. Das „alte Zeughaus“ war bewacht von zwei beinahe noch älteren Invaliden: etwa dreitausend Menschen wogten heran und schoben wie Meereswellen die beiden Greise zur Seite, drangen in das Gebäude und bewaffneten sich mit den massenhaft hier aufgehäuften ehrwürdigen 2—3 Jahrhunderte alten Säbeln, Partisanen, Hellebarden und Flinten mit Radschloß, Lunte oder besten Falls Feuerstein, ohne daß auch nur Einer von uns ein Körnchen Pulver bei sich geführt oder für wünschenswerth erachtet hätte! Die Künstler ordneten dann, nachdem wir wieder auf den Platz vor dem Zeughaus (auf dem Anger?) herausgetreten waren, unsern Zug, — selbstverständlich nicht nach taktischen, sondern nach ästhetischen Erwägungen, wie sie so hübsch und erfolgreich bei jedem Künstler-Kostüme-Fest thaten. Ich kam mit meiner Hellebarde, die

ich schräg über der Schulter (und dem Schulranzen mit Livius) trug, ziemlich weit zurück: war ich doch der Jüngsten und Kleinsten Einer.

Was das Volk, die Freiheit und ich verlangten, war mir selbstverständlich ganz unklar. Da die am geradesten auf die Residenz führenden Straßen, wie es hieß, durch Militär gesperrt waren, zogen wir jener „Zwingburg“ auf weiten Umwegen zu: wir mündeten (vom Anger her kommend) bei der protestantischen Kirche und zogen von da über den Karls- und den Dult-Platz, um durch die Briennerstraße die Ludwigsstraße und von da den Weg auf den Residenzplatz zu gewinnen. Es war März (oder April?): wunderschönes, warmes, sonnenscheiniges Frühlingswetter, etwa 4 1/2 Uhr nach Mittag: alles war so schön, so freudig — so lustig wie Ritterspielen. Einen Führer sah oder kannte ich nicht: sie waren wohl irgendwo davorn. Als wir nun aber etwa auf der Höhe des Achaz angelangt waren, stockte unsere fröhliche Fluthung: denn vor dem Knorrhaus

und von da gen Norden, quer die Briennerstraße sperrend, stand — eine Batterie.

Auch wir in der Mitte des „Keils“ (es war aber keiner!) sahen nun, wie davorn ein par unserer Hauptleute — die phantastischen Künstlerhüte machten sie kenntlich — mit dem Befehlshaber der Nordgeschütze in Verhandlung traten. Es ward wie durch ein Lauffeuer zu uns getragen, die Führer (die Namen hab' ich schon damals nicht verstanden oder seither vergessen) hätten den feindlichen Feldherrn unter Vortragung einer weißen Fahne (vermuthlich eines „Nase-Lümpli's“) befragt, ob er uns gutwillig durch und vor die Residenz ziehen lassen wolle oder ob er etwa gar es über das Herz bringen könne, auf das Volk, auf seine Brüder schießen zu lassen? Mit Entrüstung vernahmen wir, der Blutmensch habe erklärt, ja, das sei ganz ernstlich seine Absicht. (Ich bezweifle heute fast, ob die Kanonen geladen waren.) Während wir noch (ich unter starker Erinnerung an Herzog Alba im Egmont und den Beethoven'schen Marsch seiner

Spanier) den „Tyrannenknecht“ verwünschten, erscholl plötzlich in unseren hintersten Reihen vom Rücken, von dem Karlsplatz her, ein wenig heldenhaftes Geschrei, unter starkem Drängen nach vorn und Auseinanderstieben nach beiden Seiten: „die Cürassiere! Die Cürassiere kommen!“ hieß es. Und wirklich, — umschauend sah ich die damals in ihren Römerhelmen noch so malerisch aussehenden weißmanteligen Reiter in recht lebhafter Gangart vom Hotel Leinfelder her gegen uns heran traben. Mit der erfindungsreichen Feldherrnkunst der Furcht floh unser rechter Flügel seitwärts nach der griechischen Kirche zu, während der linke, zu dessen Zierde, aber nicht erheblichen Verstärkung ich mit meiner Hellebarde gehörte, unter den Bäumen Deckung suchte im Achazgarten und jenseit der Umzäunung neben diesem Garten gegen die Ottostraße hin: mit kluger Taktik! Denn der Achazgarten, damals noch nur aus dem Wirthshause heraus zu erreichen, war für Reiterei wohl nicht zu nehmen. Während wir nun aber zwischen den

Pferden und den Kanonen doch in recht übler Lage waren, erscholl auf einmal Freudengeschrei: vom Rücken der Batterie, von der Briennerstraße her, sprengte ein Offizier, ein Adjutant mit wallenden Federn am Hut, schwenkte ein weißes Blatt in der Hand und rief: „Bewilligt! Der König hat Alles bewilligt!"

„Hoch König Ludwig!" schrieen, in die gewohnte Begeisterung für ihren Schirmherrn zurückfallend, die Künstler zuerst und am Lautesten, darauf auch das übrige Volk: man umarmte sich — ich den Montengustel, einen Malerssohn! (I. S. 127) — vor Freude und Rührung: was wir durchgesetzt hatten, wußten wir freilich nicht. Nun schüttelten unsere Führer den Kanonieren die Hände, das Volk „fraternisirte" mit den eben noch so gefürchteten Panzerreitern und die Artillerie-Officiere hatten gar nichts dagegen, als wir baten, uns durch zu lassen, um vor die Residenz zu ziehen und dort in begeisterter Huldigung dem König zu danken. Und also geschah's. Mit den erplünderten Waffen

zogen wir auf den Residenzplatz, stellten uns, mit der Stirnseite gegen Norden, um das König Max Denkmal auf und begrüßten mit brausendem Jubel den König, der sich freundlich winkend am Fenster zeigte. Nun erging der Befehl: zurück ins Zeughaus, die „entlehnten“ Waffen wieder zu bringen. Und jetzt erfolgte, was bei der halb-närrischen Geschichte am Schönsten zu erzählen ist: die etwa dreitausend Menschen gehorchten der Weisung und dem eignen Ehrgefühl so getreu, daß fast gar keins der zum Theil doch gewiß auch recht werthvollen Stücke zu Verlust ging: ja, am folgenden Tag schickten mehrere Ungenannte ein par Zwanziger oder Guldenstückel zum Ersatz für Gewehre, die durch Zufall waren beschädigt worden: — ähnlich, wie ehrliche Haberfeldtreiber bei solch „absichtloser Missethat“ noch heute thun. Ein Volksaufstand, getragen von dreitausend gewissenhaften Menschen! O quae mutatio rerum!

Und nun der bezeichnende Abschluß des Abenteuers. Als ich ziemlich spät — denn die Erregung

trieb uns Buben vom Zeughaus noch nach dem „Skaft-legi“ (dem Ablegen des Speerschafts) lange Zeit in dem englischen Garten umher — nach Hause kam, traf ich den König Ludwig, der sich dort in der Königinstraße im Gespräch mit meinem Vater erging und von dem Aerger und den Aufregungen des Tages erholte. Auf die Frage des Vaters, was ich denn so lange getrieben, erzählte ich sofort mit feuriger Begeisterung meinen Antheil an der Erstürmung des Zeughauses, an dem Kriegs-Zug bis vor's Knorrhaus, an der Bedrängniß durch Geschoß und Roß und endlich an dem Jubelfestmarsch vor die Residenz. Als ich zu Ende war, klopfte mich der König, der doch wohl mit wechselnden Empfindungen zugehört hatte, freundlich auf die glühenden Wangen und sagte: „ja, ja, Felix, du bist immer schon so ein kecker Schlingel gewesen“.

Welche Gemüthlichkeit zwischen Tyrann und Empörer!

XII.

Auf der Universität (1850—54) und bis zu meiner Uebersiedelung nach Würzburg (1863) ließen mir Wissenschaft und Dichtung keine Zeit für Beschäftigung mit den politischen Dingen. Zwar träumte und schwärmte ich im Dreibund mit Freyberg und Godin mit Begeisterung von der Einung des ohnmächtigen, zerspaltnen, deutschen Volkes: aber bestimmte Richtung gewannen unsere Gedanken nicht: sofern dies genügend überhaupt geschah, waren wir, wie die ganze Münchener Jugend, „großdeutsch", d. h. wir wollten von der Lösung des Bandes mit Oesterreich nichts wissen und nichts von der preußischen Spitze, obwohl ich mich erinnere, wiederholt ausgeführt zu haben: „Eine von den beiden Großmächten muß es machen, lieber wäre mir (vom Vater her!) Preußen, schon wegen

der Pfaffenwirthschaft in Oesterreich: da aber Preußen von 1815 bis heute nichts gethan hat noch thut, 1849 die Kaiserkrone ausgeschlagen hat, so muß es eben wohl Oesterreich machen." Dabei waren wir Alle davon überzeugt, das preußische, „aus Referendaren, Postgehilfen und Schneidern gebildete" Heer werde dem österreichischen, zumal dessen Reiterei, sehr bald erliegen. Bestärkt ward ich in jener großdeutschen Gesinnung schon als Student durch den Einfluß, den Pözl, Prantl, der ausgezeichnete Appellrath Lauck auf mich übten, zumal in der Dienstagsgesellschaft, wo später, seit 1858/59, der Gegensatz zu den „Gothaern", Brater, Bluntschli, Windscheid, recht lebhaft hervortrat. Derselbe Zwiespalt ward auch unter den Krokodilen spürbar, wo die Norddeutschen, Herrn von Sybel und der eignen Neigung und Ueberzeugung folgend, auf Oesterreich herzlich schlecht zu sprechen waren.

Wir sahen (III. S. 365), wie die Grund aufrührenden Fragen von 1858/59, das von Napoleon aufgestellte

Nationalitätsprincip, die Reibungen, zuletzt Kämpfe, zwischen Franzosen, Piemontesen und Oesterreichern in Italien erheblich dazu beitrugen, den Stoff des „Kampfes um Rom" in mir auszugestalten. Rechte „Fiduz" auf Oesterreich und Freude an Lösung der Wirren durch den Sieg Habsburgs hatte ich freilich ganz und gar nicht: ich erinnere mich, daß, während die Einberufung des Fürstentages durch Oesterreich nach Frankfurt am Main 1863 viele meiner Freunde mit Freude und Hoffnung erfüllte, ich einen Erfolg dieses Schrittes weder erwartete noch wünschte. In den ungefähr gleichzeitigen Kämpfen der baierischen Volksvertretung mit dem reactionären Ministerium Reigersberg stand ich eifrigst auf Seite der Liberalen: war doch mein hochverehrter Lehrer Pözl deren Führer. Aber ich betheiligte mich nicht selbstthätig an diesem Ringen: ich bin überhaupt nur sehr selten in politischen Fragen öffentlich hervor getreten (— bei Bismarcks Sturz, zur Warnung vor dem preußischen Schulgesetzentwurf von 1892 und noch ein par Mal —); wiederholt

habe ich abgelehnt, mich als Abgeordneten wählen zu lassen (im Jahre 1867 in's Zollparlament, in den achtziger Jahren in den Reichstag): aus guten Gründen wahrlich! Recht, Geschichte, Philosophie und Dichtung: — es langt! Auch Politik, noch hinzugefügt, würde die ohnehin schon nicht unbedenkliche Zersplitterung der Kräfte in's Maßlose gesteigert haben. Und dann: ich bin sehr für Reinlichkeit und feine Formen: in den politischen Kämpfen würden sie bei meinen Gegnern sich oft haben vermissen lassen. Und an der eiteln Einbildung, daß durch meine Enthaltung dem deutschen Volk in seiner politischen Förderung etwas fehlte und fehlt, litt und leide ich nicht.

In Würzburg war meine Stellung vorgezeichnet: „großdeutsch“ im Gegensatz zu den (verschwindend wenigen) „Gothaern“, deutsch im Gegensatz zu den Particularisten, frei denkend im Gegensatz zu den Ultramontanen. All' das verstand sich von selbst.

Was nun betrifft den in Preußen tobenden Wider-

streit zwischen der Volksvertretung und dem Herrn von Bismarck, (ich schreibe dies am 1. April 1894, seinem 79. Geburtstag: Dank und Heil ihm immerdar!), so verstand sich ebenso von selbst, daß ich diesen Herrn auf das Gründlichste verabscheute.

Ich wie wir fast Alle, auch die Preußenfreundlichen-Süddeutschen, sahen in ihm nur den „pommerschen Junker", der, die Verstärkung des Heeres zu erzwingen, die Verfassung brach. Es war uns nicht zu verargen: denn seine schwere Aufgabe war es ja, seine großen, nicht blos preußischen, sondern deutschen Ziele verhüllt zu halten: er konnte nicht sagen: „ich muß das preußische Heer verstärken, um nöthigenfalls durch Blut und Eisen, d. h. durch Besiegung Oesterreichs und dann auch Frankreichs die deutsche Frage zu lösen". Wohl niemand konnte damals jene Ziele ahnen und so erschien sein Vorgehen als „brutale militaristische Junkerei".

Die Dinge spitzten sich dramatisch zu nach dem Tode des Königs von Dänemark. Treffend hatte

„old Palm“ (Lord Palmerston) voraus gesagt: „die schleswig-holsteinische Frage ist das Zündhölzlein, das Europa in Flammen stecken kann“. Für Baiern wurde die Lage dadurch erschwert, daß mitten in den stürmischen Tagen (1864) König Max II. starb und sein gerade erst volljährig und regierungsfähig gewordner Sohn Ludwig II. über die Stimme Baierns in der Bundesversammlung verfügte.

Daß nun die Deutsche Frage in's Rollen kommen werde, spürten wir alle: daß das Donaureich nicht berufen sei, in den Elbherzogthümern zu entscheiden, war einleuchtend und unter andern Verhältnissen würden wir auch gewiß gern Preußen an Stelle des von uns so lange gehaßten und verachteten Bundestags dort haben einschreiten sehen. Aber unter *diesen* Umständen! Sollte dieser verfassungsbrecherische Junker Bismarck, im schweren Widerstreit mit der preußischen Volksvertretung, *nur preußische* Interessen verfolgend, diese Dinge entscheiden statt der Gesammtmutter *Germania*?

Zu diesen Gründen trat nun bei mir noch ein besonderer.

Ich habe ein sehr empfindliches Rechtsgefühl und einen leidenschaftlichen Haß gegen die Lüge, die sich für Wahrheit ausgiebt. Habe ich selbst einmal in meinem Leben gegen das formale Recht verstoßen, so hat mir das unsägliche innere Qual bereitet. Nun war ich wissenschaftlich fest davon überzeugt, daß nur der Bund zuständig war, Dänemark gegenüber die Elbherzogthümer zu vertreten, nöthigenfalls in dem durch die Bundesacte vorgezeichneten Wege der Bundesexecution. Es entrüstete und empörte mich, daß man in Preußen dies klare Recht hinwegschob durch die Aufstellung des rein erfundenen Begriffs der „Bundesvormächte“ (d. h. Preußen und Oesterreich), ein Phantom, eine Fiction, dem Bundesrecht völlig fremd.

Aber an die Seite dieser Erfindung trat alsbald eine Zweite: man entdeckte auf einmal ein Erbrecht Preußens in Bezug auf die Herzogthümer, das dem des Augustenburgers vorgehen sollte. Nun hatte ich

diese lehen- und erbrechtsgeschichtliche Frage studirt: der Augustenburger hatte, wie von allen oder doch vielen Juristenfacultäten Deutschlands, so auch von uns ein Gutachten über sein Recht eingefordert: obwohl nun der Vertreter des Statsrechts, Hofrath von Held, nicht ich, der berufene Berichterstatter in dieser Frage war, hatte ich sie mir doch sehr genau angesehen und mir ein „Correferat" ausgearbeitet, für den Fall, daß Herr von Held zu einem mir unrichtig scheinenden Ergebniß gelangen sollte. Er entschied aber wie wir alle und, soviel ich glaube, die sämmtlichen befragten Facultäten für Friedrich VIII. Bei meiner genauen Kenntniß der Rechtslage erbitterten mich nun die argen Wahrheitsverdrehungen, die zwar gewiß nicht von Bismarck, aber von seinen Preß-Mameluken in dieser Sache verübt wurden und ich beklagte tief, daß preußische Kronsyndici zu einer Entscheidung für Preußen gelangten [1]: das hat mich auf das Heftigste berührt und abgestoßen.

---

[1]) Fast so stark, wie die Auslegung, die das preußische Obertribunal im Proceß Twesten (Erkenntniß vom 29. Jan.

So empfand ich denn die gewaltsame Zurückdrängung der allein zuständigen Bundesgewalt und deren Execution gegen Dänemark durch Preußen und das in unglaublicher Verblendung Herrn von Bismarck durch Dick und Dünn folgende Oesterreich lediglich als Rechtsbruch, nicht als den Anfang einer Erhebung Deutschlands. So lebhaft mich die Siege der preußischen und österreichischen Waffen mit freudigem Stolz erfüll-

---

1866, entgegen seinem noch im Jahre 1853 am 12. December richtig gefällten Urtheil), dem Artikel 84 der preußischen Verfassung gab, wonach zwischen „Meinungen" und „Behauptungen von Thatsachen" zu unterscheiden und der Schutz der Verfassung nur jenen, nicht auch diesen zuzubilligen sei! Als ob der Satz: dieses Urtheil des Obertribunals ist beklagenswerth nicht zugleich eine Meinung und eine Behauptung von Thatsachen sei! In Preußen kam diese Frage nicht zur Lösung: wiederholte Anträge des Abgeordnetenhauses, man solle durch eine authentische Auslegung des Art. 84 solchen Mißgriff ausschließen (das war nach meiner Ueberzeugung gar nicht nöthig: eine wissenschaftliche Auslegung konnte gar nicht zu einem andern Ergebniß als anno 1853 gelangen!), scheiterten an der Weigerung des Herrenhauses. Erst Art. 11 des Reichsstrafgesetzbuches hat Abhilfe gebracht, indem er jede „Aeußerung" in Ausübung des Berufes schützt. Jetzt ist solche Harspalterei ausgeschlossen.

ten, die nun folgenden Jahre des Kampfes Bismarcks mit der preußischen Volksvertretung, wobei es ohne Verfassungsverletzung nicht abging, und das für Uneingeweihte nicht durchschaubare Gewirre der Schachzüge bismarckischer Statskunst gegen den Bund, für und gegen Oesterreich, gegen das Ausland, konnten mich für den „Zwingherrn der Preußen" nicht begeistern.

XIII.

In das Jahr 1864 oder 1865 fällt der Besuch des gerade 18 oder 19jährigen Königs Ludwig II. auf seiner Rundfahrt durch die baierischen Kreise in Würzburg: wir Professoren wurden ihm in der Universität vorgestellt: einen schöneren jungen Fürsten konnte man nicht ersinnen: ein Märchenprinz, ein Lohengrin. Nie werde ich den Blick, den schwärmerischen Aufschlag dieses blauen Jünglingsauges vergessen! Nur noch einmal im Leben — im Jahre 1873 — sollte ich den König sehen: in höchst merkwürdiger Zwiesprache. Bei der Vorstellung begegnete eine drollige Verwechselung. Einer der Professoren hatte sehr viel, ein anderer seit seiner Habilitationsschrift (vor 30 Jahren!) nichts geschrieben: der arme junge König, der kurz vorher auf einen Zettel,

den er nun manchmal hervorzog, die Namen (und Verdienste!) von einem halben Hundert Professoren sich hatte aufschreiben lassen, verwechselte den so Fruchtbaren und den „Galtling" und versicherte laut vor uns Allen den Armen, „er habe schon zahlreiche Bände von ihm gelesen!"

Nun stiegen die Gewitterwolken von 1866 auf.

Ich habe die Cassandra-Begabung, drohende schwere Geschicke zu ahnen oder richtiger: es liegt in dem tragischen Zug in mir begründet, daß ich im Zweifel eher an tragisch-heroische als an kampflose Entscheidung von Widerstreiten glaube. Dieser, sagen wir melancholische Zug und durchaus nicht politische Voraussicht war es, der mich eine blutige Entscheidung der deutschen Frage ahnen ließ schon in Tagen, da noch die Meisten an gütlichen Ausgleich glaubten.

Es kam wie ich erwartet: der Krieg brach im Juli 1866 aus. Das erschütterte mich arg und erbitterte mich heftig gegen den Urheber des Bruderkampfes.

Man verstehe mich recht: man weiß wohl ausreichend in Deutschland und Oesterreich von mir, daß ich nachträglich (als es weder Kunst noch Verdienst war!) die Bismarckſche Statskunst als eine wahrhaft geniale verehrt habe und verehre und um der großen erreichten Ziele willen auch die Wege gut heißen mußte und muß, die allein zu jenen Zielen führten: daß diese im Kampf von Deutschen gegen Deutsche mit Blut besprengt werden mußten, beklagte und beklagt Bismarck selbst. Damals aber war es voll begreiflich, daß wir in Süddeutschland Gegner jenes Mannes waren, der ja in Preußen selbst viel mehr Feinde als Freunde zählte[1]).

---

[1]) Vergleiche die Rede, die ich vor zwei Jahren in Frankfurt am Main und in Mannheim (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892) zur Feier von Bismarcks Geburtstag hielt, 1. April 1892, kurz bevor ich die unschätzbare Freude und Ehre genoß, von ihm nach Friedrichsruhe eingeladen zu werden: der 20. April 1892, den ich mit meiner lieben Frau dort verbrachte, ist nach dem Tage von Sedan der werthvollste meines Lebens. In jener Rede habe ich Bismarck als den „Junker", als den Preußen, als den Niederdeutschen geschildert.

Erst viel später wurden ja jene hohen, aber fernen und verhüllt gehaltnen Ziele — deutsche, nicht blos preußische! — auch uns erkennbar; erst später ward bekannt, daß die Einverleibung der Elbherzogthümer erst dann von Bismarck angestrebt wurde, als der Augustenburger starrsinnig auch die politisch wie militärisch unerläßlichsten Forderungen Preußens abwies. Erst spät gingen den österreichischen Statsmännern die Augen darüber auf, welch' unglaubliche Thorheit sie begangen hatten, als sie, statt im Einvernehmen mit dem Bund die schleswig-holsteinschen Dinge zu behandeln, sich von Herrn von Bismarck verlocken ließen, mit ihm da hoch im Nordwesten, wo für Oesterreich doch gewiß nichts zu holen war, auf Eroberungen auszuziehen und ihre natürliche Stütze gegen Preußen, den Bund, zur Seite zu werfen. Wie kläglich war es, als sie nun 1866 zur „Bundestreue“ zurückkehrten, nachdem sie — endlich! — gemerkt, daß sie, gegen den Bund handelnd, nur für Preußen gehandelt hatten!

Als das drohende Gewölk eines Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich nebst dessen Verbündeten immer dunkler sich emporthürmte, ward in Süddeutschland allgemein das Gerücht verbreitet, Herr von Bismarck habe dem Imperator an der Seine für seine Neutralität oder im Nothfall gar für seine Waffenhülfe preußische, baierische und andre deutsche Gebiete auf dem linken Rheinufer versprochen. Dies ward um so bereitwilliger geglaubt, als man auch Bismarck die uns alle in Süddeutschland — wie wohl auch Napoleon — beherrschende Annahme zuschrieb, Preußen werde von Oesterreich und dessen Verbündeten so geschlagen werden, daß nur russische oder französische Hilfe es werde retten können. Kein Mensch ahnte, daß Bismarck wie zu Gastein die österreichische, so zu Biarriz die Napoleonische Statskunst in wahrhaft Odhinhafter Genialität überlistet, daß er die Neutralität Frankreichs sich gesichert hatte, ohne jemals eine Scholle deutscher Erde als Preis versprochen zu haben. Napoleon zählte darauf, dem auf's Knie geworfenen

Preußen seine Hilfe beliebig hoch verkaufen und auch die durch den Kampf geschwächten Sieger durch gewaffnete Drohung zur Gewährung eines Antheils an der Beute zwingen zu können. Aber es kam anders: Oesterreich rief die Hilfe Napoleons an! Dieser Argwohn, der „Preuße" habe dem Imperator deutsches Land verrathen und verkauft, steigerte den Haß gegen Bismarck noch höher. Ging es dann doch auch bei der Herbeiführung des Krieges wieder nicht ohne Rechtsverletzung ab: Herbeiführung, sag' ich: denn ohne Zweifel, nun, nachdem seine sehr bescheidnen Forderungen für Umgestaltung der Bundesverfassung abgelehnt waren, wollte Bismarck den Krieg[1]), die Lösung der deutschen Frage durch Besiegung Oesterreichs: dafür hatte er ja gerüstet, dafür Jahre lang den Kampf mit seiner Volksvertretung geführt: anders handeln wäre eben das Gegentheil von Statsmannschaft, wäre romantische Sentimentalität im Stile von

[1]) Moltke hat es bestätigt.

Friedrich Wilhelm IV. gewesen. Schwer genug war es ihm geworden, seinen alten Herrn zu dem Kampf mit Oesterreich zu bewegen: man stellte Preußen als bedroht dar durch die furchtbaren Rüstungen Oesterreichs und Baierns! Du lieber Gott! Bald zeigte der Gang und Ausgang des kürzesten mir bekannten Feldzugs, wie unbegründet diese „Besorgnisse“ waren. Ein preußischer Offizier — er hat es später recht hoch gebracht! —, der schwerlich nur um der schönen Gegend willen Baiern und Württemberg im Juni (in Civil) durchreiste und den man bei seiner Rückkunft in Berlin von dem drohenden Angriff der Süddeutschen u. s. w. sprach, gab lächelnd zur Antwort: „die sind froh, wenn wir ihnen nichts thun! wen will man denn hier täuschen?“

Uebrigens war König Wilhelm denn doch fest entschlossen, es zu einem zweiten Olmütz nicht kommen zu lassen: dafür hatte er sich ja, Bismarck folgend, sein schlagfertig Heer geschaffen.

Ob der Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866, be-

treffend die Mobilmachung von 4 Armeecorps (VII., VIII., IX., X.) bundesrechtswidrig war oder nicht, — darüber läßt sich streiten. Die Bundesversammlung hatte nach Artikel 19 der Wiener Conferenz-Acte von 1820 das Recht, „falls Thätlichkeiten unter Bundesgliedern zu besorgen, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, wodurch jeder Selbsthülfe vorgebeugt werden soll“.

Dieser Fall war in Holstein zweifellos gegeben: jede Stunde konnten dort die einrückenden Preußen und die bisher im alleinigen Besitz befindlichen Oesterreicher handgemein werden: und als eine provisorische Schutzmaßregel war jene theilweise Mobilmachung immerhin zu rechtfertigen. Erblickt man aber auch, wie Preußen, in jenem Beschluß eine Bundesrechtsverletzung, so gab doch eine solche keinesfalles Preußen das Recht zu dem Schritt, den es nun that: es erklärte durch jenen Beschluß den Bund für aufgelöst. Der Bund war als ein sogenannter „ewiger“, d. h. als unkündbar, geschlossen und die

Frage, was zu geschehen habe, wenn Streit unter Bundesgliedern (auch über eine angebliche Verletzung des Bundesrechts) ausbreche, war bestimmt entschieden: Angehen des Sühneausschusses, dann, nach gescheitertem Sühneversuch, Bildung eines Austrägalgerichts, dessen Entscheidung beide Parteien sich bei Meidung der Bundesexecution zu fügen hatten.

Es ist sehr begreiflich, daß Bismarck, der die Art, wie dies Bundesgericht entscheiden würde, voraussah, jenen Weg nicht beschritt: immerhin war auch das Mittel, zu dem er greifen mußte, da er die Waffenentscheidung — und zwar gerade jetzt — wollte, ein widerrechtliches. Das empörte mich abermals. Deßgleichen das Bündniß Preußens mit den Wälschen, um den Oesterreichern, in denen wir Baiern nun einmal unsere deutschen Brüder und Stammesgenossen sahen, ihre italienischen Besitzungen zu entreißen. Jedoch wirkte dies, nachdem ich das Jahr 1859 erlebt und Italien kennen und lieben gelernt hatte, — zu meinem eignen Erstaunen — lange

nicht mehr so stark in mir als weiland die preußische Neutralität 1858/59: das Einungsstreben der Italiener hatte so sehr meine Zustimmung, daß ich Herrn von Bismarck nicht gar zu bitter grollte, daß er ihnen hiezu die Hand bot. Dabei freute es mich herzlich — freilich ein seltsamer Widerspruch! — daß die österreichischen Waffen zu Lande bei Custozza und zumal auch zur See bei Lissa hohe Siegesehren erfochten: ich hatte schon 1862 gewünscht: (s. Band III. S. 429) die Oesterreicher sollten — nach glänzender Wahrung der Waffenehre — Italien den Italienern überlassen. Nun geschah es.

XIV.

Der Krieg begann.

Es ward mir leicht, — nach Abstammung und Erziehung und seit 1867 und 1870 auch nach Gesinnung — als ich 1872 nach Preußen ging, ein guter Preuße zu werden: aber ich bin zugleich ein guter Baier geblieben in meiner Empfindung: das ist glücklicherweise seelisch so wenig ausgeschlossen, wie nach dem Reichsrecht die preußische Statsangehörigkeit die baierische aufheben muß. Und dem Baier ist es mehr als peinlich, ist es schmerzlich, von der Geschichte des „Mainfeldzugs“ zu reden: es war gar so jämmerlich! Die trefflichste Tüchtigkeit der Mannschaft, auch der unteren Führer, und die traurigsten Mißerfolge aus Gründen der „Diplomatie“ (!) der Uneinigkeit und Unfähigkeit der obersten Führer!

Ich mache es kurz: aber einige bezeichnende Dinge, die ich zufällig genau erfahren habe, müssen doch gesagt sein.

Schon der Umstand, daß die Baiern sich nicht wie die Sachsen mit den Oesterreichern vereinten, sondern, nachdem der Versuch, den Hannoveranern beizuspringen, gescheitert war, „lediglich das eigene Gebiet deckten", — als ob sie dazu nach dem Erliegen der Oesterreicher im Stande hätten sein können! — weckte den Argwohn, daß Baiern zwar formell seine Stellung auf Seite des Bundes nehmen, aber sich nicht allzueifrig an dem Krieg betheiligen wolle.

Ich halte diesen Vorwurf — jetzt — für unbegründet: aber damals ward er vielfach — und auch von mir — für wahr gehalten.

Was Baden betrifft, so war bekannt, daß der Großherzog nur mit äußerstem Widerstreben, von der Mehrheit der großdeutschen Volksvertretung gezwungen, sich zu dem Kriege gegen Preußen genöthigt gesehen hatte. Was aber die großherzoglich

hessische Statskunst anlangt, so hat ein über selbige vor Kurzem veröffentlichter Brief der damaligen Prinzessin Alice überraschende Aufschlüsse gegeben. Diese an Geist und Gemüth gleich ausgezeichnete, früh verstorbene Frau, eine Tochter der Königin Victoria, eine Freundin von David Strauß und mir huldvoll gewogen (— nach einem Vortrag zu Darmstadt 1871 erfreute ich mich einer Unterredung mit ihr —) schrieb damals, nachdem die Hessen gegen die Preußen ausgerückt waren, einer Bekannten (ich muß aus dem Gedächtniß anführen): „ich bin in großer Sorge um ... (folgen mehrere Namen von hessischen Officieren). Denn zwar ist es ja abgemacht, daß überall, wo die Preußen kommen, unsere Leute gehen, so daß ein Kampf, wenn irgend möglich vermieden wird. Aber es könnte ja doch durch Zufall ein Unglück geschehen". Angenehme Bundesgenossen! (Freilich kamen dann auch die Hessen in's Feuer.)

Oesterreichische und süddeutsche Blätter verbrei-

teten gleich in den ersten Tagen lärmende Lügen über österreichische Siege: aber Lügen (nicht blos französische) haben kurze Beine und die Aufdeckung des Schwindels wirkte herabdrückend auf uns allzu Leichtgläubige. Als die preußischen Heere ohne Widerstand in Sachsen und fast ohne Widerstand auch in Böhmen einrückten, ward mir's unheimlich. Wo blieb die ungarische Reiterei, die durch die gesprengten Vierecke „der allgemeinen Wehrpflicht der Schneider und Postgehilfen" hindurch auf Berlin traben sollte? „Ja", hieß es, „wartet nur! Das ist eben der kluge Plan Benedecks: er lockt die Preußen in die böhmische Mausefalle und fängt sie dort ab." Statt dessen kamen die Hiobs-Nachrichten von Nachod (27. Juni), von Skalitz (28. Juni), von Gitschin (29. Juni). „Die Preußen marschiren auf Prag!": ich weiß noch, wie mich dieser telegraphische Stabreim erschütterte. Und nun wachten in mir die Erinnerungen an meines Vaters stolze Worte über die „kriegerischen Preußen" auf. Und es ward mir recht

bedenklich zu Sinne. Aber daran, daß wir hier, tief im Südwesten, von dem Krieg berührt werden könnten, dachten wir noch lange nicht. Wir hatten darauf gezählt, die Oesterreicher (und Sachsen) würden den Preußen im Osten soviel zu schaffen machen, daß diese an einen Einfall in Süddeutschland gar nicht denken könnten. Im Gegentheil. Die Baiern waren ja ausgezogen gen Norden, den Hannoveranern die Hand zu reichen. Ein wackerer, aber fast übereifriger (im Jahre 1893 verstorbener) Oberst in Würzburg (von Aldosser), sollte — sagte man — sich gelobt haben, bei allererster Möglichkeit anzugreifen, da man vielfach munkelte (oben S. 142), es sei eigentlich im Sinne der baierischen „Statskunst", einen Zusammenstoß mit den Preußen zu vermeiden: Aldosser aber wollte „raufen". Und er „raufte": er versuchte alsbald (2. Juli) einen nächtlichen Ueberfall bei Immelborn, der jedoch mißlang: der grimme Führer selbst ward verwundet.

Die Nachricht von dem Gefecht bei Langensalza

(27. Juni 1866) konnte ja Wahrheitgemäß als Nachricht eines taktischen Sieges der Hannoveraner bezeichnet werden und wir zweifelten nun nicht mehr an der Vereinung der Baiern mit jenen und an günstigsten Folgen solcher Vereinigung zur Abwehr der Preußen von jeder Bewegung gen Süden.

Aber alsbald hatten wir zu lernen, daß das Gefecht bei Langensalza den Zweck der Preußen gleichwohl erreicht, daß die festgehaltne Schar der Hannoveraner, umzingelt, sich ergeben hatte: und nun ward uns klar, daß die Wogen des Krieges bis zu uns heran rollen könnten. Bald genug hörten und sahen wir sie rauschen!

Am Morgen des 4. Juli traf die Nachricht ein von dem schweren, entscheidungsvollen Schlag von Sádöwa.

Die Gefechte bei Zella und Wiesenthal (4. Juli), an der fränkischen Saale bei Hammelburg (10. Juli), der blutige Tag bei Kissingen, die Zusammenstöße bei Nüdlingen, bei Winkels, bei Friedrichshall und Hausen,

bei Laufach (13. Juli), bei Aschaffenburg[1]) (14. Juli), Hundheim (23. Juli), bei Tauberbischofsheim und Werbach (24. Juli), bei Helmstadt (25. Juli), bei Gerchsheim, bei Roßbrunn (26. Juli) brachten uns die preußische Mainarmee immer tiefer nach Süden. Damals kam der unglückliche Ausdruck vom „sich rückwärts concentriren“ auf und von den „einzelnen brillanten Gefechtsmomenten“.

Näher und näher gen Würzburg wälzte sich der Krieg heran. Das glücklich veranlagte, frohlebige Völklein dort hielt sich den Gedanken fern, — fast hätte ich geschrieben: „vom Leibe“ — daß es selbst Zuschauer und Opfer von Kämpfen werden könne. Ich erwartete das sehr früh: nicht vermöge der Gabe

[1]) Es ist unglaublich, wie in so erregten Zeiten nicht nur Franzosen, auch Deutsche — phantasiren („lügen“ setzt bewußte Unwahrheit voraus, die nicht immer vorliegt): so ward auf das bestimmteste versichert [— ich glaube, auch gedruckt —], der Oberbefehlshaber der Preußen, Vogel von Falckenstein, sei bei dem Einritt in Aschaffenburg durch den Schuß eines Bäckermeisters aus dessen Laden todt vom Pferde geworfen worden.

der Weissagung, sondern gemäß eifrigen Versenkens in die Landcarte und langjähriger Beschäftigung mit allerlei Kriegsgeschichte: Freund Semper und ich, wir vertrauten uns nach dem Gefecht bei Aschaffenburg (am 14. Juli) lange vor den Uebrigen heimlich: „in vierzehn Tagen sind die Preußen da". Und siehe, sie trafen pünktlich ein.

Es war kaum zu begreifen, wie die Feinde, obwohl an Zahl geringer als die beiden süddeutschen Armeecorps zusammen, jedem einzelnen der beiden nicht stark überlegen, es fertig brachten, sich zwischen jene beiden einzuschieben und jedes vereinzelt zu schlagen. Die Ueberlegenheit der preußischen Führung kam doch wohl nur dadurch zu so starkem und ununterbrochnem Ausdruck und Erfolg, daß die obersten Feldherrn der Süddeutschen, Prinz Karl von Baiern, Prinz Alexander von Hessen, Prinz Wilhelm von Baden, vielfach, wie man in München sagt, „auseinander harmonirten". Andere Gründe traten hinzu: die Mannschaften und die unteren Führer trifft ge-

wiß keine Schuld. Aber es war doch schlimm, daß bei Aschaffenburg (14. Juli) die „Italiener in dem österreichischen Regiment Wernhardt, die sich zu Anfang des Gefechts tapfer geschlagen hatten, bei der eingetretenen ungünstigen Wendung desselben keine besonderen Anstrengungen machten, um sich durchzuschlagen und der Gefangennahme vielfach nur geringen Widerstand entgegensetzten": so drückt sich — sehr schonend! — das Werk des preußischen Generalstabs[1]) aus: während die Preußen an diesem Tage 9 Gefangene (darunter keinen Officier) verloren, büßten die Oesterreicher (d. h. Italiener) — Hessen waren fast gar nicht betheiligt —, an Gefangenen 21 Officiere und 1738 Mann ein! Eintausendsiebenhundertachtunddreißig! Sapienti sat. Mir erzählten später preußische Officiere, haufenweise warfen bei Aschaffenburg auf dem Rückzug die Italiener vor einzelnen Preußen

---

[1]) Berlin 1867. S. 628.

die Gewehre fort und ließen sich gefangen nehmen. Wußten sie doch, daß jenseit der Alpen ihre Brüder gegen die Oesterreicher fochten!

Ich verschweige viel des Traurigen, was noch aus jener Zeit zu berichten wäre: z. B. das Meiste von dem Tage von Hünfeld (4. Juli). Die baierische Avantgarde der Reservecavallerie hatte von dem Prinzen Alexander von Hessen einiges Fußvolk erbeten, um, wie ihr befohlen war, bei Hünfeld in schwierigem Berg- und Wald-Gelände aufklären zu können: der Prinz schlug das Ersuchen ab, „da er seinen Truppen einen Ruhetag bewilligt habe". Darauf gingen die Cürassiere und eine halbe Batterie allein ohne jede Infanterie in jene für Reiterei höchst ungünstigen, hochgelegnen Waldgebiete vor. Ein Par Granaten der Preußen und „unter Zurücklassung eines Geschützes trat die Avantgarde einen, wie es schien, ziemlich ungeordneten Rückzug an"[1]. O ja! „ziemlich ungeordnet". Ich hab' es

[1]) Berlin 1867. S. 587.

gesehen, wie diese Reiter in Würzburg eintrafen! Und das waren dieselben Baiern, die sich vier Jahre später auf dem langen blutigen Weg von Weißenburg bis Orléans mit Ruhm bedeckten. Am Abend des 10. Juli sah ich ein par Bataillone aus dem glücklosen Gefecht bei Hammelburg zurück kommen: ihre Haltung war viel besser als die jener Reiter: finster, aber trotzig, nicht gebrochen.

Selbstverständlich ward die wissenschaftliche Arbeit mitten in der Aufregung ununterbrochen fortgeführt: ich schrieb am V. Band der Könige und las ruhig von 8—10 Uhr deutsches Privatrecht und Handelsrecht.

Am 26. Juli fand — ganz nahe bei Würzburg — das Gefecht bei Roßbrunn statt; gegen den Abend dieses Tages erscholl in der Stadt das Gerufe eines großen Sieges der Baiern: einer der höchsten Verwaltungsbeamten des Kreises — aber nicht der Präsident — betheuerte mir, „wir" hätten 9 preußische Kanonen genommen. Voller Freude tele-

graphirte ich es der Allgemeinen Zeitung nach Augsburg. Was habe ich nicht in der Folge wegen dieser verfluchten 9 Kanonen an Verspottung zu leiden gehabt!

Allmälig merkten auch die Vertrauensseligsten, daß es nun doch recht ungemüthlich werden könne. Schon war davon die Rede, die poesievollen Glacis vor der Stadt niederzulegen, um die „Festung Würzburg“ vor der Annäherung des Feindes zu sichern: glücklicherweise blieb diese Entschönung, die völlig zweck- und erfolglos gewesen wäre, der Stadt erspart. In der eifrig katholischen Bevölkerung brütete und gährte eine aus Furcht und Haß unheimlich gemischte Stimmung. Man fürchtete, die Preußen würden „plündern“, man behauptete, ein polnisches Regiment habe in Kissingen „geplündert“: (richtig ist im Wesentlichen wohl nur, daß die Leute dort massenhaft Racoczy tranken, der sich dann seltsam gerächt haben soll!). Auch mein Hausherr war von Angst und Grimm zugleich erfüllt. In der Nacht des

25. Juli glaubte ich ein seltsam Geräusch im hinteren Garten zu vernehmen: ich lugte durch das Fenster und sah meinen guten Herrn Spath eifrig unter dem großen Birnbaum schaufeln: nach alter Bauernsitte vergrub der Dettelbacher (oben S. 4) seine par silbernen Löffel und das „Geschnür" seiner Frau, diese Schätze vor den Preußen zu sichern. Als ich ihn am folgenden Morgen darüber auslachte, beschwor er mich, keinem Menschen den Platz zu verrathen. Aber neben der Furcht beherrschte den sonst so gutmüthigen Mann bittrer Groll und sein Preußenhaß hätte in der folgenden Nacht bald ein Unheil angerichtet; wiederholt hatte er mich gefragt, ob ich den wirklich glaube, daß die „Preißn" bis zu uns kommen würden und als ich das für sehr wahrscheinlich erklärte, grollte er: „den ersten, der in mein Haus kommt, schieß' ich nieder". Ich hielt das nur für eitle Rede. In der Nacht vom 26. zum 27. Juli erscholl der Hufschlag eines Pferdes, das sich auf der Landstraße rasch näherte. Ein befreundeter baierischer Officier, Freiherr Leopold von

Schrenk, war in diesen Tagen der Aufregung wiederholt zu mir gekommen, neue Nachrichten zu bringen und sich ein wenig zu verruhen. Ich vermuthete ihn in dem nächtlichen Reiter und ging ihm in den Garten entgegen: da stieß ich an der Ecke des Hauses auf Herrn Spath, der das Jagdgewehr in Anschlag hielt und zielte, wie der Officier in das offne Thor eintritt: er hatte ihn für einen der preußischen Husaren gehalten, die sich im Laufe des Tages bereits in der Nähe gezeigt haben sollten; gerade noch zu rechter Zeit fiel ich ihm in den Arm.

In den letzten Tagen hatte ich schon allerlei Arbeit durch den Krieg bekommen. Ein befreundeter Chirurg, Professor Oehler, — wir werden ihn bei Sedan wieder finden, — und Geigel (oben S. 42) hatten in dem Ehehaltenhaus, meiner Wohnung gegenüber, ein Lazaret eingerichtet; sie ersuchten mich, die Führung der Listen zu übernehmen: so verbrachte ich gar manche Stunde an den Betten der Verwundeten: — auch mit allerlei Handreichung, eine Vor-

übung, die mir 1870 gut zu Statten kam. In dem Gefecht bei den Hettstädter Höfen waren einige (grüne) Husaren[1]) gefangen worden, darunter auch ein par verwundet. Der Eine hatte einen schlimmen Hieb über den Kopf, der ihm Bewußtsein und Gedächtniß verstört hatte. Nachdem er sich einigermaßen erholt, beantwortete er meine übrigen Fragen, die ich, um die Listen auszufüllen, thun mußte, alle ohne Weiteres: als ich aber fragte: „katholisch oder protestantisch?", schüttelte er den schmerzenden Kopf und erwiderte: „ja, lieber Herr Doctor, das weiß ich nicht mehr". —

---

[1]) X. Landwehr-Husarenregiment oder Husarenregiment Nro. IX. Andere Husaren waren nicht betheiligt.

XV.

Am Abend des 26. Juli hatten zuerst Fischer, die von unterhalb Würzburgs — von Lohr her — in die Stadt flüchteten, gemeldet, die Preußen seien von Norden her im Anmarsch, das gleiche berichteten von Westen her über den Main fliehende Bauern. Oesterreichische Truppen hatten schon am Morgen des 26. Juli die Eisenbahnbrücke über den Main bei Heidingsfeld — zehn Minuten nördlich meiner Wohnung — auf dem rechten Ufer verbarricadirt und besetzt. Oestlich davon, auf den Höhen bei der Käsburg, parallel der Straße nach Randesacker, fuhren zwei österreichische, eine nassauische und eine gezogene württembergische Batterie auf.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli war ein junger Bauernbursch aus einem der Höfe west-

Margetshöchheim
Veitshöchheim
Ober
Dürrbach
Unter
Estenfeld
Versbach
Lengfeld
Rottendorf
Gieshügel
Gerbrunn
Randesacker
WÜRZBURG
Main
Heidingsfeld
Nikolausberg
Gutten-
Berger
Wald
Unt.
Zell
Mitt.
Höchberg
Waldbüttelbrunn
Eisingen
Kist
Waldbrunn
Rossbrunn

lich von dem Guttenberger Wald, ein Bekannter von Spaths, entflohen. Husaren, die verhindern wollten, daß Nachricht von den preußischen Stellungen zu den Verbündeten gelange, verfolgten ihn: er entkam, indem er in der Dunkelheit den Fluß durchschwamm. In unserm Hause machte er nun ganz genaue, und, wie sich später herausstellte, ganz richtige Angaben über Stärke und Vertheilung der preußischen Truppen. Ich schickte ihn mit dem Sohn des Hausherrn in die Veste Marienberg, dort seine Mittheilungen zu wiederholen und ging selbst an die Eisenbahnbrücke, um dem österreichischen Befehlshaber dort zu sagen, was ich erfahren hatte. Der Hauptmann wollte gar nicht glauben, daß die Preußen schon so nahe — im Guttenberger Walde — seien, schickte Meldung zu den Batterien bei der „Käsburg", zeigte mir genau die Barricade und gab mir die (recht erfreuliche!) Versicherung, man würde, falls die Preußen den Uebergang erzwängen, in hartnäckigem Kampf in den Häusern und Gärten vor der Stadt

jeden Fuß breit vertheidigen. Das konnte ja recht hübsch werden. Armer Herr Spath und armes friedliches Häuslein! — Ich sagte selbstverständlich zu Hause nichts von dieser angenehmen Aussicht. Trat jenes Gefecht ein, so hatte ich beschlossen, die Hausbewohner in dem Ehehaltenhaus zu bergen, das dann durch die Genfer Conventionsfahne (22. August 1864), — das rothe Kreuz im weißen Felde — als Lazaret bezeichnet und geschützt werden sollte.

Der Morgen des 27. Juli brach an — (ich meine: es war war ein Freitag? —). Ich ging wie jeden Tag um 8 Uhr in die Universität, meine zwei Stunden Vorlesung zu halten (s. oben S. 34). Als ich um 10 Uhr aus der Universität auf die Neubaugasse trat, vernahm ich ein eigenthümliches Donnern — bei hellstem Himmel: die Leute liefen zusammen und deuteten auf den Nikolausberg südlich der Festung, sowie in die Richtung des Hexenbergs nördlich derselben: „die Preußen sind da!“ schrien sie. Und sie waren da!

Es war die Brigade Kummer („der preußische Kummer kam über Aschaffenburg!“ war schon früher gewitzelt worden), die Vorhut der Division Goeben. Als dieselbe von Höchberg her vorrückend sichtbar ward, erhielt sie Feuer aus dem schweren Festungsgeschütz. General Kummer schob seine Plänkler auf dem Hexenberg nördlich und auf dem Nikolausberg südlich der Festung vor, die Brigade Wrangel besetzte ebenfalls den Nikolausberg und eine halb vollendet verlassne Schanze auf demselben. Die wenigen baierischen Infanteristen, die sich noch außerhalb der Festung befanden, wichen in diese zurück, nachdem sie das vorher geräumte Pulvermagazin auf dem Hexenberg in Brand gesteckt hatten. Die Festung nahm den Kampf mit scharfem Eifer auf: auf einzelne zur Kundschaft vorreitende Officiere und Plänkler (die sich aber meist sehr geschickt deckten) schossen sie aus Wallbüchsen bis auf 1200 Schritt.

Gegen 11 Uhr begannen auch die Preußen den Artilleriekampf. Auf dem Nikolausberg fuhren eine

preußische vierpfündige und eine oldenburgische sechs-
pfündige Batterie (kurze Zeit hindurch auch eine zwölf-
pfündige oldenburgische), auf dem Herenberg zwei preu-
ßische, — eine sechs- und eine vierpfündige — Batterie
auf und eröffneten das Feuer auf die Festung. Ich
ging nach Hause: als ich bis an das Ehehaltenhaus
gelangt war, krachte es plötzlich auch von meiner
Linken her: es waren die vier Batterien auf den
Höhen im Osten, die die feindlichen auf dem Nikolaus-
berg — zum Theil aus der Flanke — äußerst
lebhaft über das ganze Mainthal hinweg (3500 bis
5000 Schritt!) beschossen: diese blieben die Antwort
nicht schuldig und so flogen denn gar viele Kugeln
von hüben und drüben über unser Dach und unsern
Garten, in dem ich weilte, hinweg, ohne irgend
Menschen oder Häuser in dem Thale zu schädigen.
Uebrigens muß ich bemerken, daß ich gar nicht daran
dachte, es könne m auch etwas an den Kopf fliegen:
— ganz anders war meine Stimmung als später
bei Sedan. Ich erfreute mich rein ästhetisch an dem

großartigen Schauspiel der aus dem weißen Pulverdampf blitzenden Schüsse, des gewaltigen Krachens der schweren Festungsgeschütze. Bald kam ein anderer grauenhaft schöner, aber doch überwiegend prachtvoller Anblick dazu: die Festung stand in vollen Flammen! Himmelhoch schlug die rothe Lohe empor. Die Preußen hatten, da die Geschütze kaum sichtbar und zum Theil in Kasematten aufgestellt waren, ihr Feuer mehr gegen die Gebäude, besonders gegen das Arsenal, gerichtet und alsbald das letztere in Brand geschossen.

Unglaublich, wie so manches auf Seite der Verbündeten, waren die Dinge, die an diesem Tage geschahen. Mein junger Freund, Dr. von Gosen (oben S. 67), befand sich als Auditoriatsgehilfe auf der Festung: am Morgen des 27. Juli blickte er zufällig aus einem Fenster auf den Nikolausberg und entdeckte auf demselben — die Preußen. Er eilt zu einem der Befehlshaber und meldet's. Der fährt ihn an: „Was fällt Ihnen ein! Der Nikolausberg, dieser wichtigste,

die Festung am gefährlichsten bedrohende Punkt, ist von dem achten Armeecorps besetzt. Wie wird Prinz Alexander ihn ohne Kampf, ja ohne Nachricht an uns, räumen! Undenkbar! Sie nehmen die Kurhessen, die auch Pickelhauben tragen, für Preußen." „Ich kenne die Preußen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst." Sie stecken den Kopf zum Fenster hinaus — bumms, schlägt die erste Kugel dicht bei ihnen ein. Diese Geschichte kann ich verbürgen: Gosen erzählte sie mir am folgenden Tage. Dagegen weiß ich nicht mehr, wer mir berichtete — und muß es daher als bloßes Gerücht verzeichnen —, man sei auf der Festung so sorglos und unvorbereitet gewesen, daß man, obwohl man schon Tage lang das Erscheinen des Feindes zu erwarten hatte und die Wälle armirt waren, auf dem Speicher, unmittelbar unter dem Dach, Pulvervorräthe liegen ließ, die erst nach dem Beginne der Beschießung unter dem heftigsten Feuer der Preußen herunter getragen wurden und zwar großentheils von todesmuthigen Officieren,

die ihren Mannschaften ein solches Wagniß nicht zumuthen wollten.

Und das VIII. Armeecorps? Es hatte wirklich ohne Kampf und ohne vorgängige Mittheilung an die Baiern, ohne Aufforderung, selbst dort einzurücken, diese wichtigste Stellung geräumt und sich theils durch Würzburg, theils durch Heidingsfeld auf das rechte Mainufer gezogen, die Baiern auf dem linken allein lassend. Die Badener zogen ab nach Ochsenfurt.

Um Mittag hatte der preußische Oberbefehlshaber, General von Manteuffel, sich mit Gefolge und einer Schwadron Husaren auf der Hochfläche bei Oberzell gezeigt: da fielen Schüsse gegen die Gruppe aus dem Mainviertel und eine baierische Batterie feuerte sehr heftig von der Ruine Schenkenschloß her — auf dem rechten Mainufer — ebenfalls über das ganze Thal hinüber; ein Officier im Gefolge Manteuffels fiel, tödtlich getroffen.

Uebrigens schossen die preußischen Batterien keines-

wegs nur auf die Festung, auch auf die Stadt: auf die Mainbrücke, — hier einen Civilisten tödtend —, in Häuser in deren Nähe, aber auch auf die Universität schlugen zahlreiche Granaten und Vollkugeln — (diesen „akademischen" werden wir noch im baierischen Abgeordnetenhaus begegnen!).

Ich habe schon damals und später den Preußen diese Beschießung einer „offnen Stadt" zum Vorwurf gemacht: ich nahm an, sie hätten, statt ihr Feuer auf die Festung und auf die Batterien rechts vom Main zu beschränken, die unbesetzte Stadt beschossen, nur um so „moralisch" zu wirken, d. h. die Einwohner zu einem Druck auf den Befehlshaber der Festung zu bewegen. Mein Vorwurf war unbegründet: ich habe später erfahren, daß damals — am 27. Juli — auch in der Stadt baierische Truppen aufgestellt und den Preußen von dem Hexenberg aus sichtbar waren; anders verhielt sich die Sache, wie wir sehen werden, ein par Tage später. —

Gegen 4 Uhr verstummte das Feuer der feind-

lichen Batterien fast völlig, die Truppen rückten in ihre Beiwacht ab: nur von der Festung aus fielen noch bis gegen Abend Schüsse gegen die Vorposten.

Auf 4 Uhr war Stipendien-Prüfung in dem Universitäts-Gebäude anberaumt. Da für jetzt unserem Hause keine Gefahr drohte, setzte ich ruhig den Strohhut auf und ging — zu lebhaftem Erstaunen des Herrn Spath. „Was gehen mich die Preußen an?" erwiderte ich auf seine besorgten Vorhaltungen. „Die Prüfung ist angesagt, ist nicht abgesagt, also gehe ich hin."

Es fielen, wie gesagt, nur noch wenige Schüsse der Feinde. Als ich aber in der Brunnengasse ging und eben in die Neubaugasse einbiegen wollte, schlug eine Kanonenkugel in ein Dach zu meiner Rechten und schleuderte mir eine Menge von zerschmetterten Dachziegeln vor die Füße; mir war nichts geschehen. Die Straßen waren ganz leer. Die meisten Einwohner saßen in ihren Kellern.

In der Universität angelangt, ging ich in das

Prüfungszimmer: — kein Mensch! Weder Prüfer noch Prüfling war da. Als ich die Treppe wieder herab kam, scholl mir aus der Tiefe, wie aus der Unterwelt, ein banger Ruf an's Ohr: es war der alte Pedell (S. 7) und er sprach mich von der Kellertreppe her an: „Kommen Sie doch geschwind herunter: auf dem Dach hagelt's ja Granaten!" (es waren aber nur ein par gewesen!). „Herr Hofrath Albrecht geruhen, im Keller zu sitzen." Ich stieg hinab und fand den prächtigen alten Herrn ganz furchtlos: nur auf dringendes Flehen des Pedells hatte er sich in jene Zuflucht begeben: er war gekommen, — wie ich — „die nicht abgesagte Prüfung zu halten". Wir warteten noch eine geraume Weile und da sonst niemand erschien, gingen wir wieder nach Hause; er meinte mit seinem feinen Lächeln, wir hätten ein Protocoll aufnehmen und darin feststellen sollen, daß von den Candidaten keiner, von den Professoren nur der älteste und der jüngste erschienen seien. —

Prachtvoll flammten gar oft noch spät in der

Sommernacht einzelne Lohengarben aus den verbrannten Gebäuden der Festung empor, wann ein Balke oder ein Stück Dachstuhl in die auf dem Boden noch glimmenden Gluthen stürzte; im weiten Umkreis auf den Höhen des rechten Ufers brannten die Wachtfeuer der Verbündeten: die Preußen lagerten verdeckt im Guttenberger Wald: man hörte nur ihre Trommel- und Trompeten-Signale.

Der Artilleriekampf am 27. Juli hatte die Stadt so gut wie gar nicht geschädigt[1]: der Verlust der Baiern ist mir nicht bekannt: von Einwohnern waren Einer getödtet, ein par verwundet, die Löcher in einigen Dächern und Mauern waren ohne Belang.

[1] Mein Vater hatte an dem Abend des 27. Juli in München eine große Rolle — ich glaube, den Tell — zu spielen: während der Vorstellung kamen die übertreibenden Telegramme von der „Schlacht bei Würzburg" und ein rücksichtsvoller Kunstgenosse rief, recht wohl wissend, daß ich in Würzburg lebe, meinem Vater, gerade als er zu dem wichtigsten Auftritt die Bühne beschreiten mußte, zu: „armer Dahn, Würzburg brennt an allen Ecken". Und mein Vater ging doch hinaus und that seine Pflicht.

XVI.

Aber in den nächsten Tagen drohte der Stadt ganz nahe sehr, sehr ernste Gefahr.

Die Stellung der Baiern und des VIII. Armee-corps bei Würzburg war auf die Dauer unhaltbar: die Verbindung der Hessen, Badener, Württemberger mit ihrer Heimath war durch die Preußen abgeschnitten, die der Baiern bedroht: zog doch bereits im Rücken der Baiern das preußische zweite Reservecorps gegen Bayreuth.

Entweder mußte man Main aufwärts zurückgehen oder die preußische Hauptmacht aus ihrer Stellung gerade gegenüber Würzburg zu vertreiben versuchen: — daß hierbei die Stadt auf das Schwerste durch die preußische Vertheidigung und gar, bei Scheitern des Angriffs, durch die verfolgend eindringen-

den Preußen zu leiden haben würde, war augenscheinlich. Prinz Karl scheint sogar besorgt zu haben, Manteuffel werde seinerseits zum Angriff vorgehen: aber der dachte nicht daran, den Flußübergang an so durchaus ungünstiger Stelle (unter dem Feuer der Festung und jener Batterien) zu erzwingen.

Am Abend noch des 27. Juli erhielt Manteuffel (zu Eisingen) ein Schreiben des Prinzen Karl, der die Schonung der „offnen Stadt Würzburg" bei etwaiger Fortsetzung der Feindseligkeiten im Namen des Völkerrechts verlangte. Manteuffel antwortete, das Feuer seiner Batterien sei „in deutlicher Weise nur auf die militärisch besetzte und vertheidigte Festung Marienberg gerichtet gewesen": (dies war, wie wir sahen, ein thatsächlicher Irrthum: denn so schlecht schossen die Preußen doch wahrlich nicht, daß die auf die Stadt gefallnen Kugeln sich so weit von ihrem Ziel jenseit des Mains hätten verirren können. Man muß also annehmen, daß die allerdings sehr geringfügige Beschießung der Stadt — der die Beschießung der

Stadt rechtfertigende Grund [s. oben S. 165] ward in dieser Antwort gar nicht angeführt — ohne Wissen und Willen Manteuffels geschehen war). Uebrigens sei ein Ort, auf dessen umliegenden Höhen sich verschanzte Stellungen und feuernde Batterien befänden, als eine unmittelbar vertheidigte Position anzusehen und daher vor den nothwendigen Folgen des Kampfes nicht zu schützen.

[Darüber kann man nun anderer Meinung sein: nachdem am Abend des 27. Juli die Stadt von allen Truppen geräumt war, hätte sie am 28. Juli absichtlich nicht mehr beschossen werden dürfen: abgesehen von den Schäden, welche die sich über ihr kreuzenden Kugeln der Batterien zufällig würden angerichtet haben[1].]

---

[1]) Die Beschießung offner Städte, um durch den „moralischen" (richtiger: „unmoralischen") Eindruck auf die Besatzung der Citadelle oder der neben der Stadt eingenommenen Stellungen zu wirken, ward den Deutschen auch im Kriege 1870/71 von den Franzosen sehr oft und leider einigemale wohl nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen: ich beeile mich beizufügen, daß gleich-

Uebrigens, schloß Manteuffels Antwort, die Schonung Würzburgs sei durch Uebergabe der Stadt zu erreichen und auf dieser Grundlage wolle man über eine von dem Prinzen vorgeschlagene achttägige Waffenruhe verhandeln.

Gleichzeitig liefen von dem König von Baiern und von dem Minister von der Pfordten Telegramme ein, wonach zwischen Oesterreich und Preußen und auch zwischen Preußen und Baiern zu Nikolsburg Waffenruhe vereinbart oder doch dem Abschluß nahe sei. Obwohl diese nicht von seiner Regierung an den preußischen Oberbefehlshaber gelangten Nachrichten für ihn nicht maßgebend waren, trat er doch am Morgen des 28. Juli mit dem baierischen Generalstabschef von der Tann in Verhandlung. Würzburg

---

wohl noch nie in einem Kriege die Regeln des Kriegsrechts so gewissenhaft eingehalten worden sind wie von den Deutschen, zumal in den ersten Zeiten des Krieges. Ausnahmen kamen — insbesondere nach Entfesselung jenes Volkskrieges und seiner Ausschreitungen — vor: aber sie waren verhältnißmäßig sehr selten (s. unten).

sollte übergeben, der Marienberg für neutral erklärt werden. Jedoch als der Vertrag schon schriftlich errichtet, nur noch nicht unterzeichnet war, erhielt Prinz Karl die Nachricht, es sei bereits zu Nikolsburg Waffenruhe zwischen Preußen und Baiern abgeschlossen bis zum 2. August. Nun wollte er keinerlei Zugeständniß mehr machen: diese Nachricht war aber falsch und da gleichzeitig Manteuffel die richtige Meldung empfing, jene Waffenruhe beginne erst am 2. August, so wollte dieser den Kampf erneuen, für den noch am Abend des 27. Juli alle Vorbereitungen durch Stellungsbauten für Batterien getroffen worden waren: die drei preußischen Divisionen standen zum Angriff bereit.

Das waren bange Stunden für die freilich wenigen Einwohner von Würzburg, die, wie ich, von diesen Schwankungen erfuhren. Lange abermalige Verhandlungen führten nur zu dem Ergebniß einer 24stündigen Frist zur gegenseitigen Kündung der thatsächlich eingetretenen Waffenruhe.

Wieder also war lediglich der Aufschub Eines Tages gewonnen: die Forderung der Württemberger, Hessen und Nassauer, auch sie in die Waffenruhe einzuschließen, wies Manteuffel einfach ab; Telegramme von Moltke vom 26. Juli, die aber erst am 29. und 30. eingingen, bestätigten, daß erst von dem 2. August ab mit Oesterreich (Sachsen) und Baiern Waffenstillstand bestehe, von Württemberg, Baden und Hessen war dabei gar keine Rede. Doch ward der Commandirende der Mainarmee angewiesen, diesen drei Staten auf ihr Ansuchen Waffenstillstand zu gewähren, Gebiete von ihnen zu besetzen behufs späterer Friedensverhandlungen auf der Grundlage des Besitzstandes, größere Waffenentscheidungen aber nicht mehr zu suchen. Dies schien den Befürchtungen für Würzburg ein Ende zu setzen, die Demarcationslinie für die Stellungen der Preußen und Baiern während der Waffenruhe ward am 30. Juli Abends zu Kitzingen festgestellt: aber gleichzeitig traf Abends eine Depesche Moltke's in Markhtheidenfeld, dem preußischen Haupt-

quartier, ein, des schwer wiegenden Inhalts: „volle Freiheit des Handelns bis zum 2. August!“ Darauf hin erneute Manteuffel noch in der Nacht seine frühere Forderung, — die Räumung Würzburgs — kündete die Waffenruhe für den nächsten Tag morgens 6 Uhr und ließ seine Truppen wieder zum Angriff bereit halten.

Prinz Karl glaubte sich nicht ermächtigt, ohne besondere Verstattung des Königs die Uebergabe Würzburgs zu bewilligen: es ward verabredet, der König solle telegraphisch befragt, um telegraphische Antwort gebeten werden: aber Manteuffel erklärte, daß er nur bis Mittag 12 Uhr auf die Antwort warten, bei längerem Zögern das Feuer beginnen werde. Es handelte sich also um wenige Stunden und Minuten.

So traten wieder ziemlich spannende Erwartungen ein für die wenigen, die Genaueres von dem Stand und dem Schwanken dieser Verhandlungen erfuhren, zu denen ich zufällig gehörte. Ich konnte nach den bis-

herigen Erfahrungen — leider! — nicht daran zweifeln, die „Schlacht bei Würzburg“ werde mit der Verfolgung der Baiern in die Stadt hinein und durch dieselbe enden und dann wehe dem fröhlichen, mir so lieb gewordenen Städtlein! Die Baiern standen jetzt der Uebermacht der Preußen allein gegenüber: mir ward sehr bang um sie[1]): das VIII. Armeecorps

[1]) Bezeichnend für die furchtbare Ueberlegenheit des preußischen Hinterladers, aber freilich wohl auch für die vorsichtig sich deckende preußische Fechtweise, sind Vergleichungen der preußischen und der baierischen und sonstigen süddeutschen Verluste:

(Todte, Verwundete, Vermißte, Gefangne.)

Zella	74	Preußen	157	Baiern.
Wiesenthal	270	„	609	„
Kissingen	899	„	1221	„
Laufach	66	„	777	Hessen (!)
Aschaffenburg	180	„	2469	(!) Oesterreicher und Hessen, darunter 1738 Gefangne (fast nur Oesterreicher [d. h. Italiener]).
Hundheim	18	„	92	Badener.
Tauberbischofsheim	126	„	670	Württemberger.
Werbach	71	„	83	Badener.
Roßbrunn	856	„	1590	Baiern.
	2560		7668	

war weit zurückgenommen, ja seine Auflösung hatte bereits begonnen, die Badener waren „förmlich aus demselben ausgeschieden“ und in Folge unmittelbarer Verhandlungen zwischen dem König von Preußen und dem Großherzog „in vertragsmäßig unbelästigtem Abzug“ in ihre Heimat verschwunden. — —

Glücklicherweise traf das ermächtigende Telegramm aus München rechtzeitig ein und noch am 31. Juli kam der endgültige Vertrag über die Demarcations-

(Bei den andern Gefechten sind die Verluste der Süddeutschen nicht festgestellt. Am verderblichsten wirkte selbstverständlich das preußische Schnellfeuer.) Also mehr als das dreifache betragen die süddeutschen Verluste! Sehr oft heißt es in dem preußischen Bericht: „der mit großer Entschlossenheit unternommene Angriff ward durch Schnellfeuer unter starken Verlusten der Gegner abgewiesen“. Damals war in einem illustrirten baierischen Witzblatt dargestellt, wie von den Preußen, tief im Graben oder hoch im Bergwald, kaum die Helmspitze sichtbar war, während ein Feuermeer von ihnen ausstrahlte auf die armen Baiern, die wie die Pappelbäume auf der Landstraße voll sichtbar standen und sich abmühten, den langen Ladestock von oben in den Lauf zu zwängen! Wie die Volkssage schon während und gleich nach Ende des Krieges das zauberhafte Zündnadelgewehr, dessen Erfinder und dessen Erwerber für die Preußen — Bismarck — auffaßte, vergleiche unten S. 185.

linie zu Stande; am 2. August besetzten die Preußen die Stadt Würzburg. Am selben Tage reiste ich ab und suchte nach den nicht geringen Aufregungen der letzten Wochen Ausspannung in Ueberlingen am Bodensee. —

XVII.

Es dauerte doch geraume Zeit, bis mir die Erbitterung gegen Bismarck und die den Bruderkrieg nicht scheuenden Preußen allmälig andern Erwägungen wich. Wie hätte ich den tapferen Baiern wenigstens Einen Sieg — etwa für ihr heldenhaftes Kämpfen bei Kissingen! — gewünscht. Später sagte ich mir freilich, nachdem die Entscheidung bei Sádöwa gefallen war, würde jeder baierische vorübergehende Erfolg dem Land bei der doch unvermeidlichen Ueberwältigung sehr theuer zu stehen gekommen sein. Zwei Dinge erschütterten am Frühesten die bisherige leidenschaftliche Parteinahme gegen Preußen: die Bewunderung, die sich ihre Führung erzwang und die Anrufung Napoleons durch Oesterreich. Das wog

mir viel schwerer als das Bündniß Preußens mit dem nach seinem Nationalstat trachtenden Italien.

Ich hielt den Groll gegen Preußen nicht so lange fest — wir werden den Tag kennen lernen, da er schmolz (s. unten S. 189) — wie z. B. Freund Scheffel, der noch Jahr und Tag später auf einer Fahrt durch Württemberg einen weiten Umweg machte, um nicht die „dem Bismarck gehörenden" hohenzollernschen Fürstenthümer betreten zu müssen.

Immerhin hielt meine Abneigung noch lebendig das frisch vergossene deutsche Blut und zumal der Vorwurf, Herr von Bismarck habe diese ganze, das preußische Verfassungsrecht und das Bundesrecht (über den Augustenburger hatte ich mich schon so ziemlich beruhigt!) verletzende Statskunst nur zum Zweck der Vergrößerung Preußens betrieben, ohne Rücksicht auf die südlich des Mains sich selbst überlassenen, den Franzosen oder Oesterreichern Preis gegebenen dreieinhalb süddeutschen Staten. Die Mainlinie schnitt all' meine Erinnerungen an die große deutsche Vergangen-

heit und die Hoffnung auf eine Zukunft Gesammt-deutschlands grausam mitten entzwei.

Daß Preußen, zumal wegen der in seinen Heeren wüthenden Cholera, nicht im Stande war, den Kampf mit Napoleon aufzunehmen, der Miene machte, dem im Augenblick noch nicht völlig bezwungenen Oesterreich beizuspringen, falls Bismarck die Mainlinie überschreiten wollte, wußte ich nicht. Mit Wohlgefallen aber, ja mit Rührung, nahm ich wahr, wie die allgemeine oder doch weit überwiegende Stimmung in Süddeutschland damals schon — Anfang August 1866 — für den Fall der gewaffneten Einmischung Napoleons verlangte, daß wir gegen Frankreich neben dem eben noch bekämpften Preußen fechten sollten. (An Gegenströmung fehlte es begreiflicherweise nicht im Volk und sie ward von den Ultramontanen mit bekanntem Eifer in Fluß erhalten!)

Nach den Erfahrungen, die wir in diesen Wochen mit der statlichen und kriegerischen Leitung und Widerstandskraft Oesterreichs gemacht hatten, war

uns „Großdeutschen a. D.“ jeder Gedanke daran vergangen, die Deutsche Einheit hergestellt zu sehen durch diesen Stat, der soeben vor unsern Augen durch Herrn von Beust selbst in zwei Stücke gerissen ward: hatten wir — wenigstens die Protestanten und Liberalen unter uns — doch von jeher unsere Blicke sehr gegen des Herzens Zug und Neigung auf Haus Habsburg gewendet, lediglich deßhalb, weil von Preußen vom Jahre 1813—1864 nichts für die Herstellung des deutschen States geschehen, ja 1849 die angetragne Kaiserkrone ausgeschlagen worden war. Wie jetzt die Dinge lagen, war ja überhaupt nur noch von Preußen, dessen Kraft sich so überraschend bewährt hatte, für die Zukunft Deutschlands etwas zu erwarten. Freilich, wir bangten und zweifelten, ob Bismarck sich nicht etwa mit dem für Preußen Erkämpften begnügen, uns unserer Vereinzelung überlassen werde, ja ob er nicht etwa nun Napoleon den Preis für seine Zurückhaltung durch Abtretung baierischer und anderer Gebiete auf dem linken Rheinufer

zahlen werde (vgl. oben S. 135). Denn derlei Dinge trauten auch wir Gebildeten damals dem uns nur wenig (und nicht gerade angenehm!) bekannten Manne wohl zu. In der Auffassung des Volkes aber war er bereits eine geradezu dämonische Gestalt geworden.

Es ist im höchsten Grade lehrreich, zu beobachten, wie zäh die Seele des Volkes bei allen Wandelungen seiner Geisteszustände, auch seiner religiösen Vorstellungen, die uralten Formen seiner Sagenbildung fest hält: nicht die Sage stirbt, nur einzelne Sagen: an Stelle vergessener Helden und Gewalten treten jüngere in der Erinnerung des Volkes noch fortlebende: von den Römern weiß der bajuvarische, der alamannische Bauer nichts mehr, aber von dem schwedischen Schrecken im dreißigjährigen Krieg lebt noch manche Erinnerung: so sind die Römerstraßen und Römerschanzen zu Schwedenstraßen und Schwedenschanzen geworden: so trat an Stelle des bergentrückten Wotan zuerst Karl der Große und an dessen Stelle nach sechs Jahrhunderten Friedrich der Rothbart. In die uralten Formen

der Sagenbildung wird nur neuer Stoff gegossen. Bekanntlich beruht die Faustsage auf der Odhinssage: Odhin muß wünschen, daß möglichst viele Helden den „Bluttod" sterben — nicht den „Stroh-Tod" —, damit sie als Einherjar eingehn in Walhall und seine Scharen im Kampf gegen die Riesen verstärken; aus diesem Grunde schließt er Verträge mit hervorragenden Königen und Helden ab, wonach er diesen, so lange sie leben Glück, Schätze, Weisheit, zumal aber — manchmal an ein Siegesschwert geknüpft —, Sieg in allen Schlachten gewährt, indeß sie sich verpflichten, zuletzt in der Schlacht zu fallen und so nach Walhall aufzusteigen: er selbst ist es dann wohl, der dem Wahlsohn in seiner letzten Schlacht entgegen schreitet, in Schlapphut und Graumantel, ein unbekannter grauer wirrbärtiger Kämpe, das Zauberschwert zerschlägt und dem Liebling den Speer in die Brust stößt. Nachdem nun im Mittelalter all diese Dinge verzerrt und verhäßlicht, die Götter zu Teufeln geworden sind, schließt Mephisto den Pact mit Faust: im

Leben Erfüllung aller Wünsche: um den Preis der armen Seele, die dann nach dem Tode ewig in der Hölle zu schmoren hat: eine Verscheußlichung der tief dichterischen und hochedeln heidnisch-germanischen Gedankenwelt, wie sie ja das Mittelalter ganz regelmäßig vorgenommen hat. In diese uralt heidnische Sagenform gossen nun die Bajuvaren und Alamannen noch 1866 die Gestalt des Herrn von Bismarck: das zauberhafte Zündnadelgewehr, das nach dem Volksglauben allein die Besiegung der doch mindestens gleich tapfern Süddeutschen bewirkt hatte, war nicht von dem ehrsamen Herrn Dreyse in Sömmerda erfunden, sondern der Erfinder alles Bösen hatte auch dies Teufelsgeräth ersonnen, und um welchen Preis der dem Teufel verfallne Herr von Bismarck diese Waffe für die Preußen erkauft hatte, — das habe ich (am 20. April 1892) zu Friedrichsruh dem laut lachenden Schloßherrn selbst erzählt[1]).

[1]) In ganz derselben Weise verfuhr die Sage bei dem Eindringen der Eisenbahn in das baierisch-tirolische Bergland:

Als nun aber schon im Laufe des August bekannt wurde, daß Bismarck dem Imperator niemals eine Scholle deutschen Landes zugesagt, ihn vielmehr ohne

---

auch dabei ward auf die höchst neuzeitliche Erfindung der uralte Typus der Odhin-Wotans-Verträge angewendet. Als vor nunmehr bald vierzig Jahren die erste Eisenbahn (von Rosenheim über Kufstein nach Innsbruck) aus Oberbaiern nach Tirol gebaut wurde, machte sie auf das Landvolk gewaltigen Eindruck: dies funkensprühende, dampfschnaubende, viele hundert Fuß lange Ungethüm, das mit Drachengeschwindigkeit daher brauste und im Rauch verschwand! Das konnte kein Sterblicher ersonnen haben: vielmehr hatte es der Teufel erfunden und einem Ingenieur (wahrscheinlich aber dem Vorstand einer Actiengesellschaft!) um den bei ihm herkömmlichen Preis verkauft. Diesmal aber wußte der Vorstand (vermuthlich auf Anrathen des Aufsichtsraths) die Verantwortung von sich abzuwälzen und ließ andre, (wohl wie gewöhnlich, die Gläubiger und die Actionäre der Gesellschaft!) die Zeche bezahlen: der Teufel verlangt nicht die Seele des Vertragenden (die ihm wohl ohnehin schon sicher verfallen war!), sondern — wobei er ja eine glänzende Dividende erzielte! — von jedem Zug die Seele des zuletzt Einsteigenden: daher steigt bei jedem Zug Ein Passagier weniger aus als eingestiegen waren: den Letzten hat unterwegs der Teufel geholt. Ich habe nie nachgezählt, weiß also nicht, ob's wahr ist: aber jedesfalls warnt die Sage, erst im letzten Augenblick einzuspringen! Vergleiche altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart Bausteine I. Berlin 1879. S. 256 f.

solches Versprechen eben so meisterhaft über ... — nun sagen wir: „übermeistert“ — hatte zu Biarritz, wie er vor zwei Jahren die österreichische Statskunst sich dienstbar gemacht hatte, da verschwand mir die eine Hälfte von Groll, Mißtrauen und Haß, von beginnender Bewunderung verdrängt. Allerdings: die andre Hälfte haftete noch in der Seele wie altes Wintereis und wollte nicht weichen: der Schmerz über die Mainlinie, die Süddeutschland dem schlimmen Nachbar preiszugeben schien: vollends der in Aussicht genommene Südbund zwischen Baiern, Württemberg, Baden und 1/2 Hessen-Darmstadt sah einem kleinen Rheinbund unheimlich ähnlich und das Protectorat des Neffen würde wie weiland das des Oheims sich bald eingefunden haben.

Daß — aus ganz andern Gründen als denen, die mich bewegten — in sehr vielen wackeren Leuten in Baiern, zumal in dem katholischen Volk und hier wieder besonders in Unterfranken das unter dem Krieg am Schwersten zu leiden gehabt hatte, — der

blutige Tag von Kissingen war nicht so leicht zu vergessen! — der Haß auch jetzt noch fortlebte, war kein Wunder und in dem baierischen Abgeordnetenhaus machte er sich alsbald laut vernehmbar. Als daselbst Stimmen zur Versöhnung mahnten mit den „preußischen Brüdern", da sprang in Zorn und Weh von seinem Sitz der Oberbibliothekar Ruhland von Würzburg auf: ein katholischer Geistlicher und ein sein Franken und sein Würzburg heiß liebender (und zwar ein ganz ausgezeichnet tüchtiger!) Mann: „Was? schrie er, „Preußische Brüder? Das sind die Brudergrüße der Preußen!" Damit zog er unter seiner Sutane eine der Kanonenkugeln hervor, die an jenem heißen Julitag das Dach seiner Universitätsbibliothek getroffen hatten, und warf sie dröhnend auf sein Pult.

Die Wirkung war stark: denn Ruhland war mit Recht allgemein geachtet und was aus dem Manne hervorbrach, war nicht gekünstelt, sondern echte Leidenschaft des Zornes, der Vaterlandsliebe, des Schmerzes.

Als aber nun der damalige baierische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe auf den von andrer Seite erhobnen Vorwurf, Bismarck habe in nur auf Preußen bedachter Selbstsucht Süddeutschland schutzlos preisgegeben, erwidern konnte, indem er die Schutz- und Trutzbündnisse hervorzog und vorlas, die Bismarck sofort nach dem Eintritt des Waffenstillstandes noch während der Nikolsburger Verhandlungen Süddeutschland angeboten hatte, da erkannten gleich mir gar Viele, wie schwer Unrecht wir dem großen Statsmann gethan. Ich weiß noch: meine Augen füllten sich mit Thränen der Rührung, als ich die Mittheilung las, und ich eilte zu Semper, zu Tröltsch, zu Roßbach, der überströmenden Empfindung Ausdruck zu geben. Da war der letzte Groll zerschmolzen und bald steigerte sich meine Bewunderung zu heißer Liebe, zumal nachdem auch noch mein statsrechtliches Gewissen bezüglich der Verfassungsverletzungen dadurch sich beschwichtigt fand, daß der gewaltige Sieger seine Volksvertretung um Indemnität anging, also

anerkannte, daß Rechtsverletzung vorgekommen sei. (Der alte König Wilhelm sträubte sich sehr lange gegen diesen Schritt: begreiflich! Hatte man ihm gegenüber früher doch gewiß recht eindringlich die Rechtsverletzung bestritten.)

Von da ab bin ich ein begeisterter Anhänger Bismarcks geworden, obwohl ich auch später nicht im Mindesten alle Maßregeln seiner Regierung im Innern Preußens und später des Reiches gut heißen konnte, manche Fehlgriffe im Culturkampf schmerzlich beklagte und am Wenigsten all seine statsrechtlichen Aufstellungen für richtig halten konnte. Im Gegentheil. So lange er die Macht in Händen hatte, vermied ich es, mich ihm irgendwie zu nähern, — so mancher Anlaß sich bot — und ich erinnere mich, daß ich gegen Ende des Culturkampfes in Königsberg im Börsengarten ein höchst erregtes Streitgespräch viele Stunden bis tief in die Julinacht hinein führte, indem ich einzelne seiner statsrechtlichen Lehren auf das Schärfste angriff. „Ein solches Gespräch hab' ich noch

in Preußen nicht gehört", sprach Freund Franz Rühl, der Historiker, als wir endlich auseinandergingen; er hatte staunend zugehört: denn er, ein eifriger Fortschrittsmann, hatte mir, dem [ungefähr] Nationalliberalen, solche Schärfe gegen Fehler der Regierung nicht zugetraut.

Erst als Bismarck (in der nicht näher zu erörternden Weise) gestürzt wurde, als jenes unsagbar Häßliche über uns hereinbrach, daß fortab deutsche Knaben in der Schule ein solches Ende solcher Verdienste lernen mußten, daß Deutsche dem machtlosen Löwen Fußtritte gaben, während die Franzosen dem großen Feind ehrerbietig gerecht wurden, — erst da habe ich mich öffentlich, schriftlich und mündlich, in Versen und in Prosa, in Reden zur Feier seines Geburtstags (1892) in Frankfurt am Main und in Mannheim laut für seinen begeisterten Verehrer erklärt und „Otto dem Großen" die „Bataver" zugeeignet. Ich wiederhole: der Tag, den ich dann auf seine Einladung hin mit meiner lieben Therese in Friedrichs-

ruhe mit ihm verbringen durfte, ist nach dem Tag von Sedan der weihevollste meines Lebens. Von Mittag 12½ bis Abends 10 Uhr sprach der Fürst (mit Ausnahme einer Stunde Mittagsschlafes von 3—4 Uhr) unablässig: ich hörte zu und fragte.

„Sie können aber gut fragen", lächelte er nach ein par Stunden.

„Ja, Durchlaucht, ich frage die Leute seit 1863, also dreißig Jahre", erwiderte ich, „schlimm wär's, könnt ich noch immer nicht fragen."

Der Fürst sprach fast ausschließend über Politik: über Dinge von 1863 bis 1892; er sprach mit einem geradezu überwältigenden Vertrauen — er sah mich zum erstenmal! —, mit einer rückhaltlosen Offenheit über alle Dinge und alle Menschen, auf die er zu reden kam. Ich habe nicht einmal für mich allein irgend ein Wort aufgeschrieben: man weiß nicht, in welche Hände nach meinem und meiner Frau Tod solche Aufzeichnungen kommen können. Und recht Vieles eignet sich nicht zur Veröffentlichung. Was

der Fürst davon bekannt geben will, kann er ja in seine zu druckenden „Erinnerungen" aufnehmen: freilich sagte er, daß diese sich fast nie über den Verkehr mit — befreundeten oder feindlichen — Statsmännern empor und in höhere — fürstliche — Kreise erheben würden.

Die im Januar 1894 erfolgte „Versöhnung" hat, wie jedermann weiß, gar keine politische Bedeutung, aber ich besorge, man kann auch die rein menschliche leicht erheblich überschätzen. Der Sturz Bismarcks ist und bleibt ein National-Unglück. Ueber die Verantwortung dafür habe ich mich andern Orts [1]) deutlich ausgesprochen.

Jedoch zurück nach Würzburg und ins Jahr 1866.

Nach meiner Heimkehr im Herbst fand ich die Stadt noch in lebhafter Erregung: der Gegensatz

---

[1]) Bismarck-Rede S. 53. Moltke als Erzieher. Breslau 1892. p. X. S. 30 f.

der Katholiken, der Particularisten zu uns jetzt „preußisch“, „bismarckisch“ gesinnten „Bismärckern“ war noch heiß und heftig: als es verlautete, wir wollten im Platz-Garten eine Zusammenkunft halten behufs der Wahl in's Zollparlament, erhielten Tröltsch, Semper und ich anonyme Drohbriefe, die uns die schönsten Prügel in Aussicht stellten. Geigel, der durch seine Stadtpraxis und Poliklinik mit Leuten in dem andern Lager viel verkehrte, kam zu mir hinaus, mich mündlich zu warnen. Doch verlief der Abend ohne Gewaltthat, obwohl sich in dem Sal mehr Feinde als Glieder unserer Partei eingefunden hatten.

Nachdem ich gesprochen, erhob sich ein ultramontaner Rechtsanwalt, ein Führer der Gegner, und rief mir zu: „Ha, Sie huldigen der Politik des Erfolgs.“ „Ja“, erwiderte ich, „sollen wir denn noch immer der Politik des Mißerfolgs huldigen?“ Der Redegewandte verstummte.

Wir siegten schließlich in der Wahl und schickten den Professor der Nationalökonomie Gerstner in das

Zollparlament, der wenigstens gewiß nicht ultramontan und nicht Particularist war: freilich mißhagte mir seine „volksparteiliche" (auf deutsch(!) „demokratische") Richtung: aber er kam aus Berlin erheblich „bismarckischer" zurück als er hingegangen war.

Im Uebrigen enthielt ich mich auch jetzt wie früher jedes Hervortretens in das politische Leben: nach Gerstners baldiger Erkrankung wollte man mich als Candidaten für das Zollparlament aufstellen: ich lehnte ab: die Wissenschaft und bald — seit 1868 wieder! — die Poesie nahmen all' meine Kraft in Anspruch.

Selbstverständlich aber verfolgte ich mit Begeisterung die Leitung der Statskunst des norddeutschen Bundes durch Bismarck und ersehnte mit allen deutsch gesinnten in Süddeutschland den Tag des Eintritts der Südstaten in jenen Bundesstat: daß dieser einen schweren, glücklich durchgeführten Kampf mit Napoleon zur Voraussetzung hatte, war uns dabei völlig klar und so wenig unterschätzten wir die Franzosen, daß

wir uns darauf gefaßt machten, sie im Anfang des Feldzugs erfolgreich über den Rhein vordringen zu sehen: Semper und ich riethen schon über die für ihr Vorgehen günstigsten Richtungen und fanden, daß eines ihrer Heere wahrscheinlich von Straßburg über Heidelberg nach Würzburg und über Franken nach Thüringen trachten werde. Aber diese Aussicht hielt uns nicht ab, den Kampf herbei zu wünschen, der nun einmal das einzige Mittel zu dem Zweck des deutschen (statt des norddeutschen) Bundesstates schien. Wir erwarteten den Ausbruch des Krieges schon aus Anlaß der Luxemburger Frage: später erfuhr ich aus bester Quelle, abgesehen von der (mir wenigstens) nicht ganz zweifellosen Rechtsfrage habe die Erwägung zurückgehalten, daß die nichtpreußischen Truppen des norddeutschen Bundes, namentlich aber die der drei Südstaten damals noch nicht ausreichend in gleicher Weise wie die preußischen „organisirt" gewesen seien.

Aus dem bisher (von S. 124 ab) Erörterten erhellt jedesfalles, daß ich voll vorbereitet war, die

großen im Juli 1870 an uns heran tretenden Fragen und Forderungen in angemeßner Weise aufzunehmen. Meine Gespräche mit Semper, Tröltsch, Roßbach, Lexer, Gareis galten in diesen Jahren 1866—1870 neben anthropologischen, rechtsphilosophischen, germanistischen Fragen ganz besonders unserer politischen Gegenwart und — Zukunft.

Gleichzeitig wurden die oben (S. 97—109) angeführten Arbeiten gefördert.

XVIII.

Gar manche freundliche Leserin (— es waren hübsche, gemüthlichere Zeiten, da noch englische „Essayisten“ gelegentlich mitten im Text mit dem „gentle reader“ plauderten —), die diese Blätter zur Hand genommen hat, weil sie der Dichter, nicht der Mensch und noch viel weniger der Professor oder der „Politiker“ F. D. anzog, hat vielleicht schon lang und oft das (so wollen wir hoffen!) schöne Haupt geschüttelt, weil sie seit geraumer Zeit (seit 1858) und in sehr vielen Bogen des vorigen und dieses Bandes von der Dichtung und Dichterei jenes F. D. nicht das Mindeste mehr zu hören bekommen hat.

Ja, das thut niemand mehr leid als mir.

Aber das kommt daher, daß, wie schon früher

einmal beklagt, seit 1858 meine dichterische Ader fast vollständig versiegt, d. h. versickert war: wie es schien: für immer. Ein 1857 begonnenes Trauerspiel aus der altgermanischen Geschichte, ein „König Lear" ähnlicher frei erfundner Stoff blieb liegen: die Arbeit befriedigte mich nicht, obgleich sie die Münchener Hofbühne — wohl nur dem Namen „Dahn" zu liebe — angenommen hatte: ich zog das Stück — freiwillig — behufs Umarbeitung zurück: es kam nicht dazu. Der „Kampf um Rom", 1858 begonnen und bis zu der Gefangennehmung des Vitigis gefördert, blieb ebenfalls liegen: ich verzweifelte an meinem dichterischen Vermögen, den Stoff zu bewältigen. Die „Amalungen" und die drei Erzählungen der „Kämpfenden Herzen" fallen vor 1858 (1856/1857). Von lyrischen Gedichten und Balladen entstanden in den zehn Jahren 1858—1868, wie früher bemerkt (II. S. 394), nur so wenige, daß sie alle mit einander von den 582 Seiten der II. (1873 in erster Auflage erschienenen) Sammlung meiner Gedichte nicht

64 Seiten ausmachen: alle die andern 518 Seiten füllenden Gedichte — also 33 von den 37 Bogen — sind erst zwischen 1868 und 1872 entstanden.

Der Gründe, aus welchen seit 1858 meine Dichtung versagte und versiegte, gab es mancherlei: äußere — die II. S. 394 angedeutet wurden — und tiefer liegende, innere. — —

In den Jahren 1867/68 ergriff mich nun aber ein Strom von dichterischem Schaffen, mächtig der Kraft und dem Umfang nach und wohl auch — nach meiner Schätzung — dem künstlerischen Werth der Erzeugnisse nach, der mit dem bisherigen gar nicht verglichen werden konnte: von 1867 ab bis heute (1894) hat dieser damals entfesselte oder richtiger neu gewonnene Trieb und Drang, dichterisch zu gestalten, nicht aufgehört und mag meine Bedeutung als Dichter so gering sein, wie man sie nur irgend werthen mag — jedesfalles bin ich, was ich als Dichter ward, erst seit 1868 geworden: „Harald und Theano“ und „Gedichte I.“ und „Amalungen“ allein würden wohl

kaum nennenswerthes Gewicht in eine ästhetische Wagschale zu meinen Gunsten werfen.

Gleichzeitig mit diesem bis heute fort fluthenden Strom von dichterischem Schaffensbedürfniß und Schaffen (— nie werd' ich mit Ausarbeitung all' meiner halbfertigen Entwürfe fertig, bis ich sterbe! —) ergriff mich nun aber damals (1868) eine Hochfluth von inneren Seelen- und von äußeren Lebenskämpfen, die mich 1868 bis 1873 — also sechs lange Jahre hindurch — vom 34. bis 39. Lebensjahr — wiederholt bis an den alleräußersten, harscharfen Rand des inneren und des äußeren Untergangs drängten. Gar manchen Tag in jenen Jahren dachte ich den nächsten nicht zu überleben, überleben zu können.

Denn im Sommer 1867 lernte ich meine spätere liebe Frau Therese kennen und alsbald begann nun jene Reihe von Widerstreiten, die mich dem Wahnsinn und andern alleräußersten Dingen sehr, sehr nahe brachten und die wahrlich um deßwillen nicht leichter, sondern desto schwerer zu tragen waren für mich, je klarer ich mir

sagen mußte, daß an diesen Kämpfen und Qualen ich selbst den weitaus größten Theil der Schuld und Verantwortung zu tragen hatte: oder — um im Voraus jedem Einspruch in den Arm zu fallen, will ich also sagen: allein alle Schuld trug. — — —

Im Frühjahre 1867 hatte Hettinger (oben S. 39) angeregt, ob ich nicht (wie schon früher den Grafen Bentheim-Tecklenburg), ein junges Freifräulein, Therese von Droste-Hülshoff, eine Nichte der Annette, kennen lernen wolle, die hoch beachtenswerthe dichterische Begabung zeige, nur in der Form noch einiger Unterweisung bedürfe, übrigens auch sehr schön Harfe spiele. Ich lehnte — wiederholt — ab: ich hatte keine Zeit und keine Lust. Ganz dieselbe Ablehnung erfuhr der Wohlmeinende wiederholt von dem Freifräulein, das so wenig mich kennen und von mir lernen wollte als ich es lehren. Da kam im Sommer 1867 aus Wertheim ein gemeinschaftlicher Bekannter beider Häuser, der Archivrath und Poet Dr. Alexander Kaufmann, nebst Gemahlin auf Besuch nach Würzburg. Von

sich aus — ohne Hettingers oder der Droste's Anregung — kam er ebenfalls auf den Gedanken, die schöne Anlage des jungen (22jährigen) Mädchens durch einen am Orte wohnenden, der Form kundigen Lehrer bilden zu lassen und er erbot sich wie bei der Familie in dem „Zwinger" so in dem Spath-Haus, uns untereinander bekannt zu machen. Abermals lehnten wir beide ab: ich aus Mangel an Zeit und aus Abneigung, junger Baronessen mangelhafte Verse zu feilen, das Fräulein (— wie ich es später kennen lernte! —), vermuthlich aus tief gewurzelter Abneigung, sich von irgend jemand — auch von einem so viel älteren Professor — meistern zu lassen. Aber das Ehepar Kaufmann ließ nicht nach und so willigte ich mit „einem in Gottes Namen" ein, durch Kaufmanns an einem dritten Ort das „Harfen-Fräulein" kennen zu lernen. — An einem schönen, heißen Juni-Sonntag Vormittag führten Kaufmanns das Fräulein zu einem „Schurli-Murli" (oben S. 15) bei Haderlein, wo ich die drei erwartete. — —

Alsbald (seit Ende 1867) nun entstanden jene lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte — Balladen und Romanzen —, welche, — letztere in allerlei geschichtlichen Verkleidungen — die eignen Gefühle und Kämpfe des Poeten zum Ausdruck brachten.

Sehr lange Zeit wies ich den überhaupt erst ganz spät mir auftauchenden Gedanken einer Scheidung weit von mir: vor Allem aus Gründen der Pflicht, aber, um die Wahrheit zu sagen und mich nicht zu beschönigen, auch weil eine Verbindung mit Therese aus sehr vielen Gründen, zumal aber bei dem zum Aeußersten deßfalls entschlossenen, scharf ausgesprochnen (und sehr wohl begreiflichen!) Widerstand ihrer Familie ganz unmöglich und unerreichbar schien. Allein das Gegebene fortzuführen, erwies sich zuletzt ebenfalls als unmöglich.

XIX.

Im Herbste 1869 verließ ich das (nun nicht mehr idyllische!) Idyll im Spath-Hause: — war doch unten im Erdgeschoß eine unerfreuliche Bierwirthschaft eingerichtet worden — und wir bezogen eine wunderschöne, vornehme Wohnung in dem „Heldhause", d. h. dem dem Bruder des Hofrath von Held, Kaufmann Bernhard Held, gehörigen Hause nahe der Villa Tröltsch in der Straße, die damals „vor dem Göbelslehen" hieß, jetzt „Friedensstraße" heißt.

Die Aussicht nach vorn über die Gärten auf die Glacis und die vielthürmige Stadt, nach Westen auf den Marienberg war wunderschön, der Vorgarten sehr wohl gepflegt, mein Arbeits- und mein Schlafzimmer im ersten Stock höchst behaglich. Man hätte da gar glücklich leben mögen. In diesen schönen Räumen

hab' ich aber die qualvollsten Jahre meines Lebens (Ende 1869 bis August 1872) zugebracht.

In den Herbstferien reiste ich (— von 1869 ab ganz allein —) einmal in das Salzkammergut, an den Traunsee, nach Gmunden, wo ich bei einem einsamen Ausflug auf den „Hochgeschirr" mich verirrte und schier abgestürzt wäre, — wiederholt aber zu meinen treuen, damals so unvergleichbar bewährten Freunden, Herrn und Frau Rath von Doß (III. S. 356), in deren schönem Landaufenthalt in Partenkirchen im „Schneiderhäusel" an der Kanker sie besuchend. Ein holdes Kind blühte ihnen damals heran: — jetzt ist „Frau Christine Meyer" zu Mannheim längst ebenfalls meiner Therese und meine nahe Herzensfreundin geworden und die Freundschaft ihres ausgezeichneten Gatten, Herrn Ludwigs, hat sie uns dazu gewonnen. Dank den Alten und den Jungen! Und auch Frau Chridy's kluges Töchterlein Martha ist uns gut: Freundschaft im dritten Geschlecht! Es ist gar hell um uns her geworden seit 1869!

Aber damals verzweifelte ich ganz und gar: an meinem Werth, an meiner Kraft und nun vollends an meinem Glück, an meiner Zukunft! Es gab ja keine Zukunft mehr für mich! Wie vieles steht — halb unausgesprochen — in den damals entstandenen, erst 1873 veröffentlichten „Tagebuchblättern"! Es ging immer tiefer mit mir in die Nacht hinein. — Im Anfang des Jahres 1870 war ich durch viele Monate lang währende völlige Schlaflosigkeit körperlich auf das Alleräußerste angegriffen.

Was ein noch junger und im Uebrigen kerngesunder Mann an seelischen Leiden ertragen kann und wie lange, ohne zu erliegen, das habe ich in jenen sechs Jahren mit Staunen an mir selbst erlebt. Ich breche ab: denn es ist nicht möglich, alle Ursachen und alle Wirkungen dieser Zustände anzugeben und all' die zwingenden Gründe, die jeden Versuch einer Lösung des tragisch verstrickten Knotens ausschlossen.

Ich wiederhole nur noch einmal: ich klage nie-

mand an als mich selbst. Aber wahrlich: dies Bewußtsein, nicht nur meine, auch Anderer Leiden verschuldet zu haben, — das gerade machte die Last am Schwersten, ja unertragbar. Denn unter meinen vielen Fehlern ist wenigstens nicht Seelenrohheit, Gemüth- und Rücksichtslosigkeit.

Es ging in den Sommer 1870. Ich war am Erliegen.

XX.

Da brach im Juli der Krieg aus: er hat mich gerettet.

Die Vorgeschichte dieses Völkerkampfes braucht hier nicht erzählt zu werden: es sei nur daran erinnert, daß, wie unzählige Süd-Deutsche, auch meine Freunde und ich seit 1867 schon den Losbruch dieses Gewitters nicht nur erwartet, sondern heiß ersehnt hatten (s. oben S. 196).

Also zwar mit tiefer Erschütterung, aber doch auch mit freudiger Begeisterung begrüßten wir nach der so lange dumpf brütenden Schwüle den Ausbruch dieses weltgeschichtlichen Gewitters.

Sollten die Franzosen wirklich, wie von Moltke[1])

---

[1]) Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Gesammelte Schriften. III. Berlin. 1891.

vermuthet wird, „auf den alten Zwiespalt der deutschen Stämme gerechnet haben", so müßten die Berichte ihrer Gesandten an den Höfen von München und Stuttgart — von Karlsruhe zu schweigen — von Blinden und Tauben verfaßt gewesen sein. „Durften die Süddeutschen auch nicht gerade als Verbündete angesehen werden, so hoffte man durch einen ersten Sieg sie unthätig zu erhalten oder selbst für sich zu gewinnen." Die von uns gesperrt gedruckten Worte setzen doch bei den Franzosen allzu arge Verblendung voraus! Der Deutsche, der das Glück hatte, jene Tage der aufsteigenden Kriegsgefahr in Süddeutschland zu verleben, zählt zu seinen herrlichsten Erinnerungen die von Anfang an zweifellose, fast ausnahmslos einmüthige Entschlossenheit, ja die Begeisterung, mit welcher der Kampf an der Seite Preußens als selbstverständliche Pflicht erfaßt und verkündet wurde. Das war, versetzt man sich auf die Bildungsstufe des gemeinen Mannes, nach den bösen Eindrücken von 1866, nicht ein Geringes,

sondern ein Großes: es brach eben trotz jener schlimmen Erinnerung, trotz der Hetzereien der Sonderthümler und der Ultramontanen, bei Bajuvaren, Alamannen, Franken, Thüringen, Hessen das gemeinsame deutsche Blut, das echt-deutsche Pflichtgefühl der Waffentreue überwältigend durch. Hätte die preußenfeindliche Mehrheit der baierischen zweiten Kammer, gewählt 1867 — unter der feindlichen Nachwirkung von 1866, — wirklich für Neutralität gestimmt, — ein Sturm der Entrüstung würde sie hinweggefegt und eine Neuwahl eine ganz andere Zusammensetzung herbeigeführt haben. Aber die Auflösung ward nicht nothwendig: eine Anzahl von Männern, — darunter der Schriftsteller Martin Schleich — unter dem Zeichen des Hasses gegen die Sieger von Kissingen und Würzburg gewählt, brachte doch die Schmach der „Neutralität" nicht über ihre deutschen Herzen: sie enthielten sich auch nicht der Abstimmung, wie nun ihre caplangegängelten Wähler als Mindestleistung verlangten, sondern stimmten für den Krieg

an der Seite Preußens, dem Vorwurf der Wortbrüchigkeit richtig entgegnend, daß der Volksvertreter nicht an „zwingenden Auftrag“ (mandat impératif) seiner Wähler, auch nicht an eigene vor der Wahl gegebene Versprechungen gebunden, sondern verpflichtet ist, nach seiner „freien Ueberzeugung“ zu stimmen, d. h. also nach derjenigen Ueberzeugung, die er im Augenblick der Abstimmung hat, nicht nach der im Augenblick der Wahl gehegten. Die Begeisterung für den Krieg war so stark im baierischen Volke, daß der jugendliche König es wagen konnte, gestützt auf die Kammer der Reichsräthe, der anfänglich zögernden Mehrheit der zweiten Kammer sagen zu lassen, er werde den Krieg an der Seite Preußens jedesfalls führen, auch dann, wenn ihm jene Mehrheit die Geldmittel versage. Das wirkte denn doch gewaltig. Und es bleibt das schöne Verdienst des unglücklichen Königs, damals in edler Begeisterung für die deutsche Sache seinem Volk vorangeschritten zu sein: er hat sich mir gegenüber selbst in einer denkwürdigen Unter-

redung auf seinem Schachenschlosse bei Partenkirchen im Jahre 1873 gar eifrig hierüber ausgesprochen: das soll ihm unvergessen sein; ist auch die Angabe, er habe aus eigenem Antrieb König Wilhelm den Kaisernamen angetragen, längst widerlegt: man weiß, daß er hierin lediglich Bismarck Folge leistete, — (und keineswegs gerade eilig!) — der ihm die unabwendbare Thatsache verkündete und ihm nur die Wahl ließ, ob sie durch ihn angeregt oder ohne und gegen seinen Willen geschehen solle. Wer den jungen König kannte, hat jener Erzählung niemals glauben können.

Aber Dank seinem Eifer für den Krieg waren die Baiern die allerfrühesten, welche neben den Preußen „die Wacht am Rhein" bezogen.

Die Begeisterung und Pflichttreue für Deutschland hat in Baiern wie in Württemberg sofort über den Haufen gerannt die vor dem Aufsteigen der Kriegswolken lang und breit erörterte Streitfrage, ob in Folge der Schutz- und Trutzbündnisse vom August

1866 die Südstaten befugt seien, im Einzelfall zu prüfen, ob sie zur Waffenhilfe verpflichtet seien (den sogenannten casus foederis festzustellen) oder ob sie in jedem Kriege Preußen Hilfe zu leisten hätten. Recht viel thöriges Gerede und Geschreibsel war hierüber gewechselt worden; ich habe schon damals dargethan, daß unbedingte Hilfspflicht bestand; denn Preußen einerseits, die drei (1/2: nämlich Hessen für seine Südhälfte, für die Nordhälfte stand es im norddeutschen Bunde) Südstaten andererseits hatten sich gegenseitig den Besitzstand ihrer Gebiete gewährleistet; nun bedroht aber jeder Krieg, ohne Rücksicht auf die Entstehungsursache, den Besitz des Besiegten; wäre z. B. im Jahre 1870 der Krieg um die hohenzollernsche Thronbewerbung in Spanien entbrannt, so würde doch das siegreiche Frankreich nicht etwa mit dem Verzicht auf jene Bewerbung sich haben begnügen müssen, sondern das Recht gehabt haben, dem besiegten Preußen z. B. das linke Rheinufer abzunehmen. Und ganz ohne Zweifel würden das dieselben Franzosen gethan

haben, welche nun in der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen gegen den Willen der Einwohner einen himmelschreienden Rückfall in ein barbarisches Kriegsrecht erblicken. Ja, sie haben ein eigenartiges Völkerrecht, die geistreichen Leutchen da drüben; z. B. auch eine Festung, heißt Paris, aus welcher man nur heraus, in welche hinein man nicht schießen darf, was freilich eine angenehme Einrichtung ist. In Summa: die Süddeutschen haben damals nur ihre Schuldigkeit gethan; wie sie aber dieselbe gethan haben, ist höchsten Preises werth. Das erkennt auch der so lobkarge Moltke an; fast nur die „braven" Brandenburger (vor Metz), die Pommern[1]) und die Baiern erhalten ausdrücklich lobende Beiwörter[2]): „die verwegene kleine Schaar", welche sich schon am 31. August allein in Bazeilles behaupten wollte: freilich liegt in dem „verwegen" wohl auch eine leise Rüge der allzu rauflustigen „Schneid". Aber wie wohl thuen

---

[1]) Kriegsgeschichte, S. 58.

[2]) Ebenda S. 84.

den Herzen der Baiern die Worte Moltke's über den Tag von Coulmiers, den „Ehren-“ nicht „Unglücks-Tag“ von der Tann's, da sie, nicht 20000 Mann, Stunden lang 70000 Franzosen in Schach hielten und, als sie endlich solcher Uebermacht wichen, nicht verfolgt wurden.

In Süddeutschland waltete auch bei den Regierungen so unbedingtes Vertrauen, daß alle vier betheiligten Staten „anscheinend das eigene Land entblößend, ihre Contingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen“ [1]).

Zahlreich sind die köstlichen, herzerquickenden Beweise solchen Vertrauens in Volk und Heer, welche ich damals bei Ausbruch des Krieges daheim und später in Frankreich erlebte; und doch war man gerade in Würzburg und in Unterfranken überhaupt, eingedenk der Tage von Kissingen und Aschaffenburg, der Beschießung Würzburgs, den Preußen nicht ge-

---

1) Ebenda S. 6.

rade sonderlich gewogen! Ich kannte näher einen Artillerieunterofficier, der bei Kissingen einen Bruder verloren hatte, was ihn bitterer schmerzte, als eine bei Hettstädt empfangene Wunde: der hatte von 1866—70 weidlich geschimpft auf die Preußen und meine beschwichtende Beredsamkeit war erfolglos an ihm abgeglitten. Ich traf den Mann wieder bei Beaumont (30. August): er war Feuer und Flamme für die Preußen! Erfreut fragte ich: „Nun sag' einmal. Ihr Baiern habt doch grad so viel Schneid wie die Preiß'n".

„Do hast Recht!"

„Warum is denn anno 66 so schiach (schlecht) bei euch ganga und warum geht's denn jetz' so guat?"

„Dös will i Dir scho sagn. Schau: bal's (wenn es) hoaßt: ‚um achte müaßt's da sei', na is der Preiß da und mir (wir) sind so um a halbe neine schö langsam daher kemma. Aber jetz' sei' mer (sind wir) a (auch) da akkrat um achte."

Wie innig hat mich oft der vertraute, ja geflissentlich freundliche Verkehr zwischen den norddeutschen und süddeutschen Wehrleuten auf dem Marsch, in der Beiwacht, im Quartier erfreut, so lang ich der III. Armee folgte von Hagenau bis Sedan! Dabei verhielten sich unsere Baiern und Württemberger anfangs zurückhaltend: — es war der Stolz der Besiegten! — aber die Norddeutschen verdienen das Lob, daß sie diesen wohl zu würdigen wußten und stets selbst die ersten entgegenkommenden Schritte thaten.

XXI.

In mir trat mit dem Ausbruch des Krieges sofort eine Erhebung ein aus trostloser Schmerz-Versunkenheit.

War doch jetzt jene Saite in mir angeschlagen, die unter Allen von dem Ritterspiel des Knaben an bis heute am Mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die „heldenhafte“: wie viel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles Andre in mir — Alles, ohne Ausnahme! — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf. Es war ja ein Hauptanzeichen meiner tiefen seelischen Erkrankung, daß ich all' diese Jahre (abgesehen von dem bis zum Umfallen getriebenen Arbeiten an Könige V. und VI.: — damals mein einziger geistiger

Halt und auch mein einziges geistiges Interesse) ausschließlich in mich selbst und in das Weh, das ich mir und Andern bereitet hatte, versunken dahin lebte. Kein Versuch der unermüdlich an meiner Emporraffung arbeitenden Freunde und Freundinnen: der Doß, Tröltsch, Semper, Roßbach, Gareis, Grasberger, Heß fruchtete: ich verging in krankhafter Schwermuth, in dem unablässigen Bemühen, in meinen Gedanken einen Ausweg aus dem doch Weglosen zu finden. Will man hart sein, mag man sagen: es war ein maßloser, nur in sich und seinen Wunden wühlender Subjectivismus, der in krankhafter Selbstsucht von Gott und der Welt nichts hören und sehen wollte, ausschließlich in der Einen Richtung fort suchend, denkend, träumend, klagend und sich selbst anklagend.

Alle Kranken sind selbstisch und ich war sehr gemüthskrank damals: ich sehe es ein und danke tief gerührt den treuen Herzen, die nicht müde wurden, des Kranken zu pflegen, der so ungeduldig und ungebährdig nicht gepflegt sein wollte, und bitte auch

jene um Vergebung, die ich damals durch solches Wesen quälte: — freilich selbst noch viel schärfer gequält. — —

Aus dieser ausschließenden Versenkung in das eigne Weh ward ich nun auf das Heilsamste empor gerissen durch den hallenden Heer-Ruf: „Vaterland!“

Ein unmännlicher Schwächling, der jetzt noch in seine, des Einzelnen, eignen Schmerzen versunken geblieben wäre, indeß um das Geschick seines Volkes, um das Wohl und Wehe Deutschlands mit dem Einsatz des Lebens von Hunderttausend Deutschen die ehernen Schicksalswürfel rollten!

Es trug mich wie auf Adlerflügeln empor!

Sofort — am Tage der Kriegserklärung — schrieb ich gleichzeitig an den baierischen und an den preußischen Kriegsminister und meldete mich als Combattant: — exerciren hatte ich gelernt, ich schoß vortrefflich: — ich bat, mich in ein beliebiges Fußvolk-Regiment einzureihen, aber sofort mit gegen den Feind marschieren zu lassen.

Ich wollte dem folgen, der mich zuerst annahm und so sicher gehen wie möglich: drum bot ich mich beiden an. Fieberhaft gespannt erwartete ich die Antwort.

Am gleichen Tage schrieb ich folgende Verse in mein Tagebuch:

19. Juli 1870.

Die Lösung.

Schlägt Verzweiflung wild die Fäuste
An des Himmels ehrnes Thor, —
Manchmal thut sich's auf mit Krachen
Und ein Wunder blitzt hervor.
Endlich schickt dir Gott die Lösung,
Gränzenlos gemartert Herz:
Gottes Donner kracht in Frankreich
Und sein Blitz heilt jeden Schmerz.

* *
*

20. Juli 1870.

Auf!

Hebe deine weißen Schwingen,
Auf, mein Geist, empor, empor!
Hörst du nicht die Harfen klingen
Hoch herab aus Walhalls Thor?

Auf! Nichts mag die Seele halten,
Die da rein nach oben flammt:
Allen irdischen Gewalten
Obsiegt was vom Geiste stammt.
Laß die Erde, laß sie sinken,
Ihren Schmerz und ihren Tand:
Dort, wo Walhalls Zinnen winken,
Ist des Helden Heimathland.
Schleudre Dorn= wie Rosenkränze
Fort, die dir die Stirn umlaubt:
In der Faust das Schwert erglänze
Und der Helm auf deinem Haupt.
Nicht mehr eignem sollst du lauschen,
Nicht mehr fremdem Klagewort:
Dort, wo Deutschlands Fahnen rauschen,
Bannerträger, ist dein Ort.
Wirf in deines Volkes Kämpfe
Jauchzend dich mit Schild und Schaft,
Daß der Sturm der Schlacht sie dämpfe,
Die Vulcane deiner Kraft.
Wer in solchem Kampf gefallen,
Unbefleckt, im Siegeslauf,
Geht in Deutschlands Heldenhallen
Als ein leuchtend Sternbild auf!

XXII.

Lange Tage, ja Wochen vergingen mir in gespanntem Harren auf die Antwort der Minister.

Ich bestellte mein Haus, machte mein Testament, übergab es dem Notar (Seuffert) und — wartete. Aber die Kriegsminister in Berlin und in München hatten wohl damals Dringenderes zu thun als mich sofort zu bescheiden.

Einstweilen füllten sich ja die bangen Tage mit den unabläßig sich drängenden Nachrichten über die Maßregeln der Deutschen, der Franzosen, über die muthmaßliche Stellungnahme von Oesterreich, Rußland, Italien: die Aufregung war groß! Man lief in die Harmonie, in die Redaction der Würzburger Zeitung, die am frühesten die Depeschen brachte: das bis dahin ziemlich farblose Blatt trat nun unter die

thatsächliche Leitung von einigen jungen Leuten, Privatdocenten und Doctoren der Rechte, die Feuer und deutsche Gesinnung in diese Blätter brachten: es waren zumal meine Schüler Gareis und Schraut (der es ja in jungen Jahren in glänzender Laufbahn bis zum Unterstatssecretär für Elsaß-Lothringen gebracht hat). Komisch war zuweilen die Eiferhitze der in Redactionssachen wenig erfahrenen jungen Leute. Als nach dem Treffen bei Weißenburg wahre und zahlreicher noch übertriebene Nachrichten von Ausschreitungen gefangener Turcos gegen unsere Aerzte, die sie pflegen wollten, verbreitet wurden, begrüßte mich (ich kam zuweilen in das Leitungszimmer [auf deutsch „Redactionsbureau"] auf den eignen Wunsch von Gareis, allzu viel Feuer zu dämpfen) dieser lange Karl mit dem Ruf: „Herr Professor! Racenkrieg! Es geht nicht mehr anders. Lesen's diese G'schichten! Ich hab' soeben in dem Leitartikel die Franzosen für außerhalb des Völkerrechts stehend und ihnen den Racenkrieg erklärt." Ich machte dem Erregten

bemerklich, der Eine Sieg sichere uns doch noch nicht davor, daß die Franzosen zu uns in's Land kämen und dann würde der Racenkrieg ....

Sofort hatte mich der Scharfsinnige begriffen und er rief mit der ihm eignenden Dröhn-Stimme in die offne Thür der Druckerei: „Stritzelberger! Halt! Kein Racenkrieg! Raus mit dem Artikel.“ Und so hab' ich noch rechtzeitig dies internationale Unheil verhütet! —

Und diese hiefür so undankbaren Ultramontanen! Die Haltung der neuen Würzburger Zeitung war nun so deutsch-national, d. h. nach jener Auffassung so „bismarckisch“ geworden, daß ihre Stimme, das „Würzburger Journal“, eiferte, jenes Blatt werde jetzt „von einer Rotte böser Buben“ geleitet. Der Herr Unterstatssekretär zu Straßburg und der Herr Geheimrath zu Königsberg sind in diesem Sinn auch heute noch recht böse Buben.

Auch sonst fehlte es in jenen Tagen höchster Erregung doch nicht an allerlei Humor: daß ich wieder

Sinn und Fähigkeit gewonnen hatte, das überhaupt wahrzunehmen, war schon ein Zeichen beginnender Gesundung.

So hatten wir Ende Juli in außerordentlicher Sitzung eine Reihe von Rechtscandidaten zu prüfen, auf daß diese, nicht mehr als Studenten, sondern als Rechtspracticanten in das Heer eintretend, die zahlreichen Lücken der Officierstellen ausfüllen konnten. Nun, bei dieser Prüfung ward es nicht grausam gehalten. Ich fragte einen hochbegabten und musterhaft fleißigen Prüfling nach dem deutschen Rechtssprichwort: „der Todte erbt den Lebenden" und da es ihm nicht gleich einfiel, wollte ich ihm beispringen durch Anführung des Französischen: „le roi est mort ...." Nun stand damals in allen Zeitungen täglich das Geschrei der Franzosen: „vive l'empereur!" und der junge G. in seinem Uebereifer fiel ein: „Natürlich, Herr Professor: le roi est mort, vive l'empereur!"

Aber damals war mein Sinn doch viel reger als

auf den Humor auf das Hochpathetische der Dinge gerichtet, die um uns her geschahn.

Ende Juli hatte ich einen Lieblingsschüler, einen bildschönen Jüngling, in jener Prüfung von mir verabschiedet; er eilte an den Rhein, in einem der ersten Gefechte erhielt er einen Schuß durch die Brust und ward in den ersten Tagen des August zurück gebracht — sterbend, wie es hieß. Mir that das Herz weh um ihn. Aber seine Braut hat ihn gerettet. Das schöne Mädchen setzte sich an sein Bett und pflegte sein Tag und Nacht (zum Entsetzen aller Betschwestern in der Stadt des heiligen Kilian: es sind nicht wenige!) mit solcher Hingebung, daß nach Aussage der Aerzte er nur ihr die Erhaltung des jungen Lebens verdankt. Denn der Himmel hatte ein Einsehen, das er nicht immer bewährt: der junge Held lebt heute noch: und wie freute ich mich, als ich geraume Zeit später das schöne Par, Herrn Pohl und Frau Pohl, geborene Fräulein Ludwig, in München Arm in Arm wandeln sah.

Ja, wenn man mitten in dunklem Kampfesstaub den glücklichen Ausgang voraus wüßte. Wie mancher Selbstmord, wie manche That der Verzweiflung bliebe ungethan! —

Und ich harrte und harrte auf die Antwort der Minister!

Der Juli ging zu Ende: ungezählte Truppenmassen gingen aus Nordosten durch Würzburg an den Rhein: es gab viel Arbeit, denn selbstverständlich gehörte jeder gesunde Mann mehreren der Ausschüsse zugleich an, die sich gebildet hatten, durch freiwillige Thätigkeit Heer und Verwaltung zu unterstützen: ich weiß nicht mehr, wie vieler Ausschüsse Glied ich war, nur daß ich recht viel auf dem Centralbureau in dem Eisenbahnhof zu thun hatte: die Vorlesungen waren Ende Juli geschlossen worden. „Man kann nicht arbeiten!“ riefen die meisten Amtsgenossen, und lasen immer wieder die Zeitungen.

Ich las sie auch, lief auch nach den neuesten Depeschen in die Harmonie, zu Haderlein und den

gleich mir nach Neuem [und nach Wein!] dürstenden Freunden: aber in einer seltsamen Eigenart meiner Natur ward es mir dann, der ich ja durch die That doch fast nichts fördern konnte, Bedürfniß, wissenschaftlich fort zu arbeiten und unter der schwersten Sorge um das bedrohte, unvertheidigte Saarbrücken, in der Befürchtung, die Franzosen über Heidelberg bis zu uns vorstoßen zu sehen — Freund Semper wies mir das so säuberlich auf der Carte nach! —, arbeitete ich jede freie Stunde zu Hause an den „Königen" V. und VI. Ein bischen verdreht! Ja, aber doch damals recht heilsam. Es beruhigte von den außerordentlichen Aufregungen.

Die brennendste war für mich die des Harrens!

Es wär so wunderschön, so ideal gewesen, damals, gleich am 19. Juli, die einzig richtige Lösung aller Wirren und Wehe zu ergreifen.

Die dichterische Behandlung des Gegebenen wäre gewesen: am 21. Juli fort, am 22. am Rhein, am 23. morgens im Gefecht und Abends — in Walhall.

Und jetzt war die erste Woche des August angebrochen und noch keine Entscheidung! Die höheren Officiere in Würzburg, die ich anging, erwiderten achselzuckend, eine so außerordentliche Verfügung müsse vom Kriegsminister — ja gar vom König selbst! — ausgehen.

An den Cultusminister mich wenden wegen Beurlaubung wollte ich erst, nachdem ich die Aufnahme in ein Regiment zugesichert erhalten hatte: übrigens stand ja die bis Ende October währende herbstliche Freizeit unmittelbar bevor.

Einstweilen stieg unsre Besorgniß um Saarbrücken, das von erdrückender Uebermacht bedrohte, um die Rheinlande überhaupt: obwohl lang erwartet, traf uns doch schwer die Nachricht von der Einnahme der Stadt: drei Divisionen hatten die schwache Schar (nicht 20000 Mann! wie die Franzosen angaben) zurück gedrängt. „Die Tricolore weht in Saarbrücken!“ rief ein Pariser Blatt, „eine neue Aera der Weltgeschichte ist angebrochen!“

Das Wort hatte tiefern Sinn, als der Pariser ahnte. Aber wir athmeten doch schwer und bang.

Jedoch das Gegentheil von Feldherrnkunst hatte die französische Heerführung gleich zu Anfang des Feldzuges geleistet, auch als noch nicht — wie in der Folge so oft — widersprechende Befehle des Kaisers, der Kriegsminister, der Generale Verwirrung anrichteten: „der französische Angriffsplan ging auf ein überraschendes Angriffsverfahren aus. Die starke Schlacht- und Transportflotte sollte zu einer größeren Landung verwerthet werden, welche einen Theil der Streitkräfte Preußens im Norden festhalten konnte, während dessen Hauptmacht, wie man annahm, den ersten Angriff hinter der starken Rheinlinie abwarten werde. Dieser Strom sollte, unter Umgehung der großen Festungen, bei und unterhalb Straßburg ungesäumt überschritten und die süddeutsche Heeresmacht, welche den Schwarzwald zu vertheidigen hätte, dadurch gleich anfangs von der norddeutschen getrennt werden"[1]).

[1]) Moltke a. a. O. S. 3.

Geradezu genial war dem gegenüber der kühne Entschluß Moltke's, obwohl er diesen Plan und die zu dessen Ausführung weit vorgeschobene französische Uebermacht an der ganzen Grenze erkannt hatte, gleichwohl den Aufmarsch der deutschen Heere nicht hinter, sondern (wie er mit Vorliebe sagt) „vorwärts dem Rhein" zu bewirken.

Man hatte auf französischer Seite in kühnem Wagniß die Truppen in unfertigem Zustand an die Grenze geworfen, um mit — wenn auch nur kurzwährender Uebermacht — den Aufmarsch der Deutschen zu überraschen, in Süddeutschland einzubrechen, durch einen ersten Erfolg wichtige politische und moralische Vortheile zu gewinnen: allein die für uns Deutsche so bangen Tage von Saarbrücken, an welchen man aus jener überstürzten Versammlung diesen Gewinn hatte ziehen können, waren ungenutzt verflossen: „der innere Zustand der Truppen hatte jede Thätigkeit gelähmt"[1]. Oberstlieutenant Pestel hielt

1) Ebenda S. 10.

mit drei Schwadronen und einem Bataillon zwei Wochen lang die Uebermacht in Schach.

Da kam am 4. August die Siegesnachricht von Weißenburg. Ah! Welche Erlösung aus schwülem Druck! Und — dem Himmel Dank — nicht blos Preußen, auch Süddeutsche — Baiern! — hatten wesentlichen Antheil an dem Kampf und dem Ruhm. Das Blut beider war geflossen: Blut aber „ist ein ganz besondrer Saft“: er sollte die gespaltnen Stämme verkitten.

Das war das rechte, das allein wirksame Gegengift wider die Erinnerung an Kissingen. Die Baiern hatten gezeigt, daß es ihnen Ernst war mit der Bundestreue und was sie unter guter Führung leisten konnten. Mit feuriger Begeisterung schrieb ich die folgenden Zeilen, ließ sie drucken und zur Vertheilung unter die Soldaten der III. Armee in vielen tausend Exemplaren an den damals vergötterten Kronprinzen von Preußen schicken, der sich wirklich die Zeit nahm, mir zu danken.

Victoria!

Nun laßt die Siegsfanfaren schmettern
Und fallet ein im Jubelchor:
Denn hell aus dunkeln Schlachtenwettern
Stieg Deutschlands goldner Stern empor.
Der falsche Zauber brach in Stücke
An unsres Speeres Eichenschaft:
Dort wälscher Trug und wälsche Tücke, —
Hie deutsche Treu und deutsche Kraft.
Scharf habt den Adler ihr getroffen,
Ihr Schützen meines Alpenlands,
Und rasch wie eurer Felsen Schroffen
Erklommt ihr Wall und Mauerkranz.
Gefällt die Wehr, den Schuß verhalten
Drang an der Preuße siegesfroh:
Sie haben ihm nicht Stand gehalten,
Dem Bajonett von Waterloo!
Nein! Als sie auf der Höhen Krone
Des deutschen Auges Blitz gewahrt, —
Da hat des Caesars Bataillone
Den Berg hinab die Flucht entschart.
Jetzt nach, Husaren und Ulanen,
Den Todtenkopf an schwarzem Helm,
Wie Wetter Gottes drein gefahren
Auf Zuaven- und auf Turko-Schelm.

Das Lager brennt, die Adler fallen,
Das Mordgeschütz, — stumm liegt es da
Und durch die Lüfte braust's mit Schallen:
Victoria! Victoria! [1])

Und nach nur zwei — für mich freilich sehr langen! — Tagen nach dem Treffen bei Weißenburg folgte die Botschaft eines viel größeren Sieges in der Schlacht bei Wörth (6. August) [2]). Und wieder

[1]) Für das Treffen bei Weißenburg erhalten übrigens die Franzosen von Moltke selbst (der überhaupt der Tapferkeit der Feinde in schöner Weise gerecht wird) eine sehr gute Note: „eine Division hatte drei deutsche Corps auf sich gezogen und (erst) nach kräftiger Gegenwehr den Rückzug bewerkstelligt, ihr tapfrer Führer war im Kampfe gefallen"; schon hier wie noch oft in der Folge war ein auf deutscher Seite (vielleicht allzu) lange hingehaltenes Feuergefecht des Fußvolkes endlich durch Umfassung eines Flügels des Feindes und durch Heranziehung überlegener Geschützmacht zum Siege gewendet worden.

[2]) Unter den nun — nach dem 2. August — gegebenen Möglichkeiten war auch die, daß die Franzosen selbst zum Angriff schreiten würden: sie war auf deutscher Seite vorausgesehen worden: aber die Schlacht bei Wörth ward einen Tag früher geschlagen, als beide Heerführer gewollt hatten: „wo die Parteien so nah aneinander gerückt sind wie hier, entbrennt der Kampf leicht auch gegen den Willen der oberen Leitung". An diesem Tage „klappte es" nun auf deutscher Seite durchaus nicht recht: das geht aus Moltke's Darlegung noch klarer als aus dem General-

hatten neben den Preußen Baiern und diesmal auch Württemberger gefochten. Blutig freilich war der Tag gewesen[1]: aber dafür hatten die Franzosen allein an Gefangnen 200 Officiere und 9000 Mann, dazu 1 Adler, 4 Turkofahnen, 28 Kanonen und 5 Mitrailleusen verloren. Am gleichen Tag siegten die Preußen allein in dem blutigen Ringen bei Spichern[2]! Und ich sollte immer zu Hause sitzen,

---

stabswerk hervor: widersprechende Befehle führten zu unerfreulichen Dingen: so mußten die Baiern, nachdem sie unter sehr starken Verlusten einen Wald genommen, gemäß dem jetzt eintreffenden Befehl des Kronprinzen ihn wieder räumen und das Gefecht einstellen, — um bald darauf nach neuem Befehl den nämlichen Wald noch einmal nehmen zu müssen. Zwei Freunde von mir liegen unter jenen blutgetränkten Bäumen: Max von Schlichtegroll, der Bruder Anna's (I. S. 113) und der Sohn des Philosophen Hoffmann in Würzburg (oben S. 57).

[1]) 489 Officiere, 10 153 Mann: davon Baiern 73 Officiere, 1413 Mann. Der Verlust bei Weißenburg hatte betragen 91 Officiere, 1460 Mann, davon Baiern: 16 Officiere, 347 Mann.

[2]) Aus dieser Schlacht erhielt ich später (1872) einen drolligen Bericht: zwei Batterien des I. Armeecorps waren in Königsberg eingeschifft, auf der Eisenbahn angelangt und aus derselben sofort in die Schlacht geeilt. Ein wackerer Ost-

von den Schlachten lesen und Lex Visigotorum durchforschen! Es war unerträglich.

Endlich, am 9. August, trafen die beiden Schreiben — fast gleichzeitig — ein, am Vormittag das aus München, am Nachmittag das aus Berlin: ihr Inhalt war für mich niederschmetternd: beide Kriegsminister lehnten — in der höflichsten Weise — ab und zwar, als ob sie's in „vorgängiger verabredeter Verbindung" gethan hätten, fast wörtlich in der Begründung übereinstimmend: 1. man habe übergenug

preuße, der das eiserne Kreuz trug, erzählte mir auf eine Frage nach dem Anlaß solcher Ehrung: „Wofür? Ja, Harche (Herrchen), das kann ich Ihnen nicht sagen. Von Königsbarg fort in der Eisenbahn, immer fort, immer fort — durch so scheenes Land — überall gegaffen und getrunken, ach so viel Wein! Ueberall angesungen! — Auf einmal: „Halt!" — Es schießt mit Kanonen: — raus aus dem Wagen: — rauf auf einen hohen Barg (so was hohes hatte ich noch nie geseh'n): — unser Geschütz war das erste: — ich richtete es: — auf einmal: — Bauz! — was vor den Kopf. Ich fall' um. Wie ich wieder aufwache, fahr' ich wieder per Eisenbahn, liegend auf Battchen (Bettchen), nach Königsbarg. Der Kopf brummte noch lang. Dann kam das eiserne Kreuz. Jetzt brummt er schon lang nicht mehr."

an Mannschaften und 2. ich könne dem Vaterland an meinem Schreibtisch und mit meiner Feder viel ersprießlicher dienen als im Feld mit dem Gewehr. Das Zweite schmerzte mich tief; sie wußten eben nicht, die Excellenzen, wie vortrefflich ich schoß! Die Vereitlung des Gedankens, den ich als den allein richtigen und rettenden erkannt hatte, drohte nahezu, mich in die alte rathlose Verzweiflung zurück zu werfen. Aber nein! Ich raffte mich empor und sagte mir: „Hinein muß ich. Geht es nicht als Soldat, so muß es in andrer Weise gehen: bin ich nur einmal „drin“, d. h. vor dem Feind, dann wird sich schon Alles erreichen lassen.“

Es bot sich mir nun der nahe liegende Ausweg, als Nothhelfer auf den Kriegsschauplatz zu eilen, wie schon vor mir in diesen Tagen gar manche der Freunde gethan hatten: so selbstverständlich die meisten Aerzte und vor Allen mit Feuereifer Roßbach, dann aber auch andere Männer als Führer von Proviant-sendungen, als Träger von Verwundeten, so viele

Würzburger Turner in „Sanitätscolonnen": so Semper und andere. Manche hatten sich gewundert, daß ich, dessen Begeisterung sie ja kannten, nicht schon längst in gleicher Weise aufgebrochen sei: daß ich nur blieb, um auf etwas Besseres zu warten, wußten nur jene früher befragten (S. 231) Officiere, dann Semper, Roßbach, Tröltsch (Gareis wartete gleich mir auf einen Auftrag). Da nun diese Hoffnung vereitelt war, griff ich zu dem unerwünschten, langsameren und schwierigeren Mittel. Ich nahm das rothe Kreuz[1]) und meldete mich bei dem Etappen-Commandanten auf dem Bahnhof mit der Bitte um einen militärischen Ausweis und einen beliebigen Auftrag in das Hauptquartier der III. Armee. Der Officier bemerkte mir, in dieser Weise gehe es nicht: ich möge warten, bis er mir eine Proviantsendung mit geben könne: nur so würde ich durchdringen.

---

[1]) Damals nach dem Entschluß, wenigstens als Nothhelfer die Gefahren des Krieges aufzusuchen und mich so nützlich als möglich zu machen, schrieb ich in mein Tagebuch:

Ach, wieder warten! Erst am 11. August erhielt ich — mit meinem „Ausweis" — die Mittheilung, endlich sei ein Proviantzug zusammengestellt, den ich morgen nach Hagenau im Elsaß führen solle: es

---

9. August 1870.

Daheim in Muße soll ich liegen,
Indeß die Brüder sterbend siegen?
Das Traumbild stiege meiner Lieder
Lebendig, glorreich, endlich nieder
Und bei den Büchern blieb' ich sitzen?
Nein, bei der schönsten der Walküren!
Hinein, wo Stahl und Feuer blitzen!
Dürft ich voran dem Ansturm eilen!
Doch, darf ich nicht die Waffen führen, —
Gefahr und Schrecken darf ich theilen,
Kann retten, rathen, helfen, heilen.
Ich will wo unsre Fahnen wallen
Sie siegen sehen oder — fallen!
In dieses Schicksal riesengroß
Flecht' ich des eignen Lebens Los.

Und als sie mir die weiße Binde mit dem rothen Kreuz schickten, schrieb ich:

11. August 1870.

Vergiß dich selbst, dein Glück, dein Leid,
Sei gegen Grau'n und Furcht gefeit,
In Schreck und Kampf ein Held von Erz,
Dem Schmerz ein Balsam sei dein Herz,
Sei still und stark im Schlachtgedröhn: — —
Und stirbst du so, dann stirbst du schön!

waren 12 Güterwagen, meist mit Brod und Wein beladen. Brod und Wein, der Ceres und des Bacchos altheilige Gaben, sollte ich bringen!

Schon seit dem 20. Juli hatte ich in aller Stille meine — sehr einfachen — Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen: nun mußte ich freilich im Civilanzug fort gehen; außer dem kleinen Wander-Ranzen, den ich in den Bergen getragen hatte, nahm ich den sechsläufigen Revolver mit, den ich am 25. Juli 1866 zur Abwehr etwa plündernder Polen gekauft hatte: „ich wünsche Ihnen, daß Sie ihn nie brauchen mögen", hatte mir der wackere Meister Büchsenmacher am Vierröhrenbrunnen-Platz gesagt bei der Einhandlung. Wenig ahnte ich damals, daß ich ihn einmal für die Preußen abschießen würde. Ich bedurfte noch eines kleinen Handkoffers für Wäsche, ging zu Freund Lexer und bat ihn, mir seinen recht tauglichen zu verkaufen.

„Warum verkaufen?" fragte er verwundert „ich leihe dir ihn gern".

„Ja", erwiderte ich, „weißt du, es ist nur — für alle Fälle" — . . .

Da durchschaute er, was ich verbergen wollte, umarmte mich und sagte mit seiner lieben weichen Stimme: „So? — Nun wo der Felix liegt, kann der Koffer auch liegen bleiben."

Es war das letzte Wort, das ich in Würzburg vernahm. —

Alsbald ging ich auf die Bahn; mein Weg führte durch den Zwinger, an Theresens Haus vorbei. Ich trug auf dem linken Arm die weiße Binde mit dem rothen Kreuz. Sie saß am Fenster. Sie sah es. — — —

Auf dem Bahnhof — es war etwa 2 Uhr Mittags des 12. August — fand ich meinen Sonderzug zur Abfahrt bereit: ich schnitt die Plombe des letzten der Wagen durch, schob das Eingangsbrett zurück und legte mich auf den Boden: es war ein badischer Wagen, Nro. 1275: wie oft und wie lang ruhten meine Augen auf dieser Zahl und auf dem

badischen Wappen, dem rothen Schrägbalken im gelben Feld, von dem Greifen bewacht. Die Locomotive pfiff! — leb wohl, Würzburg, und Alles was drin lebt!

Sedan.

I.

Der Leser wird sich überzeugen, daß ich wirklich, selbst wenn ich in der Stimmung gewesen wäre, keine Zeit gefunden hätte, eine Art Tagebuch zu führen, so lang ich „draußen" war; wozu auch?

So bin ich denn für die Schilderung meiner Erlebnisse bis zu meiner Rückkunft (Ende September) auf mein allerdings sehr gutes und für diese Zeit besonders geschärftes Gedächtniß angewiesen und auf die ganz kurzen einsylbigen Eintragungen in meine nun also 24 Jahre alte Brieftasche, die sehr „kriegsinvalide" zurückkam: sie enthalten nur Aufträge, die ich von Hagenau ab von unserm Führer erhielt oder die ich meinen Fuhrleuten oder Turnern ertheilte, ferner Verzeichnisse der Vorräthe oder Arzneien und

Verpflegungsmittel, die ich übernahm („faßte"), hin und wieder die Namen von deutschen oder französischen Verwundeten, denen ich Briefe an ihre Familien in der Heimath zu schreiben versprach, neben den Adressen dieser Angehörigen: nur die Nachtquartiere habe ich mir am andern Morgen, vor dem Aufbruch, in das Taschenbuch geschrieben, wenigstens bis Sedan — Donchéry (1. September). Da ist es denn erfreulich, daß Freund Gareis, mit dem ich in Hagenau unerwartet zusammentraf, in ein ähnliches Büchlein ähnliche, aber weit ausführlichere Eintragungen geschrieben hat, die er mir jetzt freundlich zur Verfügung stellte: seltsame Stimmungen wandeln mich an, sehe ich in die beiden vergilbten erinnerungsreichen Hefte! —

Es war schon sehr spät in der Nacht des 12. August, (eines Freitags) als ich nach Mannheim gelangte. Denn nicht nur ging der Zug als Lastzug langsam, — das Geleise vor uns war auch durch zahllose, früher abgelassne Züge gesperrt: alle Augenblicke mußten wir

halten und warten. Dazu kam, was ich alsbald mit schmerzlicher Ungeduld erfahren, aber freilich als nothwendig begreifen mußte: so ein Proviant- noch mehr aber ein „Sanitäts-Zug" oder eine entsprechende Colonne ist das buchstäblich zurückgesetzteste Stiefkind unter allen Transporten: nicht nur Truppen „gehen vor" auf der Landstraße, im Quartier, auf der Eisenbahn, in der Wahl zwischen guten und schlechten Wegen, guten und schlechten Rossen und Wagen, — auch alle Transporte von Munition, Geschütz, Waffen, kurz alles, was unmittelbar zum Kampfe gehört. Und zwar von Rechtswegen! Vor Beaumont (30. August) hörte ich mit an, wie ein höherer Officier einen niederern schalt, daß sein Bataillon noch nicht das vor uns liegende Dorf erreicht habe: „die Straße ist gesperrt durch diese Sanitätscolonne und ihre Wagen" entschuldigte sich der Officier, mit dem Degen auf uns deutend.

„So schmeißen Sie doch die Wagen und den ganzen Sanitätskrempel nach rechts und links in die

Straßengräben!“ schrie der angenehme Mann auf seinem Rothroß.

„Es war uns zum Heil: es trug uns“: — vorwärts.

Unsere Fahrer, Elsässer Bauernjünglinge, die, wie wir sehen werden, nur sehr unfreiwillig die Gefahren unseres Zuges auf sich genommen und nur soviel Deutsch verstanden als ihnen paßte, hatten die Drohrede des preußischen Generals wunderbar gut verstanden und trieben plötzlich ihre Rößlein so rasch voran, daß wir alsbald eine Wiese erreichten, auf die wir auswichen: das „Linksundrechtsindiestraßengrabenhinunterschmeißen“ war also nicht nothwendig.

Auf der Fahrt von Würzburg bis Mannheim und von da bis Hagenau ward also mein „Sonderzug“ unzählige Male an den Stationen angehalten und er mußte warten, das Geleise räumen u. s. w., um nachkommende Truppen — und andere bevorzugte — Sendungen vorüber und voran zu lassen.

In Mannheim langer Aufenthalt zu ähnlichem

Zweck: im Aufundniederwandeln neben meinen Wagen sah ich plötzlich — der Mond trat aus fluthendem, zerissenem Gewölk — tief zu meinen Füßen etwas wie flüssiges Silber dahin gleiten: es war der Rhein, der schwer bedrohte Rhein! Seit 1868 hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Augenblicklich glitt ich die steile Böschung des Eisenbahndammes hinab: schon stand ich unten: prachtvoll glänzte im geisterhaften Mondenglanz der heilige Strom: ich kniete nieder, netzte die Stirn mit dem kühlen Naß und that ein schweigend Gelübde. —

Es war hoch poetisch da unten: der leise rauschende Strom, um den zwei Völker blutig rangen — die stille Einsamkeit ringsum — oben ein par Sterne — ziehend Gewölk, hellumrandet — der blinkende Mond .....

„Wie phantastisch!" wird man sagen „wie übertrieben!" Phantastisch? Ja! Dafür war ich ein zur Poesie wieder erwachter Poet, 36 Jahre jung und sehr hoch erregt. Aber „übertrieben"? Nein!

Es war mir Ernst mit dem Gelübde. Und ich hab's gehalten. —

Nachdem ich wieder hinauf geklettert, — das ging erheblich schwerer! — mußte ich noch lange, lange warten, bis der Zug, zahlreichen anderen den Vortritt lassend, sich wieder in Bewegung setzte. Er hatte nun vor meine zwölf Wagen noch viele andre mit Truppen und mit Munition eingeschoben. Sorgfältig überzeugte ich mich vor der Abfahrt, daß meine Wagen eingehängt waren: denn auf gar mancher Station hatte ich erst nach langer Verhandlung den Etappencommandanten oder Stationsvorstand bewogen, sie mitzunehmen, gegen die Wünsche von Truppenführern, die sie ausgehängt verlangten. Erst also nachdem ich meine Wagen mit eignen Augen eingehängt gesehen, setzte ich mich — denn das zwölfstündige Liegen auf dem Holzboden war nicht angenehm gewesen — zu Soldaten in einen Personenwagen vierter Classe und fuhr nach einiger Zeit ab.

Wie erschrak ich, als ich in Ludwigshafen, wo

schon wieder gehalten und „rangirt“ wurde, meine Wagen in dem langen, langen Zug nicht fand! Ich lief zu dem Zugführer, erinnerte ihn, daß auf Befehl des Stationsvorstehers die Wagen, zumal auch der badische 1275, eingereiht worden waren. „Jawohl“, erwiderte der Alamanne. „Aber kurz vor der Abfahrt sind sie auf Befehl eines Herrn Obersten wieder ausgehängt worden.“

„Und das haben Sie mir nicht gesagt?“

Da war er verschwunden!

Es war ein Schlag! Wie sollte ich mich in Würzburg verantworten? Ja, heißer brannte mir auf der Seele: wie sollte ich „hinein“ kommen? Meine Wagen bildeten meine einzige Berechtigung, vorwärts zu gelangen. Es ging mit ihnen langsam, — ohne sie gar nicht. Und in Nro. 1275 lag in meinem Ranzen mein Militärausweis und der Auftrag, mich zu befördern bis Hagenau. Wiederholt hatte ich Civilisten, die solches Ausweises darbten, zurückgeschickt gesehen.

So lief ich denn sehr bestürzt über die Eisenbahnbrücke nach Mannheim zurück, nicht ohne bei dem nun wieder halb verschleierten Mondlicht einigemale zu fallen, und suchte, unter stetem Fragen und unter häufiger Verweigerung jeder Antwort der Befragten, auf dem von zahllosen Wagen überfüllten Bahnhof nach den meinigen; endlich — bei Tagesanbruch — fand ich sie und erzwang die Absendung mit dem nächsten Zug. Nun aber verließ ich meine Nro. 1275 nicht mehr bis Hagenau und barg meinen Ausweis auf der Brust. Mein Schreck war stark gewesen.

Für den ganzen folgenden Tag, den 13. August, enthält das Taschenbuch nur das Wörtlein: Landau. Das will sagen, daß unser Zug von morgens 5 Uhr bis spät Abend brauchte, um die Strecke zurückzulegen, die man in Einer Stunde fährt! Das Anhalten auf jeder Station dauerte viele, viele Stunden. Es waren unserm Zuge drei Locomotiven vorgespannt und von meinem Wagen 1275, dem letzten, bis zur ersten Locomotive hatte ich eine volle Viertel-

stunde — 15 Minuten — zu gehen. Wie oft hab' ich den Weg, die Uhr in der Hand, zurückgelegt! Und dabei gar nichts zu thun haben — als warten! Das hatte ich mir anders gedacht! Und wie viele Tage noch hatte ich lediglich zu warten, bis ich „hinein" kam! Nur in Neustadt an der Hardt, dem liebreizenden, weinreichen und weinfrohen Städtlein, gab es ergetzliche Unterbrechung des eintönigen Harrens: da waren auf dem Bahnhof viele Leute versammelt, die mit dem ausgezeichneten Saft der dort wachsenden Reben die durchziehenden Truppen und auch mich labten. Man sah es den Männern und Frauen an, wie dankbar, wie froh sie aufathmeten aus dem schwülen dumpfen Bangen der letzten drei Wochen: hatten sie doch allen Grund gehabt, das Einbrechen von Turcos und Zuaven — wenigstens für einige Zeit — zu fürchten. Und was das bedeutete, — davon konnte man sich eine Vorstellung machen nach gewissen Drohungen der Franzosen. Als die kaiserliche Regierung die bewußte Unwahrheit

verbreitete, das Fußvolk des eifrig „preußisch“, d. h. deutsch gesinnten Großherzogthums Baden, (Baden hatte schon früher Aufnahme in den norddeutschen Bund angestrebt), führe, gegen den Vertrag von Sanct Petersburg, Sprenggeschosse, erklärte ein edler Bretone, Graf Kératry, in der Nationalversammlung zu Paris: „das Großherzogthum Baden steht fortab außerhalb des Völkerrechts und wir werden, kommen wir demnächst in dies Land, nichts verschonen, selbst nicht die Frauen“ (pas même les femmes: wörtlich so).

Den Franzosen soll im Allgemeinen die Ritterlichkeit durchaus nicht abgesprochen werden: aber zuweilen schlägt sie bei ihnen in das scheußlichste Gegentheil um — in die geschlechtliche Bestialität. Und nicht ein Fremder, ihr eigner Voltaire hat, übrigens ungerecht übertreibend, den Gallier (Pariser?) „halb Aff', halb Tiger“ genannt. Wehe unsern Frauen und Mädchen, führt der Revanchekrieg gewisse Elemente in unser Land. In Würzburg haben sich die gefangnen Mobilgarde-Officiere auf offner Straße

gegen Frauen und Mädchen der Art betragen, daß ihnen die Erlaubniß, den Marienberg zu verlassen, wieder entzogen werden mußte. So thaten Gefangene: was würden sie sich als Sieger erlauben!

Noch langsamer als nach Landau, wo ich in meinem Güterwagen auf dem nackten Boden übernachtete, ging am andern Tag die Fahrt nach Weißenburg von Statten: der Schnellzug braucht — sind es doch nur 6 Stationen — 46 Minuten: wir fuhren von Tagesanbruch bis spät Abend. Zumal in einem kleinen Ort, Winden, mußten wir sechs Stunden liegen bleiben, da fünf lange Züge vor uns auf dem Geleise hielten.

Uebrigens brachte dieser Tag doch schon die ersten Aufregungen und Eindrücke des Krieges. Während des langen Harrens zu Winden sah ich von meinem halbgeöffneten Güterwagen aus nach links auf die weit sich dehnenden Stoppelfelder hinaus, auf denen die glühende Mittagssonne — es war etwa 2 Uhr — eines aus der Maßen heißen Augusttages brütete.

Da bemerkte ich, daß von der fernen Landstraße, die im Osten mit ihren hohen Pappeln sich von den Getreideäckern scharf am Horizont abhob, zwei Gestalten — Frauen — uns näherten: nur langsam, müde, schwer offenbar kamen sie vorwärts: sichtlich wollten sie unsern Zug erreichen und deßhalb kamen sie querfeldein, ohne Weg, auf uns zu geschritten. Nun sie näher heran waren, ersah ich, daß die vorderste die Herrin, die folgende, schwer mit Gepäck beladen, die Dienerin war: auf einmal setzte sich unser Zug mit schrillem Pfiff in Bewegung: da begann die Dame heftig mit ihrem weißen Tuch zu winken und hastig zu laufen: das ward ihr gar schwer: denn wie ich nun wahrnahm, stand ihre Entbindung nahe bevor. Zum Glück hatte der Zug erst angefangen, ganz langsam zu rollen: ich sprang aus dem Wagen, es gelang mir durch Rufen und Winken, den Zugführer merksam zu machen: wir hielten: nun war die Frau heran: mit Mühe hob ich sie unter Hilfe der Magd in den hochbordigen Wagen, wo sie,

rothglühend im Gesicht und schweißtriefend, sofort ohnmächtig nieder sank. Ich schob meinen Ranzen unter das blonde, schöne Haupt und besprengte sie mit dem Wasser meiner Feldflasche: allmälig kam sie zu sich und erzählte mir nun unter erschütterndem Weinen und Schluchzen, vor sieben Monaten verheirathet, weit hinten in Schlesien, habe sie vor kurzem das Telegramm erhalten, ihr Mann sei bei Wörth schwer verwundet. Unerachtet ihres Zustandes war sie sofort aufgebrochen, trotz des Arztes und der Aeltern Verbot und Bitte, war Tag und Nacht hergeeilt, hatte ihren letzten in Karlsruhe gemietheten Kutscher — denn auf der Bahn ward sie nicht aufgenommen — nicht bewegen können, sie näher an den Kriegsschauplatz bis über Landau hinaus zu fahren: da habe sie unsern Zug entdeckt und sich rasch entschlossen, ohne Weg und Steg uns zu ereilen: denn vorwärts, vorwärts müsse sie um jeden Preis, sie ahne, daß sie sonst ihren Mann nicht mehr am Leben treffe. Es war schwer, die Verzweifelnde an-

zuhören, ohne gleich ihr in Thränen auszubrechen: es war mein erster Samariterdienst, die Arme ein wenig zu beruhigen. Ich versprach ihr, Alles zu thun, um zu ermitteln, wohin ihr Mann von Wörth aus gebracht worden sei, denn sie wußte das nicht und wollte auf's Geradewohl nach Wörth. Abends in Weißenburg angelangt, brachte ich die schwer Leidende mit Mühe in einem der überfüllten Gasthöfe unter: sie konnte am andern Morgen das Bett nicht verlassen: ich versprach ihr beim Abschied, sofort zu telegraphiren, was ich erfahren könnte: und es gelang mir durch glücklichsten Zufall, den Verwundeten aufzufinden schon in Hagenau, wo ich auf's Geradewohl in dem Lazaret, das in einem Wirthshaus (im „Wilden Mann"?) errichtet war, nachforschte: sprechen durfte ich den Leidenden nicht: aber der Militärarzt ermächtigte mich, zu telegraphiren: „außer Gefahr!" Ein guter Anfang![1])

---

[1]) Den Namen habe ich mir leider damals nicht aufgeschrieben und nun halb vergessen. Hauptmann von Wellstett,

Aber bei der Einfahrt in Weißenburg wären wir bald verunglückt. Ich hatte die Dame, nachdem ich sie ein wenig beschwichtet, mit ihrer Dienerin in meinem Wagen allein gelassen und war zu dem wackeren Zugführer in dessen hochragenden Verschlag hinter der letzten Locomotive geklettert, von wo aus er den Zug leitete.

Da — es ging gerade sehr steil bergab (kurz vor der Einfahrt, mein' ich) — sank der große, starke Mann, im Begriff, die Bremsekurbel zu drehen, plötzlich von seinem hochgeschraubten Ledersitz nach rückwärts in meine Arme: — „die Bremse, die Bremse" stammelte er, noch die Hand danach ausstreckend, und ward bewußtlos. Die Gefahr war wohl groß. Der

---

Wehlstätt? Dagegen finde ich einige Blätter weiter hinten die Adresse: „Secondelieutenant von Sterret (oder Schlereth? es ist offenbar sehr hastig aufgekritzelt), II. nassauisches Infanterieregiment Nro. 88; Frau Amtmann in Fulda; Bürgermeister in Wörth." Dunkel schwebt mir vor, daß ich an einem der folgenden Tage in ganz ähnlicher Weise einer jungen, zu ihrem bei Wörth verwundeten Gatten eilenden Officiersfrau Nachricht zu geben versprach und das auch — ich meine, von Wendenheim aus — gethan habe.

maßlos lange und schwere Zug fing an, mit unheimlicher Geschwindigkeit zu Thal zu sausen: ich, in allen technischen Dingen höchst unerfahren und ungeschickt, hatte keine Ahnung, was ich hätte thun sollen oder können, ich stand rathlos: da sprang an mir vorbei an die Kurbel der etwa vierzehnjährige Knabe des Zugführers, der allein noch zugegen war, drehte sie und brachte den Zug erst zu langsamerem Rollen, dann zum Stehen. Der Zugführer erholte sich und erzählte, daß er nun sechs Tage und sechs Nächte ohne Ablösung diesen anstrengenden Dienst thue mit hastigen, ungenügenden Mahlzeiten: die Erschöpfung hatte den Kräftigen übermannt: er meinte, unsere Gefahr sei dringend gewesen.

Nachdem ich die Frau Hauptmann in Weißenburg untergebracht, suchte und fand ich endlich in der von Soldaten wimmelnden Stadt auch für mich Unterkunft bei einem Bäcker: in der Backstube auf einer Bank. („Sonntag, 14. August, Weißenburg, Bäcker", besagt das Taschenbuch.) Am andern Morgen hatte

ich mehrere Stunden Zeit, das Städtlein mir anzusehen: das Landauer und das Bitscher Thor zeigten besonders stark noch die Spuren des Gefechts vom 4. August: es waren die ersten Kriegsbilder, die sich darboten. Bald sollte ich ganz andere Dinge schauen.

Am folgenden Tage war die Bahn nach Hagenau wenig belastet: wir erreichten daher, etwa um 8 Uhr aufbrechend, etwa um 12 Uhr unser Ziel (man fährt sonst 31 Minuten).

Seit meinen Berg-, Fisch- und Jagd-Fahrten am Chiemsee, zuletzt 1856, also in den letzten 14 Jahren, hatte ich mich nur sehr wenig in der Natur umgetummelt und in körperlichen Uebungen, war überhaupt nicht vom Schreibtisch viel hinweg gekommen. So war ich denn in eine gewisse unpraktische Professorenhaftigkeit gerathen, mit geringer Fähigkeit, rasch thatkräftig einzugreifen. Die Nothwendigkeit, das Bedürfniß, Andern — und um der Andern willen auch mir selbst — zu helfen, hat mich das in diesen Kriegswochen lehren müssen, sollte ich vorwärts kommen

und meine Pflicht thun: auch dafür habe ich — wie für Höheres — jenen Tagen zu danken.

Im Anfang aber war ich gar zu schüchtern! Nachdem ich drei Tage und drei Nächte auf dem Holzboden des Güterwagens gelegen, schmerzten mich die Knochen. Ein Landwehrofficier der gelben (d. h. gelbkragigen) Dragoner, der eine Zeit lang mitgefahren war und Gefallen daran gefunden hatte, daß ein Professor seinen Lehrstuhl und seine Stube verließ, um draußen zu helfen, schalt gleich nach der ersten Stunde solchen Liegens (— Bänke gab's nicht: es hieß stehen oder Liegen —) gotteslästerlich — er war ein pommerscher Gutsbesitzer und grollte den Franzosen schwer, daß sie ihm von seiner Aerndte und seinem „Frauchen" (dessen Bild er mir alsbald zeigte!) hinweg „mobil gemacht" hatten.

„Und drei Tage liegen Sie schon so? Und so ließen die . . . . . . (folgte ein ökonomisch sehr wichtiges Thier!) in Würzburg Sie abreisen? Nicht einmal eine Schütte Stroh?"

„Ich habe keine verlangt", erwiderte ich „und nicht daran gedacht."

„Ja, zum Teufel, aber einstweilen werden Sie wohl Ihre Knochen daran erinnert haben."

„Nun, es thut weh. Aber es war doch kein Stroh da. Und wenn, — ich habe ja nicht das Recht, es zu verlangen. Und kaufen . . ."

„I, schwere Brett, da hört doch Alles auf! Wenn Sie's so treiben im Felde, da werden Sie nicht weit kommen. Wir halten eben! Na, warte!" Sporen-klirrend sprang er aus dem Wagen, lief auf das nächste Bauernhaus zu (— wir waren schon bei Sulz, — also in „Feindesland" —), schrie heftig in's Fenster hinein und alsbald erschienen drei Bauernbuben, jeder ein mächtiges Bündel Stroh schleppend: eil- und dienst-beflissen rannten sie heran und reichten mir das Stroh hinein, für ein par Kreuzer sich demüthig be-dankend.

„Nich Geld raus schmeißen, Professerchen. Werden's noch brauchen. Und nich Pisang (= paysan) ver-

derben durch Verwöhnung. So! Nu werden Sie besser liegen. Na adjeh. Ich bleibe hier. Adje, Professerchen" winkte mir der Riese noch nach. „Lassen Se sich nich ganz todtschießen. Und wenn Sie was brauchen in la **France** und nich haben, vergessen Sie nich das Stroh[1]) von Sulz.

Aber ich besorge, ich würde nicht immer den Beifall des guten Pommern gefunden haben in meinem Verhalten gegen die „Pisangs".

Nun aber, in Hagenau, entstand für mich die bange Frage: „wie komme ich weiter hinein?" Hier endete die Sendung und der Auftrag, kraft deren ich — wir sahen, unter welchen Schwierigkeiten und mit welchen Verzögerungen — soweit gekommen war: hier mußte ich dem Etappencommandanten meine Wagen abliefern und damit erlosch mein Ausweis für Beförderung, der Befehl an alle Stationen, mich

[1]) Ganz ähnlich erging es Gareis, dem ein preußischer Soldat auf die Frage, woher er plötzlich das lang ersehnte Stroh zur Lagerschütt erworben, erwiderte, auf ein Haus deutend: „det hab ick da bei Muttern jefochten".

weiter zu schaffen, ja, die Ermächtigung, mich weiter vorgehen zu lassen: wiederholt hatte ich in diesen Tagen erlebt, wie Feldgensdarmen, Stationsvorsteher, Etappencommandanten Leute, die sonder Auftrag und Ausweis den Truppen folgend angetroffen wurden, anhielten und zurück schickten: und zwar von Rechtswegen. Denn so dankbar anzuerkennen ist, was freiwillige Hilfe in diesem Kriege geleistet hat, — recht häufig drängten sich doch auch allerlei Leute heran aus Neugier, aus „Bummelei“, die nichts förderten, lediglich die Wagen, die Häuser, die Straßen füllten und sperrten und so die Truppen und die ernsten Helfer hemmten. Ja, gelegentlich kam auch schwerer, ernstlich gefährdender Unfug vor, wie wir sehen werden, verübt sogar von organisirten Gruppen: der schlimmste Uebelstand war aber eben der Mangel an fester, strammer, militärischer Einrichtung all' dieser Bestrebungen: einzelne oder durch Zufall verbundene zwei, drei Leute folgten, unüberwachbar und von keiner Pflicht gebunden, den

Truppenzügen, mehr Abenteuer als Arbeit suchend: es ist ein sehr nothwendiger Fortschritt gewesen, daß man alsbald nach dem Friedensschluß diese Dinge militärisch gestaltete. — Mir konnte nun aber auch nach Erlöschen meines Auftrags die Umkehr aufgenöthigt werden und schweren Herzens gab ich meinen Ausweis gegen die Quittung über die Wagen aus der Hand und an den Etappencommandanten ab.

Ich stand also recht rathlos auf dem Bahnhof und überlegte, an wen ich mich wenden solle, um weitere Aufträge nach vorn zu erhalten. Auch fragte ich einen Johanniter, ob nicht bereits ein Dr. Gareis aus Würzburg eingetroffen sei? „Hier ist er!" erscholl es da plötzlich und ich hörte meinen Namen rufen: mich wendend erblickte ich ein ganzes Rudel der Würzburger Freunde: Roßbach, Gareis [1]), Semper,

---

[1]) Er war in der Nacht vom 13. zum 14. August von Würzburg aufgebrochen und auf demselben Weg über Heidelberg und Mannheim hierher gelangt, auch er mit Vorräthen in einem Güterwagen.

den Chirurgen Dehler, den Mediciner Gscheidtlen (den ich nach 18 Jahren in Breslau als Amtsgenossen wieder finden sollte) und andre mehr, zumal junge Mediciner und Turner Würzburgs. (Einige, ich weiß nicht mehr, welche, stießen aber erst in Nancy zu uns.) Neben diesen Würzburgern langte soeben eine vom Berliner Centralcomité ausgesandte Schar an, die unter dem Reservelieutenant (Ingenieur) von zur Nieden eine reiche Ladung ausgezeichneter Arznei- und Verband- (sowie auch Lebens-) mittel zur ersten Hilfe unmittelbar auf die Schlachtfelder führen sollte. Das war ja, was ich suchte. Der Wunschgott Wotan hatte mir diese Männer geschickt. Ich stellte mich dem Herrn von zur Nieden sofort zur Verfügung; glücklicherweise hatte mein Amtsgenosse, der treffliche Chirurg Dehler, in den vorhergehenden Tagen schon das vollste Vertrauen des Berliner Führers gewonnen, so daß dieser auf Dehlers Bürgschaft hin mich sofort in seine Gefolgschaft aufnahm und mir, wie er dazu ermächtigt war, den erforderlichen Ausweis ausstellte.

Die Würzburger Freunde und jene Berliner verschmolzen nun zu Einer Schar: unter den Berlinern hebe ich den prächtigen Baumeister Beckerhaus hervor: eine Hünengestalt, langmächtig und stark, so daß er mich, da ich einmal zu Brumath von einem hochbeladnen Wagen, links und rechts einen schweren Korb in der Hand, herab stürzte, wie ein Kindlein in seinen Armen auffing und säuberlich auf die Erde stellte. Dank ihm noch heute! Der alle Beschwerden trefflich ertragende Held litt leicht an Fußschmerzen und machte daher die ganze Kriegsfahrt in Pantoffeln mit, die ihm die Braut zierlich gestickt hatte: „Papperlgrün“ mit rothen Rosen. Herzlich freute ich mich, den Wackeren, dessen Humor uns oft aus beginnender Herabstimmung wegen des strömenden Regens heraus gerissen hatte, später (1878) in Danzig glücklich verheirathet wieder zu finden. (Meine Frage, ob er noch die Pantoffeln trage, bejahte er.)

Ferner lernte ich hier kennen und lieben Semper's Schwager, den prächtigen Consul Herrmann (oben

S. 47). Der Mann, der viele Jahre auf Manila gelebt und die reichsten Erfahrungen im praktischen Leben — im Wege der Selbsthilfe — gewonnen hatte, war einer der werthvollsten, allerwelt-sachkundigsten unserer Genossen, zu dessen Rathfindigkeit ich in meiner lehrhaften Hilflosigkeit oft staunend hinaufsah. Dabei bewährte er, der Hamburger Kaufmann und Seemann, eine köstliche Ruhe im Vergleich mit uns meist süddeutschen und freilich auch jüngeren Männern. Die im Kriege geschlossene schöne Freundschaft hat im Frieden vorgehalten bis heute: wie freute ich mich, in sein schönes, exotisch-tropisch geschmücktes Heim an der Alster zehn Jahre später Therese führen zu dürfen!

Auch der liebenswürdige Bassist der Berliner Hofoper, Beetz, folgte der Führung des feinen und gewandten Herrn von zur Nieden, unter allen Unbilden der Witterung getreulich auf dem offnen Leiterwagen ausharrend, obwohl unsere Aerzte ihn dringend baten, sich nicht der Gefahr auszusetzen, seine unvergleichliche

Stimme zu verderben oder gar zu verlieren: bis hinter Nancy zog er mit.

Da ich nun fortab in der Gesellschaft der liebsten, treuesten Freunde blieb, denen es wahrlich auch an Humor nicht fehlte, ward verhütet, daß ich, wie in den ersten Tagen der Einsamkeit, ganz in eine in sich verlorene Schwermuth versank, die auf die Dauer die Thatkraft geschwächt haben würde. Kein Mensch hält es aus, viele Wochen lang anstrengende, aufregende Thätigkeit zu verrichten in stäter, zehrender Trauer. Und andrerseits kann man auch nicht viele Wochen lang lediglich von pathetischer Begeisterung leben: sie fehlte uns wahrlich nicht und brach bei richtiger Gelegenheit, uns mächtig erhebend und fortreißend, hervor: aber immerfort kann man nicht tragisch-heroisch-pathetisch auf einem Leiterwagen sitzen, oder im Staub und Schmutz der Landstraße patschen. Und so fehlte es denn, unerachtet meiner tief ernsten und auf Schicksal-Entscheidung gerichteten Gemüthsstimmung, jetzt, nach der Vereinung mit den jungen

Freunden und deren köstlichem Humor wahrlich nicht an mancher heiteren Stunde. Ein Glück für mich: sonst hätt' ich's nicht ausgehalten bis Sedan.

II.

Gleich am ersten Nachmittag zu Hagenau gab es zu lachen.

Nachdem wir die durch Verschmelzung beider Scharen erforderten Vereinbarungen getroffen, auf Wunsch des Etappencommandanten unter Leitung unserer Aerzte ein bereits errichtetes Lazaret mit Spenden aus unseren Arzenei-, Verbandzeug- und Wein-Vorräthen ausgestattet hatten, blieb uns das Uebrige des Tages zur Verfügung: denn erst am nächsten Tage ward uns die Bahn wieder geöffnet zur Fahrt nach Wendenheim (der zweiten Station nordwestlich von Straßburg: Gabelung der Linien nach Zabern und nach Hagenau), wo wir ebenfalls ein Noth leidendes Lazaret aus unseren Vorräthen

bereichern sollten auf Wunsch, wenn ich nicht irre, des Grafen Pleß [oder des Fürsten Puttbus?], mit welchem Herr von zur Nieden sich in Verbindung gesetzt hatte). So gingen wir Freunde am späten Nachmittag in einen Wirthsgarten vor der Stadt und vergnügten uns mit Kegelschieben. Der ziemlich zwangsweise „requirirte", aber dann durch reichliche Bezahlung für das Deutschthum wieder „eroberte" Kegelbub verstand nicht (oder wollte nicht verstehen) deutsch und unser Französisch war schwach: [im Anfang des Gebrauchs — von Tag zu Tag ging mir's damit besser durch die Uebung: hatte ich doch als Kind früher und besser französisch als deutsch sprechen gelernt bei der Großmutter (I. S. 1 f.): und nun in Frankreich schien mir das Langvergessene allmälig wieder aufzusteigen in das Gedächtniß]. Wir suchten vergeblich auf französisch dem jungen Alamannen klar zu machen, er möge die Kugel rascher zurück befördern. Da kam Roßbach angerannt, übersah zornentbrannt (wie er denn leicht „entbrannte" der liebe Rasende!) die Lage

und schrie den Erschrockenen fürchterlich an: „Kugel 'rei!" (herein). Sofort verstand und gehorchte der blonde Trotzkopf. „Seht ihr?" frohlockte er. „Ja, ich sag's ja immer! Ihr seid zu sanft. Deutsch muß man mit den Leuten reden."

Uebrigens sah der gute Roßbach erstaunsam aus. Er trug einen französischen Soldatenmantel und französische Gamaschen, die er beide einem Gefangnen abgekauft hatte, beides sehr zweckgemäß: aber auf diese kriegerischen Gewande sah ganz verwundert herab ein — friedlicher Strohhut aus der Domgaß' zu Würzburg! Am gleichen Tag hatte des Freundes Name Anlaß zu einem kleinen Auftritt gegeben. Auf dem Markte zu Hagenau, wo gefangene französische Officiere standen, rief Gareis wiederholt und laut: „Roßbach, Roßbach." Die Officiere wurden erregt: finster, zornig sahen sie auf den ahnungslosen Rufer, bis ich sie ansprach und ihnen erklärte, es handle sich um einen Personen-Namen und nicht um die Niederlage des Herzogs von Soubise. Sehr

artig dankten die Herrn: sie hatten gemeint, man wolle sie verhöhnen.

In jenem Wirthsgarten setzte sich zu uns — freilich an das äußerste Ende des langen schmalen Tisches — ein „Eingeborner“, wohl ein Volks-Schullehrer; wir zogen den Zögernden allmälig in unser Gespräch. Dies drehte sich unter andrem auch darum, daß wir, falls uns das Kriegsglück treu bleibe wie bisher (— woran wir schon damals im Vertrauen auf Führung und Heer nicht zweifelten: freilich höchst thörigerweise, wie die nun erst beginnenden schwersten, oft schwankenden Kämpfe darthun sollten —), bei'm Friedensschluß wenigstens das Elsaß verlangen würden; ich führte an, die Bevölkerung sei ja deutsch, eben alamannisch. Da schüttelte der Schulmeister, der bisher wenig Worte verloren hatte, das kluge Haupt und sprach im reinsten alamannisch: „Noi, noi, Herrle“.

„Wie so nein?“ fragte ich. „Von wem wollen Sie denn abstammen, wenn nicht von den Alamannen? Etwa von den Römern?“

„Au net. Aber mir sin die alte Gohle."

„Was sind Sie?" Ich hatte nicht gleich verstanden. „Ach so!" fuhr ich fort. „Nun, wie heißen Sie denn, mein Lieber? Gewiß Vercingetorix?"

„Noi, noi. Hinterhuber heiß i."

Schallendes Gelächter machte der Sitzung ein Ende: „solvuntur risu tabulae". Er nahm es aber nicht übel und ließ sich von mir belehren: allerdings, wie es schien, ohne starken Erfolg. Vielleicht hat sich der Herr Amtsgenosse einstweilen überzeugt.

Wir beriefen uns damals für die Zurückforderung vor allem auf jene alamannische und uferfränkische Abstammung der Bevölkerung in Elsaß und Lothringen und wähnten anfangs, sie würde sich bald und leicht in die Wiederverdeutschung fügen. Erst später hat bei dem fortdauernden Widerstreben Bismarck sehr mit Recht offen ausgesprochen, daß nicht jene Erwägung und auch nicht die Erinnerung an die schmählichen Mittel, durch die zumal Straßburg dem Reich war entrissen worden, für uns das Entschei-

dende war, sondern einfach die strategische der Deckung Süddeutschlands durch dies Glacis, wobei also die Neigung der Einwohner nicht maßgebend sein durfte. Uebrigens ist es völkerrechtlich betrachtet einfach lächerlich, die Einverleibung widerstrebender Gebiete aus solchen Erwägungen für rechtswidrig zu erklären. Wenn der eigne bisherige Stat die Leute, trotz ihrer Verwahrung, abtritt, um sich den Frieden zu erkaufen, so wird doch der feindliche Sieger sie trotz ihres Widerstrebens sich einverleiben dürfen, um dadurch seine Gränzen zu decken: sollte Deutschland mehr Rücksicht nehmen müssen als Frankreich oder sollte Frankreich lieber bis zum Untergang fortkämpfen, als die Abtretung gewähren sollen? Unsinn!

Später haben dann auch wir uns darauf besonnen, daß jene Bevölkerung die ruhmvollsten, ob auch blutigen Zeiten Frankreichs von 1789—1813 als französische Unterthanen mit erlebt hat, daß von ihr der freudige Anschluß an das drei Jahrhunderte hindurch als Stat so elend dastehende Deutschland

unmöglich zu erwarten war, daß gerade jenes zähe Beharren echt deutsch ist: wir erkannten, daß nicht nur das Geschlecht, das, erwachsen oder heranwachsend, den Krieg erlebt, das auch das zweite und wohl selbst das dritte ausgestorben sein muß, bevor jenes Widerstreben erlöschen kann. Wie viele Fäden — auch der Verschwägerung — verknüpfen die Elsässer und die Lothringer mit Frankreich! Dagegen untereinander bestand und besteht durchaus nicht enger Zusammenhang zwischen den beiden erst von uns zur Einheit des „Reichslands“ zusammengeknüpften Provinzen.

Durch eine Reihe von glücklichen Zufällen — durchaus nicht durch mein Verdienst — habe ich übrigens von den Zuständen in dem Reichsland und ihrer Entwickelung von Anbeginn, schon von Ende 1870 ab, ziemlich genaue Kenntniß erhalten. Freilich war auch mein Eifer groß: wie schwellte es das Herz, daß nun erreicht war, was wir im Dreibund in der Wurzerstraße Nro. 8 vor 14 Jahren (III. S. 122) als kühnsten Traum kaum zu besprechen

wagten! Derselbe Julius von Freyberg, der damals am maßvollsten geträumt hatte, verließ seine sichere, ruhige und rasche Beförderung versprechende Stellung in Baiern, in Kempten, und eilte in das noch mit Trümmern bedeckte Straßburg, um dort in dem von deutschen Granaten durchlöcherten Präfekturgebäude, das, wie die folgenden Monate zeigen sollten, höchst gefährliche, müheschwere, aufregende Amt eines sous-préfet anzutreten. Und schnell folgte ihm seine Gattin nach, Frau Emma im goldenen Har, obwohl sie in Bälde schwerer Stunde entgegensah, in die von Haß erfüllte, vom Feinde bedrohte Stadt. Während des Vordringens von Bourbaki gegen Belfort hatten sich Franctireurs in solcher Menge um das von Besatzung fast ganz entblößte Straßburg in allen Dörfern angesammelt und war die Haltung des Volkes in der Festung so drohend geworden, daß Abhilfe geschafft werden mußte. In einer Nacht erging an die Familien der Deutschen die Weisung, bei Alarmirung sich in die Citadelle zu begeben, da

der weitaus größte Theil der Besatzung heimlich die Festung verlassen und sich zur Absuchung der Nachbarschaft aufgemacht hatte, von der man mit sehr zahlreichen Aufgegriffenen zurück kehrte: aber in der Zwischenzeit würde ein Aufstand in der Stadt die Familien fast schutzlos getroffen haben. Als ich im Frühjahr 1871 Freyberg in Straßburg besuchte, klaffte noch in seinem Amtszimmer ein gewaltiges, von einer Granate geschlagenes Loch. Der theuere Freund und seine Familie zogen mich und Therese dann noch gar oft zu Besuchen in's Reichsland: in Saarburg, in Metz, in Colmar und zuletzt wieder in Straßburg, wo er Regierungspräsident geworden war.

Aber schon vor meinem ersten Besuch 1871 in Straßburg (und nicht durch Freyberg) hatte ich durch einen Würzburger Bekannten sehr genaue Berichte über die Dinge dort erhalten, schon im Herbst 1870 diesen Stoff verwerthet und die Wünsche der deutschen Beamten im Reichsland vorgetragen in den Aufsätzen: „die deutsche Provinz Elsaß-Lothringen“, die lange vor dem

Frankfurter Frieden in der (damals noch Augsburger) „Allgemeinen Zeitung" erschienen[1]) und mir recht grobe, namenlose Zuschriften eintrugen: sie gingen meist von Ultramontanen aus, die dagegen eiferten, daß ich die Volksschule völlig dem Stat überwiesen und die Schulschwestern beschränkt und überwacht wünschte. Aber andrerseits schrieben damals zustimmend auch hochgestellte Männer aus dem norddeutschen Bundesrath an mich. Ich eiferte wider den unseligen Einfall, die Reichslande zu zerreißen und je einen Fetzen Preußen, Baiern, Baden zuzuwerfen, was die Bevölkerung unter allen Möglichkeiten am tiefsten gedemüthigt und deßhalb am schärfsten erbittert haben würde. Ich rieth das Einfachste: aus Elsaß-Lothringen eine preußische Provinz zu machen, oder, falls dies nicht angehe, eine deutsche Provinz, d. h. eben ein „Reichsland", wie es dann geschah. Mit Freuden verfolgte ich anfangs die Fortschritte der deutschen Verwaltung und mit

[1]) Jetzt Bausteine V. 1. Berlin 1884. S. 231.

bittrem Unmuth, mit Schmerz vernahm ich dann später von allen deutschen Beamten, wie das System des Statthalters von Manteuffel so sehr Vieles verdarb, was in müheschwerer, neunjähriger Arbeit errungen war. Er lebte in dem Wahn, durch seine Persönlichkeit die katholische Geistlichkeit zu Stützen der protestantischen Hohenzollern machen und die durchaus französisch gesinnten „Notabeln" für das Deutschthum gewinnen zu können. Diesen Notabeln zu Gefallen wurden deutsche Beamte, die ihre Pflicht gethan, verleugnet: ja ein wackerer deutscher Förster, der einen solchen notabeln Herrn seiner Amtspflicht gemäß wegen Verletzung der Jagdgesetze angezeigt hatte, zur Strafe an einen ungünstigen Ort versetzt. Nach dem Tode des Statthalters mußte in vielen Stücken die Arbeit wieder von anno 71 angefangen werden! Kaiser Wilhelm konnte von diesen Dingen nichts wissen und Bismarck hatte damals wahrlich alle Hände voll mit anderer Arbeit zu schaffen. Aber traurig war's! — —

III.

Jedoch, lieber Leser, wir sind noch gar nicht in Straßburg und nicht im Jahre 1880: wir weilen vielmehr noch am 15./16. August 1870 in Hagenau. (Ich übernachtete „bei einem Juden“: mehr steht nicht im Tagebuch.) Am Morgen des 16. August fuhren wir nach langem, langem Rangiren auf den überlasteten Gleisen endlich ab nach Wendenheim. Uebrigens erfuhren wir erst nach der Abfahrt die Ursachen eines Auflaufs in der Stadt und verschiedener Anzeichen feindseliger Haltung der Bevölkerung: eine Straße war militärisch abgesperrt, die Wache vor der Bürgermeisterei verstärkt worden. Man erzählte, der Maire habe auf das Verlangen, Vorräthe gegen Bezahlung zu liefern, das Vorhandensein solcher abgeleugnet, vermuthlich mit der Wendung, die wir noch

oft zu hören bekommen sollten und die ja meist auch wohl der Wahrheit wird entsprochen haben: „nous n'avons plus rien de tout, ils ont pris tout, tout, tout“. Darauf hatten unsere Officiere Vorräthe in Fülle, auch Waffen, entdeckt, nun den Maire verhaftet, die Entwaffnung der Einwohner befohlen und der Stadt war eine Contribution von Naturalien im Betrag von 1 Million Francs auferlegt worden. Wie viel davon richtig, vermochten wir nicht zu ermitteln.

An diesem Tage sollte ich zwei Eisenbahnunfälle erleben, von denen der spätere leicht hätte verhängnißvoll werden mögen.

Zunächst hatten wir gleich bei der Ausfahrt aus Hagenau einen Zusammenstoß mit einem zu langsam vor uns fahrenden Zug: ich saß in einem Abtheil dritter Classe mit vielen preußischen Pionieren, die ihre scharf geschliffnen Beile — offenbar nicht genug in den Ueberzügen von weißem Leder verwahrt — auf den Brettern und Balken, die zum Unterbringen der Waffen in allen diesen Wagen an-

gebracht waren, hinterlegt hatten, gerade über unsern Köpfen. Bei dem heftigen Zusammenstoß stürzten die Beile auf uns herab: mir geschah nichts, aber dem neben mir sitzenden Pionier strömte das Blut aus der Wange, die das scharfe Beil aufgeschlitzt hatte: der Mann blutete wie ein Opferthier. Aber er muckste nicht und sein Nebenmann tröstete ihn mit den Worten: „na, et is man jut, dat du det jleich jemerkt hast“. Schallendes Gelächter, in das der Verletzte mit einstimmte. Ja, der Humor unserer Soldaten war köstlich[1]) und ein sehr gutes Heilmittel gegen allerlei Anwandlungen, die mit den Verrichtungen im Kriege unvereinbar sind.

In Wendenheim angelangt, begannen die Pioniere sofort die von den Franzosen zerstörten Eisenbahnstrecken wieder herzustellen.

[1]) Wir werden noch manchen solchen Soldatenwitz verzeichnen: auf einen von Preußen vollgepfropften Wagen hatte Einer von ihnen geschrieben: „Eilgut franco Paris, vor Pulver zu bewahren“. An die Wand eines halbzerschossnen Hauses bei Mouzon hatte die Hand wohl eines Berliners gekritzelt: „Hier können Familien Kafe kochen“.

Wir aber hatten vollauf zu thun, Arzeneien, Verbandzeug und Lebensmittel, zumal Rothwein, aus unsern Güterwagen herab und theils in das große, in einem Fabrikgebäude eingerichtete Lazaret zu schaffen, theils in andre Eisenbahnwagen umzupacken.

Sobald in Wendenheim eine kleine Unterbrechung der Arbeit eintrat, eilte ich — allein — auf der nach Straßburg führenden Straße voran.

Mich drängte die Sehnsucht nach Erwins Münster! Wie oft hatte ich mir gewünscht, diesen herrlichen Bau zu sehen. Die Luft über Straßburg war seltsam dunkel, wie von Nebel erfüllt. Da krachte es dumpf vor mir in der Ferne. Der Nebel war Pulverdampf. Ohne Zweifel: das waren die Batterien der Belagerer, denen die Festungsgeschütze antworteten. Die ersten scharfen, ernst gemeinten Schüsse, die ich in diesem Kriege vernahm. Es trieb mich vorwärts wie auf Flügeln! Denn anders war ich geartet und gestimmt als Berthold Auerbach, der vom Kronprinzen die beneidenswerthe Erlaubniß erhalten hatte,

sich wie Gustav Freytag seinem oder einem andern Hauptquartier anzuschließen: Auerbach wählte die Belagerung Straßburgs als seinen Antheil am Feldzug; aber die Briefe, die er aus dem Lager in die „Allgemeine Zeitung“ schrieb, waren gar empfindselig gewesen: er jammerte über jeden alten Dachziegel, der in der Stadt zerschossen wurde: — ja, im Krieg schießt man mit Fleiß auf die Leute! — klagte über das laute Krachen und war nach wenigen Tagen wieder aus dem Felde verschwunden.

Ich lief so rasch ich konnte nach vorwärts auf den leider sehr fernen Schall zu: plötzlich fegte ein Windstoß einen Theil des Pulverqualms vor mir hinweg und siehe, weit vor mir, aber doch unverkennbar deutlich, hob der Münsterthurm sein Haupt hoch über die Schicht von Rauch und Dampf! Freudig begrüßte ich das Wahrzeichen deutscher Kunst in der geraubten Stadt, in der freilich röthlich gefärbte Rauchsäulen an mehreren Orten Brände bekundeten. Ich wollte weiter vor: da sprengte ein preußischer

Feldgensdarm auf mich zu und bedeutete dem „Herrn Doctor“, — jeder, der das Genfer Kreuz trug, galt als Arzt — weiter dürften Civilisten nicht vor. So mußte ich denn umkehren. Was mir dieser Feldgensdarm Unerwünschtes gethan, machte später — in Bar-le-duc — ein anderer wett, wie denn überhaupt diese Truppe, wohl ausgesuchte Leute, durchaus Vorzügliches geleistet hat.

Nach Wendenheim zurückgekehrt, ward ich Zeuge eines Vorfalls, der beweist, wie peinlich, ja fast übertrieben streng damals — im Anfang des Krieges — französisches Eigenthum gegen jeden Eingriff geschützt ward durch die deutschen Officiere. In dem verlassenen Bahnwärterhäuschen hatten wir, seltsam durcheinander gemischt, allerlei Stücke Hausrath wahrgenommen und von Nachbarn erfahren, es sei die Ausstattung für die Braut eines Schneiders, die (— d. h. die Ausstattung! —) nicht mehr in die Stadt hatte geschafft werden können. Darunter glänzte ein gewaltiger Wandspiegel mit leuchtendem

Goldrahmen hervor. Der Bursche eines preußischen Lieutenants, offenbar in der Absicht, seinem Herrn (dessen Schwäche er vielleicht kannte) eine kurze Freude zu machen, nahm vor Aller Augen den schweren Spiegel auf seinen breiten Rücken und trug ihn in den Wagenabtheil, in dem der Herr Lieutenant demnächst abdampfen sollte. Auf Befehl eines höheren Officiers ward der arme Teufel, der gewiß nicht die Absicht gehabt, den Spiegel für sich zu erbeuten, krumm geschlossen abgeführt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden! Hoffentlich ward er — mit einigen zärtlichen Worten! — wieder frei gegeben.

An die Fährnisse des Schneiders zu Wendenheim knüpfen sich aber auch zwei heitere Erinnerungen.

Die damalige Wundenpflege scheint zum Verband (oder zur Liegestatt?) besonders gern „geleimte Watte" verwendet zu haben. Wenigstens klagten Oehler und Roßbach wiederholt in diesen Tagen, daß solche nirgends aufzutreiben sei. Schweigend, mit der Ruhe, die ihn nie verließ, aber merksam, hatte auch

Consul Hermann das häufig mit angehört. Unter den Vorräthen des Schneiders oder der Schneidersbraut standen auch gewaltige, offne Kisten, gefüllt mit einem mir unbekannten Stoffe. Nun sagte jemand auf meine Frage: „Das? Das ist geleimte Watte!“ Da stürzte sich, wie pfeilgetroffen, der sonst so äußerst gemessene Consul, der, ohne eine Miene zu verziehen, Alles mit angesehen, — hatte er doch zur See und in außereuropäischen Ländern gar viel erlebt, — was uns Jüngern aufs Heißeste erregte, plötzlich auf die Kisten. „Geleimte Watte?“ rief er. „Heran alle Mann.“ Und sofort belud er sich mit schweren Lasten des geliebten Stoffes und schleppte sie hoch aufthürmend auf unsere Wagen. Im Schweiße unseres Angesichts — denn der August-Mittag war schwül — thaten wir deßgleichen und bald waren all' jene Massen auf unsern Wagen verstaut.

Am andern Morgen scholl dem Consul mein im Chor gesungenes Verslein entgegen:

„Wo Manila's Palmen wehen,
Consul, bräunte dein Gesicht:
Alles kannst du liegen sehen, —
Nur geleimte Watte nicht!“

Jedoch es war noch nicht zu Ende mit der „geleimten Watte“.

Nachdem das große Werk gethan und der ganze schwer lastende Vorrath aufgeladen war — auch ich hatte mit Gareis mein redlich Theil getragen und geschwitzt —, kam mir, nach einigem Verruhen, der Gedanke: wenn jetzt plötzlich der Schneider mit überwältigend vielen Franzosen erschiene und sein Eigenthum verlangte, was wäre die kriegsrechtliche Folge? Von Rechts wegen würden wir als Marodeure erschossen. Denn Requiriren in Feindesland dürfen nur Truppen auf Befehl eines Officiers: wir waren nicht Truppen und wenn man uns „Führern“ — was hieß das? — auch Officiersrang in Beziehung auf Einquartierung und Beförderung beilegte — in sehr unbestimmter und rechtlich wenig umschriebener Weise —, so hatten wir doch

bei unserer ganzen Schar keinen zweifellos requisitionsberechtigten Officier In meinem Reiseränzlein stak ein Büchlein: „das Kriegsrecht“: darin stand dies klar zu lesen. Und was das Schlimmste war, — ich selber hatte es geschrieben. Ich dachte an das *ἄτοπον*, wenn mich die Franzosen erschössen, während in meiner Reisetasche der von mir geschriebene Rechtsgrund der Erschießung stäke. Daran war nun freilich nicht zu denken: die Franzosen konnten uns hier nicht an: „aber“, sagte ich mir, „es ist doch unmöglich, daß du unter thatsächlicher Unbestrafbarkeit hier thust, was du selbst gedruckt in viel tausend Exemplaren für strafbar erklärt hast“. Ich winkte also Gareis heran und eröffnete ihm meine Bedenken.

„Recht hab'ns, Herr Professor! Wieder runter muß die Watt'n.“

Und wir beide zuerst, dann die andern, von uns überzeugt, schafften nun mit ebensoviel Eifer und Anstrengung die „geleimte Watte“ wieder heraus aus unsern Wagen und in das Stationshäuslein

zurück, wie wir vorher bei dem „Raube" bethätigt hatten; es dauerte recht lang!

Als wir damit fertig waren, erfolgte alsbald unsere Abfahrt nach Brumath, wo wir abermals von unseren Vorräthen an ein Lazaret abgeben sollten. Die Preußen, auch unsere Pioniere, hatten die aufgerissenen Schienen nothdürftig wieder hergestellt: wir stiegen auf Leitern in offne Viehwagen von sehr hoher Verplankung; die Güterwagen wurden hinten angehängt: ich war, zufällig von den Genossen getrennt, nur mit Soldaten zusammengerathen.

Bei dieser Fahrt gerieth ich in recht nahe Todesgefahr, die erste wieder seit geraumer Zeit (II. S. 206, 275) und die früheste in diesem Kriege. Ziemlich nahe bei Brumath macht die Bahn eine Biegung: als wir dieselbe umfuhren sahen wir — war doch unser Wagen der nächste hinter der Locomotive — auf demselben Geleise einen Zug uns entgegen kommen: Ausweichen war unmöglich, ob Bremsvorrichtungen vorhanden waren und wie sie wirken würden, wußten

wir nicht: die Badener hatten von Brumath, wie die Preußen von Wendenheim aus angefangen, die Bahn wieder herzustellen und beide machten, ohne hievon zu wissen — der Bahntelegraph war noch nicht wieder erneut — die erste Probefahrt. Ich gestehe, ich erschrak, als ich in so nächster Nähe das Feuer und Dampf speiende Ungethüm auf uns losfahren sah: die Soldaten versuchten aus dem Wagen zu springen, aber nicht einmal diese geübten Leute vermochten das: die Brüstung war allzuhoch, die Planken waren nicht zu erklettern: hinein waren wir auf Leitern gelangt: der Gedanke, nicht getödtet, aber elend verkrüppelt zu werden, war mir furchtbar: mein Herz klopfte zum Zerspringen: das Ganze währte nicht so lange Zeit als ich brauche, dies zu schreiben: aber mochte es nur eine Minute währen — es schien mir endlos lang. Ein par Soldaten schrien laut auf: ich blieb stumm und sah dem jeden Augenblick drohenden Zusammenstoß entgegen. Endlich erfolgte er. Ich wurde mit den neben mir Stehenden durch

die ganze Länge des Wagens zurückgeschleudert, aber nicht an die Holzwand, auf die vor ihr zusammengedrängten und geworfenen Soldaten: es war mir, abgesehen von ein par Beulen, von den Gewehrläufen herrührend, nichts geschehen; auch von den Soldaten hatten nur ein par an der Wand anprallende stärkere Quetschungen davon getragen. Daß das, was grausig drohend ausgesehen, schließlich so glimpflich abgelaufen war, hatte seine Gründe darin, daß beide Züge die erste Probefahrt gar langsam und vorsichtig ausführten und daß die Bremsvorrichtungen rechtzeitig verwendet wurden.

In Brumath am Abend angelangt, wurden wir von badischen Officieren sehr artig empfangen und in einem Gasthaus gut untergebracht[1].

[1]) Ich mit Gareis, der hier verzeichnet: „Gasthaus Ecke (?), gegenüber der Mairie“.

IV.

Am andern Morgen — Mittwoch den 17. August — gab es ganz früh bei Tagsanbruch schon Arbeit. Unser Führer, Herr von zur Nieden, hatte eine Anzahl von (10) Bauernwagen (die landesüblichen offnen, langen, schmalen Leiterwagen) requirirt sammt den aufzutreibenden schlechten Bauernpferden und widerwillig gehorchenden jungen Bauern: denn nun versagte für unser weiteres Vordringen die Eisenbahn: von da ab bis Sedan verbrachte ich die Wochen auf einem solchen offnen Leiterwagen, abgesehen von den kurzen Strecken nach Sedan, die ich reitend zurücklegte, auf erbeuteten französischen Pferden: obgleich meine Reitkunst, (nie sehr vorzüglich!) seit 1852 nicht mehr geübt, recht eingerostet war, bin ich doch nie vom Gaul gefallen: das ist verwunderlich, denn alle

par Stunden hieß es absteigen, das Pferd dem Etappencommandanten abgeben und sich, war es ein leidlich gutes, ein schlechteres — oder auch wohl gar keines — gefallen lassen müssen; am stattlichsten war mein Einritt in Belgien (s. unten).

Nun hatten wir die Wagen mit unsern Vorräthen zu beladen. Endlich waren wir damit fertig und fuhren in der Richtung nach Saarburg ab, unter badischer Bedeckung, die ein sehr netter Unterofficier befehligte. In Hochfelden Rast, die Pferde zu füttern. In Zabern Mittag: auf Wunsch unserer Aerzte suchte ich Leinwand und Wäsche zu erlangen und erhielt auch wirklich in d e m château (oder e i n e m château) das Gewünschte von einer höchst ehrwürdigen alten Dame in silberweißem Har mit feinen, echt aristokratischen Zügen, die von den Dienern madame la châtelaine angeredet wurde. Ich dachte an den frommen Knecht Fridolin und die Gräfin von Savern: mein verschüttetes Französisch war durch die Uebung der wenigen Tage doch schon wieder so weit aus-

gegraben, daß mir die Châtelaine Lob dafür spendete. Ich glaube — oder vermuthe doch — der eigenhändig von einer Dame in meine Brieftasche mit schöner Schrift eingetragene Name „de Chastellux“ ist der Name dieser Châtelaine. Gareis hat zu dem Mittag in Zabern aufgezeichnet: „Dahn trägt ein Gedicht vor, in dem er die Glieder unserer Gesellschaft treffend zeichnet und uns Alle erheitert“. Ich finde in der Brieftasche an der einschlägigen Stelle nur die Endreime eingeschrieben und zwar — Dank dem Rütteln der unglaublich harten Bretter des Leiterwagens! — in nicht mehr zu enträthselnder Weise: außer den bereits genannten waren noch mit uns: Dr. Richter, praktischer Arzt aus Berlin und ein langer, langer Herr (Kaufmann?), der sehr mit Recht Langerheld hieß. Neben jenen Reim-Runen steht höchst prosaisch das Verzeichniß der auf den mir überwiesenen 3 Wagen mitgeführten Vorräthe: Chloralhydrat, hypermangansaures Kali, Karbolsäure (25 Pfund), Olivenöl (50 Pfund), Fleischextract (50 Pfund), 30 Wundkissen,

70 Laken, 80 Handtücher, 200 Hemden, 72 Flaschen Rothwein, 2 große Pack Säcke voll Brod, 20 Wolldecken[1]).

Unser langer, langsamer, schwerfälliger Zug bewegte sich auf der guten, breiten Landstraße, die den nächsten Weg nach Saarburg über Pfalzburg führt. Denn wir hatten Tags zuvor in der (amtlichen?) Karlsruher Zeitung gelesen, diese Festung habe sich ergeben. In der Ferne, von Pfalzburg her, fielen freilich einzelne Kanonenschüsse: wir achteten nicht darauf. Als wir aber aus dem Wald hervor auf das offne Feld fahren wollten, sprengten uns plötzlich von Pfalzburg badische Dragoner entgegen, den Karabiner auf der Hüfte, und der Officier rief uns an: „Halt!

---

[1]) Indem ich diese Erinnerungen aus fünf verschiednen Quellen (meinen kurzen Aufzeichnungen, meinen aus Donchéry an die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg gesandten Berichten, aus Gareis Brieftasche, dem Generalstabswerk und Moltkes Kriegsgeschichte) ergänzend zusammen trage, kann ich mich ganz in die Arbeitsweise eines mittelalterlichen Chronisten versetzen, der aus **„annales breves"**, **„annales majores"**, **„notitiae minores"** seinen Bericht zusammenstoppeln muß.

Wohin wollen denn die Herren? Sie sind doch offenbar Deutsche. Wollen Sie ihre Sachen da auf den Wagen den Franzosen nach Pfalzburg bringen?" So erfuhren wir denn, daß die Festung noch von den Franzosen besetzt war, die unsere Weine und dergleichen gewiß dankbar in Empfang genommen, aber auch uns wohl trotz der langmächtigen Genfer Conventions-Fahne, die auf unserem vordersten Wagen flatterte, auf unbestimmte Zeit als „Gäste" würden behalten haben.

Der Officier requirirte bei dem Maire des nächsten Dorfes einen sehr unfreiwilligen Wegweiser, der uns auf einem Seitenweg links ab von Pfalzburg nach Süden über die Vogesen führen sollte: ein par Dragoner ritten zu seinen Seiten, damit er weder entspringen noch uns absichtlich irre und den Franzosen zuführen könne.

So begann nun der zwar auf dem schlechten Waldpfad recht sehr anstrengende, aber im höchsten Grad malerische, poesievolle Zug über die Vogesen, den

ich größtentheils zu Fuß mitmachte. Es war gar nicht zu sagen, wie mächtig mir Gemüth und Einbildungskraft das herrliche Waldgebirg ergriff, der alte Wasgenstein Herrn Walthari's von Aquitanien! Freund Scheffel, der ja das Gedicht meisterhaft in's Neuhochdeutsche übertragen hat, schenkte mir später, zur Erinnerung an diese Tage, ein Bild der Felsspalte, in welche die Landessage den Kampf mit den verfolgenden Burgunden verlegt.

Und wie durchaus deutsch ist diese Waldlandschaft, so deutsch wie die Musik zum Freischütz! Man begreift gar nicht, wie diese schön geschwungenen Berghänge, mit freudigen Buchen bekleidet vom Scheitel bis zur Sohle, von allüberall her rieselnden Waldwässern durchfluthet, vom Vogelruf (lang nach Johanni!) durchklungen, nicht deutsch sein sollen! Im Thüringer Wald, im Angesicht der Wartburg, fühle ich mich nicht heimischer als dort. Wie wunderbar an den Berg gelehnt, schließt die Burg Zabern die Landschaft bei dem Austritt aus den

Wäldern[1]) ab! Wie schön war der Blick von der Höhe hinab auf das steile Waldthal, mit dem Rhein-Marne-Kanal unten in der Sohle, wie früher auf „die rasche Zorn“!

Die sonst so friedliche Stimmung der Landschaft ward doch zuweilen durch kriegerische Bilder unterbrochen, durch eilfertig von den Franzosen nach der Schlacht bei Wörth aufgeworfne, nur halb vollendete Thalsperren, Schanzen, die sie dann, kaum besetzt, ohne Vertheidigung wieder verlassen hatten: traurig war der Anblick eines mit ein par schlechten Gäulen bespannten Landfuhrwerks, auf dem eine Bauernfamilie flüchtete: es war umgestürzt auf dem elenden Wege: wir halfen dem Vater es aufrichten, die Frau, die Kinder saßen weinend im Grase: wir beschenkten sie mit Geld und Nahrungsmitteln: ich mußte der Aus-

---

[1]) Wenig ahnte ich damals, daß ich 23 Jahre später meinen Julian (Leipzig, 6. Auflage, 1893) von diesem Castrum Zabern aus am gleichen Tag, dem 17. August (a. 357), in seine große Alamannenschlacht bei Straßburg würde ziehen lassen!

wanderer in Hermann und Dorothea gedenken. Ja, der Krieg ist schrecklich. Wer ihn gesehen hat, wird ihn nicht, — auch einen sieghaften nicht —, herbei wünschen. Aber damals, wie bei den folgenden unvergleichbar grauenvolleren Eindrücken, beschwichtigte ich mein Herz mit dem Worte: „nicht wir haben diese Schrecken entfesselt, sondern die Macht, die das Böse wollte und das Gute schaffen mußte“.

Der Weg war so schlecht, daß wir abstiegen, den Rößlein das Fortkommen zu ermöglichen durch den Schmutz der von Regengüssen aufgeweichten Gebirgspfade, dann wieder durch Sand, in dem die Räder halbfuß tief einsanken. In Lützelburg trafen wir die höchst artigen Officiere und den schneidigen Major des 51. preußischen Regiments, das hier den Vogesenübergang bewachte. Von da stieg der schmale Gebirgspfad wieder streng an zu einer schroffen Höhe, die nochmal prachtvollen Ausblick auf den Canal tief unten gewährte; von da ging es wieder steil abwärts mit schweißtriefenden Rossen: oft blieben die

schwer beladnen Wagen in dem Schmutze der weglosen Wege stecken: wir schoben selbacht an den Rädern: viel Vogesenerde hab' ich damals in Stiefeln und Hosen davon getragen. Erschöpft machten wir Halt in Henridorf (das verrückte Amphibium, vorn im französischen Wasser, hinten auf deutscher Erde stehend, wird hoffentlich längst ein deutsches Heinrichsdorf geworden sein!). Hier labten wir uns an — Milch: (denn Wein und Bier waren längst von unsern Vorgängern ausgetrunken!). — Milch, die ich, seit ich kein Säugling mehr war, nur auf meinen Bergfahrten in den Sennhütten getrunken hatte. Selbstverständlich bezahlten wir sie (und zwar theuer, eben zu Kriegspreisen) und ebenso den Hafer, dessen wir für unsere armen Klepper dringend bedurften. Den hätten uns die Bauern kaum verkauft ohne das „Zureden" unserer badischen Bedeckung und einiger Einundfünfziger: sie glaubten offenbar nicht recht, daß wir bezahlen würden. Aber schließlich, nachdem ein Bauer, mit einer Trommel aus der Zeit der

großen Republik behangen, im ganzen Dorf herum getrommelt und dabei geschrieen hatte: „il est commandé par ordre supérieur que la commune de Henridorf doit fournir x kilogrammes d'avoin (Par ordre supérieure: das waren wir Baumeister, Professoren und ein Bassist!) lieferten sie das Gewünschte, und da wir reichlich bezahlten, wurden die Leute ganz zuthunlich und freundlich. Ich habe Freude an Kindern und die Kinder scherzen willig mit mir — in Friedrichshafen laufen sie mir rudelweise entgegen! —: das trug häufig in Frankreich dazu bei, gute Stimmung bei meinen Quartierwirthen herbeizuführen. Auch in Henridorf gewann ich rasch die Freundschaft eines hübschen, echt alamannischen Flachsköpfleins von 10 Jahren mit hellen Blauäuglein und dadurch auch der anfangs grollend daneben stehenden Mutter. Es war so ergreifend, wie das echt germanische Kind alle süddeutschen Kinder- und Volkslieder kannte und eifrig mit dem glockenhellen Stimmchen in die Weise einfiel, die ich vor-

hummste: da versagte weder, als ich anhob, mit möglichster Anpassung an die alamannische Mundart, auf
mein: „chumt e Vögeli g'floge"
ihr rasches: „setzt si niede uf mein Fuas"
noch auf meinen Anfang:
„wer will Küchli bache",
ihr eifriges: „der mueß habe siebi Sache"!
Auch ihre Puppe brachte sie mir auf mein inständiges Bitten: sie hieß „Marguerite": ich taufte sie mit der Milch des Hauses um auf den Namen „Grethel". Wir wurden rasch ganz gute Freunde. Aber als wir aufbrachen und ich die Blondgezöpfte auf meinen Wagen schwang, der sich schon in Bewegung setzte, da schrie doch das „Magedin" laut auf und das ganze Dorf lachte, als ich die Entführte wieder sänftlich und säuberlich herab auf den Boden gleiten ließ. Was mag wohl aus dir geworden sein in diesen 24 Jahren, o Maria Ganzacker[1])? Du

[1]) Gareis hat den Namen aufgezeichnet und für die Nachwelt gerettet: er schreibt zu diesem Tage: „Dahn entführt unter allgemeiner Heiterkeit Maria Ganzacker".

zählst nun 34 Jahre und bist, hast du gehalten, was du versprochen, eine gar schöne, alamannische Frau geworden. Jedesfalles schicke ich dir (durch den Regierungspräsidenten von Straßburg, den Freiherrn von Freyberg) an deinen Hausnamen „Ganzacker" dies Büchlein. Zwar hast du gewiß geheirathet: — denn du warst sehr hübsch! — aber man wird in Henridorf (gerade deßhalb) wohl wissen, wohin die Maria Ganzacker gerathen ist!

Nachdem unsere armen Gäule ihren Hafer verzehrt, ging's also weiter: sie und wir ahnten nicht, wie lange noch und mit welchen Beschwerden. Lange Zeit, bis in die vollste Dunkelheit hinein, mußten wir, stets steil bergab, den schlechten, durchweichten Waldweg verfolgen, der nur für die Holzfuhren bestimmt war. Wenig und unsicher Licht verbreiteten die hin und her schwankenden zwei Laternen, die vorn an dem ersten und an dem sechsten Wagen angebracht waren. Wiederholt kamen die hinteren Wagen in's Rutschen hügelab nach vorn und die

Deichsel des mir folgenden traf mich einmal so heftig in den Rücken, — glücklicherweise nicht auf das Rückgrad! — daß ich von meinem Sitz, d. h. einem quer über den Wagen gelegten Brett, nach vorn geschleudert und fast unter die Pferde geworfen ward.

Endlich gewannen wir, den letzten Steilhang vorsichtig herabgleitend, die Landstraße und damit besseres Fortkommen. Großen Eindruck machten da, wie wir nun aus dem Wald in's Freie hervor tauchten, die zu beiden Seiten der Straßen zahlreich verstreuten Wachtfeuer, die sich von den Wegrändern ab bis in weite Fernen zogen: ich verweile aber nicht hier bei diesem Bild, da sich später — bei Grandpré — das Schauspiel in noch viel großartigerem Maßstab wiederholen sollte.

Es war ganz spät in der Nacht (nach 11 Uhr schreibt Gareis, aber meine Uhr zeigte Mitternacht lange vorbei), als wir in dem schlecht erleuchteten Saarburg eintrafen, wo nach vielen Stockungen unsere Wagen vor der Mairie auffuhren. In dem Amts-

zimmer brannte noch Licht: wir verlangten also Quartiere, auf die wir nach unsern Ausweisen ein Recht hatten. Aber der Vertreter des Maire[1]), sein Adjunct, und dessen Gehilfen und Schreiber, waren höchst widerborstig: begreiflich, hatten sie doch in diesen Tagen schwere und verhaßte Arbeit in Fülle gehabt und massenhafte Einquartierung. Verdrossen nahmen sie die neuen Plagegeister auf und wollten uns — trugen wir doch nicht Uniform — gar kein Quartier gewähren. Die zuerst Eingetretenen setzten schließlich Quartierzettel durch. Aber ich kam zuletzt und allein: ich hatte im Auftrag von zur Riedens die Aufstellung unserer Wagen und die Vertheilung der wenigen badischen Soldaten unserer Bedeckung zu deren Bewachung zu besorgen gehabt. Als ich allein eintrat, löschten die Herren eben die Lichte aus und schickten sich an zu gehen: sie erklärten mir

---

1) Der Maire selbst war nach Beaugy(?) gerufen worden, dort zwischen den Truppen und den Quartierwirthen zu vermitteln.

rundweg, für mich sei durchaus keine Unterkunft mehr zu finden! Ich war um 4 Uhr aufgestanden und hatte manche Beschwerde ausgestanden: ich war schläfrig und gliedermatt zum Umfallen: die Aussicht, die Nacht auf einem offnen Wagen zu verbringen, — es begann zu regnen — war nicht erfreulich. So erklärte ich den Herren, ich werde sofort den deutschen Etappencommandanten wecken lassen und ihm die barsche Abweisung und Verweigerung des Obdachs anzeigen. Das half. Die schwarzbärtigen, echt französischen Männer warfen mir wilde Blicke zu und flüsterten unheimlich mit einander: aber schließlich winkte mir der Adjunct, ihm zu folgen, auf einem Sofa in seinem Vorsal könne ich schlafen. Ich war froh, nur überhaupt unter Dach zu kommen und ging mit. Er führte mich, kein Wort sprechend, durch die stockfinsteren Straßen — es schlug 1 Uhr — weit, weit, zuletzt durch ein Thor in's Freie. Kein Mensch außer uns war sichtbar. Ich gestehe, die Sache ward mir unheimlich: der Mann hätte mich

in der Nacht, in der Einsamkeit, überall hin führen, mich beliebig behandeln können. Da nahm ich leise meinen Revolver aus dem Ranzen und trug ihn in der Linken. Endlich stießen wir auf ein par Häuser, wohl eine Art Vorstadt. Mein Führer führte mich durch einen nachtdüstern Hof eine Steintreppe hinauf in jenen Vorsal, den eine Oellampe matt erleuchtete: da erstaunte ich: denn auf dem Boden, auf den Fenstersimsen und auf langen Tischen lagen, an den Wänden hingen Waffen, Waffen ohne Zahl: Chassepots, Jagdgewehre, Säbel, Piquen, Waidmesser zu vielen hunderten.

Mein unfreiwilliger Wirth mochte meine Gedanken errathen: er erklärte mir, diese Waffen seien von der Mairie im Auftrag der deutschen Befehlshaber gesammelt, den Einwohnern abgenommen, auch wohl in Verstecken der Franctireurs aufgespürt worden, um eine Erhebung der Bevölkerung und Handstreiche der Franctireurs zu verhindern. Das war freilich möglich: aber ebenso gut, daß mich der schwarzbärtige,

kleine Gallier, der den heißen Haß in seinen Worten und Blicken nicht verbarg, gerade umgekehrt in einen geheimen Waffenplatz der Franctireurs gelockt hatte, um nach Belieben mit mir zu verfahren. Ich erwartete jeden Augenblick, ihn seine Cameraden herbei pfeifen zu hören und beschloß, meine Freiheit und mein Leben — gegen Mörder! — grimmig zu vertheidigen. Sah doch das Ganze unheimlich genug aus. Aber die Einbildungskraft und die Aufregung des Uebermüdeten hatten die Eindrücke doch wohl übertrieben: der Olivengelbe pfiff nicht, wies, ohne ein Wort des Abschieds, auf ein mit Waffen ebenfalls überdecktes Sofa und verschwand, die Lampe von der Wand hebend und mitnehmend, hinter einer Thüre, die in's Innere führte: ich hörte den Schlüssel abziehen und dann von der andern Seite die Thüre verschließen. „Recht gemüthlich", dachte ich. „Er kann zu mir, sobald ich eingeschlafen bin: — ich aber muß bleiben oder wieder in die Nacht hinaus." Der Regen platschte heftig an die Fenster. Ich strich —

im Finstern — die Gewehre und Säbel von meiner Lagerstätte, streckte mich der Länge nach aus, legte statt des fehlenden Kissens meinen Ranzen (— Lerers Köfferlein lag auf meinem Leiterwagen —) unter den Kopf, den Revolver unter den Ranzen und die Rechte an den Revolver. Alsbald versank ich in tiefen Schlaf, nicht aus überwältigenden Heldenthum, sondern aus überwältigender Müdigkeit Ungestört schlief ich bis in den hellen Tag: als ich — die Sonne schien wieder freundlich — erwachte, sah ich jene früher verschlossene und die Eingangsthüre weit offen stehen: kein Mensch zeigte sich. Ich verließ die waffenstarrende Halle und fand mich nun bei Tage leicht und rasch aus der Vorstadt zu unsern Wagen und den Freunden, die über mein spurloses Verschwinden in der Nacht und langes Ausbleiben am Morgen schon besorgt geworden waren. Ich dachte nicht bei dem Aufbruch, daß ich Saarburg unter so ganz andern Verhältnissen und Eindrücken wieder sehen sollte: mit meiner lieben Therese als Gäste

meines lieben Freyberg, der als kaiserlicher Kreisdirector mit seiner prächtigen Familie eine wunderliebliche Dienstwohnung inne hatte, deren Zimmer und Garten ein wahres Idyll darstellten und — umgaben. Von Julius geführt, bestieg ich dann von Saarburg aus den Mont Donnon mit seiner herrlichen Waldbekleidung, seinen Trümmern keltisch-römischer Tempel und seinem weithin schauenden Ausblick: — einem Blick über die wieder deutsch gewordenen Vogesen. An eine solche Zukunft dachte ich damals[1]) nicht — am Wenigsten für mich!

---

[1]) Gareis schreibt über diese Nacht ganz vergnüglich: „gut geschlafen im Bett bei einem juge supplétoire“.

V.

Donnerstag, den 18. August, früh hatte ich die Abgabe von Arzeneien und Wein an das Spital zu überwachen, so daß ich auf Grund einer vorgestern gebacknen Semmel frühstückte, während die Genossen in „Abondance“ schwelgten: — ganz buchstäblich: im „Hôtel d'Abondance“.

Die darauf angetretene Fahrt nach Blamont bot landschaftlich nichts besonderes: aber ich hatte nie ein todtes, nie ein krankes Pferd gesehen und staunte nun, wie groß die Leiber der auf dem Felde neben der Landstraße liegenden und wie Jammer erweckend die regungslos, mit gesenktem Kopf vor sich hinstarrenden aussahen. In Blamont besorgten wir Hafer und für die ächzenden Räder unserer Wagen

Schmiere. Es war wieder Nacht — etwa 11 Uhr —, als wir nach langer, staubiger, heißer Fahrt in Luneville eintrafen: umsonst suchten wir Quartier auf der Mairie, diese war leer: umsonst weckten wir den Etappencommandanten, der, unter unnöthig vielem Schimpfen, erklärte, es sei Alles überfüllt. So trennten wir uns und jeder suchte auf eigne Faust Unterkunft. Ich fand solche erst lang nach Mitternacht in einem städtischen Heumagazin, aus welchem aber leider vorher das Heu bis auf den letzten Halm davon getragen war: immerhin war's besser als das Pflaster des Marktplatzes. Gareis und seine Nachtgenossen hatten in dem „Harmoniesal" wenigstens Stroh gefunden „und bei Wein und Fleisch des Concierge fröhlich gezecht und gesungen". Drollig erzählte Gareis am anderen Morgen, er habe bei'm Waschen sogar ein Handtuch entdeckt, an dem sich nur leider bereits vor ihm 85 000 Wächter am Rhein die Hände getrocknet hätten.

Freitag, den 19. August, erreichten wir die glän-

zende, reiche Hauptstadt Lothringens, Nancy [1]): unvergleichlich schön liegt diese Perle im Schos einer weiten Thalmuschel. Ich war höchst erstaunt, als ich bei dem Einbiegen in den Hauptplatz „Stanislas" von einer ganzen Front baierischer Soldaten mit dem Zuruf: „guten Morgen, Herr Professor!" begrüßt wurde: es waren meine lieben Zuhörer aus Würzburg, die ich vor wenigen Wochen zu Rechtspracticanten hatte befördern helfen. Uebrigens hatte die schwache Besatzung der 800 Baiern einen bedenklichen Stand: die Stimmung der Bevölkerung war durch erlogene Nachrichten der Blätter über große Siege der Franzosen vor Metz gefährlich gereizt: ich selbst las die Depeschen (meist aus Paris), daß man dort die Straßen erleuchtet, die Häuser beflaggt habe zur Feier dieser Siege, daß die Preußen 40000 unver-

---

[1]) „Nanzig" sagten wir beharrlich, so lang wir glaubten, auch dieses Gebiet abgetreten zu erhalten: später lernten wir wieder Nancy sagen; es war ganz richtig, nicht zahlreichere Franzosen und Französlinge in's Reich zu zwingen, als strategisch unerläßlich.

sorgte Verwundete auf dem Schlachtfeld zurück gelassen, Waffenstillstand zur Bestattung ihrer Todten und freie Durchfuhr ihrer Verwundeten durch Belgien und Luxemburg erbeten hätten. General Palikao verkündete amtlich in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers zu Paris: „ich constatire, daß die Preußen von Marschall Bazaine in die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen worden sind, und daß das ganze Cürassiercorps Bismarcks (gemeint war wohl die Reiterdivision des Grafen Bismarck-Bohlen) vernichtet worden ist“. Ferner ward telegraphirt: „Die Preußen sind in die Mosel geworfen“, „Prinz Albrecht von Preußen ist gefallen“, „Bismarck s'est cassé la jambe, indem er sich, von den Franzosen in einem Landhaus umstellt, nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten konnte“, „der Kronprinz ist gefangen“. Da wurden denn die zahlreichen Fabrikarbeiter aufsässig: einen betrunkenen Hetzer, den die Baiern in die Hauptwache gebracht, wollten die Bethörten mit Gewalt befreien.

Wir hatten hier längeren Aufenthalt durch eine Berathung mit dem Führer einer anderen Hilfscolonne; dem glücklichen Abschluß der Verhandlungen hatte ich es zu verdanken, daß ich den größten Tag meiner Geschicke — den von Sedan — erleben durfte. Ich hatte mich genugsam davon überzeugt, wie schwer es auch bei eifrigstem Willen einer Hilfscolonne von eitel Civilisten, ohne besondere Empfehlung, war, vorwärts zu kommen, zumal eben, was ich allein erstrebte, „hinein", d. h. in das Feuer der Schlacht. Wie weit hinten — trotz Mühen und Anstrengungen — trotteten wir den Truppen nach! Schwach war die Hoffnung, auf diese Weise jemals an den Feind zu kommen, das Gottesgericht der Schlacht zu erleben. Ich begrüßte es daher mit lebhaftester Freude, als ich von unsrem bisherigen Führer vernahm, er sehe eine Möglichkeit, uns rasch vorwärts zu bringen, wenn wir uns mit einer eben angelangten Colonne verschmelzen wollten, deren Führer, Major von Grolmann, über eine ausgezeichnete Schar von Aerzten

und Turnern verfügte; aber als hervorragend vor den Männern sind zu nennen sechs barmherzige Schwestern, deren Leistungen wir noch mit ehrfürchtiger Bewunderung verehren lernen sollten. Ja, das ist ein Christenthum, vor dem ich höchste Achtung hege!

Major von Grolmann hatte durch Vermittlung der Johanniterführer Graf Goertz und Fürst Puttbus das ehrenvolle Vorrecht, stets dem Hauptquartier des Kronprinzen — und zwar bis auf die Schlachtfelder — folgen und hier noch während des Kampfes in Thätigkeit treten zu dürfen.

Als ich dies erfuhr, ward ich Feuer und Flamme für die Verschmelzung und setzte Alles daran, sie zu bewirken. Aber — man sollte es nicht für möglich halten in solcher Zeit, bei solchen Aufgaben — das stieß auf bedeutende Schwierigkeiten. Zwar unser wackerer Führer, Herr von zur Nieden, selbst erklärte sofort, dem Major von Grolmann den Platz räumen und den Befehl auch über seine bisherige Schar abtreten zu wollen: allein es waren andere Persön-

lichkeiten, die sich dem Plan eigensinnig widersetzten: sei es, daß sie fürchteten, ihre bisherige Stellung[1]) unter dem Major nicht mehr behaupten zu können, sei es, daß sie zu friedlich gesonnen waren, sich dem Feind so nahe zu wünschen. Wenigstens rief Einer, als wir nun am 1. September wirklich „hinein“ kamen, ein geflügeltes Wort solches Sinnes, das mit

[1]) Namentlich der militärischen Zucht und dem strammen Befehl eines Officiers wollten sich manche Leute nicht unterwerfen, während uns doch schon in diesen Tagen die Erfahrung gelehrt hatte und von Woche zu Woche dringlicher lehrte, daß das einzige Mittel, die freiwillige Nothhilfe wirklich brauchbar zu machen und ihre zahlreichen Mißbräuche auszuschließen, die streng militärische Gestaltung war, mit allen Verpflichtungen der Soldaten auch für diese Nothhelfer. Es ist daher höchst erfreulich, daß man bald nach dem Krieg anfing, an allen deutschen Hochschulen die nicht wehrpflichtigen Studirenden nicht bloß durch Chirurgen in der Wundenpflege unterweisen zu lassen, sondern auch sie, wie die übrigen Glieder der Vereine für Nothhilfe im Kriege, verpflichtete, sich streng militärischer Zucht zu unterwerfen. Ich habe in Königsberg als Rector und auch in Breslau eifrig hiefür gewirkt, indem ich den Studenten schilderte, welch' üble, unzureichende Zustände ich 1870 auf den Schlachtfeldern fand, unerachtet des besten Willens der Freiwilligen in Ermangelung fester Einrichtung.

seinem Andenken bei uns verknüpft blieb für und für. (S. unten, Schlacht bei Sedan.)

Ich aber dachte: „flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“, scharte unsere Turner und andere jüngere Leute, die etwa noch schwankten, um mich — Gareis, Roßbach, Semper, Herrmann brauchte ich wahrlich nicht zu mahnen! — und erklärte ihnen, ich sei entschlossen, Grolmann zu folgen um jeden Preis und, obwohl k. baier. ordentlicher Professor, nöthigenfalls als Kutscher oder als Krankenträger zu dienen. Das machte Eindruck: die jungen Leute waren nicht nur selbst sofort gewonnen, sie wirkten durch ihren Bericht von meiner Dienstwilligkeit auch auf Andere, die sich nun nicht wohl mehr weigern konnten.

So kam denn die Verschmelzung zu Stande: die Gesammtcolonne zählte nun 21 mit auserlesenen Heil- und Lebensmitteln, Verband- und anderem Verpflegungszeug beladenen und von einem vortrefflichen Heil- und Hilfspersonal geführten Wagen.

VI.

Nicht ohne tiefe Rührung vermag ich seiner zu denken, unseres nunmehrigen Führers, des hessischen Majors Albert von Grolmann, Ehrenritters des Johanniter-Ordens. Eine hohe, hagere, aber sehnige Gestalt, ein scharf geschnittner Kopf mit edeln Zügen, im Schmucke des silberweißen Hares. Wie seelenvoll konnte das noch hell leuchtende Auge blicken: — aber auch scharf blitzen sah ich es im Zorn: — zum Glück nicht wider mich! Vielmehr war er gegen mich stets die Güte selbst und wie ich mich von Anfang an zu ihm stark hingezogen fühlte, — glich er doch meinem geliebten Vater! — so erwies er mir während unseres ganzen gemeinsamen Wirkens eine wahrhaft väterliche Liebe: er errieth mich und die Beweg-

gründe meiner Theilnahme an dem Zug, meiner Handlungsweise im Felde.

Ich bat ihn vor meinem Anschluß an seine Schar um ein par Worte besonderer Zwiesprach, und erklärte ihm hiebei, daß ich selbstverständlich in allen Dingen, wie die Genossen, mich zu unbedingtem, militärischem Gehorsam ihm gegenüber verpflichte: nur falls wir in eine Schlacht, ein Gefecht gelangten, behielt ich mir vor, die Wagen zu verlassen und allein auf eigne Faust so weit vorzugehen, als nur immer möglich sei, — um zu helfen.

Er sah mich erstaunt an mit seinen schönen Augen: dann reichte er mir die Hand und sprach kopfnickend: „Nun, wenn Sie es nicht anders *wollen*, so mag es sein.“

Oft und oft ergriff er die Gelegenheit während der vielstündigen Wanderung neben unsern Wagen her, mit mir allein zu plaudern. Ein parmal mahnte er mich mit sinnigem Blick, umzukehren, auf meinen Lehrstuhl, an meinen Schreibtisch: aber

bald gab er's auf. Ich weiß wirklich nicht, wodurch ich mir seine herzliche Zuneigung gewonnen: denn es gab viel nützere Genossen unserer Schar und übertraf mich auch keiner an (— nur allzu ungestümem! —) Eifer, doch gar mancher an praktischer Verwendbarkeit. Vielleicht brachte es mich seinem Gemüthe näher, daß ich gleich an einem der nächsten Tag ihn „in seinem Schmerz gesehen und ihm ein fühlend Herz gezeigt". Ich führte (am 22. oder 23. August?) den ersten Wagen. Der Weg ging durch einen schönen Wald: es war am frühen Morgen: der Thau glitzerte im Sonnenstrahl auf allen Halmen der Straßengräben. Da sah ich ziemlich weit voraus die hagere Gestalt unseres Majors in seltsamem Gange schreiten. Zuweilen blieb er stehen und richtete sich hoch auf: dann sank der Kopf tief vornüber und er schritt weiter. Mir war's, er wanke. Ich sprang ab und folgte ihm rasch, doch leise. Wie ich näher kam, sah ich den starken Mann zuweilen zusammenschauern. Schonend trat ich an seine Seite und sah

ihm schweigend in's Gesicht: es war von Thränen überströmt: ich wich zurück, er aber faßte meine Hand und sprach: „drei [1]) Angehörige (oder Freunde) unsres Hauses — vor Metz — in den drei Schlachten vor Metz — sprechen Sie nicht davon, Dahn". Ich drückte ihm stumm die Hand und blieb zurück. Seither sah er mich inniger an als andre. —

Erst in diesen Tagen erfuhren wir ja von den großen, aber furchtbar blutigen Dingen, die vor Metz [2]) vom 16.—20. August geschahen. Wir sollten noch oft die Wahrnehmung machen, daß eine einzelne Schar im Felde von den Ereignissen so gut wie nichts erfährt, oder doch Alles viel später als der Telegramme-Verschlinger daheim hinter dem Ofen. Das gipfelte später in unserer Unkunde von den vollen

---

[1]) So glaube ich: jedesfalles mehr als Einer.

[2]) „Gravelotte!" Die Lateiner in unsrem Heere fanden darin vorbedeutsam „gravis lutta" (schwerer Kampf), aber ergreifender deutete der gemeine Mann: „die graue Lotte", d. h. die Todesgöttin.

Ergebnissen des Kampfes bei Sedan, den wir doch selbst mit angesehen.

Hatte ich in den letzten Tagen mit meinen Nachtquartieren wenig Glück gehabt, so traf ich es besser in Nancy: „fürstlich“ steht in meiner Brieftasche. Man sieht, ich war nicht verwöhnt: es war doch nur ein sehr reicher Notar, der sein mit feinem französischem Geschmack eingerichtetes Haus — wie dies die meisten „Notabeln“ thaten — bei der Annäherung der Barbaren verlassen hatte. Den glänzendsten Eindruck machte mir das Himmelbett in seinem Schlafzimmer: ich legte mich aber natürlich bescheiden auf das Sofa daneben. Ich hatte Gelegenheit, der allein zurückgebliebenen alten Beschließerin bei dem deutschen Einquartierungscommandanten einige Gefälligkeiten zu erweisen, war überhaupt kein Unmensch, holte dann auch Freund Roßbach, der ihr für ihren Husten etwas verschrieb und so war die Gute ganz gerührt über diese Prussiens. Das rothe Kreuz auf unsern Armbinden beschäftigte sie stark: sie betastete es und wiederholte in Gegen-

wart von ein par gleichaltrigen Gevatterinnen unablässig rühmend: „ces messieurs ont juré sur le crucifix, de soigner également les Français et les Prussiens. N'est-ce pas, monsieur le Docteur, vous avez juré sur le crucifix? sur le saint crucifix?"

Vergeblich versicherte ich mehrere Male der Guten, wir thäten das zwar und hätten diese Pflicht übernommen, auf das Crucifix hätten wir aber nicht geschworen: so unaufhörlich wiederholte sie die Frage, die Bitte, ich möge doch ja sagen, daß ich schließlich zu ihrer Beruhigung rief: „eh bien, puisque vous insistez: nous avons juré sur le crucifix". Als ich am andern Morgen bei unserm Aufbruch die schöne breite Marmortreppe herab stieg, fand ich die alte Frau in hellen Thränen: ich fragte selbstverständlich, — wie noch so oft in diesen Wochen — „ob sie um Frankreich weine oder um den Verlust von Freunden?" „O non", antwortete sie, „je pleure pour vous, Monsieur!"

„Warum denn für mich?“

„O vous avez été si bon envers moi. Vous et l'autre monsieur“.

„Nun, was ist darüber zu weinen?“

„Vous marchez contre Paris, n'est-ce pas, Monsieur?“

„Mais, certainement.“

„O vous êtes perdus! Vous et tous les autres, ces braves garçons qui ont juré sur le crucifix. Vous ne connaissez pas la France et Paris et notre armée invincible. Vous êtes perdus, tous, tous!“

Ich tröstete sie und meinte zum Abschied, man müsse ja doch einmal sterben und in diesem meinem Dienst sterben sei gar nicht so schlimm.

Uebrigens war auch hier die Bevölkerung in heißer Erregung, theils des Hasses, theils des Schreckens: — viele Läden waren geschlossen, auch die Jalousien an den Fenstern: — man sah auf den Straßen nur sehr wenige Damen und diese sämmtlich schwarz ge-

kleidet. Vor dem Aufbruch wurden wir von dem Grafen Görz sehr freundlich empfangen und mit neuen Ausweisen versehen; in dem prunkenden kaiserlichen Schlosse nahmen die Officiere des X. baierischen Infanterieregiments meine Gefährten gastlich auf in jenen Gemächern, die kurz zuvor General de Failly bewohnt hatte.

Ich machte einen einsamen Abendspaziergang nach dem Kloster der sœurs dominicaines in der Vorstadt Saint Pierre Nro. 109, an das sich mir — aus Erzählungen — allerlei Gedanken knüpften: Therese hatte ein Jahr in diesem Kloster gelebt.

Als ich, in der Dunkelheit zurückkehrend, an den offnen Thoren einer Brauerei vorüberkam, in deren Hof eine Menge Soldaten der III. Armee — Preußen, Baiern, Württemberger — durcheinander gemischt einquartiert lagen oder sich zu einem Trunk zusammen gefunden hatten, hörte ich laut sprechen, vielmehr offenbar declamiren. Seltsam! Die Reime, die ich zuweilen verstand, mahnten mich an Bekanntes: ich

trat näher: auf einer Tonne im Hof stand ein preußischer Unterofficier und declamirte — richtiger drometete — mit dröhnender Stimme: was? Meine Verse, mein Gedicht nach dem Siege bei Weißenburg [1]: „und durch die Lüfte braust's mit Schallen: Victoria! Victoria!“

Als er geendet, brach die Hundertschaft deutscher Krieger in ein jauchzendes „Victoria!“ aus, das gewaltig durch die im Abenddunkel liegende, grollende Stadt dahin scholl. Ich war sehr erfreut, ja gerührt durch den hübschen Zufall meines Zuhörens. Die größten deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen habe ich später Verse von mir vortragen hören: — vollendet schön: aber es hat mich nicht so gepackt, wie das Dröhnen des Preußen zu Nancy.

---

[1] Oben S. 235.

VII.

Am folgenden Morgen (20. August) brachen wir von Nancy in der Richtung gen Westen auf: wir vernahmen, die Armee Mac Mahons habe sich in das Lager von Châlons sur Marne zurückgezogen, mit den dort versammelten „Moblots“ vereinigt und wolle die Deutschen erwarten, hier die Entscheidungsschlacht zur Vertheidigung von Paris zu schlagen.

Nun zielte Moltke's Feldherrnschaft darauf: die „Rheinarmee“ in Metz festzuhalten, ihren Abzug zu der Armee von Châlons zu verhindern, diese, welche allein noch Paris deckte, zu vernichten, und, gemäß dem von Anbeginn gefaßten Plan, sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

In welch' wunderbarer, mehr an Dichtung als an nüchterne Geschichte gemahnender Weise jene Ge-

danken, vom Glück und von der Verblendung der Gegner begünstigt, sich über alles Erhoffen vollenden sollten, das konnte damals Freund und Feind nicht ahnen.

Also nach Westen! Wie freute ich mich auf die Schlacht „auf den katalaunischen Feldern". Aber es sollte ganz anders kommen.

Wir folgten also nun von Nancy ab dem Hauptquartier des Kronprinzen: aber nur an wenigen Morgen wurden wir seiner selbst von fern ansichtig oder doch der lustig im Frühwind flatternden schwarz-weißen Fähnlein seiner Ulanen-Bedeckung: meist mußten wir, wie billig, die nächsten und besten Straßen den Truppen und deren Munitionscolonnen überlassen, auch wohl auf unseren minder guten Wegen ausweichen, über die Straßengräben rechts und links, was unsere Bauern-Wagen und -Gäule nur unter starker Gefährdung zu leisten vermochten, auf die Wiesen und in die Felder hinein, um Bataillone, Schwadronen, Batterien vorbei zu lassen — in oft Stunden langem Warten.

Leider kann ich nun aber über einen Theil der Erlebnisse und der nächsten Tage nur sehr unvollständig berichten: die Anstrengungen und Mühen der oft bis über die Mitternacht hinaus fortgesetzten Märsche waren groß: die Eindrücke stark, wechselnd, zahlreich: meine Brieftasche gewährt nur die Angaben: „Samstag, den 20., Vannes, Glasfabrik (Verrerie). Sonntag, 21., Vaucouleurs, Pfarrer. Montag, 22., Rigny la Salle, Oekonom. Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, 23., 24., 25., Ligny, Piqueur. Freitag, Samstag, 26., 27., Bar le Duc, Restaurant.“ Und die Aufzeichnungen von Gareis, flüchtig unterwegs gekritzelt, halb verwischt, bekunden auch den Drang, unter dem sie eingetragen wurden.

Wir folgten immer der Nachhut des kronprinzlichen Hauptquartiers, aber, wie gesagt, auf allerlei Zickzackstraßen und Umwegen. Wir zogen von Nancy nach Süd-Westen, Toul, das ja erst später fiel, weit nördlich in unserer rechten Flanke lassend; wir erreichten auf der lang bergaufführenden Pappelallee —

über Vandoeuvre und Chavigny — Pont-St.-Vincent, wo wir die Mosel überschritten; dann ging es über Bainville und Maizières auf Ochey: hier hatten wir Umstände mit baierischen Feldgensdarmen, die den guten Weg nach Colombey für einen Train freihalten wollten: im Auftrag des Majors mit ihnen (auf gut altbaierisch!) verhandelnd, brach ich die Wildheit der Bajuvaren („si non te Bajoarius obstat!" warnte schon Venantius Fortunatus) und eilte[1]) auf ferneren Befehl vorauf nach Colombey, wo wir Mittag machen wollten und das als von Truppen überfüllt geschildert ward: damals übergab mir auch der Major die Hälfte unserer Kriegscasse, aus der (ich bestritt meine Ausgaben auch fürder selbst) nicht nur unsern Bauern ihre Francs Diäten für die unfreiwillige evectio und die veredi und paraveredi gezahlt

---

[1]) Ueber Thuilley? Gehört diese Ortsangabe hierher oder weiter nördlich? Ich finde, es ist leichter, die Geschichte der Völkerwanderung zu schreiben, als aus gekritzelten Hakenstrichen die des eignen Zugs.

wurden, auch den Turnern und andern minder günstig gestellten Nothhelfern (seitdem ward ich Manchem anziehender als bisher!); auch die Anschaffungen von Wein, Lebensmitteln, Leinwand, Wäsche hatte ich nun zu besorgen, außer der Führung der Listen der Verwundeten und Kranken in allen Spitälern, in denen wir fortan länger oder kürzer aushalfen: der Major fand, daß ich ein wenig besser französisch sprach als mancher unter uns und dabei war außer mit verwundeten Gefangenen auch stets mit den Ortsbehörden zu verhandeln.

Colombey fand ich in der That so vollgestopft von preußischen und baierischen Truppen, daß ich fast verzweifelte, Unterkunft und Speisung für uns zu finden.

Da verwies mich ein preußischer Unterofficier auf das Hôtel aux belles femmes, wo baierische Officiere eben aufgebrochen seien: allerdings mache darin ein baierischer Camerad einigen Spectakel.

Das schreckte mich nun nicht und als ich eintrat und den Landsmann bat, den schönen Speisesal für

unsern Major und andre Officiere zu räumen, ging er gleich drauf ein: „schaug her", sagte er wankend, auf etwa vier geleerte Weinflaschen auf dem Tische deutend, „i hab nie an Wein gsegn und habn trunka wie's Bier: es san grad di par Flasch'n da und do mein i dengerscht, i gspür's a weng."

„Ja, ja", erwiderte ich, „i mein' scho a. Geh nur, du hast gnua."

„I bin halt a boarischer Lackl."

„Dös brauchst gar net sagen: — dös siecht ma und hört ma so."

Da wurde aber der Markomanne zornig, fuchtelte mit seinem Seitengewehr herum und war nur schwer aus der Thüre zu bringen. (Ich stelle hier ausdrücklich fest, vor und nach diesem Baiern aus Deggendorf hab' ich viele Nicht-Baiern in Gallien ähnlich wankend getroffen.)

Nach kurzer Mittagrast gings weiter in der Richtung auf Vaucouleurs, aber wir kamen nur wenig vom Fleck: „abends schauerlich", schreibt Gareis,

„furchtbarer Wirrwarr: fünf Colonnen aller Waffengattungen, dann Munitionscolonnen, Train und für alle und uns nur die Eine Straße“: wieder wurden wir links und rechts über die Straßengräben, in welche manches unserer hochbeladnen und schwerfällig plumpen Fuhrwerke fiel, auf die Felder gedrängt und mußten viele Stunden warten, bis zumal unabsehbare Artilleriereihen vorüber waren: ich hatte mein Bäuerlein zu trösten, dem der Wagen auch schwer beschädigt war: der Gute weinte und verzagte daran, Weib und Kind im Elsaß je wieder zu sehen! Aber meine seit dem Aufbruch von Nancy stets gut mit altem Cognac gefüllte Lederfeldflasche tröstete ihn: manchen von unsern jungen „Galopins“, (na, ich will die Namen nicht nennen, lieber Karl!) zog die Volksheerkundigkeit dieser guten Labungsquelle wohl häufiger an meine Seite, als meine Liebenswürdigkeit allein würde haben bewirken können!

Endlich, am späten Abend, ward die Straße frei und wir erreichten, abgemattet gerade durch das lange

unthätige Warten, eine große Glasfabrik in Vannes, (Verreries de Vannes), deren Eigenthümer mit dem echt-keltisch-römischen Namen Schmidt uns freundlich aufnahm und in einem Nebengebäude seines schloß-ähnlichen Wohnhauses einquartierte. Ja, er warnte unsern Major sogar vor den in den nahen Waldungen streifenden Franctireurs, die wiederholt einzelne, vom Weg abgekommene Deutsche abgefangen hatten. Offenbar wäre es dem Verständigen sehr unerwünscht gewesen, seine Gebäude im nächtlichen Ueberfall angegriffen und vertheidigt zu sehen; so wurden denn vor unsern Fenstern und am Eingang der Siedelung Wachen ausgestellt.

Erst am folgenden Abend erreichten wir, abermals häufig aufgehalten, über Sepvigny (wenn ich nicht irre!) Vaucouleurs! Welche Erinnerungen knüpften sich mir an den Namen! Die Jungfrau von Orléans war mein erstes Lesebuch, die „16 Fähnlein“ mein erstes declamirtes Gedicht gewesen: ich weiß noch, wie sich die Aeltern mühten, mir die

richtige Aussprache des Ritters „Baudricourt von Vaucouleurs“ in den Mund zu bringen. Und nun war ich im siegreichen Krieg Deutschlands gegen Frankreich selbst nach Vaucouleurs gekommen! Ganz nahe mußte ja Dom Remy, der Geburtsort der Jeanne d'Arc, liegen, die ich meine Mutter so oft hatte darstellen sehen.

Ich gelobte mir, am nächsten Tag — war doch hier ein Rasten vorgesehen —, wenn es die Arbeit irgend erlaube, hin zu gehen. In der That stellte ich am andern Morgen fest, daß es nur eines Rittes von etwa 20 Kilometern die Maas aufwärts bedurfte, hin zu gelangen: ich konnte also leicht in einem halben Tag hin und zurück kommen und sicherte mir bei einem freundlichen baierischen Artillerieofficier, der von seinem Besuche dort [1]) schwärmte, ein Pferd, ja, er wollte mir seinen Burschen zur Bedeckung mit geben. Ich lehnte die Begleitung ab und freute mich gar

---

[1]) Es wurden dort noch ihr Schwert und ihre Fahne(!) gezeigt.

sehr auf den einsamen Ritt durch Feindesland. Aber der Major, bei dem ich mich abmeldete, verbot mir einfach das Unternehmen. „Hier geht's ja in keine Schlacht, wofür allein Sie Urlaub haben. Es wimmelt in jener Gegend von Franctireurs und die preußischen Etappenbehörden haben gestern die Besuche dort verboten."

Ich fügte mich widerstrebend: ich grollte dem Wackeren um diese unnütze Besorgniß. Aber wenige Tage darauf mußte ich ihm gerührt Abbitte thun und danken. Wenig ahnte ich, daß ganz nahe bei uns, ebenfalls als Nothhelfer, sich mein alter, theurer Gönner aus dem Berliner Tunnel, Theodor Fontane, (II. S. 437) befand, der, wie ich, der Wiege der Pücelle seine Aufwartung machen wollte, gegen das Verbot seinen Willen durchsetzte und sofort von Franctireurs gefangen ward. Der schöne, hohe, ritterliche Mann sah ganz aus wie ein preußischer Officier in Civil: alle seine Betheuerungen, er sei Schriftsteller, Schlachtenbummler, halfen ihm nichts, er ward in's Innere

Frankreichs fortgeführt, die eifrigen Bemühungen höchster Officiere — ich glaube, auch des Kronprinzen und Bismarcks — fruchteten nicht nur nichts, sie schadeten: denn sie bestärkten den Feind in der Meinung von der hohen politischen oder militärischen Wichtigkeit seines stattlichen Gefangnen. So ward der Arme durch ganz Frankreich bis auf die Insel Oléron geführt und, irre ich nicht, erst nach dem Frieden von Frankfurt frei gegeben. Das hat ihn zwar zum Verfasser einer recht anziehenden Schilderung dieser Kriegsgefangenschaft gemacht: aber mich, dem ja das Gleiche hätte widerfahren können, hätte in meiner damaligen Gemüthsverfassung ein solches Geschick zur Verzweiflung gebracht. —

VIII.

Uebrigens knüpfen sich an den (vorhergehenden) Abend in Vaucouleurs heitere Erinnerungen. Gareis hatte sich — mit Recht — beklagt, daß wir beide meist bei den Nachtquartieren recht schlecht weggekommen seien, da wir wiederholt von dem Major nach dem Eintreffen am Ziel allerlei Aufträge für Unterbringung und Bewachung der Wagen erhalten hatten, vor deren Erledigung die besseren Quartiere bei dem Maire oder dem Etappencommandanten lange an die Gefährten vergeben waren. Der junge, in raschem Aufschießen begriffne Mensch bedurfte so dringend nach den schweren Mühen des Tages des Schlafes in gutem Bette und auch reichlicherer, besserer Nahrung als ich! Ich sah es ein und bat den Major, mich

heute Abend unter den Ersten für Gareis und mich die Quartierbillets wählen zu dürfen. Als nun, in schon starker Dunkelheit, unsere Wagen auf dem Marktplatz auffuhren und der Maire verkündete: „deux officiers chez monsieur le vénérable abbé Hyacinthe“, wählte ich dies Quartier. „Denn,“ flüsterte ich Karl zu, „bei einem katholischen Pfarrer in Vaucouleurs, so nahe der Pücelle, ist gewiß gut hausen“. Er nickte, und wir stiegen im Finstern, oft stolpernd, den steilen Berg zur Pfarrkirche hinan: er war arg verunreinigt von den vielen Tausenden, die vor uns hier „gehaust“. Das konnte gutes oder schlimmes bedeuten! Vor der Thüre seines niedren Häusleins stand, im Schein einer Stalllaterne, die in seinen zitternden Händen schwankte, monsieur le curé: ein Anblick zum Erbarmen. Uralt, ehrwürdig, gewiß, aber zum Erschrecken mager: wie ein Asket des Mittelalters oder wie der Geizige von Molière dargestellt wird. Er begrüßte uns fromm und freundlich: „au nom de Dieu et de la sainte vierge“:

— aber gleich darauf folgte mit Schnelle die traurige Betheuerung: „vos soldats ont pris tout: je n'ai plus rien, pas ça“, er könne uns nur Betten geben. Wir machten lange Gesichter: umkehren, vielleicht in den Gasthäusern auch nichts mehr zu beißen finden und dann in der Nacht den langen, übelriechenden, bösen Weg nochmal zurücklegen: — wir legten uns auf's Bitten. Endlich hieß es, er wolle uns in Gottesnamen seine Hammelkeule und seine letzte Flasche Rothwein aufopfern. Wir folgten ihm dankglühend und bald trug er selbst auf. Bei der heiligen Jungfrau und der eben (1894) selig gesprochnen von Arc! An dem Knochen des ehemaligen Hammels war nicht mehr $^1/_8$ Pfund abnagbaren Fleisches und auf den ersten Schluck des „petit vin du pays“ schrie Karl: „o Herr Professor — g'schwind — ihren Cognac!“ Da beschlossen wir, hungernd und dürstend, doch noch in die Stadt hinab zu steigen, unser Glück zu versuchen. Der Herr Abbé billigte das, bat aber, wir, „messieurs les médicins“, möchten doch zuvor

seine kranke „fille“ sich ansehen, die da hinten im Bette liege.

Die Franzosen belehren, daß wir, obwohl das Genfer Kreuz tragend, nicht Aerzte seien, — das gaben wir schon lange auf. Ich mahnte also Karl, unsrem Wirth den Gefallen zu thun: sei das Fräulein — denn wir dachten an seine Nichte — schwer krank, so konnten wir ja dann einen unserer Aerzte mit herauf nehmen. Ich glaube, ich thue dem jetzigen k. pr. geheimen Justizrath, und glücklichem Gatten der schönen Frau Clementine, aber damaligen 25jährigen, unverlobten, privatdocirenden Jüngling nicht Unrecht mit der Vermuthung, er sei ein wenig lieber auf meinen Rath eingegangen, weil er so was von „24 Jahren“ der „fille“ verstanden hatte aus dem zahnlosen Munde des Greises. Aber alsbald stürzte der Arme mit allen Anzeichen des Schreckens aus dem Innern des Hauses und von dem Lager der Leidenden zurück und rief laut: „ah, quatre-vingt hat er g'sagt: 's ist seine 80jährige Haus-Magd!“

Wir kletterten also nun thalab und hatten das Glück, in einem guten Gasthof nicht nur viele unsrer Freunde (darunter den Arzt Dehler, den wir am andern Morgen zu der pucelle de quatre-vingt ans entboten), auch gute Atzung und Tränkung zu finden. Und ich glaube hier war es (oder erst in Bar-le-Duc?), daß mir die „bösen Buben“ (wie wir im Sinne von S. 226) Gareis und ein par andere Jungherrn nannten, einen lustigen Streich spielten. Wiederholt hatten sie mir in den Ohren gelegen, ich solle doch mit unserer Casse nicht so geizig schalten: jetzt hätten sie schon — seit Hagenau — einen großen Theil von Frankreich „erobert“ und noch nicht Ein Glas Champagner erhalten. Das könne ich doch einmal aus der Kriegscasse spendiren. Ich hatte ihnen lachend gesagt: „nun ja, wenn wir in die Champagne kommen, sollt ihr — wir zogen ja auf Châlons und Paris — Champagner erhalten“. Nun war mir die Cantonalcarte der Gegend von Nancy bis Châlons, die ich neben der Generalcarte besessen, beim Sturz

mit dem Wagen zu Verlust gegangen, in welcher die Gränzen der Cantons mit Strichen oder Farben angegeben sind. Das wußten die Schelme — ich hatte viel darum geklagt — und nun hielten sie mir in dem Halbdunkel des Gasthofflurs eine solche Carte entgegen, in der sie — ich glaube außer Gareis Dr. Köster und Roßbach — die Gränze der Champagne als von uns hier bei Vaucouleurs überschritten darstellten: lärmend bestanden sie auf ihrem Schein, d. h. auf ihrem „Schampus“ (wie man damals noch sagte, statt des heute üblichen ganz falschen „Sect“) und ich spendete also im Namen der Pücelle uns Vieren zwei Flaschen.

Kaum waren sie getrunken, als die drei wie die jungen Teufel um mich her sprangen — zum Schrecken der französischen Kellner! — und mir unter Hohngelächter die Fälschung der Carte und ihren gelungnen Streich vor die Nase hielten. Nun, der nächste Champagner, den ich trank, war Napoleons Gepäckwagen abgenommen auf dem Feld von Sedan.

Spät in der Nacht erklommen wir unser Hunger-haus auf dem Kirchberg und fanden Betten so hart, wie der geistliche Hammel gewesen war.

Morgens in grauer Dämmerfrühe schon bliesen die preußischen Ulanen unter uns die Reveille: Karl war immer etwas Zeit brauchend beim Erwachen. Ich konnte es ihm nicht verdenken, daß er, als ich ihn endlich zum Oeffnen der Augen bewogen hatte, auch den Mund öffnete und vorwurfsschwer gähnte: „aber, Herr Professor, zu kei'm Pfarrer geh' mer nimmer!“ —

Ich hätte den im Schlaf wachsenden Karl noch ruhig schlafen und wachsen lassen dürfen: unser Auf-bruch verzögerte sich noch lang nach Fertigstellung der Wagen aus Gründen, die mir der Major erst im Laufe der Fahrt mittheilte und die meinen Wünschen und allen unsern Bestrebungen einen undurchbrechbaren Riegel vorzuschieben drohten. Turner einer andern Hilfscolonne — weder Baiern noch Preußen, ich schweige von dem Stamm — hatten in einer be-

nachbarten Stadt mit Trinken und Gewaltthätigkeit so übel gehaust, daß das erzürnte Hauptquartier außer Bestrafung und zwangsweiser Zurückschaffung der Schuldigen die Aufhaltung und Zurückweisung (nach Deutschland) aller freiwilligen Nothhelfer beschlossen hatte. Und angesichts solcher Mißbräuche der nicht streng militärisch geregelten Nothhilfe schalt man damals und schilt man noch heute in gewissen „politischen und akademischen" Kreisen gegen das Erforderniß der planmäßig stramm militärisch zusammengefaßten Beherrschung dieser wohlgemeinten, aber oft störsam ausschreitenden Bestrebungen!

Nur mit Uebernahme persönlicher Verantwortung für jede Ungehörigkeit eines Gliedes unserer Schar — wir waren doch über hundert Köpfe! — setzte unser prächtiger Major bei den Johannitern (Görz, Pleß, Puttbus) deren Verwendung bei dem Kronprinzen durch dafür, daß damals uns allein — erst später folgten dann auch andre wieder — die Fortsetzung unseres Weges verstattet wurde. Welche Stimmung

ergriff mich, als ich erfuhr, daß ich nahezu umsonst seit so vielen Tagen einer Schlacht entgegengestrebt hatte!

Der lange Aufschub ermöglichte, die alte Kirche von Vaucouleurs zu besichtigen mit ihren Erinnerungen an die Pücelle. Hier traf ich zuerst einen sehr liebenswürdigen Engländer, Russel, den Berichterstatter für große Londoner Zeitungen, dem wir in der Folge wiederholt begegneten. Plötzlich entstand auf dem Platz vor der Kirche ein lärmender Auflauf: wir eilten hinaus und sahen preußische und baierische Feldgensdarmen bemüht, einen scheinbaren Bauern in der landesüblichen blauen Bluse zu fesseln: er sträubte sich heftig und andre Blusenmänner scharten sich in Menge mit drohenden Mienen um die Gruppe, sie schienen den Gefangnen befreien zu wollen. Aber die Gensdarmen thaten ihre Pflicht und führten den Späher ab, der in dem Quartier eines Generals (des Württembergers Baumbach, glaube ich) wichtige militärische Papiere — Marschordnungen — entwendet hatte; er sollte ein französischer Officier sein, hieß es.

IX.

Endlich hatte unser Führer die Erlaubniß der Fortsetzung der Fahrt erwirkt und nun ging's auf schlechten Nebenwegen, die wir meist zu Fuß, im hohen Staube stapfend, zurücklegten, immer nordwestlich weiter.

Früher als sonst — gerade erst neigte die Sonne zu Rüste — machten wir Halt in Rigny la Salle: letzterer Beisatz geht wohl auf das Schloß, das hier, wie verlautete, von Louis XIV. der Pompadour erbaut, sich aus einem herrlichen, parkähnlichen Garten erhebt. Nachdem die gewöhnliche Abendarbeit an den Wagen: — feststellen, numeriren, oft auch umpacken der Vorräthe, neue Verzeichnisse verfassen — gethan war, streifte ich ganz allein in das Grün dieser hochragenden Bäume und Büsche.

Ich fand einen entzückenden Anblick.

Das Schloß war, sagte man uns, in der Revolution halb zerstört, der prunkvoll im Stil des XVII. Jahrhunderts geschmückte Garten verwüstet und seither nie wieder völlig hergestellt worden. Er war denn auch ziemlich verwildert: aber gerade das machte ihn in höchstem Grade poetisch, malerisch, stimmungsvoll. Die stolze, breite, marmorne Freitreppe, die vielstufig zu dem palastgleichen Haus empor führte, war von Mos und Steinbrech übergrünt. Die Steine bröckelten ab unter meinem Tritt, den zahllosen Göttern und Göttinnen an den beiden Seiten der Stufen, den Schäfern und Schäferinnen, die im echtesten Roccoco-Putz aus den wild emporgewucherten, nie mehr mit der Scheere gestutzten Buxbaum- und Taxus-Büschen hervorlugten, waren offenbar gleichzeitig und planmäßig Nasen, Ohren, Busen, Hände, Füllhörner abgeschlagen. Der weite Teich, an dessen Rändern, in dessen Mitte sich noch Hohlsäulen mit Röhren für ehemalige Wasser-

künste, in dessen Mitte arg verstümmelte Tritone und Delphine um eine zertrümmerte Amphitrite sich erhoben, war auf der ganzen kreisrunden Oberfläche von einem dicken, grünen Schleim überzogen, aus dem der melancholische Ruf der Unke drang und wahrhaftig, da lag ein zierlich geschnitztes Bot, mit deutlichen Spuren ehemaliger Vergoldung des Gransen, noch an zierlichem, vergoldeten Kettlein gefestigt an dem Quai aus rothem Sandstein: aber der Schnabel stak tief im Wasser und aus den eingeschlagnen Löchern und Spalten der Bretter wuchsen Binsen und Schilf hoch empor, im Abendwind die braunen Wedel wiegend und flüsternd wie leise Klage!

Nun fluthete plötzlich auf das stille Gewässer von Westen her ein rothglühendes Licht: die sinkende Sonne warf fast wagrecht einen vollen Guß von Strahlen durch eine breit klaffende Lücke der hohen, breitzinnigen Mauer, eine Umwallung, die, sonst völlig von verwildertem Buschwerk verhüllt, erst jetzt mir sichtbar wurde. Ich eilte darauf zu, drang nicht ohne Mühe durch das

Dornicht und Dickicht, stieß auf eine schmale Mauertreppe, kletterte auf die Krone des Walles und brach in einen Ruf des Entzückens aus: denn weit und breit, so fern das Auge spähte, lagerten auf dem offnen Blachfeld unzählbare deutsche Krieger: in dem goldnen Licht der Sonne blitzten ihre Waffen, daß sie den Blick blendeten: überall stiegen die Rauchsäulen ihrer Beiwachten auf und fernher drang zu mir, von der Münchener Knabenzeit an so vertraut, der schöne Abendruf der Hörner der baierischen Jäger: wie ergriffen sie mich, diese Klänge, einst so friedlich, jetzt tief im feindlichen Frankreich, Klänge, die die Hörenden vielleicht zum nahen Tode riefen. Unwillkürlich mußte ich die Melodie in die Worte kleiden:

„Zur Ruhe, zur Ruhe,
Zum Schlaf ruf' ich euch heut:
Doch bald, wo Fahnen flattern,
Doch bald, wo Büchsen knattern,
Zum Kampfe, zum Kampfe, zum Tod ruf' ich euch dann [1]."

[1]) S. jetzt Balladen und Lieder (Gedichte III. Sammlung), Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1878, S. 321.

Diese Verse gefielen den Baiern, als ich sie ihnen bei Sedan unter dem heftigsten Gewehrfeuer vor den Palissaden von Torcy vorsprach.

Damals aber legte ich mich auf die breiten Mauerzinnen nieder und sah sinnend und träumend hinaus auf das kriegerisch-belebte schöne Landschaftsbild da draußen, bis es fast ganz dunkel geworden war.

Wie ist doch Alles anders, heller, glücklicher gekommen als ich es an jenem Abend, da die Sonne so blutroth vor mir niederging, geahnt, erwartet. „So stirbt ein Held": — das Wort Karl Moors füllte mir damals die ganze Seele und mein eigner Spruch (oben S. 241):

„Wer also stirbt, stirbt schön."

X.

Ich war so tief in's Träumen gekommen, daß ich nahezu die Stunde des abendlichen Appells versäumt hätte, in welchem uns jeden Tag der Major um die Wagen versammelte, unsere Berichte, etwaige Beschwerden über die Fuhrleute oder Turner entgegen zu nehmen und die Befehle für den Aufbruch am folgenden Tag zu ertheilen.

Gerade noch bei dem dritten Trompetenzeichen sprang ich auf den geräumigen Schloßhof, wo mich mein väterlicher Freund nicht ohne Besorgniß vermißt hatte. Es hatte Streit mit den — wenigen — Umwohnern des Schlosses gegeben: sie wollten uns nicht in Quartier nehmen, verweigerten Speise und Trank, obwohl wir, wie immer, bar und zwar überreich, nach der Franzosen eigner Forderung, bezahlten: der Major

mußte Beitreibung — durch baierische Feldgensdarmen — und alsdann ohne Entgelt androhen: das half denn; ich fand — ganz allein — Unterkunft in dem leeren Stall eines Oekonomen — das letzte Häuslein des Dorfes zunächst dem nahen Walde — auf einem Bündel Stroh; ich verzichtete auf das widerwillig angebotne Stück Fleisch, kaute an einer mitgeführten harten Brotrinde und schlief ein auf meinem Stroh, in Erinnerung an den verzauberten Schloßgarten und die deutschen Beiwachten, aber die Hand am Revolver; in der Nacht fuhr ich auf: es fielen ein par Schüsse: spähende Franctireurs waren am Waldessaum von unsern Vorposten — Dragonern — entdeckt worden.

Am andern Morgen (Dienstag, den 23. August) ward schon um 4 Uhr Reveille geblasen: um 5 Uhr, im weißlich-wogenden Morgennebel, gings fort in rascher Fahrt auf guter Straße: der Lärm unserer Räder und Gäule weckte die mantelbedeckten Schläfer jenseit der Straßengräben in Beiwacht auf den thau-

nassen Feldern: manch malerisches Kriegsbild bot sich uns. Ein par Ulanen sprengten uns nach, von einem Seitenwege her, und überbrachten dem Major den Befehl: heute hart dem Hauptquartier des Kronprinzen auf der Ferse zu folgen und Alles bereit zu halten, um Verwundete zu pflegen: es werde wohl heute oder morgen zum Gefecht kommen. Aber es ward noch lange nichts! —

Wir hielten, den Kronprinzen und seine Ulanenbedeckung an uns vorüber zu lassen: damals sah ich i h n zuerst, die ritterlich schöne Gestalt.

(Wenig ahnte ich, daß ich zehn Jahre später als preußischer Professor in Berlin bei ihm zur Audienz befohlen werden, ihn dann in Königsberg meiner Wohnung gegenüber begrüßen würde.)

Nun folgte massenhaft Artillerie, welche alsbald die Hügelkronen vor uns und seitwärts hinan und in drohender Stellung gen Nordwesten auffuhr: also mußte der Feind doch wohl nahe sein, hoffte ich. Aber ohne Hemmniß gelangten wir, nördlich ziehend,

nach Void, dann westlich schwenkend über Ménil-la-Horgne und Saint Aubin nach Ligny (en Barrois: in der alten lothringischen Landschaft Bar mit Bar-le-Duc). Hier ward ich — wieder allein — bei einem Piqueur (d. h. ursprünglich Pique tragender, berittner Jagdbegleiter, später aber Straßenaufseher) einquartiert und von Mann, Frau und Kindern auf's Freundlichste aufgenommen: — zumal daß ich, wie mich das Herz trieb, mit den netten Kindern eifrig spielte, gefiel den guten Leuten: sie hätten mich krank gefüttert, wehrte ich nicht ab, die Frau schleppte ihr eignes Kopfkissen auf mein ohnehin treffliches Bett. Als ich daher auf der Straße Freund Gareis traf, heftig, laut vernehmlich scheltend über sein „miserables Quartier bei einem Schuster“ (so steht es heute noch in zorniger Schrift in seinem Büchlein), lud ich ihn zu mir und meinem braven Piqueur, der auch den zweiten Gast gut aufnahm; wir speisten aber, ihm die Last zu erleichtern, in dem „Hôtel Cygne“ in den drei Tagen unseres Aufenthalts in Ligny: wodurch dieses sehr unver-

muthete Stillliegen nothwendig wurde, erfuhren wir nie: vielleicht durch die allerdings unglaubliche Ueberfüllung aller Straßen durch Truppen, die „with might and main“ vorwärts gedrängt wurden: — noch immer gen Westen, nach Châlons, zur Schlacht um Paris, die uns Allen vorschwebte! Ich hatte meiner Schwester aus Vaucouleurs geschrieben von unsrem Aufbruch nach Châlons: vor mir liegt der Umschlag ihrer Antwort (aus Prien am Chiemsee), gerichtet in das Hauptquartier des Kronprinzen, die mich erst nach der Heimkehr erreichte: die zu Hause wußten viel früher als wir, daß wir die Franzosen zu Châlons nicht mehr treffen würden!

Uebrigens hatte ich in diesen drei Tagen alle Hände voll zu thun: der Major hatte mir die Ausstattung eines Lazarets von 50 Betten mit Bedarf jeder Art aus unseren Vorräthen und Anschaffung von Ergänzungsvorräthen aufgetragen: ohne den eifrigen Beistand meines Piqueurs hätte ich letzteren Befehl in der fremden, feindlich gesinnten, fast nur

durch Furcht zur Willfährde gebrachten Bevölkerung nicht durchführen können. So habe ich den ganzen 24. und 25. August in jenem Lazaret verbracht und nichts zu sehen bekommen von all' den schönen Dingen, die Gareis für diese Tage verzeichnet: „Durchmarsch des I. baierischen Armeecorps, des großen Hauptquartiers des Königs von Preußen mit Bismarck, Moltke, Erbprinzen von Weimar, Leopolds von Schrenk" (gemeinsamer Freund, Würzburger Andenkens, oben S. 153); auch an den Spaziergängen nach Stainville zu, nach Velaines und am Fluß Ornain, um die alten Mauern und Thürme, und dem Kegelschieben in der Nähe von Givauval nahm ich nicht Theil.

Endlich Freitag, den 26. August früh, ging es wieder weiter gen Westen: über Velaines, Long Tronville, Guérpont, Longeville[1]), Savonnières nach der alten, prachtvoll auf den Uferhöhen des Ornain gelegnen Hauptstadt der Landschaft Bar: Bar-le-Duc,

---

[1]) Hier verzeichnet Gareis: „Dahns Cognac": was tief blicken läßt: — in die Flasche.

wo wir auch den nächsten Tag, Samstag, den 27. August, blieben. Die Notarswittwe, bei der Gareis und ich einquartiert werden sollten, verpflanzte uns in den Gasthof Morisot, Rue Voltaire, wo wir trefflich aufgehoben waren.

Da wir auch hier anderthalb Tage — erwartungsvolle und nicht nur für uns entscheidungsschwere! — verbrachten, lernten wir die glänzende Stadt kennen und würdigen mit dem stolzen Standbild ihres Sohnes, des Marschalls Oudinot, ihren reichen Läden, ihren belebten Straßen und freien Plätzen: auch zog uns an das seltsame „café des oiseaux“, wo zahllose ausgestopfte Vögel sich in dem Spiegelgetäfel der Wände beschauten und Gold, Marmor und rother Sammet nur allzu aufdringlich gleißten. Schön war der Blick von den die Stadt umhegenden Höhen.

Alles wimmelte von deutschen Soldaten: und unter den Officieren wie unter den Eingebornen, die wir sprachen, waltete der Eindruck, es sei in diesen

Tagen, ja Stunden, irgend eine hochwichtige Wendung eingetreten. Gerüchte von dem Eintreffen überraschender Nachrichten durchschwirrten schon am Nachmittag und Abend des 26. August die Stadt. Es hieß, der König von Preußen, den wir, wie den Kronprinzen anwesend wußten, habe einen „Kriegsrath“ [1]) abgehalten, in dem auf Moltke's Antrag ganz unerwartete Beschlüsse seien gefaßt worden. Gespannt, erwartungsvoll verbrachten wir den Abend (des 26. August).

In unserem Wirths- und Wohn-Haus sprachen viele Soldaten der verschiedensten deutschen Stämme und Staten zu. Schon geraume Zeit beschäftigten mich die manchfaltigen deutschen Mundarten, die durcheinander tönten in der Mischung der III. Armee: friesisch, niedersächsisch, märkisch, thüringisch (dazu auch königlich sächsisch), hessisch, rheinfränkisch, alaman-

---

1) Siehe aber die kritische Auflösung der ganzen Kriegsraths-Sage Wilhelm I. überhaupt, bei Moltke, Gesammelte Schriften III. 1891, S. 415.

nisch und bajuvarisch! Für mich Germanisten war es reichste Ohren-Weide! Wie lebhaft wünschte ich oft Freund Lexer her! Dabei war es nun anziehend, zu beobachten, wie sich die Stammfremden in allen dienstlichen Dingen vortrefflich verstanden: natürlich! Nicht nur die Sprache des Befehls, auch alle auf diesem Gebiet vorkommenden Ausdrücke waren ja die nämlichen. Aber wollten sich der Schwabe und der Holste, der Baier und der Westfale gemüthlich unterhalten, so stießen sie bald auf Unverständlichkeiten und gar oft machte es mir Vergnügen, als Dolmetsch zu vermitteln.

So auch an jenem Abend; ein Häuflein Westfalen war nach höchst anstrengendem Marsche müde, hungrig und durstig eingetroffen, ein Officier fehlte ihnen: der Unterofficier kam nicht zu Recht mit den französisch geschriebenen Einquartierungszetteln, unsere Wirthsleute verstanden nicht, was die neuen Ankömmlinge vor ihrer Thüre wollten und wiesen die gefürchtete Zumuthung neuer Einquartierung in

dem überfüllten Hause heftig ab: es kam zu laut lärmendem Schreien der Franzosen, das mich von meinem Schreibtisch im obern Stock (wo ich — wieder einmal — Listen von Verwundeten im nächsten Spital zusammenstellte) die Treppe herunter rief: die wackeren Westfalen benahmen sich musterhaft ruhig und verhalten gegenüber den theatralisch gesticulirenden, übrigens mit Recht erregten Franzosen. Ich klärte mit ein par Worten das Mißverständniß auf, wies den Westfalen auf dem Plan der Stadt an der Wand des Wirthszimmers die Straßen, in denen ihre Quartiere lagen, und da sie gar so matt und von Staub und Schweiß bedeckt umher standen, ließ ich sie sich setzen und ihnen ein par Flaschen Wein geben.

Alsbald erscholl in dem offnen Hausgang neuer Lärm und Zank: ein Haufe Baiern war in gleicher Absicht, nur um Auskunft zu erfragen, eingetreten, abermals gab es Mißverständniß und lauten Zank, der aber von den heißblütigen Herminonen viel lebhafter als vorher von den verhaltnen Söhnen der rothen

Erde geführt ward: ich eilte hinaus und wies zu Recht einen baierischen Landsmann, der am gröblichsten auf die zitternde Wirthin hinein schrie — in dem oft bemerkten Wahn, geschrienes Deutsch müßten auch die Franzosen verstehen: — da er nicht gleich nachgab, wurde ich — auf altbaierisch — recht deutlich und sagte ihm, er solle sich schämen, so lümmelhaft mit einer Frau umzugehen und dem baierischen Namen Schande zu machen. Puterroth vor Jähzorn riß der kurzgewachsne Bajuvare sein Faschinenmesser heraus und hob es gegen mich, der ich wehrlos ruhig vor ihm stehen blieb. Da ward plötzlich der grimme Sohn der Baiernberge von hinten unter den Schultern gefaßt und wie ein Kindlein in die Höhe gehoben: es war mein Westfale, der Unterofficier mit dem breiten rothen Barte Donars rund um die Kinnbacken: der Riese setzte den Zappelnden fernab von mir säuberlich wieder auf den Boden und sprach in seiner unnachahmlich ruhigen Gehaltenheit: „den Hêren lötst du stôhn: dat 's en gûten Hêren".

Der schwarzbraune, schwarzharige, schwarzäugige „Zorn-Nickel“ beruhigte sich denn und entschuldigte sich damit, es könne ihn halt so arg „verzürnen“, daß die verfluchten Franzosen aus lauter Bosheit kein Deutsch verstehen wollten. Als ich ihn dann bei einem Glase Wein nach seinem Heimaththal befragte und da er jenen schönen See, den Walchen-See (d. h. den der „Walen“ [d. h. der Römer, daher dort so viele Schwarzbraune]) nannte, alsbald vom „Herzogstand“, von „Urfeld“, vom „Klösterl“ und von „Wallgau“ sprach, da ward der Hitzige ganz weichmüthig und schüttelte mir die Hand, daß sie schmerzte.

Am andern Morgen (Samstag, den 27. August) schloß ich oben, ziemlich lange arbeitend, die Listen ab; als ich die Treppe hinab stieg, war alles still und leer: die Hausleute waren in der nahen Kirche, die einquartierten Soldaten abmarschirt. Da drang aus der offnen Thüre eines Gemaches im Erdgeschoß vernehmlich die Stimme eines Kindes: es klang so eigen, so feierlich: ich trat leise, unvermerkt näher:

in seinem Bettchen kniete das Kind der Hausleute, ein bildschöner Knabe von etwa 5 Jahren, auf sein Hemdchen rieselte das blonde Har: andächtig hob er die gefalteten Händchen zu dem Muttergottesbild an der Wand empor und, nachdem er das Vaterunser beendet, fügte er bei: „Et vous, Sainte Vierge, sauvez la pauvre France! Priez votre fils pour les pauvres Français“.

Auf das Tiefste erschüttert durch diese offenbar in den letzten Wochen dem Kleinen auferlegten Worte, durch die reine, silberhelle Stimme des Kindes schritt ich näher: die Thränen traten mir in die Augen, ich küßte den Knaben auf die schöne Stirn: er sah mich erstaunt, aber lächelnd an und schlang beide Aermchen um meinen Hals: so fand uns die Mutter: sie brach in lautes Schluchzen aus: ich aber ging, um nicht auch zu erweichen.

XI.

Ganz andere als diese Moll-Stimmung kam bald über mich.

Wir bemerkten, wie schon am vorhergehenden Abend, den Tag über wachsende Aufregung unter den Einwohnern, ein geschäftiges Hin- und Her-Eilen der deutschen Officiere, der Estaffetten, der Feldgensdarmen: mehrere Generale sprengten von dem verlassenen Hauptquartier des Königs (dasselbe ward im Laufe des 26. August nach Clermont verlegt) nach verschiedenen Richtungen aus der Stadt. Doch erfuhren wir bei wiederholtem Erkundigen nichts Näheres, nichts Genaues: nur unbestimmte Gerüchte durchschwirrten Stadt und Heer. Auch der Major wußte uns nur zu sagen, daß wir uns bereit halten sollten, morgen vor Mittag den Marsch in der bisherigen

Richtung fortzusetzen: — gen Westen zur „Schlacht bei Châlons“.

Gegen Abend nahm die Bevölkerung mehr und mehr eine drohende Haltung an. Fast alle Häuser, deren Fenster bis dahin sichtbar gewesen, schlossen ihre Läden; die sehr zahlreichen Arbeiter in ihren blauen Blusen scharten sich auf den freien Plätzen, alle die Hände in den Hosentaschen: finster, feindselig sahen sie auf uns. Ein Feldgensdarm, der mich allein in einer entlegenen Straße schlendern sah, ritt an mich heran und warnte: die Truppen seien größtentheils schon gestern abgezogen, die Stadt brüte in dumpfem Grollen, man erwarte Unruhen, wir Deutschen sollten uns nicht vereinzelt zeigen. Ich erklärte, ich wolle nur noch in einem Buchladen eine Canton-Carte kaufen und ging auf den nächsten freien Platz. Der Franzose führte mich in den Innenraum seines Gewölbes, wo ich mir die Carte aussuchen möge; so war ich von dem vorderen Laden aus nicht sichtbar. Da stürzte von dem Platz herein ein andrer

Franzose und schrie frohlockend: „Savez-vous? Ils sont battus! Les Bavarois, qui sortaient ce matin vers Châlons, — ils retournent en débandade, en pleine fuite. Ils sont terriblement battus.“

Zugleich ergellte draußen auf dem weiten Platz ein wildes Johlen, Schreien und Pfeifen. Ich warf die ergriffne Carte auf den Tisch und eilte hinaus: welch plötzliche Verwandelung! Die unheimlich brütende Schwüle war wilder Erregung gewichen: Franzosen aller Stände — auch Frauen, Damen, wurden plötzlich sichtbar, — flutheten aus den bisher wie ausgestorben stehenden Häusern auf den Platz: in einem großen, palastähnlichen Gebäude gerade gegenüber, dessen stattliche Fenster streng mit Laden verschlossen waren, ward die Balconthür des ersten Stockwerks aufgestoßen, heraus trat eine Dame in weißem Ballkleid, die Tricolore als Schärpe tragend und mit lauter Stimme sang sie herab auf die sich stauenden Massen da unten — die klangvoll schöne Marseillaise.

Da brach's los! „Vive la France. Victoire!

Vive la France! A bas les Prussiens“ schrieen die vielen Hunderte, die Arbeiter bückten sich, hoben Ziegelsteine von einem Neubau auf, und baff! schlug ein solcher dicht neben mir — die weiße Binde mit dem rothen Kreuz machte mich kenntlich — an die Hausthür. Ein zweiter, ein dritter folgten, ein vierter streifte mir die Schulter: ich wollte nun den großen Platz überschreiten: aber die Franzosen um mich her — viele Dutzende — ließen mich nicht durch, ließen sich nicht zur Seite drängen: mein Revolver lag in meinem Ranzen bei Monsieur Morisot: ich stand rathlos: plötzlich kreischten ein par Weiber vor mir auf, die Männer stoben auseinander und auf mich zu sprengte der preußische Feldgensdarm mit einigen Cameraden: „fix, fassen Sie die Mähnen, Herr Doctor, und laufen Sie mit. Aber fix“. Ich that, wie mir befohlen, griff links und rechts in die Mähnen der beiden Pferde, diese trabten los, die Leute wichen erschrocken vor den Hufen zur Seite und so „flog“ ich mehr als ich lief, getragen, über den

Platz und in Sicherheit in eine leere Straße. „Wie Dahn das Fliegen lernte", hieß die später oft unter den Genossen erzählte Geschichte.

Ich trachtete nun nach Hause; unter Weges aber stieß ich auf die Erscheinung, die den Franzosen die eitle Siegeshoffnung eingeflößt hatte. Baiern waren's, zunächst ein schwaches Häuflein, dann immer mehr, die, von Staub und Schmutz und Schweiß bedeckt, mit allen Spuren der Ueberanstrengung, einzeln, nicht in strammer Haltung, in die Stadt zurück hasteten. Die Einwohner hatten sie am frühen Morgen gen Westen abziehen sehen: — jetzt kehrten sie, ziemlich niedergeschlagen aussehend und jedesfalles nicht triumphirend, gen Osten zurück[1]). Das ließ aber für die Gallier nur Eine Erklärung zu: „sie sind geschlagen und fliehen in Auflösung zurück". „Mais", rief den Erschöpften höhnend ein gamin zu, „ce n'est pas le chemin pour Paris?"

---

[1]) Sie hatten, durch Eilboten zurück gerufen, um nach Norden zu ziehen, übergroße Marschanstrengungen hinter sich.

Zwei höhere baierische Officiere, die neben mir standen, von ein par Chevauxlegers umgeben, sahen das Schauspiel mit an.

„Das geht nicht", sprach der Eine. „Reiten Sie dem Regiment entgegen und befehlen Sie . . ." Den Rest verstand ich nicht.

Aber bald begriff ich den Befehl. Denn nun änderte sich abermals das Schauspiel wie mit Zauberschlag. In der Ferne — im Westen — schollen Trommeln und Trompeten und, wie es schien, Marschgesang. Auseinander stoben die Franzosen, die Dame mit der Tricolore verschwand von dem Balcon und über den Platz zog von Westen her, in strammster Haltung, ein baierisches Regiment und sang die Wacht am Rhein, so laut, daß die Fenster dröhnten!

Das that wohl im bangenden Herzen.

Ich eilte nun nach Haus und erfuhr hier den weltgeschichtlichen Beschluß, der schon am 25. August gefaßt worden war.

XII.

Es ist ein geistiger Genuß allerhöchsten Grades, zu verfolgen, in wie hochdramatischer Weise sich die Dinge, die Bewegungen auf Seite der Franzosen und folgeweise dann auch bei den Deutschen zuspitzten: kein geschichtlicher Roman könnte Verwickelungen, Widerstreite, Zufallseingriffe erfinden, so spannend, wie sie damals die Geschichte aufführte: der Kaiser, thatsächlich (schon um seines Leidens willen) unfähig, die militärische oder politische Leitung fortzusetzen, ganz in den Hintergrund gedrängt, der wackere Soldat Mac Mahon, hin und her gezogen von der Regentschaft zu Paris und den höchst unklaren Mittheilungen Bazaine's aus Metz, stets genöthigt, auf die Stimmung der Pariser [1]) Rücksicht

[1]) Der Kriegsminister Palikao telegraphirte: „Lassen Sie Bazaine im Stich, bricht in Paris die Revolution aus."

zu nehmen, statt lediglich der Kriegsraison zu folgen, daher abgebracht von seinem allein richtigen Entschluß, Bazaine und Metz sich selbst zu überlassen und Paris zu decken, schwankend zwischen dem Rückzug nach Westen und dem Vordringen gen Osten, zuletzt genöthigt, bei dem nun doch beschlossnen Zug zu Bazaine den gefährlichen Weg hoch im Norden, hart an der belgischen Gränze hin, einzuschlagen, weil ihm die Straßen tiefer im Süden und die Maasübergänge durch die III. Armee und die rasch abgezweigte „Maas-Armee“ des Kronprinzen von Sachsen bereits verlegt waren: — wahrlich, Mitleid kann selbst den Feind erfassen, sieht man, wie die dem Untergang geweihten Scharen, wie von zürnenden Göttern in die Irre geleitet, hin und her gehetzt, auch von bösen Zufällen heimgesucht, zuletzt von allen Seiten in das unentrinnbare und unentwirrbare, eiserne Netz zusammengetrieben werden[1].

---

[1]) Das Buch von Zola: „la Débâcle“ enthält in der Schilderung dieser götterverlassenen Rathlosigkeit und Auflösung

In Bar-le-Duc haben damals die Nornen die Lose geworfen: Wotan war mit seinen Söhnen, der Siegspender hat den Feinden die Gedanken verwirrt und die Wege! —

Mac Mahon hatte ursprünglich von Châlons aus nach Rheims ziehen wollen, von hier — je nach den einlaufenden Berichten von Bazaine — diesem bei seinem Durchbruch aus Metz auf Verdun entgegen oder, blieb Bazaine in Metz, nach Paris

---

viel Treffendes: im Ganzen aber ist es durchaus zu verwerfen: ästhetisch: wegen der zahllosen Wiederholungen derselben allgemeinen Wendungen von dem „unsichtbaren Schrecken des Krieges", wegen der Seiten füllenden, „exact-wissenschaftlich" sein sollenden Schilderung z. B. einer Arm-Resection, die für den Chirurgen überflüssig (und nebenbei, wie ich höre, doch irrig!) und für jeden andern Leser ungenießbar ist, ferner z. B. wegen der ganz unbegründeten Wegwerfung eines liebenden Mädchens an einen Ungeliebten: sittlich aber, weil es, unter dem Anschein, den Krieg an sich zu bekämpfen, in berechnendster Vergiftung den Rache-Chauvinismus auf das Aeußerste schürt: ein französischer Knabe von 14 Jahren, der von den Baiern in Bazeilles liest, muß das Gelübde thun, jeden Baiern, den er trifft, in Frieden oder Krieg, zu erdrosseln: ich komme bei Bazeilles auf Herrn Zola zurück. Und dann, welche Dumm-

zurück zu gehen. Die — freilich schwer zu deutenden! — Berichte Bazaine's, der doch noch immer den Durchbruch in Aussicht stellte, wirkten auf den braven Soldaten Mac Mahon wohl ebenso stark dahin, dem Cameraden um jeden Preis zu Hilfe zu kommen, als die Vorstellungen der Regentschaft zu Paris, die sieglose Rückkehr des Kaisers in die Hauptstadt werde dort die Volkserhebung und den Sturz des Kaiserthums herbeiführen, ihn von dem Rückzug abmahnten. Er mußte nun aber bei seinem Marsch

---

heit, das Erliegen Frankreichs im ganzen Feldzug darauf zurück zu führen, daß vor der Schlacht von Beaumont der erfundene preußische Späher Goliath, (der dann freilich von den französischen Rächern abgeschlachtet wird wie ein Schwein, wohl um der „poetischen" Gerechtigkeit willen) den Preußen einen Schleichweg durch einen Wald zeigte. Schade, daß eine sich beinahe dem Genie nähernde Begabung (wenigstens in der Schilderung) zu solchen Irrsalen verleitet ward durch den Wahnsinn, die Aufgabe der Kunst sei es, „wissenschaftliche" (! du lieber Gott!) Fragen zu lösen: „menschliche" Experimente anzustellen. Ich wollte Herrn Zola, gestützt auf die von mir durch General von der Tann erhobenen amtlichen Feststellungen des Maire von Bazeilles (s. unten) erwidern: aber es ist nicht der Mühe werth.

gen Osten zuerst aus Mangel an Lebensmitteln, später wegen des eiligen Vordringens der Deutschen, viel weiter nach Norden ausbiegen, als er gewollt hatte: er ging über Rethel nach Vouziers: Stenay wollte er nun erreichen, soweit Bazaine entgegen gehen, der über Montmédy sich durchzuschlagen versprach: der nähere südlichere Weg über Ste. Menehould war bereits durch die III. Armee gesperrt. Aber Moltke's Genie (— und auch unser Glück, das wollen wir bescheiden anerkennen: nie kehrt es uns — nach 1889 — also wieder! —) verkehrten Alles in der Franzosen Verderben.

Schon am 24. August, da ich noch ruhig in Ligny Listen führte und von meiner „Schlacht bei Châlons" träumte, hatten die Rheinischen Dragoner der IV. Cavallerie-Division (— zum ersten Male wieder seit Wörth hatte die deutsche Reiterei [bei Vitry] Fühlung mit dem Feinde gewonnen! [1]) —)

[1]) Wir sind stolz auf die Leistungen unserer Reiterei im Aufklärungs- und Vorpostendienst, und zwar mit dem besten

Châlons und das Lager bei Mourmelon geräumt, dieses zerstört gefunden. Das Ziel, das so lang angestrebte Ziel unseres Stoßes nach Westen war plötzlich entrückt. Wohin? Wotan, der Wege und des Siegesglückes Gott, spielte uns die Beantwortung dieser Frage in die Hände.

Fug für spätere Abschnitte des Krieges: so in den Tagen vor dem Nordabmarsch der III. Armee, dann an der Loire u. s. w. Aber im Anfang des Feldzuges war es hiermit nicht ganz so herrlich bestellt: Alles muß gelernt sein: ist doch auch im dänischen Feldzug von 1864 der abziehende Feind der preußischen Reiterei zweimal aus der Fühlung entwischt. Schon nach Weißenburg heißt es (Moltke's Kriegsgeschichte, S. 13): „die IV. Cavallerie-Division erreichte das Gefechtsfeld nicht mehr und die Fühlung mit dem nach Westen ausweichenden Feind ging verloren." Dies scheint ohne Tadelsabsicht gesagt: denn es wird vorausgeschickt: „sie hatte auf diesem vier Meilen weiten Anmarsch durch Kreuzung mit den Infanterie-Colonnen vielfach Aufenthalt gefunden."

Anders aber und als Rüge ist offenbar gemeint was (Ebenda S. 27) über die unzureichende Verfolgung nach der Schlacht bei Wörth gesagt wird: dieses Ungenügen verschuldete, daß recht erhebliche Erfolge des blutig erkämpften Sieges, die zweifellos geerntet werden konnten, verloren gingen: ein rasches Nachdringen würde den in Auflösung zurückfluthenden Franzosen unmöglich gemacht haben, die Vogesen zu über-

Am 23. August ward der Brief eines Generals aus Metz aufgefangen, der den Heranzug Mac Mahons bestimmt erwartete; schon damals vermutheten manche einen Abmarsch Mac Mahons gen Norden; gleichwohl ward damals noch die Fortsetzung des Vormarschs auf Châlons-Paris beschlossen. Aber nun thaten uns zu Paris die (überhaupt im Krieg so nützlichen!) Zeitungsschreiber den Gefallen, in ein

---

schreiten, auf der unzerstörten Eisenbahn unbehelligt bis nach Châlons zu entkommen und sich dort alsbald dermaßen herzustellen, daß sie wieder gen Osten den Deutschen entgegenziehen konnten. Moltke sagt: „bei der III. Armee war der aufgelöste Zustand des geschlagenen Feindes *und selbst die Richtung seines Rückzuges nicht erkannt worden.* Man erwartete, ihn jenseits der Vogesen zu erneutem Widerstande geordnet zu finden und ... so wurde mit großer Vorsicht und in kurzen Tagemärschen vorgerückt. Obwohl die gerade Entfernung von Reichshofen bis zur Saar nur sechs Meilen beträgt, wurde dieser Fluß *erst nach drei Tagen* erreicht. Einen Feind hatte man dabei nicht vorgefunden ... Da die III. Armee erst am 12. August an der Saar anlangte, mußte der Vormarsch der I. und II. verlangsamt werden.“ Hier liegt ein unausgesprochener Tadel, wohl weniger gegen die Leitung dieser Armee, als gegen den ungenügenden selbstständigen Thateifer ihrer Reiterei.

Blatt zu setzen, Mac Mahon stehe mit dem Kaiser und 150000 Mann bei Rheims: — dies Blatt ward von unsern Reitern aufgefangen und an Moltke gesandt, ebenso ein zweites, in dem Mac Mahon „dem Fluche des Vaterlandes geweiht wurde, falls er seinen Cameraden Bazaine im Stich lasse". „Bei der Macht, welche die Phrase in Frankreich übt, war es anzunehmen[1]), daß die militärischen Rücksichten sich den politischen würden unterordnen müssen." Später ward aus Paris nach London (und von da an Moltke) telegraphirt: „Mac Mahon strebt Vereinung mit Bazaine an"[2]).

---

[1]) Sagt Moltke kurz, Gesammelte Werke III. 1891. S. 71.

[2]) Die Franzosen, die erst aus dem deutschen Generalstabswerk und aus Moltke's Buch selbst erfuhren, wie diese grenzenlosen Unvorsichtigkeiten ihrer Zeitungen ihn besser noch als seine „Ulanen" unterrichtet haben, schalten (September 1891) gewaltig darüber und gewiß werden sie in diesen Fehler nicht mehr verfallen; wie wir denn überhaupt nie wieder eine solche Reihe von Glücksfällen für uns und von Fehlern dieser Feinde erleben werden: es ist, wie wenn alle Götter Walhalls die hin und her geworfenen Scharen Mac Mahons zu verderben gewetteifert hätten!

Nun also ward es Licht.

Höchst lehrreich ist es, in der genialen Darstellung Moltke's [1]) zu beobachten, mit welch ernst abgewognem, aber dann genau entschiedenem Speerwurf des Gedankens der deutsche Feldherr seinen sorgfältig vorbereiteten, bereits in voller Ausführung begriffenen Plan nun plötzlich aufgab und seine Idee sofort der neu geschaffnen überraschenden Lage anpaßte [2]). Die

---

[1]) Gesammelte Werke III. 1891. S. 69; er hat sichtlich auch die einschlägigen Stellen in dem Generalstabswerke II. 1874. S. 981 genau überwacht, vielleicht dictirt.

[2]) Moltke a. a. O.: „Es ist immer bedenklich, einen einmal gefaßten, wohl überlegten Plan ohne die zwingendste Nothwendigkeit gegen einen neuen, nicht vorberechneten zu vertauschen. Auf Gerüchte hin und Nachrichten, die sich später vielleicht als unbegründet erwiesen, eine völlig veränderte Marschrichtung einzuschlagen, war nicht gerechtfertigt. Es mußten mancherlei Schwierigkeiten daraus erwachsen, die Anordnungen für den Nachschub von Lebensmitteln und Ersatz wurden durchkreuzt und zwecklose Märsche konnten auf das Vertrauen der Truppe in die Heeresleitung zurückwirken.“ (Und wie wurden damals die armen Franzosen hin und her geworfen! Kein Wunder, daß sie jedes Vertrauen in ihre Leitung verloren.) . . . „Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen und das Wahrscheinliche ist meist, daß der Gegner die (für ihn) richtigste Maßregel ergreift. Als eine solche war

Franzosen haben Moltke — lange nach dem Kriege, bei seinem Tode — vorgeworfen, er habe zwar zu Hause langsam bedächtig Operationspläne ausarbeiten, nicht aber rasch sich in das Neu-Gegebne finden können. Ich dächte, sie könnten mit seiner Leistung in seiner Lage zu Bar-le-Duc zufrieden sein! Wenn sie aber lieber von einem Stümper besiegt sein wollen, so ist das schließlich ihre Sache. — Gerade Moltke sagt: „der Operationsplan kann sich nur auf den Aufmarsch erstrecken: weitere Beschlüsse können immer nur im Felde, — meist gleich nach dem Ergebniß des ersten Zusammenstoßes mit dem Feinde bemessen — gefaßt werden". [1])

---

nicht anzusehen, wenn das französische Heer Paris entblößte und längs der belgischen Gränze nach Metz marschierte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich, aber möglich war er doch. Der Chef des Generalstabes entwarf daher Mittags für alle Fälle ein Marschtableau . . ., das sehr bald zur Ausführung kommen sollte (nachdem die erwähnten Berichte aufgefangen waren)." Ueber die nationale Bedeutung des Buches von Moltke über den Krieg von 1870, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, s. meine kleine Schrift „Moltke als Erzieher". Breslau 1892.

[1]) Moltke, Gesammelte Werke a. a. O. S. 70.

Leicht ward es dem Feldherrn also nicht, den bereits eingeschlagenen Weg aufzugeben, und gen Norden zu eilen, um Mac Mahon abzufangen: denn er wollte lang gar nicht daran glauben, daß sich dieser auf den bei'm Mißlingen höchst gefährlichen Marsch so nahe der Gränze wirklich wagen würde: aber, dies einmal angenommen, traf er rasch und kraftvoll die gebotenen Maßregeln: war doch übrigens von jeher beabsichtigt, die Rheinarmee, wenn geschlagen, von Paris ab nach Norden (wo möglich über die Gränze nach Belgien), zu drängen.

Sogar uns Laien leuchteten bei der nun von uns in ihrer Absicht begriffenen gewaltigen Rechtsschwenkung nach Norden drei schwere Schwierigkeiten ein: alle Verpflegungs- und Munitions-Colonnen waren nach Westen befohlen und mußten nun nach Norden gerichtet werden: dieser Weg nach Norden führte aber durch die waldigen, unwegsamen Argonnen: vom Feind im Norden wußten wir nichts: Aufklärung hier war durch Reiterei ohne Hilfe von

Fußvolk nicht zu unternehmen und auch für das Heer ward das Ueberschreiten der Waldberge beschwerlich, da die Bevölkerung sich tödtlich feindselig zeigte.

Die Regierung hatte an die Bauern und Arbeiter Minié-Büchsen vertheilt und den Volkskrieg in's Werk gesetzt, ohne irgendwie die „Volkskrieger" von den friedlichen Einwohnern unterscheidbar zu machen: auch später, als das Franctireurwesen, unsrem Landsturm entsprechend, geschaffen wurde, verstieß diese Einrichtung auf das Aergste gegen die Vorschrift des Kriegsrechts, wonach ein Volkskrieger zwar gewiß nicht durch vollständige Uniform, aber doch durch ein bestimmtes, wirklich kennbares Abzeichen sich von den Nicht-Kämpfern abheben muß.

Wohlan: die Regierung der nationalen Vertheidigung — Gambetta — bestimmte als dies Abzeichen: „die blaue Blouse", die jedes männliche Wesen auf dem flachen Lande in Frankreich vom 10. bis zum 90. Jahre trägt! Freilich sollte durch den linken Aermel vorn ein rother Faden gezogen sein: äußerst

bequem! Der Bauer legte sich, den rothen Faden durch zwei Oeffnungen im Aermelsaum gezogen, mit der Büchse in den Waldgraben und schoß auf die Prussiens auf der Straße: drangen diese in den Wald und fanden ihn, so hackte er an einem Baume, das Gewehr lag in dem nächsten Laubstreuhaufen versteckt und den rothen Faden hatte er — verschluckt! Oft und oft haben wir es bei dem Zug über die Argonnen in den nächsten Tagen erlebt, daß dieselben Blaublusen, die uns bei dem Einmarsch in ihr Dorf, die Hände in den Hosentaschen, die kurze Pfeife im Mund, als friedliche Bauern begrüßt hatten, fuhren wir spät in der Nacht weiter durch den dichten, finstern Bergwald, aus diesem heraus auf uns schossen; ein par Mal wurden Turner — Nachzügler — getroffen.

Bismarcks Verwahrung gegen diesen Mißbrauch des Volkskriegs bei Gambetta verfing nicht: später, bei der Belagerung von Paris, ward der Unfug im Wald von Fontainebleau so arg, daß Streifscharen hinein geschickt wurden mit dem Befehl, jeden

hier ergriffnen Bewaffneten zu erschießen. Ein befreundeter baierischer Officier erzählte mir: „am ersten Tag trafen wir Einen und erschossen ihn, am zweiten drei und erschossen sie: als ich aber am dritten vierzig fand, konnte ich sie doch nicht erschießen! Ich entwaffnete sie, ließ sie durchprügeln und — laufen". Das ist die deutsche — zumal baierische! — Hartherzigkeit des Monsieur Zola! Später konnte daher alles Ernstes die Frage aufgeworfen werden in einem Streitverfahren in Deutschland, ob der Zuruf „du Franctireur" eine Beleidigung sei! Das Edelste, der Landsturm im Volkskriege, war durch jene Mörder aus dem Busch heraus, die, ergriffen, die Civilisten spielten, in ein Schandwerk verkehrt worden.

Da nun doch noch immer nicht feststand, wo nördlich der Argonnen der Feind zu suchen sei, setzte Moltke am 25. August, Mittags 11 Uhr, den beiden Heeren (der III. und der Maasarmee) Marschbefehle [1])

---

[1]) Siehe diesen Marschbefehl vom 25. August 1870 wörtlich im Generalstabswerk II. S. 980.

auf für den 26. August, die diesen Zug nur ein wenig weiter nördlich richteten: statt nach Châlons nach Rheims: die im Laufe des Nachmittags eingetroffenen Nachrichten bekräftigten den Beschluß: in der Nacht vom 25. auf den 26. August gingen die vom König genehmigten Befehle an die Truppen ab: daher die geschäftigen Bewegungen, die uns am 26. August beunruhigten. Vor Allem aber sollte die Reiterei bis Buzancy und Vouziers vorstreifen, Klarheit über die Bewegungen Mac Mahons zu verschaffen.

Nachträglich hat Moltke den Franzosen gesagt, wie sie es hätten anstellen müssen am 26. August, da ein kräftiger Angriffsstoß Mac Mahons nach Süden die in weiten Abständen heranrückenden, noch schwachen Gegner von seiner Zugrichtung nach Metz würde entfernt haben; der französische Feldherr wollte aber weniger einen Angriff abwehren als einem solchen ausweichen, um unvermerkt Montmédy — den Punkt der Vereinigung mit dem Heere von Metz — zu

erreichen. Allein statt der erwarteten Waffenbrüder kamen — die Deutschen. „Der schwer zu durchdringende Schleier" unserer Reiterei verbarg dem Marschall den Anmarsch seiner Feinde, der seinen Plan schon damals unausführbar machte.

Mein verehrter Freund, der damalige Oberst-Lieutenant von Verdy du Vernois (später Kriegsminister), war noch in der Nacht bis Fleury abgesandt worden, von der Maas-Armee, die am Frühesten Fühlung mit dem Feind erhalten mußte, falls derselbe wirklich auf Metz zog, Nachricht einzuholen. Alsbald meldete die sächsische Reiterei, daß in der That Grand-Pré und Chevières von den Franzosen besetzt und daß das ganze Heer, etwa 140 000 Mann, im Abmarsch nach Norden begriffen sei: so bestätigte sich die Voraussetzung von Moltke's neuem Plan: es galt also jetzt, in Eilmärschen Mac Mahon zu erreichen, ihn auf seinem Zug auf Metz aufzuhalten und den Geschlagnen ganz von Paris nach Norden, womöglich nach Belgien, abzudrängen: die Welt-

geschichte weiß, wie großartig das gelang und ich durfte es mit ansehen, mit erleben!

Unsere Colonne wurde auch noch am 27. August in Bar-le-Duc zurückgehalten, vermuthlich, weil die von Westen nach Norden vorwärts eilenden Truppen alle Straßen für sich brauchten.

Aber am Sonntag, dem 28. August, früh, brachen wir auf, mit dem Auftrag, in alleräußerster Beschleunigung den voran marschirenden Truppen so dicht als möglich auf dem Fuß zu folgen, denn nun seien alsbald Gefechte zu erwarten und unsere Hilfe auf den Schlachtfeldern erwünscht. Wie jauchzte mein Herz! Aber ich sollte noch lange warten müssen. Und dieses stete Zurückweichen des Feindes vor einem Zusammenstoß ergrimmte mich, machte mich ungeduldig. Der unaufhörlich hernieder strömende Regen gestaltete das Ueberschreiten der steilen, unwirthlichen, unwegsamen Waldberge, der im Gewölk finster dräuenden, schwarzgrünen Argonnen, zu einem düstern, unheimlichen Thun.

Das Fahren auf den elenden, steinigen und dann wieder zu Sumpf aufgeweichten Wegen ward mir unleidlich: auch riß mich die Ungeduld voran: in den fünf Tagen bis Sedan ging ich fast ununterbrochen zu Fuß und zwar, wie ich mir genau vermerkt habe, den Kilometer (meist) in 10 Minuten: die Wagen folgten weit hinter mir nach: übrigens durchaus keine besondere Leistung: trug ich doch nur den leichten Ranzen, indeß unsere wackeren Soldaten mit Waffen und Gepäck anfangs wenigstens (später nicht mehr) das Gleiche leisteten[1]: dann brauchten sie wieder die regelmäßigen 15 Minuten für den Kilometer (4 Kilometer = 1 Zeitstunde).

Wir machten in diesen Tagen immer erst ganz spät — wiederholt nach Mitternacht — Halt: und von Einbruch der Dunkelheit an hörten wir gar oft aus dem nun vollends undurchsichtbaren Busch-Dickicht

[1]) Allerdings trafen wir an allen Straßenrändern fußkranke Soldaten sitzen und liegen: die Marschleistung jener Tage lockte selbst dem lobkargen Moltke warme Anerkennung ab.

des finstern, schwarzen Waldes aus nächster Nähe Schüsse fallen: es waren Franctireurs, die auf unsere Bedeckungsmannschaft und auch wohl auf uns schossen: wenigstens wurden in der Nacht vor Mont Cheutin (s. unten S. 414) einer unserer Turner und ein par unserer armen Gäule getroffen.

Der Sturm heulte in den himmelhohen Ulmen und Eschen, der Regen schlug uns in das Gesicht, das Geschieße aus dem Hinterhalt war aufregend: damals, vor Mont Chentin, am 29. August, kritzelte ich mit Bleistift auf mein Vorrathsverzeichniß:

„Tagelang durch Sturm und Regen
Zieh' ich nun dem Feind entgegen
Und er stellt sich nicht zur Schlacht!
Ringsum Wald und ringsum Nacht:
Oede, drohend, finster, stumm: —
Haß und Mordgier schleichen um:
Aus dem Dickicht Schüsse knallen. —
Hier, vergessen, könnt' ich fallen
Und du würdest nie erkunden,
Wo und wie ich dir entschwunden.

XIII.

Karls und meine Aufzeichnungen an diesen Tagen sind gar kärglich: wir hatten fortwährend unter Weges Fußkranke, die doch wieder vorwärts wollten, nach Besorgung durch unsere Aerzte, auf die Wagen zu laden, in Sturm und Regen und eiligem Voranstürmen war nicht zu schreiben und in dem Nachtquartier sanken wir wie todt nieder auf die Streu, die jetzt meist die Betten ersetzen mußte. Die Verpflegung war elend: einen Tag erhielt ich nichts als ein Ei, das mir preußische Dragoner am Beiwachtfeuer sotten und am folgenden Tag ein Täfelchen Chokolade: denn bald brachte ich es nicht mehr fertig, das halb gar gesottne Fleisch eines soeben geschlachteten Hammels, den wir den Tag über gemüthlich auf den Kopf gepatscht hatten, abends hinunter zu schlingen: zumal jedes Gewürz fehlte, zuletzt, 1½ Tag

lang, auch Salz, das wir durch Schießpulver ersetzten. Ich gedenke, daß ich, der ich wahrhaftig nicht gefräßig bin, bei der Einfahrt in einen größeren Ort — ich weiß den Namen nicht mehr — wahres schmunzelndes Vergnügen verspürte, als ich in einem Schlächter-Laden ein erfreulich Stück Fleisch ausgehängt sah: ich ergriff die Zügel und ließ mein ausgehungert Bäuerlein geschwind absteigen und das Köstliche — für viele Francs — erkaufen, ehe es uns die Andern wegschnappten. Der sprang mit Freuden. Aber ich traf dann in der nächsten Straße auf ein par fußkranke Baiern, die mich nicht um Geld, nur um das Fleisch ansprachen. Die armen Teufel waren zurück geblieben — ohne Verpflegung —, einer war von den Franctireurs „naufgschossn“, wie er wehrlos am Straßengraben saß und sein wundes Bein pflegte, sie hatten jedesfalles viel schärferen Hunger als ich und viel wackerer ihre Speisung verdient: ich gab ihnen das Filet und tröstete meinen Fuhrmann mit einer halben Flasche „Vin du pays“.

Selbstverständlich war der Hunger auch Anderer unter meinen Gefährten noch viel schärfer als der meine, der ich wirklich nicht der „spîse gêre“. Und so will ich denn auch den Fahrtgenossen jetzt verzeihen, was ich ihnen — „lancräche“ — nachgetragen habe bis heute. Nach dem Nachtlager zu Mont Cheutin (s. unten S. 414) war ich am folgenden Tag aus Gründen, die wir kennen lernen werden, hungriger denn je: mein Fuhrmann entdeckte irgendwo in einem Dorf auf dem Wege nach Buzancy eine alte Henne, die ein noch älteres Weib feil bot. Ich erinnerte mich, daß eine solche, gesotten (mit Reis), gar nicht übel mundet und erstand „Gackeleia“ um viele Franken[1]).

[1]) Ueberhaupt: was uns, die wir kauften, nicht requirirten, die Franzosen an Geld abnahmen, wiegt einen guten Theil ihrer späteren Milliardenzahlung auf: ich mußte in Ligny mir ein Taschenmesser kaufen, weil mein bisheriges (übrigens nicht von einem Franzosen!) vom Tische weg gestohlen worden war: ich zahlte dafür 20 Francs, werth war es nach späterer sachverständiger — französischer — Schätzung 6 Francs! Da liegt es neben mir auf dem Tisch, mit seinen drei Klingen und seinem schon in Frankreich stark abgenutzten Pfropfenzieher.

In Buzancy angelangt, am Nachmittag, fand ich alle Hände voll zu thun und konnte, obwohl arg hungrig, an Speisen nicht denken: ich übergab meinem Fuhrmann „Gackeleia“, trug ihm auf, Reis zu kaufen, und den Turnern von B ..... (nun, ich will sie nicht nennen, nachdem ich ihnen so eben edelherzig verziehen!), die auf dem Platz bei dem Südthor ein Beiwachtfeuer entfacht und sich sehr artig zur Siedung erboten hatten, zu überweisen: nach gethaner Arbeit wolle ich kommen und mich mit ihm an der Eier-Mutter laben: denn ob in der maßlos von Truppen überfüllten Stadt etwas zu beißen werde zu finden sein, schien sehr ungewiß. Nach vollendeter Arbeit, um 9 Uhr abends etwa, kam ich auf den Platz der Turner, fand aber nur meinen Fuhrmann, der jammernd berichtete, die Kerle hätten Huhn und Reis eifrig gesotten, aber sowie es gesotten, aufgefressen und seine Rechtsverwahrung ausgelacht. C'est la guerre! Aber es kostete mich wieder eine halbe Flasche „Trost“.

XIV.

Jedoch wir sind noch lange nicht in Buzancy, sondern auf den schlimmen Wegen von Bar-le-Duc über die Argonnen durch eine Reihe von Ortschaften, die weder mein Gedächtniß noch Karls Aufzeichnungen, die arg verwischten, sicher feststellen lassen: etwa die folgenden: Naives, Rumont, Erize-Saint-Dizier, Erize-la-Brulée, Belrain, Rosnes, Erize-la-Grande, Erize-la-petite, Chaumont-sur-Aire, Beauzée.

Hier ward gerastet: überall fanden wir die Bevölkerung höchst feindselig, ganz anders als auf den Strecken bis Bar-le-Duc. In Beauzée wollten uns die Leute durchaus nichts verkaufen: sie erklärten, sie hätten zumal nicht mehr Wein. Der Major erwiderte: „bringt ihr den Wein, bezahlen wir, was ihr verlangt: müssen wir ihn suchen und finden wir den abge-

leugneten, nehmen wir ihn ohne Bezahlung und legen euch Strafe auf". Das half: überall her kam das Versteckte zum Vorschein. Aber wir spürten nun auf Schritt und Tritt, daß wir in ein von der Regierung zum Volkskrieg aufgereiztes Land gekommen waren: „hatten die Deutschen bisher nur gegen den Kaiser Krieg geführt, so mußten sie jetzt nothgedrungen die Waffen gegen die Bevölkerung kehren. Das Franctireurwesen wurde den kleineren Unternehmungen lästig, ohne freilich den Gang der großen Operationen zu beeinflussen. Aber es mußte natürlich den Soldaten, der sich weder bei Tage noch bei Nacht mehr sicher fühlte, erbittern: es verschärfte den Charakter des Krieges und steigerte die Leiden des Landes". (Moltke a. a. O. S. 69.)

Auf diesem Wege erreichten uns verwundete Ulanen, die in der Nacht vorher von ihren Quartierwirthen im Schlaf mit Messern und Beilen waren angefallen worden.

Der unaufhörlich aus den niedrig ziehenden

Wolken herabströmende Regen und zumal der um die hohen Ulmenwipfel spinnende Nebel machten es in dem dichten, buschreichen Argonnenwalde am hellen Tage so düster, daß ich die Wagen vor mir und hinter mir kaum sehen konnte: auch kamen wir in dem Gewirr von sich kreuzenden Waldwegen und Holzpfaden für geraume Zeit von der richtigen Straße ab. Von Beauzée ging es weiter nach Evai (??) en Argonne, irgendwo über die Aisne, dann über Triaucourt, Gérigny nach Passavant. Hier fanden wir seit Weißenburg die ersten sichtbaren Spuren eines Gefechts: am Abend vorher waren unsere Truppen in dem Dorf von starker Uebermacht angegriffen worden: das Gefecht endete mit der Zerstreuung der Franctireurs in den Wald und Ergebung der Mobilgarden (angeblich 2000 Mann): zerschossene Thüren und Fenster zeigten die Wirkungen des Kampfes um die einzelnen Häuser.

Auf dem Weitermarsch geriethen wir in die Colonnen der Reserveartillerie des V. Armeecorps,

die in vollem Trab querfeldein und sausend über die Straßengräben jagten. Eine Fülle höchst malerischer Bilder drängte sich nun auf: es war ganz dunkel: aber überall in dem finstern, dichten Walde loderten die Beiwachtfeuer auf: freilich arg qualmend unter dem Nebel. So gelangten wir bis dicht vor Verrières: hier geriethen wir durch eifrig vorwärts trachtende Reitergeschwader und die Ungeschicklichkeit unserer Fuhrleute in arge Verwirrung und Bedrängniß: unsere Wagen sperrten den Reitern die diesen bestimmte Straße: so kamen sie von allen Seiten zwischen uns und konnten lange Zeit so wenig vorwärts wie wir.

Nach endlosem Warten, bei strömendem Regen und vielem gegenseitigen Schelten, bei dem wir Civilisten aber entschieden den Kürzeren zogen, ward die Straße für uns frei: aber nun erfuhren wir, daß mittlerweile Verrières, uns als Nachtquartier bestimmt, in diesen Stunden von Andern voll belegt sei und wir wurden aufgefordert, entweder die Nacht in Beiwacht

zu verbringen oder zu versuchen, ob wir in St. Ménéhould Unterkunft finden würden. Wir zogen diesen Versuch vor: denn das Uebernachten auf freiem Felde bei dieser Sintfluth war nicht lockend: ich war naß bis in die Haut hinein, mich fror, daß es mich schüttelte: damals wohl hab' ich mir den Keim des Fiebers zugezogen, das ein par Tage später ausbrechen sollte.

Also weiter nach St. Ménéhould: es waren nur etwa vier Kilometer: aber wir brauchten auf der überfüllten und tief aufgeweichten Waldstraße — stets steil Berg ab — viele Stunden, sie zurückzulegen: meine Hände, mein ganzer Leib starrten von dem Schmutz, aus dem ich mit drei Soldaten unseren unablässig stecken bleibenden Wagen weiterschob: auf der Brücke über die Auve stürzte einer meiner Gäule auf mich und quetschte mir schmerzhaft das Bein.

Endlich kamen wir in stockdunkler Nacht in die Stadt: lange währte es, bis der Major auf der Mairie Quartiere für uns erwirkt hatte: ich kam mit 8 andern, darunter Gareis, in das „Collège",

das als Lazaret eingerichtet und mit französischen Verwundeten — Mobilgardisten — aus dem Gefecht von Passavant ganz dicht belegt war. Neben diesen übelriechenden Nachbarn wollte ich nicht liegen: ich fand zuletzt einen kleineren Sal, in welchem auf Matratzen eine Anzahl von Knaben lag, den eigentlich berechtigten Insassen des Gebäudes. Nie werd' ich die bangen, verschüchterten Augen vergessen, mit welchen die armen Buben, halb noch im Schlaf, die neuen fremden Eindringlinge und Ruhestörer anstarrten: ich legte mich neben einen reizenden kleinen Kerl auf den nackten Boden, drückte ihm das Patschhändchen, legte dann den Finger auf meine Lippen, ihm Ruhe bedeutend und, noch meine Hand in der Seinen, schlief er gleich wieder ein. Ich aber schlief nicht in meinen triefend nassen Kleidern: fliegende Hitze im Kopf und schüttelnder Frost im übrigen Leibe hielten mich wach. „Nur nicht krank am Wege — am Wege in die Schlacht! — liegen bleiben!“ Dies Eine allein dachte ich durch die ganze Nacht.

Montag, den 29. August, sehr früh ward Appell geblasen; wir eilten zu den Wagen: (die größte Entbehrung in all' diesen Wochen war mir, daß sich fast gar nie Gelegenheit und Muße bot, den unglaublichen Straßenstaub und Schmutz durch gehöriges Waschen — geschweige Baden! — zu beseitigen). Vor der Mairie sahen wir bei der Abfahrt zahlreiche Waffen jeder Art zerbrochen liegen: sie waren theils gefangnen Franctireurs, meist bei Passavant, abgenommen, theils bei den Haussuchungen versteckt aufgefunden und, da man sich mit der Erbeutung und Zurückschaffung nicht aufhalten wollte, zerbrochen worden; die Soldaten schalten bitter, da sich die meisten Gewehre mit zerhacktem Blei und mit Nägeln — an der Kugeln statt, — auch häufig mit Schrot geladen erwiesen.

Kurz vor dem Aufbruch traf ich, auf dem Marktplatz stehend, einen baierischen Artillerieofficier, den die Schärpe als Adjutanten bezeichnete und der eifrig in einer Carte studirte. Mit Freuden erkannte ich ihn:

es war Karl, der Bruder meines lieben Freundes Julius von Freyberg (oben S. 314). Nach herzlicher Begrüßung wies er mit dem Finger auf die Carte und sprach nachdenksam: „Jetzt, mein' ich, haben wir ihn."

„Wen?"

„Den Napoleon. Sehen Sie, heute Nacht war er hier, in Stenay. Unsere Avantgarde aber und die Sachsen stehen schon hier: bei Dun, Nouart und Champy, und da: bei Attigny und Vancq: er kann uns nicht mehr aus! Oder er muß über die belgische Gränze. Nun, dann gehen wir hübsch nach."

Der Officier war mir als grundgescheit, als hervorragend begabt bekannt. Aber damals sah ich ihn betroffen an: ich glaubte, er sei ein wenig rappelig geworden. Drei Tage später „hatten wir ihn" wirklich, den Napoleon, sammt Mac Mahon und 104000 andern Franzosen!

Gleich vor der Stadt mußten wir längeren Halt machen, Truppen vorüber und voraus ziehen zu lassen. Ein herrlicher, ein ganz großartiger Anblick bot sich

uns hier von einer Höhe an der Scheide mehrerer nach Norden, Nord-Osten und Nord-Westen sich gabelnder Straßen: denn alle diese Straßen und die fernen Höhenzüge, so weit das Auge reichte, waren bedeckt von unabsehbaren Colonnen unserer eilig vormarschierenden Heere! Es war prachtvoll!

Gerade hier, zu unsern Füßen, gliederten sich gewaltige Truppenmassen zu verschiedenen Marsch-Colonnen: es war das ganze V. Armeecorps! So viele Helme hatte ich meiner Lebtage nicht beisammen gesehen: wie blitzten sie im Strahlder Morgensonne, wie kriegerisch, wie nerven-aufreizend schmetterten die Signale der Trompeten, wie herausfordernd schrillten die Pfeifen! Auf dem Marsch nach Grand-Pré trafen wir dann auch noch die Württemberger.

An diesen prachtvoll-heroischen Morgen bei St. Ménéhould knüpft sich eine fast unmöglich scheinende Gedächtnißleistung. Etwa sechs — oder mehr — Jahre später in Königsberg betrachtete mich scharf, nachdem ich ihm vorgestellt war, ein hoher preußischer Officier:

dann sprach er: „waren Sie nicht — mit dem rothen Kreuz — in Frankreich? Ja? Gut: dann sind Sie es also. Nicht wahr, Sie waren in St. Ménéhould. Ja? Und Sie standen unter einem Krucifix auf dem Hügel vor der Stadt, als sich die Marschcolonnen theilten? Ich hielt geraume Zeit zu Pferd dicht neben Ihnen.“ Es war der ausgezeichnete damalige Commandirende des I. Armeecorps, General von Gottberg, der uns leider so früh (1878?) durch den Tod entrissen werden sollte. Da ich nicht das allermindeste Auffallende an meiner Erscheinung hatte und habe, streift ein solches Erinnerungsvermögen an das Wunder.

Unsere Fahrt an dem sonnenscheinigen Morgen — wie dankbar empfing ich die warmen Strahlen, die nun erst meine Kleider trockneten! — an den Berghängen hin, war auch landschaftlich schön: allein die kriegerischen Bilder ringsum — wir fuhren und gingen jetzt immer mitten in den Colonnen der Artillerie und der Munitionswagen —, diese prachtvolle „Staffage“ verdrängten gar sehr das Idyll der Landschaft.

Wir überschritten die Bionne bei Vienne-le-Château und gelangten nach Binarville: hier gab es langen, langen Aufenthalt: wir mußten ein Ulanenregiment, zwei baierische Artillerieregimenter und zahllose Colonnen Fußvolks an uns vorüber lassen. Endlich — schon ging die Sonne zu Golde — ward der Weg wieder frei: er bog nun von der Heerstraße der Truppen seitwärts ab in einen dichten, buschreichen, undurchsichtigen Wald: man warnte uns vor den darin verborgnen Franctireurs: die Feldgensdarmen wollten uns nicht bei der einbrechenden Dunkelheit in den Wald lassen: es hieß, namentlich eine Brücke über die Aisne, die hier in der Nähe die Dormoise aufnimmt, sei von den Franctireurs unterminirt oder halb durchsägt, um deutsche Geschütze und Wagen in die Luft zu sprengen oder hinab zu stürzen. Preußische Dragoner, den Karabiner auf dem Schenkel, sprengten in den andern Wald zu unserer Linken, zu recognosciren; ihnen folgten höhere Officiere mit ihren Bedeckungen.

Wir aber fuhren rechtsab in den „schaurigen Wald“ (schreibt Gareis): es ward nun stockfinster um uns her: wir gingen, die widerstrebenden Pferde Schritt für Schritt am Zügel vorwärts zerrend, einen sehr schlimmen Weg: unzähligemale stolperten wir über die wie Schlangen über den Pfad ziehenden Knorrwurzeln: der erhöhte Steig war oft kaum breit genug für die Wagen: dieser Weg und ein par Knüppel-Stege über Waldbäche waren jedesfalles gefährlicher als einige Schüsse, die allerdings aus dem Waldinnern knallten und das schwarze Dunkel aufblitzend erhellten, aber uns vielleicht gar nicht galten: jedesfalles nicht trafen.

Nun aber kamen wir an eine steile Senkung des Weges: unten brauste und rauschte ein breites Gewässer (die Dormoise?): die Brücke ward sichtbar bei dem Schein der Laterne unseres ersten Wagens: ich führte den letzten. Der Major, der davorn war, ließ halten und überlegte: da hebt an d e i n e *ἀριστεία*, o du mantelumflatterter Roßbach. Denn da verließest du deinen

Wagen — den zweiten — und erbotest dich, allein in das Haus (— wohl eine Mühle? —) dicht vor der Brücke zu gehen, aus dessen Fenstern ein rothes Licht schimmerte, und dich über den Zustand der Brücke zu vergewissern. Erfreut nickte unser Agamemnon und du, dem tapferen Sohne des Tydeus vergleichbar, wie er auf nächtliche Spähe auszieht: du gingst aber allein, nicht wie jener, von einem Odysseus begleitet, den Steilpfad hinunter, tratst in die Hütte, wo die Bauersleute bei'm Abendessen saßen, und „bewogst", nicht, ohne den „Revolver" (wie unsere Baiern sagten) zu zeigen, den Haussohn, der die völlige Unversehrtheit der Brücke betheuerte, als Wegweiser dir vorausgehend, zuerst die bedenklichen Balken zu überschreiten. Er sträubte sich so heftig, daß der Argwohn erweckt werden mußte, er fürchte sich eben vor der angeblich so sicheren Brücke. Du zwangst ihn schließlich, gingst unter seiner Führung über die Brücke, prüftest sie bei Laternenschein und kehrtest zu uns mit der Meldung zurück, alles sei sicher.

XV.

Bald nach Ueberschreitung des Gewässers gelangten wir aus dem Wald in's Freie und wieder überraschte uns ein herrlicher Anblick („eines der herrlichsten Bilder meines Lebens", schreibt Gareis): der weithin sichtbare Sternenhimmel schaute auf zahllose Wachtfeuer hernieder, deren rothe Lohe und weißlicher Rauch emporstiegen in langen, langen Reihen vor uns. An diesen Beiwachtfeuern zur rechten und zur linken der nun wieder erreichten Hauptstraße vorbei ging es noch mehrere Stunden fort: es war ganz spät in der Nacht, als wir Mont Cheutin erreichten, wo Roßbach, Gareis und ich Unterkunft bei einem Bauern (dem Maire?) fanden.

All die großartig poetischen Eindrücke dieses Tages

hatten doch nicht vermocht, eine sehr prosaische Empfindung in mir zu ersticken: einen wahren Heißhunger, den — bei fast völlig mangelnder Nahrung in den letzten Tagen — die Anstrengungen der etwa 16 Stunden Bewegung in freier Luft gebracht hatten. Mit Wohlgefallen also sog ich den aus der offnen Küche dringenden Geruch des leckeren Pot-au-feu[1], den die recht wohlwollende, gutgewillte Bäuerin mir in Aussicht stellte. Wir setzten uns erwartungsvoll an den reinlich gedeckten Tisch: mein Sitz gewährte den Blick auf die Thüre zwischen Küche und Wohnzimmer: die Frau stellte die dampfende Schüssel vor uns: da fiel mein Auge auf die Gruppe, die auf die Schwelle der Stube trat: der Vater, ein Kind auf dem Arm, und zwei größere an seine Seiten gedrängt: ich sah den heißverlangenden, langen Blick des etwa

---

[1]) Aehnlich der „olla potrida" der Spanier, dem Grasy der Ungarn (? oder Slaven?): Fleisch — meist Hammelfleisch mit Kartoffeln und anderem Gemüse zu einer saftigen Einheit zusammen gesotten.

zehnjährigen Buben, ich sprang auf: „Das sollte wohl Euer Nachtessen sein?"

„Ja, Herr Doctor", antwortete der Bauer.

„Wann habt Ihr zuletzt gegessen?"

„Warmes zuletzt vor zwei Tagen. Ihre Truppen haben Alles genommen!"

„Alles", wiederholte die Frau.

„Ich habe so Hunger", klagte der Bub, mit den großen Augen die Schüssel verschlingend.

Natürlich trug ich dann — mit voller Zustimmung der Genossen, die jetzt erst merksam werden konnten — die Schüssel zurück. Wie leuchteten die Kinderaugen, aber die der Mutter wurden feucht.

Wir hatten auch genug an dem trefflichen Rothwein, den der Vater — jetzt! — hervorholte, dem harten Ziegenkäse und dem unvermeidlichen, trocknen Waizenbrod, das uns, wochenlang genossen im schönen Frankreich, das herzhafte Roggen-Schwarzbrod bitter vermissen ließ; wir kauften gar gern unsern Soldaten ihr Commißbrod ab.

Auf das fast allzu rührselige Drama von dem Pot-au-feu der Großmuth muß ich doch das am Morgen folgende Lustspiel Roßbachs folgen lassen.

Wir hatten zwar auf dem nackten Holzboden — mit nur leise angedeutetem Stroh! — geschlafen, — (wir entdeckten, daß wir gerade über einer in den Keller führenden Falltreppe zu liegen kamen, etwa hier versteckte Franctireurs hätten uns also — ein Riegel fehlte — in jedem Sinn „aufheben“ können,) — aber doch, Dank der Ermüdung, vortrefflich geruht. Als wir uns an dem Ziehbrunnen endlich wieder einmal nach Herzenslust gewaschen, vernahmen wir ein eigenartiges Kullern, das uns der Truthähne gemahnte und richtig: — da stolziren aus dem Stall, in dem auch eine Kuh sichtbar ward, zwei prachtvolle „Piepstückel“ (sagt man in München) hervor. Wuthentbrannt rief da der rasende Roßbach (oben S. 273): „Aber, Herr Professor! Da schauen Sie her! Glauben Sie, falls die Franzosen über den Rhein gekommen wären, noch eine einzige Feder liefe auf einem deut-

schen Hofe herum?“ Auch Freund Gareis muß das geopferte Pot-au-feu doch stark gewurmt haben: denn ich finde an dieser Stelle den Ausruf verzeichnet, „ist doch ein recht verlogenes, entfamtigtes Volk, diese Franzosen“.

Bei dem Aufbruch (Dienstag, den 30. August) spürten und merkten wir mit Wonne, daß wir nun, nach so langem Herumgerütteltwerden und im Schmutz-Stapfen weit dahinten in Sicherheit, doch endlich an der Spitze der Truppen und recht nah am Feinde waren. Die ganze Nacht war Marschbereitschaft befohlen gewesen, die Vorposten hatten wiederholt aus den Wäldern Feuer von Franctireurs erhalten. Die Stimmung stieg gewaltig: man fühlte, jetzt krachts bald. Ein Johanniter (Graf Pleß?) beauftragte unsern Major, uns bereit zu halten: man erwarte heute den Zusammenstoß mit Mac Mahon, dem der Weg nach Metz schon fast völlig versperrt sei: wir erfuhren ausnahmsweise einmal etwas von dem Geschehenen: preußische Ulanen hatten am 28. August im Gefecht mit

Chasseurs à Cheval bei Germont den Officier abgefangen, — Marquis de Grouchy — der Mac Mahons sämmtliche Anordnungen für den 29. August an General de Failly bringen sollte: so kamen sie statt zu Failly zu — Moltke! Am 29. August hatten die Sachsen in einem glücklichen Recognoscirungsgefecht bei Nouart, nur etwa 25 Kilometer — sechs Marschstunden — nordöstlich von uns, die Division Lespart zurück getrieben.

Wir öffneten nun die Verbandzeugkisten, vertheilten die Sachen nach angemessner Weisung der Aerzte, die sich mit Bestecken versahen, und brachen auf gen Norden.

Unabläßig sprengten an unsern Wagen Ordonanzen und Reiterpatrouillen vorbei: die Bilder — und die Schrecken! — des Krieges drängten sich immer häufiger, dichter, greller: auf den Straßen standen weinende Weiber und Kinder: in den Zügen der Männer malte sich mehr tiefste Entmuthigung als Trotz.

Nach starken Vorpostenpatrouillen, die voraus eilten, die Wege aufzuklären, hörten wir von hinten her das Getrappel zahlloser Pferde: wir hielten und

— welch ein Schauspiel! An uns vorbei brausten in schärfster Gangart, im raschesten Trapp, zuweilen im Galopp, sechs deutsche Reiterregimenter!: je ein Regiment brauner, rother, schwarzer Husaren, ein Cürassier-, Ulanen-, Dragoner-Regiment, darauf einige leichte Batterien: die französische Erde zitterte und dröhnte unter den Hufen der deutschen Rosse.

Endlich erhielten wir Befehl, wieder aufzubrechen: es ging nun in die Ardennen: überall lagen an den beiden Seiten der Straßen verlassene, oft noch glimmende Wachtfeuer. Ueber Senuc erreichten wir Grandpré: hier war das Hauptquartier des Königs, daher fluthete da eine Menge von höheren Officieren: mit Mühe gelangten wir durch Artillerie-Colonnen nach dem Dorfe Thénorgues: hier gewährte eine Höhe weiteste Fernsicht: wieder waren alle Straßen und die Hügelkronen von Colonnen bedeckt; zahlreiche Reiterei stand gefechtsbereit auf den Feldern: baierische Artillerie jagte rasend den steilen Berg hinan, dann, ohne Weg, wieder auf die Straße, über weite Gräben

hinwegsetzend, daß wir meinten, Roß und Reiter und Geschütze, mußten stürzen: unversehrt kamen sie hinüber. Da! Plötzlich schallten von Norden her schwere, dumpfe Schläge und gleich darauf prasselndes helles Knattern an unser Ohr: ohne Zweifel Kanonen- und Gewehr-Feuer! Das erste seit Vendenheim!

Im Trabe, so gut ihn unsere Gäule leisten konnten, geht es nun voraus bergabwärts auf das ferne Feuer zu, das fortdauert. Wir werden überholt von Baiern: Chevauxlegers, Fußvolk, Geschütz. Die Schlacht von Beaumont ist im vollen Gange, nur etwa 2½ Stunden vor uns. Ach aber es geht so langsam vorwärts mit uns! Da werden die ersten Verwundeten gebracht: es sind nur leicht Verletzte, die man über die nächsten Lazarete — in Buzancy — hinaus weiter rückwärts zu schaffen trachtet, Platz für die nicht Fortzubringenden zu wahren.

Die geleitenden Sanitätssoldaten bitten um Verbandzeug: Gareis, der zum Magazinverwalter ernannt, trefflich Ordnung hält, vertheilt nach Weisung

Roßbachs, Oehlers und der andern Aerzte Keilkissen und dreieckige Bandagen.

Nun wieder vorwärts: das Schießen wird immer vernehmlicher. Welche Spannung! Da rasselt abermals von rechts, vom Felde her, ohne Weg, baierische Artillerie über zwei breite Straßengräben.

Diesmal fällt ein Geschütz: im Nu ist es wieder aus dem Graben gehoben und weiter braust's durch den Staub.

Jetzt kommen baierische Chevauxlegers aus der gleichen Richtung angejagt: sie fliegen nur so über die Gräben! Da stürzt ein Officier: sie heben ihn auf, sie bringen ihn zu uns: ich erkenne ihn: es ist der Major von Egloffstein, als einer der schneidigsten Reiter und trefflichsten Reiterführer in Baiern bekannt: er verbeißt den Schmerz; Oehler untersucht ihn, da fährt er zusammen: „Geschwind, Herr Doctor, geschwind. Ich muß gleich wieder auf den Gaul. Die Franzosen sind geschlagen. Wir sollen nach hauen. Ich muß die Attaque mit reiten: — um jeden Preis. Hören Sie! Ich muß."

„Es ist das Schlüsselbein gebrochen," sagt der dicke Oehler bedächtig. „Wenn Sie sich jetzt nicht schonen, giebt es eine arge Geschwulst und lange Schmerzen."

„Egal! — Aber reiten kann ich?"

„Ja, reiten können Sie, wenn Sie durchaus wollen."

„Ob ich will! Ich muß, sag' ich Ihnen."

Ich halte Oehler das Verbandzeug hin, der verbindet den Zuckenden und gleich darauf jagt er hinter seinen Reitern her wie der Sturmwind!

Wieder ward die Straße frei und wieder eilten wir vorwärts, stets näher dem Kanonendonner: mein guter Elsässer Bauer zitterte so, daß ich ihm die Zügel aus der Hand nahm. Allmälig gelangten wir durch das ärgste Gewirr von Truppen, Geschützen, Wagen nach Buzancy, wo der König und der Kronprinz das Hauptquartier aufgeschlagen hatten. In dem überfüllten Städtlein brachten wir mit Mühe unsre Wagen in einer Brauerei unter, ich ward vom Major in ein Lazaret geschickt, es mit unsern Vor-

räthen zu versehen und die Listen der — ungezählten! — französischen Verwundeten zu führen, eine Aufgabe, zu der mich der gute Herr, der eine sehr übertriebene Vorstellung von meinem vortrefflichen (!) Französisch hatte, immer wieder heranzog. Nun, sein Wahn hatte den Vortheil für mich, daß ich vielmehr von französischen Patois und von den Franzosen selbst kennen lernte als bei anderer Verrichtung möglich gewesen wäre. Ich war bis gegen Abend in dieser Arbeit.

XVI.

Einstweilen hatte Gareis Quartier für sich, Roß-bach und mich besorgt in einem sehr stattlichen Hause offenbar reicher Leute (welches Standes?). Als ich nach vollendeter Arbeit (und mißglücktem Versuch auf meine alte Henne oben S. 398) dorthin kam, traf ich vor der Thür einen Adjutanten von der Tanns, (Namens Unterrichter?) einen Bekannten von Gareis, der allerlei „Verbandzeug“ von uns heischte und uns den ersten Bericht über den Verlauf der Schlacht bei Beaumont erstattete: er pries sich glücklich, diesen Tag erlebt zu haben: welch warmes Wort von einem der sonst — mit Recht — so zugeknöpften Officiere! Nur eine Stunde weiter nördlich: und ich stand da und hörte immer noch — in sicherer Ferne! — schießen!

Am Abend schlenderte ich durch den weiten,

baumreichen, schönen Garten, an dessen hohen Steinmauern vorüber unaufhörlich durch die breite Straße Truppen aller Waffengattungen, zumal aber Artillerie, trotteten, trabten, rasselten. Es war ein ohrenbetäubender, ein überwältigender Lärm, der uns Deutschen schon nicht leicht zu ertragen war: — Gareis schreibt: „mit Lebensgefahr gingen wir mehrmals in dem Haus ein und aus durch die zweifachen Colonnen von Kanonen, Wagen und Reitern“: — wie mochte das Gedröhn erst auf die Franzosen wirken? Ich sollte es erfahren. In dem großen, mehrstöckigen Hause war — wie immer — kein weibliches Wesen zu sehen[1]).

Als ich nun bei meinen Rundgängen durch den

---

[1]) Nebenbei bemerkt hat von Gewaltthätigkeit von Deutschen gegen Frauen in dem ganzen Feldzug niemals etwas glaubhaft verlautet, während eine junge deutsche Marketenderin sich der Vergewaltigung durch zwei Franctireurs nur dadurch erwehrte, daß sie im letzten Augenblick (mit Hilfe ihres herzu eilenden Vaters) die Unholde von dem Steilrand des Weges in den Abgrund stieß. Dies eine kleine Antwort auf Herrn Zola's Darstellungen.

Garten an einem an die Straße stoßenden steinernen und fest verschlossenen Eckthürmlein der Mauer vorbeikam, glaubte ich Weinen und Klagen daraus dringen zu hören. Auf wiederholtes Pochen — ich wollte helfen oder trösten — ward endlich aufgethan.

Auf den Bänken, die durch die herabgelassenen Gitterläden Ausspähung auf die Straße gewährten, kauerten und standen etwa vier bis sechs junge Mädchen, Töchter oder Verwandte des scheinbar sehr reichen Hauses, die hier vor den Barbaren versteckt worden waren: — ziemlich überflüssiger Weise, muß ich so ungalant sein, zu sagen (ich komme wohl nie wieder nach Buzancy und schöner sind sie in diesen 24 Jahren schwerlich geworden): denn sie hatten nicht einmal jene Anmuth, die den Französinnen auch in Ermangelung von Schönheit sehr oft eigen.

Nachdem sie sich über meinen wenig fürchterlichen Anblick — trug ich doch nicht Uniform — beruhigt, fragte ich (mit der seit Wochen geläufigen Wendung), warum sie eigentlich weinten: — denn sie hatten alle

geweint und weinten noch: — ob à cause de la France ou à cause de la perte d'un membre de famille? u. s. w. Als aber die Hübscheste die dunkeln Augen zu mir aufschlug und, auf die vom Fußtritt zahlloser deutscher Krieger dröhnende Straße weisend, leise schluchzte: „o non, Monsieur, nous pleurons parce que'ils sont ... tant", da ergriff mich tief die Richtigkeit dieser Begründung — es muß fürchterlich sein, sein Vaterland von einer Unmasse siegreicher Feinde durchstampft zu sehen! — und mit einigen — wahrscheinlich sehr ungeschickten — Worten des Trostes verzog ich mich.

Darauf folgten noch einige Stunden Arbeit in den mit Verwundeten, zumal Franzosen aus dem Gefecht bei Buzancy vom 28. August, aber auch zahlreichen Kranken überfüllten Lazareten — 3 an der Zahl —. Dann gab es häßlichen Streit mit dem „Chef" d. h. dem Koch(!) eines Prinzen (— es waren mehr Prinzen [und zumal mehr prinzliche Köche!] im Felde als der Kriegszweck wohl streng genommen erheischt hätte: —),

der ein Bett, dessen wir für einen verwundeten preußischen Officier bedurften, durchaus nicht räumen wollte: ich bin als $1/_6$ Franzose (I. S. 1 f.) eigentlich nicht grob, aber als (erzogener) Baier kann ich diese Tugend erforderlichenfalls genügend entfalten: — nur tritt sie dann mehr als spitze Schärfe denn als breite „Gröben" (altbaierisch) auf.

Damals nun ärgerte ich mich „schlagrührend" (sagt man in Königsberg) über diesen feisten Jünger Vattels und mein lautes „Zureden" unter Hinweis auf die „eventuellen" Dragoner unserer Bedeckung unten im Hofe genügte schließlich, das Bett zu erzwingen.

Es war dunkel, als ich wieder nach Hause kam; auch hier waren alle Räume von prinzlichen Bedienten besetzt. — Auf unserem Tisch brannten zwei Lampen, durch die halboffne Thür sah den Schein ein miteinquartierter Civilist: in der artigsten Weise fragte der alte Herr eintretend, ob wir nicht Eine entbehren könnten: er habe wichtigste Dinge für den König zu schreiben. Selbstverständlich trug ich ihm die Eine

auf sein Zimmer und stellte sie auf einen höchst wackeligen, ausgedienten Tisch, auf dem er bisher bei dem Licht eines Stearinstümpleins geschrieben. Der feine Herr mit vornehmsten Manieren war, wie wir später erfuhren, kein Geringerer als der Chef des Civilcabinets des Königs: Herr von Wilmowsky. (In dem Haus uns gegenüber war der Kronprinz mangelhaft einquartiert.) Sogar Moltke, gewiß kein Prinzenfeind, hat sich über diesen Unfug bitter beklagt: er schreibt[1]) zu diesem Abend: „Da man alle näheren Ortschaften mit Verwundeten belegt fand, war der König nach Buzancy zurückgeritten. Wie schon in Clermont, machte sich hier die schwere Belästigung geltend, welche aus hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolg erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch richtigen[2]) kleinen

---

1) Moltke a. a. O. S. 92.

2) Eine kürzlich erschienene Schrift (von Hönig) über die Schlacht von Vionville-Mars la Tour tadelt es, daß nach der-

Orten verlegt wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nöthigen Befehle vorzubereiten hatten." Das war aber vor Allen der greise Feldmarschall selbst. Welche Verurtheilung des Unwesens der „vielen hohen Gäste und ihres Gefolges" in dem Hauptquartier liegt in diesen knappen Worten! Hoffentlich bewirken Moltke's vorwurfsschwere Worte, daß in dem nächsten Feldzug nicht so viele Ueberflüssige den Platz derjenigen wegnehmen, welche die „nöthigen Befehle für den folgenden Tag vorzubereiten haben".

Und welche Gedanken, welche Anordnungen beschäftigten in jener Nacht den nimmer müden Alten: keine geringeren als jene, welche die Wunder von Sedan schufen; es war bereits ins Auge gefaßt (s. oben S. 406), daß die Armee von Châlons genöthigt

---

selben das Hauptquartier des Königs nach Pont à Mousson zurückverlegt ward.

(„Richtigen", nicht „wichtigen", hat Moltke hier geschrieben.)

werden könnte, auf neutrales Gebiet überzutreten, und auf diplomatischem Wege wurde die belgische Regierung aufgefordert, in diesem Falle für die Entwaffnung Sorge zu tragen, „die Truppen aber wurden angewiesen, unverzüglich ebenfalls die Gränze zu überschreiten, wenn dort der Gegner die Waffen nicht niederlege“.

Solche Dinge wog schon in jener Nacht der vorschauende Meister, wachend in dem Häuslein dicht neben uns, während die Genossen, erschöpft von unserer allerdings nicht ganz geringen Anstrengung der letzten Tage und Nächte, in schwerem Schlafe lagen. Ich fand keinen Schlaf: ich grämte mich, die so nahe Schlacht nicht erreicht zu haben! Das Gerassel der durchziehenden Geschütze und Wagen währte die ganze Nacht: unter dem Gedröhne zitterte das Bett, in dem ich erwartungsvoll dem Morgen entgegen harrte.

XVII.

Am Morgen des 31. August (Mittwoch) ganz früh erhielten wir vom Fürsten Pleß den Befehl, schleunigst nach Beaumont zu eilen und dort Hilfe auf dem immer noch nicht „aufgeräumten“ Schlachtfeld zu leisten; ich ließ Roßbach und Gareis rufen, die in dem Hauptquartier des (eben nach Beaumont abgegangenen) Königs sich verwundeter Baiern und Franzosen annahmen. So rasch unsere Klepper laufen konnten, strebten wir auf dem hügeligen Gelände über Bar und Belval durch Colonnen von Truppen und Train vorwärts. Es sind nur etwa 18 Kilometer: aber wir brauchten lange zu der Fahrt. Massen von Gefangenen, auch zahlreichen Verwundeten, meist Franzosen, sperrten die Hauptstraße, von

der wir daher in einem größeren Dorf (Sommauthe?) in eine Nebenstraße abbogen.

In Beaumont angelangt, überzeugten wir uns (— mit Schaudern! —), wie unzureichend, bei bestem Willen, die von den Sanitäts-Soldaten geleistete, wie nothwendig die freiwillige Hilfe war: auf allen Straßen lagen auf dem Pflaster, im Staub und Schmutz, die Verwundeten umher — nach 24 Stunden! Das Gedränge von Verwundeten, Gefangenen, requirirten Bauerwagen war so arg, daß unsere Wagen nicht weiter fahren konnten: wir ließen sie, längst wieder zu Fuß gehend, auf dem Marktplatz bei der hübschen, gothischen Kirche stehen und eilten, schwer beladen mit Verbandzeug und Arzeneien und Wein, unter Führung unserer Aerzte, auf das hart vor der Stadt beginnende Schlachtfeld.

Um aber zu erklären, wie es zu dieser Schlacht bei Beaumont kam, muß um ein par Tage zurück gegriffen werden.

Die französische Reiterei leistete damals durchaus

nicht Genügendes im Aufklärungsdienst: — ein Theil derselben befand sich in der Nachhut, ein anderer auf der in keiner Weise gefährdeten linken Flanke, während doch Erkundung auf der rechten so dringend nothwendig gewesen wäre. — Dagegen erwarben sich gerade in jenen Tagen die deutschen Reiter[1]) durch Kühnheit und Findigkeit höchste Verdienste. Allerdings hatten sie auch Glück: so in der zweimaligen Auffangung von Generalstabsofficieren mit wichtigsten Befehlen und Berichten. Die französischen Abtheilungen aber irrten wie im Nebel herum, ohne Kenntniß von den Bewegungen des ihnen so nahen Feindes, den sie für stark hielten, wo er schwach war und umgekehrt: falsche Angaben aus Paris über die Stellungen der III. Armee steigerten das Irrsal. Es war ja auch seltsam, daß damals die beiden feindlichen Heere an einander vorbeimarschirten: das fran-

---

[1]) Mit deren Leistungen nach dem Tag von Wörth bis zu den Entdeckungen in Châlons Moltke nicht übermäßig zufrieden war, s. oben S. 381.

zösische in weitem Bogen nach Osten auf Metz, das deutsche gerade aus nach Westen auf Paris.

Schon um 3 Uhr nach Mittag des 27. August hatten die Sachsen die Maasübergänge bei Stenay besetzt, ja den Fluß bereits überschritten, die Bewegungen der Franzosen (V. Corps) aus Buzancy auf La Chêne und Beaumont erkannt, die sächsischen Reiter bis Nouart vorgezogen: man konnte erwarten, die Franzosen noch am linken Maasufer zu treffen. Mac Mahon, der die nördlichste (gefährlichste!) Straße nach Metz hätte einschlagen müssen, erkannte, daß auf das Entgegenziehen Bazaine's nicht mehr zu hoffen sei, daß er selbst nicht mehr nach Metz gelangen könne und beschloß — sehr richtig! — abermals den Rückzug nach Paris. Zwar auf diese Meldung telegraphirte der Kriegsminister den bestimmtesten Befehl, Metz zu entsetzen, unter der falschen Angabe, Mac Mahon sehe nur Theile der deutschen Belagerer von Metz vor sich, vor der III. Armee (des Kronprinzen) habe er einen Vorsprung von mehreren

Tagen voraus. Der Marschall mußte wohl gehorchen und ertheilte Gegenbefehle: „Halt! Und abermals nach Nordosten!“ Aber diese Befehle erreichten die Truppen spät, nachdem sie schon weit nach Südwesten abgezogen waren: durchnäßt von tagelang strömendem Regen, ermüdet durch Märsche und Gegenmärsche auf schlechten Wegen, waren sie nur noch wenig leistungsfähig. Den 28. und 29. August hielt die Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen sich noch absichtlich von Zusammenstößen zurück, die III. Armee, deren entferntestes Corps (das VI.) erst St. Ménéhould erreicht hatte, aufrücken zu lassen. Am 29. August ward abermals ein Befehl Mac Mahons an de Failly (V. Corps) abgefangen, dadurch abermalige Verzögerung. Nun befahl Mac Mahon für den 30. August den Uebertritt aller Corps auf das rechte Ufer der Maas auf den allein noch freien Strecken nördlich von Dun und Beaumont: dem unseligen V. Corps unter de Failly fiel die Aufgabe zu, den Abzug der beiden andern (des I. und des VII.) nach

Norden zu decken: die Scharen de Failly's, „durch Gefechte und Nachtmärsche auf das Aeußerste ermüdet" (Moltke S. 17), hatten erst um 4 Uhr Morgens die Gegend von Beaumont erreicht: de Failly ließ sie also den Vormittag über abkochen und wollte erst am Nachmittag aufbrechen. Aber „obwohl man die Deutschen so nahe wußte, wurden Sicherheitsmaßregeln so gut wie gar nicht getroffen".

Ja, wirklich, höchst erstaunlicherweise war der Vorpostendienst der kriegsgeübten Franzosen, die doch wahrlich in Afrika genug Veranlassung hatten, den Schutz gegen plötzliche Ueberfälle zu lernen, völlig vernachlässigt; sie hatten in dem (von Zola) erwähnten Wäldchen, durch welches der Anmarsch der Deutschen erfolgen mußte, gar keine Vorposten aufgestellt[1]): so kam es, daß die lagernden Truppen gerade beim Abkochen — die Reiterei und Artillerie hatten die Pferde in die Tränke geführt — vollständig überrascht wurden,

---

[1]) Also waren Zola's freierfundener Spion und Waldpfad gar nicht erforderlich.

und zwar nicht etwa durch flinke Reiter oder unhörbar heranschleichende Jäger, sondern durch — Artillerie, die ungedeckt — nur von wenigen Ulanen geführt, die zuerst die französische Mittags-Idylle erlauscht, — bis an den Saum jenes Waldes vorfuhr und plötzlich Granaten unter die Schmausenden warf. Welch' besinnungsloses Entsetzen die Ueberfallenen ergriffen, das zeigte uns nun noch am andern Tage der Anblick der beiden Lager: ohne nur an Widerstand zu denken, müssen hier — zu spät suchten sie es in anderer Stellung gut zu machen — die Feinde in entmannendem Schrecken alles haben stehen und liegen lassen, wie es bei den ersten Schüssen stand und lag[1]); denn in beiden Lagern, in einem Umkreise von etwa $1^1/_2$ Stunden, fanden wir Alles, was ein Heer an Waffen, Munition, Kleidung, Geräth aller Art, Material und Lebensmitteln denkbarerweise mit sich führen kann, in unabsehbaren Mengen hingestreut; Tornister und

[1]) Dreiunddreißig Munitionswagen ließen sie im Stich; über 3000 meist unverwundete Gefangene verloren sie.

Gewehre lagen schon in den Gräben der Landstraße weit vor dem Lager: aber in diesem selbst fanden sich ungezählte Feldmützen, Käppis, Helme, Uniformröcke, Hosen, Strümpfe, Schuhe, Tornister mit jedem möglichen Inhalt, Chassepots, Yatagans, Pistolen, Carabiner, Küchengeräth aller Art, Zelte und Zeltstangen, todte und verwundete Pferde, Munitions- und Proviantwagen, zerschossene Laffetten und auch noch eine mächtige Kanone in Mitte des getödteten Gespanns. Noch hingen die Kochkessel mit ihrem halb verschütteten, halb gar gekochten Inhalt von Gemüsen, Hülsenfrüchten, Fleisch über den gekreuzten Stäben der plötzlich verlassenen Feuer.

Die ersten Zeichen des Gefechts und der wirren Flucht der Franzosen stießen uns auf, als wir durch jenes Zola'sche Wäldchen hinabstiegen, das von Nordost nach Südwest sich gegen Beaumont senkt; dieses Städtchen liegt in einem weiten rings von Anhöhen umzogenen Thal; hier hatte der linke Flügel der Armee Mac Mahons gestern campirt, die Division

de Failly's, während das Centrum bei La Chêne stand. Zwei durch die Landstraße getrennte große Zeltlager waren südlich vor der Stadt, ein drittes auf einer Hochebene nördlich hinter der Stadt aufgeschlagen gewesen.

Wir rückten auf der Landstraße in das Städtchen Beaumont ein, dessen Häuser wenige Spuren des Kampfes zeigten: die Franzosen hatten sich erst auf der Höhe jenseit der Thal-Mulde wieder gestellt. Höchst malerisch nahmen sich die auf dem Friedhof vor der hochgelegenen Kirche in bunten Gruppen zusammengedrängten Gefangenen aller Waffengattungen aus, wie sie in dem gewölbten Portal lehnten, oder an den Gräbern kauerten, oder auf dem breiten Mauerrande saßen und lagen. Zahlreiche Häuser waren von den deutschen und französischen Militärärzten als Verbandplätze und Spitäler eingerichtet; auf den Straßen trieben sich auch Mitglieder der französischen freiwilligen Hilfscorps umher, deren theatralischer Aufputz mit — fußbreiten — rothen

Schärpen, Gürteln rc. aber bemerklicher war als ihre werkthätige Hilfe; ich wenigstens habe nie gesehen, daß einer dieser höchst malerischen Herren Hand angelegt hätte, so dringend das Bedürfniß danach rief.

Doch auch wir sollten nicht hier, wie unsere ursprüngliche Weisung gelautet, zur vollen Arbeit kommen; in richtiger Voraussicht der für den nächsten Tag bevorstehenden blutigeren Kämpfe ertheilte man uns den Auftrag, noch bis Chémery vorzugehen und uns für den kommenden Morgen bereit zu halten; so wurde denn nur kurze Rast gemacht, in welcher die Pferde Futter erhielten. Ich eilte aus den Gassen der Stadt auf das Schlachtfeld in die überfallenen Lager, dort nach Kräften zu helfen. Links auf dem Wege dahin wurden in einem großen Steinbruch abermals etwa tausend Gefangene bewacht; im Vorbeigehen vernahm ich, es sei ein französischer Curé darunter, der, weil er aus seinem Fenster auf unsere eindringenden Truppen gefeuert, in einer Stunde erschossen werden solle. Ich hielt

das Gerede für eine der vielen Erfindungen ähnlichen Inhalts und verfolgte meinen Weg auf das weite Blachfeld, wo ich Sanitätssoldaten und Ambulanzen in voller Thätigkeit sah.

Wenige Schritte noch und ich stand vor dem ersten Todten, den ich auf einem Schlachtfeld liegen sah, einem französischen Capitän vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er sah ziemlich grauslich aus: aber ich zwang mich, die Leiche zu betrachten: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen war.

Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgensdarmen nicht auszureichen, diese Gräuel zu verhindern: hier, bei Beaumont fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame

Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen „Hyänen des Schlachtfeldes“ mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten, die von den Heeren mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, die hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Heer nur mit sich führt, im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, das nackte Leben zu retten; die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt, wie ihre Granaten, fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit den

eingeschnittenen Rüben: einen Soldaten fand ich, das Stück Fleisch für sein Mittagsmal in der Linken, das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Die noch unbegrabenen in beiden Lagern angetroffenen todten Franzosen schätze ich auf etwa dreihundert — Verwundete wurden immer noch fortgeschafft — die Preußen auf etwa vierzig; diese waren meist durch Chassepotschüsse in den Kopf getroffen von den vielleicht zwölfhundert Schritt entfernten Höhen jenseit Beaumont; Bajonnet- oder Säbelwunden trafen unsere Aerzte hier gar nicht an. Die Franzosen hatten auch ihre Officiere, todt und verwundet, zahlreich liegen lassen, während ich weder hier noch bei Mouzon noch bei Sedan noch irgendwo auf dieser ganzen Fahrt, einen deutschen Officier von seinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlassen gefunden habe. Einen großen Bestandtheil der eine Wahlstatt bedeckenden Fundsachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, die, aus den auf-

gerissenen Tornistern und Brusttaschen gefallen, vom Ungefähr zerstreut werden: ich hob sie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagte sie über die blutige Haide! Da schreibt eine alte Dame aus Valence, aus den sonnigen Reben- und Pfirsich-Geländen des goldenen Rhône, an ihren Sohn, den Vicomte de Latronne(?), Lieutenant im 75. Regiment: sie danke Gott, daß er ihn bei „Wißemborge" so wunderbar gerettet: der Kaiser müsse ja nun bald Frieden machen, und sie bete alle Tage ...., der Rest war, von Blut überströmt, unleserlich; um den feinen aristokratischen Mund des Gefallenen aber spielte noch ein Zug bittersten Schmerzes; zwischen Nasenwurzel und Augen war die tödtliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachsen, der so scharf gezielt? Auf der umbrandeten Düne der Nordsee oder auf den grünen Alm-Wiesen der Loisach?

Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fand ich fünf,

in der zweiten sechs durch Einen Schuß dahingestreckt: — die letztere Gruppe war gerade mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Knie war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt, die weißen Knochen ragten in die Luft. Einem Zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hintern Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinweg rasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten —, von dem nur noch der Unterkiefer übrig war. (S. unten, Sedan, Roßbach über Todtenstarre.)

Seltsamerweise erschütterten mich diese Bilder des Grauens gar nicht. Ich hatte, als ich das rothe Kreuz um den linken Arm schlang, mit festem Vorsatz mich gewappnet wider alles äußere Entsetzen. (S. oben S. 241.) Aber gegen die weiche Rührung,

die von innen das Herz beschleicht, gewährt auch das Erz dreifachen Vorsatzes keinen Schild.

Wenige Schritte von dieser französischen Gruppe traf ich einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in der linken Seite und mußte, so sagte Roßbach, noch etwa zehn Minuten bei vollem Bewußtsein gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt, der Blick der noch offnen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines schönen Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt stand ich eine Weile still: dann löste ich das Bild aus seiner Hand, entnahm aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle — und sandte am Abend Bild und Briefe und einen Bericht, wie ich den Todten gefunden, getreulich an das

Fräulein. Es war ein Schreibwerk, das mich sehr ergriff. — —

Auf dem Rückweg, den ich nun beschleunigte, fand ich noch eine zweite schwere französische Kanone mitten in dem ringsum liegenden Gespann von sechs durch Granaten zerrissenen Pferden. Französische Militärärzte, die sich gegen unsere Civilärzte höchst unpassend benahmen, wurden über ihren Standpunct höflich, aber hinreichend aufgeklärt. Einzelne Schüsse in unserer Nähe streckten verwundete Pferde nieder. Bei'm Sprung über einen Graben sah ich, daß ich über die Leiche eines prachtvollen Pioniers hinweg gesetzt, der, in der Rechten noch das wuchtige Beil die Brust mit den Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexico bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel reckte: — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des echten Troupier.

Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen

Unterofficiers die Beschaffung von Schaufeln (für die Gräber), und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen: da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite, und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein echtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein echtes „Pfaffengesicht", voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt: „Oh pour la grâce de Dieu, Monsieur", hub er an, „j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime duquel je suis entièrement innocent: on va me tuer, o pour la grâce de Dieu, procurez-moi un prêtre de ma religion!"

Mich ekelte des Menschen, der, seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log: denn nun trat ein preußischer Unterofficier an mich heran und fragte: „Was, Herr Doctor, was hat der Kerl gesagt? Er sei unschuldig, nicht wahr? Ja? Na,

und ich und zwei von der Compagnie haben ihn gestern in seinem Hause, vom Garten her kommend, abgefaßt, wie er im Fenster lag, mit dem von Schüssen heißen Gewehr in der Hand."

Natürlich versprach ich gleichwohl, jenen Wunsch zu erfüllen und schickte ihm einen katholischen Priester, den ich endlich am Ausgang des Städtchens traf.

Groß war der Frevel dieser Eiferer. Nicht nur haben sie in Elsaß und Lothringen die Bauern dadurch zu fanatisiren versucht, daß sie überall verbreiteten: die Preußen kämen, um sie lutherisch zu machen — „ditsch wollen wir ja werden, wenn's sein muß: aber katholisch möchten wir doch schon bleiben", jammerten mir die Leute in Rigny la Salle vor —: ich habe selbst das Dorf gesehen, in welchem die deutschen Verwundeten von den Schulkindern mißhandelt wurden; und auf erhobene Nachforschung, wer ihnen das eingegeben, antworteten die Knaben und Mädchen: „der Schullehrer und der Pfarrer".

XVIII.

Von Beaumont brachen wir gegen Abend nach Mouzon auf. Die breite Landstraße, die über die Höhen führt, war, außer mit der nun schon bekannten Hinterlassenschaft französischen Rückzugs, mit einer bisher noch nicht gefundenen bedeckt: nämlich mit vielen Dutzenden der viereckigen Kistchen für je achtundzwanzig Patronen von Mitrailleusen —: das für niederdeutsches Mundwerk nicht zu verarbeitende, ölig gleitende Wort haben die Landsleute Fritz Reuter's längst in ein ehrliches „Trall Meusen" umgesetzt, das sie mit unbefangenstem Ernst constant gebrauchten. Auf dieser die Niederung beherrschenden Hügelkrone sollten die Mordgeschütze, wie nun schon so oft seit Weißenburg und Wörth, den deutschen Ansturm hemmen, und Zeit gewinnen für den Abzug

der geschlagenen Infanterie und der schweren Geschütze. In Masse lagen die Cigarrenbüchsen ähnlichen Kästchen, leer oder noch mit dem tödtlichen Inhalt gefüllt, umher; daß sie aber die Verfolgung nicht abzuhalten vermocht, dafür kamen uns eben hier, von Mouzon her, die erfreulichsten Zeugen entgegen: elf Kanonen, gestern Abend dem weichenden Feind abgenommen und nun von der siegreichen Mannschaft, die Helme und Waffen bekränzt trug, zurückgebracht; dahinter abermals ein großer Zug Gefangener, an der Spitze ein wild blickender Turco, die Hände auf den Rücken geschnürt und von dem führenden Dragoner am Stricke gehalten.

Es war volle Dämmerung, als wir uns dem alterthümlichen Mouzon näherten: des Einzugs werd' ich nie vergessen. Erst gegen Mittag hatten die Preußen, welche gestern Abends nur bis an die Thore gelangten, im Sturm die engen verrammelten Gassen und selbst die einzelnen Häuser genommen; links und rechts am Rande der schmalen Gäßchen

lagen, wie sie gefallen waren, die todten Franzosen in breiten Blutlachen: höchstens hatte eine fromme Hand das verzerrte Gesicht bedeckt; die eingestoßenen Fensterrahmen, die mit den Kolben gesprengten Hausthüren, die Dallen der Gewehrkugeln an den Mauern bekundeten den grimmen Straßenkampf, der hier getobt; in einem Hause zur Linken hatte eine Granate die Ecke des Ziegeldaches durchschlagen und noch in die Wand des Nachbars eine klaffende Wunde gerissen. Wir bogen ein auf einen freien Platz: da war ein großes Gebäude total ausgebrannt; noch immer aber stiegen aus dem qualmenden Schutt Rauchwolken, von feurigem Scheine durchglüht, in den Abendhimmel. Linkshin öffnete sich der Blick auf einen Canal der Maas; aber welch ein Blick! Die flüchtenden Franzosen hatten auf einer Brücke ihre Artillerie und ihre Mitrailleusen, durch eine Furt den colossalen Train über das schützende Gewässer führen wollen; mitten in dieser Arbeit wurden sie von der auf der Höhe auffahrenden deutschen

Artillerie überrascht: und als nun die Granaten sausend in die dichte Masse schlugen, da stürzten im Gedränge der Verzweiflung Mann und Roß und Wagen und Geschütz von der Brücke, deren Geländer barst, die kaum gefundene Furt ward verstopft, Pferde und Menschen wurden weggespült: und jetzt noch lagen und standen in der Fluth Kanonen, Mitrailleusen und Gespanne aller Art haushoch übereinander gethürmt — ein unentwirrbarer Knäuel. Und über dem allen nun: — die friedevollste Dämmerung! Zartgelbe Abendwolken, lange hingestreckt: über dem schlanken gothischen Kirchthurm stand die feine Sichel des Mondes: und aus einem fernen, fernen Dorfe her klang leise verhallend das Ave Maria. —

Ein preußischer Officier — er trug den zerschossenen Arm in der Binde, drei Geschütze hatte er gestern Abends mit seiner Compagnie genommen — warnte uns, einzeln oder unbewaffnet in die Häuser zu gehen, in denen immer noch Franzosen versteckt

gefunden wurden, die wiederholt gegen Aerzte und Sanitätssoldaten Gewalt gebraucht, und während er sprach, wurden fünf Gefangene vorbeigeführt, die man eben aus einem Kellerversteck geholt.

Hier in Mouzon begegnete mir eine bezeichnende Geschichte. Wir hatten von unsrem Rothwein so viel an einzelne Verwundete und Kranke und zumal an Lazarete — zuletzt noch in Beaumont — abgegeben, daß unser Vorrath zur Neige ging und der Major mich beauftragte, hier während unserer Rast so viel wie auffindbar einzukaufen: — ich führte ja einen großen Theil der Casse. Begleitet von einem unserer Feuerwehrleute, einem findigen, flotten, lustigen Pfälzer, den wir, weil er früher in der Fremdenlegion in Afrika gedient hatte, den Zuaven nannten und der durch seinen schlauen, welterfahrenen Verstand ein sehr werthvoller Helfer — zumal meines unpraktischen Wesens — war, suchte ich vergebens in allen Wirthshäusern des Städtleins nach Rothwein: „vos soldats ont pris tout“ war

die stehende, nun schon oft gehörte Antwort. Da fiel mir ein, daß in Frankreich auch die Apotheken Rothwein führen und ich trat mit meinem Zuaven, der stets sein Feuerwehrbeil auf der Schulter trug, in eine solche, vor deren Fenster auf einem Ladenschild mehrere Arten von Wein mit Angabe des Preises verzeichnet standen. Feindlich wies der schwarzbärtige Franzose meine höflichste Bitte ab, obwohl ich mich erbot, auch für seinen geringsten Wein den höchsten draußen angeschriebenen Preis zu bezahlen und ihm in meiner Geldtasche die glänzenden Napoleonsd'or zeigte. „Vos soldats ont pillé, ils ont pris tout. Je n'ai pas ça!“ (mit zwei Fingern schnipsend, nach Sitte der Romanen). Betrübt wollte ich abziehen: da wies der Pfälzer mit seinem Beil auf ein Brett in der Bodendiehle und sagte: „glaube' Ses do net, Herr Professor. Das Brett ist frisch g'hobelt. Dadrunne steckt sein Wei˜. Darf ich hebe?“

Aber ohne meine Ermächtigung abzuwarten, hatte

er schon die Spitze seines Beils in eine Fuge gezwängt und ritsch — riß er das Brett in die Höhe: da lagen in einer Art von Keller ungezählte Weinflaschen.

Der Franzose zitterte vor Wuth, er wollte gegen uns springen: aber der Zuave hob drohend sein Beil: das genügte. Ich erklärte dem Zornigen, ich könne zwar jetzt nach Kriegsrecht abgeleugnete Vorräthe, die er nicht hatte verkaufen wollen, ohne Bezahlung fortnehmen lassen, aber ich wolle noch immer bezahlen: er schüttelte schweigend den Kopf. Da legte ich den höchsten Preis (ich glaube zu 3 [oder 5?] Francs) aufgezählt für 60 Flaschen auf den Ladentisch: der Franzose schwieg: ich ließ nun durch den Zuaven unsere Turner herbeirufen, die die 60 Flaschen fort trugen: grimmig sah der Hausherr ihnen nach: noch einmal bat ich ihn, das Geld zu nehmen. „Vous pouvez prendre mon vin“, erwiderte er hochmüthig, „mais je ne veux pas le vendre. Je n'accepterai jamais d'argent prussien.“ Achsel-

zuckend ging ich, das Geld liegen lassend auf dem Tisch. Nach ein par Schritten mahnte der Zuave: „jetzt gucke Se a môl g'schwind nei˜.“ Wir kehrten um, sprangen die Stufen hinan auf die Schwelle: — der hochgesinnte Gallier zählte eifrig das Preußengeld und strich es in die halboffne Ladenkasse. „Die großen Worte können sie nicht lassen!“ sagt mein Schwabenherzog von ihnen in der „Deutschen Treue“.

Fürst Pleß hatte uns in Beaumont angewiesen, in Mouzon nur kurzen Aufenthalt zu machen und so weit möglich gegen Sedan vorzugehen, wo man für morgen die Entscheidung erwartete; zwischen Chémery und Sedan sollten wir andern Tags eine Ordonnanz mit weiteren Befehlen finden. So fuhren wir denn — es war völlig dunkel geworden — weiter. Die drei auf unsere einundzwanzig Wagen vertheilten Laternen gewährten wenig Trost und waren mehr das Wahrzeichen als die Wirklichkeit einer Beleuchtung. Ich ritt den mir zugetheilten ersten fünf Wagen voraus als „Weiser“ eines Weges, von

dem ich keine Ahnung hatte! Doch ging es noch leidlich, so lange wir uns nur durch die von den Officieren und Feldgensdarmen in musterhafter Ordnung gehaltenen Colonnen der marschierenden Truppen zu winden hatten, obwohl auch Artillerie die Hälfte der Straße bedeckte. Als wir aber in die Nähe des Dörfleins Autrecourt gelangten, konnten unsere Wagen, mit lebensmüden, zum Theil bereits von Brumath mitgeschleppten Rößlein bespannt, ein neues Hinderniß kaum mehr überwinden: nichts geringeres nämlich als einen ganzen französischen Train, den die fliehenden Truppen, da er ihren Weg sperrte, einfach auf der Straße umgestürzt und rechts und links in die Gräben geworfen; todte Pferde, Karren, Körbe, Kisten lagen noch in Menge auf der Landstraße: und nur nachdem wir Alle abgestiegen waren, die Pferde führten, die Hemmnisse wegräumten, die Räder schoben und hoben — alles das in dunkelster Dunkelheit — gelangten wir in den Flecken. Es war sehr spät. Wir beschlossen, hier zu übernachten. Ich fand mit

Mühe in einem ärmlichen Haus ein Strohlager unter einem Dach, durch dessen große Lücken freilich der Nachtwind blies, aber auch ein wunderschöner Stern grad' auf mein Lager sah: ich glaube, es war mein Stern: der Jupiter.

Damals schrieb ich in mein Taschenbuch:

Autrecourt 31. August 1870.

Die rothen Feuer glimmen: —
Rings ruhen Roß und Mann: —
Nur windvertragne Stimmen
Dorther vom dunkeln Tann:
Ein Hornruf durch die Halde: —
Ein Schuß von ferner Wacht: —
Geduld — die Nacht flieht balde: —
Und morgen — — in die Schlacht! —

Unter dem Sehnsucht weckenden Ruf der fernen deutschen Hörner, die von den Wachtfeuern der Vorposten durch die Stille der Nacht herüber tönten, schlief ich ein, nach der Schlacht in der Seele verlangend.

XIX.

Einstweilen hatte Mac Mahon beschlossen, sein Heer bei Sedan zu versammeln, nicht, um dort zu schlagen, sondern um den Truppen die unabweislich gebotene kurze Rast und Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu gewähren. Dann sollte der Rückzug auf Paris über Mézières angetreten werden, von wo eben jetzt General Vinoy mit dem neu gebildeten XIV. Corps anrückte. Aber obwohl nach der Niederlage bei Beaumont der Fluß — die Maas — jede Verfolgung zunächst verhindert hatte, nahm doch der Rückzug der Franzosen bald einen bedenklichen Charakter an. Die Truppen waren durch Anstrengung bei Tag und Nacht, unter beständigem Regen und bei mangelhafter Verpflegung, aufs Aeußerste erschöpft. Scheinbar zwecklose Hin- und Hermärsche

hatten das Vertrauen auf die Führung, eine Reihe unglücklicher Gefechte die Zuversicht auf sich selbst erschüttert. Tausende von Flüchtlingen drängten, nach Brot rufend, auf den von Fuhrwerk verfahrenen Wegen vorwärts[1], um die kleine Festung zu erreichen, die so unerwartet der Mittelpunkt einer großen Heeresversammlung geworden war.

Ich verweise, was die nun folgenden Geschehnisse betrifft, vor Allem auf die Darstellung Moltke's[2]: sie ist von vollendeter Kunst: wahrlich: meisterhaft, wie er die Schlacht geschlagen, hat er sie hier erzählt: das durchaus Dramatische, das diesen sich zu tragischem Abschluß zuspitzenden Dingen eignet, kommt in Moltke's Schilderung zu so klarem Ausdruck, daß man ein Shakespeare'sches Königsdrama zu lesen glaubt. Welcher Gegensatz dieser Auffassung des Ganzen, von dem Standpunkt des Lenkers der Schlacht, der stets den

---

[1] Das hat Zola sehr gut geschildert.
[2] S. 86—99.

großen Zusammenhang und den Gesammtaufbau der Ereignisse im Auge hat, zu den Eindrücken des Einzelnen, der, wie ich, nur ein vom Zufall abgegränztes Stücklein des Verlaufes zu sehen bekommt! Und doch: die Eigenart des allseitig offenen Schlachtfeldes und die unverkennbaren Absichten beider Gegner machten es bei dieser Schlacht auch dem Nicht-Krieger, wenn er auf einer der das Maas-Thal hier kreisförmig umgürtenden Höhen stand, möglich, den Gang des Kampfes und die Bedeutung der einzelnen Bewegungen bei Freund und Feind ziemlich klar zu erkennen[1]).

Seit Buzancy und Beaumont hatten wir stündlich steigend den Eindruck: nun wird es näher und ernster, nah und ernst. Mit feierlicher Empfindung, stiller als sonst, traten wir am Morgen an unsere

---

[1]) Vgl. meine Schilderung in dem Gedicht „Die Schlacht bei Sedan" (Gedichte II. Sammlung 3. Auflage. Leipzig, 1883 S. 35) mit meinen übrigen Kriegsliedern, dann unten im Anhang dieses Bandes. Freund Scheffel schrieb mir darüber: „Man spürt darin den Staub und das Blut des Schlachtfeldes an den Fersen und an den Versen."

Posten und fuhren durch den weißen Nebelduft dahin, dessen die Sonne nur langsam mächtig ward.

Die Truppen, die uns gestern und vorgestern begleitet, waren wohl schon voran oder hatten andere Wege eingeschlagen: unsere Straße war leer und still — ein starker Gegensatz zu dem lärmenden Gedränge der letzten Tage: schweigend sammelte sich wohl jede Seele, entschlossen und gespannt, das Aeußerste zu leisten: — leider nur an Hilfe, an friedlicher Hilfe. Wir mußten von Autrecourt weit links ausbiegen bis nach Chéhéry und Wadelincourt.

Als wir Chéhéry zurückgelassen, begannen die ersten Zeichen des Kampfes sich zu melden: rechts in der Ferne sahen wir ein großes Anwesen mit mehreren Nebengebäuden in hellen Flammen stehen: und ungeachtet des Rasselns unserer Wagen, die nun in scharfem Trab bergabwärts eilten, vernahm man, so glaubten wir, die Kanonen. Man stritt darüber hin und her; wohl schlug mir das Herz voll Freude: aber ich wagte noch nicht, daran

zu glauben: ich bestärkte mich selbstquälerisch im Zweifel: ich wagte nicht auf so viel Glück zu hoffen. Hatte ich doch nie im Leben Zufallsglück und waren doch auch die letzten Gefechte nicht von mir erreicht worden. Ich widersprach laut den Freunden, die gar nicht mehr zweifelten: — heimlich hoffte ich, daß sie Recht hätten: ein seltsamer Gemüthszustand! — Ragende Hügel verdeckten die Aussicht fast nach allen Seiten: aber hoch oben am nunmehr ganz erhellten Himmel sah ich in der sonst wolkenlosen Bläue ganz kleine rundliche Wolken plötzlich auftauchen, eine Weile schweben und ebenso rasch verwehen: ich ahnte es, es waren französische Granaten: aber ich stritt noch immer: „es sind Septemberwolken", sagte ich kurz achselzuckend. Und ich hoffte doch so heiß!

Rascher, rascher trieben wir die Rosse an: jetzt wichen die Hügel zur Linken etwas zurück: da vor uns lag sie, endlich, die langersehnte, die männermordende Feldschlacht!

Da sahen wir auf drei großen Parallelstraßen

starke Colonnen aller Waffengattungen, Reiter, Fußvolk und Geschütz, vorwärts drängen in der gleichen Richtung mit uns; unwillkürlich machten alle Wagen Halt: da! Schlag auf Schlag! Kein Zweifel mehr! Geschützdonner in nächster Nähe auf der Krone des Hügels zu unserer Rechten!

Wir begrüßten den Ton mit einem freudigen Hurrah!

Da sprach ein Begleiter unseres Zuges, der, ohne es in seiner hohen Würde zu ahnen, uns schon manchen heitern Augenblick bereitet, die ewig denkwürdigen Worte:

„Weiter kann kein Mensch fahren: — denn da schießt man!“

Der Major aber beorderte uns, trotz dieser Unmöglichkeit, noch ein gutes Stück vorwärts, und erklärte dann, an einer geeigneten Stelle die weiteren Weisungen abwarten zu wollen.

Ich trat nun, es war etwa $8^1/_2$ Uhr, — unauffällig — an den Major heran und sagte ihm leise:

„Jetzt! — Jetzt bitte ich . . .“

Er verstand mich. „Sie wollen es? Sie wollen vor?“

„Ja.“

„Aber . .“

„Sie haben es versprochen.“

„Gut. Gehen Sie! Gehen Sie mit Gott!“

Ich verließ nun — allein — die Wagen.

Eine Zeit lang folgte mir ein junger Arzt Dr. Küster (oder Köster?). Aber ich lief so schnell, daß er bald zurück blieb. Ich kann es nicht erklären, was mich erfaßte, was mich vorwärts trieb: es riß mich den krachenden Schüssen entgegen mit nie gekannter Begeisterung, mit der Sehnsucht nach heißester Todesgefahr. Wie ich näher und näher dem feindlichen Feuer kam, wie die ersten Granaten hoch ob meinem Haupte platzten und die Stücke um mich her verstreuten, schrie ich laut auf vor Freude, vor einer Art von Wollust, nahm den Hut ab und rannte, was ich rennen konnte noch rascher vorwärts, „hinein!“

Und dabei durfte, konnte ich ja nichts *thun*, nicht kämpfen!

Aber die Vorstellung, in einer deutschen Schlacht in französische Kugeln hinein zu rennen, in nächster Todesgefahr das Gottesgericht Odhins über mich ergehen zu lassen, berauschte mich mit nie gekanntem Entzücken.

„Eine verrückte Gemüthsverfassung“, wird man sagen, „und ein ganz zweckloses Thun.“

Mag sein. Aber was ich schildere, ist durchaus wahr und nicht im Mindesten übertrieben. Diese Stunden der äußersten Gefahr in solcher Sache sind — nahezu! — die glücklichsten, die begeistertsten meines Lebens gewesen. War es doch — statt *wirklichem* Heldenthums des Kämpfers — wenigstens das nächst beste Ersatzmittel: *das Aufsuchen der höchsten Gefahr* ohne Möglichkeit des Widerstands. Ich danke meinen Sternen, daß ich, da ich nicht fechten durfte, wenigstens dies erlebte.

Ich lief zunächst den steilen und hohen Hügel zur

Rechten hinan: oben bot sich ein unvergleichliches Bild, der beherrschende Blick auf den Kessel und den gesammten Hügelrand des Thals von Sedan, erfüllt von den kämpfenden Heeren Deutschlands und Frankreichs! Weit über 300,000 Mann und wohl fast 2000 Geschütze.

Wir kamen mit unseren 21 Wagen von Süden, von Chéhéry: gerade uns gegenüber lagen Stadt und Festung Sedan im Thalkessel auf dem jenseitigen Ufer der Maas, die hier in starker Krümmung durch die Ebene zieht; ein zierlicher, gelber Kirchthurm und die grünen Glacis der Wälle fallen zumeist in die Augen an dieser Festungsstadt; in weiterer Ferne nördlich ragen dicht bewaldete Berge, hinter ihnen liegt die belgische Grenze. Vor unseren Füßen, etwas rechts, als eine Art Vorstadt, liegt ein Dorf, Frénois, in welchem am Morgen des 2. September Napoleon und Bismarck sich begegneten, nahe vor den Thoren der Veste. Auf den Höhen rechts, nach Osten, gelangt man nach Balan (nicht ganz 4 Kilometer) und

Bazeilles (4 Kilometer), wo die Baiern so heldenmüthig fochten; sie hatten die wiederholten Versuche Mac Mahons, nach Süd-Osten zum Entsatz Bazaine's in Metz durchzubrechen, so lange gegen große Uebermacht abzuwehren, bis auf dem linken deutschen Flügel der Kronprinz eintreffen und, nach Nordosten vordringend, den Sachsen die Hand reichend, den Ring des Schicksals um den Cäsar schließen konnte. Nordwestlich von der Aufstellung unserer Wagen auf dem Berg und der Straße von Chéhéry liegt das Städtlein Donchéry und nordöstlich davon das blutgetränkte Hügeldorf von Floing.

Nachdem die Gefechte von Beaumont und Mouzon Mac Mahon über den Chiers und über die Maas zurückgedrängt hatten, war die Einschließung in dem Kessel von Sedan unvermeidlich geworden und es blieb ihm am 30. August nur noch der Rückzug nach Norden über die belgische Gränze. Die Bewegungen der Deutschen am 31. August, die Kämpfe am Abend dieses Tages, und die vom 1. September hatten den Zweck

und den vollen Erfolg, auch diesen letzten Ausweg abzuschneiden und das ganze Heer in die kleine und, weil rings von den Hügeln beherrschte, unhaltbare Festung zusammen zu drängen.

Wiederholt hörte ich später den Ausdruck „Kesseltreiben" gebraucht, um den Vorgang zu veranschaulichen; bei diesem Vergleich ist aber zu bemerken, daß bei Beginn der Schlacht der Kreis noch keineswegs geschlossen war, sondern erst durch die Kämpfe dieses Tages geschlossen wurde. Freilich konnten auch wir Laien deutlich wahrnehmen, wie vor unseren staunenden Augen diese Bewegung sich so regelmäßig wie bei einem Manöver vollzog, ungestört durch die unabläßigen Versuche der Franzosen, die Kette bald an diesem, bald an jenem Gliede zu zerbrechen oder die Glieder nicht zum Anschluß gelangen zu lassen; als wir, um $^1/_2$9 Uhr etwa, auf dem Schlachtfeld eintrafen, war Sedan, der Mittelpunct des Kreises, und der nördliche Halbkreis der Höhen um diese Stadt, vom Bois de Falizette im Nordwesten bis Daigny

und der Villa Beurmann, sowie dem Kirchhof bei Bazeilles im Südosten, vom Feinde besetzt; nur erst der entsprechende südliche Halbkreis, etwa von Donchéry im Nordwesten bis Bazeilles im Südosten, von den Deutschen; und als Abends um ½6 Uhr das Feuer verstummte, hatten die deutschen Batterien den ganzen Hügelkreis besetzt, so daß sie sich von Norden nach Süden, von Fleigneux nach Bazeilles, und von Westen nach Osten, von Donchéry nach Daigny, hätten beschießen können; unaufhaltsam und in regelmäßigen Zwischenräumen sahen wir sie, wie auf dem Exercierplatz, von Osten und von Westen um Sedan herum sich vorschieben, bis sie endlich hinter Sedan im Norden sich die Hände reichen und den Weg nach Belgien sperren konnten: was aber von Franzosen vor Sedan und auf jenen Höhen gestanden, das lag niedergeschmettert von unserer Artillerie auf der Wahlstatt oder herabgeworfen in die enge Stadt, auf deren Straßen fünfhundert deutsche Geschütze nun von dem Hügelkreis herniedersahen.

Dies der einfache, großartige Gang der Schlacht, wie er sich auch dem Laien darstellte.

Die Geschichtschreibung und die Kunst werden die Tage von Sedan stets als das historisch und ästhetisch betrachtet reinste, rundeste, in sich abgeschlossenste Stück des großen deutschen Krieges auffassen und verherrlichen: wenn ihnen an Bedeutung für den Erfolg die Tage von Metz nicht nachstehen, das Heldenthum der Baiern an der Loire und der Werderschen Abwehr an der Lisaine an sittlicher Kraft das Gleiche leistete —: die Tage von Sedan haben den Vorzug höchster ästhetischer Vollendung: es war ein Kunstwerk des Krieges, eine makellos bis zum Abschluß durchgeführte Tragödie der Weltgeschichte im höchsten Stil, was sich da vor unseren staunenden Augen vollzog und ich Glücklicher durfte dieses Kunstwerk deutscher Feldherrnschaft mit anschauen!

Noch in der Nacht des 31. August hatten die Baiern und Württemberger und das V. und VI. Corps, die Maas überschritten, nachdem der Feind westlich

auf die Linie Mézières-Sedan zurückgewichen; die Baiern standen im Süden bei Bazeilles, weiter rechts nördlich bei Daigny die Sachsen, das Eintreffen der Garde noch weiter nördlich bei Givonne sollte den Gürtel hier schließen, während andere Theile der Baiern (nebst dem V. Corps) weiter nordwestlich bei Balan fochten, die Württemberger am äußersten linken Flügel (nordwestlich) die Besatzung von Mézières im Schach hielten, und südwestlich in den Niederungen von Donchéry die Reiterdivision des Grafen Stolberg stand.

Es war etwa $^1/_2$9 Uhr, als ich die nächsten, im Gefecht stehenden deutschen Truppen erreichte: baierische Batterien (Anfänge der später sogenannten „großen baierischen Batterie“), mir wohlbekannte Würzburger Officiere; sie fuhren auf einer steilen Höhe auf und schossen theils auf die Vorwerke der Festung, theils auf französische Colonnen, die südöstlich von Sedan vorzubrechen suchten.

(Zur vorläufigen Uebersicht sei hier bemerkt: die Baiern, die ich hier antraf, gehörten zu dem

II. Corps [General von Hartmann], das um 4 Uhr früh aus Raucourt aufgebrochen, über Chéhéry nach Frénois und Wadelincourt marschirt war und seine Artillerie-Reserve auf den Höhen zwischen beiden Orten aufgestellt hatte. Diese eröffnete gegen 9 Uhr das Feuer theils auf die Festung, deren Geschütze etwa eine viertel Meile [2500 Schritt] entfernt, recht sicher trafen, theils auf einige am Nordwestrand von Torcy aufgefahrene Feldgeschütze und deren Bedeckung von Fußvolk und Reiterei; die baierischen Batterien waren auf ihrem rechten [östlichen] Flügel durch ein Halb-Bataillon des VI. Regiments, auf ihrem linken [westlichen] Flügel durch das II. Chevauxlegers-Regiment gedeckt. Um 10 Uhr gingen zwei dieser Batterien auf Befehl des Kronprinzen gen Norden von Frénois auf den Höhen gegen Villette vor, nördlich des Schloßparks von Bellevue [das ist der Park und die Höhe, von denen in der Folge die Rede sein wird: etwas weiter südlich liegt die verbaricadirte Chaussee, die nach Petit Torcy, dem Bahnhof und nach den

vorspringenden Bastionen von Torcy führt und auf der am Nachmittag die V. Jäger vorbrachen, die ich in ihrem Angriff begleitete. Die beiden Batterien beschossen auch später die zwischen Floing und Illy aufgefahrene Feldartillerie der Franzosen, die gegen Westen und Norden gegen die Preußen feuerte, in Flanke und Rücken, während die nach Süden von Wadelincourt vorgeschobenen, verstärkten Geschütze der Baiern zwei französische Batterien nördlich von Balan durch ein sehr wirksames Flankenfeuer zum Abfahren zwangen. Um 10 Uhr ward Wadelincourt auf Befehl des Königs zur Vertheidigung gegen einen Vorstoß eingerichtet, die Straße von Sedan her verbaricadirt: baierische Jäger und französische Trailleure plänkelten über die Maas hinüber. Das V. Jägerbataillon und das 3. Bataillon des V. Regiments gingen von Frénois auf der großen Straße nach Sedan vor: die Jäger besetzten [später] den Bahnhof bei Torcy, auch diese Straße nach Frénois ward von den Baiern verbaricadirt, wie umgekehrt der östliche Theil der Straße

durch eine französische Baricade gesperrt war; die V. Jäger näherten sich aber [später] den Festungswerken von Torcy schon so stark, daß sie die Bedienung der mit Kartätschen feuernden Festungsgeschütze niederschießen konnten. Die Baiern jenseit der Maas hatten um 11 Uhr Bazeilles vollständig von französischen Truppen gesäubert, bald darauf auch Balan, aber erst um 12½ Uhr wurden diese auch aus dem hartnäckig vertheidigten Schloßpark bei Balan verdrängt.

Das sind die Dinge, die ich hier von 9 bis gegen 11 Uhr bei den Baiern erlebte, freilich damals ohne ihren Zusammenhang und auch ohne die Bedeutung der einzelnen Bewegungen durchschauen zu können.)

Es machte mir besonderen Eindruck, zum ersten Mal die Feinde, die ich Wochen lang immer nur als Gefangene gesehen, nun mit Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots, alle drei Waffengattungen, in nächster Nähe in voller, drohender Thätigkeit vor mir zu schauen.

Deutlich erinnere ich mich noch eines links von der Vorstadt gelegenen, mit bebüschten Gärten geschmückten Dorfes[1]), in welchem die Franzosen in dichten, bunt glitzernden Massen hin und her wogten und in welchen sie beharrlich und, wie es lange schien, unvertreiblich sich eingenistet hatten, obwohl bald mehrere Häuser in hellen Flammen standen. Ja, einmal ballten sie sich in dichten Colonnen sogar vor diesem Dorf: —, eine Batterie fuhr im Trabe kühn in's freie Feld, protzte ab und begann ein sehr lebhaft unterhaltenes Feuer auf uns; aber das währte nicht lang: deutlich konnte ich sogar mit freiem Auge, dann mit meinem „Feldstecher" (d. h. einem alten Münchener Opernglase!) bald eine Reihe ihrer Pferde und Geschirre fallen sehen: plötzlich packte sie auf, ließ liegen, was lag und jagte in das schützende Dorf zurück; danach verschwanden auch die vor den Gehöften aufmarschirten Colonnen, und bald sah ich sie über eine helle, breite

---

[1]) War es Petit Torcy?

Chaussee den Rückzug nach den Thoren der Festung antreten: anfangs noch langsam und in guter Ordnung, aber plötzlich gerieth die bisher ruhige Bewegung und feste Gliederung der marschirenden Colonnen in die Verwirrung eines aufgestörten Ameisenhaufens: die Batterien zu meiner Rechten hatten diese dichten Massen auf der weit sichtbaren, ungedeckten Chaussee nun zu ihrem Zielpunct ausersehen, und unfehlend traf Granate auf Granate, nachdem der dritte Schuß die Entfernung festgestellt, in die bunten Haufen: sie entscharten die Weichenden zu wilder Flucht.

So wogte die Erfüllung meiner Träume von Schlacht und Heldenschaft rings um mich! Und in welcher Vollendung! Auf dem Boden des Erbfeinds, in sieghafter Abwehr freveln Angriffs, von den vereinten Kriegern aller deutschen Stämme, mit dem nunmehr unentreißbaren Ziele der Herstellung des deutschen States: denn wahrlich und wahrhaftig: während des rollenden Krachens der Kanonen, das

manchmal den Athem stocken machte, drängte sich mir aus tiefster Brust die Empfindung auf: „So ist's recht! Das sind die Salven, die das neue deutsche Reich begrüßen[1])!"

Ich ging nun ganz hart an die feuernden baierischen Geschütze und zwar an das äußerste rechte der nächsten Batterie: ich legte meine Hand auf die Lafette des feuernden Rohres. Da — ich stand noch nicht eine Minute in der Batterie — schwirrte etwas sausend durch die Luft über unsere Köpfe hin und schlug etwa sechs Schritt hinter dem Geschütze, zwischen der Reihe der Kanonen und den abgeprotzten Gespannen, mit Schmettern und Bohren in die Erde, Staub, Steine und Erdschollen umherschleudernd: ich war über und über mit Erde bedeckt. Ein Artillerieofficier nahm den Vorgang wahr und befahl, Stücke

---

1) Damals kamen mir die Verse:
Es kracht aus tausend Feuerschlünden,
Die Erde bebt in ihren Gründen.
Es jauchzt mein Herz. — — Wie groß! Wie hehr!
Jetzt stirb! — Du lebst nicht Gleiches mehr.

des Geschosses zu suchen; ich hob eines, noch fast heiß, auf und reichte es ihm; es war eine Bleiverschalung mit Zügen; der Officier erklärte, er habe anfangs besorgt, diese Percussionsgranaten kämen aus Mißverständniß aus deutschen Geschützen an unsere Adresse, da ja die französische Feldartillerie nur Granaten mit Zeitzündern führe, aber er sehe, daß das wohl ein Geschoß der Festungsgeschütze von Sedan sei.

„Dann wird es sauber hier oben!“ lachte er. „Die Entfernungen müssen sie verteufelt gut hier kennen: — das ist offenbar ihr Uebungsplatz für die Sedaner Festungsartillerie!“

Und in der That, sie zielten gut diesmal, die französischen Artilleristen, besser, sagte der Major(?), als gewöhnlich; er hatte noch nicht ausgesprochen, als es wieder krachend dicht neben uns einschlug und die Spitze einer jungen Tanne, unter der wir standen, abgespellt meine Schulter spürbar streifend, neben mich fiel. Im selben Augenblicke warfen sich die Mannschaften zu meiner Linken platt auf die Erde und mit starker Deto-

nation zersprang ein drittes Geschoß, das einige Pferde und zwei Mann (?) tödtete und mehrere Leute und Pferde verwundete. Einige der Verwundeten half ich selbst zurückgeleiten. Das Feuer der Festung ward jetzt sehr heftig. Fast jede Minute platzte eine Granate über uns. Es entstand eine lebhafte Bewegung um mich her: der Artillerie-Major (?) befahl eine veränderte Aufstellung der Batterie, neue Geschütze fuhren auf, und während ich Mühe hatte, mich den Rädern der Kanonen zu entziehen, wäre ich beinahe unter die Hufe der Pferde bairischer Chevauxlegers gerathen, die ebenfalls ihre Stellung (als Artilleriedeckung) wechseln mußten, da die Festungsgeschosse genau unter ihnen einschlugen: ich hatte ihr Ansprengen in scharfem Trabe gar nicht gehört, so furchtbar war jetzt — etwa gegen 10 Uhr — der Donner der unaufhörlich rollenden Kanonenschläge, das Geprassel des Kleingewehrfeuers und das ferne Rasseln der Mitrailleusen (wohl in Balan) geworden.

Nun bewunderte ich die gewaltige Tragweite der

Chassepots: nicht nur Artilleristen und Chevauxlegers hier, sogar, wie ich später erfuhr, auch Trainsoldaten auf der Straße nach Chéhéry, dicht neben unseren Wagen, — und Chevauxlegers, die noch zehn Minuten hinter den Wagen in einer Hügelspalte hielten, fast eine Stunde hinter der vordersten Linie, die ich zu Fuß erreicht hatte, wurden durch Gewehrschüsse von den vor Sedan stehenden Colonnen getroffen.

Eine Viertelstunde oberhalb der Baiern-Batterie hielt eine starke Gruppe deutscher Officiere in glänzenden Uniformen: es war, wie ich vernahm, König Wilhelm, Moltke, Bismarck und der Stab des Königs.

Lange stand ich hier: der Knall der hart neben mir feuernden Kanonen betäubte fast mein Ohr; unaufhörlich rollte und grollte es auf allen Höhen, blitzte es aus allen Wäldern, krachte es aus der Stadt und der Festung; das eigenthümliche Sausen der ununterbrochen durch die Luft schwirrenden Granaten wurde fast nicht mehr unterschieden: es war, wie wenn sich in engem Gebirgskessel, etwa von

Kreuth oder Walchensee, zwei entgegenstehende Gewitter verfangen haben und der Donner bald in dumpfem Rollen, bald in hellen scharfen Schlägen schallt und an den Bergen widerhallt.

Einstweilen hatte in den Morgenstunden der Oberbefehl bei den Franzosen zweimal gewechselt: schon um 6 Uhr war Mac Mahon bei Moncelle durch einen Granatsplitter an der Hüfte verwundet worden: er übertrug den Oberbefehl, mit Uebergehung von älteren Corpsführern, Wimpffen und Douay, dem General Ducrot: dieser, erst am Abend vorher von Carignan her eingetroffen, wußte nicht, daß die Preußen schon über Donchéry hinaus gelangt waren und den Weg nach Mèzières sperrten: er hielt den Rückzug auf Mèzières für völlig gesichert und befahl zu diesem Zweck die Versammlung aller Truppen da oben im Norden bei Illy. Als aber General Wimpffen dies erfuhr, der die Unmöglichkeit des Rückzuges nach Mèzières kannte und vielmehr „die Baiern in die Maas werfen, die Sachsen über den Haufen rennen und sich so den Weg nach

Süd-Osten über Carignan zu Bazaine bahnen wollte", zog er das bisher zurück gehaltene Schreiben des Kriegsministers hervor, das ihn für den Fall der Verhinderung Mac Mahons zu dessen Nachfolger im Oberbefehl ernannte: sofort fügte sich selbstverständlich Ducrot. Wimpffen ertheilte Gegenbefehl und gebot, mit aller Macht die Baiern aus Bazeilles, die Sachsen aus Moncelle zu vertreiben. Dies führte zu den heftigen Angriffen der Franzosen, die ich von 9—10$^{1}/_{2}$ Uhr hörte und sah. Denn nun tauchte grell ein mir neues Getöse auf, ein unangenehmes, schnarrendes Knattern: es sind die Mitrailleusen! Dort auf dem linken französischen Flügel, bei Balan und Bazeilles, scheint es besonders heiß herzugehen: unabläßig rasselt der fatale Ton dieser „Schlacht-Ratschen", wie sie meine Altbaiern vortrefflich getauft. Ich glaube, es ist das unwillkürliche Grauen vor dem maschinenmäßigen, drehorgelhaften Niederschmettern anstürmender Helden, was das Geräusch so widerlich macht. Daß übrigens gegen Infanterie, die ungedeckt eine bestimmte Strecke

passiren muß, in der Nähe die Wirkung dieser Waffe verderblich ist, sollte man nicht mehr bestreiten. Freilich scheint der Streuungskreis gering: ich sah selbst einen Officier, dessen Hand und Arm von fünf solcher Geschosse auf einmal getroffen wurde.

Allmälig wurde es aber nun ruhiger auf unserer Seite; gegen die baierischen Batterien fielen nur noch wenige Schüsse mehr. Das Geschützfeuer der Festung richtete sich jetzt mehr gegen die im Thalgrunde rechts bei Bazeilles vorgehende Infanterie, nur einzelne Granaten kamen noch in langen Zwischenräumen auf unsere Batterie. Der Reiz hoher Gefahr und die Aussicht, unmittelbar in der Gefahr Hilfe leisten zu können, war hier verschwunden.

Ich verließ daher diese Stelle und stieg (oder glitt und rutschte vielmehr) die steilen Hügel hinunter am Saum eines Wäldchens gegen einzelne Häuser — ich weiß nicht mehr, welches Dorfes — hinter denen baierische Jäger lagen, das Zeichen zum Angriff auf Torcy, die Vorstadt von Sedan, erwartend.

Ich überschritt die breite Landstraße, die sich von Donchéry gegen die Festung hinzieht; ihre Bäume waren von Granaten, die sich hier oft gekreuzt haben mochten, übel zerzaust: einzelne an dieser Straße liegende Häuser waren von den Jägern stark verrammelt, ein Hofthor baricadirt, die Brücke über ein Gewässer abgebrochen, für den Fall, daß die Feinde sich hier nach Süden einen Ausweg bahnen wollten: — eine Gefahr, die uns eine Zeit lang, wie sich später ergeben wird, viel näher stand, als wir dachten. Mit Mühe gelangte ich an einem Park entlang über die Verhaue und über das Wasser.

Ich ging und lief nun, so weit ich gelangen konnte, gen Norden (wohl eine ganze Zeit-Stunde), in die Art Halbinsel hinein, welche die Maas zwischen Sedan und Donchéry bildet, über vorgeschobene baierische Geschütze (bei Villette) hinaus auf der breiten Straße, die meist hart an der Maas hin von Glaire gen Iges führt: ich gelangte gerade gegenüber Floing, das auf dem rechten Ufer liegt, auf dem linken noch weiter nördlich bis in die Nähe eines großen Dorfes mit weißen Häusern, vermuthlich Iges.

Da erregten — es war etwa 2 Uhr — gerade mir gegenüber, jenseit der Maas, neue Signale und Bewegungen die Aufmerksamkeit; das preußische Jägerhorn blies das Zeichen zum Avanciren, und noch weiter in der Ferne sprengte plötzlich Cavallerie in wilder Attaque einen Hügel herab. Ein preußischer Officier belehrte mich, es seien französische Cürassiere: den Gegner, preußische Infanterie, konnte ich gar nicht sehen: wohl aber vernahm ich das lebhafte Schnellfeuer ihrer Abwehr: — und siehe, plötzlich jagte die Wolke Reiterei zurück, rascher noch als sie herangekommen. Dieser prachtvolle Anblick wiederholte sich etwa dreimal in immer erneutem Ansprengen der Reitermassen weit über eine Viertelstunde. Einmal glänzte Alles blendendweiß: es waren zwei durchweg mit Schimmeln ausgerüstete Cürassierschwadronen; am Tage darauf sollten wir sehen, „was Arbeit" unsere Leute unter diesen Reitern gemacht hatten[1]).

---

[1]) Ich kann mir nicht versagen, die meisterhafte Darstellung dieses heldenmüthigen Angriffs in Moltke's Worten S. 94 anzufügen. „Von zwei Seiten bedrängt und mit Granaten

überschüttet, erlahmt endlich der Widerstand der Division Liébert auf den Höhen nördlich von Casal in ihrer Widerstandskraft und da ihre Reserven andernorts abberufen waren, warf sich nun auch hier wieder (wie schon um 9 Uhr der General Marquis de Gallifet mit seinen drei Regimentern Chasseurs d'Afrique und zwei Lancier-Schwadronen der Division Ameil ohne Erfolg die preußischen Batterien bei Floing und das 87. Infanterieregiment angegriffen hatte) die französische Cavallerie opferwillig in den Kampf. Mit fünf leichten, zwei Lancier-Regimentern (und einigen Cürassierschwadronen, Generalstabswerk S. 1239) eilt von Bois de Garenne her General Marguéritte zur Hilfe herbei. Als derselbe gleich anfangs, schwer getroffen, fällt, übernimmt General Gallifet die Leitung. Der Angriff führt über eine zumeist ungünstige Bodengestaltung und vor der eigentlichen Attaque geht im heftigen Flankenfeuer der preußischen Batterien früh schon die innere Geschlossenheit verloren. Mit gelichteten Reihen, aber mit voller Entschiedenheit stürmen die Schwadronen einzeln an die zum Theil gedeckt liegende, zum Theil in Schwärmen und Knäueln an den Abhängen freistehende, 43. Infanterie-Brigade und gegen die von Fleigneux anrückenden Verstärkungen heran. Die vorderste Linie der ersteren wird an mehreren Punkten durchbrochen, aus Casal dringen kühne Reiter zwischen acht mit Kartätschen gegen sie feuernde Geschütze ein, aber die rückwärts stehenden Compagnien hemmen den weiteren Lauf. Cürassiere brechen aus Gaulier hervor, attaquieren im Rücken des Gegners, stoßen aber in der Maas-Ebene auf preußische Husaren und sprengen nördlich weiter. Andere Abtheilungen gelangen durch die Infanterie bis an den Engpaß von St. Albert, wo sie von den dort debouchirenden Bataillonen empfangen werden, oder dringen in Floing ein und fallen den Jägern Nro. 5 zum Opfer, welche nach vorwärts und rückwärts Front zu machen haben. Der

Angriff der Franzosen wiederholt sich in den verschiedenen Treffen, und eine halbe Stunde dauert das heftige Getümmel, aber mit immer mehr abnehmendem Erfolg. Das auf kurze Entfernung sicher abgegebene Feuer der Infanterie bedeckt das ganze Feld mit verwundeten und todten Reitern. Viele sind in die Steinbrüche oder die steilen Abhänge hinabgestürzt, wenige mögen die Maas durchschwommen haben, und kaum mehr als die Hälfte der Tapferen gelangt in den Schutz des Waldes zurück.

Auch diese großen Opfer ruhmvollen Kampfes der französischen Cavallerie vermochten das Schicksal des Tages nicht mehr zu wenden. Die preußische Infanterie setzte nun sogleich den Angriff gegen die Division Liébert fort. Ihr Vordringen zog ihnen große Verluste zu, so z. B. wurden alle drei Bataillone des Regiments Nro. 6 durch Lieutenants geführt. Aber nachdem Casal erstürmt, zogen auch hier nach lebhaftem Widerstande die Franzosen sich um 3 Uhr nach ihrem letzten Zufluchtsort, dem Walde von Garenne, zurück."

Das war es, was ich schauen durfte!

Sehr schön sagt auch das Generalstabswerk S. 1243: Obgleich somit dem Stoße dieser tapferen Reiterscharen ein Erfolg versagt blieb, ... blickt die französische Armee doch mit gerechtem Stolze nach den Gefilden von Floing und Casal, auf welchem ihre Cavallerie am Tage von Sedan in ruhmvoller Weise dem siegreichen Gegner erlag." —

Außer Margueritte fielen dabei noch zwei Reitergenerale; über den verwundet gefangenen General de Salignac Fénelon, der von unserer Colonne aufgenommen und gepflegt wurde, s. s. unten. — Die furchtbaren Zustände, die gegen Ende der Schlacht in jenem von Granaten-Hagel überschütteten Walde von Garenne geherrscht haben müssen, konnte ich aus dem am andern Morgen noch Vorgefundenen ermessen. Zola, der erst zwanzig

Jahre später hinkam, hat auch hierin gute Gewährsmänner gehabt: seine Schilderung ist wahrheitgetreu, nicht übertrieben, und ergreifend. Und während ich dies schreibe, 6. Juni 1894, wird jener ausgezeichnete Führer Gallifet von den Pariser Civil-Helden im Schlafrock angeschrieen, blos weil er gesagt haben soll, die maßlosen Rüstungen Frankreichs gegen Deutschland seien schwer zu tragen und überflüssig. Das ist — oft! — der Dank der Völker — wie der Fürsten — gegenüber ihren besten Männern!

XX.

Das Gefecht entbrannte nun (etwa um 3 Uhr) lebhaft im Nordwesten von Sedan[1]; sehr steil vom Thalgrund gegen Nordosten aufsteigend erhob sich hier ein nackter Hügel — nur zwei einsame Pappeln und eine niedere Hütte daneben unterbrachen die kahle Linie, rechts (westlich) davon ein gelblicher Steinbruch — auf dessen Spitze zuerst ein Wäldchen, dann abermals eine breite Zwischenfläche, eine Landstraße, wie es schien, dann aber ein dichter Tannenwald und ein hochummauertes Dorf sichtbar wurde. Beide Gehölze und das Dorf sah ich dicht besetzt von den Feinden, deren rothe Hosen oft auch vor dem Saume des Wäldchens sich zeigten.

---

[1]) Es war der heiße Kampf um Floing und Illy.

Tief unten in der Thalsohle aber standen die Preußen; sie sollten im Stirnangriff diese Höhen nehmen, auf denen sich, wie ich am nächsten Tage fand, die Franzosen in drei bis vier Schützengräben „en étage“ eingenistet hatten.

Deutlich sah ich am Fuße des Hügels die dunkeln Reihen sich sammeln, dann in bestimmter Gliederung theilen, und nun ging es rasch, unter heftigem Schießen, den nackten Abhang hinauf; aber, o weh! wie bedeckt sich plötzlich die kahle Fläche mit dunkeln, blauen Körpern, auch größern, weißen und braunen; es sind Todte und Verwundete in großer Zahl, auch Pferde der Officiere; die Bewegung stockt, die dunkeln Reihen gehen zurück und — welche Spannung, welche Aufregung! — aus dem ersten Wäldchen brechen in Masse, im Laufschritt, die Franzosen verfolgend nach [1]:

[1] Das waren wohl die einzelnen Compagnien der Regimenter Nro. 83, 86, 95, die vorübergehend durch die Vorstöße der Franzosen wieder bis an den Fuß des Berges südlich von Floing zurückgeworfen wurden. Generalstabswerk S. 1238 f., vgl. dort auch über die Umgehung durch Artillerie. Ich stand jetzt (12 bis 3 Uhr) hart an der Maas, etwa gegenüber Floing.

jedoch nicht weit: starkes, rollendes Gewehrfeuer hemmt sie; genau sehe ich jetzt auch rothe Flecken auf dem Wiesenhang liegen; es sind die rothen Hosen der gefallenen Feinde.

Da eilen von der linken Seite, von Westen, dichte, schwere Massen vor, viele Pferde dabei, etwa auf die Mitte des Hügels: es ist eine preußische Batterie: fast ungedeckt fährt sie neben den einsamen Pappeln und der Hütte auf. Da horch! was knattert aus dem Wäldchen herüber? Das ist wieder der fatale Ton. Durch Mitrailleusen-Feuer soll die Batterie vertrieben werden: aber sie weicht nicht vom Fleck: wohl über eine halbe Stunde hält sie dort und überschüttet — so entnehme ich den darüber schwebenden Rauchwolken — das erste Wäldchen mit Granaten; endlich sehe ich genau die rothen Hosen aus dem Wäldchen heraus den Hügel aufwärts laufen, eiligst laufen, ohne daß ich noch einen abermaligen Angriff der Preußen wahrgenommen hätte: sie fliehen in Scharen über den leeren Zwischenraum und in das obere große

Tannengehölz (von Garenne): am andern Morgen sahen wir, welch' furchtbare Zerstörung jene Batterie in dem Wäldchen an Bäumen und an — Franzosen angerichtet hatte. Diese schmetternden Granaten hatten den Feind zur Räumung der ersten Stellung gezwungen: schleunig fuhr nun die Batterie selbst in das kleinere Wäldchen, zugleich mit ihr drangen die dunkeln Massen des preußischen Fußvolks in das Buschwerk. Nun aber wiederholte sich derselbe Vorgang in gesteigertem Maß: jetzt mußten die Deutschen, völlig ungedeckt, von dem Wäldchen aus den freien Zwischenraum zurücklegen und oben den Tannenforst und das feste Dorf (Illy mit seinem Calvaire) nehmen. Mit welchen Mitteln dies gelang, zeigte uns der nächste Morgen. Eine geschickte Umgehung faßte die Schützengräben des Feindes von der offenen linken Flanke: und die Granaten hatten furchtbar vorgearbeitet: haufenweise fanden wir (am 2. September) die Franzosen in dem Steinbruch, in den Schützengräben selbst, auf dem dahinter liegenden Plateau, in den hochum-

mauerten Gärten der Dörfer Floing und Illy hingestreckt und in dem Walde von Garenne, dessen starke Stämme von den Granaten bald geknickt, bald ihrer dicksten Aeste beraubt, wie mit geschlagen und mit besiegt, dastanden. Aber ehe die Umgehungscolonne die offene Landstraße passirt hatte, mußte sie ein mörderisches Feuer aushalten: eine ganze Reihe von Mitrailleusen war hier aufgepflanzt, die einmal ohne Unterbrechung auch nur einer Secunde über drei volle Minuten fortknatterten. Ich weiß das deßhalb so bestimmt, weil ich bei dem furchtbaren Geklapper, im Gedanken an die braven Stürmenden durchfröstelt, meinen Nachbar, einen blutjungen preußischen Lieutenant, anblickend, denselben ebenfalls tief erschüttert erbleichen sah, nun meine Uhr zog, und von da an noch volle drei Minuten das Gerassel beobachtete. Mir graute: — nicht für mich. Gegen hundert Patronenkisten fanden wir am andern Tag an dieser Stelle.

Da plötzlich war Alles still: auch das Gewehrfeuer

der Preußen, auch die Batterien schwiegen; die Franzosen hatten sich hier, wie wir später erfuhren, in großen Massen gefangen gegeben, als sie die Umgehung vollzogen sahen.

Dagegen ward es jetzt wieder im Centrum und in der Ferne am äußersten linken Flügel der Feinde, bei Balan und Bazeilles, lebendig. Im Centrum wurden die Baiern, in die ersten Häuser eines Dorfes (welches?) eingedrungen, ebenfalls von äußerst heftigem, aber sehr kurzem Mitrailleusenfeuer empfangen; in dem Rücken der Franzosen aber, bei Givonne, auf der Straße von Sedan nach Bouillon, d. h. nach der belgischen Grenze, hatte die 4. Cavalleriedivision die Verbindung mit dem Gardecorps erreicht: und nun donnerten die deutschen Kanonen auch von Norden her gegen die von allen Seiten umzingelten Feinde: der Ring war ehern geschlossen, es war gegen 4 Uhr.

Die baierischen Batterien, die vor Villette und Wadelincourt standen, deßgleichen die rechts von der Straße nach Chéhéry, bei denen ich vor Mittag

gestanden, richteten, ihre Stellung etwas vorschiebend, ihr Feuer nun gegen die Stadt Sedan, um durch Brand und Verwirrung, in den von der geschlagenen Armee zum Erdrücken voll gestopften Straßen die Uebergabe zu erzwingen.

Ich kehrte nun wieder nach Süd-Osten zu auf den Höhenrand zwischen Torcy und Bazeilles zurück, wohin mich furchtbares Gewehrfeuer lockte (es war der letzte Durchbruchversuch der Franzosen gegen die Baiern). Bisher war ich, abgesehen von den par Dutzend Granaten des Vormittags aus den Festungsgeschützen, in gar keine richtige Gefahr gekommen: theils durch die künstliche Ueberschwemmung der Maas aufgehalten, theils durch die Feldgensdarmen und einzelne Posten wegen meiner Civilkleidung, trotz des rothen Kreuzes, an mehreren Punkten zurückgewiesen, wo ich unmittelbar „hinein" hätte gelangen können, hatte ich alles nur in demüthigender Ferne und Sicherheit mit ansehen müssen.

So zog es mich wieder nach der Richtung, wo

ich sogleich am weitesten hatte vordringen können, wo ich unter meinen baierischen Landsleuten eher bekannte Officiere zu finden hoffte und wo überdem gerade jetzt ein Mitrailleusen- und Gewehrfeuer von solcher Heftigkeit entbrannte, wie ich es den ganzen Tag nicht vernommen hatte. Ich rannte darauf zu, so rasch ich konnte. Athemlos kam ich an. Endlich! Da war's! Und zwar in nächster Nähe! Unmittelbar zu meinen Füßen! Es war baierisches Fußvolk, das in einem kleinen, von einem Bach mehrfach durchschnittenen Park[1]), in welchem es die Brücken theils abgebrochen, theils verbaricadirt, bisher heftige Vorstöße und Durchbruchversuche der Franzosen nur abgewehrt hatte, nunmehr angreifend vorging, nachdem es eben wieder einen solchen Anfall zurückgeschlagen.

Das Jägerhorn blies zum Sammeln und zum Vorgehen. Aus allen Gebüschen und Gräben, hinter den Bäumen hervor, kamen die blauen Gestalten,

---

1) Zu Schloß Bellevue gehörig? Die Baiern waren das V. Jägerbataillon, das zu Freysing (oder Landshut?) stand.

einzeln und in kleinen Trupps von 4—5 Mann, und schlossen sich nun in dichte Gruppen, in der Richtung der Landstraße, die, links von dem Park, nordöstlich gerade gegen Sedan, gerade gegen ein Vorwerk dieser Festung zwischen Balan (?) und (wie ich später erfuhr) Torcy führte. Auf dieser Straße erhob sich in ziemlicher Entfernung ein Gezimmer, das ich von Weitem nicht deutlich erkennen konnte und für ein Zollhaus oder dergleichen hielt, obwohl ich staunte, daß ein solches Gebäude die Straße sperre. Aber ich zögerte nicht länger: unten zu meinen Füßen ballte sich's offenbar zu einem Angriff zusammen und ich wollte dabei sein: — um jeden Preis! Es ging ziemlich steil und weglos wohl siebzig Schuh abwärts: Sandrutschen, trockene, glatte Wiesen, Kiesflächen —: ich weiß nicht, wie ich hinunterkam, laufend, rutschend, springend —: da war ich unten: mit einem Sprung über einen wassergefüllten Graben stand ich auf der Straße am Ausgang des Parkes mitten unter den bairischen Jägern.

„Halt, wohin?“ rief mich ein Unterofficier an, die Hand auf die Schulter des plötzlich auftauchenden Civilisten legend: „Franzos?“ fragte er. — „Nein, ich bin ein guter Deutscher: ein Baier noch dazu, aus Würzburg!“ und ich wies ihm meine vom Fürsten Putbus und Grafen Pleß unterschriebene Vollmacht.

„Ja, was wollen's denn da, Herr Doctor?“ — „Mit will ich!“

„Da is nix für Sie! Da sind keine Verwundeten!“

„Werden bald welche da sein! Ich geh' mit!“

„Nein, ich darf Sie nicht weiter vorlassen! Gehen's zurück!“

„Wo ist Ihr nächster Officier?“ rief ich laut.

„Ja, Herr Professor, was wollen denn Sie da?“ scholl es an meiner Seite, und ein Officier, wenn ich nicht irre, ein Oberlieutenant (oder Hauptmann: Kolmann? Kohlermann? Kollmann?) der Jäger kam auf mich zu. Es war ein entfernter Bekannter noch

von München her: Jahre lang hatte ich ihn nicht mehr gesehen.

„Was ich will? das sehen Sie!“ sagte ich, auf mein rothes Kreuz deutend. „Aber hinein will ich!“

„Da kommen Sie grade recht! Gehen Sie nur gleich mit. Aber nehmen Sie ein Gewehr: oder haben Sie einen Revolver? Es kann nicht schaden[1]). Da liegen Gewehre. Gleich wird zum Stürmen geblasen. Da, die Baricade nehmen wir —: sehen Sie? auf der Straße.“

Ich sah nicht so weit. Ich nahm eines der von Verwundeten abgelegten Gewehre und ein junger Lieutenant (er nannte seinen Namen: Serter? Sertori? Sartori?) steckte mir aus einer Patrontasche eine Hand voll Patronen zu. Da traf mein Blick auf die Binde mit dem rothen Kreuz an meinem linken Arm; bei aller Aufregung fiel mir doch noch so viel „Kriegsrecht“ bei, — ich hatte es ja so schön geschrieben! —

---

[1]) Die Franzosen achteten das rothe Kreuz auch oft außer Gefechts wenig, geschweige mitten im Kampf.

daß sich mit meinem Vorhaben, mit dem Gewehr in meiner Rechten dies Zeichen übel reime: ich riß es rasch herunter und steckte es in die Brusttasche; hätten übrigens die Franzosen den Civilisten mit dem Gewehr in der Hand unter den stürmenden Jägern gefangen, würden sie ihn ohne Frage erschossen haben: und zwar von Rechtswegen!

Im selben Augenblicke ward zum Vorgehen geblasen und die ganze Jägertruppe stürmte, kleine Häuflein voraus, in dichten Massen, Compagnien und halben Compagnien, aus dem deckenden Park im Laufschritt auf die Straße. Ich sprang an die linke Seite des Officiers, der, einen Hornisten unmittelbar hinter sich, seinen Leuten mit geschwungenem Säbel voran eilte. Es war eine ziemliche Strecke von dem Ausgang, von den äußersten Bäumen und Büschen des Parkes, bis an die Baricade, die, etwa 10—12 Fuß hoch, aus allerlei Gezimmer: Gartengeräth, Bänken, Brettern, Jalousieläden errichtet war und die ganze Breite der Straße sperrte.

Aus den Oeffnungen der Baricade und aus einem, wie sich später herausstellte, hinter derselben angebrachten, und von sogenannten Böcken getragenen, etwa 6 Fuß hohen Bretter-Gestell, so wie aus den Gräben der Straße links und rechts zur Seite der Baricade erhielten wir, völlig ungedeckt vorgehend, ein ziemlich lebhaft unterhaltenes Schnellfeuer: ich konnte drei Salven unterscheiden: dann folgten einzelne rasche, knatternde Schüsse: ich hörte, zumal an meiner linken Seite, wo sich neben dem Graben an der Baricade niederes Gebüsch erhob, einigemal ein seltsam sausendes Schwirren, das ich, schwächer, ferner, auch schon während des Vormittags manchmal vernommen hatte: es waren Chassepotkugeln. Die Jäger schossen fast gar nicht, sondern liefen mit lautem Hurrah auf die Baricade los: ein par sah ich neben mir und hinter mir wanken, auch den Hornisten zu meiner Rechten. Franzosen bemerkte ich wenige: nur aus dem Graben zur Linken der Barricade (von mir aus) sah ich einzelne Gestalten mit rothen Hosen aufspringen.

Sehr viel rascher als ich dies geschrieben, waren wir hart an die Baricade gekommen: je näher wir kamen, desto schwächer wurde das Feuer: und als ich hinter dem Officier und neben dem Hornisten — doch waren zur Rechten schon einige Jäger vor uns an derselben angelangt — die Bretterwand erreichte, war sie verlassen: nur im Graben links von uns sah ich zwei oder drei französische Infanteristen liegen, ich weiß nicht, ob verwundete oder todte. Ich stieg schnell hinauf, gelangte aber viel schneller jenseits hinunter, als ich erwartet: denn ein Gartenstuhl, auf den ich trat, gab nach und ich fiel mehr hinab als ich kletterte. Hinter der Baricade und auf dem erwähnten Gestell lag eine Masse von Monturstücken, Käppis, Tornister, deren Inhalt, weitverstreute Kochgeschirre, Epaulettes, auch einige Gewehre und sehr viele Chassepotpatronen. Franzosen waren nicht zu sehen: in den Häusern der Vorstadt, rechts von der hier sich verengenden Straße, mochten sie verschwunden sein oder in den Gräben und Böschungen des

Vorwerks, das uns unmittelbar und unheimlich drohend entgegen ragte: rings tiefe Stille: aber kaum waren 12—20 der Jäger nordöstlich hinter der Baricade um uns versammelt, nach allen Seiten umspähend, als plötzlich von den Wällen der Schanze und, wie ich glaube, auch aus den zum Theil brennenden Häusern zur Rechten, rasch nach einander drei krachende Salven fielen und darauf wieder in lebhaftester Folge Einzelschüsse.

Das Feuer war jetzt unvergleichlich lebhafter als bei dem Angriff auf die Baricade: Blitz und Dampf ging auf von der Schanze: mehrere Jäger wurden getroffen. Der junge Lieutenant ein par Schritte rechts von mir stürzte zu Boden: ich sah ihn nachher nicht wieder.

„Da können wir nicht bleiben!“ rief der Officier, „Deckung! Deckung! In die Gräben!“ — „Gehen wir hinter die Bretter?“ fragte ein Jäger. — „Nein, zurück gehen wir nicht mehr. Eher vorwärts dort, in die Häuser rechts. Die sollten wir ohnedies haben! Es sind gar keine Franzosen drin.“

Darin zwar irrte der Brave. Denn als wir nun die sich verjüngende und hie und da von steinernen Gartenmauern eingefaßte Straße vorwärts liefen[1]) auf die Häuser zu, erhielten wir, außer den über uns platzenden, recht häufigen Granaten der Festung, aus den Fenstern jener Häuser ein sehr starkes, aber diesmal nicht in Salven abgegebenes Gewehrfeuer: ich sah die einzelnen, uns geltenden, uns treffenden Schüsse aufblitzen, ich frohlockte! Endlich war ich „drin“.

Da plötzlich erhielt ich einen so starken, überwältigenden Schlag an den linken Oberarm, daß ich zusammenbrach und nach der linken Seite in den Straßengraben fiel.

---

[1]) Während des Vorgehens an den brennenden Häusern vorbei, kamen mir — bei kurzem Halt — diese Verse:

Noch einmal hier, wo regnet
Ringsum Verderben roth, —
Wo Grau'n und Sterbensnoth
In Flammen um mich loht, —
Noch einmal sei gesegnet
In Leben mir und Tod.

Ich sah noch, daß ich auf etwas Rothes stürzte: ich glaubte fest, es sei nun zu Ende. — —

Und es war mir recht so. — —

Es vergingen wohl einige Secunden, bis ich die volle Besinnung wieder fand: ich sprang auf und sah, daß ich auf einen todten Franzosen gefallen war, der, die Hände unter dem Kopf, auf dem Rücken lag, sein Gewehr zerbrochen neben ihm. Rasch stieg ich — mein Gewehr hatte ich nicht aus der Faust gelassen — aus dem Graben.

„Fehlt was, Herr Professor?“ fragte besorgt der Officier. „Sind Sie getroffen?“

Es war nur ein matter Granatsplitter. Ich spürte wenig Schmerz. Erst am Abend und in der Nacht schwoll der Arm an. Es war lediglich eine Quetschung: noch jetzt aber spür' ich manchmal „den Treff“: die getroffene Stelle schmerzt zuweilen, zumal, so bilde ich mir ein, wann das Wetter umzuschlagen beginnt.

Ich hatte erreicht, was ich gesucht, die äußerste Gefahr.

Einstweilen hatten die Jäger das erste Haus besetzt, aber nur Verwundete darin gefunden.

Ich ging hinein: es sah grausig, blutig darin aus: eine deutsche Granate hatte schmetternd das Ziegeldach und das erste Stockwerk durchschlagen und war in dem Hauptraum des Erdgeschosses geplatzt: ein todter französischer Infanterist lag auf der Schwelle, ein zweiter zuckte sterbend nahe dem einzigen Fenster, das durch einen Tisch und Holzstühle gegen unsere Gewehrschüsse hatte geschützt werden sollen: es war daher halb dunkel in dem Gelaß. Ich nahm einem verwundeten „Caporal" („Sergeanten"?) den hingereichten Säbel und großmächtigen Revolver ab und legte ihm einen Carbolverband um den stark blutenden Kopf.

Man schickte sich an, weiter vorzudringen. Die Jäger — es war die I. Compagnie — schossen sich mit einzelnen Franzosen herum, deren Köpfe auf den gezinnten Wällen der Schanze zwischen den Zinnen nun scharf sichtbar wurden oder die, unsichtbar, aus den höchsten Stockwerken der weiter zurück liegenden

Häusern schossen: doch ward das feindliche Feuer nun schwach. Wir standen hart vor dem Thor der Festung, d. h. des Vorwerks und die vordersten Jäger versuchten bereits, das Pfahlwerk zur Rechten zu überklettern. Auch ich legte Hand an einen solchen dicken, hohen Pfahl: aber ich zweifelte sehr stark, ob mich, zumal das Gewehr in der Hand, meine verjährte Turnkunst da hinüber führen werde.

Da sah ich mit dem Glas, mit welchem ich nach der Schanze spähte, von der immer noch Gewehrschüsse aufblitzten, etwas Weißes hin und her wehen, wie ein Handtuch oder ein Tischtuch, das, zum Trocknen aufgehängt, im Winde schwankt.

„Herr Oberlieutenant“, rief ich, „sehen Sie das Weiße? Ist das eine Fahne?“

„Herr Gott“, rief der Officier, „ja! Die wollen sich ergeben! Feuer einstellen! Nicht mehr schießen!“ Der Hornist blies ein Zeichen.

In der That verstummte das Feuer fast im Augenblick ganz.

Es war etwa fünf Uhr.

Mehrere Minuten tiefe Stille.

Aber kein Parlamentär ward sichtbar: nur das weiße Tuch an einer langen Stange ward lebhaft hin und her geschwenkt: der Mann, der sie trug, zeigte kaum Käppi und Kopf. Ich war — vielleicht — der erste Deutsche, der diese weltgeschichtliche weiße Fahne auf dem Wall von Sedan sah. Ich ahnte aber nicht, daß damit die Ergebung auch von Kaiser, Marschall und Heer angekündet werden sollte.

Wir warteten lang. Da trat der Hornist an den Officier, meldete, daß er schon bei dem Nehmen der Baricade einen Streifschuß an der Schulter erhalten, und fragte, ob er zurück gehen dürfe. „Versteht sich", hieß es. Der Mann sah leichenblaß aus und hatte mit großer Verhaltung seine Schmerzen bisher getragen: auch ein Unterofficier und einige Jäger meldeten sich als verwundet. Der Officier sah noch einmal nach der Schanze mit meinem Fernglas und erklärte dann, er

werde die Parlamentärflagge melden; er ließ das genommene Haus noch stärker besetzen, stellte auf der Straße Wachen aus und ging dann mit mir und den Verwundeten langsam nach der Baricade zurück, wo er nach dem Hauptmann (wenn ich nicht irre) fragen wollte.

Kaum aber waren wir mit den an der Baricade zurückgebliebenen und hinter einzelnen nicht gefällten Bäumen der Straße (Pappeln waren's, und die meisten gefällt, die aufrecht stehenden aber bös zerschossen) bisher gedeckten Jägern, etwa 15—20 an der Zahl, vor der Baricade angelangt, von der wir uns wie von einer Scheibe abheben mochten, als plötzlich, trotz der Parlamentärflagge, ein neues Salvenfeuer, wieder drei Mal, und darauf Einzelschüsse auf uns fielen, die klappernd, wie wenn der Hagel gegen die Scheiben schlägt, auf die Bretter der Baricade prasselten. Unsere Leute waren wüthend über diese Weise, zu verhandeln und vermochten doch nicht, einem völlig unsichtbaren Feind zu antworten:

sie sprangen wieder in die Gräben und hinter die Pappeln. Uebrigens scheint dies Feuer aus viel größerer Entfernung[1]) gekommen zu sein: denn die meisten Kugeln drangen, wie wir alsbald sahen, nur wenig in das Baricadenholz ein: und wir lasen später aus einer großen Gartengießkanne, die mit hineinverbaut und von einzelnen Kugeln durchlöchert war — deutlich hatte ich das seltsame Geschepper vernommen — 23 noch heiße Chassepotkugeln auf: es scheint, sie lag gerade in der Richtung einer Schießscharte der Schanze. Ich nahm mir von diesen zum Andenken einige mit[2]).

---

[1]) Wohl von Truppen, die von der begonnenen Capitulation nichts wußten.

[2]) In Mitschleppung solcher Andenken wurde, unter schroffster Verletzung des Kriegsrechts, von den deutschen „Schlachtenbummlern" gröbster Unfug verübt. Ich nahm außer jenen Chassepotkugeln von Torcy und Granatsplittern von Wadelincourt nur einen leeren französischen Tornister, ein par französische Soldatenbücher und Privatbriefe, auf dem Feld von Illy aufgelesen, sowie Abschriften meiner Listen von Verwundeten mit. Aber Würzburger Turner haben sich durch derartige Mißbräuche das Füsilirtwerden sehr, sehr nah auf den Hals geladen. Einige von ihnen fuhren

Ich erkannte nun: die Walküren, denen ich mich — nach Kräften — dargeboten, hatten mich nicht nehmen, Odhins Schlachturtheil hatte mich nicht treffen wollen.

Ich beschloß, die verwundeten Jäger zu unsern

---

von Donchéry nach Hause auf Wagen, die sie mit Chassepots, mit den Panzern und den malerischen Roßhar-umflatterten Helmen der französischen Cürassiere, mit Säbeln, Tornistern u. s. w. schwer belastet hatten. Auf der Heimfahrt kamen sie vom Weg ab, in die Nähe der Festung Longwy, und wurden hier von französischen Reitern angehalten, die entdeckten, daß diese Träger des rothen Kreuzes französische Waffen im Werthe von mehreren hundert Francs auf ihrem Wagen versteckt mit führten. Gefangen auch Longwy gebracht wurden sie — sehr mit Recht — zum Tode verurtheilt und — nach qualvollster Spannung mehrerer Tage — nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen von der Tann's, Bismarck's, des Kronprinzen (ein wenig war ich auch betheiligt durch ein Leumundszeugniß, das ich dann durch unsern Major abschickte) noch am letzten Tage gerettet. Noch schlimmer war das „Retten" von Bildern und Büchern aus verlassenen, brennenden oder doch bedrohten Häusern: — gegen das „Rollen" der Bilder in den Landhäusern um Paris schrieb Gustav Freytag auf Anregung, ich meine, des Kronprinzen. Einem Officier, der später im Gespräch mir achselzuckend sagte: „Nahm ich das hübsche Bändchen Molière nicht aus der brennenden Stube zu St. Cloud, verbrannte es sofort mit", erwiderte ich: „Waren Sie verpflichtet, es

Wagen zurückzuführen, wo sie gelabt und verbunden werden sollten: ich vertauschte das Gewehr jetzt wieder mit dem rothen Kreuz.

Ich stützte den Hornisten, der mehr und mehr zu leiden schien. Mein Taschentuch, das ich auf die Schulter-Wunde gepreßt hatte, war bald durchquollen von Blut. Ich legte ihm dann einen Nothverband an, deren ich mehrere bei mir trug: breite linnene Streifen mit Carbol durchtränkt: Oehler hatte sie uns empfohlen und anlegen gelehrt.

Vor uns ging der Officier, einige Schritte links

---

zu retten?" Heute besitze ich von jenen (später an Deutsche Knaben zu Würzburg und Königsberg verschenkten) Andenken nur noch den Tornister, eine Mitrailleusen-Patrone und die rothe Wollepaulette eines schwer verwundeten französischen Infanteristen, — Jaques Péry, war nach seinem Soldatenbüchlein sein Name — der in meinen Armen im Wald von Garenne verschied; sie zeigt unten die Zahlen 46 (Regiment?), 2e (Compagnie?), 70, Nro. 3314; die Abschrift einer meiner Listen aus dem Spital ist mir leider verloren gegangen: es war unter den Verwundeten ein Lieutenant Graf Keller; meist waren es Angehörige des 32. Regiments: Hessen, Nassauer, Wiesbadener, Frankfurter, auch Thüringe.

neben mir und dem Hornisten der Unterofficier und ein Jäger, beide leicht verwundet. Einzelne Gewehrschüsse fielen noch ab und zu, offenbar aus weiter Ferne. Ich stützte den Jäger unter den Armen.

Da plötzlich stürzte er mit lautem Aufschrei auf das Antlitz nieder: eine verirrte Chassepotkugel hatte ihn in den Nacken getroffen. Wir hatten Mühe, ihn ohne Tragbahre fortzuschaffen.

Bald trafen wir in dem westlichen Theil des Parkes, den wir nun wieder erreichten, baierisches Fußvolk [1]) in großer Zahl und in einem Sommerhaus an der Landstraße Sanitätssoldaten und mehrere Militärärzte in Thätigkeit. Wir überwiesen ihnen die Verwundeten und ich verabschiedete mich von den Jägern, die ich bei ihren Thaten hatte begleiten dürfen, mit warmem Dank.

Das Feuer schwieg nun ganz auf allen Theilen des Schlachtfeldes.

---

[1]) Vom 5. und vom 11. Infanterieregiment, dahinter zwei Batterien vom 4. Artillerieregiment.

Kampf und Gefahr waren vorüber.

Gegen 50 Geschütze der Württemberger, die gegen Mittag einen Ausfall der Franzosen von Mézières abgewiesen hatten, fuhren dicht unter den von den Baiern besetzten Höhen auf, deren Instrumenten zu secundiren [1]. Aber es kam nicht mehr zu diesem Concert, nur ein par Schüsse feuerten die Württemberger: um 5 Uhr brannte es lichterloh in Vorstadt und Stadt von Sedan und der schwarze Rauch eines großen Strohmagazins, das von den Baiern in Brand

---

[1] Später kam mir auch der Humor für drollige Geschichten aus dem großartigen Tag. Als wir (über Petit Torcy hinaus?) in den ersten Häusern der Vorstadt eingedrungen waren, erhielten wir von rückwärts, von deutscher Seite her, ein par Granaten. Ich hörte — aber nur ungenau von Weitem — eine Geschichte, die so unwahrscheinlich war, daß ich sie nicht glaubte. Der baierische Befehlshaber habe entdeckt, daß die Granaten von den Württembergern kamen und einen Adjutanten an diese abgesandt mit dem Ersuchen, das Feuer auf diese Häuser gütigst einzustellen, da die Baiern schon darin seien. Der Alamanne aber habe entgegnet: „Was? Jetzt hätte mer des Erschte Mal in dem ganze Krieg e gute Position und jetzt sollte mer net schieße? Schießet ihr nur, ihr Loitle.“ Erst auf drohendstes Einreden des Adjutanten sei der Feuer-Eifer einge-

geschossen war, legte sich wallend wie eine ungeheuere Trauerfahne über die Veste und das besiegte Heer.

Ich ging zurück, unsere Wagen zu suchen, die ihre Aufstellung verändert hatten.

Der Major drückte mir schweigend die Hand. —

Auf dem Rückweg sah ich den König von Preußen, umgeben vom großen Stabe; er hielt zu Roß — ein Rappe war's — auf hohem Hügel bei Frénois und blickte auf das schicksalgetroffne, erwartungsvoll schweigende Thal hernieder, in welchem eine der größten Thaten aller Zeiten sich soeben vollendet hatte.

---

stellt worden. Wie gesagt, ich wollte es nicht glauben: aber nach der Rückkehr bestätigte es ein württembergischer Artillerieofficier als Ohrenzeuge, der bei Tröltsch in Würzburg behandelt wurde. Um es zu begreifen, muß man erwägen, daß die Württemberger da oben wohl noch viel mehr Franzosen als Baiern in Torcy sahen. Und ein par Tage, bevor ich dies corrigirte, am 29. Juni 1894, bestätigte mir ein preußischer General hier (damals ein junger württembergischer Artillerielieutenant) die Thatsache, daß erst auf lebhafteste Vorstellung jenes baierischen Adjutanten, eines Chevauxlegers-Officieres, die zorngemuthen Alamannen ihr Feuer einstellten.

Die Sonne brach noch einmal, wie heiligend und weihend, aus den Abendwolken: es war so feierlich wie der Ausklang der Beethovenschen Heldensymphonie.

Gegen ½6 Uhr meldete ein Adjutant einem nahe unsern Wagen haltenden General: Stadt und Festung Sedan haben Unterhandlungen betreffs der Uebergabe angeboten und Einstellung des Feuers erbeten. Vom Kaiser, von Mac Mahon und von dem Einschluß der ganzen über achtzigtausend Mann starken Armee verlautete damals noch nichts.

Nachdem wir abermals die baierischen und nun auch die württembergischen Batterien aufgesucht und in einem Park über ein Dutzend versteckter Gewehre der Mobilgarde (keine Chassepots, sogenannte fusils à la tabatière) entdeckt und den nächsten Soldaten übergeben hatten, suchten wir in dem Dorfe Frénois Räume für Verbandplätze: ich fand dabei auf einem Speicher in einem Bretterverschlag unter dem Dach, nach versteckten Waffen spürend und deßhalb hinein-

greifend, einen französischen Adler und eine Tricolore verborgen. Wie stolz war ich! Aber alsbald erkannte ich, Adler und Fahne waren leider nicht militärischer, sondern feuerwehrhafter Art. Gerade jetzt traf der Befehl ein, nach Donchéry zu gehen und in diesem Städtchen Lazarethe und Verbandplätze einzurichten. Wir fuhren alsbald auf den geräumigen Marktplatz ein, der von deutschen Truppen überfüllt war. Die Einwohner, die den Tag über häufig Todesangst gekostet, standen zitternd und bleich an den Thüren.

Daß wir, d. h. unsere heldenmüthigen Truppen, gesiegt, das hatten wir wohl alle mitangesehen. Aber das Maß der Erfolge? Das war uns allen unklar. Wo war der Kaiser? In Metz oder in Paris? Oder war er bei Mac Mahon gewesen und mit diesem und einem Theil der Armee gen Metz entkommen? Oder nach Belgien entwischt? Und sollte morgen die Blutarbeit gegen die Festung und hunderttausend verzweifelt fechtende Franzosen von neuem anheben?

Diese Fragen und Zweifel beschäftigten uns Alle,

während wir auf dem alten Marktplatz für unsere Gespanne Unterkunft suchten, wohl ein par tausend Mann deutsche Truppen, meist Preußen, aber auch Württemberger und Baiern, um uns her.

Da schallt von der Brücke her ein dumpfes Rufen: das klingt wie Hurrah! Und plötzlich sprengt die Straße herab, mitten auf den Marktplatz, ein Officier der rothen Husaren, den Säbel in der Rechten, ein Stück Papier in der Linken, und mit mächtiger Stimme ruft er: „Cameraden! Hurrah! der Kaiser ist gefangen!"

Dieser Moment und der Widerhall der tausend und abertausend deutschen Stimmen, die begeistert und siegesfroh wiederholten: „Hurrah! der Kaiser ist gefangen!" — dieser Moment des höchsten kriegerischen und patriotischen Jubels ist über allen Ausdruck groß gewesen! Davon kann man nicht reden, muß man schweigen. —

Noch ehe wir zu dem höchst bescheidenen Nachtmahl in dem Wirthshaus, in dem wir uns ein-

quartiert, niedersaßen, erfuhren wir Näheres: nicht nur der Kaiser, die ganze, die letzte Armee Frankreichs[1]), die noch im offenen Felde stand, sammt ihrem verwundeten Feldherrn, war an dem großen Tage, den wir erlebt, in deutsche Hand gefallen. Um Mitternacht trennten wir uns, körperlich todtmüde. Aber ich konnte nicht schlafen. „Jetzt ist das deutsche Volk das erste Volk der Erde“: — unablässig mußt' ich's denken.

[1]) Die Verluste bei Sedan betrugen bei den Deutschen 400 Officiere, 8500 Mann todt oder verwundet, bei den Franzosen todt oder verwundet 17000 Officiere und Mann, gefangen in der Schlacht 21000, durch die Capitulation 83000, zusammen gefangen 104000 Mann, in Belgien entwaffnet 3000, erobert wurden 1 Adler, 2 Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 66 0000 Gewehre, über 1000 Wagen, 6000 noch brauchbare Pferde. — Ja, so haben wir damals das neben uns und den Engländern tapferste Volk und beste Heer der Erde bezwungen. Jetzt (1894) werden wir von Hottentotten und nackten Negern geschlagen. Es thut weh! —

XXI.

Ich will diesen freudigen Bericht nicht durch Anführung der unerfreulichen Gründe entstellen, aus welchen wir verhindert wurden, mit unsern zu diesem Behuf abgeladenen und frisch bespannten Wagen noch am Abend auf den nächstgelegenen Theil des Schlachtfeldes zu eilen, und Verwundete aufzusuchen und einzubringen [1]). Gebührende Beleuchtung dieser Vorgänge wird an einem andern Ort — und an die richtige Adresse gerichtet — nicht ausbleiben [2]). Ich stelle nur fest, daß wir nach zweistündigem schmerz-

---

[1]) Ein höherer preußischer Officier erklärte, es gehe nicht an, daß Civilärzte vor den Militärärzten auf dem Schlachtfeld erschienen und drohte mit Gewalt, mit Verhaftung, als unser Major nicht gleich nachgeben wollte; was auf die (beabsichtigte) schriftliche Beschwerde von Grolmanns erfolgte, habe ich nicht erfahren.

[2]) So geschrieben in's Tagebuch am 2. September 1890.

lichem Harren unsere Pferde wieder ausspannen und den nächsten Morgen abwarten mußten: das Maß von Schmerz, ja von Verzweiflung vielleicht, das durch diese absichtliche Abhaltung thatbereiter Hülfe über viele tapfere Männer gebracht wurde, welche die kalte Herbstnacht auf dem Leichenfeld verbringen und möglicherweise deßhalb erliegen mußten, haben nicht wir zu verantworten. —

So gingen wir denn erst am andern Morgen mit Tagesanbruch an's Werk: schon um 3 Uhr hatten unsere wackern Nürnberger und Würzburger Turner begonnen, die Wagen für die Aufnahme der Verwundeten zu rüsten; um $^1/_2$5 Uhr fuhren wir aus Donchéry ab.

Ueber den Niederungen der vielgekrümmten Maas brütete noch weißer Nebel, der auch um die Tannen des Waldwegs wob und spann; aber die Sonne stieg prachtvoll und leuchtend empor: die Sonne Deutschlands und seines großen Sieges! An dem Stationsgebäude waren die Truppen eifrig beschäftigt,

die Vorräthe eines riesigen Güterzugs, der den Franzosen hätte Lebensmittel zuführen sollen, auszuladen: ganze Wagen sah ich gefüllt mit dem Militär-Zwieback, der, im Geschmack dem Osterkuchen der Juden ähnlich, im französischen Rothwein erweicht, unsern Leuten ganz wohl behagte.

Hinter der Bahnlinie standen und lagen an den noch glimmenden Feuern viele tausend Gefangene aller Waffengattungen, von Husaren und Dragonern mit gespannten Carabinern bewacht: am Abend zuvor schon hatte man ihrer fünftausend durch die Straßen von Donchéry „getrieben": — man kann es nicht anders nennen; es war ein seltsames, ein ergreifendes Nachtbild gewesen, diese bunt gemischten Massen, Reiter ohne Pferde, Fußvolk ohne Gewehre, Kanoniere ohne Kanonen, in zerrissenen, oft blutigen Uniformen bei'm rothen Scheine flackernder Pechfackeln von den behelmten Siegern — ein westfälisches Regiment — immer vorwärts, vorwärts gedrängt, hinweg von den Schwellen der Häuser, auf denen ihnen weinende Weiber

Wasser, Brod und Suppe reichten; mich erbarmte eines etwa siebenzehnjährigen bildschönen Savoyarden, der die müden wunden Füße kaum mehr heben konnte; er sank an den Stufen unseres Quartierhauses zusammen; flehend baten die dunkeln Augen: „oh, mon Dieu, mon Dieu!“ rief er gegen den sternenlosen Himmel empor: ich bot dem führenden Unterofficier meine Feldflasche; einige Minuten rastete nun der Zug: ich empfahl dem wackern blondbärtigen Münsterländer den armen Knaben mit den feinen Zügen und den zierlichen Gelenken: der dankte mir, die Thränen zerdrückend, für Brod und Wein und etwas Geld — und fort riß ihn der Zug in die Ferne, in die Nacht.

Auf dem Weg entlang dem Flusse kamen meinen Wagen immer neue Scharen von Gefangenen entgegen: hatte man doch deren über zwanzigtausend auf dem Schlachtfelde selbst ergriffen. Diese hohen Zahlen von (unverwundeten[1])) Gefangenen in allen Gefechten — schon bei Wörth! — mögen sich einerseits aus

[1]) Das hebt Moltke wiederholt hervor.

den geschickten Umgehungen der deutschen Führer, andrerseits aus einer gewissen plötzlich einbrechenden Haltlosigkeit erklären, die, auch nach tapferstem Widerstand, französische Truppen oft befallen soll, wenn sie am Siege verzweifeln.

Dieser Mangel an Haltung ließ auch die Masse der gefangenen Franzosen höchst unschön, ja oft unwürdig erscheinen; sie hatten nichts mehr an sich von „all the pride and circumstance of war“; ich konnte das Bild einer vom Schäferhund umkreisten und zusammengetriebenen Herde bei diesen „Transporten“ nicht los werden; das Leichte, Flotte in Tracht und Haltung der Franzosen erhielt jetzt das Ansehen des Vernachlässigten und Liederlichen; sehr deutlich und sehr vortheilhaft hoben sich übrigens die alten dienstergrauten Troupiers, mit den aus Horace Vernet wohl bekannten Characterköpfen, von den Frischlingen der Conscription ab. Von einem Haufen Mobilgarde, den ich bei Passavant gefangen sah (oben S. 401, 404), will ich lieber gar nichts sagen.

Die steil ansteigende holperige Straße — ich hatte alsbald beschlossen, auf diesem Wege meine Verwundeten nicht zu führen — bog nun links in den Wald. An dessen Eingang ragte ein hohes Crucifix mit Steinaltar; dicht dabei das erste Bild der Schlacht: der Steg über den breiten Graben eingebrochen, ein Troß-Karren kopfüber hineingestürzt, ein todtes Pferd daneben; diese todten Rosse, in allen denkbaren Lagen, sind die echtesten Wahrzeichen von Heereszug und Schlacht.

Als ich mit meinen sechs Wagen wieder auf's freie Feld kam, fielen einige Gewehrschüsse: es wurden wohl erbeutete Chassepots abgeschossen; — eine Kugel schwirrte pfeifend hart an meinem linken Ohr vorbei! — da stob mir, abermals durch diesen Lärm aufgescheucht, ein Schwarm weißer Tauben entgegen, dessen ruheloser Flucht ich schon gestern lange zugesehen. Als auf dem rechten deutschen Flügel das Kleingewehrfeuer gegen Mittag so furchtbar um die Dörfer knatterte, eilten ihre bangen Scharen pfeilgeschwind zur Linken; da aber begegneten sie auf dieser blauen Bahn in Menge

den schwirrenden Granaten der Franzosen: und angstvoll und rathlos wichen sie diesen unheimlichen Vögeln in weitem Bogen nach dem Wald hin aus.

Im nächsten Dorfe fand ich schon Aerzte, Sanitätssoldaten und — Todtengräber in voller Thätigkeit: in den übel zerschossenen Häusern richtete man Verbandplätze ein: in einem arg zerstampften Garten grub man einen langen, langen Graben; einige Franzosen lagen schon darin: ein niedergetretener Rosenstrauch hing über den Rand, langsam fielen und wehten ein par Rosenblätter hinein.

Ich will nicht ermüden durch wiederholende Aufzählung der Spuren der grausen Schlacht; die zerbrochenen weggeworfenen Waffen und Uniformstücke bedeckten den ganzen Weg; ich bemerkte hier schon auffallend viele französische Harnische und die malerischen Helme, vom schwarzen Roßschweif umwallt, der Panzerreiter. Bald sollte sich das erklären.

Ich fuhr nun, in der Richtung nach Floing und Illy, den gestern wahrgenommenen, von mir „Leichen-

hügel" genannten Berg (Calvaire d'Illy) hinan; wahrlich, er war recht benannt: in dem gelben Steinbruch zur Rechten ruhten viele Preußen, zumal vom 32. Regiment, Frankfurter, Kurhessen und Nassauer, die hier an den Mitrailleusen vorbeigestürmt. Auf der Hochfläche aber, in den Schützengräben, die sie, drei- und vierfach über einander, aufgeworfen, lagen französische Infanteristen in grauenhafter Menge, gewiß acht Franzosen gegen einen Deutschen: — mir verging das Zählen. Fast alle waren von den Granaten getödtet, die mit furchtbarer Genauigkeit stets mitten in den Gräben niedergegangen und geplatzt waren; in Haufen von fünf und zehn Mann, oft noch das Gewehr im Anschlag, lagen sie neben einander hingestreckt. Mein Fuß stieß an etwas Weiches, Schwarzes: ich bückte mich — es war der obere Theil eines Schädels mit gesammten Schopf; zwei Schritte davon lag der dazu gehörige Rumpf. Viele Gesichter der Todten waren von Schmerz oder Wuth entstellt, die Zähne auf die Lippen gebissen, die Finger in die Erde

gekrallt, die Augen der meisten starr geöffnet, der Blick gen Himmel gerichtet.

Ich vertheilte nun, auf der Höhe angelangt, Wagen und Leute nach allen Richtungen des Schlachtfeldes, zunächst verwundete Deutsche — die Franzosen überließ ich den zahlreichen Aerzten ihres Volkes auf deren Wunsch — aufzusuchen und zu bergen; es lagen in den beiden dichtbebuschten Gehölzen und in vergessenen Furchen, in tiefen Gräben, noch sehr, sehr Viele, denen seit gestern Mittag noch keine helfende Hand, kein tröstender Mund genaht war. Und doch thaten, das sahen wir, Militärärzte und Sanitätssoldaten in treuestem Eifer ihre Pflicht. Aber das Schlachtfeld hatte sich über eine Meile erstreckt, und der Betrag der Verwundeten in beiden Heeren näherte sich der Zahl dreißigtausend. Daß die Hilfe auf dem Schlachtfelde bisher noch nicht in dem Verhältniß der Zerstörung auf dem Schlachtfelde gesteigert worden, ist schmerzlich klar[1]).

[1]) Und wie wird das erst künftig werden!

Hochwillkommen waren die reichen Vorräthe frischen Wassers, das wir in Fässern auf den Wagen mit uns führten; ebenso Brod, Mischungen von Wasser und Wein, Carbolverbände und weiches Leinenzeug: damit konnten auch wir Laien nichts schaden und manches nützen. Die Thätigkeit unserer Aerzte aber war über alles Lob erhaben; die Dankesblicke der blutenden Helden waren ihr bester Lohn. Die stumme Fassung mit welcher die wunden Männer ihre Schmerzen trugen, die Zucht und Geduld, mit der sie abwarteten, bis die Reihe an sie kam, war ergreifend; ich habe nur bei dem Heben und Tragen manchmal einen Schrei vernommen.

Nachdem der Rand der Hochebene abgesucht war, schritt ich die nordöstliche Senkung hinab: da bot sich ein neues Schauspiel. Als das Fußvolk auf diesem Hügel geschlagen war und den wirren Rückzug in die Festung antrat, sollte die deutsche Verfolgung durch Reiterei aufgehalten werden: und es erfolgte in drei Vorstößen der oben (S. 488)

geschilderte heldenmüthige Reiterangriff[1]). Ein leicht-verwundeter 46er — ein echtes Frankfurter Kind — erzählte mir an Ort und Stelle, wie gewaltig der Sturm der Reiter sich von dem Hügel dort auf sie herabgewälzt habe; aber es war umsonst! Die Preußen bildeten nicht einmal Vierecke — dazu war auch nicht mehr Zeit gewesen! — in Schützen-klumpen und in Hakenstellung ließen sie den Feind dicht heran kommen, und gaben erst dann Schnell-feuer. Das Ergebniß dieser Arbeit lag nun vor unsern Füßen: reihenweise, dicht neben einander, wie sie geritten waren, lagen die Cürassiere — mit ihren ausschließlich weißen Rossen (oben S. 487) — und die Husaren hingestreckt, wie wenn man an einen Zug dicht neben einander gestellter Bleisoldaten stößt:

---

[1]) Er traf die Artillerie [3. (und theilweise 4.) schwere Batterie des XI. Armeecorps] der 43. Brigade, dann die Fuß-volkregimenter 94, 83, 46, und die Jägerkompagnien (zumal 2. und 3. und das 5. Jägerbataillon); von den 5(—7) fran-zösischen Reiterregimentern verlor jedes etwa 250 Pferde, zu-sammen mindestens 1250! Nach Bonie, campagne de 1870/71; la cavalerie française.

es war ein furchtbarer Anblick. „Zum Einhauen", sagte mein Gewährsmann, „sind sie gar nicht gekommen. Nur Verwundeten, an denen sie vorüber jagten, gaben sie Stiche mit den Pallaschen, meist sie kaum erreichend: — anders freilich, wären es Lanciers gewesen" (wie solche allerdings einen aufgelösten Schützenzug überritten hatten; wir nahmen einen 94er in das Spital, der zehn solcher Säbel-Stichwunden erhalten hatte, und doch genesen wird). Ich blieb lange vor einem Chasseur stehen, der todt unter seinem todten Rosse lag; ich zählte vier Kugelwunden an dem Mann und vier oder fünf an dem Pferd; die Rechte hielt noch den um das Gelenk geschlungenen Säbel, der Carabinerschaft war durch den Sturz gebrochen; bei dem Rückwärtsjagen hatte sich gar oft Mann und Roß den Abhang hinab überschlagen.

Etwas weiter zurück lagen drei Reiterofficiere der Chasseurs d'Afrique, wohl von den französischen Todtengräbern zusammen gelegt. Einer davon, ein bild-

schöner junger Mann, trug auf der aufgerissenen Uniform glitzernde Orden und auf der nackten Brust ein mehrere Zoll großes, viereckiges, unfehlbares Amulett von schwarzer Seide, bestickt mit arabischen Buchstaben in Gold: mittendurch hatte die deutsche Kugel getroffen[1]).

In der Nähe lag, schwer sterbend, ein französischer Infanterist, krampfig „Flocken zupfend" mit den Händen. Ich tränkte ihn und ging weiter.

---

[1]) An dieses Amulett knüpft sich eine bezeichnende Geschichte. Unter unsern Turnern war ein wackerer Altbaier, der nur den Einen Fehler dicksten Aberglaubens hatte. Wiederholt hatte er Beweise davon gegeben: er schärfte allen Soldaten ein, nur ja keine Spielcarten in das Gefecht mit zu nehmen, dieser Teufelskram ziehe die Kugeln an. (Wir fanden denn auch auf allen Straßen vor den Schlachtfeldern weggeworfene Karten in Menge.) Auch rieth er ihnen eifrig, sich Amulette zu verschaffen und sie auf der Brust zu tragen. Ich lachte ihn oft darüber aus. Als ich nun bei dem schönen Chasseur d'Afrique stand, kommt Herr Müllerbauer (?) gerade vorüber: ich deutete mit dem Finger auf das durchschossene Amulett und fragte: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Einen Augenblick stutzte der Altbaier: aber alsbald erwiderte er unverzagt: „Ja! Der hat halt das Rechte net g'habt!"

Gegen den Aberglauben kämpfen Kugeln selbst vergebens.

Da rief mich Roßbach von ein par Alleebäumen her an. Ich schritt auf ihn zu: „Du mußt mir etwas bezeugen! Da schau her.“ An einem der Bäume stand, hinter seinem todten Pferd, an den Stamm der Pappel gelehnt, ein Chasseur à Cheval, den Carabiner im Anschlag auf dem vorgestreckten Arm. Der Mann war: — todt! — und doch fiel er nicht, an den Stamm gelehnt: und doch blieb auch der Arm vorgestreckt.

„Das ist plötzlich eintretende Leichenstarre“, erklärte mir Roßbach, „ich hab' es schon bei Beaumont beobachtet. Es gerinnt in der Muskel eine bei dem Schuß eindringende Flüssigkeit, was das Erschlaffen des angespannten Muskels verhindert. Ich werde darüber schreiben und will ein par Augenzeugen dafür haben.“

In der Nähe zuckte etwas, das am Boden lag. Ich eilte hin, es war ein preußischer Füsilier: ohne Helm; ein Granatsplitter hatte ihm den Schädel halb zerschmettert: handbreit quoll das weiße Hirn heraus! Und der Mann lebte — seit 24 Stunden!

Es war gräßlich! Ich rief den nächsten Arzt herzu: Jolly, Sohn des berühmten Physikers in München, später Professor in Straßburg (?): er hob mit mir den Kopf des Armen in die Höhe und flößte ihm eine solche Menge Morphium ein, daß die Zuckungen sofort aufhörten: bald darauf reckte er sich noch einmal und starb in meinen Armen; mein Rock und die weiße Armbinde mit dem rothen Kreuz wurden ganz blutig.

Zunächst hatte ich nun die Landstraße zu passiren, auf welcher die „Kugelspritzen" gestern musicirt; zu Dutzenden lagen die Patronenkisten umher, die acht hier genommenen Geschütze selbst waren schon weggebracht. Nun ging es in den Wald von Garenne, in welchem die Granaten furchtbar gehaust — in Menge hob ich ihre Bleiverschalungen und Sprengstücke auf —: ich fand verwundete Franzosen in großer Zahl, die nicht durch die Geschosse nur, auch durch die abgeschmetterten Splitter und Aeste[1]) schwer getroffen waren;

[1]) Auch das hat Zola gut geschildert. — Ich suchte bei einbrechender Dunkelheit lange, lange, von wem das Aechzen und

im Dickicht aber lag so mancher, der sich, wie der wunde Hirsch, dahinein verkrochen hatte, um still darin zu sterben.

Nun erstieg ich die gegenüber liegende Höhe, die das Dorf Illy mit vielen steinernen Häusern, darunter eine große Villa mit hoher Gartenmauer, krönte; lange hatte sich hier der Feind gewehrt; auf dieser Mauer, gerade an der Ecke, und scharf sich abhebend von der hellen blauen Luft, ragte eine hohe weiße Gestalt völlig regungslos; ich hatte sie für eine Gips-Statue gehalten: sie blieb unbeweglich, auch als ich dicht heran war und unten staunend vorüber ging: plötzlich hob sie beide Arme gen Himmel, es war ein langer Turco, der gar nichts am Leibe trug als einen weißen Burnus, den er

---

Stöhnen ausgehe, das hoch aus den Wipfeln eines dichtbelaubten Baumes zu mir herniederdrang; ich dachte, ein versteckter Soldat hause da oben verwundet in den Aesten und könne nicht herab: aber trotz allen Rufens auf Französisch und Deutsch entdeckten ich und die Turner nichts; es war wohl ein großer Vogel oder ein kleines Raubthier, was da oben von einer Kugel verwundet worden war.

über den Kopf gezogen hatte; das Blut floß von seinen nackten Beinen; betend blickte er nach Osten, der steigenden Sonne entgegen. —

Von diesem Hügel konnte ich mit dem Fernglase leicht die unter mir offen liegende Stadt und Festung Sedan übersehen; die Ueberschwemmung der Maas hatte einen breiten Wassergürtel um die Wälle gezogen; es fielen zahlreiche Schüsse in der Stadt, nur zur Entladung von Gewehren; in den Straßen, auf den größern Plätzen sah ich dichte Massen von Franzosen hin und her ziehen unter unaufhörlichen Trommel- und Trompeten-Zeichen; die zersprengten und völlig durcheinander gewürfelten Scharen sollten gesichtet und gesammelt werden, aber nicht mehr, um aufs neue die Waffen zu erheben, sondern um sie, vierundachtzigtausend unverwundete Soldaten, vor dem deutschen Heer zu strecken. General v. Wimpffen hatte seinen Gedanken, sich nach Carignan durchzuschlagen, längst aufgegeben. Die zehnte Stunde, zu welcher, für den Fall des Scheiterns der Uebergabs-

verhandlungen, die deutschen Geschütze das Feuer wieder beginnen sollten, war längst vorüber. Es war Alles entschieden.

Ich kehrte nun zu dem Sammelplatz der Wagen zurück, nach Kräften im sorgfältigen Aufladen der Verwundeten helfend. Ich war recht müde geworden: — dreizehn Stunden unabläßig in Bewegung und ohne die mindeste Speise; denn ich brachte es doch nicht fertig, wie unsere Soldaten, auf demselben Acker und aus demselben Graben, in welchen man eben die Todten legte, die Kartoffeln zu heben und am Feuer zu rösten; auch das auf dem Schlachtfeld frisch geschlachtete blutige Fleisch konnte ich nicht berühren: es war des Blutes zu viel ringsumher.

Es war mir also, wie gesagt, vor Ekel, vor Grauen, auch wohl vor Aufregung nicht möglich, irgend etwas zu genießen, was unsere Soldaten auf dem Schlachtfeld mir anboten. Etwas mit zu nehmen für mich, war mir in der Hast des noch nächtlichen oder doch dunkeln Aufbruchs nicht beigefallen. Von 4 Uhr

früh war ich auf den Beinen: nie geahnte Eindrücke des Grauens, nie ertragene Anstrengungen im Heben, Stützen, Aufladen der Verwundeten hatte ich durchgemacht, von 5 Uhr früh, da wir auf dem Schlachtfeld eintrafen, bis 5 Uhr Abends.

Tief erschöpft legte ich mich, eine Viertelstunde zu ruhen, in einen Straßengraben bei dem Calvaire d'Illy: mein Rock war über und über von Blut befleckt. Da kamen Münchener und auch Würzburger Turner, die mich kannten, aber nicht zu unserer Colonne gehörten, auf Wagen vorüber gerasselt: sie sahen mich blutbedeckt, regungslos im Graben liegen. Sie verbreiteten in München und in Würzburg die Nachricht, die auch in die Zeitungen kam, ich sei bei Sedan gefallen. Es hat damals am Main und an der Isar doch manches Herz bewegt. —

Die meisten unserer Gespanne waren schon heimgekehrt: ich brach nun ebenfalls auf: einen meiner Wagen hatte ich mit sechs Preußen und einem armen Teufel von Zuaven gefüllt, dessen Gesicht durch einen

Schuß in den Mund gräßlich entstellt und der nirgends untergekommen war; einen letzten Wagen behielt ich vorsichtig frei, um unterwegs noch Verwundete aufnehmen zu können; dafür fand sich dringender Anlaß im nächsten Dorf (St. Menges?) in welchem etwa dreihundert, meist noch unversorgte, Verwundete und ein Militärarzt zu treffen waren!

Der von mir um der Verwundeten willen gewählte Weg der Rückfahrt war viel länger als der Waldsteig von heute früh, aber auch viel ebener. In der Besorgniß, die rechte Straße verfehlt zu haben — es dauerte gar so lange für die armen Verwundeten, die immer wieder, wenn auch sehr bescheiden, fragten, ob wir noch nicht am Ziel! — ließ ich die Wagen in einem Hohlweg (wohl dem von St. Albert?) halten und lief, da ringsum kein Einwohner des Landes zu sehen war, nach deutschen Soldaten ausblickend, weit, weit über ein morastiges Feld nahe der Maas, ziemlich rathlos für den Fall, das wir uns wirklich verfahren hätten. Endlich

sah ich weit in der Ferne ein Häuflein preußischer Officiere, die am Rand eines Grabens rasteten und mich, nachdem ich auf sie zu gelaufen war, der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges getrösteten. Dankend wollt' ich mich verabschieden: — da — ich muß wohl sehr erbarmungswerth ausgesehen haben, todtmüde und Gesicht und Har und Bart und alle Kleider von Blut und Schmutz starrend, wie mir später in Donchéry der seit Wochen zuerst wieder beschaute Spiegel sagte — da stieß der eine, ein Husar, seinen Cameraden und Nachbarn im Graben an; dieser nickte, und der Husar rief mir zu: „Halt, Herr Doctor, Sie sehen ja recht nett aus! Da! trinken Sie einmal einen Schluck echten Champagner: — kaiserlichen! — gestern haben wir ihn sammt dem Küchenwagen vor Sedan abgefaßt!“ So hat mir noch mein Lebtag kein Trunk gemundet, wie dieser Kaiserwein auf dem öden Haidemor.

Nun hatte ich — es ist schon dunkel um 7 Uhr am 2. September — noch ein ziemlich ernstes Aben-

teuer zu bestehen. Ich schickte fünf meiner Wagen auf der Hauptstraße voraus und fuhr mit dem letzten allein in ein Dorf abseits, auch hier noch etwaige Verwundete aufzulesen. Dieser Weiler (St. Albert?) hatte unter den Schrecken des gestrigen Tages besonders schwer gelitten: unter anderm hatte eine Granate ein hübsches vierjähriges Kind, wie es über den Dorfplatz lief, zerrissen: — der alte Großvater wies mir schweigend die kleine Leiche; ein par Bauern-Bursche, die sich am Kampf betheiligt hatten, waren ergriffen und erschossen worden: dumpfer Haß und finsterer Groll brüteten in diesen Menschen: sie hungerten auch: denn schon seit zwei Tagen hatten ihre eigenen Truppen hier das letzte Stück Brot verzehrt. Nun entdeckten sie auf meinem offenen Leiter-Wagen neben den Verwundeten Flaschen mit Rothwein, Säcke voll Brodes, ein par Schinken. Ich sah den Hunger auf den Gesichtern, vertheilte einige Brode und ein par Flaschen Wein an jenen weißharigen Alten und einige Weiber für deren weinende Kinder, und befahl nun meinem

elsässischen Bauer, der eifrig mit den Einwohnern getuschelt hatte, weiter zu fahren. Der aber zögerte, die Franzosen bedeutungsvoll anblickend: plötzlich fielen ihm zwölf Fäuste in die Zügel, ebenso viele griffen in meinen Wagen, nach dem Wein, den Broden: wilde Blicke, drohende Worte, laute Verwünschungen trafen mich, der ich eben aufsteigen wollte: im Augenblick war ich von dem Wagen getrennt, zwölf, zwanzig Blaukittel umringten mich: ich sah umher: so wenig wie bei der Einfahrt konnte ich irgend einen Deutschen entdecken. Da brach ich durch die Reihe, die mich vom Wagen trennte, zog meinen sechsläufigen Revolver und drohte, jeden nieder zu schießen, der da stehle, oder mich aufhalten wolle. Aber sie wichen nicht von dem Wagen: war ich doch ganz allein und der Elsässer Fuhrmann gewiß kein Beistand für mich! Ich sprang nun auf den Wagen und befahl nochmal, abzufahren. Der Mann gehorchte nicht: konnte auch nicht: sie hielten die Zügel der Gäule. Da hob ich den Revolver und schoß — aber in die Luft: nun

fuhren ein par der Burschen zurück, die Weiber kreischten, man solle von mir lassen: aber andere Blaublusen beharrten und drängten näher heran: ich schoß den zweiten Lauf in die Luft ab: wieder wichen ein par: ich richtete nun den Revolver auf den Rädelsführer, einen riesigen Schmied, der, in der Rechten den schweren Schmiedehammer, mit der Linken den Handgaul zurück zerrte: aber — wohl zum Glück für mich! — ward mir erspart, ihn nieder zu schießen, was ich so eben sehr bestimmt thun wollte: durch die beiden Schüsse herangelockt sprengten von der nahen, aber mir unsichtbaren Landstraße her in die Dorfgasse herein ein preußischer Feldgensdarm und fünf Dragoner, die Karabiner auf dem Schenkel: hei, stoben die „pisangs" auseinander! Ausgenommen der Schmied, der trotzig stehen blieb. Der Gensdarm fragte, ob mir etwas geschehen sei. Dann werde man das ganze Dorf bestrafen. Nun, geschehen war mir — noch — nichts! Ich verneinte also, warf meinem Haupt-Widersacher, dem Schmied, auf

französisch ein warnendes Abschiedswort zu, und fuhr, begleitet von den sechs Reitern, aus dem Dorf. Dem elsässer Fuhrmann hielt ich aber sehr zornig seinen schwarzen Undank vor: seit Nancy hatte ich mich, da er oft weinte, nach Kräften seiner angenommen und ihm manchen sou und manchen „petit vin" zugewandt. Auf meine Vorwürfe hin — weinte er nun wieder! —

XXII.

Endlich, bei voll hereingebrochener Dunkelheit, erreichte ich nun das Städtlein Donchéry, in welchem wir im Hospital[1]), in der Salle d'Asile und in einer großen Caserne umfassende Lazarete einrichteten; außerdem dienten sechs Scheunen als Verbandplätze und Unterkunft für leichter Verwundete und Marode. Ich übernahm die Führung der Listen für alle neun Räume, bei dem fortwährenden Wechsel der Aufgenommenen und wieder Entlassenen eine recht mühevolle und nicht mit voller Genauigkeit zu lösende Aufgabe. Wir

---

[1]) Durch Unvorsichtigkeit der Deutschen war in dem gegenüber liegenden Spirituslager während meiner Abwesenheit Feuer ausgebrochen, das Gebäude verbrannt, unser Spital schwer bedroht, man hatte angefangen, die Verwundeten fort zu schaffen. Ich kannte den entstellten Platz kaum wieder.

hatten im ganzen gegen achthundert Pfleglinge; es waren meistens Deutsche.

Die verwundeten Preußen gehörten meist dem 32., 46., 80., 83., 85. und 86. Regiment und verschiedenen Jägerbataillonen, namentlich dem 5., an.

Von der Marine-Infanterie, die sich gegen die Baiern bei Balan und Bazeilles sehr tapfer vertheidigt, hatten wir Vertreter aller drei Regimenter; außerdem will ich noch einen Turco erwähnen, aus welchem auch seine französischen Cameraden schlechterdings nichts heraus brachten als die Worte „Bartelmé, Constantine".

Ferner hatten wir einen gefangenen französischen Grafen (?), den Träger eines großen Namens, de Salignac Fénélon: General des V. Corps. An diesen Mann knüpft sich mir eine für die Franzosen bezeichnende Erinnerung. Er war am Halse verwundet. Ich ließ ihn in Ruhe[1])

[1]) Ich ließ es gewiß an zartester Rücksicht in Behandlung der Verwundeten nicht fehlen: es rührte und freute mich folgender Zug: ein gar gutartiger Sachse, den ich mehrere Tage

mit Fragen behufs Ausfüllung meiner Listen, bis Roßbach mir sagte, der General könne jetzt ganz gut reden. Ich füllte allein Alles aus in den Listen, was ich ohne ihn wissen konnte, nur den Namen seines Regimentes mußte ich von ihm selbst erfahren. Ich trat also möglichst artig an sein Bett und fragte ihn in meinem besten Französisch: „Et le nom de votre régiment, mon Général?"

Da erhob sich der ohne Zweifel höchst tapfere Mann auf einem Arm, schwang den andern in der Luft und rief: „Mon régiment? Il n'existe plus!"

Höchst theatralisch, wird man sagen. Ein deutscher Officier sagt ganz ruhig: „I. schlesisches Husaren-Regiment von Schill" u. s. w.

Allein wir Deutschen sind rasch bei der Hand, das Gebahren der Franzosen „theatralisch" zu schelten:

---

gepflegt, rief einem am Fuße verwundeten, am Boden liegenden Cameraden, der, wie ich in das Zelt trat, ängstlich das schmerzende Glied an sich zog, zu: „Hab' keene Angst. Der Herr thut der nich weh!"

sehr mit Unrecht! Das Bedürfniß, der lebhaften Empfindung in Blick, Geberde, Bewegung, (mit allen Gliedmaßen!) in Wort, Tracht, Schmuck glänzenden, eindringlichsten Ausdruck zu geben, steckt tief in dem so reich begabten Mischvolk von der keltischen und von der romanischen Seite her; und auch die Franken treten von Anfang an in Geschichte und Sage uns als eitler und ruhmrediger, lebhafter, rascher, leichter- und heißer-blütig entgegen, denn z. B. alle nieder-deutschen Völkerschaften und die Bajuvaren und Thü-ringe (rascher und heißer als die Andern rechts vom Rhein sind die Alamannen); was bei uns freilich „theatralisch“, d. h. gemacht und künstlich, auf die Wirkung berechnet, wäre, das ist bei Franzosen (und Italienern) durchaus nicht theatralisch, sondern echteste Wahrheit der Volksseele. Freilich: — uns muthet dieses Wesen in seinen Uebertreibungen oft seltsam, auch wohl zur Geringschätzung herausfordernd, an: wie andererseits die Franzosen uns den Mangel an solch' bestechendem Wesen: die Vernachlässigung des

Aeußeren, der Form, des Ausdrucks, nicht ohne Grund vorrücken: hat doch Renan nach dem Kriege von 1870/71 geradezu über Moltke geäußert: er wisse wohl zu siegen, aber ihm fehlten jene „mots sonores“, welche die Heere zum Siege fortreißen (wie z. B. die Napoleons von den „Jahrtausenden, die auf die Grenadiere von den Pyramiden herabsahen“, „der Sonne von Austerlitz“ und ähnliche „Scherze“ (sagt man in Berlin). Lieber Gott! Unser Moltke und solche „Tiraden“! „Sedan sans phrase“ scheint doch „Waterloo avec phrase“ erheblich vorzuziehen! Moltke hätte sich die Zunge abgebissen, ehe er sich zu einer solchen Rede-Leistung herabgelassen hätte.

Nun ein deutsches Gegenbild[1]) zum dem keltischen General. Unter den Verwundeten im Officierszimmer lag ein sächsischer Lieutenant, den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel

---

[1]) Ward später von Oehler erzählt.

nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Wunden ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Arms zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel senken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Officier viele Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Endlich tritt eine Ordonnanz in den Sal, frägt nach dem Lieutenant, und überreicht ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt und unser tapferer junger Freund muß sterben. Tödtliche Ehre! tödtliche Freude!

XXIII.

Es ist kein Fertigwerden mit Sedan! („wenigstens nicht für den Verfasser", mag der Leser denken!)

Lebhaft erfreut mich, daß Moltke[1]) der sinnwidrigen Unsitte entgegentritt, die sich in Deutschland eingenistet hat, den Sedantag am 2. September zu feiern, während doch der Sieg am Nachmittag des 1. September entschieden war und am 2. September nicht ein Schuß mehr fiel. Ganz grundlos ist die „Begründung" des Mißgriffs dadurch, daß die Frucht des Sieges: die Waffenstreckung von Heer und Festung, erst am 2. September gepflückt worden sei; auch das ist widergeschichtlich: schon am Abend des 1. September stand die Ergebung der Besiegten,

---

[1]) Moltke a. a. O. S. 98.

standen auch die Bedingungen der Uebergabe fest; am 2. September und im Verlauf der folgenden Tage fand nur die Vollziehung des Vertrages statt. Die Verkehrtheit ist so arg, wie wenn man einen Schachsieg am 2. September feiern wollte, weil das Spiel zwar am 1. September entschieden war, aber die Figuren erst am 2. September in die Schachtel gelegt wurden.

Es ist eben so verkehrt, wie die beharrliche Bezeichnung des verstorbenen Kaisers Friedrich als Kaiser Friedrich III., während er doch als Kaiser Friedrich I., nur als König (von Preußen) Friedrich III. heißen muß. Besonders gelehrt und scharfsinnig sind jene Vertheidiger des Irrthums, die sich auf die gleichnamigen Vorgänger im alten Reich berufen, während doch erstens glücklicherweise unser Reich nicht eine Fortsetzung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ ist (sonst müßten wir in aller Geschwindigkeit dem heiligen Vater den Kirchenstat wieder erobern!) und zweitens in solchem

Falle der Verstorbene als Nachfolger der „kaiserlichen Schlafmütze", Friedrich III., Friedrich IV. heißen müßte! Aber da kann man lange reden.

Schwer wiegende Worte spricht Moltke[1]) über die den Besiegten von Sedan auferlegten Bedingungen: „man mußte sich sagen, daß man einem mächtigen Feinde wie Frankreich gegenüber die gewonnenen Vortheile nicht aus der Hand geben dürfe. Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nicht-Franzosen (bei Sádòwa) als Beleidigung empfunden, so konnte keine unzeitige Großmuth sie die eigene vergessen machen".

Genau dasselbe gilt von dem Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: es ist eitel Selbsttäuschung, wenn Franzosen und — viel schlimmer! — wenn gewisse „Auch-Deutsche" betheuern: „hätte man nach Sedan Frieden geschlossen und sich mit Entschädigung für die Kriegskosten begnügt, die Franzosen würden

---

[1]) Moltke a. a. O. S. 97.

solcher Großmuth mit Dankbarkeit vergolten haben, das Verlangen nach Rache wäre nicht geweckt, die Freundschaft der beiden großen Bildungsvölker alsbald hergestellt worden".

Lieber Gott, welche Thorheit! Wie glimpflich hat man 1815 — schon um die Bourbons nicht unmöglich zu machen — das niedergeworfene Frankreich behandelt! Man verzichtete damals — zum heißen Zorn des Freiherrn von Stein! — auf die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen: — und was war der Dank und die Folge? Das Geschrei: „Revanche pour Waterloo!" ganz ebenso wie die Revanche pour Sádŏwa verlangt wurde. Gewiß ist die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen tief beklagenswerth: nicht nur wegen der fast unertragbaren Waffenrüstung, die sie uns aufzwingt, ebenso, weil beide große, reich begabte Völker sich so vortrefflich ergänzen und dem germanischen Blut in den Franzosen die Franken und Alamannen des Deutschen Reiches doch näher stehen als die

Baschkiren und Tschetschenzen des weißen Zars: aber wahrlich, nicht die Deutschen tragen an jener Feindschaft Schuld. Hätten wir nur Geld gefordert: — die Wuth über die Niederlage wäre die gleiche gewesen.

Wenn sie nun doch wüthen, sollen sie wenigstens nicht in Straßburg und Metz wüthen, sondern weiter westlich.

Uebrigens ist ein gut Stück dieser Wuth erst ziemlich spät nach dem Frankfurter Frieden durch die Patriotenliga des Monsieur Déroulède künstlich entfacht worden: als ich in den Jahren 1876 und 77 wochenlang in Paris, Le Hâvre, Südfrankreich weilte und reiste, ist mir nie das Mindeste von jenen Ungezogenheiten zugestoßen, die seit 1878 etwa den Deutschen den Aufenthalt in Frankreich verleideten, so daß Herr Pindter die Franzosen sogar ein „wildes Volk" nannte, was doch vielleicht zu lebhaft im Ausdruck ist.

„Ihr hättet sollen Frieden schließen nach „Sedan": — sagen heute noch viele Leute in der Schweiz, in Holland, in Belgien, in England: und in Italien

wurde damals der alte Garibaldi ganz rappelig, blos weil Frankreich seit dem 5. September „Republik“ war, während das unglückliche Preußen unter dem Joche des Königthums schmachtete. Der Mann, dem sie in seiner geraubten (nicht, wie Elsaß-Lothringen, wieder gewonnenen) Vaterstadt Nizza jetzt ein Denkmal gesetzt haben, glühender Vaterlandsfreund und „Freiheit“-Schwärmer, war ein tapferer Haudegen, ein von Moltke nicht gerade stark gefürchteter Feldherr, und — das Gegentheil eines Staatsmannes.

„Frieden schließen nach Sedan“: darf ich fragen: mit wem? Mit dem als kriegsgefangen handlungsunfreien Kaiser? Mit der Kaiserin-Regentin, die noch vier Tage — dem Namen nach — herrschte? Mit der „Regierung der nationalen Vertheidigung“, d. h. den Herren Anwälten und anderen wortgewaltigen Rednern, die am 5. September sich selbst die Vollmacht ertheilt hatten, Frankreich zu vertreten? Hätten die Sieger, Gewehr bei Fuß, bei Sedan Halt machen und abwarten sollen, wer — nach einiger

Zeit! — als der thatsächliche Herr von Frankreich sich herausstellen und dann über die Deutschen herfallen würde? Zogen die Deutschen nicht auf Paris, so brachen die Commune-Gräuel schon im September aus statt im Mai und dann standen nicht in den Forts von Paris jene „Barbaren", die wenigstens das Alleräußerste verhindern und den Wiederherstellern der Ordnung, nach Freigebung von 100 000 Gefangenen, recht erhebliche Hilfe leisten konnten.

In Donchéry waren Roßbach, Gareis und ich einquartiert im „Cabaret Simonet", einem Wirthshaus auf einem großen Platz. Monsieur Simonet war, in stille Wuth versunken, unheimlich: wenn er Stunden lang, schweigend, mit dem Rücken gegen sein Haus gekehrt, (in dem es ziemlich laut herging, da außer uns Einquartierten zahllose stets wechselnde Soldaten einkehrten) auf dem Platze stand, beide Hände wie landesüblich) in den Taschen seiner weiten Pluderhosen vergraben und finsteren Blickes uns

messend, meinte ich, er werde nächstens aus diesen Taschen ein Messer ziehen und den nächsten Besten von uns niederstechen. Gareis behauptet freilich noch heute, es sei nicht stille Wuth, sondern stiller Suff gewesen; wahr ist, Monsieur Simonet roch stark nach Absinth.

Seine mittelalterliche Frau dagegen war freundlich und gefällig, zumal nachdem ich ihr zweimal einen kleinen Dienst erweisen konnte. Es muß nämlich leider gesagt werden, daß zweimal in diesen Nächten von deutschen Soldaten versucht wurde, in dem erbrochenen Keller des Hauses und in einer aufgesprengten „mercerie“ im Erdgeschoß des Seitengebäudes zu plündern. Beide Male stürzte die arme Frau erschrocken in das Zimmer, in dem ich gegen Mitternacht noch die mühselige Listenführung betrieb und schrie: „au secours! venez donc vite, monsieur le docteur! Vos soldats! Ils pillent! Ils volent! Ils prennent tout!“

Von Scham und Zorn durchglüht, sprang ich

auf, ergriff den Revolver und lief, von dem Weiblein geführt, hinab: beide Male waren es — in schönster Brüderschaft — Preußen, Baiern und Württemberger, etwa ein Dutzend, die im Keller geborgene Leibwäsche, in dem Kramladen aber Alles was sie fanden, auch seidne Halstücher, Tabakspfeifen, Porcellantassen, kleine Caminschmucksachen, kurz alles mögliche ohne Bezahlung davon tragen wollten. Der Grimm machte mich grob und das war besser als beredt: ich schrie sie an: „Schämt ihr euch nicht? Deutsche Soldaten wollt ihr sein! Spitzbuben seid ihr! Aber wartet, ich merke mir eure Regimentsnummern und eure Officiere sollen euch . . . .“

„Na, schreien Se man nich so, Herr Docter“, meinte ein Preuße und legte eine lange Tabakspfeife wieder auf den Tisch. „Na, denn nich.“ Sprach's und verzog sich in Stille. Die Andern folgten seinem Beispiel. Leicht hätten sie mich trotz meinem Revolver hinaus werfen können.

Das ist nun nicht erfreulich zu erzählen. Aber

die Gerechtigkeit verlangt es und es ist doch schließlich kein Wunder, daß unter der Million von deutschen Männern in Frankreich auch einige waren, die, in der Aufregung des Krieges verwildert, manchmal einkauften, ohne zu bezahlen. Sie hatten eben nicht Alle mein Kriegsrecht gelesen! Und wie würden's die Franzosen in Deutschland getrieben haben! Ich gedenke des Truthahns von Mont Cheutin! (S. oben S. 415).

XXIV.

Auch nach meiner Rückkehr beschäftigten mich noch lebhaft Sedan und Bazeilles — in kriegsrechtlicher, nationalpatriotischer und sittlicher Hinsicht.

Gleich nach dem 1. September erscholl in der französischen Presse ein abscheuliches Wuthgeschrei gegen die Baiern, die incendiaires de Bazeilles, die in diesem Dorf Greise, Weiber, Kinder ermordet, Kranke in ihren Betten verbrannt hatten! (In einer zum Wahnsinn der Rache anhetzenden Weise hat Zola auch das in „Debâcle“ ausgeführt.) Als ich diese Lügen und Uebertreibungen auch im folgenden Jahr immer wieder zu lesen bekam in französischen (und englischen) Zeitungen, schrieb ich an den General von der Tann und bat ihn, durch amtliche Feststellung zu Bazeilles die Wahrheit aufzudecken. Das

geschah: und am 31. Juni 1871 erließ von der Tann eine (auch mir zugesandte) Erklärung (von Nancy aus), in welcher der amtliche Bericht des Maire von Bazeille, Herrn Bellomet, abgedruckt war, wonach in dem zweitägigen Kampfe, an welchem sich ein großer Theil der Civilbevölkerung betheiligte (wenn nicht die ganze kampffähige), von 2000 Einwohnern getödtet wurden:

verbrannt oder erstickt	2	bettlägerige Frauen,
" " "	3	Männer,
" " "	3	Kinder,
vermißt	1	Frau[1]),
im Kampf gefallen	30	Männer,
also im Ganzen	39!	d. h nicht ganz 2 vom Hundert.

Es ist wirklich erstaunlich, daß nicht mehrere den Tod gefunden haben, wenn man bedenkt, daß mehrere Häuser wiederholt gestürmt werden mußten und wenn

---

[1]) Ist wohl die unten S. 566 erwähnte.

man die Art der Betheiligung der Civilisten am Kampfe kennt, die Herr Zola freilich ganz anders darstellt, als sie war!

Ein befreundeter baierischer Officier erzählte mir: „als wir zum zweiten Mal ein Haus in der Hauptstraße von Bazeilles nahe der Kirche erstürmt hatten, durchsuchten wir es vom Speicher bis in den Keller und fanden keinen lebenden französischen Soldaten mehr darin, nur vier Civilisten, alle ohne Waffen, im Keller geborgen: sie baten um Schonung: selbstverständlich geschah ihnen nichts. Nach einer Weile drangen die Franzosen in der Straße wieder vor, wir mußten zurück: kaum vor dem geräumten Haus angelangt, erhalten wir Feuer aus den Kellerfenstern: zwei meiner Leute fallen: zornig kehre ich mit einem halben Dutzend Soldaten in das Haus zurück: — die Franzosen auf der Straße von der Villa Beurmaim her waren einstweilen wieder abgewiesen — und fand jetzt im Keller einen langen Tisch mit einem halben Dutzend Gewehren bedeckt, die der eine Civilist

abwechselnd lud, während die drei andern, an den Fenstern kauernd, feuerten. Keinen ließen wir am Leben" [1]).

Noch ärger ist, was ich selbst erlebte. Von Bazeilles her wurden zuweilen Gefangene, zumal Officiere, über Torcy den 5. Jägern entgegen gebracht: da sah ich auf einmal zwischen drei Baiern, die verwundet zurück kamen, ein altes Geschöpf mit fliegendem Har: — allerdings einer Furie ähnlicher als einem Menschenweibe: — eine dreizackige Mistgabel war ihr zwischen die fest auf den Rücken geschnürten Arme gepreßt.

„Laßt's doch das Weibsbild aus, Landsleut'! — Geht's! A Frau!" rief ich ihnen zu.

---

[1]) Generalstabswerk S. 1134: „Die Einwohner des Dorfes betheiligten sich lebhaft am Kampf, indem sie den baierischen Soldaten theils offne Gewalt entgegensetzten, theils aus den Kellerräumen längst von den Baiern genommener Häuser feuerten. Da sogar Verwundete und Krankenträger nicht verschont blieben, so sahen sich die Baiern schließlich genöthigt, diejenigen Einwohner nieder zu machen, die mit den Waffen in der Hand betroffen wurden."

„Was? Na, Herr Doctor! Die g'hört d'rschossn. Wissens was das Luder 'than hat in dem verfluchten Bazeilles?“ (Er sprach genau wie man schreibt!) „Mein Kamerad fällt neben mir angeschossen auf en Buckel: da springt die Hex' aus 'n Hausthor und spießt ihn an auf'n Boden, durch und durch, mit dere Mistgabel da! Die muaß hin wern! Ich hätt's glei d'rschossn. Aber der Korporal hat g'sagt, wir müassn a Weibsbild vor den Officier bringa.“

Ich fand kein Wort der Vertheidigung mehr, sie ward an mir vorbei fortgeführt. Nach dieser Mistgabel habe ich bei Herrn Zola vergeblich gesucht[1]): er läßt nur Einen Bürger heldenmüthig wie Roland bei Ronceval fechten und fallen und Kinder und Frauen von Granaten zerrissen werden, während natürlich eine französische Kanonenkugel, unter die ein

[1]) Schade: er weiß sonst so gründlich mit diesem Werkzeug um zu gehn, nicht nur in dem Mist der Thiere in „la Terre“, auch in dem der „bête humaine“. Schade auch, daß ein so glänzender, fast genialer Virtuose der Wahrnehmung wie der Schilderung nie das A b c der Aufgabe der Dichtung gelernt hat.

Kind geriethe, so lange in der Luft „ritteln“ würde, bis das Kind entfernt worden.

Ich mußte später sogar dem so höchst gerechten Rollin-Jaequemynes gegenüber darauf hinweisen[1]), daß die Baiern durchaus nicht, wie er meint, sich für Bazeilles auf die mildernden Umstände des Kampfzorns zu berufen brauchen: es ist nichts geschehen, was nicht in einem zweitägigen Häuserkampf gegen Civilisten und Soldaten geschehen durfte, ja mußte!

---

[1]) Zur neueren Praxis und Literatur des Völkerrechts, 1870—72 in mehreren juristischen und Militär-Zeitschriften zerstreute Abhandlungen, jetzt gesammelt Bausteine V. Berlin 1884, S. 45—251.

XXV.

Nach ein par Tagen in Donchéry erkrankte ich plötzlich.

Seit jener in durchnäßten Kleidern verbrachten Fiebernacht zu St. Ménéhould (S. 404) hatte ich etwa alle zwei Tage Anfälle von heftiger Hitze im Kopf gehabt, abgelöst von schüttelndem Frost. Dazu kamen die ganz ungewohnten körperlichen Anstrengungen seit mehr als drei Wochen und die nicht geringen Aufregungen der letzten Tage. Ich war wohl recht herunter gekommen in der Gesundheit. Zwar die grauenvollen Anblicke erschütterten mich nicht: dagegen hatte ich mich durch Willenskraft gefeit. Allein nun erfaßte mich: — der Ekel, der äußerste, durch den Geruch. Es war wohl Folge oder Zeichen hochgradiger

Angegriffenheit, daß ich schon seit dem Schlachtfeld von Beaumont kein Fleisch mehr genießen konnte: als ich am 2. September unsere Soldaten mitten unter den blutigen todten und lebenden Menschen ganz ruhig blutendes Hammelfleisch bereiten und verzehren sah, überwältigte mich der Ekel. Der Geruch von Blut und von eiternden Wunden, der alle sechs von mir täglich etwa 18 Stunden lang abwechselnd aufgesuchten Lazarete erfüllte, brachte mich wiederholt zum Erbrechen. Zumal der süßliche Geruch — wie von faulendem Fleisch! — in einem Sale war mir unerträglich: der barg die meisten an brandig gewordenen Wunden Leidenden! Nur mit starker Ueberwindung konnte ich die Schwelle übertreten. Da trug mir Oehler eines Tages auf, rasch eine große Schüssel mit Carbolsäure in jenen Sal zu tragen: ich that's mit Abscheu. Wie ich mit meiner Zinnschüssel eintrete, war gerade einem armen Teufel von Franzosen der brandige Fuß dicht am Oberschenkel amputirt worden: der ganze Geruch der breiten Fleischfläche schlug mir aus dem

Bett entgegen: — da stürzte ich ohnmächtig sammt meiner Schüssel zu Boden.

Als ich zur Besinnung kam, lag ich in meinem Bett im Gasthaus: Oehler saß daneben und machte ein bedenkliches Gesicht. Mir war zum Sterben elend — vor eitel Ekel: ich mußte mich wiederholt erbrechen: ich wollte aufstehen, den Dienst aufnehmen: — ich sank auf das Bett zurück. Der Rest des Tages und die Nacht waren schlecht: ich phantasirte: ich wollte durchaus wieder in das brennende Torcy. Am folgenden Tag konnte ich vor Schwäche das Bett nicht verlassen: doch nahm das Fieber ab. Am nächsten Tag erklärte mir Roßbach, Oehler und Gscheidlen (oben S. 267), ich müsse unter allen Umständen zurück: das sei ein Anfall von „Lazaretfieber" gewesen, jetzt sei ich im höchsten Grad reif für Typhus. Auf meine Erwiderung, ich wolle mit vor Paris, nöthigenfalls, wie der von mir heiß beneidete Dr. von Franqué, (oben S. 57) auf dem Protzkasten einer Kanone, lachten sie und meinten, ich solle nur einmal bis zur

Thüre zu gehen versuchen. Ich versuchte es und sank bei dem ersten Schritt wie ein hilflos Kind auf den nächsten Stuhl.

Da konnte ich die Thränen nicht verhalten.

Denn ich sah ein: ich *konnte* nicht weiter, konnte vor Allem nichts *helfen* in diesem Zustand. Ich wollte nun hier liegen bleiben, meine Erkräftigung abwarten: das werde mir, hieß es, unvermeidbar den Typhus zuziehen.

Das war nun nicht, was ich gesucht hatte bei dem Aufbruch von Würzburg!

Elend in einem Lazaret den Strohtod sterben — nein! Lieber nach Haus und später vielleicht noch einmal hinein. Ich fügte mich also, zumal der liebevoll um mich besorgte Major mir erstens erklärte, daß er mich bei diesem Ausspruch der Aerzte gar nicht länger in seiner Colonne dulde und zweitens fest versprach, mir nach Würzburg zu schreiben, wohin er sich von Donchéry wenden würde und mir nach meiner Herstellung jederzeit einen Platz in seiner Schar

— „unter den Bedingungen von Nancy und Sedan“ — frei halten werde. Der Arme, Edle! Er sollte sein Wort nicht halten können!

Schweren Herzens gehorchte ich seinem Auftrag, nach ein par Tagen, sobald meine Kräfte wieder genügend hergestellt sein würden, die erste Räumung von Leichtverwundeten und Genesenden über Belgien nach Deutschland zu führen, wozu er mir alle erforderlichen Ausweise und Papiere vom Fürsten Puttbus verschaffen wollte.

Er drängte — aus eitel treuer Liebe! — so stark zum Aufbruch, daß ich alsbald mich fahrtfertig meldete, obwohl ich noch so schwach war, daß ich kaum ohne Hilfe die Treppe hinauf gelangen konnte.

Ich rüstete nun die Abreise, was wegen jener Papiere, dann bezüglich der einzuhaltenden Straßen und Etappen, noch sehr viel Mühe verursachte. Mit Schmerz nahm ich Abschied von Roßbach, Gareis, Semper und den anderen Freunden, die noch einige Tage blieben, dann auch heimkehrten.

Auf dem Tisch meines Hausherrn hatte ich gleich am ersten Abend das sehr schöne, aber sehr unverschämte Gedicht Alfred de Mussets, in welchem er auf das Rheinlied Beckers antwortete („Nous l'avons eu, votre Rhin allemand") gefunden, und nicht verfehlt, mich mit Monsieur Simonet darüber angemessen zu unterhalten. Jetzt, da ich meine Sachen zusammenpackte, wickelte ich die auf dem Siegesfelde zu Sedan aufgelesenen Granatsplitter in das Papier, natürlich nicht, ohne vorher seine Erlaubniß ausdrücklich einzuholen: er gab sie mit zorniger Höflichkeit.

Ich führte eine der ersten Räumungen, wohl gegen dreihundert Mann, zunächst an die belgische Grenze: die Mehrzahl konnte marschieren. Der Major ließ es sich nicht nehmen, obwohl er alle Hände voll in Donchéry zu thun hatte, mir und meinen Schützlingen selbst eine weite Strecke gegen Sedan hin das Geleit zu geben, vor den Thoren der Veste erst wich er meinen Bitten, zurück zu kehren: war doch auch seine Gesundheit schon damals erschüttert. Er gab

mir bewegt die Hand: — dann aber in plötzlicher Aufwallung schloß er mich in seine Arme, ließ mich rasch loß und wandte sich zum Gehen: — mir kamen die Thränen. Ich fühlte, ich werde ihn nicht wiedersehen. Und also kam's. Der alte Herr opferte sich unermüdlich seinem aufreibenden Johanniter-dienst: obwohl bereits erkrankt, bestand er darauf, nicht umzukehren und schon vier Wochen nach unserem Abschied, am 10. October, erlag er dem Typhus. Ich schrieb einen Nachruf in die Augsburger Allgemeine Zeitung (October 1870). Das Jahr darauf ward am 20. Mai zu Nieder-Weisel für ihn in der ehrwürdigen romanischen Ordenscapelle der Johanniter sein Denkstein feierlich der Genossenschaft übergeben: er trägt die Aufschrift: „Albert von Grolmann, Ehrenritter des Johanniterordens, großherzoglich hessischer Major, erlag als Opfer treuen Ritterdienstes im Felde am 10. October 1870."

Er war mir wie ein Vater werth geworden. Er starb als Held und Ehre deckt ihn zu.

Welchen Anblick — noch so viele Tage nach der Schlacht — Sedan, das wir passirten, gewährte, welches Maß von Schmutz und Blut und Brand und Elend hier gehäuft lag, — davon will ich schweigen; ein für ein deutsches Auge unvergleichlicher Anblick bot sich mir auf dem Hauptplatz von Sedan: dort steht die Bildsäule des größten Sohnes der Stadt, Turenne's, in triumphirender Haltung. Hier sah ich mit an, wie mehrere Hundert gefangener Officiere ihre Degen zu den Füßen des Feldherrn nieder legten, innerhalb des Vierecks von deutschen Truppen, die den weiten Platz besetzt hielten! —

Uebrigens war die Unbotmäßigkeit der verwilderten Soldaten gegen ihre verachteten Officiere erschreckend. Wiederholt sah ich schon bei einem früheren Auftrag in Sedan und jetzt wieder, wie die Gemeinen ihnen entgegen kommende (entwaffnete!) Officiere mit den Ellenbogen von dem Bürgersteig herabstießen! Das erklärt sich freilich doch nur im Zusammenhalt mit der empörenden Gleichgültigkeit

der Officiere gegen ihre Soldaten, von der ich mich gleichzeitig überzeugte; ich traf vor Sedan gefangene französische Infanteristen, die mich, schreiend vor Hunger, anbettelten: bei aller Fürsorge gelangten nicht ausreichend Nahrungsmittel von den Deutschen zur Verpflegung an die vielen zehntausende, die in der Halbinsel bei Iges bewacht wurden. Ich gab ihnen Brod und Wein, soviel ich gegenüber meinen eignen Leuten verantworten konnte. Wenige Minuten weiter gen Sedan hörte ich aus den offenen Fenstern eines Cabaret laut und ziemlich lustig französisch reden und Champagner-Pfropfen knallen: ich trat ein: da saß ein Dutzend gefangener Officiere und schmauste und zechte reichlich. Ich trat an ihren Tisch und fragte sehr höflich, ob sie nicht von ihrem Ueberfluß ihren armen Soldaten abgeben wollten, die fünf Minuten von ihnen entfernt in den Straßengraben lägen und fast Hungers stürben?

„Mais, Monsieur le Docteur, laissez les donc crêver, les lâches — les infames, les cochons,

les canailles!“ ward mir zur einstimmigen Antwort.

Das war das Verhältniß zwischen Officier und Soldat im gallischen Heere[1])!

Auf dem hinter der Stadt sich erstreckenden Theil des Schlachtfeldes, in der Richtung auf Givonne und die Ardennen, lagen, und zwar mitten auf der Heerstraße, noch jetzt in Menge die Leichen der Franzosen und ihrer Pferde; hier hatten die Granaten des 5. deutschen Corps den letzten Ausweg abgeschnitten und die Reserve-Artillerie des Kaisers decimirt. An einer Stelle zählte ich dreizehn durch eine Granate niedergeschmetterte Artilleristen und sieben Pferde, Wagen und Karren aller Art zertrümmert daneben: noch nach fast einer Woche! In einem rothen Meer ist dieser Pharao versunken mit Mann und Roß und Wagen.

---

[1]) Diese Dinge hat Zola in „la Débâcle“ gut, ohne Uebertreibung, geschildert.

Die Parteilichkeit der belgischen Unparteilichkeit ist schon von anderen Zeugen hinreichend bestätigt worden. Die Neigungen der Belgier zu den Franzosen, deren Sprache sie (anders die wackern Vlamen!) sprechen, mit welchen sie viel mehr Familien- und Handelsverbindungen verknüpfen als mit uns, sind natürlich, und über den Geschmack — ist bekanntlich nicht zu streiten. Deutschland kann glücklicherweise die Liebe Belgiens entbehren und die Ungebührlichkeiten Belgiens nöthigenfalls verbieten: in Mißhandlung von deutschen Verwundeten darf sich die nachahmende Vorliebe der Neutralen für die französische Bildung nicht mehr äußern. In Recogne und Libramont überschüttete die Bevölkerung den gleichzeitig mit mir durchziehenden Lakaien- und Bedienten-Troß des Kaisers mit Erfrischungen aller Art unentgeltlich, aber weigerte sich, mir für meine deutschen Verwundeten Brod und Wasser zu *verkaufen*!

Rühmliche Ausnahmen sind hervorzuheben: so ein belgischer Capitän, der, als ich, auf seine Frage, was

ich da bringe, antwortete: „deutsche Verwundete“, commandirte: „Präsentirt das Gewehr!“ und seine Leute so salutiren ließ, bis der letzte Mann unserer Leichtverwundeten vorbei geschritten war [1]).

Bouillon, mit dem altersgrauen steil ragenden

---

[1]) Daraus entstanden die par Verse: Heimkehr von Sedan:

Ritt ich voran dem langen Zug,
Der das rothe Kreuz im Banner trug.
Kamen wir über Galliens Gränzen,
Wo Bouillons Thürme nieder glänzen:
Empfing mich dort ein dicht Spalier,
Trat vor mich hin der Officier:
„Mein Herr, was Leute führen Sie hier?“
„Deutsche Verwundete, hundert und mehr.“
„Achtung! Präsentirt das Gewehr!“
So commandirte der Capitän:
„Habe nah Sedan sie fechten sehn:
Jeder Mann darunter ein Held:
Sind die ersten Soldaten der Welt!“

Zu Sedan nämlich bestieg ich — so hatte mir Oehler gerathen — eines der vielen tausend von erbeuteten Pferden, das mir ein preußischer Ulanenoberst sehr liebenswürdig aussuchte und fand, daß das Reiten — ich mußte an der Spitze des langen, langen Zuges sein — mir sehr gut bekam, während ich noch lange nicht rasch genug ausschreiten konnte.

Herzogsschloß (von welchem die schwarz=roth=goldene Fahne Belgiens weht, die alten Reichsfarben!), rings von hohen Bergen umgeben, deren dichte Bewaldung sich bis an die Mauern der Stadt herabzieht, ist eine der schönstgelegenen Städte, die ich je gesehen.

Hier, in Bouillon, drohte mir sehr nahe die bei meiner noch nicht erstarkten Gesundheit unangenehme Aussicht, die bereits empfindlich kühle Septembernacht im Freien verbringen zu müssen.

Obwohl wir noch bei so hellem Tag ankamen, daß ich die Besteigung der prachtvollen Veste Gottfrieds mit der herrlichen Rundsicht unternehmen konnte, erheischte doch die Unterbringung meiner etwa 350 Pflegebefohlenen so viel Zeit, daß es spät in der Nacht war, als ich auch für mich an Unterkunft dachte. Daß alle Gasthäuser und alle verfügbaren Privatgebäude so besetzt waren, daß niemand mehr Aufnahme finden konnte, hatte ich bei den Verhandlungen mit den Behörden für meine Pfleglinge sattsam erfahren. Ich wollte mich also einfach zu diesen legen, die die zwei

Hälften zweier Säle einer Salle d'Asyl füllten. Aber in beiden fand ich die Luft von dem Wundengeruch und der Ausdünstung so vieler Menschen derart verpestet, daß mich der überwältigende Ekel, der mich noch lange quälte, alsbald hinaus trieb: lieber draußen frieren, als diese gräßliche Luft einathmen.

Ich ging also zu unsern Wagen, die auf einem großen Platz aufgefahren waren, und schickte mich an, auf einem derselben mittelst einer Wolldecke, die ich mir in Beaumont gekauft hatte, und auf einem „erbeuteten" französischen Tornister als Kopfkissen eine dürftige Lagerstätte zu bereiten. Während ich mir nun an dem Wagen zu schaffen machte, trat — es war finstre Nacht — ein Herr auf mich zu, der mich ziemlich argwöhnisch auf französisch fragte, was ich da zu suchen habe und wer ich sei? Ich erwiderte, ich wolle auf diesem Wagen nicht stehlen, sondern schlafen und sei dazu einigermaßen berechtigt, denn ich sei der Führer dieser Wagen, und nebenher Professor der Rechte an der Hochschule zu Würzburg.

Aeußerst artig entschuldigte sich nun der Herr, stellte sich als den „Burgemester“ von Bouillon, Monsieur Ozéray, vor und erklärte, er werde nicht dulden, daß ich in seiner Stadt unter freiem Himmel frierend schlafe, sondern lade mich ein, sein einfaches Junggesellenheim zu theilen. Sehr gern folgte ich dieser Aufforderung und fand den Herrn „Burgemester“ mit all’ dem Geschmack, der Vornehmheit und der Behaglichkeit, selbstverständlich im eignen Haus, eingerichtet, die französische Wohnungen so vortheilhaft vor deutschen auszeichnen, nicht nur weil diese Leutchen mehr Geld, auch weil sie mehr Sinn dafür haben.

Mit welchem Wohlgefühl genoß ich es, wieder einmal in einem musterhaft sauberen Bett zu schlafen, nach einem leichten, feinen Abendessen und einer Flasche des besten Bordeaux!

Am andern Morgen verabschiedete ich mich dankbar von meinem gastlichen Wirth, der mir noch in allem und jedem für Weiterführung meiner Pfleglinge behülflich war, im Gegensatz zu der Bevölker-

ung, auch gegen die Deutschen mit edlem Eifer die Pflichten der Menschlichkeit erfüllte und mir versprach, dafür zu sorgen, daß die später nachkommenden deutschen Verwundeten Wein und Brod zur Labung bereit finden sollten. Er hat es treulich gehalten: — wie ich von später durchziehenden Baiern erfuhr und ich habe daher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung den nicht nur gegen mich gütevollen Mann wider unbegründete Beschuldigungen vertheidigt. Es giebt eben auch recht unbescheidne und manierlose Herren unter den Deutschen und schlechte Manieren können französisch gebildete — wahrhaft gebildete — Leute durchaus nicht ertragen.

Ich kann überhaupt von den Franzosen nicht Abschied nehmen, ohne einzelnen früheren Tadelworten über Soldaten und Nicht-Soldaten auch warme Anerkennung ihrer großen Vorzüge gegenüber zu stellen. Die glänzende französische Tapferkeit zu loben, ist überflüssig; wie wird denn ein Misch-Volk aus den tapfersten Nationen der Erde: Kelten, Römer, Ger-

manen (aus allerlei germanen Stämmen: Franken bis an die Loire, Burgunden im Südosten, Normannen im Nordwesten, Alamannen im Elsaß, von den wenigen Goten am Rhone zu schweigen) nicht tapfer sein? Sollen wir Leute, die uns im XVII., XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts so häufig geschlagen haben, nicht als tapfer gelten lassen? Es ist höchst anständig vom Generalstabswerk und Moltke und allen deutschen Officieren, die ich jemals sprach, daß sie mit voller Achtung von unsern Feinden reden.

Und welcher Patriotismus! Wie lange noch nach Vernichtung der kaiserlichen Heere hat die Erhebung des Volkes unter Gambetta uns Arbeit gemacht! Ich fürchte sehr, in Deutschland würde unter ähnlichen Verhältnissen ähnliches nicht geleistet werden, zumal seit die Socialdemokratie Millionen bei uns davon überzeugt hat, daß Patriotismus Barbarei, daß nicht der Zuave oder Turco, sondern der deutsche Bürger des deutschen Arbeiters Feind ist und ein Socialdemokrat im deutschen Reichstag Frühjahr 1894)

ungeahndet sagen durfte, „wenn das deutsche Reich untergeht, so ist kein Schade drum!“

Die Deutschen verwechseln Frankreich mit Paris, das sie meist auch nur aus den französischen Ehebruchs-Schauspielen und -Erzählungen kennen. Wie viele Tüchtigkeit und Sittenreinheit steckt aber auch zu Paris in den Frauen der Bürger und Handwerker! In der Provinz, die ich 1870 kennen lernte und später (1876, 1877) in monatelangem Aufenthalt — wie viel Familientüchtigkeit und gesundes Leben gedeiht hier nicht! Es war ein Wahn, den ich nie getheilt, der von deutschen Chauvinisten 1871/72 verbreitet wurde, Frankreich sinke in die Verrottung etwa des römischen Westreichs im V. Jahrhundert hinab! Welch ausgezeichnete wirthschaftliche Tugenden eignen in Frankreich beiden Geschlechtern: unermüdlicher Fleiß, Sparsamkeit, unbedingte Verläßigkeit und Vertragstreue in den Geschäften z. B. bei Lieferungen nach Probe, wo das leider von deutschen Firmen durchaus nicht immer gerühmt werden kann. Wie viel könnten wir

von den Franzosen in Ausnutzung der Zeit lernen, die bei uns durch stundenlanges Trinken im Wirthshaus — Frühschoppen und Abendtrunk! — und durch das geisttödtende Cartenspielen im Café, im Gasthaus und in der Wohnung vergeudet wird. Und trotz der par Anarchisten und der wenigen Verrückten, die zuweilen schreien: „à bas la patrie, à bas la France!“ — welche Einigkeit aller Parteien, sobald es gegen uns geht. Das würden wir bei Ausbruch eines Krieges in Frankreich erleben: die deutschen Socialdemokraten dagegen haben ja schon erklärt, daß sie einen Krieg gegen die Republik „verbieten“ werden: sie werden unsern Sieg nach besten Kräften verhindern. Der deutsche Reichstag muß aufgelöst werden, bevor er die für unsere Rüstung unentbehrlichsten Mittel bewilligt: — die französische Volksvertretung bewilligt ohne Ausnahme sofort Alles, was die Kriegsminister verlangen. Ach, will man stolz auf die Deutschen sein, muß man heutzutage um 24 Jahre zurückdenken.

Oh ihr Tage von Sedan: — wie seid ihr schon so fern! Und wie tief ist seit Bismarcks Sturz Deutschlands Machtstellung in Europa, in allen Erdtheilen gesunken! Es ist ein herzzerreißendes Weh! —

XXVI.

Nachdem wir so viel vom Krieg erzählt, auch seine Schrecken nicht vertuscht haben und nachdem meine helle Freude an dem Krieg, ja meine verzückte Begeisterung über die erlebte Schlacht laut ausgesprochen ward, wollen wir doch auch die Frage von der Nothwendigkeit des Krieges, überhaupt von seinen schädlichen und seinen guten Wirkungen wenigstens streifen[1]). Nicht einmal das Wahngebilde des

[1]) Auf zwei Seiten — den ersten beiden seines unsterblichen Werkes — sagt Moltke über den Unterschied früherer Kriege von denen der Gegenwart, über die Unvermeidbarkeit, aber auch über die zu hoffende Verseltenung des Krieges mehr als anderwärts in Bänden über diese Dinge geredet wird.

Zola's Buch **la Débâcle** will — scheinbar — nur die Gräuel des Krieges an sich darstellen und dadurch vom Krieg überhaupt abwarnen: allein prüft man genauer, so findet man dabei immer nur die Deutschen als die Verüber, die Franzosen und zwar zumal unschuldige Civilisten, Weiber,

socialistischen Weltstates, dieses furchtbarsten Zuchthauses, würde (— könnte es je verwirklicht werden in seiner unaussprechlichen Langweile und Leben ertödtenden Vernichtung der Eigenart der Einzelnen und Volksunterschiede! —) den Krieg ausschließen: der Widerstreit der volkswirthschaftlichen Bedürfnisse der verschiedenen „Provinzen" z. B. der „Provinz" Rußland und der „Provinz" England, der wirthschaftliche „Kampf um's Dasein" würde auch dann gar oft gewaltsam entschieden werden.

Daß der Krieg die Krieger verwildern, daß er das im Menschen schlummernde, reißende Thier entfesseln

---

Kinder als die Erdulder dieser Gräuel: das Buch ist unter der Larve der Verwerfung des Krieges an sich die Aufpeitschung der grimmigsten, tödtlichsten Rachegelüste der heranwachsenden französischen Jugend. Dabei wird das Erliegen der Franzosen zwar einerseits richtig durch die (nicht [wie ihm die Franzosen vorwerfen] übertrieben geschilderten) Zustände in ihren Heeren, andrerseits aber durch maßlos übertriebene Dummheit ihrer Feldherrn erklärt, deren Einer schlechterdings nicht es dahin bringt, Maas und Mosel zu unterscheiden! Es ist unter dem Anschein der Friedenspredigt ein bitterböses, abgefeimt rachehetzerisches Buch.

kann, soll nicht geleugnet werden. Nach meiner festen Ueberzeugung ist noch nie ein Krieg mit so gewissenhaft strenger Einhaltung des Kriegsrechtes geführt worden wie der Krieg von 1870 von deutscher Seite, zumal in den ersten Monaten: das wurde später (etwa seit November) anders; und wäre nach dem Waffenstillstand vom Januar 1871 der Kampf noch einmal entbrannt, so würde der Grimm unserer Landwehren das ganze Volk für die Hartnäckigkeit seiner Leiter schwer getroffen haben. Gleichwohl ist es der Gipfel der Ungerechtigkeit, wenn die Franzosen der deutschen Kriegführung häufige und starke Verletzungen des Völkerrechtes vorwerfen: weniger ist, wie gesagt, das Kriegsrecht wohl noch nie in einem Kriege gebrochen worden als von uns damals. Unter einer Million von Männern, die damals Frankreich überzogen, giebt es Rohe, ja Verbrecher, die auch im Frieden und zu Hause nicht sieben Monate ohne Rechtsbruch würden verlebt haben. Und daß der Krieg Menschen von solchen Anlagen verwildert, ist

kein Wunder. Ein gewisser trotziger Fatalismus durchdringt den Krieger, der, wenn er nachdenkt, bald abschließt mit der Hoffnung, lebend und heil nach Hause zu kehren: — es ist sozusagen ein Wunder, wenn ihm das glückt; — in dieser Stimmung, in dieser Gemüthsverfassung will der Durchschnittsmensch jede ihm noch vergönnte Lebensstunde nach seinen Lieblingswünschen ausnützen: er wird essen und zumal trinken, so viel und so gut er kann; und bei den minder Gutmüthigen wird sich unwillkürlich auch der Drang regen, das Volk, das ihm die Leiden und Gefahren des Krieges aufgezwungen hat, unter diesem Krieg nicht weniger leiden zu lassen.

Allein dem gegenüber hat Moltke schon bald nach dem Frankfurter Frieden in einer Rede im Reichstag erinnert, wie gewisse allerhöchste Mannestugenden nur durch den Krieg gepflegt, ja nur in dem Krieg entfaltet werden können. Ist es denn ohne Grund, daß Sage, Dichtung, Sittenlehre, Geschichte aller Völker, der Bildungsvölker wie der Zeiten der

Unmittelbarkeit, die Vollendung, die Krönung aller Mannesherrlichkeit in dem Helden erblicken,

„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel!“

Hat man es einmal mit angesehen, mit erlebt, wie ein par hundert wenig gebildete Männer, welche begrifflich den Werth des States nie erfaßt haben, ohne Wanken in den fast unvermeidbaren Tod hineinstürmen, über die getödteten und verwundeten Waffenbrüder hinweg, nur von dem Einen Drange, — zu siegen, — fortgerissen, so wird man den begeisterten Heldentod dieser Leute als die großartigste Leistung der Mannheit bewundern müssen. Man sage nicht: sie gehen vor, weil sie wissen, daß stehen bleiben oder fliehen noch gefährlicher ist oder aus thierischer Wuth oder „angedrilltem“ Pflichtgefühl: das wirkt bei Einzelnen und nebenbei; aber solche „Erwägungen“ können nicht den die Massen fortreißenden Ansturm erzeugen; und die anerzogene Pflicht des Gehorsams sollte man bewundern, nicht

verhöhnen. Wankt diese Zucht der Pflicht, dann wankt nicht nur, dann stürzt Alles, was bisher der Menschheit heilig war, in den ekeln Sumpf der alles gleichmachenden Genußgier.

Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Socialdemokraten, auch gewisser Schmutzströmungen, endlich — hievon verschieden — gewisser Weiblichkeiten[1]) in der Literatur sollen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentod für das Vaterland für die Krone aller Mannestugend und wir erkennen mit Moltke, daß daß furchtbare Unheil des Krieges, neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit, auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen.

Diese thätige, obzwar freilich auch heidnische

---

[1]) Die Waffen hoch! das Schwert ist Mannes eigen,
Wo Männer fechten hat das Weib zu schweigen;
Doch freilich: Männer giebt's in diesen Tagen, —
Die sollten lieber Unterröcke tragen!

Selbstverleugnung steht, so lang es Männer geben wird, doch erheblich höher als die blos leidende des christlich-parcifalischen „Mitleids“, die dem Räuber des Mantels das Wamms obenein hinreicht und nach dem Schlag auf die rechte Wange die Linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt es nie, Germanen zu dieser „Tugend“ zu erziehen.

Von Bouillon führte ich meine Pfleglinge über Arlon nach Luxemburg — auch hier fand ich nur französisch Gesinnte! —

In der alten Römerstadt Trier [1]), an der schönen

[1]) Da unser Zug die ersten Verwundeten von Sedan brachte, hatten die braven Uferfranken dort den Bahnhof festlich geschmückt: unsere Locomotive ward bekränzt, ein Willkommtrunk von köstlichem Moselwein ward kredenzt von weißgekleideten Festjungfrauen unter Abfeuerung eines auffallend guten Gedichtes und eine würdige Matrone lud mich zu einem rasch veranstalteten Gartenfest ein. Ich lehnte dankend ab und fragte, wo ich wohl in der Nähe ein Stück Seife kaufen und ein warmes Bad nehmen könne: danach trug ich dringender Bedarf als nach Festgedichten, Festjungfrauen und Festessen.

Mosella, lieferte ich alle meine Verwundeten, Kranken, Genesenden in die Hände des Etappencommandanten, der Militär- und der freiwillig helfenden Civil-Aerzte ab, ließ mir Entlastung über Ausrichtung meiner Aufträge und von dem Vertreter der Johanniter über meine Cassenverwaltung ertheilen und ging über Saarbrücken, das ich mit Freude nur wenig beschädigt fand, nach Hause.

Hier beantragte — ohne mein Wissen oder gar Zuthun! — der Kriegsminister von Pranckh und erwirkte für mich das Ritterkreuz des baierischen Militärverdienstordens (für Nichtcombattanten): ich vermuthe, von der Tann hatte ihm über mich und meine Abwehr der Verläumdungen über Bazeilles berichtet: denn durch „Heldenschaft" hatte ich ja — leider! — nichts verdient! —

Anhang I.

Nachdem ich meine Schilderung der Schlacht bei Sedan wiederholt geprüft, finde ich mit Bedauern, daß ihr Bild für den Leser, der sie nicht erlebt hat, doch durchaus nicht so anschaulich sein wird, wie ich hoffte und auf S. 462, 472 aussprach: der Grund ist, daß ich, in der Aufregung jener Stunden, es fast völlig unterließ, die Uhr in der Hand die Zeit der einzelnen Erlebnisse und Anblicke fest zu stellen, wie ich denn auch die Namen gar vieler Oertlichkeiten nicht ermittelte: es können sich daher Versehen eingeschlichen haben in Bezug auf Zeit und Raum. Um nach Kräften abzuhelfen, gebe ich hier eine kurze Zusammenstellung der Zeitangaben des Generalstabswerkes und des Buches von Moltke.

Von 4 Uhr Morgens bis 9 Uhr blutiges Ringen der Baiern um Bazeilles: um 9 Uhr Vordringen der Baiern bis über Bazeilles hinaus südlich bei Moncelle: das war wohl das heftige Gewehrfeuer, das ich von Bazeilles her hörte: Erstürmung des ummauerten Parkes von Schloß Monvillers und der Villa Beurmann, aber dann die Angriffsstöße der Franzosen von 9—10½ Uhr. Später vernahm ich und sah ich offenbar das Ringen der Baiern östlich von Balan, die von der Uebermacht unter starkem Mitrailleusenfeuer auf kurze Zeit zurück gedrängt (S. 484) wurden; dann sah ich, von da nach Norden eilend, hart an dem linken Ufer der Maas stehend, den Kampf um Floing und Illy, sowie, ebenfalls hier, den

Angriff der 7 französischen Reiterregimenter unter Gallifet (S. 487-489), etwa von 12—2½ Uhr; zurückgekehrt zu den Baiern machte ich etwa 4½ Uhr deren Angriff auf Torcy mit (S. 498-509). Mein nördlichster Punkt war nahe südlich von Iges (gerade gegenüber von dem auf dem rechten Maasufer liegenden Floing), mein südlichster südlich von Wadelincourt, nördlich von le Pont Maugy [gerade gegenüber dem auf dem rechten Maasufer liegenden Bazeilles]: das ist im Ganzen noch nicht eine Meile[1]) (nach der Generalstabscarte etwa 9 000 Schritt): erwägt man, daß ich von ½9—5½ Uhr — also acht Stunden — Zeit hatte und dabei einigemale lief, was ich konnte, erklärt sich, daß ich, trotz vieler Hemmnisse und langen Verweilens an einzelnen Orten, das Gebiet in dieser Ausdehnung durchmessen konnte.

---

1) Denn sogar von Fleigneux bis Bazeilles, von Nord nach Süd, und von Floing bis Villers Cernay, von West nach Ost, ist nur Eine Meile.

Anhang II.

Die Schlacht von Sedan.

(Dem deutschen Heere zu eigen.)

Endlich erreich' ich dich,
Endlich ergreifst du mich,
Lange gesuchte,
Wochenlang durch die Nächte
ersehnte,
Dröhnende, heilige,
Männermordende Feldschlacht.

Hoch in den Lüften
Die weißlichen Wölklein, —
Nicht sind's des Septembers
Nebelgespinnste: —
Siehe, sie bersten:
Das sind des Feindes
Todesgeschosse!
Und das Getöse: —
Nicht von Gewittern: —
Hell ist der Himmel:
Das ist der Donner,
Der herrliche Schlachtruf
Der deutschen Geschütze.

Erjauchze, mein Herz, nun:
Dein Sehnen von Kind auf,
Dein Wunsch in den heißen
Schmerzen des Mannes, —
Alles erfüllt sich:
Denn es umtoset dich
Schrecklich und herrlich,
Vom Heer Alldeutschlands
Sieghaft geschlagen,
Die heilige Schlacht!

Auf und hinein!

Dort, von den Höh'n des
Ragenden Hügels,
Muß sich das ganze
Kampfesgefild den
Blicken erschließen. —

O Deutschland!
Welch' Schauspiel!

Rings mir zu Füßen,
Zur Rechten, zur Linken,
Da wallet und woget
In schimmernden Scharen
Ringend die Streitmacht
Deutschland und Frankreichs!

Vor mir im Thalgrund
Windet der Fluß sich,
Die Maas, durch die Nied'rung:
Dort an den Ufern,
In glitzernden Gliedern,
Das sind Franzosen:
Fußvolk und Reiter
Und brüllend Geschütz.

Und aus der Mitte
Hebt sich die Veste,
Mit Thoren und Thürmen,
Mit Zinnen und Zacken,
Stachlig zu schauen:
Ein feuerspeiender,
Kauernder Wurm.

Aber umher auf
Waldigen Höhen
Rings in dem Halbkreis
Von Süden, von Osten
Und fern her von Westen
Die dunkelnden Massen: —
Das sind die Unsern,
Das sind die Deutschen!

Siehe, sie stoßen
Herab von den Höhen,
Gleichwie ein Adler
Mit rauschenden, schwarzen
Schwingen und Fängen,
Zu würgen im Thale
Den gleißenden Wurm.

Da, hart mir zur Rechten,
Auf rasselnden Rädern
Rollt's an den Höh'nrand:
„Halt! Halt, Batterie!"
Das sind meine Baiern:
Den Führer erkenn' ich:
Oft sah ich sie ziehen
Durch's friedliche Mainthal:
Jetzt find' ich sie wieder
In tosender Schlacht.

„Zielt dort auf das Dorf mir,
Dort, dicht vor der Festung:
Da seht ihr in Masse
Geschart die Franzosen:
Dort droh'n sie den Durchbruch:
Doch sie dürfen nicht durch!"

Und neben mir Blitz und
Knall aus dem Rohre:
Wie gellt mir das Ohr!
„Seht nur, wir müssen sie
Mächtig erzürnen:
Sie richten auf uns nun

Ergrimmt die Geschütze:
Recht so! Da werden
Dort unten die Unsern,
Die wackeren Jäger,
Links von der Straße
Granatenfrei."

Horch, da erzischt es
Sausend und schwirrend
Hoch mir zu Häupten:
Aber unschädlich
Zerschellt das Geschoß,
Dort nur die Spitze
Der Tanne zerspellend.
Horch, wieder! Und wieder!
Das fehlte nur wenig:
Deutlich den Windstoß
Fühlt' ich der sausenden
Schwirregewalt:
Sei mir gesegnet
Ob meinem Haupte,
Weihender, heilender,
Heiliger Hauch! —

Da rechts in der Ferne,
Da flammt's aus dem Flecken
Flackernd empor:
Rauch, Feuer und Lohe
Und glühender Qualm:
„Da brennet Bazeilles!
Da brennet auch Balan!
Dort fechten die Unsern
Schwerringend seit Stunden,
Bergbaiern zumal."

Horch auf, was da knarret
Und schnarret und rasselt!
Das sind nicht Gewehre!
Nie hört' ich's zuvor!

„Mitrailleusen sind's,
Wohl viele Batt'rieen.
Nun, endet das nicht?"
Drei lange Minuten!
Der Braven gedenkend,
Erbleicht' ich mit Frösteln:
Es erlag wohl da unten
Der Mordmaschine
Manch freudiger Schütze,
Dem einst auf dem Bergpfad
Im heimischen Chiemgau
Die Hand ich gedrückt.

Doch herab jetzt vom Hügel:
Denn links nun entlodert
Noch wilder und wüth'ger
Die wogende Schlacht.

Sieh, verstört aus der Stille
Der friedlichen Dörfer
Weißer Tauben
Verschüchterte Schwärme!
Sieh, wie sie rathlos
Flattern und flüchten

Von Links nach Rechts
Weit über das Thal hin
Hoch durch den Himmel!

Dort, jenseit des Flusses,
An steilem Gelände
Aufsteigen drei Dörfer
Mit steinernen Mauern:
St. Menges und Floing:
Und das bergige Illy
Da wimmelt und wogt es
Von rothen Hosen;
Sie schützen, noch uner-
Schüttert, die rechte,
Die westliche Flanke:
Sie halten die Höh'n
Und die Häuser und Höfe:
Sie liegen in Gärten
Und Gräben gedeckt.

Da sammelt sich unten
Am Fuße des Bergs
Beim Schlage der Trommel
Die schwärzliche Schar:
Siehst du die Fahne
Schwarzweiß flattern?
Das sind die Preußen!
Sie trommeln zum Sturm!
Wie? Empor diesen Berghang?
Den steinigen, steilen?
Den nackten, den kahlen?
Kein Baum, kein Busch!
Entgegen dem tausend-
Schlündigen Tode?
Mir gerinnet vor Grauen
In den Adern das Blut!

Sie stürmen, bei Gott!
G'radauf! G'radan!
Entsetzen! Wie rollt das
In Knattern und Rasseln!
Rings Feuer und Blitze
Und Pulverdampf.
Gott, wie bang, wie lang!
Da verzieht sich der Rauch:
O Jammer und Wehe!
Wie besät liegt der Berg nun,
Der nackt war und leer war,
Mit schwarzen Gestalten:
Das sind die Gefall'nen,
Die tapferen Stürmer!
Wie viele! O wehe!
Ich seh' sie sich winden
In zuckender Qual.

Und die Fahne? — Zurück?
O wehe, sie weichen
Den Hügel herunter!
Gescheitert der Sturm!
Und sie, — o Verderben! —
Aus Häusern und Höfen,
Aus Gräben und Gärten
Brechen verfolgend,
Nacheilend, nachschießend,

Die Halde herab
Die Feinde hervor:
In wenig Secunden
Können sie hier stehn
Und durchbrochen wäre
Das deutsche Heer! — — —
Und zum erstenmal mir
Kam der Gedanke:
Wenn heute der Sieg uns
Urplötzlich versagte?
Dann — — doch nein! O
Triumph! Sieh,
Wie hurtig sie hasten,
Wie rasch sie da rennen,
Die rothen Hosen,
Zurück und den Hügel
Wieder hinan!
Sie lösen die Glieder!
Sie werfen die Waffen
Weit hinweg:
Umgangen, gefangen!
Denn von links aus dem Walde
Mit hellem Hurrah,
Mit mächtigem Marsch! Marsch!
Mit fliegenden Fahnen
Da brechen in Scharen
Die Preußen hervor!
Sieg! Heil euch, ihr Helden!
Durch Menges und durch Floing
In das flammende Illy!
Schon halten sie hoch
Auf dem Kamme des Hügels,
Schon droh'n sie Geschütze
Zu fassen und Fußvolk,
Gespann und Geschirre,
Bevor sie entrinnen — —!

Kein Ende! Welch' neues,
Gewaltiges Schauspiel?

Lange gezogener
Reiterfanfaren
Freudiger Ruf
Erklinget von fern:

Und herab dort vom Hügel
Und aufwärts den zweiten,
Wo halten die Unsern,
— Welch rasend Beginnen! —
Jagen, den Rückzug
Der Ihren zu retten,
Französische Reiter-
Geschwader heran!
Treffliche, tapfre
Rühmliche Reiter!
Hei, glitzernder Küraß!
Hei, ragende Lanzen
Und bunte Husaren
Und Jäger zu Pferd,
Wohl sechs Regimenter.
Kaum seh' ich die Preußen
Im Pulverdampf.

Doch horch! welche Stille!
Auf wenige Schritt noch
Lassen sie rasen

Die Reiter heran: — —
Da, Salve nach Salve!
Salve nach Salve!
Und niedergeschmettert,
Wie Aehren vom Hagel,
Wie Garben vom Schnitter,
Bevor Bajonnett sich
Und Säbel gekreuzt,
Stürzen sie nieder,
Die Reiter, die Rosse,
In Scharen, in Reihen,
Dicht, wie sie geritten,
Und abwärts den Hügel
Zurück mit Entsetzen
Jagt, was sich gerettet
Von sechs Regimentern!

Sie fielen für Frankreich!
Doch Heil euch, ihr Helden!
Euer soll ehrend
Auch Deutschland gedenken!

Und nun unaufhaltsam
Wogt das Gewirre
Von Geschützen und Fußvolk,
Dahinter die Reiter,
In den Wald von Garenne
Und den rettenden Thoren
Der Festung zu.

Nicht lange mehr rettend!
Denn schon aus den Dächern
Bricht flackernder Brand,
Und in den Straßen
Des Städtleins staut sich
Chaotisch' Gedräng,
Und die deutschen Granaten
Schlagen hinein.

Und fern auf den Hügeln
Im Norden auch endlich
Fahren, wo lang
Mitrailleusen geknarret,
Deutsche Geschütze
Donnernd nun auf:
Dort, wo die Wälder
Belgiens dunkeln,
Reichen sich Preußen
Reichen sich Sachsen,
Allumklafternd
Den Feind, die Hände:
Dort bei Givonne
Schließt sich der Ring:
Siehe, da stürzen
Die letzten Franzosen
Verzweifelnd in's Thal sich,
Verfolgt von dem Sturmschritt
Der preußischen Garde.

Jetzt ununterbrochen
Rollet der Donner
Von tausend Kanonen
Aus allen Wäldern,
Von Hügeln und Höh'n:

Auf allen Seiten
Des Thales zugleich
Blitzt es und kracht es
Und dröhnet und schlägt:
Wie wenn sich im felsigen
Kessel des Hochlands
Zwei Wetter verfingen
Und unaufhörlich
Gegen einander
Rollen und grollen
Und Felsen und Berge
Hallen es nach: —
So donnert und dröhnt es
Von allen Seiten:
Es bebet die Erde,
Es zittert die Luft:
So ward er geschmiedet
Mit Blitz und mit Donner,
Der Schicksalsring.

Es neigt sich die Sonne.
Ich suche die Freunde.
Dort, hoch auf dem Hügel,
Der auf Frénois schaut,
Da halten versammelt
Viel Führer und Fürsten: —
Auf scharrendem Rappen
Ein hoher Greis: —
Er lüftet den Helm: —
Das ist der Preußen
Ehrwürdiger König.

Aber mir war, als
Säh' ich, geformt aus
Den goldenen Strahlen
Der sinkenden Sonne,
Ob seinem Haupte
Schimmernd schweben
Hochgewölbt
Eine Kaiserkrone. —

Und als am Abend
Wir die Gespanne
Der Wagen entschirrten,
Dort auf des Städtleins
Donchéry Markt,
Fragte wohl sorgend
Einer den Andern:
„Heute geschlagen
Zwar ist der Feind:
Aber ob morgen
Nicht sich erneut das
Verzweifelte Ringen?
Ob nicht der Kaiser,
Ob nicht sein Marschall
Morgen von Metz her
Zum Entsatze der Seinen
Rächend heranrückt?
Denn, wo sie weilen,
Kaiser und Marschall,
Keiner ja weiß es.“

Horch, da erschallt von
Der Brücke der Maas her

Freudiges Rufen:
Und auf den Marktplatz,
Wo sich der Deutschen
Wohl Tausende drängen,
Sprenget ein Reiter,
Ein rother Husar:
Hält in der Linken
Zügel und Mütze,
Schwingt in der Rechten
Ein beschriebenes Blatt,
Moltke's, des Feldherrn,
Tagesbefehl:
„Hurrah, Kameraden,
Stimmt ein," rief der Reiter:
„Gefangen der Kaiser,
Mac Mahon, der Marschall,
Gefangen das ganze
Französische Heer!"
Da stieg in die Lüfte
Ein Jubeln, ein Jauchzen,
Wie ich es nimmer
Gehört noch geahnt:
Mancher umarmte
Mit Thränen den Nächsten.

Ich aber drückte,
Schweigend und schauernd,
Fest auf das pochende
Herz die Hand mir
Und ich dachte:
„Nun magst getrosten
Muthes du sterben,
Da du geschaut hast
Diesen Schlachttag,
Da du erlebt hast
Diese Stunde.
Heil, mein Deutschland."

Anhang III.

Anmeldungen zum Central-Nachweis-Bureau.

Colonne der Johanniter:

Major v. Grolmann und Prof. Dr. Dehler aus Würzburg.

Verantwortlicher Listenführer:
Prof. F. Dahn aus Würzburg.
Verantwortlicher Magazinverwalter:
Privatdocent Dr. Gareis aus Würzburg.

Dr. jur. Hoyer aus Oldenburg erkundigt sich brieflich nach folgenden Soldaten: Frea, Boch, Meyer, Bieringer, Schups, Brück, Renner, Haumann.

Antwort: Sämmtlich auf dem Kirchhof bei Libramont begraben!

Verwundet:

1. Soldat Carl Liebler, Stuttgart, 7. württemb. Inf.-Reg., 6. Comp.
2. Reiter Ludwig Graf, Höpfigheim (Oberamt Marbach), 4. württemb. Reiterreg., 4. Escadr.
3. Soldat Joh. Gg. Lenzer, Weißenbornn, 87. preuß. Inf.-Reg., 6. Comp.
4. Hauptmann Wilh. Eduard Nolte, Hamburg, 1. schles. Jägerbat. Nr. 5.
5. Secondelieutenant Ernst Otto Heinemann, Tilsit, 1. niederschles. Inf.-Reg. Nr. 46.

6. Premierlieutenant Ernst von Kehler, Wiesbaden, hess. Füsil.-Reg. Nr. 80.
7. Vicefeldwebel Ludwig Gentz, Neumarkt (Schlesien), 6. Inf.-Reg.
8. Gefreiter Johann Heinemann, Rhoden (Fürstenthum Waldeck), 83. Reg., 11. Comp.
9. Soldat Carl Turisch, Ruland (Schlesien), 6. Reg., 2. Comp.
10. Sergeant Gustav Krafft, Apolda, 94. Reg., 4. Comp.
11. Vicewachtmeister Philipp Siberstein, Malkwitz (Kreis Breslau), Leibcürass.-Reg., schles., Nr. 1.
12. Secondelieutenant Otto von Rekowsky, Wiesbaden, 87. Reg. (Füsil.), 10. Comp.
13. Premierlieutenant Wilhelm von Linstav, Ratzeburg (Lauenburg), 95. Reg., 1. Bat., 2. Comp.
14. Soldat Dienegott Thiem, Rakwitz (Posen), 50. Inf.-Reg., 2. Bat., 8. Comp.
15. Unterofficier Wilhelm Hettenberg, Frankfurt a. M., 87. Inf.-Reg.
16. Unteroffic. Karl Geburek, Krataschni (Posen), 82. Inf.-R.
17. Sergeant August Plecher, Fischelbach (Westf.), 82. Inf.-R.
18. Reitender Kanonier Carl Riedel, Neuhof (Fulda), 11. Artill.-Reg.
19. Füsilier Leopold Hoffmann, Kloster Liebenthal (Prov. Sachsen), 46. Inf.-Reg.
20. Musketier Frdr. Arnold, Hanau (Oberhessen), 82. Inf.-R.
21. Musketier Valent. Kamm, Schmalkalden, 82. Inf.-Reg.
22. Musketier Oswald Müller, Effeld (Mein.), 95. Inf.-Reg.
23. Füsilier Jak. Eisenecher, Kl.-Schmalkalden, 82. Inf-Reg.
24. Grenadier August Wendler, Görlitz, 6. Gren.-Reg.
25. Füsilier Philipp Schlosser, Holzhausen (Wiesbaden), 87. Inf.-Reg.

26. Unterofficier Emil Niedermeier, Schöneweck (Magdeburg), 87. Inf.-Reg.
27. Kanonier Ludw. Menges, Mosbach (Wiesbaden), 11. Art.-R.
28. Kanonier Heinr. Reuß, Märzhausen (Wiesbaden), 11. Art.-R.
29. Kanonier Karl Heister, Frankfurt a. M., 11. Art.-Reg.
30. Kanonier Fridolin Damm, Neuhof (Nassau), 11. Art.-Reg.
31. Landwehrmann Theodor Homann, Hünfeld (Hessen), 83. Inf.-Reg.
32. Husar Wilhelm Möller, Ponath (Königsberg), 1. Leib-Huf.-Reg.
33. Trainsoldat Theodor Gerlach, Motoff (Kirchheim), Train-Bat. des 11. Inf.-Reg.
34. Füsilier Karl Meitze, Niedereblingen (Weimar), 94. Inf.-R.
35. Füsilier Gregor Kraus, Hünfeld (Hessen), 32. Inf.-Reg.
36. Füsilier Beda Stock, Hünfeld (Hessen), 32. Inf.-Reg.
37. Füsilier Friedr. Faust, Reckers (Hessen), 32. Inf.-Reg.
38. Füsilier Georg Rudloff, Großenlieder (Fulda), 32. Inf.-R.
39. Füsilier Wilh. Zeiler, Breitenbach (Hessen), 32. Inf.-R.
40. Füsilier Bernh. Smitz, Herborn (Nassau), 88. Inf.-Reg.
41. Füsilier Anton Teipel, Sonneburn (Altona), 82. Inf.-R.
42. Füsilier Franz Sauer, Fretter (Westfalen), 82. Inf.-Reg.
43. Füsilier Heinr. Queck, Meiningen, 32. Inf.-Reg.
44. Gefreiter Wilh. Liephenz, Cassel, 83. Inf.-Reg.
45. Sergeant Hermann Schloeffel, Gispersleben-Viti (Erfurt), 32. Inf.-Reg.
46. Unterofficier Aug. May, Drachenberg (Schlesien), 32. Inf.-R.
47. Kanonier Ferdin. Müller, Harthausen (Gotha), hess. Feld-Art.-Reg. Nr. 11.
48. Füsilier Georg Oestreich, Asbach (Wetzlar), 83. Inf.-Reg.
49. Gefreiter Christian Graf, Asbach (Wetzlar), 83. Inf.-Reg.
50. Pionier Heinrich Schwalbach, Niederquenbach (Wetzlar), 11. Pion.-Bat.

51. Johann Trommershausen. (Das Uebrige unlesbar geworden.)
52. Füsilier Ernst Potthoff, Sonnborn (Düsseldorf), 87. Inf.-Reg.
53. Füsilier Friedr. Geiß, Sulzbach (Nassau), 87. Inf.-Reg.
54. Unterofficier Martin Messerschmidt, Cassel, 32. Inf.-R.
55. Einjähriger Gefreiter Wilh. Vollbach, Rödelheim (Frankfurt a. M.), 32. Inf.-Reg.
56. Füsilier August Franke, Reichmannsdorf (Meiningen), 32. Inf.-Reg.
57. Musketier Konrad Hornemann, Eisenach, 94. Inf.-Reg.
58. Musketier Heinrich Beck, Roehrda (Eschwege), 87. Inf.-R.
59. Gefreiter Nikol. Sauer, Klingenbach (Wetzlar), 83. Inf.-R.
60. Füsilier Burkhard Schmitt, Hirschfelden (Cassel), 32. Inf.-Reg.
61. Füsilier Peter Kaiser, Bebra (Hessen), 82. Inf.-Reg.
62. Füsilier Sturmius Wenzel, Michelsrohrbach (Fulda), 32. Inf.-Reg.
63. Füsilier Karl Wilke, Niedereblingen (Weimar), 94. Inf.-R.
64. Gefreiter Max Janske, Breslau, 87. Inf.-Reg.
65. Jäger Karl Reger, Neresheim (Württemb.), 2. württemb. Jäger-Reg.
66. Jäger Franz Biesinger, Rothenburg, (Württemberg), 2. württemb. Jäger-Reg.
67. Musketier Heinrich Betz, Mengshausen (Kurhessen), 83. Inf.-Reg.
68. Kanonier Fried. Silber, Cassel, 11. Art.-Reg.
69. Grenadier Heinr. Meißner, Meus (Görlitz), 6. Gren.-Reg.
70. Kanonier Friedrich Engel, Sonneberg (Meiningen), 11. Art.-Reg.
71. Musketier Bernh. Müller, Geisa (Weimar), 94. Inf.-Reg.
72. Musketier Joh. Berner, Wanfried (Hessen), 87. Inf.-Reg.

73. Musketier Theod. Diehl, Braunheim (Hessen), 83. Inf.-R.
74. Kanonier Nikol. Homann, Eigenrieth (Fulda), 11. Art.-R.
75. Musketier Philipp Gerhard, Holzhausen (Wetzlar), 88. Inf.-Reg.
76. Unterofficier Karl Aret, Waldau (Schlesien), 46. Inf.-Reg.
77. Sergeant Johann Radisch, Kälbersdorf (Schlesien), 46. Inf.-Reg.
78. Kanonier August Müller, Waldau (Cassel), 11. Art.-Reg.
79. Musketier Heinr. Wache, Großdobitsch (Sagan), 46. Inf.-R.
80. Musketier Heinrich Kullmann, Carolat (Schlesien), 46. Inf.-Reg.
81. Heinrich Hoebel, Tiefenbach (Wetzlar).
(90—135 fehlen).
136. Musketier Friedr. Erk, Rentwertshausen (Meiningen), 95. Inf.-Reg.
137. Musketier Simon Erk, Rentwertshausen (Meiningen), Sanitätsdetachem. Nr. 3, 11. Corps.
138. Gefreiter Wilh. Jäger, Steinbach-Hornberg (Schmalkalden), 83. Inf.-Reg.
139. Musketier Valentin Munk, Hergetshornberg (Schmalkalden), 83. Inf.-Reg.
140. Musketier Bonifaz Kraus, Rimmels (Hünfeld), 83. Inf.-R.
141. Füsilier Joh. Großmann, Altstadt (Coburg), 95. Inf.-R.
142. Unterofficier Wilh. Scheitler, Oberkatz, 88. Inf.-Reg.
143. Musketier Heinrich Lang, Oepfershausen (Wasungen), 95. Inf.-Reg.
144. Gefreiter Friedr. Bußner, Röschwitz (Salfeld), 88. Inf.-R.
145. Unterofficier Paul Fehler, Görlitz, 6. Gren.-Reg.
146. Musketier Heinr. Kreutz, Klarfeld (Westfalen), 82. Inf.-R.
147. Musketier Aug. Marx, Weidenau (Westfalen), 82. Inf.-R.
148. Musketier Friedrich Blecher, Bernhausen (Westfalen), 82. Inf.-Reg.

149. Grenadier Friedr. Benisch, Königsberg, 6. Gren.-Reg.
150. Füsilier Anton Ludwig, Vollenkirchen (Wetzlar), 83. Inf.-Reg.
151. Musketier Rudolf Marx, Altstadt (Weimar), 94. Inf.-Reg.
152. Musketier Stephan Stolz, Helscheid (Coblenz), 88. Inf.-R.
153. Füsilier Georg Probst, Mäder (Coburg), 95. Inf.-Reg.
154. Musketier Aug. Büttner, Sommerburg (Jena), 94. Inf.-Reg.
155. Gefreiter Wilhelm v. Hauxleben, Braunau (Waldeck), 11. Art.-Reg.
156. Musketier Oskar Trautmann, Denstädt (Weimar), 94. Inf.-Reg.
157. Musketier Adam Jung, Enbach (Wiesbaden), 83. Inf.-R.
158. Musketier Heinr. Morkel, Hättersroth (Hessen) 83. Inf.-R.
159. Musketier Kaspar Kotthoff, Kotthof (Arnsbach), 82. Inf.-R.
160. Musketier Eduard Licht, Friedenthal (Hildburghausen), 95. Inf.-Reg.
161. Füsilier Franz Muche, Windischbora (Glogau), 37. Inf.-R.
162. Grenadier Wilhelm Meißner, Klingenthal (Görlitz), 6. Gren.-Reg.

(Fortsetzung und Schluß verloren gegangen).

Es folgten nun noch die Fragen: Art, Grad sowie späterer Stand der Krankheit, (das konnten wir am 2. September nicht schon beantworten) dann: untergebracht in das Feldspital, Reservelazareth, zu: Antwort: Hôpital, oder Salle d'Asile. Bemerkungen: Antwort: verwundet bei Floing, Illy, Sedan, 1. September 1870.

Vienne le Chât.
Tourbe
Bionne
Aisne
Biesme
Aire
Verdun
St. Menehould
Clermont en Argonne
Aure
Aure
Yèvre
Aute
Passavant
Autrecourt
Triaucourt
Aisne
Aire
Chemin de la Serre
Vaubecourt
Erize la Petite
Rembercourt
Erize la Grande
Rosnes
Erize la Brulée
Chee
Vière
Ornain
Canal
Varincourt
Erize St. Dizier
Aire
Naires
Bar le Duc
Saulx
Guerpont
Vitry
Canal
Bruxenelle
Canal
Ligny en Barrois
Marne
Blaise
Marne
Saulx
Ornain
Canal
Maas
Orne
Longeau
Yron
Gorze
METZ
Mosel
Nied
Bionville
Nied
Rupt de Mad.
St. Mihiel
Pont á Mousson
Seille
Commercy
Canal
Meurthe
Toul
NANCY
Canal
Vaucouleurs
Mosel
Pont St. Vincent
Madon
Lunéville
Meurthe
Maas

Maßstab 1 : 400000

0 5 10 15 20 25 30

Kilometer = 4 Meilen

Nach der Uebersichtskarte 2 des Generalstabswerkes.

Karte II.

Charleville
Mézières
Vrigne aux Bois
St. Menges
Illy
Fleigneux
Floing
Bois de la Garenne
Givonne
Bouillon
Semoy
Grande Haye bas
Villers Cernay
Pouru aux Bois
Escombres
Pouru St. Remy
Sedan
Donchery
Daigny
Balan
la Moncelle
Bazeilles
Douzy
Sachy
Matton
Flize
Frénois
Wadelincourt
Cheveuge
Chaumont
Remilly
Boutaucourt
Poix
Vence
Carignan
Blagny
Linay
Chiers
St. Quentin
Autrecourt
Raucourt
Mouzon
Vaux
Sailly
Marche
Vendresse
Chémery
Ardennes
Stonne
Beaumont
Canal des Ardennes
le Chesne
Sommauthe
Belval
Stenay
Bar
Aisne
Nouart
Buzancy
Loison
Vouziers
Thénorgues
Dun sur Meuse
Andon
Maas
Tinte
Grand Pré
Beffu
Jailly
Montcheutin
Aveyres
Montfaucon
Dormoise
Binarville
Varennes
Vienne le Chât.
Tourbe
Aire
Biesme
Aisne
Verdun
Bionne
Clermont en Argonne
St. Menehould
Auve

Maßstab 1 : 400000
0 5 10 15 20 25
Kilometer

Nach der Uebersichtskarte 2 des Generalstabswerkes.

Felix Dahn, 6 Jahre alt

(gemalt von Engelbert Seibertz).

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Viertes Buch.

Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888).

2. Abtheilung (1871—1888).

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1895.

I.

Nach Würzburg zurückgekehrt, trat ich nun freilich wieder in die alten, dort Anfangs August verlassenen Zustände ein und auch in den folgenden noch hier verlebten fast vollen zwei Jahren habe ich viel gelitten: hatte sich doch — äußerlich — nichts geändert in den gegebenen Dingen und Widerstreiten.

Aber doch ging es erträglicher.

Der Krieg, all' das große Erlebte hatte mir tiefinnerlich gut gethan: ich kam mit gehobenem Selbstvertrauen, mit etwas aufgerichtetem Selbstbewußtsein zurück: so wenig ich auch geleistet hatte, — ich hatte doch mancher Gefahr getrotzt, ich war ein wenig „realistischer" geworden: und das that mir, weiß der liebe Gott! recht sehr noth: ein Bischen von der allzu zarten Weichheit war unter solchen Erlebnissen von einer harten Schale überkrustet.

Allerdings, wie übermäßig, nach den vorhergegangenen dreijährigen inneren Kämpfen und Qualen, durch jene Eindrücke — vom Ausbruch bis zum Ende des Krieges — meine Nerven angestrengt worden waren, daraus habe ich eine bis heute wahrnehmbare Nachwirkung davon getragen.

Ich bin durchaus nicht zum Weinen geneigt, habe vielmehr von 1870 bis heute gar manchen Schmerz, manchen Verlust ertragen, ohne eine Thräne zu vergießen. So wie aber die patriotische, die nationale Saite angeschlagen wird, ganz besonders in Bezug auf den Krieg von 1870/71 — auch bei mir längst bekannten Dingen — muß ich, trotz allem Widerstand, bitterlich weinen, vor lauter (ziemlich einfältiger!) Rührung. Nicht mein eignes „Macte Imperator“ oder meine „Schlacht bei Sedan“ kann ich singen[1]) oder dieses laut lesen, ohne zu weinen. Das Gedicht bei dem Tode Kaiser Wilhelms (1888)

---

[1]) Jenes in der prachtvollen Composition von Franz Lachner.

„Vale Imperator“ [1]) habe ich unter strömenden Thränen geschrieben und bei der oben (IV. 1, S. 464 f.) gegebenen Erzählung jener Schlacht, obwohl sie in Prosa, mit genauer, nüchterner Ueberlegung, mit stäter Heranziehung der Bücher und Carten geschrieben ist, mich oft nicht des Weinens enthalten können. Befreundete Aerzte meinen, es sei damals doch eine ein wenig all' zu lang dauernde und zuletzt zu gewaltige Aufregung gewesen und ich habe einen kleinen „Nerven-Knax“ davon getragen [2]).

Sehr günstig wirkte, abziehend von der Versenkung in das Eigenleben, der brennende Eifer, mit dem ich — wie wir Alle — die Ereignisse des Kriegs von October bis Januar verfolgten, die Errichtung des Reiches am 1. Januar 1871 (nicht am 18.!), dann die Kaiserproclamation am 18. Januar, endlich den Abschluß des Frankfurter Friedens. Aber auch in den folgenden anderthalb Jahren, die ich

---

1) Gedichte V. Sammlung, Leipzig 1892, S. 69.

2) Im Uebrigen bin ich aber noch ziemlich bei Troste!

noch in Würzburg weilte, war ich ganz erfüllt von der Begeisterung für das Leben des endlich errungenen Deutschen States, für die geniale Leitung der äußeren Verhältnisse des Reiches durch Bismarck! Ganz unvergleichlich mehr als bis 1864, 1866, 1870 nahm nun das Statliche meine Gedanken in Anspruch.

Besonders zog es mich in das wiedergewonnene Reichsland, dessen politische Zukunft — sie ward ja erst im Frankfurter Frieden entschieden — mich auch nach der statsrechtlichen Seite hin lebhaft beschäftigte: durch einen ehemaligen Schüler, der nun da drüben amtete, von den Zuständen genau unterrichtet, schrieb ich damals Aufsätze in die Augsburger Allgemeine Zeitung, die vor der beantragten Zertheilung jener Landschaften unter Preußen, Baiern und Baden dringend warnten — das würde die Bewohner noch ärger verstimmt haben! — und die Herstellung einer preußischen Provinz Elsaß-Lothringen empfahlen, nur in zweiter Reihe die dann beliebte eines Reichslandes.

In den Osterferien besuchte ich dann Julius und dessen tapfere (IV. 1, S. 279) Gattin in der noch zerschossenen Praeféctur zu Straßburg: mit welchen Gefühlen gedachten wir vor Erwins Münster der Jugendgespräche in der Wurzerstraße: jene Träume waren erfüllt und Julius half, ihre Verwirklichung durchführen.

Damals that das Beste für meine Aufhellung — neben den früheren Freunden: Sempers und Tröltsch — das liebe Haus Roßbach, dem ich jetzt, nachdem ich jene Kriegswochen mit Meister Josephus [1]) im Felde verbracht, noch viel näher trat. Dankbar gedenke ich eines St. Nikolaustages, an dem ihren Kindern die schöne Mutter unerkannt als Göttin Berahta-Frigga in Verhüllung des weißen Schleiers erschien.

[1]) Und nun, im October 1894, habe ich auch ihn begraben müssen in München, wo den erst 53jährigen der Tod von langen, schweren Leiden erlöste. Nun ruht es, dies Herz, das so feurig und so edel schlug wie feuriger und edler kein Anderes! —

Es war so friedevoll und so gemüthswarm an jenem Herd, auch für den stets bald wieder scheidenden Gast, der zu Haus unter sehr anderen Stimmungen lebte.

Denn bei aller Ablenkung durch das Statliche und durch die liebevolle Sorge der Freunde konnte doch von Glück, von innerer Harmonie, von Friede nach Außen und Innen, von Befriedigung keine Rede sein. Und so lang ich an Würzburg gefesselt blieb, schien es nicht erreichbar, Wandel zu schaffen in Verhältnissen, die — nicht blos mir — unertragbar wurden. Es war doch Alles um mich her trüb, traurig [1]) und trostlos.

Und ich war wirklich zu bescheiden, mir, wie mancher that, einzubilden, daß ich etwa bei den Bewegungen, welche die Neugründung der Hochschule Straßburg auch in den deutschrechtlichen Fächern

[1]) Am 9. Februar 1871 feierte ich meinen freudlosen Geburtstag dadurch, daß ich auf einsamem Spaziergang das „Macte Imperator“ dichtete: mein erstes lateinisches Gedicht.

hervorrufen mußte, durch eine Berufung aus Würzburg entrückt werden könnte. Erst als mir von Berlin und von Straßburg aus — sehr zu meiner Ueberraschung! — solche ferne Aussichten eröffnet wurden, wagte ich, diesen Gedanken zu fassen, um ihn bald wieder als zu hochfliegend aufzugeben.

Aber es hatte sich nun gelohnt, daß ich in den schwersten Jahren (1868 bis 1871) unter den schlimmsten Seelenleiden unablässig an den Königen fortgearbeitet hatte: diese Bände (V und VI), die wahren Schmerzenskinder jener Zeiten, fanden noch mehr Beifall als die früheren, wie sie denn auch selbständiger, gereifter waren, und mehr des Neuen boten als die früheren. Ich merkte erst allmälig den guten Eindruck, den sie gemacht hatten.

Eines Nachmittags hatte ich eine Handschriftsendung an Goldschmidt in Berlin für seine „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht“ sammt Brief bereits in einen Umschlag gesteckt, als ich in der Allgemeinen Zeitung las, mein Fachgenosse Laband in

Königsberg werde einem Rufe nach Straßburg folgen. Wahrhaftig ohne den leisesten Gedanken, man werde an mich als seinen Nachfolger denken in einer Facultät, mit der ich nicht den geringsten Zusammenhang hatte — kannte ich doch östlich von Berlin keine Menschenseele! — zog es mich gleichwohl an, zu erfahren, wer jene Stelle erhalten werde: ich öffnete also den schon verschlossenen Umschlag und fügte dem Brief an Goldschmidt nur die kurze Frage bei: „wer kommt nach Königsberg?"

Goldschmidt, der sich schon früher, nachdem ich das Handels- und Wechselrecht in Bluntschli's Privatrecht neu hineingearbeitet hatte, überaus freundlich gegen mich erwiesen, glaubte wohl — so vermuthe ich, denn ich habe nie danach geforscht — in jener Frage einen verhüllten Wunsch zu finden und schrieb, wie ich annehme, an Laband. Monate vergingen; ich dachte nie mehr an Königsberg.

Da ging ich eines Morgens 8 Uhr im Juni nach einer (wie noch recht oft damals) schlaflosen Nacht

in die Vorlesung. Auf der Schwelle der Gartenthüre des „Heldhauses“ treffe ich den Briefträger, der mir unter andern ein Schreiben mit großem Sigel übergiebt.

Es war das Sigel des Cultusministeriums in Berlin!

Sofort durchblitzte mich der Gedanke: „das kann eine Berufung sein — und damit die Erlösung aus Unertragbarem: — ja, es wird, es muß eine sein: was hätte sonst das preußische Unterrichtsministerium an mich zu schreiben?“

Schon zuckten mir die Finger an dem breiten Sigel.

„Aber nein,“ sprach ich zu mir selbst. „Erfährst du jetzt den Inhalt, — Erfüllung oder Vereitelung der Hoffnung — jedesfalls regt es dich so gewaltig auf, daß du die zwei Stunden Privat- und Handels-Recht schlecht Vorlesung hältst: erst die Arbeit, dann die Erregung, erst die Pflicht, dann der eigne Wunsch.“ Und ich ging in den Hörsal, las beide Stunden,

öffnete auch in der Zwischenviertelstunde — trotz starker Versuchung — das Schreiben nicht und las es erst um 10 Uhr: es brachte die Berufung nach Königsberg und damit die Möglichkeit — ob auch noch lange, lange nicht die Sicherheit! — einer Aufhellung meiner ganzen Zukunft. — —

Solche Proben der Selbstüberwindung, der Bändigung der Ungeduld — und des heißen Begehrens — legte und lege ich mir gern und aus Grundsatz auf: sie hat etwas Erzieherisches, diese Zucht der Wünsche durch den Willen. Ich erhielt einmal gerade vor dem Betreten des Hörsals einen Brief, der höchstwahrscheinlich eine Forderung zum Zweikampf enthalten mußte und dann auch wirklich enthielt: ich ging auf den Lehrstuhl und öffnete erst dann das — angenehme! — Schreiben des erwarteten Inhalts.

Wenn man solche — ziemlich erhebliche — Aufregungen durch ruhigen Willensbeschluß zu bändigen sich erzogen hat, machen geringere Reizungen wenig Eindruck. Auch mein (leider!) so lebhaftes „Tempera-

ment" (dafür giebt es nur noch das andere Fremdwort: „Natur") konnte nur solche Selbstzucht zur äußerlichen Wahrung kalter Ruhe erziehen; es ist dies eines von den sehr wenigen Dingen, die ich mir als günstige Ergebnisse der langen Arbeit an mir selber anrechne.

Selbstverständlich nahm ich den Ruf an, benachrichtigte die dadurch tief bewegten Freunde und reiste alsbald nach Berlin, um mit dem Minister noch Einiges zu vereinbaren.

II.

Einem Ruf von Würzburg nach Königsberg mußte — auch ohne die besonderen mich bestimmenden Beweggründe — ein Rechtslehrer damals schon deßhalb folgen, weil der Wirkungskreis, d. h. die Zahl der Hörer in jenen Jahren am Pregel bedeutend größer war denn am Main. Denn dies — die Erweiterung des Wirkungskreises, nicht die Erhöhung der Einnahmen, — die damit zusammen fallen kann und oft wird, aber nicht muß — ist das Ausschlaggebende für den Hochschullehrer, der, wenn er überhaupt gut liest, vor vielen Hörern weit besser liest als vor wenigen.

Von anderen Reizmitteln — Größe der Stadt, landschaftliche Schönheit der Lage, Kunstleben und Anderes — soll sich der Mann, der Hochschullehrer

sein will, **nicht** bestimmen lassen (s. unten meine Wahl zwischen Bonn, Marburg, Breslau im Jahre 1888).

Der Rath für Hochschulsachen im Ministerium zu Berlin war der alte, höchst liebenswürdige Olshausen, der die guten Ueberlieferungen tiefer, reicher, manchfaltiger Bildung und feiner, achtungsvoller Formen im Verkehr mit Männern der Wissenschaft gar erfreulich innehielt und bewährte, was nicht immer und überall gerühmt werden mag; er nahm mich in herzgewinnender Weise auf und während in München auch mir wohl gesinnte Leute im Cultusministerium meinten, „wenn ich nur das verfluchte Dichten lassen wollte!" erklärte dieser preußische Geheimrath, selbst von meiner Dichterei anhebend (— ich hätte nicht davon „geschnauft", sagt man an der Isar —), das sei ja eine höchst dankenswerthe ἐπίδοσις, die ich Preußen zubringe. Das klang anders als in „der Stadt der Künstler und der Dichter!" —

Uebrigens muß ich dankbar hervorheben, daß der

damalige baierische Unterrichts-Minister, Dr. von Lutz, und mein alter (III. S. 383, 387, 547) Gönner, Dr. von Völk, in München damals alles mögliche thaten, mich in Würzburg fest zu halten. Vorwurfsvoll sagte mir Völk, „wir hätten Ihnen einen Orden umgehängt und Ihnen ein recht hübsches warmes Nest dort bereitet. Was laufen Sie denn davon aus Baiern, gleich bis an die russische Gränze?“ Aber er mußte dann freilich meine Gründe gelten lassen.

In Berlin (— wenig hatte ich als blutjunges Studentlein vor 20 Jahren gedacht, daß ich es einmal als preußischer Professor wieder sehen würde! —) machte mir damals den stärksten Eindruck nicht die so gewaltig zu Größe und Glanz emporgestiegene Stadt, sondern ein Mann: der Minister Falk.

Nie habe ich eine edlere, in aller bürgerlichen Schlichtheit vornehmere Mannesgestalt kennen gelernt.

Der Blick seines Auges war adlerhaft: er erinnerte an Friedrich Rückert. Der Gütige ehrte mich durch eine lange, lange Unterredung: wiederholt hielt er mich fest, da ich bescheiden aufbrechen wollte. Es waren (Juni 1872) damals die ersten Anfänge des Kampfes zwischen Stat und Kirche im Gang: ich mußte ihm viel über die Verhältnisse der „Altkatholiken" in Baiern berichten. Da ich gar nichts verlangte über das mir von Olshausen Angebotene hinaus, war alles Amtliche sofort zwischen uns geordnet.

Aber der Minister zeigte sich zu meiner Ueberraschung auch genau unterrichtet über die Gründe, die mich besonders bewogen, Würzburg zu verlassen. Eine sehr bösartig gemeinte, von dort ausgehende Angeberei hatte ihn gewarnt: der heimliche Herr Angeber erzielte das Gegentheil seiner Absicht. Der Wohlwollende sprach ausführlich mit mir über diese Dinge, und „wünschte mir von Herzen, ich möge den vor mir liegenden, recht schwierigen Weg unversehrt

zurücklegen und am Ziel angelangt, glücklich werden": es ist geschehen.

Wie freuten wir uns, — Therese und ich — den gestürzten Minister [den man vor und nach seinem Sturz noch giftiger als selbst Bismarck angefeindet hat!], nachdem er mich bei einem Besuch in Breslau verfehlt hatte, im September 1893 mit seiner hochverehrungswürdigen Gattin und seiner liebenswürdigen, herzgescheuten Tochter Marie auf der Mendel bei Bozen zu treffen und hier einige Tage mit dieser ausgezeichneten Familie zu verbringen. Wir hatten uns viel zu erzählen: denn wir hatten — beide — nicht eben Weniges erlebt von 1872—1893! Er nahm sehr gütig meine freimüthigen Bedenken gegen sehr viele seiner Mittel im „Kulturkampf" auf. Er freute sich, nun das Glück mit Augen zu sehen, das er mir damals gewünscht und zu bereiten geholfen hat. Dank ihm für sein schönes Vertrauen für und für! Ein solcher Mann steht geistig und sittlich so hoch, daß ihn die Pfeile der äußersten Bosheit, noch so hoch

empor geschnellt, zu erreichen nicht vermögen. Wie ist man mit Spinoza, Luther, Darwin und Bismarck umgesprungen: sie sind doch Spinoza, Luther, Darwin, Bismarck geblieben. —

III.

In Würzburg erhielt ich zum Abschied von dieser Universität noch eine „honesta missio“ in zwiefachem Sinn.

Im August feierte die Hochschule Ingolstadt-Landshut-München das Fest ihrer vor 300 Jahren erfolgten Stiftung: obwohl nicht Mitglied des Senats [1]), wählte mich die Universität mit dem Rector, Professor von Sachs (oben IV. 1, S. 60), als ihr Vertreter zu diesem Fest nach München zu gehen [2]).

---

[1]) Das war ich ein par Jahre vorher und zwar gewähltes: denn „decanabel“, und folgeweise von Amts wegen Glieder des Senats waren am Main nur die vier ältesten Facultätsglieder (ich war damals das jüngste, hier bin ich seit 1889/90 das älteste in der Facultät). Als Senator und Referent hatte ich die ὕβρις der Corpsstudenten gebrochen, die den gesetzlich angeordneten allgemeinen Studentenausschuß als ihre Vertretung nicht anerkennen wollten; vgl. II., S. 90.

[2]) Gleichzeitig mit mir verließ Würzburg, einem Rufe nach Straßburg folgend, August Kundt, einer unserer fröh-

Es machte mir ergreifenden Eindruck, so zu sagen als Fremder — halb Würzburger, halb schon Königsberger — die altvertrauten Münchener Straßen zu betreten. Mein erster Gang galt dem Aelternhaus in der Königinstraße (I. S. 10 f.). Es war mir sehr ernst zu Muth: — galt es doch, Abschied zu nehmen von München, von Baiern, in eine dunkel verhüllte, kampfdrohende Zukunft, in nie betretene Ferne — allein — hinaus zu ziehen.

Die festlichen Tage verliefen schön; bei der Feier im Rathhaus lernte ich Theodor Mommsen kennen,

---

lichsten und zugleich geistig anregendsten Genossen: er und sein Nachfolger Clausius haben mich Staunenden in die Wunder der Spectralanalyse eingeführt: diesen Sommer (1894) hat den ausgezeichneten Physiker ein allzufrüher Tod entführt; damals (1872) veranstalteten die Freunde für uns beide Scheidenden ein Abschiedsfest, bei welchem Gareis und Archivar Schäffler (IV. 1, S. 83) uns in witzigster Weise „frozelten“ (wie man in Wien sagt), indem Dante, geführt von Beatrice und nach Würzburg gelangt, sich recht eingehend mit unseren „Tugenden“ beschäftigte, die, gleich den uns in den beiden Festungsuniversitäten von Franzosen und Russen drohenden Gefahren, mittelst einer laterna magica bildlich dargestellt wurden.

der mir bald darauf seine werthvollen Funde von neuen Bruchstücken des Johannes Antiochenus (über Odovakars Ende) mittheilte.

Es war feierlich und vornehm, als wir, so viele Vertreter aller deutschen Hochschulen, in glänzendem Zug uns vor die Residenz begaben, von deren Fenstern herab König Ludwig II. — damals noch in München nahbar! — uns huldvoll begrüßte. Ich stand an demselben Fleck vor dem König Max Denkmal, wo ich vor 24 Jahren mit der Hellebarde auf der Schulter König Ludwig I. eine — wenig willkommene! — Huldigung dargebracht hatte (IV. 1, S. 119).

Da in dieser wahrhaftigen Geschichte auch für deren „Helden“ minder ehrende, ihn ein wenig „lachbar“ (sagt man in Tirol) hinstellende Begebnisse nicht verschwiegen werden, sei gutmüthig auch folgendes erzählt.

Ich kann nicht leugnen, daß aus dem viele hundert Köpfe zählenden Festzug von Professoren, anderen

Abgeordneten und Vertretern von Genossenschaften wir baierischen Universitätsprofessoren durch Schönheit und Würde (nicht gerade unserer Gesichter, Köpfe und sonstigen Gliedmaßen, wohl aber) unserer Talare, deren Schnitt und Farbe kein geringerer als Cornelius weiland vorgezeichnet hatte, „gar arg schön“ (sagt man in Würzburg), hervorglänzten.

Und auch ich kam mir in meinem scharlachrothen Barett und Talar recht würdevoll vor: „quantum mutatus ab illo“, der, von Vogesenschmutz starrend, einen Leiterwagen nach Henridorf hinauf geschoben hatte! (IV. 1, S. 304). Es war mir hochernst und, wegen dieses Abschieds von Baiern, ein wenig pathetisch zu Sinne, was mir ja in der Poesie, wie meine lieben Herrn Beurtheiler behaupten, nur zu oft und — wie sie glücklicherweise nicht wissen (sonst würden sie dies wie jenes für „gemacht“ erklären) — auch im Leben häufig begegnet.

Wie ich nun in dem großen Zuge von der Residenz nach der Ludwigsstraße abschwenkte und mir,

links von dem Rector von Sachs schreitend, ziemlich erhaben und stattlich erschien, tief bewegt, wie gesagt, von dem Abschied von München und Baiern, — rief plötzlich ein altes Weiberl, aus der ehrfürchtig Reihe bildenden Volksmenge vortretend und mir scharf in's Gesicht sehend: „Jesses, der Fölixerl!“

Es war die alte Obstlerin vom westlichen Eingang der Arkaden des Hofgartens, der ich vor 20 bis 30 Jahren gar manchen Kreuzer für Kletzen- und Johannis-Brod und Sauerkirschen (II. S. 179) bezahlt hatte. Diese Erkennung — und laut-öffentliche Anrufung! — verkehrte meine (und der Ohren-Zeugen!) feierliche Stimmung in die drollige Erkenntniß der Bedingtheit aller irdischen Herrlichkeit! —

Von München ging ich damals zunächst nach Tegernsee zu meiner Jugendfreundin Johanna[1]) (jetzt Frau Stuttgardter) und ihrer Familie; an jenem lieblichen See knüpfte sich bereits ein schönes Band späterer inniger Freundschaft mit Ludwig Friedländer

[1]) Vgl. III. S. 139, Gedichte I. S. 111, IV. S. 492.

in Königsberg[1]), mit dem und dessen Haus ich als-
bald am Pregel in die anregendsten, geistig und ge-
müthlich wohlthuendsten Beziehungen treten sollte.
Ich habe den „Kampf um Rom“ in der Widmung
mit Friedländer's Namen geschmückt. Dieser Vertreter
des Geisteslebens an der Albertina erweckte mir hohe
Erwartungen: sie wurden nicht getäuscht.

Von Tegernsee wanderte ich, wie in den Jugend-
tagen zu Fuß, nach Partenkirchen zu meinen getreuen
Dossens (III. S. 356, 537, 546, IV. 1, S. 206), wo ich
auch Gareis, den fidus Achates, fand. Nach schönen,
heiter und tief ernst dort am Kankerbach verlebten
Stunden ging ich dann Ende August nach München,
von Aeltern und Geschwistern Abschied zu nehmen;
ich wohnte wieder im Vaterhaus in der Briennerstraße
wie vor 21 Jahren![2]). Von da reiste ich nach Berlin,
wo ich am Jahrestag von Sedan eintraf, und Tags

---

[1]) Balladen und Lieder, Leipzig 1878, S. 299.

[2]) S. Balladen und Lieder, S. 255, über diese Tage des
Aufbruchs in ein neues Leben.

darauf in jenes ferne, ferne Ostland, von dem ich nur eine sehr unklare und nicht gerade eine besonders günstige Vorstellung hatte: kannte ich doch östlich von Berlin, wie gesagt, keine Seele! Wer mir in München oder in Würzburg bis 1870 gesagt hätte, ich würde jemals nach Ostpreußen gehen!

Nicht ohne ein gewisses Grauen also dachte ich an „Königsberg in Ostpreußen“[1]).

Aber es sei mir gesegnet für und für: dort hab' ich das Glück meines Lebens und die bescheidene, aber feste Stellung in Dichtung und Wissenschaft mir begründet, deren ich mich nicht berühmen, aber — in scharf erkannten und gewiß nicht mit Ueberhebung von mir selbst oben abgesteckten Gränzen (:„ein Gelehrter II., ein Dichter III. Ranges:“) — erfreuen darf: sie ist hart erkämpft.

---

[1]) Gareis und die andern Freunde hatten nicht versäumt, bei jenem Abschied (oben S. 21) die Eisbären und die anderen Schrecknisse des Pregel-Landes recht verlockend auszumalen. — Nun, er ist mir selbst dahin nachgefolgt! —

Königsberg.

1872—1888.

I.

In Berlin nahm ich in dem immer wirthlichen Hause Toeche (IV. 1, S. 88) Abschied von den letzten mir soweit östlich bekannten Menschen und fuhr (damals noch über Bromberg in 15 Stunden!) mit dem Nachtzug nach Königsberg. (2. September 1872.)

Ich kann nicht leugnen, schon auf dem „Ostbahnhof“ (wie der heutige „Schlesische“ damals hieß) ward mir's unbehaglich und unheimlich: einen solchen Riesenzug von Wagen hatte ich — im Frieden — noch nicht gesehen: zahlreiche Schutzleute beobachteten das nächtliche Wogen und Treiben der wimmelnden Menge von Menschen, die zum Theil, trotz der noch milden Jahreszeit in so dicken, von den Ohrenspitzen bis an die Knöchel reichenden Pelzen jeder Thierart[1])

[1]) Diese „Pelzbarbaren“ (s. Gedichte III. Balladen und Lieder, Guzzo vom Gauchen, S. 174) mahnten mich an die Schilderung

staken, wie ich nie geschaut: sie waren oft recht schmutzig, diese Mitreisenden, zumal viele polnische Juden, in Pelz oder Kaftan, mit den vor den Ohren gedrehten Locken[1]); auch ein par Bließhaken, d. h. Wasserpolaken, in weißen Schafpelzen, den Pelz nach Innen, die von Schmutz starrende, ölfettige Haut nach Außen gekehrt, machten mir den Eindruck: „aha, jetzt beginnt — hier schon! — die Barbarei".

Mein Abtheil war — wie Alle zweiter Classe — voll besetzt. Die schlaflose Nacht verbrachte ich mit schweren Gedanken: würde ich, der Süddeutsche, der Baier, aus dem sonnen- und wein-frohen Würzburg, an den Pregel, nahe der „Reußenmark" verpflanzt, Wurzel schlagen und gedeihen? Würde den ostpreußischen

---

der germanischen Tracht bei Tacitus, Germania, cap. 17: „gerunt et ferarum pelles, proximi ripae negligenter, ulteriores exquisitius, ut quibus nullus per commercia cultus; eligunt feras et detracta velamina spargunt ... pellibus .. belluarum, quas exterior oceanus atque ignotum mare gignit"; es schienen mir dies Vorboten der Gareisischen „Eisbären".

[1]) Den „Laus-Hutschen", d. h. Läuse-Schaukeln, wie man in Oesterreich diese semitische Hartracht kosend nennt.

Studenten meine Denk- und Vortrags-Weise gefallen? Hatte ich doch — auch im Kriege nicht: ich stieß nie auf das I. Armeecorps — noch nie einen lebendigen Ostpreußen gesehen! Die mitreisenden (germanischen) Exemplare waren alle dreimal so breit wie ich, auch meist erheblich länger und sahen in ihren dicken, tragbaren Schilderhäusern ähnlichen Pelzen aufrecht wandelnden Bären nicht ganz unähnlich[1]. Von der Landschaft sah ich nichts in der Nachtfahrt.

Und das war gut.

Denn von Landsberg an der Warthe angefangen gen Nordosten, zumal zwischen Kreutz und Konitz, aber auch noch bis zu dem freundlichen Elbing ist die Gegend für einen an südwestdeutsche Cultur, dichte Siedelung, Laubwaldung, hügeliges, manchfaltig gegliedertes Gelände, Reichthum des Anbau's gewöhntes Auge wirklich .... nun, sagen wir,

---

[1]) Nach wenigen Wochen umhüllte auch meine schmächtige Gestalt ein solcher „Krimmer" und nun kamen mir auch die andern nicht mehr so „jötun-haft" vor.

— „steppenhaft“. Ich habe den Weg von Königsberg nach Berlin in 16 Jahren gerade 40mal gemacht, also, gelinde gerechnet 40 × 12 Stunden, (eine Zeit lang, wie gesagt, sogar 15) = 480 Stunden = 20 Tagen meines Lebens auf dieser Strecke verfahren: aber ich kann nicht leugnen: die Empfindung des Gegensatzes von Land und Cultur zum Südwesten war immer sehr stark: ich komme bei der Naturschilderung Ostpreußens darauf zurück: Landsberg an der Warthe ist eine Culturgränze.

Da scholl es „Marienburg“! Mächtig zog mich der Name an: ich hatte, seit die Uebersiedelung feststand, eifrig die Ordensgeschichte durchforscht: gar manche Ballade hat sie mir in der Folge eingetragen [1]): „die Mette von Marienburg“ wird wohl eine meiner besten sein [2]): auch dafür also hab' ich meinem lieben

---

[1]) S. Balladen und Lieder, Leipzig 1878, S. 178.

[2]) Vgl. aber auch „Ralf vom Rhein“, dann „Guzzo vom Gauchen“ und andere daselbst, ebenda S. 171—177.

Ostpreußen, seiner Landschaft, seiner Geschichte, seiner Eigenart warm zu danken.

In Elbing (glaub' ich) nahm den Platz eines aussteigenden Pelzthieres ein angenehmer junger Herr ein, der sich als Königsberger Kaufmann vorstellte, aber bald eine so erstaunliche wissenschaftlich-methodische Kenntniß des Handels-, See- und Wechselrechts entfaltete, daß ich mir bangen Herzens sagte: „Donnerkeil! Wenn am Pregel die unstudirten Kaufleute so viel Handelsrecht wissen, — wie viel wird da von dir verlangt werden?" Aber bald athmete ich auf: der junge Mann war Doctor juris, Schüler und Freund meines Vorgängers Laband und hieß Robert Simon. Wie viel Freundlichkeit, wie viele frohe Stunden sollte ich mit Therese seinem Hause und dem seines Bruders Gustav zu verdanken haben im Verlaufe der langen Jahre!

Ich stieg in Königsberg in besserer Stimmung ab: die Aeußerungen des klugen und kundigen Mannes über Universität, Stadt, Gesellschaft wirkten

ermuthigend, die Landschaft ward von Marienburg und Elbing an minder eintönig, vielfach sogar reizvoll: die Sonne schien auch in „Thuleland“, wie ich das nebelfern entlegene schon in Würzburg getauft hatte.

Ich stieg ab im „Russischen Hof“, der, dicht am Pregel gelegen, der „Landratte“ gleich einen gewaltigen Eindruck verschaffte durch den Blick auf den breiten Strom, der, dicht mit mächtigen Seeschiffen (damals noch: 1872!), von ragenden Schloten und Masten überhöht, mit breiten, malerischen, gelbbraunen und weißen Segeln bedeckt war! Wahrlich, dieser Anblick ist stattlich: und unzähligemale in diesen 16 Jahren lenkten wir bei dem täglichen Mittagsspaziergang die Schritte über den „Paradeplatz“, den „Gesecusplatz“, die „Kneiphöfsche Langgasse“ bis zu der „grünen Brücke“ und — später — zu dem vornehmen Gebäude der „neuen Börse“ mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Königsberger sagten: „Dahns gehen da: — es ist 1¼ Uhr.“

Mein erster Gang galt der Universität, dem stattlichen, würdigen, bequemen, seinen Zwecken vortrefflich dienenden Hause, während die ehemaligen Kirchen- und Klostergebäude, die man zu Würzburg und zu Breslau in Hochschulen verwandelt hat, die Gewaltsamkeit dieses Verfahrens wenig verleugnen und ihrer aufgezwungenen Bestimmung offensichtlich nur widerwillig entsprechen. Wie geräumig, licht und wohl ausgestattet sind die Hörsäle, dann oben das Lesezimmer, die Studenten-Handbücherei (jetzt — wie leider in Breslau — aufgehoben?), das behagliche Sprechzimmer („Abtretezimmer"[!] sagt man bedenklicherweise in Breslau), die stattliche Freitreppe und der Ausblick von ihr auf den „Paradeplatz" (wenn diese auch nicht, nach der jedesmal wiederholten Betheuerung des Hauswarts, „das Schönste in ganz Europa ist"). Wie unzähligemale habe ich den Bogengang vor dem würdevollen Eingang durchmessen und jenen „Paradeplatz", freilich den einzigen größeren, der sich zum „Lust"(?)wandeln eignete, mit seiner

Einen Akazie — der all-einzigen mir dort zu Lande bekannt gewordenen —, deren — seltenes — Blühen wir in glücklichen Jahren als eine außerordentliche Freude mit gerührtem, staunendem Danke begrüßten.

II.

Schon auf der Straße, da ich wiederholt nach dem Wege fragte, drang mir befremdlich die ostpreußische Mundart in's Ohr, mit ihrem das e ersetzenden hellen a („Prinzàssenstraße“, Falsenkaller“, Kallner, eine Sardalle, aber schnall“) und ihrem scharf ratschenden r.

Und wie lieb hab' ich, mit den Menschen, die sie sprechen, gar bald diese so viel verspottete, herbe Mundart gewonnen, so daß mir jetzt noch das Herz aufgeht, höre ich sie zuweilen von den wackern Ostpreußen, die in Breslau nicht selten studiren. Jedesfalles klingt sie markiger, charaktervoller als die „schläsische“, die von den mir bekannt gewordenen deutschen die kraft=, mark= und saft=loseste ist. Ja, mit warmem Wohlgefallen hörte ich gar bald dies

Ostpreußische, das man sehr mit Unrecht bewitzelt. Erheiternd, echt komisch wirkt nur, daß auch die Gebildeten (und sie bilden sich nicht wenig ein auf ihre „Bildung“, die „Königsbarger“!) arge Provincialismen, ja starke Verstöße gegen die Logik der Sprache in Rede und gedruckter Schrift gebrauchen, ohne die leiseste Ahnung von diesen Wortsünden: ja, sie streiten mit der ihnen eignenden Hartnäckigkeit [ohne welche Tugend man in dem unwirthlichen, rauhen Land und Klima allerdings ohnehin nicht aushalten kann!] gegen jede Belehrung hierin: der Proceß um die Bänke auf „Königsgarten“ (der Mitte des „Paradeplatzes“) ward der Streit um die „Banken“ genannt: man „sehnt“ sich nicht nach seinem Schatz am Pregel, man „bangt sich“, man verwandelt den Forst in ein Weibchen („die Forst“) und mein lieber Freund Ernst Wichert ließ gedruckt seine Heldin „den Zug verspäten“: d. h. nicht etwa durch ihres Körpers Wucht die Locomotive aufhalten, sondern einfach sich verspäten, zu spät kommen. Ebenso ließ er sich nicht ausreden,

daß ein Kind der Mutter „ähnen“ kann (statt „ähneln“). Gewisse Kosenamen wie „Trautsterchen“, „Muttchen“ und zumal Ausrufe des Erstaunens wie: „Erbarm' sich“ (d. h. erbarmen Sie sich, d. h. wie können Sie so was sagen?) und das scherzhaft-fröhliche „Ih wo!“ gewinnt man sogar herzlich lieb. Und dann erst die „Marjellen“ (d. h. Mädchen), die oft sehr hübsch und gar nicht „dammlich“ (dumm) sind! „God bless them all, the lassies“ sagt Robert Burns.

In der Universität erfuhr ich von dem Herrn (später geheimen) Rechnungsrath Lorkowski (s. unten), daß von all' meinen juristischen Amtsgenossen nur Professor (später Geheimrath) Schirmer in der Stadt weile: ich suchte ihn am folgenden Tag auf und ward mit jener außerordentlich feinen und verbindlichen Höflichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen, die er mir auch in der Folge stets bewahrt hat.

An jenem ersten Tage nun schlenderte ich von der Universität gen Norden, irgendwo eine Mittagstafel

zu suchen: so kam ich in den „Hinter-Tragheim“ (aber jener Theil hieß damals noch „Modestengasse“) und sah hier in ein stattliches Gebäude, in dessen Garten eben — um 2 Uhr — eine Glocke offenbar zum Tische rief. Ich nahm daher das Gebäude für ein Gasthaus, trat ein, durchschritt den wohlgepflegten Garten, stieg die hübsche Treppe zu der geschmackvollen Halle hinan und nahm ohne Weiteres Platz an einer der zahlreichen Tafeln, an denen etwa 60 Civilisten und Officieren die Suppe aufgetragen ward. Noch während der Mahlzeit eilte plötzlich ein Bekannter aus München auf mich zu, der Zollinspector Karl Kaiser, der weiland an der Isar bei dem jungen Privatdocenten Rechtsphilosophie gehört hatte: ein ungemein liebenswürdiger, heiterer und „heller“, d. h. geweckter junger Mann, der sich sofort des stadtfremden Landsmanns auf das Freundlichste annahm, zuerst, indem er mich lachend belehrte, daß ich gar keine Daseinsberechtigung in diesen heiligen Hallen habe: es war eine geschlossene Gesellschaft, in die außer den

Gliedern nur eingeladne Gäste Zutritt hatten. Wie viele frohe Stunden haben wir, meine liebe Frau Therese und ich, in diesem „Börsengarten“ (IV. 1, S. 63), einer ganz vortrefflichen Einrichtung, an schönen Sommerabenden verlebt, meist in der nach unsrer regelmäßigen Einkehr so benannten „Dahn-Ecke“ im Norden: zuerst als Gäste, später als Glieder. Welch malerische Ausblicke gewähren die Terrassen, die sich von dem „Schloßteich“ erheben, über diesen Wasserspiegel hin und auf die alte — uns so erinnerungsreiche! — Burgkirche mit ihren Nachbargärten am dichtbebuschten Ufer: ohne Zweifel neben dem Blick auf den Pregel von der „neuen Börse“ aus das schönste Bild in der „Siebenhügelstadt“, dergleichen wenige Städte aufweisen mögen.

Freund Kaiser, den wir später mit seiner liebenswürdigen Frau wiederholt in Lindau aufsuchten, erwies mir gleich in der ersten Stunde den dankenswerthen Gefallen, mich eine freundliche, helle, sonnige (das ist viel werth für einen Süddeutschen in

dem endlos langen Königsberger Winter!) Wohnung finden zu helfen. Zwar die meines Vorgängers Laband im ersten Stock eines Hauses in der „Modestengasse“ Nr. 9, der verwittweten Frau Major Hahn gehörig, war bereits wieder vermiethet: aber im dritten Stock fand ich bei einer andern Wittwe zwei entsprechende Zimmer, die ich dann später im Frühjahr mit Labands Wohnung vertauschte. Die Lage der Fenster gen Osten gewährte den ganzen Morgen und Mittag das Licht der Sonne, falls diese den thulitischen Nebel und das Schneegewölk, das aus der russischen Steppe nur allzu oft aufstieg, zu durchbrechen vermochte, und die Nähe der Universität — nicht 5 Minuten — war sehr bequem.

Mein Mittagmahl suchte ich nun als Gast des „Börsengartens“, nach dessen Schluß in dem Winterraum der Gesellschaft, der „Börsenhalle“, am Pregel; abends blieb ich zu Hause, viele Wochen lang: erst als die Amtsgenossen von den Herbstreisen in die Stadt zurück gekehrt waren, ergriff mich jener

Wirbel der Geselligkeit, der in Norddeutschland — ich meine Berlin, Königsberg, Breslau — gerade um so viel zu stark ist als er in München und Würzburg (unter den Eingebornen wenigstens) zu schwach ist oder doch vor 30 Jahren noch war (s. III. S. 162).

III.

Uebrigens war ich sehr froh, daß ich fast zwei Monate ohne (außer beim Mittagstisch) einen Menschen zu sprechen — erst Ende October kehrten die meisten Amtsgenossen zurück — ungestört arbeiten konnte.

Zu meiner lebhaften Freude ging nun mein all' die Jahre zu Würzburg gehegter Wunsch, Statsrecht vortragen zu dürfen, in Erfüllung: ich übernahm außer meinen bisher in Würzburg vertretenen Fächern[1]) aus Labands Nachlaß die statsrechtlichen Vorlesungen: Allgemeines (richtiger: vergleichendes), dann preußisches Verfassungs- und deutsches Reichsverfassungsrecht, so wie (seit 1873) preußisches Selbstverwaltungsrecht: all' diese Vorlesungen hatte ich (ausgenommen allgemeines

[1]) Abgesehen vom Völkerrecht, das Prof. Phillips, später Prof. Zorn las.

Statsrecht, vor 10 Jahren, in München) nie gehalten: es galt also in den 7 Wochen — vom 3. September bis 23. October — die beiden Hefte für preußisches und für deutsches Reichsverfassungsrecht auszuarbeiten: — wahrlich keine geringe Aufgabe, zumal bei der Fülle des preußischen Rechtsstoffes und der Literatur darüber einerseits und bei dem so vielfach bestrittenen und — damals — noch so wenig (seit 2 Jahren erst) durchgearbeiteten Reichsrecht andrerseits. Ich hätte allerdings vom Minister Aufschub für Vorbereitung der beiden Vorlesungen bis zum Sommerhalbjahr verlangen können — er selbst hatte mir das voll gütiger Rücksicht angeboten: — allein ich wollte nicht Vergünstigungen vom Stat, vielleicht gegen die Wünsche der Facultät, nicht mit einem Nachlaß an Arbeitspflicht die neue Stellung anfangen und entschloß mich sofort, lieber wieder einmal eine außerordentliche Arbeitslast auf mich zu nehmen: etwa wie in den Jahren 1854, dann 1858—1863. (II. S. 577, III. S. 390). Ich ließ mich jeden Morgen um 5 Uhr wecken und

arbeitete, eine Mittags- und Ruhe-Stunde von 2 bis 3 Uhr ausgenommen, den ganzen Tag durch bis 11 Uhr Nachts, — Tag um Tag, den ganzen September und October. Das Ergebniß war, daß ich beide Vorlesungen (am 23. October) mit genügend ausgearbeiteten Heften beginnen konnte [1].

---

[1]) Aehnliches hatte ich zu leisten, als mir bei der Uebersiedelung nach Breslau (24. März 1888) zur Bedingung gemacht ward — vorläufig: es sollte nicht lange währen, war mir zugesagt, sonst hätte ich mich nicht darauf eingelassen — unter Verzicht auf die statsrechtlichen Vorlesungen preußisch Landrecht zu übernehmen. Kleinigkeit! Diese Masse von Quellen und Literatur! Zwar hatte ich behufs der Vorlesung über deutsches Privatrecht das Landrecht früher einmal durchgearbeitet, aber doch wahrlich nicht ausreichend für eine besondere Vorlesung. Seit die Versetzung fest stand (10. December 1887) arbeitete ich abermals, wie weiland 1872, täglich etwa 10 Stunden ausschließend im Landrecht, schrieb ein auf 10 Stunden wöchentlich berechnetes Heft von mehr als 1000 Quartseiten zusammen, ward bis 23. April 1888 damit fertig und begann rechtzeitig die Vorlesung. Zu meiner lebhaften Freude brauchte ich die Vorlesung nur zwei Halbjahre hindurch zu halten: dann konnte ich, nach mehrfachem Wechsel in der Facultät, wieder die geliebten statsrechtlichen Vorlesungen übernehmen. Aber ich bedauere es durchaus nicht, jene allerdings sehr anstrengende Arbeit von 5 Monaten und die zweimalige Vortragung geleistet zu haben: ohne jene Nöthigung würde ich mich

Erst in den späteren Halbjahren (seit 1873) fügte ich dann (nur einige Male, wegen allzugroßer Zahl andrer Vorlesungen) das allgemeine Statsrecht und dann statt dessen die allmälig sich folgenden Gesetze der preußischen Selbstverwaltung hinzu: letztere Vorlesung schwoll daher immer stärker an: und die nur allzuhäufigen Aenderungen in den Jahren 1873 bis 1888 machten sie zu der allermühevollsten, die ich je gehalten: der Verfasser der Gesetze selbst, Geheimrath von Brauchitzsch, ein hervorragender Jurist, hat in seiner eignen Bearbeitung am Schluß ein Verzeichniß von etwa 60 von ihm begangenen Irrthümern angehängt, das ich später noch um ein Dutzend bereichern konnte!

Ich las nun regelmäßig im Winter von 4—6 Uhr deutsches Privatrecht und deutsches Reichs-Verfassungs-

---

nie so stark mit preußischem Civilrecht vertraut gemacht haben, wie es nun der Vorlesung über deutsches Privatrecht zu statten kam: denn selbstverständlich nimmt man in Breslau, wo es sich um Beispiele aus den Particularrechten handelt, zweckmäßiger auf das preußische denn auf andere Territorialrechte Rücksicht.

recht, und von 6—7 Uhr, zwei oder dreistündig, Rechtsphilosophie: und hielt von 6—7 Uhr Seminar in zweifacher Gliederung: eine Woche geschichtlich und auslegend: Tacitus Germania, Sachsenspiegel und Urkunden (in der verdienstvolleu Ausgabe von Lörsch und Schröder), die andere Woche Handels-, Wechsel- und See-Recht: im Sommer von 11—12 Uhr Rechtsgeschichte, von 12—1 Uhr Handels-, Wechsel- und See-Recht, abends fünfmal von 5—6 Uhr preußisches Statsrecht, dazu hielt ich eine Stunde Seminar in derselben Weise wie im Winter (Auslegungen, dann praktische Uebungen im deutschen Privatrecht). Das ergab im Winter 12 Stunden (ein par Halbjahre mit dem allgemeinen Statsrecht 15), im Sommer aber nicht weniger als 17 in der Woche: letzteres eine recht erhebliche Leistung, die ich nur in den letzten par Jahren durch Ueberlassung des preußischen Selbstverwaltungsrechts an Freund Zorn um 3 Stunden verringerte.

Gleich von Anfang und dann ein par Halbjahre hindurch beschäftigte mich in Königsberg auch die

Mit-Leitung und Mit-Herausgabe einer juristischen Zeitschrift, der bis dahin von Behrend allein herausgegebenen „für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung“. Ich hatte von Würzburg aus wiederholt größere Arbeiten darin veröffentlicht, so eine ausführliche Vergleichung des norddeutschen Bundesgesetzes von 1870 und des baierischen von 1865 über das Urheberrecht: nun, bei der Uebersiedelung nach Preußen, wollte ich mich recht ernstlich zwingen, nicht nur in Rechtsgeschichte, auch in dem dermalen geltenden Recht zu arbeiten: zu diesem Zweck schien mir die Mitleitung einer solchen Zeitschrift ein besonders geeignetes Mittel und in der nicht geringen Erregung jener Tage brachte ich es über mich, den von mir noch nie gesehenen Amtsgenossen in Berlin ohne Weiteres zu fragen, ob er mich als Mit-Herausgeber haben wolle?

Ich finde das heute ein wenig sehr stark aufdringlich — contra naturam mei generis! — und schäme mich ein bischen: aber damals kannte die Noth, d. h. der brennende Eifer, ein neues Leben aufzu-

bauen, keine Scheu. Ich danke nun heute hier ausdrücklich nach 22 Jahren dem trefflichen, wackeren Manne, der, nunmehr Rath am Reichsgericht, mein Vorgänger in Breslau werden sollte und damals mein doch ziemlich befremdendes Ansinnen ohne Weiteres auf das Liebenswürdigste bewilligte. Die Zeitschrift ging jedoch bald ein, nachdem ich noch eine größere Abhandlung über die Rechtsquellen, zumal das Gewohnheitsrecht, darin veröffentlicht hatte: — post hoc, hoffentlich nicht propter hoc.

Mit wärmstem Eifer und — wie ich rühmen darf — mit schönen Erfolgen wandte ich mich den Seminarübungen zu, deren hohen Werth ich sofort erkannte: hier werden die jungen Leute gezwungen, dem Gedankengang des Lehrers zu folgen, wofür man in den Vorlesungen ja keinerlei Zwangsmittel oder Gewähr hat: im Seminar müssen sie stets gewärtig sein, aufgerufen zu werden. Ich legte (und lege) mir ein Verzeichniß der Theilnehmer an und rief (und rufe) in jeder Stunde möglichst Viele auf:

wer dreimal unentschuldigt ausblieb (und ausbleibt) wurde (und wird) ausgeschlossen, d. h. erhält keine Abtestirung. Neben den mündlichen Uebungen gingen schriftliche Arbeiten her: ich schlug den Theilnehmern am Anfang jedes Halbjahrs aus jedem meiner Fächer eine Anzahl von Aufgaben zur Bearbeitung vor: Lehrfragen und praktische Fälle, zumal aus dem Handelsrecht, die mir der rege Verkehr sowohl mit einzelnen hervorragenden Kaufherrn als mit dem höchst verdienstvollen „Kaufmännischen Verein" in reicher Fülle zutrugen: ich hielt jeden Winter in diesem Verein Vorträge, — wiederholt einen ganzen handelsrechtlichen Cursus, — an die sich Fragen und Antworten schlossen, aus denen ich mindestens ebenso reiche Belehrung zog als die Kaufleute. Auch ihnen wie so vielen Lebenskreisen und Verbänden zu Königsberg schulde ich daher reichen Dank. Eine Auswahl dieser meiner Vorträge habe ich dann, für den Druck erweitert, gesammelt herausgegeben[1]).

[1]) Handelsrechtliche Vorträge, Leipzig 1876.

Die Seminarien bringen auch den Vortheil, den Lehrer nicht nur vom Lehrstuhl herab mit den Hörern in eine Verbindung zu bringen, bei der diese sich lediglich aufnehmend verhalten: der Student gehört aber nicht nur in den Hörsal, er gehört ebenso in das Arbeitzimmer und in die Bücherei des Professors: der lebendige, gegenseitig anregende, nicht einseitig vom Lehrer geübte Einfluß ist durch Kathedervorträge nicht im Entferntesten zu ersetzen. Wehe dem Professor, der sich nicht über jeden Besuch eines Studenten freut und sich dadurch gestört fühlt! Wir sind für die Studenten da, nicht die Studenten für uns. Der geradezu musterhafte Fleiß der ostpreußischen Rechts-Studenten ward bereits genügend gerühmt (IV. 1, S. 72). Er führte mir nicht nur in den Vorlesungen, auch in den Seminarien zahlreiche und trefflich ausdauernde Schüler zu, wie denn auch am Samstag Vormittag — dem einzigen von Vorlesungen für mich freien — mein Zimmer von Studenten, Rechtscandidaten, Referendarien nicht

leer ward. Dies sowie der erstaunsam regelmäßige Besuch der Vorlesungen befreite mich gar schnell von einer der vielen bangen Sorgen, mit denen ich den Sprung in's Dunkle vom sonnigen Rebengelände des Mains in die Schneenebel Thule's gewagt hatte (s. oben S. 30).

Von eitler Selbstüberschätzung wirklich völlig fern und frei (oben S. 26) hatte ich bei jener Uebersiedelung mit Herzklopfen der Entscheidung entgegengesehen, ob ich als Lehrer da hoch im Nordosten Erfolge haben[1], in dem so grundverschiedenen ostpreußischen Boden Wurzel schlagen können werde[2];

---

[1]) Ein gar herziger Amtsgenosse (kein Jurist!), der mir wenig Liebe trug — ich hatte ihm nie etwas gethan! —, begrüßte mich beim ersten Besuch mit den liebenswürdig aufmunternden Worten: „Ach! Sie werden hier einen *sehr, sehr schweren* Stand haben! Ihr Vorgänger, Laband, war sehr beliebt!" Wie freundlich! Nun, es ist doch gegangen.

[2]) Ganz ähnliche Zweifel und Besorgnisse beunruhigten mich (1888) bei der Uebersiedelung nach Breslau, obwohl ich inzwischen unvergleichlich reichere und (16 Jahre hindurch) längere Erfolge errungen hatte, als ich 1872 bei der Verpflanzung nach Königsberg aufweisen konnte: aber Schlesier

Wohl wußte ich, daß ich in München und in Würzburg ein beliebter Lehrer gewesen war: aber damit war durchaus nicht erwiesen, daß ich auch bei den so ganz verschieden gearteten und geschichtlich erzogenen Ostpreußen mit meiner doch — sehr — stark ausgeprägten süddeutschen Persönlichkeit und meiner lebhaften Lehrweise Anklang finden müsse. Daß ich von Anfang an die Neigung meiner Hörer in überraschend hohem Maße gewann, hat ganz wesentlich, hat entscheidend zu dem herzlich warmen Glücksgefühl beigetragen, das mich alsbald in dem lieben Königsberg erfüllte und 16 Jahre lang sich steigerte.

Die wackeren Ostpreußen spürten bald heraus, daß ich ein warmes Herz für sie hatte, daß ich, weit jünger als meine Jahre, mit der Jugend empfand und sie erfuhren am eignen Leibe, daß ich (zumal

---

sind doch eben so wenig Ostpreußen wie diese Baiern oder Franken: s. den Ausdruck dieser bangenden Empfindung Gedichte IV., Leipzig 1892, S. 352.

mittelst der damals noch gespendeten Seminar-Prämien gar manchem fleißigen, aber blutarmen Studenten in seinem harten wirthschaftlichen Ringen zu helfen suchte, wo ich irgend konnte. Und wahrhaft rührend ist und mich tief beglückend, daß die schöne treue Anhänglichkeit meiner trefflichen ostpreußischen Schüler auch heute noch — 7 Jahre nach unsrer Trennung! — unverringert fort besteht: nicht eine Woche vergeht, daß nicht einer derselben an mich schreibt, durchaus nicht, irgend etwas von mir oder durch mich zu erlangen, nur um aus Dankbarkeit und erfreuender Erinnerung heraus mich von wichtigen Wendungen in seinem Leben zu benachrichtigen. Wie wohlthuend ergreift das Herz in unserer gemüthármen, selbstischen, streberischen und zugleich verrohten Zeit — Fehler, die auch die Jugend schon stark ergreifen! — solch schöneres Empfinden. Aber sie wissen's: ich erwidere es: wir halten Treue um Treue.

Jene Besorgniß, wie wohl der äußerste Nordosten den Baier aus dem äußersten Süden des Reiches

aufnehmen, ob man dort seine Eigenart verstehen und sich gefallen lassen werde, war voll berechtigt: hatte doch Ostpreußen nie zum deutschen Bunde gehört: noch 1872 sagte der Königsberger, reiste er nach Dresden oder München: „nun gehe ich nach Deutschland!“ Das Land hatte ungleich mehr Zusammenhang mit Rußland als mit dem außerpreußischen Deutschland: ist es doch aus seiner starren Abgeschlossenheit erst durch die Eisenbahn sogar Berlin und dem Westen von Preußen näher gerückt worden: vorher fuhr man 5 Tage und 5 Nächte bis Berlin und bei Eisgang in Nogath oder Weichsel, wann die Postfähre versagte, fuhr man eben gar nicht! Die Abgeschlossenheit im Zusammenhang mit dem Klima des Landes bewirkte es denn auch, daß wir während meines 16jährigen Aufenthalts in Königsberg durch riesige Schneefälle zweimal auf 2, einmal auf 3 Tage von der Außenwelt völlig abgesperrt waren: alle Züge waren im Schnee stecken geblieben.

Wie sehr Baiern und seine Bewohner in Thule-

land als Fremde galten und unbekannt waren, zeigt folgendes Erlebniß. Ein Student, Jurist, Fritz Wogan, der später wie sein „mathematischer" Bruder Theodor, ein lieber Hausfreund bei uns ward, erzählte mir, wie er als „crasser Fuchs" eingetroffen sei, hätten ihn ältere Studirende aufgefordert, mich behufs „Antestirung" in meiner Wohnung aufzusuchen: „Dahn ist Baier und wissen Sie, was der thut? Er empfängt in seinem Nationalcostume."

Dies „Nationalcostume" bestand in einer sogenannten „Kochlerjoppe", die ich in München und Würzburg im Hause getragen, an den Pregel mitgeführt hatte und natürlich bei Empfang von Besuchen nicht ablegte. Entsprechend las ich in der nächsten Fastnachtzeit in der „Königsberger Hartungschen Zeitung" die Anzeige: „ein Costume als Baier ist billig zu verkaufen".

IV.

Um nun von meiner Seite alles zu thun, die Kluft zwischen Isar, Main und Pregel zu überbrücken, unterbrach ich, Land und Leute von ihrer besten Seite kennen zu lernen, — nach einigem Widerstreben —, Ende September die unausgesetzte Arbeit an den Vorlesungsheften und folgte der freundlichen Einladung meines liebenswürdigen Schülers und Landsmanns Kaiser, ihn einige Tage auf einer Dienstreise nach dem Samland zu begleiten: er versprach, mir in rascher Aufeinanderfolge die schönsten Orte der ostpreußischen Küstenlandschaft zu zeigen und er hielt Wort. An diese erste Land- und Leute-Forschung in Ostpreußen schließt sich am Füglichsten, was ich in all' jenen Jahren überhaupt zu rühmen und wohl auch hin und wieder ein wenig auszu-

setzen gelernt habe: aber des Lobens ist viel mehr als des — unerwünschten — Tadelns.

In leichtem Wägelchen rollten wir zum Steindammer-Thor hinaus in eine flache, aber nicht reizlose Landschaft: der stattliche, so mächtige Pregelfluß blitzte zur Linken zuweilen hell auf und verschwand wieder: seltsamen Eindruck machten alsdann die weißen, gelben, braunen Segel, die mitten durch die Wiesen hinzugleiten schienen.

Im Verlauf der Fahrt fiel nun freilich dem Süddeutschen im Vergleich mit Ober-Baiern und Unterfranken die äußerst dünn gesäte Bevölkerung auf und zumal die geringe Zahl der Siedelungen, die durch weite Strecken von Oedland, von traurigen Föhren- und Kiefern-Waldungen getrennt liegen; dazu die ärmliche Bauart der niedrigen, nur aus einem — dem Erd- — Geschoß bestehenden Lehmhäuslein mit Fachwerk oder Riegelwänden, unter dem bunt geflickten Moos- oder Schilf-Dach. Statt der freundlichen Blumen- und Gemüsegärten und grünschattigen

Baumanger an Main und Isar umgaben oft übelriechende Sumpf-Lachen, von grunzenden Thieren belebt, die jedes Schmuckes darbenden armseligen Hütten. Und schon bei diesem ersten Ausflug berührte mich peinlich eine Wahrnehmung, die mir von den unerfreulichen Eindrücken der schmerzlichste werden sollte: die tief mißtrauische, ja abstoßende Haltung der „Bauern" (es giebt aber keine! s. unten), Fischer, überhaupt der ganzen ungebildeten Bevölkerung in Land und Stadt gegenüber den gebildeten Ständen. Während es in meinen baierischen Bergen aber auch in Tirol, ganz Deutschösterreich, in Franken und in Alamannien meine größte Freude ist, mit dem Volk vertraulich und herzlich zu verkehren, besonders auch mit den Kindern, war das in Ostpreußen völlig ausgeschlossen! Nicht etwa deßhalb, weil ich hier nicht wie in jenen Landschaften mit den Leuten in ihrer eignen Mundart verkehren konnte: — sie warteten gar nicht ab, ob wir uns verstehen würden! Ging ich freundlich auf die Kinder zu, sprangen hastig die

Mütter herbei, rissen die Kleinen in scheuer Flucht mit sich fort und verschwanden mit ihnen in den schmutzigen, verwahrlosten Hütten, — die wahrlich nicht zur „Spurfolge“ lockten — als ob ich sie verzaubern oder mißhandeln wolle. Ganz ebenso dumpf und stumpf und mürrisch und gehässig, zumal aber mißtrauisch verhielten sich die Erwachsenen nicht nur mir gegenüber, auch gegenüber den Königsbergern, die sie in ihrer Mundart anredeten. Es ist das eine traurige Folge der Jahrhunderte lang in diesen Gegenden geübten Bedrückung der niederen Bevölkerung durch die erobernden Einwanderer oder doch Einwohner anderen Stammes: ist doch auch nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit die Lage der „Instleute“, „Kotsaten“ gegenüber dem Gutsherrn, dem Landrath und allen Gebildeten eine höchst demüthigende geblieben. Einen behäbigen Bauernstand wie in Baiern oder Westfalen giebt es ja hier zu Lande nicht: entweder wie der Vogel auf dem Zweig stets abtreibbar, „Instleute“, oder Großgrundeigner:

ja, solche die — ungefähr — den süd- und westdeutschen Bauern entsprechen, nennen sich gar vornehm „Oekonomen“ und während bei uns „Bauer“ ein Ehrenname ist, kam ich gar übel an, als ich einen solchen „Herrn Oekonomen“ fragte, „ob er der Bauer dieses Hofes sei?“

Ist es doch in der Stadt nicht anders! Von der Kluft, die im Nordosten den Beamten, den Kaufmann (— von den Officieren zu schweigen: das ist ja anderwärts ähnlich —) von dem Handwerker, dem Dienstboten, dem Arbeiter trennt, hat man bei uns im Süden gar keine Vorstellung. Als ich einem geheimräthlichen (er war das schon im Mutterleibe!!) Amtsgenossen erzählte, daß in München während der Bockzeit im Achazgarten Geheimrath neben Dienstmann, Minister neben Tagelöhner am selben Tische sitzen, wäre mir der unnahbar hoch Stehende beinahe ohnmächtig in die Arme gefallen.

Und als ich in einer nahe befreundeten Familie der alten Köchin, die mir 16 Jahre lang die Thüre

dieses Hauses geöffnet hatte, einem treu bewährten Inventarstück, im 16. Jahre eines Abends beim Hinunterleuchten neben dem landesüblichen Trinkgeld auch meine Hand gab, nahm mich die gestrenge „Hausen-Frau“ [1]) auf die Seite, verwies mir das scharf und schloß: „so verderben Sie ja die Leute maßlos“.

Auch das (mir im höchsten Grad unerfreuliche) Slaventhum wirkt andrerseits auf die kriechende, schweifwedelnde Selbsterniedrigung der Ungebildeten: in Oesterreich *sagt* eine feine Dame zu einem Herrn ohne Bedenken „Küß' die Hand“, thut es aber gewiß nicht: in Ostpreußen küssen dienende Männer Männern die Hand: wehrt man es widerwillig ab, gilt das für Hochmuth! Ja, meiner Frau hat einmal ein Bettler auf der Straße den Saum des Mantels geküßt! —

[1]) Wie man dort sagt: auch „Hausenschlüssel“, „Hausen-Tochter“ mit unfehlbarer Sicherheit der Sprachrichtigkeit: als ich einmal eine solche „Hausen-Tochter“ neckte, erwiderte das „Kind der Excellenzen“: „Was haben Sie nur immer damit? Man sagt ja auch Hausen-Blase!“ (Geschichtliche Thatsache, Ort der Handlung: Königstraße!)

Diese und ähnliche Dinge mutheten nun recht undeutsch, barbarisch und culturarm an. Und dann wunderten sich die biedern Ostpreußen, wenn man gelegentlich äußerte, die Cultur nehme in Deutschland von Südwesten nach Nordosten ab! Ist sie doch von Italien aus über die Alpen, durch die Schweiz, Schwaben und Baiern über Augsburg und Frankfurt am Main, erst ganz allmälig nach Nordosten hin gedrungen: ein breiter, wohlthätiger, warmer Strom, eine Art geistigen Golfstroms, läßt sich von Oberitalien bis etwa Erfurt deutlich verfolgen, schon die Elbe, nicht erst Oder oder gar Weichsel, ist eine scharf eingeschnittene Culturgränze.

Und alle Cultur im Nordosten stammt aus dem Süden und Westen.

Da ich nun gerade einmal beim Schelten bin, muß ich doch beifügen, daß die Stadt Königsberg und die Lebenseinrichtungen daselbst uns Süd- und Westdeutsche in manchen Stücken noch ziemlich barbarisch anmutheten: zumal in den ersten Jahren 1872

bis etwa 1880: selbstverständlich hat sich in diesen Dingen im Lauf von 16 — ja schon von 8 — Jahren vieles erheblich und rühmlich gebessert.

Aber vor 22 Jahren — 1872 — war noch ein sehr großer Theil der Häuser in der Stadt — wie auf dem flachen Lande (oben S. 59) — einstöckig: über dem Erdgeschoß mit unglaublich kleinen Doppelfenstern (die im Winter — zugeklebt — 8 Monate keine Lüftung außer durch eine handgroße Klappe verstatteten!) spannte sich das niedere Mosdach nicht nur in den armen Vorstädten, sogar in dem „Mitteltragheim", gerade gegenüber dem stolzen Regierungsgebäude, bestanden diese „Baudeln" fort bis zu meinem Abgang.

In den mehrstöckigen Häusern aber führte oft eine kaum erkletterbare schmale Holztreppe nach oben so steil, daß, wenn man oben dem Besucher einen Stoß gegeben hätte, er wie ein Pfeil unten zur Thüre hinausgeflogen wäre: denn fast alle Thüren öffneten sich nach außen (wie manchen Puff der tückisch aufspringenden Pforten fing meine dicke Pelzmütze auf!):

eine dritte Aehnlichkeit mit dem alten Rom neben den sieben Hügeln und dem auf den Straßen liegen bleibenden Schmutz oder — hier häufiger — Schnee. Es ist ja richtig, daß der massenhafte und sich immer wiederholende Schneefall dort es unmöglich macht, rasch diese ganzen Mengen fort zu schaffen und es ist auch wahr, daß seit 1876/1878 etwas mehr hiefür geschah: aber zumal in den ersten Jahren waren wir doch erstaunt, daß die feinsten Damen in den Hauptstraßen der Stadt über kniehohe Massen von schwarzem Schnee und Schmutz, tiefe Lachen von Schneewasser hinüber und hindurch stapfen mußten. „G'schspaßig," sagte Freund Kaiser einmal zum Oberbürgermeister Selke, „bei uns kehrt man den Dreck fort, hier speichert man ihn auf!"

Ferner störte uns doch recht stark, daß in sehr vielen älteren Häusern ein Mägdezimmer durchaus fehlte — wir wurden gar nicht verstanden, als wir nach einem solchen fragten —: in Folge dessen die Mägde in der Küche schliefen, auf dem Boden oder in

Hühnerkobeln ähnlichen Verschlägen in den Wänden, zu denen sie auf Leitern hinauf stiegen.

Endlich waren die eine fehlende Canalisation ersetzen sollenden Einrichtungen von einer — nun sagen wir: — Lästigkeit, die hier nicht geschildert werden kann. In den — sinnreich! — meist der Eingangsthür gegenüber stehenden „Cabinettchen" war man der Blokirung durch jeden Besuch ausgesetzt.

Ich würde bei diesen Ausstellungen nicht verweilen, erforderte nicht der das berechtigte Maß übersteigende Provinzial- und Local-Patriotismus eine gelinde Dämpfung. Dieses an sich vollberechtigte Selbstgefühl der Ostpreußen und Königsberger hängt mit ihren besten, oben laut und freudig von mir gerühmten Eigenschaften zusammen: aber andrerseits hemmt auch die Selbstüberschätzung dort zuweilen und in einzelnen Stücken den Fortschritt (freilich nicht die „Fortschritts p a r t e i": im Gegentheil!), zumal die frühere Abgeschlossenheit den Vergleich mit dem Westen und Süden verhinderte.

Aber auch Königsberger, die gereist sind, finden zu Hause Alles am Vortrefflichsten und Tadellosesten bestellt: ein sehr gescheutes, feingebildetes, 18jähriges Mädchen kehrte — aus der Schweiz — an den Pregel von ihrer ersten Reise zurück: auf meine Frage, wie ihr denn dort die Bergseen gefallen hätten, erwiderte sie: „unser Schloßteich ist doch viel schöner!“ —

Eine andre Pregeljungfrau glaubte meine Schilderung der Abendfahrt Athalarich's und Camilla's auf der Adria (im „Kampf um Rom“, I.) nicht höher loben zu können als durch den Ausruf: „Ganz wie auf dem Schloßteich!“

Allein die Sache ist ernster. Auch reife, hochgebildete Männer stecken in solcher Ueberschätzung: nicht etwa der Begabung des Stammes — durchaus nicht! —, diese verdient vollste Anerkennung: aber des von ihm erreichten Culturgrades. Die Abgeschlossenheit, die Armuth des Landes, das Klima (s. unten), die häufigen Mißärndten (in 7 Jahren rechnet

man 4!) bilden Hindernisse, die eben auch ostpreußische Kraft und Ausdauer nicht völlig, nicht immer zu überwinden vermochten und vermögen: das häufige Erliegen in diesem Kampfe führt dann leicht zu einer stumpfen Ergebung, zur Lähmung weiterer Versuche: „Iwo, das lohnt ja doch nicht!“ ist ein nur allzu oft vernommenes böses Wort.

Bei den Königsbergern steigert sich nun begreiflichermaßen diese hohe (wie soll ich sagen?) Selbsteinschätzung. Oft sagte ich ihnen: „Euer Unglück ist, daß Kant bei euch, nicht in Kraxtepellen geboren ist“ [1].

---

[1]) Außer auf Kant und ihren eignen Kriticismus sind die Königsberger, die Ostpreußen überhaupt, stolz auf ihren hervorragenden Antheil an der Erhebung von 1813. Fern sei es, diese vollberechtigte Berühmung anzutasten: im Gegentheil, seit ich die Armuth des Landes — und wie stark war diese nun vollends vor 80 Jahren! — genau kennen gelernt habe, ist meine Bewunderung für jene Leistungen noch viel höher gestiegen. Nur muß bemerkt werden, daß die Ostpreußen auch „die Nächsten dortau waren“: sie hatten am Schwersten unter dem Uebermuth der nach Rußland ziehenden Franzosen gelitten: — grimmig haben sie an den aus dem Eise der Beresina heimkehrenden Flüchtlingen manch scheußliche Ausschweifung und Plünderung des Vorjahrs gerächt: immer wieder findet man

Denn sie müssen nun alle kleine kritische Kante sein! Ich nannte das liebe alte Nest oft: „die Stadt der reinen Vernunft und der schmutzigen Straßen“ [1]).

Die Wahrheit ist, daß dieser scharf kritische Sinn, wie ein Vorzug, so eine starke Einseitigkeit ist: omnis determinatio negatio: sie haben reichlich die Fehler ihrer Tugenden: d. h. die Kehrseite hiervon bildet, daß ihnen meist alles fehlt, was Einbildungskraft und künstlerischer Formensinn im weitesten Sinne heißt.

Daher haben sie in 6 Jahrhunderten an Dichtern nur aufzuweisen Herder, Simon Dach, Gottschedt(!), Max von Schenkendorf, Zacharias Werner, Hofmann

---

noch Uniformstücke der damals erschlagnen und verscharrten Franzosen in Kiefernwald und Heidemor! — und sollte die Erhebung Preußens — im Anschluß an die verfolgenden Russen — überhaupt geschehen, so mußte sie hier, in Osten, im Rücken der Fliehenden, konnte nicht in dem von ihnen besetzten Berlin oder weiter südwestlich losbrechen. Diese Erkenntniß schmälert den wackeren Ostpreußen nicht Verdienst und Ruhm.

[1]) Vgl. die Verse aus Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 217.

und Ernst Wichert, dessen „Litthauische Geschichten“ allerdings wahre Meisterwerke sind (vgl. IV. 1, S. 74).

Und wo soll in diesem unplastischen Lande der Sinn für Bildhauerkunst herkommen? Eher allerdings für Landschaftmalerei, in der sie Schönes leisten.

Diese Schranken würden nicht so fühlbar werden, machten die Biedern das Selbstgefühl ihrer Ueberlegenheit nicht zuweilen in einer für andre Leute kränkenden Ueberhebung geltend.

Ein Ostpreuße sprach mit mir über Süddeutschland, das ja meine „schöne Heimath“ sei: „aber,“ sagte er herablassend, „wahre Freundschaft giebt es nur in Ostpreußen“. Ich ließ ihn natürlich stehen mit sammt seiner ostpreußischen Freundschaft.

Ein andrer, der, wirklich vielseitig gebildet, sich aber für noch viel gescheuter hielt als er war, sagte mir in's Gesicht: „ja, ihr Baiern und Deutschösterreicher, ihr seid ein zurückgebliebener Volksstamm“.

„Mag sein," erwiderte ich, „daß wir nicht so rasch fortgeschritten sind wie andre: aber die Ostpreußen haben noch gar nicht angefangen, zu schreiten."

Das ist doch eine so arge und beschränkte Ueberhebung, daß sie den bereitwilligsten Bewunderer der Vorzüge des Stammes empören und auf solch groben Klotz den entsprechenden Keil herabbeschwören muß. Diese beiden argen Flegeleien geschahen ohne Absicht, zu kränken: es liegt eben zu Grunde nur Mangel an gesellschaftlicher Bildung und Form und andrerseits jene Selbstüberschätzung: denn hätte ich gleiches von Ostpreußen gesagt: „Ja, Bauer, das ist ganz was andres" [1]).

[1]) Von der maßlos frechen Ueberhebung des alten Stockpreußenthums gegenüber den Süddeutschen auch noch nach 1870/71 erlebte ich dort eine an die Unverschämtheit jenes „Berufenen" von 1862 (III. S. 277) in München erinnernde Bethätigung. Ein Ostpreuße und ein andrer Preuße, — beide Professoren! — sprachen in meiner Gegenwart — recht wohl meine baierische Herkunft kennend — von den Ergebnissen der Kriege von 1866 und 1870. Der Ostpreuße meinte — übrigens durchaus nicht in mich verletzen könnender Weise — es wäre wohl besser gewesen, 1866 oder 1871 einen Einheitsstat, ein

Das war also nicht Fremdenhaß, nur Mangel an Erziehung [1]: im Gegentheil ist von den Ostpreußen eine ganz außerordentliche Wirthlichkeit und Freundlichkeit gegen Fremde zu rühmen: anfangs zurückhaltend, werden sie, zumal als Wirthe im eignen

großes Preußen unter Einverleibung aller Einzelstaten herzustellen. Der Andre erwiderte: „seien Sie doch froh und stolz, daß wir solche Heloten haben". Ich fiel ein: „Ihre Unkenntniß der Reichsverfassung war mir bekannt, Ihre Unverschämtheit noch nicht ganz!" Ich drehte ihm den Rücken, ging und wartete umsonst auf Forderung oder Verklagung.

[1]) Diese gesellschaftliche Unerzogenheit trat zuweilen so drollig hervor, daß man nicht zürnen, nur lachen konnte: einmal kam zu mir, dem Decan, ein frisch aus der Provinz zugereister Fuchs behufs Einschreibung mit brennender Cigarre und konnte durchaus nicht begreifen, als ich ihm väterlich wohlwollend vorstellte, das sei ungewöhnlich und er möge es bei anderen Besuchen unterlassen. — Ein Andrer, aus Masuren eingetroffen, wird bei dem Commercienrath, dem ihn der Vater empfohlen, zu Mittag geladen: er schreibt nach Hause: „Alles sehr herrlich (sprich harrlich), Essen (sprich Assen) und Trinken, mehr als ich je gesehn. Alles pick-fein: förmlich Servietten!" — Die Geschichte vollends von dem Ostpreußen, der in Berlin an der Wirthstafel sämmtliche Köpfe der Spargel auf der Schüssel abschneidet, auf seinen Teller schiebt und auf das laute Staunen seines Nachbars erwidert: „aber Mannche, das ist ja das Baste!" erzählt man sicherer an der Oder als am Pregel.

Hause, alsbald warm und herzlich und thun mit Einladungen zu jeder Art von Geselligkeit des Guten wahrlich nicht zu wenig, nur allzuviel: wahrhaftig an Geselligkeit und Gesellschaft wird in dem langen Winter von Anfang October bis Ende Mai am Pregel mehr geboten als andrer Leute Kopf und Magen ertragen können. Wir standen in unablässigem Vertheidigungszustand gegen Einladungen. In den alt-ostpreußischen Häusern begann das Abendessen oft erst um 9½, ja um 10 Uhr, dann wurden sechs bis acht schwerst verdaulicher Speisen aufgetragen und man kam um 2 oder 3 Uhr Nachts nach Hause, durch den kniehohen Schnee patschend vom botanischen Garten bis Ende der Königsstraße (¾ Stunde!). Ich schlief am folgenden Morgen bis um 9 Uhr. Einmal und nie wieder!

Nicht hübsch war auch bei diesen Gesellschaften, daß häufig, sobald der letzte Bissen des endlosen Abendessens hinunter gewürgt und die sacramentale Formel „Mahlzeit“ (mit feierlichem Händedruck wie

bei der Blutsbrüderschaft unter dem Rasenstreifen! — **ganga undir jarđar-men** —) gesprochen war, Männlein und Weiblein plötzlich auseinanderstoben in zwei verschiedne Räume, die Männer rauchend, Grog oder Bier trinkend, zumal aber Carten spielend, die Damen sich untereinander auf das Tugendsamste langweilend und beide Geschlechter so scharf von einander getrennt, als wären sie nach Tische je in ein Mönch- und ein Nonnenkloster abgeführt worden, bis endlich der gemeinsame „Hausenschlüssel" den Gatten und die Gattin wieder auf dem Gange vereinten und der unerläßliche gegenseitige Beistand, um in das Innere der hohen, bis an die Knöchel reichenden pelzgefütterten russischen Gummischuhe zu gelangen [1]).

Gerade jene einseitige und mit Absicht und Bewußtsein gepflegte „kritische Ader" führt nun aber mit der Dialektik der Nemesis zu einem höchst unselb-

[1]) 11 Pare sind mir im Laufe jener 16 Jahre verwechselt worden: die meisten im Sprechzimmer der Universität von einem immer zerstreuten theologischen Amtsgenossen! (s. unten).

ständigen, kritiklosen Verhalten gegenüber allen Erzeugnissen der Kunst im weitesten Sinne. Die den Norddeutschen allgemein eignende stäte Besorgniß, sich etwas zu vergeben, etwa zu rasch einer schönen warmen Wallung zu folgen und so „sich zu blamiren"[1]), ist bei den die Kritik vergötternden Königsbergern hochgradig gesteigert: daher sind sie, wie Sänger und Schauspieler klagen, ein höchst kühles[2]), insofern abstoßendes Publikum: „nur ja nicht vorschnell Beifall klatschen oder rufen oder loben, wenn auch der innere Beifall voll vorhanden ist: mein Urtheil könnte doch

[1]) „Bei uns in Baiern blamirt sich jeder so gut er kann," sprach einst Freund Henle (III. S. 134) in der baierischen Abgeordnetenkammer. Das geflügelte Wort drückt trefflich aus, daß wir Süddeutschen nicht so ängstlich steif bei jedem raschen Wort an Wahrung der Würde unserer Unfehlbarkeit denken und uns getrösten, hauen wir einmal daneben, — ein andermal desto kräftiger dem Nagel auf den Kopf zu schlagen. Vgl. über diesen Gegensatz meine „Deutsche Treue", Leipzig 1875, Aufzug I, S. 37.

[2]) Ich bemerke hier ausdrücklich und mit warmem Danke, daß ich bei meinen Dramen und bei anderm Hervortreten in die Oeffentlichkeit durchaus nicht über Kühle klagen kann, sondern herzliche Wärme rühmen muß.

irren und dann hätte ich mich „blamirt“: also klüglich abwarten, bis ein anerkannter (d. h. am Pregel) Sachverständiger gelobt hat: dann kann ich ja unbesorgt beipflichten“. So völlig unselbständig und kritiklos werden diese gebornen Kritiker vor eitel kritischer Sorge! Nun waren da für Schauspiel und Musik zwei Leute, zum Glück wirklich Sachverständige. Herr Ernst Krause für jene, Herr Professor Louis Köhler für diese: auf die allein kam es an: hatten die in die Hände geschlagen, so war es ungefährlich, dasselbe zu thun und hatten sie in der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ gelobt, so war es unbedenklich, in der Abendgesellschaft bei Geheimrath X., oder im „Städtebund“[1]), oder im „Börsengarten“, auch zu loben: wenn nicht, dann nicht. Ich wiederhole: beide Herren waren tüchtige Sachkenner, wären sie's aber nicht gewesen, nur als solche verschrieen, hätten sie ganz die gleiche Banngewalt geübt!

---

[1]) Wie ein Angehöriger selbst die „Montag-Gesellschaft“ genannt hatte.

Um jeden ungünstigen Eindruck aufzuheben, den diese Ausstellungen an der Eigenart der Ostpreußen und der Königsberger — sehr wider meinen Willen — etwa hinterlassen könnten, wiederhole ich, daß, nach meiner gründlichen, vieljährigen Erfahrung dieser Mischstamm wesentlich aus niederdeutschen, aber auch mit zahlreichen Einsprengungen von mittel- und selbst süddeutschen (z. B. Salzburger) Bestandtheilen, benachbart und hie und da gemengt mit Litthauern, Masuren und Polen, zu den kernigsten und markkräftigsten unseres Reiches zählt. Was ihm an rascher Auffassung und leichter Beweglichkeit des Geistes gebricht, auch etwa an Schliff der Form — aus der Lage und Art des Landes, aus der 6—7 Jahrhunderte währenden Abgesperrtheit von dem Südwesten (d. h. von der Cultur) voll erklärbar, — an Einbildungskraft und Form-Sinn, das ersetzt er reichlich durch jene pflichtbewußte, hartnäckige Ausdauer bei schwerster Arbeit, die, auf das äußerste hart gegen sich selbst, allein ermöglichte, daß dies Land der Sümpfe dem

Perkunos und den Wölfen abgerungen und bewohnbar gemacht ward. Meine Bewunderung, meine Liebe und mein Dank bleiben Ostpreußen und Königsberg bis an mein Ende: blind braucht jene Liebe nicht zu sein: denn ihre Tugenden können die Aufdeckung ihrer Schwächen voll vertragen.

Wir Oberdeutschen wollen doch dankbar anerkennen: was wäre aus uns mit all' unserer wärmeren Liebenswürdigkeit, leichteren Beweglichkeit, dichterischen Begabung und schöpferischen Einbildungskraft geworden, hätten nicht die härteren niederdeutschen Brüder in ärmerem Land unter schweren Kämpfen jenen preußischen Stat emporgebaut, der die feste Grundlage des deutschen States werden konnte? Französisch im Westen, habsburgisch im Osten wären wir geworden! Freuen wir uns doch der Manchfaltigkeit der Begabung unserer Stämme:

„dem Regenbogen gleicht so unser Volk:
der Farben Vielheit macht ihn schön und ganz" [1]).

---

[1]) „Statskunst der Frau'n", Leipzig 1877, Aufzug I, Auftritt 2, S. 19.

Formsinn, Kunst, Phantasie bei den Oberdeutschen, Kritik, Verstand, Statssinn bei den Niederdeutschen, dort Schiller und Goethe, hier Lessing und Kant und Bismarck: „über" sind den andern Stämmen allen freilich die Alamannen, die nicht nur Schiller und Hegel, Uhland und Strauß, auch die im Kampf gewaltigen und statsweisen Hohenstaufen hervorgebracht haben.

„Vertragt auch treu fortan, ihr Herrn:
Ihr Alle seid einander werth." [1])

---

[1]) „Deutsche Treue", letzter Aufzug, letzte Scene.

V.

Wenden wir uns nun von den Leuten zu dem Lande.

Das Klima ist nicht schlechter als sein Ruf: — was freilich nicht gerade viel sagen will.

Uebertrieben sind im Südwesten die Vorstellungen von der Kälte des Winters: diese ist bei Weitem nicht das Schlimmste: in den Häusern ist man durch Doppelfenster, oft Doppelthüren und ausgezeichnete, stubenhohe Kohlen-Oefen — die besten, die ich kenne — vortrefflich geschützt und auf der Straße durch den landesüblichen „Krimmerpelz“, den auch ich, wie die meisten Amtsgenossen, bald erwarb: er reicht nach oben mit dem aufgeschlagnen Kragen hoch über die Ohren, oberhalb der Marderpelz-Mütze mit ihren Ohrenklappen — denn diese „Muscheln des Kopfes“

sind dem Erfrieren am meisten ausgesetzt! — nach unten bis an die Knöchel, wo er mit den unentbehrlichen (oben S. 66), pelzbesetzten Gummiüberschuhen enge Fühlung gewinnt; bezeichnend für diese Pelzröcke ist ein breites, außen angebrachtes, knöpfbares Gürtelband, das der Gestalt den Reiz des Bärenhaften verleiht.

So gepanzert, mag man leicht der Kälte trotzen, die auch nur einmal auf erhebliche Höhe stieg. Es war am Weihnachtssonntag von 1876 nach Mittag 4 Uhr, als das Barometer an der Schloßteichbrücke 26 Grad Réaumur Kälte zeigte. Schon am folgenden Tag waren es nur noch 24: allerdings behauptete sich damals die Kälte fast 3 Wochen lang — bei Tag — zwischen 20 und 23 Graden: meine Frau konnte nicht mehr ausgehen: im Zimmer brachten wir es bei zwei und dreimaligem Heizen nicht auf 10 Grad: ich ging jeden Tag zweimal in die Universität, wo ich im Sprechzimmer mit zu Eis gefrornem Bart ankam; ebenso war der Pelz steif wie

ein Schilderhaus: ich spürte nur gegen Ende dieser Kältezeit einen leicht brennenden Schmerz über die Stirne hin.

Nicht also die Kälte macht sich lästig, wohl aber der Wind!

„Der Wind, der Wind, ist ein himmlisches Kind,
Aber am Pregel ist er ein Flegel,“

dichtete ich schon im ersten Winter.

In der That, als ich einmal, wenige Monate nach meinem Eintreffen, im Januar morgens in die Vorlesung ging und aus der Hausthüre trat, fuhr mir ein so starker und so eisiger Windstoß gegen Gesicht und Brust, daß ich stehen blieb und mich umsah, ob auch andre Menschen solcher Gewalt trotzten: da ich nun die Königsberger ruhig weiter gehen sah, als müsse das so sein, schritt ich natürlich auch fürbaß, obwohl mir der Athem stockte und der eisige Wind durch Pelz und Rock bis auf die Haut drang.

Dieser unmittelbar aus den eisigen Steppen Rußlands kommende Ost-Nord-Ost — er „brüllt bären-

stimmig" (Gedichte III. 1878 S. 279) — muß erst gewöhnt werden: er hat die Wirkung, daß es im Nordosten der Stadt oft um einen Grad kälter ist als im Südwesten. Leider wehen nur selten die Winde vom Haff und von der See her, so daß Königsberg nicht etwa ein feuchtes Küstenklima, vielmehr ein Steppenklima hat. Daher auch im Juli die drückende, trockne Hitze. Uebrigens ist dies Klima für die Nerven günstig — viel mehr als das Würzburger oder Breslauer! — und überhaupt zuträglich außer für Leute von schwachen Athmungswerkzeugen.

Die Ostpreußen, die nicht früh in dem allzuharten Kampf ums Dasein erliegen, „wachsen ja zu jenen Gliedern, zu jener Stärke heran, die wir bewundern," (sagt Tacitus von den Germanen). Meine Studenten wurden oft schon als Referendare erstaunlich dick: (gar manche freilich starben gerade in den ersten Jahren der Praxis an Brustkrankheiten); ich selber fühlte mich — bei recht angestrengter Arbeit — all' die Zeit hindurch sehr wohl in jenem rauhen Klima.

Dagegen Eins vermißte ich allerdings schmerzlich in jenen Jahren: den Frühling!

Es ist früher geschildert worden (I. S. 258 f.), wie ganz besonders der Vor-Frühling — schon die ersten Sonnen-Tage im Februar! — mir an's Herz gewachsen ist: — mir und meiner Poesie: sie sproßte zuerst auf an einem solchen sonnigen Februartag!

Unscheidbar von der Erinnerung an den Frühling zu München und zu Würzburg (IV. 1. S. 9 f.) ist mir der Amsel flötender Sang, wie er am Abend, kurz ehe die Sonne zu Golde geht, hoch vom Wipfel der Bäume schallt: es ist mir der liebste Vogelgesang: auch mein Halfred („Sind Götter?") hat ihm ja so gerne gelauscht.

Wohlan: die Amsel[1]) geht nicht östlich über die

---

[1]) Eben so wenig die echte Nachtigal, **sylvia luscinia philomela**: vielmehr nur der ungarische Sprosser, **sylvia philomela**: aber die Königsberger wurden gar böse, bestritt man ihnen, daß in ihrem „Louisenwahl" auf den Hufen Nachtigalen schlugen: es ist eben der Sprosser, den sie meinen. Aber nur beileibe nicht nachgeben!

Weichsel, wie auch Frau Buche zwar weit nördlicher, aber nicht gern so weit östlich gedeiht.

Sechzehn Jahre lang sah und hörte ich keine Amsel als etwa auf der Reise im Süden, zumal im lieben vogelsangreichen Friedrichshafen (s. unten), wo ich gar oft vom letzten Amselruf und von süddeutscher Natur zugleich nicht ohne tiefe Wehmuth Abschied nahm, wann es wieder gen Nordosten ging.

Und wie keine Amsel, gibt's auch keinen Frühling in Königsberg: der „weiße Winter" währt vom October bis Ende Mai: ich weiß zumal, wie eigen traurig es berührte, ragten im März, April und sogar Mitte Mai die Zweige der Bäume und Büsche noch kahl wie Besenreiser in die Luft, obwohl die Sonne grell vom Himmel brannte, die aber bei dem schneidenden Nordostwind nur leuchten, nicht wärmen konnte. Ich gedenke, mit wie rührender, schmerzender Selbstbescheidung wir an ein par Stachelbeerbüschen vor einem Eckhaus nahe dem Paradeplatz im Mai die ersten Ansätze von schüchternem Grün verfolgten,

die gar oft wieder in Eis und Schnee verdarben. Ende Mai oder Anfang Juni brach dann plötzlich Hochsommer ein mit einer trocknen Hitze, wie sie eben auch dem Steppenklima eignet.

Ja, ja, ich habe nie geklagt darüber in sechzehn Jahren, aber Amselruf und Frühling hart entbehrt.

VI.

Was nun die Ausflüge von der Stadt in die Landschaft betrifft, so ist zu rühmen, daß schon die nächste Umgebung durchaus der Reize nicht enträth. Der Spaziergang entlang dem Pregel nach „Holstein" gewährt den Blick auf den meistens von Schiffen belebten Strom; wandert man, wie wir so oft gethan, zum Steindammer-Thor auf die oben genannten „Hufen" — ursprünglich Aecker, Wiesen, Felder, Landhäuser mit Gärten, jetzt (leider!) meistens Wirthshäuser —, so bietet sich auf der kleinen Höhe bei dem Wäldlein „Louisenwahl" eine schöne Ausschau auf das Haff im Westen, zumal bei stimmungsvollem Sonnenuntergang; gegenüber „Louisenwahl" liegt das rührend schlichte Häuslein, in welchem Königin Louise traurige Tage lebte.

Wie bescheiden man doch wird im hohen Nordosten!

Wir freuten uns über die kleinsten Anzeichen des Erwachens in der Thier- und Pflanzenwelt der schmalen Anlage „Louisenwahl“, schon an dem leisen Aufthauen des ockerbraunen Bächleins.

Häufig auch fuhren wir im Sommer an Sonntag Vormittagen etwas weiter gen Westen in das in so früher Stunde noch nicht von Königsbergern erfüllte Wäldchen bei Judithen, (dem Geburtsort Gottsched's), wo wir in den Schonungen Rothkehlchen und Dorngrasmücke belauschten: manch schöne Waldmorgenstunde haben wir dort verlebt: dankbar gedenk' ich's.

Malerisch liegt der etwas weiter entfernte schwermüthige See von Preil in seinen dunkelgrünen Büschen. „Schwermüthige Poesie“: — das ist die richtige Bezeichnung für gar manche Landschaft dortselbst: das Grün der Bäume und Büsche nähert sich mehr als bei uns dem Blau, entbehrt des goldigen

warmen Gelb, wie ich von Pflanzenkundigen vernahm, wegen der kürzeren Zeit sonniger Bestrahlung: dies im Zusammenhalt mit eigenartigen Beleuchtungen[1]) erweckt bei dem Süddeutschen, der die Geschichte des Landes kennt, die phantastische Vorstellung, als liege die Verwünschung der alten Heidengötter und der ausgerotteten Verehrer der heiligen Eiche von Romowe düster und lastend auf dem Lande.

Manchen Reiz bot auch das im Osten gelegene Dorf Neuhausen mit Schloßgarten und Wald: aber mich störte bei diesen weiteren Ausflügen an wirklich schöne Orte die unvermeidliche lange (lange!) Rückfahrt auf öden, ja traurigen Landstraßen, die mich immer melancholisch stimmte, so daß wir später uns

---

[1]) Frau Rath von Doß traf bei ihrem Besuch (im Mai) das richtige Wort, als sie meinte, es walte hier zu Lande meist eine Art fahlen Lichtes, wie bei uns daheim bei einer Sonnenfinsterniß. Uebrigens fehlte es nicht an poesiereichen Sonnenuntergängen, ersetzten auch das Alpenglühen des Südens die aus rothen Backsteinen gebauten Casernen der Festungsstadt durch das „Casernen-Glühen“.

auf kurze Fahrten, z. B. nach den freilich sehr bescheidenen Reizen von Alweiden oder Tannenkrug beschränkten.

Unerfreulich war dabei die durch die Festungseigenschaft der Stadt auferlegte Nöthigung, immer wieder zu dem nämlichen, schmalen Löchlein herein wie hinaus zu müssen; oft und oft gelangte ich in den heißen Sommern erst Abends nach 9 Uhr von dem Schreibtisch hinweg — ich arbeitete damals hart an „Urgeschichte" III. mit ihren 75 Bogen! — zu jenen Rundgängen um die Stadt.

Mit Recht werden die Königsberger hier vorwurfsvoll fragen: „warum ging der Baier nicht an unsre herrliche See und in unsere masurischen Wälder?"

Antwort: Weil der Baier dazu wirklich keine Zeit hatte.

Während des Sommerhalbjahres konnte der Professor den Lehrstuhl nicht verlassen und kam die herbstliche Freizeit, so riß es den Süddeutschen so unwiderstehlich wie den Zugvogel nach dem Süden hinweg.

Indessen habe ich wiederholt den schönsten Strich jenes Strandes: Rauschen, Warnicken, Neukuhren, Schwarzort, Brüsterort mit seinem Leuchtthurm besucht und ward von dem ersten Anblick der Ostsee auf der Höhe von Pobethen, bei jenem oben erwähnten Ausflug mit Freund Kaiser, mächtig ergriffen[1]): die wundersamen Bildungen am Gestade: Höhen und Hügel, unsern Bergen ähnlich, aber aus eitel Sand, machten befremdenden Eindruck: ebenso manche seltsame Baumpartie und zumal die mir völlig neuen Bernstein-Tauchereien und -Gräbereien der Herren Stantien und Becker bei Palmniken und Brüsterort[2]).

---

[1]) Siehe Gedichte, III. Sammlung, Leipzig 1878, S. 256, 257.

[2]) Vergleiche die ausführliche Schilderung dieser Eindrücke, die ich damals unter dem Namen: „Briefe aus Thule" in die Allgemeine Zeitung, September 1872, sandte; ein drolliges Abenteuer widerfuhr uns in dem „Krug" zu Brüsterort. Kaiser und ich sprachen wie in Königsberg so bei diesem Ausflug gern altbairisch miteinander: wir merkten nun, daß die Knechte in dem nächsten, nur durch einen brusthohen Holzverschlag von uns getrennten Gelaß neugierig lauschend die Köpfe herüber reckten. Als wir am folgenden Morgen uns von dem Vor-

Auch später besuchten Therese und ich wie Neukuhren, so die anziehende Seeburg Pillau, dann die Siedelung von lieben Freunden — Dr. Robert Simon (oben S. 53) und seiner ebenso güte- wie anmuthvollen Frau — in Neuhäuser, auch die landschaftlichen Schönheiten von und bei Elbing. Aber seltsamerweise sind wir in den sechzehn Jahren niemals gelangt nach dem von den Königsbergern meistbesuchten Badeort Kranz. (Die Eisenbahn dahin ward erst in den letzten Jahren eröffnet.) Uebrigens meinten die Freunde lachend, für diese thörige Unterlassung könnten wir uns um Geld sehen lassen.

Stellt man sich im Südwesten Königsberg als Seestadt vor, so bedenkt man nicht, daß — für einen an die Arbeit gebundenen Professor wenigstens — die

---

stand des Bernsteinwerks die Eintrittskarten erbaten, lächelte der und sagte: „Ja, meine Herren, Sie sind mir schon verrathen: gestern Abend kamen meine Knechte und sagten: „Harrche, drüben im Krug sitze zwei wildfremde Franzosen: sprechen nur französisch, soll mer sie verhaue?" (Es war erst zwei Jahre nach dem Krieg.)

See zu fern liegt: abgesehen von Kranz brauchte man über 5 Stunden Wagenfahrt, die schöne Küste bei Neukuhren zu erreichen. So waren wir denn in all' den langen Jahren nur zweimal dort.

VII.

Kehren wir nun aber von Stadt und Land und Leuten zu dem „Helden“ dieser wahrhaftigen Geschichte zurück, so wird der freundliche Leser bereits gefunden haben, daß schon im Verlauf der bisherigen Schilderungen wiederholt die traurige Einzahl des „Ich“ mit dem „wir“ wechselte, das nicht die Mehrzahl der Majestät des Schriftstellers (pluralis majestaticus litteraricus), sondern in diesem Fall eine beglückende Zweizahl bedeutet.

Am 3. August 1873 wurde ich — nach Ueberwindung von unschilderbaren Schwierigkeiten und Kämpfen jeder Art — mit meiner lieben Therese getraut[1]) von Pfarrer Liedtke in der lieben alten

---

[1]) Die damalige Form der Eheschließung; unsere Trauzeugen waren die Professoren Friedländer und Güterbock.

Burgkirche, auf der fortab mein Blick so freudig dankbar ruhte.

Diese Monate, von September 1872 an, waren nicht immer leicht zu durchleben gewesen. — — —

Entweihung wär' es, hier in flügellahmer Prosa jedem Leser — auch dem, der lediglich aus Neugier oder gar aus noch unschöneren Beweggründen nach diesen Blättern greift — von dieser Ehe zu erzählen: es genügt, in schlichter Wahrheit zu sagen, daß ich eine glücklichere mir nicht vorstellen kann. Wer uns kennt, unser Leben, unsere Arbeiten[1], bedarf einer

[1]) An dieser Stelle muß ich doch ein recht einfältiges Gerede todt machen, das sogar uns selbst gegenüber häufig laut wird. Weil Therese und ich in einem Buche „Walhall", in einem zweiten „Kaiser Karl und seine Paladine" und in zwei Gedichtsammlungen (II. 3. Auflage, Leipzig 1883 und IV., Leipzig 1892) unsere ganz getrennten und völlig selbständigen Arbeiten zusammen gestellt haben, ist die unsinnige Vorstellung entstanden, wir arbeiteten Alles wie so eine Art von zusammengewachsenen siamesischen Zwillingen gemeinsam, so daß man nicht ihre und meine Leistungen auseinanderhalten könne. Wie dumm! Mich wundert nur, daß Therese nicht auch die „Könige der Germanen", die „Vernunft im Recht" und die „handelsrechtlichen Vorträge" mit verfaßt hat. In Walhall

Therese Dahn

geborene Freiin von Droste-Hülshoff

(1868).

Ausführung hierüber nicht. Was ich als Dichter geworden bin, — ich bin es seit 1868 und 1873 geworden.

---

sind die Göttersagen ausschließlich von mir, die Heldensagen ausschließlich von ihr, in den Paladinen ist das Ganze ausschließlich von ihr, nur die geschichtliche Einleitung ausschließlich von mir verfaßt, wie übrigens für jeden, der lesen kann, dort ausdrücklich klar gesagt ist: in den beiden Gedichtsammlungen sind die (wenig zahlreichen) von Therese verfaßten als solche bezeichnet. Aber auch die weitverbreitete Vorstellung, Therese sei die Mitverfasserin meiner seit 1873 veröffentlichten anderen Dichtungen in Vers und Prosa zeigt größte Unkenntniß dichterischen Schaffens und ist wohl nur daraus zu erklären, daß man nicht begreift, wie Ein Mensch neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten so viel Andres sollte zusammenschreiben können: er kann es eben doch! — Es versteht sich, daß ich meiner lieben Therese meine Entwürfe mittheile und sie mit ihr durchspreche, aber eine wesentliche Aenderung hieran ist ausgeschlossen, da ich vorher bis ins Einzelste mit dem Entwurf fix und fertig bin: dagegen ist sie meine strengste Beurtheilerin nach der Ausführung und vor und in der Drucklegung habe ich oft dankbar ihre Meinung befolgt, zumal in Fragen, wo feines weibliches Zartgefühl die Gränze erlaubter Schilderung ziehen kann: so wollte ich z. B. in „Felicitas“ den armen Liuthari dem schlummernden jungen Weibe einen Kuß auf die Stirne (— nur, schöne Leserin! —) drücken lassen: Frau Therese hat ihn nicht genehmigt. „Odhin und Laufeja“ hat sie nicht beanstandet, aber um Einzelnes in „Frigga's Ja“ mußte ich lange kämpfen.

Aber noch ein Anderes, Umfassenderes, Höheres tritt hinzu.

Sehr klar war mir bewußt, daß die Vorgeschichte dieser Ehe (— d. h. die Lösung einer früheren ohne juristische Berechtigung —) die schärfste Beurtheilung herausforderte. Dem gegenüber war es Pflicht, die ganze Kraft des Geistes, des Gemüthes und zumal des Willens und Charakters, die etwa in mir lag, in unablässiger Anspannung zu verwerthen, um in dem neuen Leben nach jeder Richtung auch strengsten Anforderungen zu genügen. Wie weit das gelungen ist, habe nicht ich zu entscheiden: ich darf nur sagen, ich habe mich redlich bemüht. —

Unsere erste Reise [und meine bedeutungsreiche Unterredung mit König Ludwig II. auf dem Schachen zu Partenkirchen] soll später im Zusammenhang mit den übrigen Herbstfahrten von 1873—1888 geschildert werden: — hier stelle ich nur unser Lebwesen zu Königsberg dar.

Im October 1873 von München zurückgekehrt,

mußten wir noch ein par Wochen in meiner Junggesellen-Wohnung (1 Zimmer und 1 Alkofen!) hausen, weil die in der Königsstraße Nro. 22 im ersten Stock (Ecke der steilen Gasse) gemiethete noch nicht fertig gestellt war. Es war das seltsame „ménage“: aber auch in der neuen Wohnung ging es so — einfach zu, wie es wohl gar manche Frau Professorin nicht würde ertragen haben.

Selbstverständlich hatte ich aus der ganzen Würzburger Hauseinrichtung nur mitgenommen, was ich eingebracht hatte: also außer meinen Büchern nur den alten Schreibtisch und anderes schon in der Königinstraße und in der Wurzerstraße (III. S. 1) besessenes Geräth. Diese Herrlichkeiten, etwa 8 Stück, wurden nun in der neuen Wohnung auf ein großes Arbeitszimmer, — von Anfang an bis heute hatten und haben wir beide nur Ein gemeinsames — ein winzig kleines Eßzimmer und ein schmales Schlafzimmer vertheilt. Mehrung dieser Armuth war in den ersten Zeiten ausgeschlossen: mein Gehalt war nicht für

Neuanschaffungen ausreichend, Schulden hasse und fürchte ich seit dem Plüschsofa von 1846 (II. S. 520) wie den Gottseibeiuns[1]: so mußte sich denn Therese anfangs mit dem nicht Genügenden begnügen. Ich gedenke, wie ich wiederholt an dem Laden in der „Junkernstraße“ neben der Polizei vorüber ging, über legend, ob ich es verantworten könne, eine Tischglocke zu erstehen, auf daß die Arme nicht von dem Mittagstisch so oft in die Küche zu eilen habe, das Mädchen zu rufen. Das Kleinod sollte 20 Silbergroschen kosten: — ich stand auf Monate davon ab. Mit Stolz erwarb ich dagegen Hammer und Beißzange. Wie freute mich's, als ich einmal Gebühren aus einer Doctorpromotion erhielt und nun für Therese die ersten par Blumentöpfe — eine Aurikel und eine Hyacinthe — kaufen und ihr überraschend auf das öde Fensterbrett stellen konnte!

In den Nächten jener glücklichen Tage ward mir doch klar, daß, wenn ich jetzt sterben sollte, meine

[1]) Ja, genau genommen: mehr!

Wittwe in alleräußerster Armuth dastehen würde. Ich hatte von dem 1858—1872 Erworbenen und Ersparten nichts, gar nichts für mich behalten, als ein par tausend Mark zurückgelegter Honorare, Therese war ohne jedes Vermögen, die Wittwenpension in Königsberg betrug damals 230 Thaler. In jenen Nachtstunden nun gelobte ich mir, mit Aufwendung aller Arbeitskraft dafür zu sorgen, daß dieser Albdruck so bald und so völlig als irgend erreichbar von mir genommen und für meine Wittwe ausreichend gesorgt sei: es hat doch etwa 4 bis 5 Jahre gewährt, bis durch eine Lebensversicherung wenigstens das Unentbehrlichste für den Fall meines Todes beschafft war. In Deutschland erwirbt auch ein erfolgreicher Schriftsteller, was ich erst seit 1876 ward, nur langsam. Abgesehen von jener Sorge, die nur mich quälte, verliefen aber jene Zeiten bei der alleräußersten, kaum glaublichen Einschränkung Theresens [1]) doch auf das

[1]) Ich danke heute noch gerührt der gütevollen Frau Geheimrath Friedländer, die uns öfter einen besseren Bissen eigenhändig zutrug; vgl. den in Gedichte III. S. 290 verewigten Lachs!

Seligste und wir lachten hell über unsere Noth und deren Behelfe.

Ich hatte nur drei Stühle: nun ward ich aber im Herbst 1873 Decan und zahlreiche Studenten sprachen täglich vor: da mußte denn, falls zwei Studenten auf einmal erschienen, die Frau Professorin sich einstweilen in den Alkoven in der Modestengasse, später in das Schlafzimmer in der Königsstraße zurückziehen und dort auf ein Bett setzen. Dazu kam, daß wir in letzterer Wohnung eingezogen waren, bevor alle Thüren verschließbar gemacht waren, so daß schwere hohe Bücherkisten, hinter der unverschlossenen Eingangsthüre aufgeschichtet, Nachts unsern Schlaf beschützen mußten.

Es sah in der That verwundersam aus damals bei Dahn's in der Königsstraße und manche hochweise und reiche Frau Geheimräthin schüttelte wohl das neugierige Haupt über die armselige, verwegene Dichter-Wirthschaft, bis die Leute nachgerade merkten, daß wir nicht nur bei unsern knappen Mitteln über-

schwänglich glücklich, auch in praktischen Dingen doch nicht ganz so einfältig waren, wie sie gewähnt hatten.

Einstweilen aber liefen die schnurrigsten und dümmsten, zum Theil wohl auch boshaftesten Gerüchte über uns!

Darüber darf man sich nun freilich weder wundern noch beklagen, daß Leute, — alte Weiber beider Geschlechter — die weder an sich noch an geistigen Aufgaben zu arbeiten haben — sich aus Müßiggang, Neugier, Schalheit und Bosheit mit zwei Menschen beschäftigen, die nun einmal unleugbar in sehr stark herausfordernder Weise von der Norm und Sitte des Lebens abgewichen waren: „live it down“, sagen die Engländer in solchem Fall. Es seien hier einige der damals über uns verbreiteten Dinge verzeichnet, die durch entrüstete Freunde zu unserer Kenntniß und Ergetzung gebracht wurden.

Zwar das sahen und hörten wir mit eignen Sinnen, wie auch „gebildete“, d. h. modern angezogene Damen sich gar oft auf der Schloßteichbrücke bei unserem

Herankommen mächtig, mit echt ingvaenonischer Grazie, in die Rippen stießen und recht hörbar flüsterten „das Par," weil wir so regelmäßig wie zwei Sterne zur bestimmten Minute Arm in Arm des bestimmten Weges wandelten. Aber erzählt mußte uns erst werden, daß wir statt der Möbel nur Bären- und Wolfs-Felle und Truhen (meine Bücherschränke!) in den Zimmern liegen, hängen und stehen hätten, daß ich, in ein solches Bärenfell gehüllt, zu „ihren" Füßen, während sie harfe, dichte, daß meine Frau jeden mich besuchenden Herrn zu einem Gang auf Stoßdegen herausfordere (weil die Unvorsichtige einem geheimen Rath, der meine Rappiere bestaunte, erzählt hatte, ich habe ihr ein par Paraden und Finten gezeigt), daß wir jeden Mittag in einer andern Kneipe vor den Thoren speisten. Eine uns gegenüber wohnende Beamtenfrau aus Goldap beklagte unser armes Mädchen, daß es einer Herrschaft diene, die nicht einmal Vorhänge an den Fenstern habe (nämlich nicht die in Goldap vorschriftmäßigen weißen, sondern dunkle).

Eine sehr liebenswürdige Officiersgattin meinte, nach einiger Bekanntschaft mit Therese, nein, sie glaube jetzt doch nicht mehr, was man ihr zugeschworen, wir hätten im zweiten Jahr unserer Ehe ein Kind gehabt, das wir in thöriger Affenliebe uns so lange gegenseitig aus den Armen gerissen hätten, um es zu küssen, bis das arme Ding vorgezogen habe, zu sterben! Eine Verbreiterin noch viel boshafterer Lügen (z. B. daß wir uns gleich im ersten Jahre scheiden lassen wollten!) habe ich einmal durch Gegenüberstellung und Zeugniß des von ihr über uns Belognen beinahe bis zum Versinken in den Erdboden gebracht [leider nur beinahe!]. Später haben dann die Leute in Königsberg anders über uns geurtheilt und manche haben in der Folge uns in herzerquickender Offenheit geklagt, daß auch sie uns Unrecht gethan hätten.

Wie gesagt, wir mußten ja auf schlimme Nachrede gefaßt sein und sie hat uns um so weniger weh gethan, als wir andrerseits gleich von Anbeginn einen Kreis warmer, treuer Freunde und Freundinnen gewannen.

Das Schönste an der so sehr bescheidnen Wohnung in der Königsstraße Nro. 22 war der dunkelrothe, pompejanische Wandanstrich des Arbeitzimmers: aber leider war das ganze Haus so feucht, daß dies Roth gar bald von grünen und weißen Pilzen überzogen ward und wir, — obwohl mir ein Wohnungswechsel gräulich ist, schon wegen der Unterbrechung der Arbeit durch Umstellung der Bücher, — schleunigst ausziehen mußten. (1874.) Wir nahmen nun — schon ein wenig behäbiger geworden — eine erheblich bessere auf dem „Vorderroßgarten“ Nr. 19 im II. Stock: das Haus gehörte dem Uhrmachermeister Herrn Glaß: ein großes Eßzimmer, ein schönes helles Arbeitszimmer gen Westen und ein geräumiges Schlafzimmer mit dem Blick in das Hausgärtlein gen Osten. Wir verlebten hier freudige Jahre (von 1874—1877): hier ward der „Kampf um Rom“, den Therese vor dem Ofen in der Königsstraße gerettet hatte (III. S. 370), vollendet, hier entstanden rasch nach einander „Sind Götter?“, „König Roderich“, „Markgraf Rüdiger“,

„Deutsche Treue“, die Operndichtung „Armin“, die „handelsrechtlichen Vorträge“, der „Grundriß des deutschen Privatrechts“, die „langobardischen Studien“, hier der I. Band der „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“, hier die meisten der „Balladen und Lieder“.

Nach meinem Rectorat (Ostern 1877 bis Ostern 1878) und der italienischen Reise (s. unten), siedelten wir im Frühjahr 1878, da die zwei Zimmer der nun ganz bedeutend erweiterten Geselligkeit nicht mehr genügten, um in das liebe Haus „Hinter Tragheim“ Nr. 28, wo wir im ersten Stock eine zwar auch gar kleine, aber äußerst behagliche Wohnung fanden: ein höchst gemüthliches Eßzimmer und ein helles Schlafzimmer mit dem Blick in lauter Gärten (die weitgedehnten von Hensche) ringsum, eine schmale Bücherei und ein gar stattliches Arbeitszimmer, dessen drei hohe und breite Fenster auf den grünen Vorgarten der „Phönixloge“ der Freimaurer sahen.

Wie glücklich sind wir zehn Jahre hindurch — bis

zu unserer Verpflanzung nach Breslau, 23. März 1888 — in diesen unvergeßlich trauten Räumen gewesen: — glücklich, allein zu zweien mit unserer recht ämsigen Arbeit, froh und heiter, zuweilen bis zur Ausgelassenheit, mit einer Schar von herzlieben, treuen Freunden und Freundinnen! Mein Dank und Segen schwebt über dieser Stätte immerdar. Ich gewann die Räume so lieb, daß ich mich, obgleich sie sich bald auch als zu eng erwiesen, zum Ausziehen niemals entschließen konnte.

Der Hauptreiz der hellen Räume und ihr in jenem Himmelsstrich besonders hoher Werth lag darin, daß die Vorderzimmer jeden frühesten Strahl der Sonne von Osten und die Rückzimmer noch den letzten Gruß der Abendsonne über die grünen Baumwipfel der unabsehbaren Gärten her aufnahmen: ach und wie lechzten wir in Thule's langem Winter-Eis und -Schnee und -Nebel nach Sonne, Licht und Wärme! Jene ausgedehnten Gärten (nicht nur der kleine Hausgarten der Frau Möschke, den wir mit benutzen durften,

und der anstoßende unseres treuen Nachbars, des alten Herrn Müller — er war ein Vogelfreund wie wir und manchen Vogeltausch haben wir geschlossen, manchen Flieder- und Rosenstrauß hat seine liebe greise Frau durch die Hand ihres „Vogelmariechens“ auf Theresens Tisch gestellt! —) lagen damals noch so unverstört, daß nicht nur Singvögel aller Art, auch der Kuckuck und der Buntspecht darin nisteten oder doch riefen und hackten, wie denn in harten Wintern Kohlmeisen und die zierlichen Sumpfmeislein mit dem schwarzen Kopf täglich wohl zu halben Dutzenden in die geöffneten Fenster unserer Küche und unseres Schlafzimmers geflogen kamen, sich hier wärmten und nährten und dankbar zwitschernd wieder Abschied nahmen.

Im Laufe der Jahre mehrte und verschönte sich nachgerade auch der anfangs geradezu ärmliche Hausrath[1], so daß das schöne große Arbeitszimmer, das

[1]) Frau Möschke, die gestrenge Hausherrin, hatte, vom Fenster aus unsern Einzug überwachend, bedenklich das Haupt

wir vor dem Abschied von dem trauten Haus und dem ganzen lieben Königsberg photographiren ließen, einen erfreulichen Anblick bot[1]).

Was ward nicht in jenen 10 Jahren in diesen Räumen gearbeitet, aber auch gelacht und fröhlich gezecht! Wieviel Arbeit, wie viele Gedanken: in Wissenschaft und Kunst und Stat und Leben, welche Begeisterungen, welch frohgemuthe Scherze, welch silberhelles Lachen (— freilich auch zuweilen welche Schmerzen! —) füllten nicht die erinnerungsreichen Zimmer! — — —

Es wäre viel mehr davon zu sagen, als hier gesagt wird. —

Von den wechselnden Hausgenossen hebe ich die Schar fröhlicher, aber trefflich gezogener Kinder des Kaufmanns Krosta hervor, die sich auch bei Eis und

---

geschüttelt, als sie auf dem (— einzigen! —) Wagen gar keine eleganten, modernen Möbel (sie stammten ja zum Theil aus der Königinstraße zu München und dem Jahre 1846!) vermerkte, nur ungezählte „Wein-Kisten" wie sie fürchtete: d. h. meine Bücher-Kisten!

[1]) Siehe das Bild am Ende des Bandes.

Unser Arbeitszimmer im Hinter-Tragheim zu Königsberg 1877—1888.

Schnee im Gärtlein tummelten: dann die sie im Erdgeschoß ablösende Familie des Herrn Pfarrers Glomsda: das ehrwürdige, greise Par war so herzgewinnend in seiner alterthümlichen Schlichtheit: beide schienen aus Voß Louise übrig geblieben. Der Herr Pfarrer mußte alle Leute um sich fröhlich sehen: fand er sonst niemand, spielte er seiner und unserer Magd Geige vor, daß sie tanzen konnten. Die Tochter Martha jedoch, ein stilles, sinniges Geschöpf, hat uns gar manchen Winterabend, wann es draußen stürmte und schneite und mir der heiße Kopf vor lauter „Urgeschichte III“ brummen wollte, traut behaglich und poesievoll gemacht durch ihr niemals störsames, aufdringliches und stets meisterhaftes, seelenvolles Clavierspiel, das abends von 6 bis 8 Uhr aus dem Raum unter meinem Arbeitszimmer herauf zu tönen pflegte: die Gute fand bald meine Lieblingsstücke von Beethoven und Richard Wagner aus und spielte sie unermüdlich: sie war unser trauter musikalischer Hausgeist: Dank ihr für und für!

Unsere streng eingehaltene Tagesordnung verlief in allen drei Wohnungen gleichmäßig: die Freunde spotteten wohl (und spotten!) über meine Pedanterie hierbei: aber nur solche besonnen überlegte und unerbittlich befolgte Eintheilung ermöglichte das Maß von Arbeit, das damals geleistet ward.

Im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 7 Uhr Beginn der Arbeit: vor Allem Vorbereitung der Vorlesung, mit der ich es, je älter ich werde, je länger ich lese, desto gründlicher nehme! Dann sofortige Erledigung („aus der Weltschaffung") des gesammten Einlaufs der Post, sonst droht — bei Aufschub — Brief-Banquerotte, den ich bisher immer gerade noch knapp abgewehrt: die Brief- und andern Zusendungen stiegen allmälig erschreckend, da sie ja nun von zwei Seiten — von der Wissenschaft und von der Dichtung (oder doch von der Literaturwelt) her (abgesehen von Andrem!) — kamen und kommen: seit ich an einem gewöhnlichen Tage des Jahres einmal 27 Postsendungen erhielt, habe ich das Format meiner Briefe,

wo irgend thunlich, auf das der Visitencarte beschränkt[1]). Alsdann Arbeit meist an der (unendlich langen!) „Urgeschichte" (IV Bände, 170 Bogen) und der „Deutschen Geschichte" (II Bände, 90 Bogen). Im Winterhalbjahr und in der Osterfreizeit hatte ich zu Königsberg den gar nicht hoch genug zu werthenden Vortheil, den ganzen Vormittag — meine beste Arbeitszeit! — von 8—1 Uhr unzerstückelt der wissenschaftlichen Arbeit zu Hause zuwenden zu können, da ich nur nach Mittags von 4—6 Uhr las: blos dies ermöglichte die

[1]) Die Beantwortung der Briefe von Leuten, die mich meist nicht das Mindeste angehen und keinerlei Recht auf meine so knappe Zeit haben, — **a great nuisance**! — kostet durchschnittlich täglich fast eine Stunde, oft viel mehr: die Autographensammler, die herzigen, fern zu halten, schlug Freund Wichert einmal sehr zweckmäßig vor, von jedem eine Mark für die Schillerstiftung einzuziehen. Unter welchen Vorwänden diese Plagegeister Fragen stellen, ist manchmal drollig: z. B. „was ist Postille?" „Schreibt man dem gutem Mann?" oder „dem guten Mann?" „Was bedeutet Westfale?" — Ich rede dann die Durchschauten an mit „Verehrter Herr Autographensammler!" In Ostpreußen haben mich aber zuletzt, nachdem ich ziemlich bekannt geworden, in der That ohne jene Absicht, Viele wie ein lebendiges Conversationslexikon über alles Mögliche, was ich wußte und nicht wußte, nachgeschlagen!

mir selbst zuweilen erstaunsame Menge der in jenen 16 Jahren vollendeten wissenschaftlichen Arbeiten (s. unten die Aufzählung am Schluß des Bandes): bitter schmerzlich vermisse ich diesen großen Vorzug in Breslau, wo ich — aus allerlei Gründen — Winter und Sommer am Vormittag (von 11—1 Uhr Winters und 10—12 Uhr Sommers, im Winter dann auch noch zweimal von 5—6 Uhr, im Sommer einmal von 5—6 Uhr) lesen muß.

Von 1—2 Uhr machten wir dann den vielbesprochenen (oben S. 34) Spaziergang (meist bis an die Börse oder an den Bahnhof), so regelmäßig, daß unser Erscheinen, wie bemerkt, den Königsbergern als Zeitbestimmung diente: um 2 Uhr das immer in einer Viertelstunde erledigte Mittagsmahl, dann in dem sonnigen Schlafzimmer Erledigung der Zeitungen (ach! dieser sehr nothwendigen Uebel und sehr üblen Nothwendigkeiten!), von 3—4 Uhr Arbeit, 4—6 Uhr Vorlesung (s. oben S. 48, Reichsverfassung 2 Stunden, Seminar 1 Stunde), von 6—8 Uhr Arbeit (zumal die

Neuherstellung der E. von Wietersheim'schen „Völker-
wanderung“ und die „Vernunft im Recht“ ward in
jenen Abendstunden geschaffen): um 8 Uhr Abendessen,
von $8^1/_4$—10 Uhr abwechselndes Vorlesen (zumal in
Grimms und Schmellers Wörterbüchern, dann Grimms
Mythologie, Rechtsalterthümer, Geschichte der deutschen
Sprache, Dümmler, ostfränkisches Reich, Giesebrecht,
Kaisergeschichte), um 10 Uhr Schlaf. Im Sommer
änderte sich hieran nur, daß die Arbeit um 7 Uhr
morgens begann und die Vorlesungen von 11—1 Uhr
und 5—6 Uhr, nebst Montags von 6—7 Uhr
Seminar (also 17 Stunden wöchentlich!) gehalten
wurden und in der Hitze der regelmäßige Spazier-
gang auf den Abend verlegt ward, dessen letzte
Stunden im Juni und Juli meist mit den Freunden
im „Börsengarten“ verbracht wurden.

Die genaue Einhaltung dieser Tagesordnung allein
ermöglichte, wie gesagt, die Vollendung so vieler
Bände und zwar ohne Ueberanstrengung, denn sie
enthielt doch nur 10 Arbeitsstunden: dabei war — wie

von jeher — die Ausarbeitung, d. h. das Niederschreiben der Dichtungen auf die Sonn- und Feier-Tage und die Abende der Freizeit im Herbst verlegt: die Werktage der Halbjahre und die Vormittage der Freizeiten auch im Herbst waren und sind der wissenschaftlichen Arbeit bestimmt: man erwäge, daß außer den wissenschaftlichen Werken, den Vorlesungen und deren Vorbereitung, — die so reich fließende Gesetzgebung in Preußen und im Reich von 1872—1894 machte und macht unablässige Umarbeitung erforderlich! — auch noch die Sitzungen in Facultät, Senat, Generalconcil (s. unten Universität), die mündlichen und schriftlichen, in Königsberg so zahlreichen, Semestral-Prüfungen, die Referendarienprüfungen, die Beurtheilung der Referendarienarbeiten sehr viele Kraft und Zeit in Anspruch nahmen: man pflegt nicht daran zu denken, daß, ganz genau gerechnet, 87 Hundertel meiner Arbeitskraft und Zeit von jeher und zumal auch von 1872 bis heute von der Wissenschaft und dem Beruf in ihren manchfaltigen Richtungen in

Anspruch genommen und kaum 13 der Dichtung übrig gelassen werden. Daß ich gleichwohl von 1872 an auch so viel Dichterisches bringen konnte, erklärt sich daher nur aus der früher (III. S. 193) geschilderten Eigenart meines dichterischen Schaffens: die sorgfältigste Durcharbeitung des Gegenstandes der Aufgabe bis in's Einzelnste lediglich in Gedanken, ohne ein Wort zu schreiben, und nach Vollendung dieser eigentlichen Arbeit das mühelose Niederschreiben ohne mindeste Beschwerung durch die Formgebung.

Oft unliebsame Störung dieser Tagesordnung brachten die allzuhäufigen (oben S. 73—75) Einladungen, das Uebermaß an Geselligkeit, dem man sich bei der überwältigenden Liebenswürdigkeit der Leute dort mit aller Anstrengung [1]) nicht immer erwehren konnte: aber die gemeinschädlichen, den folgenden Vormittag (mich wenigstens) verdummenden Abendgesellschaften zum Mindesten vermied und vermeide ich fast völlig.

---

[1]) Die Freunde spotteten: „ihr benehmt euch wie ein Stachelschwein, das einen Igel verschluckt hat“.

VIII.

Das Bild unseres so unaussprechlich glücklichen und gemüthvollen häuslichen Lebens wäre nicht vollständig, gedächte ich hier nicht meiner Vogel-Narrethei, die Therese liebenswürdig theilen lernte.

In der That: zu dem Nebeneinander unserer beiden Arbeitstische, ihrer Nähmaschine und Harfe in demselben Zimmer gehört auch der große Flugbauer und ein par Sonderkäfige unserer Vögel.

Es ward geschildert (I. S. 16, 61, 71), wie schon in dem älterlichen Garten noch vor Schmetterling, Käfer und andrem Gethier das Vogelleben mich angezogen hatte, wie schon damals 32 Vögel den Winter über ein großes Drahthaus bevölkerten.

Viel hatte ich Therese davon vorerzählt, auch wohl

geklagt, daß das Leben in der Festungsstadt (damals noch fern den Gärten des Tragheim: — im Häusermeer des Vorderroßgartens) und der endlos lange Winter, das völlige Fehlen des Lenzes mich den Mangel des Naturgenusses, des Thier-, zumal eben des Vogel-Lebens empfinden lasse. Und nach der Amsel pries ich ihr der Hänflinge das ganze Jahr hindurch lieblich tönend Lied.

An einem düstergrauen Wintermorgen im Roßgarten lag ich noch im Schlafzimmer zu Bett, während Therese schon die anstoßende Küche betreten hatte: plötzlich sprang ich an die Thür und rief: „das sind ja Hänflinge!“ Und so war es. Ich hatte das seit Jahrzehnten nicht mehr vernommene Gepieps (Krähen nennt man es bei fringilla canabina) sofort erkannt und die geplante Ueberraschung leider vereitelt, wofür ich gebührend gescholten ward. Diese beiden: „Prinzessin Rosenblüth“ und „jung Gisilher“, wurden nun Vorläufer einer großen Schar von singenden Gesellen, die sich im Laufe von

20 Jahren (1874—1894) nach einander einfanden[1]; aber nie ein Kanarienvogel oder Papagei. Ich

---

[1]) Ich stelle für gleichgestimmte Seelen hier ein (nicht erschöpfendes) Verzeichniß der Vögel zusammen. Ausländer hielt ich nur einige Zeit hindurch: sie sind langweilig, mit Ausnahme der schön singenden Sonnenvögel, der Hüttensänger, Grauedelsänger und der kleinen Tigerfinken, deren Gesang dem Klingen eines silbernen Glöckleins gleicht: wir hatten verschiedene Arten von Webervögeln, dann Astrilden, Mövchen, Elsterchen, Goldbäckchen, dann einen Goldsperling [so frech wie seine deutschen Vettern!], Geschenk von Karl Ruß in Berlin. Von einheimischen nenne ich: Amsel (**turdus merula**), rothrückiger Würger (**lanius collurio**), Pirol (**oriolus galbula**), Kleiber (**sitta caesia**), Fichtenkreuzschnabel (**loxia curvirostra**), Grünling (**loxia chloris**), Girlitz (**loxia serinus**), Dompfaff (**loxia pyrrhula**), Edelfink (**fringilla coelebs**), Bergfink (**fringilla monti-fringilla**), Schneefink (**fringilla nivalis**), Hänfling (**fringilla canabina**), Stiglitz (**fringilla carduelis**), Zeisig (**fringilla spinus**, brütete zweimal, vier Junge brachten wir auf!), Flachsfink (**fringilla linaria** = Birken- oder Meerzeisig), Goldammer (**emberizia citrinella**), Rohrammer (**emberizia schoeniclus**), Gartenammer (**emberizia hortulana, Ortolan**), Seidenschwanz (**ampelis garrulus**), weißhalsiger und kleiner Fliegenschnäpper (**muscicapa albicollis** und **parva**), weiße, graue, gelbe Bachstelze (**motacilla alba, sulphurea, flava**), Sprosser (**sylvia philomela**, aus Grènoble, handzahm, jetzt 6 Jahre bei uns),' Mönch-Grasmücke (**sylvia atricapilla** = Schwarzplatte), Garten-, Dorn-, Zaun-, Sperber-Grasmücke (**sylvia hortensis, cinerea, curucca, nisoria**),

habe gelegentlich auch allerlei Beobachtungen in meiner Vogelstube veröffentlicht in der „gefiederten Welt" von Ruß und einem nordamericanischen Werk von Nehrling.

Fluß-, Busch-, Schilf-Rohrsänger (**sylvia fluviatilis, locustella, phragmitis**), Roth- und Blau-Kehlchen (**sylvia rubecula** und **suecica**), Haus- und Garten-Rothschwänzchen (**sylvia tithys** und **phoenicurus**), Braunelle (**sylvia modularis**), Garten-, Fitis-, Weiden-Laubvogel (**sylvia hippolais, fitis, sibilatrix rufa**), Goldhähnchen und Zaunkönig (**sylvia regulus** und **troglodytes**: erstere wurden massenhaft am Leuchtthurm von Brüsterort gefangen oder, vom Sturm gegen die Drehgläser geschleudert, getödtet: beide gab ich nach drei Versuchen, sie im Käfig lebend zu erhalten, auf), Stein- und Wiesen-Schmätzer (**saxicola oenanthe** und **sylvia ruberta**), Alpenflühvogel (**accentor alpinus**), Baum-, Wiesen- und Brach-Pieper (**anthus arboreus, pratensis** und **campestris**), Feld-, Calander-, Heide- und Hauben-Lerche (**alauda arvensis, calandra, arborea** und **cristata**), Kohl-, Tannen-, Blau-, Sumpf-, Schwanz- und Bart-Meise (**parus major, ater, caeruleus, palustris, caudatus** und **biarmicus**), Flußregenpfeifer (**charadrius fluviatilis**). — Mißvergnügt wird sich Meister Staar (**sturnus vulgaris**) ausgeschlossen sehen: allein er muß sich für Zimmergenossenschaft erst noch bessere Sitten angewöhnen: einstweilen verweise ich ihn hiefür auf Gedichte IV. S. 159; über Mönch, Rothkehlchen, Blaukehlchen, Amsel, Hänfling, Stiglitz, Zeisig vgl. Balladen und Lieder S. 137 bis 169; auch die Nachtigal (ebenda S. 170): — ihr heißes Lied regt gewaltig auf und stört die Nachtruhe — hab' ich nie im Käfig gehalten.

Die unter einander verträglichen wurden und werden in einem großen Flugbauer vereint, aber die geflügelten Sänger — gerade die besten — sind wie die menschlichen: ein „genus irritabile“: bringt man sie zusammen, so schweigen sie trotzig oder sie bekämpfen sich, — nicht blos im Wettgesang! — sondern auf Tod und Leben wie auf der Wartburg.

So mußte denn Therese außer dem großen Drahthause noch die Pflege einer ganzen Reihe von Einzelkäfigen übernehmen, deren Zahl zur Zeit des Gipfels meiner Narrethei sechs betrug! Jetzt sind es nur noch drei. In Königsberg ließen wir gar manche der Einzelhäftlinge Stunden lang im Zimmer umherfliegen, was, zumal wenn sie sich in unseren hohen Weihnachtsbäumen tummelten, gar ergetzlich zu beobachten war, ebenso die Wasservergnügungen der Bachstelzen: — allein die zahlreichen „Erinnerungen“ an diese Stunden, die meine Bücher aufweisen, haben in Breslau zur Aufhebung solcher Lustbarkeit für Thier und Mensch geführt.

Unmöglich kann ich aber dieses Vogelidyll abschließen, ohne dein zu gedenken, o Sissîle, du unvergeßliches Rotkehlchen!

Du warst gar kein Vogel: du warst ein kluger, holder Hausgeist, gescheuter als mancher Geheimrath und ganz unvergleichlich liebenswürdiger. Wie flogst du uns nach von Zimmer zu Zimmer, wie neugierig durchwühltest du den ganzen Näh-Kasten oder Farben-Kasten deiner Herrin, wie flogst du auf den Ruf: „Sissîle, es regnet im Walde!“ auf den vorher besprengten Tannenbaum und schlürftest die fallenden Tropfen, wie zutraulich flogst du mir auf Kopf und Schulter und ließest dich so spazieren tragen, wie hüpftest du ämsig auf dem Kafetisch umher am Morgen, alle Brosamen aufpickend, wie verschmähtest du die Flucht und bliebst bei uns, ein echter, treuer Hausgeist, als man dich einmal im Hochsommer aus Versehen stundenlang bei offnem Fenster hatte im Zimmer frei gewähren lassen und wie unvergleichlich und unermüdlich tönte auch mitten im Königsberger

„Fimbul-Winter“ dein herrlicher Gesang, bald laut, bald leise, im tiefen Alt, den Sopran deines Nebenbuhlers Sassâle überwindend! Acht Jahre lang hast du — so lang wie dein Stubengenoß „Tack-Tack“, der prachtvolle Schwarzmönch — unser Leben erfreut und mehr als mancher Amtsgenoß verlieblicht, bis dein heißes kleines Sängerherz brach. Du lebst in meinem dankbaren Gedenken und in manchem meiner Vogellieder fort[1]).

Freund Karl von Hase (s. unten) staunte damals, wie ich mitten im Wintergrau von Königsberg jene Bilder aus dem Naturleben schaffen könne; das hab' ich ihnen abgelauscht, meinen kleinen „Vogelînen“. Zu dem Erfreulichsten, was ich in Breslau gegen Königsberg eingetauscht habe, zählt, daß es an der Oder einen wirklichen, oft sehr schönen Frühling giebt, mit Amselgesang dicht vor unsrem Schlafzimmer, und daß in dem so wunderschönen Park von Scheitnig,

---

[1]) Balladen und Lieder, Leipzig 1878; zumal „Sylvia rubecula“, S. 145.

— wie in dem gerade an Vögeln so reichen, musterhaft geleiteten zoologischen Garten — ich mich an dem Gesang und Leben einer höchst manchfaltigen — freien und gefangnen — Vogelschar erlaben darf. —

Gemüthlos wär' es und undankbar, wollte ich, nachdem so viel Raum in diesen Blättern den gefiederten Hausgenossen vergönnt worden, einer Menschenseele geschweigen, die von den sechzehn Jahren unseres Königsberger Lebens zehn in treuem Dienste mit uns verbracht hat, unserer einzigen Magd („Mädchen" muß man aber am Pregel sagen) Mathilde Wernick, „aus dem Herzen von Masuren", wie sie mit Stolz sich rühmte, diese „Perle der Mägde"[1]; ganz eigenartig: klein, hager, zäh, klug, genügsam, verschlossen, unermüdlich arbeitsam, musterhaft verläßig in Geld- und allen anderen Sachen, nur auf den Vortheil ihrer Herrschaft bedacht und dieser mit wahrhaft rührender Anhänglichkeit zugethan, folgte sie uns

---

[1]) Gedichte IV. 1892: Das Wunder des Bacchos, S. 282.

1888 nach Breslau, wo wir sie mit herzlichstem Bedauern wegen Krankheit, die sie dienstunfähig machte, entlassen mußten, nicht ohne — pflichtgemäß — für ihr genügendes Auskommen Sorge zu tragen.

IX.

Nachgerade wird es aber hohe Zeit, daß wir uns von Landschaft, Stadt, Straßen, Haus, Vögelein und Magd zur Universität und zu den anderen Menschenkreisen wenden.

Meine Facultät bestand im Jahre 1872 außer mir aus den ordentlichen Professoren Sanio und Schirmer für römisches Recht, Güterbock für preußisches Landrecht, Strafrecht, bürgerliches und Strafverfahren, dann den außerordentlichen Professoren Salkowski für römisch Recht, Phillips für Kirchenrecht, Völkerrecht und Encyclopädie.

Der ehrwürdige Geheimrath Sanio, ein prächtiger Greis, von lauterer, kindlich einfacher Seele, war ein echter Vertreter des guten alten Schlages aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, wie sie leider in unserer

Zeit aussterben, ohne irgendwie gleichwerthig ersetzt zu werden: ganz ähnlich geartet waren der Philosoph Rosenkranz, der Mathematiker Richelot, etwas schärfer der weise („Nathan den Weisen" nannten wir diesen edeln Juden) Lehrs (s. unten philosophische Facultät) und der große Physiker Neumann, der in diesen Tagen (September 1894) seinen 96. Geburtstag gefeiert hat. Die Söhne jener harten, anspruchlosen Zeiten haben als Jünglinge und junge Männer in Genuß, Arbeit und Erregung jeder Art nicht so viel Kraft verbraucht wie wir Kinder so viel mehr nervös überreizter Jahrzehnte (von den jüngsten fin de siècle-Leuten aus Anstand ganz zu schweigen! Denn dies Buch soll reinlich sein). Daher wohl haben sie sich länger jugendliche Frische und eine gewisse köstliche Einfachheit und Schlichtheit bewahrt, die uns und nun vollends den Jüngsten (d. h. den etwa seit 1866 gebornen) gewiß nicht eignet.

Als Sanio aus dem Amte schied, folgte ihm Paul Krüger aus Berlin (der unerreicht ämsige

Schüler und Mitarbeiter Theodor Mommsen's), der kurz vor uns Königsberg verließ, einem Rufe nach Bonn folgend. Nur kurze Zeit erfreuten wir uns des wackeren, gemüth- und humor-vollen und kenntniß-reichen Amtsgenossen Phillips, den ein früher Tod in der Blüthe der Jugend dahin warf. Ihm folgte, aus Bern berufen, wo er Freund Gareis (IV. 1, S. 266 f.) abgelöst[1]) hatte, der Baier (Franke) Philipp Zorn, der wie seine treffliche Hausfrau Maria uns innig nahe befreundet ward; er las außer den Fächern von Phillips neben mir deutsches Statsrecht und Verwaltungsrecht: unsere Grundanschauungen über die Rechtsnatur des Reiches und das Wesen des Völkerrechts gingen weit auseinander und wir bekämpften uns lebhaft in unsern Vorträgen: aber über solche wie auch über einzelne politische Gegensätze hoch hinaus hob uns und hielt uns fest zusammen wie manches andre geistige Band

[1]) Gareis war von Würzburg nach Bern, von Bern nach Gießen berufen und Zorn aus München auf seinen Vorschlag sein Nachfolger in Bern geworden.

so die gemeinsame Begeisterung für den deutschen Stat. Unsre Freundschaft wurzelt im Besten, was uns beiden eigen. —

Von Anfang an waren Therese und ich auf das Wirthlichste aufgenommen in dem gastlichen Hause von Güterbock und seiner Frau Toni, mit deren Tochter uns später die Bande der Gevatterschaft verknüpfen sollten; manch frohe Stunde verlebten wir an dem Herde des Mannes von immer beweglichem Geist und von eifrigem Sinn für sehr manchfaltige Bildungsgebiete. Ueber Geheimrath Schirmer s. oben S. 39.

Von meinen dortigen Schülern haben vier später die akademische Laufbahn betreten: allzufrüh verstarb Dr. Paul London, der für mein Seminar nach einer neuen Auffassung von mir eine Arbeit über die Anefangsklage begann, die, unvollendet hinterlassen, von Pappenheim in Breslau (später in Kiel) herausgegeben ward.

Mit wackerster, echt ostpreußischer Ausdauer rang sich Dr. Rudolf Lepa — unter bitteren, harten Kämpfen! —

zu schönen Erfolgen als Privatdocent in Berlin empor und die Doctoren Schoen, Hubrich und Weyl habilitirten sich — leider erst nach meinem Abgang — zu Königsberg für deutsche Rechtsgeschichte, Kirchenrecht und Statsrecht: sie hatten in meinem Seminar in westgotischem Handelsrecht und in merovingischem Stats- und Kirchenrecht gearbeitet: mit großer Freude darf ich auf diese Schößlinge aus meiner Pflanzschule blicken.

Und mit Wehmuth sei hier deiner gedacht, armer Otto Riemasch, du von Unglück jeder Art grausam bis an dein frühes Ende verfolgter, du Muster unermüdet ringender Beharrlichkeit, dieser Krone aller ostpreußischen Tugenden. Keiner meiner Schüler war mir inniger in warmer, dankbarer Liebe zugethan. Rührend war's, wie er — von den Seinen erfuhr ich's nach seinem Tod — gar oft abends im Schnee von der Straße aus an dem erleuchteten Fenster neben meinem Schreibtisch meinen Schatten betrachtete, weil er nicht zu oft kommen wollte. Selbst oft von härtester Noth bedrängt,

nahm er zu sich, ernährte und erzog er den verwaisten Knaben eines im Kriege gefallenen Bruders: solche Pflichttreue und Selbstaufopferung und äußerste Kraftanspannung für einen selbstgesetzten idealen Zweck hab' ich außer in Ostpreußen kaum je gefunden!

„Müder Ringer, raste nun in Ruh!“

Unter den Gliedern der theologischen Facultät, Sommer, Voigt (†), Erbkamm (†), Grau (†), Jacobi, ist mir nur der Jüngste, der Frankfurter Kornill, näher getreten. Was die Mediciner anlangt, so verkehrten wir in den Familien von Hildebrandt (†), Dohrn, der meine Vorliebe für Friedrichshafen (s. unten, Herbstreisen) theilt, Hermann (dessen geist- und humorvolle Frau uns all zu früh entrissen ward!), und sahen so gern Freund Jaffé in unsrem Hause, der allein genügen würde, jeden, der ihn kennen — und das heißt lieben — lernt, vom „Antisemitismus“ zu bekehren[1]).

[1]) Die Dankbarkeit erheischt, daß ich hier, über den Rahmen „Königsberg“ ausnahmsweise an die Oder vorgreifend, hervorhebe, wie ich Jaffé's Neffen, Dr. Alexander, unsrem Hausarzt zu Breslau, im December 1890 an der Influenza

Die Musik zuerst zog uns in das Haus des trefflichen Julius Caspary, dessen Gattin (die zarte Frau Marie) Gedichte von Therese und mir wunderbar schön componirt hat: bald entdeckten wir, daß nicht nur der Töne, daß uns der Seelen Harmonie verband.

Schöne, innige Freundschaft verknüpfte uns mit dem Chirurgen Mikulicz und dessen Frau Henriette, die zu unserer großen Freude uns bald (1891) nach Breslau folgten: beides gilt auch von dem Zoologen Chun und dessen Lilly, der Tochter Karl Vogts, die den ... (nun, sagen wir:) recht lebhaften Geist und den köstlichen Humor ihres Vaters geerbt hat. Mit beiden Familien vereint uns auch das Band der Gevatterschaft [1]).

und doppelseitiger Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt und bereits völlig aufgegeben, die Erhaltung des Lebens verdanke, so weit irgend ein Mensch das von einem Arzte rühmen mag.

[1]) Das wir, nebenbei gesagt, so häufig knüpften in Königsberg und Breslau, daß Freund Lipps in Breslau von mir scherzte, „wie andre Menschen Käfer, sammelt Felix Pathenkinder“: ich setze die Namen der Familien her: Wichert,

Schon in München bei dem Jubileum (1872), dann in Tegernsee (oben S. 25) hatte ich kennen gelernt Ludwig Friedländer, dessen „römische Sittengeschichte“ ich neben „Rich Wörterbuch“ schon vor Jahren für den „Kampf um Rom“ eifrig durchforscht hatte: er, seine ausgezeichnete Gattin, Frau Laura, und die heranwachsenden Kinder wurden uns am Pregel zu frühest in schöner, viel bewährter Freundschaft verbunden. Schon früher ward bemerkt (I. S. 13), daß keineswegs, wie man wohl meint, das Germanische allein meine Neigung und Lernbegierde anzieht und ausfüllt: außer dem Romanischen haben, seit ich Homer kennen lernte (I. S. 191) auch Griechen und Römer meine Einbildungskraft unablässig beschäftigt, wie denn auch auf dem Gebiet der Forschung, das ich seit nunmehr 40 Jahren bearbeite, die Heran-

---

Güterbock, Krüger, Zorn, Gustav Simon, Gebauhr (Therese), Kißner (Therese und ich), Walther, Chun, August Müller, Wogan, Bezzenberger, Gellrich, Spreter, Mikulicz (Therese und ich), Sombart, Henriquez, von Bomhard, Lipps und ein (nie gesehner) Feldwebel in Memel.

ziehung der römischen und griechischen Quellen ganz unerläßlich ist: da war mir denn — wie nunmehr in Breslau Richard Foerster und Martin Herz, damals am Pregel — ein unermüdlicher und unerschöpflicher Rathgeber und Wegweiser für griechische und römische Quellen und Literatur in Dichtung wie Forschung eben Meister Ludwig.

Seinen großen Lehrer Karl Lehrs lockte wohl zu frühest in unser Haus das Harfenspiel meiner Frau, dem er gar andächtig lauschte: bald aber gewann auch ich seine besondere Zuneigung: theils durch meine Dichtungen, theils durch meine religions- und moralphilosophischen Anschauungen, die ihm warm behagten; auch er war von jener rührenden Einfachheit, welche die aussterbenden Männer der alten Zeit (oben S. 128), die „priscos Ramnes“, auszeichnet: ich traf ihn einmal in tiefe Betrachtung versunken vor einem Obstladen stehen: auf meine Frage erwiderte er: „Was ich dachte? Ich staunte, daß man am Pregel Apfelsinen feil bietet. So was war früher nie!“

Ein liebenswürdiger, alter Herr war der Vertreter der Kunstgeschichte, Hagen: einer der frühesten jener Frevler, die — nach Schiller und Rückert — Professur und „Dichterei“ zu vereinen sich unterfingen (heute giebt es Dichtungen schreibende Professoren mehr als Dichtungen lesende!): leider verloren wir ihn bald, den trefflichen Verfasser der „Norica“, die lange vor Freytags Ahnen die geschichtliche Novelle neu belebt haben. Sein jugendlicher Nachfolger Dehio ward Friedländers Eidam und uns ein lieber Freund, der meinen halb eingeschlafenen Eifer für Kunstgeschichte (II. S. 168) durch manchfaltige Anregung wieder erweckte.

Einer der frühest erworbenen Freunde ward uns der Vertreter der neueren Sprachen, der blonde Frise Schipper, den wir bald Wien abgeben mußten. Sein Nachfolger ward Alfons Kißner: er nennt sich scherzhaft meinen Schüler, weil er einmal zu Würzburg meine Vorlesung über deutsche Mythologie[1]) gehört

[1]) Regelmäßig??

hat: dieser liebenswürdigste aller Professoren und Meininger war mir zumal auch für Würdigung meiner Dichtungen von höchstem Werth: ganz erstaunlich vielseitig bewandert in den Litteraturen (und der Musik!) aller Völker und Zeiten, von feinstsinnigem, sorgfältig gebildeten Geschmack war er (und seine innerlich wie äußerlich zierliche Frau) derjenige, dem ich — nach Theresen — zuerst die eben vollendeten Dichtungen vorlas, mich seines warm, aber doch bedächtig gespendeten Beifalles freuend, seine Bedenken sorgsam beachtend: es gab am Pregel keinen, dessen Urtheil mir gleich werthvoll war wie „Alfi's", der, ein unermüdlicher Wanderer, uns denn auch wie in Breslau so an manchem Ferienaufenthalt an Meer (Scheveningen), See (Friedrichshafen), Fels (Mendel) überraschend besuchte. Süddeutsche Wärme, lebfrische, unbefangne Fröhlichkeit, so wohlthätig gegenüber der stadtüblichen kritischen Verhaltenheit, war in Thule am Erfreulichsten — und lange Zeit nur — durch ihn vertreten.

Vielfache Geistesanregung schuldeten wir auch dem Archäologen Gustav Hirschfeld, den seine stets bewegte Lebhaftigkeit, Heiterkeit und manchfaltige Bildung zu dem beliebtesten Gesellschafter machte; (die tief traurige Erkrankung des so Lebensfreudigen fällt nach unserer Königsberger Zeit).

Leider war ich nur ein Halbjahr noch zusammen mit dem ausgezeichneten Historiker Nitzsch (†), den der Nachfolger Maurenbrecher (†) mir nicht ersetzte.

Nur ganz kurze Zeit auch durfte ich mich erfreuen Alfreds von Gutschmid, dieses ganz außerordentlichen Geistes, durch Scharfsinn, unübertroffne Gründlichkeit und geradezu unbegreifliche Wissensfülle hervorragend. Wir verloren ihn früh an Jena, von wo er bald nach Tübingen übersiedelte, wo wir ihn bei dem dortigen Jubileum in seinem wirthlichen Haus aufsuchten: bald darauf starb er, allzu früh der Wissenschaft entrissen. Sein letztes — und wahrlich nicht sein geringstes! — Verdienst um unsere Hochschule erwarb er sich durch die Empfehlung

seines Nachfolgers, Franz Rühl's, meines lieben Freundes, den ich durch Aussprechen des warmen Lobes, das er verdient, nur (er ist, ach! gar so leicht zu ergrimmen!) ergrimmen würde: in politischen Dingen ein schroffer Gegner des eifrigen Fortschrittlers, bin ich ein Bewunderer — das Wort ist nicht übertrieben — einer Vielseitigkeit der Bildung, die, Naturwissenschaften nicht ausschließend, alle Gebiete der Geisteswissenschaften in geradezu verblüffender Weise umfaßt: ich kenne darin nicht seines Gleichen. Seinen schlagenden Witz aber hörte und höre ich so gern, daß ich mich seiner freue, auch wenn, wie ach gar so oft! ich der geschlagene bin. Und doch hat dieser grimme, rothbärtige Chatte mir über den ersten Band der „Erinnerungen" die mir von allen Beurtheilungen erfreulichste geschrieben und zwar in vollendet schönen .... Versen[1]), die in weicher Stimmung seiner eignen Knabenzeit gedenken.

---

[1]) Diese „Verrätherei" wird er mir wohl nie vergeben!

Neben Kißners Urtheil über meine Dichtungen war mir das werthvollste das von Julius Walther, dieses echten „deutschen Philosophen“ mit seinem wirklich oft „unwahrscheinlichen“ Idealismus, der sich auch darin erwahrte, daß er geraume Zeit mit Frau und Kindern weit draußen auf den „Hufen“ ostpreußischen Wintern in einem gar dünnwandigen Landhäuslein trotzte, um den Zusammenhang mit der Natur zu wahren, deren Schönheiten er auch im Kleinsten wie im Großen so scharf zu erfassen und in den Gründen ihrer Wirkung auf unsere Einbildung darzulegen wußte, wie ich es sonst nur noch in Meister Vischers classischer Aesthetik (III. S. 187) fand: daher gereichte es mir stets zu hoher Ehre, fanden die Naturschilderungen in meinen nordischen Erzählungen, dann in den „Kreuzfahrern“, „Attila“, „Bataver“, „Weltuntergang“ seinen Beifall. — Auch dem Literaturhistoriker Baumgart verdanke ich manchfaltige Anregung.

Eine ganz eigenartige „feucht-fröhliche“ Geselligkeit,

aber auf Grund tief empfundener Freundschaft, vereinte uns mit einigen Familien, die großentheils nahe beisammen siedelten (bei dem „zoologischen Institut" und auf dem „Besselplatz"): Chuns (s. oben, S. 133), dann den vergleichenden Sprachforscher Adalbert Bezzenberger, bei dem ich mit reichster Belehrung, wie weiland bei Lexer (IV. 1, S. 53 f.) Gotisch, so Einleitung in die vergleichende Grammatik hörte und stets bereite reiche Belehrung fand für meine Fragen über germanische Etymologieen: er war — wie weiland Lexer — mein Berather in diesen Dingen, wie später die Freunde Siebs und Vogt in Breslau: dankbar gedenkt dessen meine „Deutsche Geschichte" und die „Urgeschichte" an gar vielen Stellen; unermüdlich durchwanderte er für seine Lieblingsforschung das unwirthliche Litthauen, mit kargster Nahrung begnügt.

Und dann zähltest Du zu dem „lustigen Loch", (wie wir uns seit einem der [recht häufigen!] Tauffeste in diesen Häusern nannten), oh allzufrüh uns entrissener August Müller!

Die Augen werden mir feucht, wie ich dies schreibe. Dieser ausgezeichnete Orientalist war an Charakter, Geist, Humor und Gemüth gleich hervorragend und keinem von uns Königsberger Professoren thu' ich Unrecht, wenn ich in all' dem keinen von uns über, ja nur sehr, sehr wenige neben August Müller stelle. Welche Fülle ernster geistiger Anregung, welch' unvergleichlichen Witz in Rede und Brief, welch herb männliche Gesinnungstüchtigkeit — nicht allen Professoren eignet sie! — fanden wir an ihm jederzeit! Und welche Heiterkeit waltete — Dank zumal auch seiner köstlichen, naiv-schalkhaften Frau Marie — in seinem Hause! Welch ein glänzend Denkmal hat der unermüdbar Aemsige in seiner „Geschichte des Islam“ hinterlassen! Nicht lange sollte er die Vollendung überleben: bald nach uns verließ auch er Königsberg, einem Rufe nach Halle folgend, wo er schon 1892 (?) starb. Er war mir sehr, sehr theuer!

In das Haus des Germanisten Schade führte

mich zuerst das Wohlgefallen, das die heranwachsenden Kinder, Marie (Gedichte IV. 1892 S. 333) und Rudolf, an meinen Dichtungen fanden.

Sehr warm nahm mich von Anbeginn auf der ehrwürdige, aber ebenso liebenswürdige Philosoph Rosenkranz, der mir gütig verzieh, daß ich schon als ganz junger Herr (kaum 21 Jahre alt) seine durch und durch Hegel'sche „Geschichte der Poesie" 1855 eifrig bekämpft hatte (jetzt Bausteine III. 1882 S. 54—64). Der Abkömmling französischer Auswanderer verleugnete die Feinheit, Anmuth und heitere Leichtigkeit seines Volkes nicht. Als ich ihm bei einem Jubiläum als Decan meiner Facultät deren Glückwunsch überbrachte, entsetzte der liebenswürdige Greis gar manchen anwesenden Zopf dadurch, daß er, anstatt in wohlgesetzter Antwortrede die hergebrachten Dankphrasen abzuleiern, mit mir sich in ein langes Lobgespräch über meinen eben erschienenen „König Roderich" vertiefte: er habe als Jüngling auch den Gegenstand behandelt und stellte nun für mich sehr

schmeichelhafte Vergleichungen an, die manche zuhören müssende Amtsgenossen (aller Facultäten) erheblich ärgerten, die einen dichtenden Professor für einen Kaste einbüßenden Auswürfling hielten. Der prächtige Greis besaß alle oben (S. 128) gepriesenen Vorzüge der Naivetät jenes Geschlechtes, wie Neumann, Sanio, Lehrs und deren Altersgenossen. Diese köstliche Naivetät ward von jungen Besserwissern nur mit Nasenrümpfen gewürdigt: so folgender prächtige Zug: Rosenkranz scharte in seinen öffentlichen Vorlesungen außer den Studenten zahlreiche Verehrer aus der Stadt (meist gleich alte Knaben) um sich: eines Abends flutheten mir diese Haufen aus seinem Hörsal in der Eingangshalle entgegen und ich sagte dem Gefeierten, das müsse ihn doch freuen. „Ja“, erwiderte er mit seinem freundlichen Lächeln, „aber es ist auch wunderschön.“ Das galt nicht etwa seiner Vortragsweise, sondern dem Gegenstand, der ihn noch immer mit jugendlicher Begeisterung erfüllte.

Zuweilen freilich — zumal in seiner „Natur-

philosophie" — streifte diese Naivetät, stark verhegelt und die fachmännische Erfahrungsforschung erhaben vernachlässigend, an das Drollige: so seine Begriffsbestimmung vom Platina: „das Platina ist der Ehrgeiz des Silbers, sich zur Höhenstufe des Goldes zu erheben." Folgendes Zwiegespräch zwischen Rosenkranz und seinem gleich silberharigen Herzensfreund, dem berühmten Mathematiker Richelot, habe ich selbst im Sprechzimmer angehört. Richelot ging erregt auf und nieder: „Nein," murmelte er, „wenn der Alte (sie waren aber etwa gleich alt!) das gesagt hat, — das kann ich ihm nicht verzeihen." Rosenkranz trat ein. „Mensch," so, laut scheltend, fuhr ihn der Mathematiker an, „hast du gestern — in deiner herrlichen „Naturphilosophie!" — wirklich gesagt: ein rechter Winkel ist der, in dem die Schenkel zusammenlaufen, ein spitzer, in dem sie auseinander gehen?"

„Gewiß," lächelte der Philosoph, „hab' ich das gesagt. Denn es ist ja so."

„Mensch," schrie Richelot und schob ihn in eine

Ecke des Zimmers, ihn mit dem Gesicht gegen diese richtend, „was ist das für ein Winkel?"

„Ein rechter!"

„Und jetzt?" Er kehrte ihn — ziemlich heftig! — um. „Was ist es jetzt für Einer?"

„Ein spitzer, natürlich!" erwiderte der Metaphysiker mit unerschütterlicher Ueberlegenheit.

„Das ist harsträubend!" rief Richelot und stürmte aus der Thüre[1]).

---

[1]) An dieses „Sprechzimmer" knüpft sich mir die Erinnerung an ein geflügeltes Wort. Zwei alte Professoren leben seit Jahren in bittrer Feindschaft: einstmals treffen sie sich — wie sie glauben, — allein in jenem Raum im Dämmerdunkel des Abends: ihr Streitgespräch gipfelt in dem Doppel-Zuruf „du Ochs" — „du Esel". Da ertönt aus der dunkelsten Ecke das Wort: „Meine Herrn Collegen — es bleibt Amtsgeheimniß!" [Blieb es aber nicht! Das Wort, lange vor meiner Zeit gefallen, ward mir von nicht Betheiligten erzählt.] An diese wahrhaftige Schnurre mag sich eine andere (von mir erlebte) reihen. Bei einem Festmahl erzählte uns der Oberfischmeister (?), daß bei massenhaftem Fang von Häringen die Fässer gestempelt würden. Da fragte ein neben mir sitzender älterer geistlicher Amtsgenosse ganz verwundert: „Ei der tausend! Das ist mir erstaunlich! Hab' doch schon so viele Häringe gegessen! Wo — wo wird dem Häring der Stempel aufgedrückt?"

Am Abend gingen sie selbstverständlich wieder Arm in Arm spazieren.

Als Rosenkranz starb, ging tiefe Trauer durch Stadt und Land. Das war eine „anima candida“, ein Greis mit dem Gemüth eines Kindes.

Auch mit seinen Nachfolgern auf dem Lehrstuhl der Philosophie: Heinze, Bergmann, hatte ich manch anregendes Gespräch (über Walter s. oben S. 140) und lehrreichen Verkehr mit den Mathematikern Weber und Lindemann, den Geographen Wagner und (dem so früh verstorbenen!) Zöppritz, dem Philologen Jordan (†), mit dem Chemiker Graebe, einem frisch-fröhlichen Frankfurter, dem Geologen Liebisch, dem Zoologen von Seydlitz, dem eifrigen und verdienstvollen Vorstand unserer Schulvereins-Zweigstiftung, und dem Astronomen Luther (†); der Botaniker Robert Caspary (†) (mit seiner feinsinnigen Gattin) freute sich meines Wohlgefallens an seinen Lieblingen, den poesievollen Nymphäen.

Bevor wir aus dem Kreise der Amtsgenossen zu den übrigen Freunden und Bekannten schreiten, sind in Kürze noch meine Beziehungen zu der Hochschule als Körperschaft zusammen zu fassen: meine dankbarsten Erinnerungen knüpfen sich an sie!

Schon an das würdige, stattliche, zweckentsprechende [1]) Gebäude!

Wie viele Stunden meines Lebens habe ich in dem lieben Haus am Paradeplatz auf Königsgarten verbracht, in dem trauten, lichten Sal XVI., in der mit (zum Theil) recht schönen Bildern geschmückten Aula [2]), dem Senats-Sal, dem Facultäten-Zimmer,

---

[1]) S. oben S. 35: Lobeigenschaften, die man dem alten Jesuiten-Kasten zu Breslau nicht nachrühmen kann: auch die „Neubaukirch" zu Würzburg hatte ja ursprünglich ganz andern Zwecken gedient, aber wie schön, wie warm konnte der rothe Sandstein dort im Sonnenstrahle wirken, wann in dem grünbebuschten Hof der Springbrunnen leise goß und der zierliche Thurmfalk schrill kreischend um den ragenden Thurm seine schön geschwungnen Kreise zog!

[2]) Es waren doch wahrhaft feierliche Stunden, wann an „Kaisers Geburtstag" — 18. Januar — in jenem schönen, vornehmen Raum, der von den Officieren und höchsten Beamten in ihren glänzenden Uniformen, von den Professoren,

dem Lesesal und dem Sprechzimmer. Mögen stets gute Geister — Geister des Lichtes! — walten in dem Hause[1]).

vielen Bürgern und Studenten bis auf den letzten Platz gefüllt war, nachdem die Klänge von der Musikloge herab (einmal auch mein „Macte Imperator") verrauscht waren, Freund Friedländer, als Professor der Eloquenz, hierin Nachfolger von Simon Dach und, irre ich nicht, auch Gottscheds und Kants (?), eine jener Festreden hielt, die, zuweilen von scheinbar Geringfügigem ausgehend, durch die geistvolle Verwerthung auch von Kleinem überraschten und durch ihre stets meisterhaft vollendete Formgebung Bewunderung erregten.

[1]) Es ist erstaunlich, wie bei langem Leben die Zahlen steigen. Ich habe nach einer ungefähren Berechnung als Docent gesprochen: in München in 14 Halbjahren, die Woche zu 5 Stunden gerechnet, in 126 Winterwochen 5 × 126 drei Viertelstunden = etwa 20 Tagen, in 84 Sommerwochen 5 × 84 drei Viertelstunden = etwa 12 Tagen, in Würzburg in 20 Halbjahren, die Woche durchschnittlich zu 10 Stunden gerechnet, in 180 Winterwochen 10 × 180 drei Viertelstunden = etwa 56 Tagen, in 120 Sommerwochen 10 × 120 drei Viertelstunden = 37 Tagen; in Königsberg in 32 Halbjahren, in 16 Winterhalbjahren durchschnittlich die Woche 13 Stunden in 288 Wochen = 13 × 288 drei Viertelstunden = 117 Tagen, in 16 Sommerhalbjahren durchschnittlich die Woche 16 Stunden in 192 Sommerwochen 16 × 192 drei Viertelstunden = 96 Tagen; in Breslau bis einschließlich Sommerhalbjahr 1894 in 12 Halbjahren die Woche im Winter 12 Stunden, in 108 Winterwochen = 972 Stunden = 40 Tagen und in 6 Sommerhalb-

Ich ward gleich im Winter 1873/74 Decan meiner Facultät, dann im Jahre 1879/80 und im Jahre 1884/85. Das Amt machte nur je zu Anfang und Ende des Halbjahrs viel Arbeit: dazu trat allerdings die mühevolle, zeitraubende Vorbereitung der Acten für die am Schlusse jedes Halbjahrs stattfindende Verleihung der drei Arten von Beneficien (Freitisch, Stundung, Stipendium), was von unserer Facultät musterhaft genau genommen wurde: in Breslau kommt diese ganze Frage nur sehr wenig in Betracht, während in Königsberg, wie bemerkt, jeder Student, der eines der drei „Beneficien“ wünschte, aus jeder Vorlesung am Schluß des Halbjahrs eine Prüfung bestehen mußte (in Folge dessen prüfte ich einmal im Sommer von 5 bis

jahren wöchentlich je 11 Stunden in 72 Sommerwochen 11 × 72 drei Viertelstunden = 24 Tagen. So daß ich also in meinem Leben nicht weniger als 402 Tage, d. h. ein Jahr, ein Monat und eine Woche auf dem Katheder sprechend zugebracht habe, in München 32 Tage, in Würzburg 93 Tage, in Königsberg 213 Tage, in Breslau 64 Tage: im Ganzen über 9600 Stunden!

nach 9 Uhr Abends[1]), worauf die Ergebnisse dieser Prüfungen und die Vermögensverhältnisse aller Bewerber in einer langen, langen Facultätssitzung eingehend verglichen wurden.

Außer den wenig zahlreichen Facultätssitzungen wurde nun aber etwa jeden Monat eine Sitzung des „Generalconcils“[2]) gehalten, in der alle ordentlichen Professoren und der Universitätsrichter Sitz und Stimme hatten und die die Gesammtheit betreffenden (durch die Statuten aufgezählten) Angelegenheiten erledigt sowie die Wahlen des (Pro)Rectors und der Senatoren vollzogen wurden.

---

1) Diese unglaublich große und häufige Armuth der ostpreußischen Rechtshörer erklärt auch die erstaunlich geringe Zahl juristischer Promotionen (im Vergleich z. B. mit Breslau). In 16 Jahren kaum 6, in Breslau in Einem Jahre etwa 6. In Breslau bewarben sich in meinem Decanatsjahr 1894/95 von 327 Juristen (Winter 1894) um Freitische nur 10, in Königsberg von 181 (Sommer 1894) etwa 40, während es nur 6—7 sein sollten im Verhältniß zu Breslau.

2) Zu unterscheiden von dem „Senat“, der, wie in Breslau und an den baierischen Hochschulen außer den Decanen aus gewählten Senatoren — unter Vorsitz des (Pro)Rectors — bestand.

Manchen guten und manchen schlechten Witz haben wir über dies „Generalconcil“ gemacht, über seine zeitraubenden Verhandlungen, — denn deutsche Professoren finden der weisen Reden Anfang leichter als Ende und nicht einmal alle Juristen, geschweige andere Leute, verstehen, ein kurz Ding kurz zu erledigen — über die Zufälligkeit der Mehrheitsbeschlüsse und über die Zusammensetzung dieser Mehrheiten, die in fast völliger Ermangelung echter grundsätzlicher Gegensätze (nur etwa conservativ und kirchlich, nicht conservativ und außerkirchlich, aber auch dies ohne scharfe Durchführung) sich bildeten nach „Cotterien“ oder „Cliquen“ (wir haben in Deutschland nicht das Wort, aber leider häufig genug die Sache), wie gesellschaftlicher Verkehr oder zumal gemeinsame persönliche Abneigungen (stärker noch als Zuneigungen!) sie ohne innere geistige Nothwendigkeit schufen. Solche Cliquen gab es — wie anderwärts! — auch am Pregel. „Clique muß sein“, sagte einmal humorvoll ein Haupträdelsführer der einflußreichsten und eine Zeit lang

wirkte dies Wesen — oder vielmehr Unwesen — nicht gerade erfreulich.

Allein gerade darin lag der große Vorzug des „Generalconcils“, daß auf die Dauer solche Cotterie mit ihren persönlichen Gehässigkeiten, Vorurtheilen und Günstlingsbevorzugungen[1]) sich nicht zu behaupten im Stande war: man konnte „live it down“. Bei den häufigen Verhandlungen über zum Theil wenigstens recht wichtige Fragen, z. B. auch bei Wahrung der Selbständigkeit der Körperschaft gegenüber dem Ministerium, konnte keine „Clique“ verhindern, daß die von ihr bei Unbefangenen übel Geschilderten Wackerheit der Gesinnung, Sachlichkeit, Maß und Leidenschaftlosigkeit in Behandlung von Streitfragen, Beherrschung der Formen, Redegewandtheit und geschickte Führung von Geschäften

[1]) Bei einer Rectorwahl (nicht der meinen!) sagte mir, nachdem wir unsern Bewerber durchgesetzt, ein boshafter Widersacher: „Sie haben viele Nullen (d. h. unbedeutende Menschen) hinter ihrem Vor-Mann stehen“: ich entgegnete: „Und bei Ihnen stand die Null vorn.“

bewährten und so die entgegengesetzten Beschuldigungen widerlegten.

Es wäre recht zu wünschen, daß an Hochschulen, wo die ersprießliche Einrichtung des „Generalconcils“ fehlt, sie eingeführt würde: abgesehen von dem oben geschilderten Vortheil bewirkt sie, daß sich die Amtsgenossen aller Facultäten kennen lernen müssen: — und zwar nicht blos nach den Zufälligkeiten gesellschaftlichen Verkehrs, nicht blos im Tischgespräch oder bei'm Skat, sondern da, wo es gilt, Farbe bekennen und Charakter und Denkweise erproben: ich bin nun bald 14 Halbjahre in Breslau und kenne noch gar manchen Amtsgenossen nicht, weil wir uns bei den Antrittsbesuchen verfehlten.

Im Jahre 1877 (Ostern 77—Ostern 78) ward ich zum „Prorector“[1]) gewählt[2]) und später zum

[1]) Rector magnificentissimus war damals der Kronprinz, der es auch als König blieb: Seine Majestät König Wilhelm II. hat die angetragene Würde nicht angenommen, so daß es also nun nur einen „Rector“, keinen „Prorector“ von Königsberg mehr giebt.

[2]) S. Balladen und Lieder (1878) S. 348.

Vertreter unserer Hochschule bei dem Jubileum der alamannischen Schwester-Hochschule zu Tübingen, wobei ich mit warmer Freude diese reizende Waldes-universität[1]) kennen lernte.

Das Rectorat — es machte weniger Mühe als das Decanat — verlief ohne Störungen: nur gleich im Anfang hatte ich eine der herkömmlichen leidigen Streitigkeiten zwischen den Corps[2]) und den übrigen Studirenden beizulegen: bei der Bestattung unseres lieben Amtsgenossen Philipps beanspruchten „die Farben" mehr an Ehrenvorzügen, als ihnen nach meinem Urtheil zukam: ich bedeutete ihnen, sie würden sich an dem Leichenzug in der von mir für billig erachteten Weise betheiligen oder gar nicht: sie betheiligten sich. —

Erschwert wurde mir die Führung der Geschäfte gleich im Anfang freilich recht erheblich dadurch, daß

---

[1]) S. Balladen und Lieder S. 350, 352 und unten „Reisen".
[2]) Band II. S. 91.

sich an dem Tage meines Amtsantrittes der Mann auf 6 Wochen krank zu Bette legte, der in der That das „Factotum" der Universität war, der geheime Rechnungsrath Universitätssecretair Lorkowski. Da war kein noch so vergilbtes Actenbündelein in der geräumigen Registratur, keine noch so geringfügige Gepflogenheit in der Geschäftsbehandlung, — sie waren ihm bekannt, dem hageren, langen, blutlosen Manne, der in seinem langen grauen Rock und seiner gleichfarbigen Mütze über dem gleichfarbigen Gesicht auf seinen grauen Filzschuhen unhörbar wie ein Geist durch die Gänge des Hauses huschte und, wie ich fest überzeugt bin, auch nach seinem Tode noch, einen Act in der mageren Hand, huschen wird, den grauen Schreibärmel über dem knöchernen rechten Arm. Sogar die Herren Amtsgenossen Schirmer und Güterbock, diese Säulen der Albertina, werden einräumen, daß es Dinge in der „Geschäftsgebahrung" der Körperschaft geben konnte, die der „Alte" beinahe (beeile ich mich beizufügen, die Allkundigen nicht zu ver-

zürnen, „denn schrecklich ist der Gewaltigen Zorn und leicht wird er erregt") besser (oder, ich will lieber ängstlich sagen: „ebensogut") wußte als ihrer beider „heilige Stärke" (ἵερον μένος). Uebel wäre es mir ergangen in Entbehrung jenes wandelnden Nachschlagebuches, hätte nicht sein späterer Amtsnachfolger, der wackere Herr Stürz, mir durch seine ebenfalls schon reiche, heranwachsende Kenntniß ausgeholfen[1]).

Das (Pro)Rectorat hätte mir nahezu eine recht

---

[1]) An dieser Stelle muß ich doch auch der beiden Pedelle gedenken, Ausländer und Hellwig(†), die, große ostpreußische Garde-Grenadier-Gestalten, bei den Feierhandlungen in der Aula in ihren scharlachrothen Mänteln, die Universitätsscepter in den Händen, regungslos zur Linken und zur Rechten des Rectors standen und mich stets an Φόβος καὶ Δεῖνος gemahnten. Als Einer von ihnen schwere Keulen aus härtestem Holz, die mir von einer englischen Freundin, Mistreß Anderson, aus Zululand geschenkt worden waren, in meinem Zimmer hängen sah, meinte er verächtlich: „die Dingerchen würden elend brechen an einem ostpreußischen Schädel". Derselbe lachte, als ich ihn bemitleidete, daß er auch nach dem Frieden von 1871 noch mit dem Besatzungsheer so lange habe in Frankreich bleiben müssen: „i wo, Harr Profasser, so gut ist es uns nie gegangen wie in der Kriegsnoth".

unerwartete, — auch unverdiente Spende! — eingetragen, wäre ich nicht so ehrlich gewesen, sie dem in Wahrheit damit Bedachten zu überweisen: nämlich den Segen des heiligen Vaters!

Der Telegraphenbote brachte mir in das Rectoratszimmer eine Depesche aus Bonn des (ungefähren!) Inhalts: „Rectori societatis academicae Regimontii benedictionem plenissimam impertit Pius papa“, gegengezeichnet (Simeoni? cardinalis a latere). Es war nicht eben wahrscheinlich, daß Pio Nono (der ganz gewiß nichts von meinem Dasein wußte!) dem Vertheidiger Prantl's, Verfasser von „König Roderich“, „Sind Götter?“ und mancher wenig kirchlicher Gedichte seinen Segen spenden sollte: ich errieth bald den gemeinten: es war der Vorstand („Rector“) der „akademischen Gesellschaft“ („societas academica“), die vor kurzem katholische Studenten zu Königsberg errichtet hatten, das Telegraphenamt wußte nichts von einer solchen und dachte an den „Rector“ der „Königsberger Akademie“ = Hochschule.

Ich übersandte die Depesche jenem Studenten [1]) und verhinderte durch meine Fürsprache, daß der Universitätsrichter gegen die Gesellschaft einschritt, wozu er freilich ebenso befugt wie geneigt war. Wir hatten nämlich den Herren die Errichtung einer ausgesprochen „katholischen“ Studentengesellschaft nur unter der von ihnen feierlich übernommenen Verpflichtung verstattet, sich an dem damals auf das Heißeste entbrannten „Kulturkampf“ (s. unten Politik) in keiner Weise zu betheiligen und insbesondere durchaus nicht in irgendwelchen unmittelbaren Verkehr mit den geistlichen Oberen in Rom zu treten. Der Universitätsrichter wollte nun schlechterdings ermitteln, auf welches „Anschreiben“ denn diese Depesche die Antwort sei? Wir luden die Herren vor. Da ward denn eingeräumt, daß sie,

---

[1]) Behielt also nicht arglistig den mir nicht zugedachten Segen für mich, wie einer jener Erzväter that des auserwählten Volkes, die unsern Kindern in den Schulen zufrüheſt als sittliche Vorbilder gepriesen werden, während sie von Armin und Markgraf Rüdiger spät und wenig vernehmen. Es ist ein Jammer. Und er wird nie abgestellt werden!

gegen ihr Versprechen, dem Pabst zu einem Jubileum (ich weiß nicht mehr, welcher Art) ihre Glückwünsche gesandt hätten. Das war nun allerdings Wortbruch: aber ich verhinderte doch die drohende Auflösung, da der Anlaß des verbotnen Verkehrs harmlos und mit dem „Kulturkampf" nicht in Beziehung war. Bezeichnend freilich war die (offenbar eingelernte) Antwort auf des Richters Frage, ob die Herren jenes Jubileum gefeiert hätten? „Ja, aber nicht in corpore: denn wir sind nicht zusammen in den hiefür gemietheten Sal gegangen, sondern jeder einzeln!" Heiliger Ignatius von Loyola!

Es war in Königsberg üblich, daß der (Pro)Rector den allergrößten Theil seiner Amtseinkünfte aufbrauchte in etwa zwei oder drei großen Mittagessen, zu denen die „Spitzen der Behörden" [1]) und alle Lehrer und Beamten der Hochschule geladen wurden. Ich war der Meinung, — und bin es noch — daß

[1]) Nicht, wie einmal hiebei verdruckt ward, die höchsten Spitzbuben der Behörden, der Stadt und der Gesellschaft.

am Pregel (wie an der Oder!) von den Professoren (und auch von andern Leuten!) das ganze Jahr über so völlig genug getafelt, geschmaust und getrunken wird, daß der Vorstand der Hochschule als solcher die Zahl dieser Gastereien zu vermehren nicht verpflichtet scheint. Und da mir andrerseits die Noth der ganz unglaublich armen ostpreußischen Rechtsstudenten und die Wackerheit, mit der sie — härteste — Entbehrungen trugen, nur zu bekannt war und warm zu Herzen ging, — ich hatte die tüchtigen, ausdauernd fleißigen Jungen so lieb gewonnen! — so verwandte ich meine Prorectoratseinnahme (es waren genau 3333 Mark), sowie die Erträgnisse einiger öffentlicher Vorlesungen meiner Dramen zur Errichtung einer „Dahn-Stiftung“ für Königsberger Rechtsstudenten, zu verleihen wie die andern Stipendien durch den Senat auf Antrag der Facultät. Dies „Dahnianum“ mag denn noch hin und wieder einen braven Ostpreußen an mich erinnern, wann ich im Uebrigen lange vergessen sein werde am Pregel, wo ich so viel in Wissenschaft und

Dichtung mich bemüht, so viel Glück des Herzens und — weit über Verdienst! — Anerkennung gefunden habe: in Königsberg liegt doch wohl der Schwerpunkt meines Lebens: und meine dankbarsten Erinnerungen gelten — neben denen an die glückliche Knabenzeit im Aelterngarten zu München — der lieben, alten Pregelstadt: ganz besonders auch um der Erinnerungen willen, die sich an meine Thätigkeit als Lehrer, an das herzerquickende Verhältniß zu meinen ostpreußischen Schülern knüpften[1])! —

[1]) Das 25. Doctorjubileum wird sonst nicht gefeiert: ich dachte nicht im Entferntesten daran. Ueberraschend luden sie mich zu einer Feier des Tages (9. Juli 1880) und schenkten mir einen Bierhumpen, aus dem ich seither allabendlich der Albertina und ihrer Söhne Minne trinke; (soeben [19. December 1894] thu' ich es wieder!)

X.

Den Uebergang von der Professoren- zu der übrigen Gesellschaft bilden der Curator und der Richter der Universität.

Ich fand 1872 als Curator den Oberpräsidenten der Provinz, Herrn von Horn, einen ganz ausgezeichneten, mit allen Vorzügen altpreußischer Beamtenschaft geschmückten Mann[1]), nicht hochnäsig und drückend nach unten, das Gegentheil von geschmeidig nach oben und von unermüdbarem, pflichttreuem Arbeitseifer.

Man mag die Aufgaben des preußischen Oberpräsidenten einigermaßen denen der karolingischen Sendboten vergleichen (nur daß diese außerordentliche,

---

[1]) S. Gedichte IV. (1892) S. 507.

jene in der Provinz seßhafte Beamte): einmal Durchführung der Absichten der Statsleitung in der Provinz, andrerseits Vertretung der Bedürfnisse der Provinz gegenüber der Gesammtleitung: mit männlich edlem Freimuth machte „der alte Horn" gegenüber dem Ministerium, das die (schon früher bestandene) Theilung der „Provinz Preußen" in zwei Provinzen „Ost-" und „West-Preußen" beschlossen hatte, im Interesse dieser Landschaften seine entgegengesetzte Ansicht geltend: — offen auch vor den Königsbergern: das hat vielleicht dazu beigetragen, daß der noch durchaus Arbeitrüstige zu seinem tiefen Schmerz vorzeitig in den Ruhestand versetzt ward. Die zwanglose, frohe Geselligkeit in seinem wirthlichen Hause wurde durch die Schönheit der Frau und der Tochter geschmückt, deren Hochzeitfeier[1]) eines der erfreulichsten am Pregel erlebten Feste war. Er war mir wahrhaft väterlich zugethan und ihm und seinem Berather

[1]) Gedichte IV. S. 508.

in Universitätssachen, dem Oberpräsidialrath Singelmann (s. unten S. 171), habe ich zu verdanken, wenn allerlei Auszeichnungen — auch Gehaltszulagen — mir früher und reichlicher zu Theil wurden als ich erwarten durfte. (Freilich: das war unter dem Ministerium Falk!) Auch nach Horn's Scheiden aus Königsberg blieb ich bis an seinen Tod mit ihm in Zusammenhang und erfreute mich seiner einsichtvollen Beurtheilung meiner ihm zugesendeten Bücher. Er erinnerte vielfach an meinen Major von Grolmann (IV. 1. S. 323): Dank und Ehre beider Andenken!

Ein anderer Wind begann zu wehen — auch gegen mich — unter dem Ministerium von Puttkamer. An Horns Stelle ward als Oberpräsident nach Ostpreußen gesandt Herr von Schlieckmann, vor Allem, um die bevorstehenden Wahlen zu machen: und er machte sie! Eine große Zahl bisher fortschrittlich vertretener Wahlkreise ward dieser Partei entrissen, was mich selbstverständlich (s. unten Politik) lebhaft freute, wenn ich auch gar manches für diesen Zweck

angewandte Mittel durchaus nicht im Allermindesten billigen konnte.

Meine Stellung zu dem auch von seinen Feinden als mit hellstem Verstande und mit Humor begabt Anerkannten hat sich im Laufe der Zeit geradezu umgekehrt: — in recht erfreulicher Weise.

Anfangs war er mir recht herzlich abgeneigt: ich war ihm selbstverständlich bei Weitem nicht „conservativ“ genug, zumal meine wenig kirchliche Gesinnung war ihm ein Gräuel, meine „Dichterei“ schien ihm meine Lehr- und andre wissenschaftliche Thätigkeit zu gefährden: bei der großen, unten (S. 169) zu besprechenden Professoren-Parade fertigte er mich, als ich ihm vorgestellt wurde, mit den Worten ab: „So? Ja, von Ihnen hab' ich gehört!“ (wie etwa von Fra Diavolo oder dem „baierischen Hiesel“). Zu meiner Gönnerin, Frau von Verdy Du Vernois (s. unten S. 177) äußerte er brummig: „Der Kampf um Rom: — der ist gewiß schauderhaft langweilig? was? Ich mag den ganzen Dahn nicht! Seine Frau: — die laß ich mir gefallen.“

Eine leise Besserung unserer Beziehungen trat ein, als ich ihm, durch die Freundin von jener Aeußerung unterrichtet, bald darauf lachend sagte: „nur in Einem Punct, Herr Curator, sind wir einig: darin, daß Ihnen meine Frau lieber ist als ich: mir geht's mit ihr gerade so." Verblüfft wollte er sich vertheidigen, aber er konnte das Wort doch nicht ableugnen und wir schieden heiterer als ehedem.

Völligen Umschlag unseres Verhältnisses aber brachte mir eine allerdings ziemlich freimüthige Kühnheit.

Schlieckmann, ganz auf die Wahlen gerichtet, durch und durch praktisch und für die Wissenschaft nicht gerade von . . . nun sagen wir: . . . brennendem Eifer beseelt, hatte bei der Vorstellung von uns Professoren in der Aula bei Antritt seines Amtes als Curator bei fast Allen — ein par bis zum Wahnwitz „Conservative" ausgenommen! — schlimmen Anstoß erregt durch die formlose und wenig Hochachtung vor der Wissenschaft bekundende Weise, wie er sich

hiebei verhalten: er hatte sich einfach nicht die Zeit genommen, sich auch nur einigermaßen um die Leute, um die Fächer zu erkundigen[1]). Die Stimmung gegen ihn war recht bitterböse. Nach einem Halbjahr etwa frage ich ihn in einer Gesellschaft, ob er zu einem bevorstehenden Universitätsfest erscheinen werde? Er bejahte.

„Das wird gut sein", sprach ich[2]).

„Warum?" staunte er.

„Weil Sie dadurch eine Theilnahme an der Universität bezeigen, die man Ihnen bisher nicht zugetraut hat."

Nun fuhr er — begreiflichermaßen! — heftig auf: „Was? Wie? Was haben Sie gesagt?"

„Wie gewöhnlich: die Wahrheit."

„Woher ... woraus folgert man das?" zürnte er.

---

[1]) Den altehrwürdigen Neumann, den Physiker von europäischer Berühmtheit, der ihm schon durch den Orden pour le mérite hätte Eindruck machen sollen, fragte hiebei der Curator, ob er Philologe sei!

[2]) Das Folgende wörtlich.

„Aus Ihrem Verhalten bei unserer Vorstellung.“

Da ward er über und über roth. „Ja — das ... das ist wahr — ja — da hab' ich mir ... eine Blöße .... Ich hatte mich nicht recht vorbereitet. Aber — daß das so gedeutet ward, — das hat mir noch niemand gesagt.“

„Eben deßhalb sag' ich's Ihnen.“

Er stutzte: „das hat mir noch kein Mensch gesagt!“ (zu sagen gewagt, lag in dem Ton).

Ich wiederholte ruhig: „Deßhalb sag' ich es Ihnen.“

Noch einen Augenblick stockte er, dann faßte er meine Hand und rief warm und herzlich: „Ich ... ich danke Ihnen dafür. Ich werde Ihnen das nicht vergessen. Aber bitte, widersprechen Sie jener bösen Meinung von mir, bitte, sagen Sie Ihren Collegen, daß ich auf mein Curatoramt hohen Werth lege und für die Wissenschaft höchste Verehrung hege.“

„Das will ich mit großem Vergnügen sagen,“ schloß ich, „und es wird gut wirken: — gut für Sie und gut für uns.“

Von Stund an war er wie umgewandelt, nannte mich scherzhaft seinen „Gönner", schwärmte für Lachners Composition und meine Dichtung des „Macte Imperator", die er nun bald in der Aula zuerst (oben S. 149) zu hören bekam und erwirkte[1]) und überbrachte mir selbst in der allerliebenswürdigsten Weise zuerst den Geheimrathstitel und dann den hohenzollernschen Hausorden — eine, wie ich dabei vernahm, seltne Auszeichnung.

Ich vermuthe, daß doch wahrscheinlich, abgesehen von jener freimüthigen Aussprache, die er in einer ihn ehrenden Weise aufnahm, Singelmanns und Freund Zorns (der mit Grund sehr von Schlieckmann geschätzt ward) günstige Aussagen über mich, zumal über die Unschädlichkeit meiner „Dichterei" für Erfüllung meiner Lehr- und anderen wissenschaftlichen Pflichten, zu dieser Umstimmung wesentlich beigetragen haben: auch mochte der Kluge wohl erkennen, daß

[1]) Inzwischen war nämlich an Stelle des Herrn von Puttkamer Herr Dr. von Goßler Minister geworden.

die Art meiner „Dichterei“ und meines gesammten geistigen Wirkens für Deutschthum, Stat und Krone werthvoller sei, als wenn ich ein conservativer Heißsporn gewesen und jeden Sonntag in die Kirche gelaufen wäre.

Oft erfreute ich mich fortab an seinem schlagenden Witz, den er zumal als Wirth entfaltete: er ließ mich dann (1888) nur höchst ungern von Königsberg scheiden, bot mir alle möglichen Vortheile, falls ich bliebe, und war (mit seiner so vielfach leidenden Gattin!) der Erste aus Königsberg, der uns in Breslau besuchte. Bald darauf starb er plötzlich in den kräftigsten Mannesjahren: bei manchen Eigenschaften und Verfahrensweisen, die ihm Feinde machen mußten, wahrlich kein unbedeutender Mensch!

Der schon wiederholt erwähnte Universitätsrichter, Oberpräsidialrath Singelmann war (und ist!) wie sein Freund Ernst Wichert (s. unten) ein Prachtexemplar von einem Ostpreußen! Wahrlich, alle Tugenden des Stammes vereinte er: und erheitert

wurde dieser gute Eindruck durch einen urwüchsigen, stets gutmüthigen, ebenfalls echt ostpreußischen Humor! Wie oft hat er nicht die zuweilen etwas gar zu philisterhaft langweiligen Verhandlungen im Senat durch seine köstliche Laune gewürzt, wie häufig hat er, selbst weiland ein fröhlicher Studiosus, muthwillige Studentenstreiche mit gelinder Ahndung abkommen lassen, während Andere, die sich wohl nie in ihrem Dasein eines „Hausenschlüssels" (S. 75) erfreut hatten, gern mit Schwert und Beil eingeschritten wären[1]).

Er hat mir ganz wesentlich geholfen, die Rectoratgeschäfte in Generalconcil und Senat glatt (und zumal rascher als mancher Andre!) durchzuführen, wie er mir

---

[1]) Einmal haben wir unter meinem Prorectorat den Verüber eines nächtlichen Scherzes gelinder bestraft als den böslichen Angeber, der eine Wette nahezu verloren hatte, nun die Polizei herbeirief und dadurch, wie wir auslegten, erst „Unfug herbeiführte" (?): der Eine hatte gewettet, er werde nachts mit einem weißen Hemde über dem Rock unangefochten von dem Bahnhof bis zur Universität gelangen: schon war das Ziel fast erreicht, als der Andre, arg wie Loki, selbst den Wächter herbeirief, der nun beide „eincarcerte".

denn auch sonst ein wohlwollender, mein Ungestüm gegen gewisse Strebungen und Streber weise mäßigender Berather (oben S. 153, 154) war. Sein Sohn, ein Apfel, der wahrlich nicht weit von jenem ostpreußischen Kernstamm gefallen, zählte zu meinen begabtesten, fleißigsten Schülern und zählt jetzt als Regierungsassessor in Breslau zu unsern liebsten Freunden[1]. —

Auch in dem Hause des Buchwarts Rödiger, „dem unzählige Büchlein bekannt sind“ und der mit immer stäter Liebenswürdigkeit meine manchfaltigen Wünsche nach „noch mehr Büchern“ erfüllte, verkehrten wir gern; die fleißigen Söhne seines Amtsgenossen Reicke, des „Kant-kundigen Kenners“, gehörten zu meinen besten Hörern.

Meine Abneigung gegen einen lediglich auf Fachgenossen beschränkten Verkehr habe ich schon ausge-

---

[1]) Und, o Frau Oberpräsidialrath, Ihr Schinken in Burgunder! Und Ihre neckische Liebenswürdigkeit! Wie eifrig halfen Sie meiner lieben Frau Therese bei Vollendung meiner Erziehung!

sprochen[1]): es ist ein feines Lob für Königsberg, daß ich mir hier nicht erst eine manchfaltige Gesellschaft zusammenklauben mußte, wie anderwärts, nur in eine solche vorgefundne einzutreten brauchte.

So verkehrten wir denn außer mit den Universitätsleuten (im weitesten Sinn) mit Kaufleuten, die dort wahrlich keine Krämer sind, vielmehr meist in jungen Jahren in London, Paris, Sanct Petersburg, New York sich umgethan und einen weiten Blick gewonnen haben, mit hochgestellten und hochgebildeten Officieren, denen ich, unter eifriger Befragung, ganz besonders gern zuhöre, mit den Justiz- und Verwaltungsbeamten und Anwälten, mit Gutsbesitzern (— adligen und anderen, hochconservativen und fortschrittlichen —), endlich mit den freilich höchst spär-

---

[1]) Zumal das juristische „Fall-Simpeln" ist unerquicklich, ja gesellschaftlich unfein, da der Eine, der sich die Sache vorher lange klar gemacht hat, den mit der Frage Ueberraschten in einer Ueberlegenheit gegenüber steht, die „unfair" ist: die Eitelkeit wird freilich durch solche Ueberlegenheit gekitzelt.

lich gesäten Künstlern, die man an den Fingern Einer Hand abzählen konnte, auch wenn man Musik und Dichtung den drei bildenden Künsten gesellte.

Nachdem der Tod der ausgezeichneten Hausfrau und die Verheirathung der schönen Töchter den Herd des Oberlandesgerichtspräsidenten und Kanzlers von Goßler, Vater des späteren Ministers (s. oben S. 170 und unten: „Abgang von Königsberg") fast völlig vereinsamt hatte, traf ich jenen nur noch in den Referendarienprüfungen, die er selbst fragend leitete: es sei ihm zu hohem Lobe nachgerühmt, daß er es mir nicht verübelt hat, als ich zweimal zweifellos richtige Antworten meiner Schüler, die er nicht als richtig gelten lassen wollte (— in Fächern, die ihm fern lagen —) sofort ihm gegenüber laut in Schutz nahm: unmöglich konnte ich doch die „Jungens" im Stich lassen, die mich hilfeflehend ansahen, da nun auf einmal nicht wahr sein sollte, was sie doch bei mir gelernt hatten.

Dagegen verkehrten wir viel und gern in dem

Hause seines Nachfolgers in dem Oberlandesgerichts-präsidium und der Kanzlerwürde, Herrn von Holleben, dessen anmuthreiche Tochter Charlotte durch ihre heitere Schalkheit den Hochbetagten nicht altern ließ [1]).

Die Königsberger Prüfung, an der die Oberlandesgerichtsräthe Caspar und Eichholz [2]) hervorragend sich betheiligten, war (wie übrigens auch die Doctorprüfung) strenger als in Breslau. Leider gelang es mir nicht, die vorgeschlagene Zulassung von Studenten als Zuhörer bei dieser Prüfung durchzusetzen, während doch in Baiern und in Breslau die Erfahrung zeigt, daß dieses Zuhören höchst ersprießlich wirkt, indem die Leute lernen, was eigentlich von ihnen bei dieser Prüfung verlangt wird von den Prüfern. Das ist noch viel wichtiger als das Andre, nämlich die Verbreitung der Ueberzeugung, daß die gewissenhafteste

---

[1]) Gedichte IV. S. 280.

[2]) Der Verfasser eines musterhaften Urtheils [das meine frühere Ansicht widerlegte] in dem Proceß des Fiscus gegen die Reichsboten, die von ihrer Partei Entschädigungsgelder angenommen hatten.

Unparteilichkeit und Gerechtigkeit bei'm Durchkommen- und Durchfallen-Lassen beobachtet wird.

Von den zahlreichen Officieren, an deren Umgang ich mich erfreute, seien hier nur genannt der ganz prächtige, durch hohe Bildung des Geistes und des Herzens ausgezeichnete commandirende General von Gottberg[1]), der uns so früh entrissen werden sollte[2]), zumal aber mein hochwerther Freund Verdy-Du Vernois und seine liebwerthe Gattin nebst „unsrem Fritz".

Auch diesen Lebenden darf ich ja nicht loben, wie ich möchte[3], und wahrlich: er mag meines Lobes

[1]) Auch mit seinem Vorgänger, von Barnekow, und dessen liebenswürdiger Familie standen wir in freundlicher Bekanntschaft. Es war mir als Rector gelungen, ein unter meinem Vorgänger entstandenes Mißverständniß zwischen dem Commandirenden und der Universität beizulegen und zwar so sehr ohne Reibung, daß der General gar nicht merkte, daß man ihm etwas verübelt hatte: was er — ganz unabsichtlich — unterlassen hatte, das veranlaßte ich ihn — ganz unabsichtlich — nachzuholen. Hier läge ein Lustspielstoff für Scribe.

[2]) Ueber sein wunderbares Gedächtniß s. IV. 1. S. 408.

[3]) Balladen und Lieder (1878) S. 341.

entrathen. In seinem zweimaligen längeren Verweilen — in verschiedenen Stellungen — in der Pregelstadt wurden wir (alle fünf!) herzlich befreundet: begierig lernte ich in unermüdlichen Fragen von dem unermüdlich Antwortenden neuere Kriegsgeschichte und Strategie und Taktik, so viel mein Civilisten-Verstand eben zu bewältigen vermochte, ebenso aus seinen kriegswissenschaftlichen Schriften: aus langen Gesprächen der Art erwuchs der Plan einer gemeinschaftlichen Darstellung der germanischen Kriege von den Kimbern und Teutonen an bis 814, in der ich den geschichtlichen Stoff, Verdy die kriegswissenschaftliche Verwerthung und Würdigung arbeiten sollte: seine Versetzung nach Straßburg verhinderte leider die Ausführung.

Aber auch den Poeten in dem Kriegsmann lernte ich kennen und schätzen, als er uns unter den schönen alten Bäumen seines Gartens in der Königsstraße ein leider unvollendetes Schauspiel aus Shakespeare's Jugendzeit vorlas, wie er denn auch im vorigen Jahr

(1893) ein gedankengehaltreiches Drama („Alarich") veröffentlicht hat. Sein kurzes Lob, daß der „Kampf um Rom" keine einzige kriegswissenschaftliche Dummheit enthalte gilt mir mehr als manches ausführliche.

Ach, wie viel lieber wäre ich ein „Feldhauptmann" (Officier) geworden — aber ein solcher! — als ein „Schulmeister"[1]).

Auch einen andern Officier plagte ich viel mit meinen dilettantischen Fragen nach Kriegssachen: meinen lieben Freund, den Hauptmann Linde, der sich gern meinen Schüler nannte, weil er mehrere Halbjahre hindurch bei mir deutsches und preußisches Statsrecht hörte und in einem der härtesten ostpreußischen Winter von einem stundenweit entlegenen Fort drei Abende in der Woche oft bei schneidendstem Ostnordost auf spiegelglatter oder tief verschneiter Straße hereintrabte[2]), um von 5—6 Uhr Rechts-

---

[1]) Vgl. Scheffel „Ekkehard".

[2]) Wenn das meine jungen Rechtsphilosophen zu Breslau thun müßten! Für einen „Mumpitz" würden sie eine solche Zumuthung und mich für verrückt erklären.

philosophie bei mir zu hören und um 6 Uhr wieder hinaus zu sprengen! Und dabei war der Mann von so zarter Gesundheit, daß er langen Urlaub, und Versetzung unter einen milderen Himmelsstrich nachsuchen mußte. Das nenn' ich deutschen, preußischen Idealismus! Wie freute ich mich, den aus Görbersdorf völlig hergestellt Zurückkehrenden in Breslau begrüßen zu können!

Den natürlichen Uebergang von den Kriegern zu den Civilisten bildet unser lieber Freund, der damalige Militär-Oberpfarrer zu Königsberg, Dr. Dr. (Philosophie und Theologie) Karl von Hase, der Sohn des großen alten „Kirchenhasen"; der ehrwürdige Vater — in Tübingen lernten wir ihn kennen — war mir ein freundlicher Gönner und hatte sich an meinen Scherzversen zu seinen Jubileen[1]) lebhaft erfreut.

Das Band mit den Hasen-Gesippen war geknüpft worden durch einen Träger der Firma Breitkopf und Härtel, Herrn Dr. Oskar von Hase. Auf seiner Hochzeitsreise mit der schönen Frau Johanna, Tochter

[1]) Gedichte IV. S. 207, 210.

des hervorragenden Germanisten Zarncke zu Leipzig, las er mit dieser meine und Theresens damals eben (1873/74) erschienenen Gedichte [in erster Auflage bei Cotta]: sie gefielen beiden so wohl, daß, als bald darauf aus andrem Anlaß (wegen einer Zeitschrift, deren Verlag jene Firma, deren Mit-Leitung ich übernehmen sollte) Dr. von Hase an mich zu schreiben hatte, er eine liebenswürdige Aufforderung beifügte, seinem Verlage meine etwaigen neuen Bücher anzuvertrauen. So bedient sich der liebe Gott oft unscheinbarer Mittel, starke Wirkungen herbeizuführen: jener (bald aufgegebene) Zeitschrift-Plan ward der Anlaß, daß zwischen unseren Sippen eine schöne Freundschaft erblühte, reich an erfreulichen idealen Früchten, und auch, daß alle meine so zahlreichen Veröffentlichungen seit 1873 im Verlage von Breitkopf und Härtel erschienen, mit Ausnahme von ganz wenigen, bei welchen zwingende Gründe Abweichung herbeiführten[1]).

---

[1]) S. das gewaltige Sündenverzeichniß meiner Bücher im Anhang. Gleich 1874 erschienen in diesem Verlag die „zwölf

Wir dürfen beide rühmen, daß das nun seit 22 Jahren bestehende Verlagsvertragsverhältniß, nie durch einen Mißton getrübt, ein geradezu ideales war und ist. Das gründet nicht nur in der persönlichen Freundschaft, die mich mit den Herrn Dr. von Hase und Herrn Volkmann verknüpft, — auch in einer gewissen Gleichheit der Gesinnung und der Haltung gegenüber „dem Geschäft", d. h. dem Gelderwerb. Gemeinsam ist uns die Abneigung gegen Alles, was nur im Entferntesten an „Reclame" gemahnt und wenn Klappern zum Handwerk gehört, so betreiben wir unsere Dinge eben nicht als Handwerk. Die vornehme, ein wenig kühle Enthaltung von jeder marktschreierischen Aufdringlichkeit in der Geschäftsgebahrung der Firma entspricht so ganz besonders

Balladen", dann erwarb die Firma auch das Verlagsrecht der Gedichte I. und von „Harald und Theano" (Erinnerungen III., S. 190) von Herbig, der Gedichte II. und von „Sind Götter?" von Cotta, später der VI ersten Bände „Könige der Germanen" und deren Fortsetzung VII—X von Stuber, von „König Roderich" von einem Leipziger Hause, endlich der zweiten Ausgabe des „Prokopius" (1895) von E. S. Mittler und Sohn.

meiner eignen Neigung und wenn mir Wohlmeinende oft sagen, bei geräuschvollerem Betrieb würde ich mehr eingenommen haben als bei dem höchst „aristokratischen“ meiner Verleger, so erwidere ich, daß mir „weniger, aber höchst anständig“ lieber ist als mehr mittelst der von Andern zuweilen gerührten Lärmtrommeln. Es geht auch so. Und ginge es so nicht, so sollte es gar nicht gehen. Aber es geht.

Ich wundere mich oft selbst, daß die Deutschen, die nicht gerade leidenschaftlich Bücher kaufen, von meinen (leider wahrlich nicht billigen: nicht ich habe den Preis zu bestimmen!) Bänden jedes Jahr so viele kaufen: z. B. von dem „Kampf um Rom“ in 18 Jahren 84 000 Bände. Dies Außerordentliche muß doch seinen Grund haben und da er — nach meiner bescheidnen Selbsterkenntniß (II. S. 169) — nicht in einem so ganz außerordentlichen Werth meiner Dichtungen liegt, in einem diesen äußerlichen, geschichtlichen.

Wohlan, ich will ihnen diesen Grund verrathen, den hochwohlweisen „Literaturkritikern“, die

seit nun 20 Jahren so viel Dummes und Bösartiges, auch zuweilen Kluges und Wohlmeinendes über mich haben drucken lassen, aber diese nächst liegende Frage nie aufgeworfen oder doch nie aus dem so nahe liegenden Grund erklärt haben: die Herren sind so verkünstelt, daß sie das Einfachste, Nächste nicht erfassen. Der Grund der Erfolge meiner Dichtungen ist, daß sie der Ausdruck des seit 1866 lebhaft ringenden, im Jahre 1870 mit Sieg gekrönten deutschen Nationalgefühls sind, Dichtungen, die zum Theil viel früher entstanden sind als der „Ekkehard" und als Freytags „Ahnen".

Das ist nun aber — wenn ich bitten darf — nicht so zu verstehen, daß meine Dichtung eine erst nach 1870 aus Berechnung hervorgetretene „Tendenz-Poesie" sei. (Ein Herr Oskar Blumenthal war so freundlich, zu schreiben, ich bedecke die mangelhafte Wäsche meiner Dichtung mit der schwarz-weiß-rothen Fahne.) Wir sahen, wie die Begeisterung für das Deutsche in den Ritterspielen und den Gedichten des

vierzehnjährigen Knaben (1848) hervorbrach (I. S. 117)
wie „Harald und Theano“ 1855, die Gedichte I.
1856 und manches in der II. Sammlung lange vor
1864 entstanden, wie der „Kampf um Rom“ 1858
bis in den III. Band fertig geschrieben war. Und
auch in der Folge haben „König Roderich“, „Deutsche
Treue“, die „Romane aus der Völkerwanderung“ nur
Studien und Entwürfe ausgeführt, die weit vor 1870
lagen.

So äußerlich und erbärmlich darf man sich doch
überhaupt das Schaffen eines Poeten nicht vorstellen,
daß er wie ein Börsenjobber oder ein Lustspielfabrikant
(was dasselbe) bald auf die „Hauße“ des „Patriotis-
mus“ bald auf dessen „Baiße“, d. h. den „internatio-
nalen“ Brei als „Modesache“ speculirt. Ich habe
auch in den etwa zehn Jahren, als der Unflath, der
da heißt „Moderne“ oder „Naturalismus“ oder „Inter-
nationalismus“ und Verläugnung des Deutschen allein-
herrschend war, erst recht in alter Weise das Geschicht-
liche, das Ideale, das Deutsche vertreten: jene oft

sehr schmutzigen Wasser sind längst wieder im Ablaufen: ich stehe, wo ich stand: nicht an die Knöchel hat mir das ekle Sumpfspülicht gereicht: nicht Ein Jahr hatte die „Nachfrage“ nach meinem „Ausgebot“ — um die Sprache jener Börsendichter zu reden — abgenommen: von jenen aber heißt es bereits: „afflavit Deus (Apollo!) et dissipati sunt“.

Ich verstehe nicht, wie sich die Genossen meiner Kunstrichtung über jenes wüste Getöse so aufregen konnten: die Geschichte aller Literaturen, auch der Deutschen, zeigt, und zwar nothwendig, solche wechselnde Wellenbewegung von „Idealismus und Realismus“ (zwei Schlagwörter, deren Inhalt erst begrifflich fest zu stellen ist, bevor man sie braucht).

Einer der Herren Widersacher sagt von mir: „F. D. schildert die Menschen nicht wie sie sind (das that Goethe), sondern wie sie sein sollen.“ Sollen die Menschen nach Herrn Hartmann (oder Sudermann oder Hauptmann? ich weiß es wirklich nicht mehr!) in der That sein wie Cethegus, Theodora, Fredigundis,

Chilperich, wie Sindred in „König Roderich", Verus in „Gelimer", Leo und Zenon in „Felicitas", Herculanus in „Bissula", Claudia in den „Batavern", oder gleich gar wie mein herziger „Attila"?

Das wollen wir doch nicht für die sittlichen Ideale dieses Herren halten. Ein par Worte der Abwehr stehen Gedichte IV. S. 222 f.

Ich hatte von dem Aufkommen der jüngsten Schule, in meiner Abgeschlossenheit zu Thule und bis über das Haupt in Professur, Urgeschichte und eigne Poesie vergraben, gar nichts bemerkt: mein erstes Bekanntwerden mit ihrem Vorhandensein verdanke ich einem nicht unterschriebenen Brief mit dem Poststempel Berlin, der anhob: „Sie alter Esel, Sie dummes Fossil! Haben Sie nun noch immer nicht gemerkt, daß kein Mensch Euch Mummelgreisen: — Geibel, Scheffel, Lingg und Ihnen — mehr zuhört? Uns Jungen allein lauscht noch Europa und Ihre einfältige Deutsch-Simpelei verlacht jeder, der sich als Weltbürger fühlt, Sie germanischer Auerochs." Dieser Anfang meiner

Bekanntschaft mit den Erneuerern und Allein-Beherrschern der Dichtung reizte mich nicht zu weiterer Annäherung.

An diesen „strengen Herrn", die so „kurz regierten", habe ich nun wohl nicht allzuviel versäumt.

Aber aufrichtig beklage ich, daß mir die Hochfluth von Universitäts- und wissenschaftlicher Arbeit und eigner Dichtung bei'm besten Willen nicht die Zeit gelassen hat, auch abgesehen von jenen jüngsten Unsterblichen, die neuere deutsche und außerdeutsche dichterische Literatur im weitesten Sinn zu verfolgen: ich habe seit 22 Jahren kaum je ein Buch außerhalb meiner wissenschaftlichen Fächer zu meiner ästhetischen Erfreuung lesen können [1], nicht wahrlich aus dummem

[1] So mußte ich (1894) die Anfrage einer Zeitschrift, ob ich Fulda's „Talisman" oder Sudermanns „Ehre" oder (ich glaube) Hartmanns „Hannele" für den „besten Ausdruck der deutschen Volksseele" (Du lieber Gott!) halte, wahrheitgemäß dahin beantworten, daß ich alle drei nicht kenne. Dieses gewerbemäßige Anfragen über alle möglichen Dinge (z. B. das Heine-Denkmal) ist ein grober Unfug. Und das verfluchte „Interviewen"! Einem solchen Herrn aus Wien mußte ich telegraphisch androhen, ich würde seinen wiederholt telegraphisch angekündigten Besuch als Hausfriedensbruch verfolgen lassen.

Hochmuth, einfach — zu meinem schmerzlichen Bedauern! — aus Mangel an Zeit und Kraft: habe ich den Tag über 10 und 12 Stunden scharf gearbeitet, kann ich am Abend nicht Dichterisches lesen: es regt mich so lebhaft auf — in Beifall oder doch Zergliederung und Beurtheilung —, daß ich den mir für meine Arbeitsleistung ganz unentbehrlichen Schlaf nicht finde: ich mußte das — nach häufigen Versuchen — aufgeben und die Lesung nach dem Abendessen auf Bücher beschränken, die weder das wissenschaftliche Denken herausfordern noch die Phantasie erregen. Auch Besuch von Theatern, Concerten, Bilderausstellungen — all' das ist unmöglich neben der Arbeitslast, die ich theils freiwillig übernommen, theils aufgedrückt erhalten habe. In Folge dessen ist meine „allgemeine Bildung", die bis 1872 recht leidlich war, traurig herabgesunken: ich fühl's und kann's nicht bessern.

Kehren wir nun aber nach dieser langen Abschweifung, zu der uns der Name Breitkopf und

Härtel verleitet hat, zu den lieben Königsberger Hasen und Häslein zurück.

Als ich, den Besuch des Herrn Militär-Oberpfarrers erwidernd, auch dessen Gattin, die geborne Gräfin Kalkreuth, erschaut hatte, meldete ich Therese daheim: „Du, eine solche Frau Pfarrerin hab' ich noch nie gesehen." Die hochragende, echt germanische Gestalt der schönen Frau war völlig thusneldenhaft.

Herzlich erfreute uns, daß nach kurzer Trennung ein freundlich Geschick, wie andre Königsberger Freunde, auch die Hasen uns nach Breslau führte.

Am wenigsten zahlreich war in unserem Umgang die Kunst vertreten: von den Malern kannte ich nur Wentscher und Max Schmidt, dem ich es dankbar gedenke, daß er uns gar manchen grauen, schneenebeligen Tag der langen thulitischen Winter dadurch erheiterte und erhellte, daß er uns einlud, das neueste seiner so poesievollen und stimmungsreichen Landschaftsbilder in seiner Kunstwerkstätte kennen zu lernen. An den beiden zierlich-schönen Töchtern dieses Hauses

und ihren beiden Freundinnen, den palmenhaft-schönen Fräulein Lobach, zeigte der liebe Gott wieder einmal, daß er das Schöne in kleinem wie in großem Format zu schaffen gleich meisterlich versteht.

„Dichter", d. h. Versemacher, gab es freilich gar viele in Königsberg und Ostpreußen, und nachdem ich ein wenig bekannt geworden im Lande und die Leute erfahren hatten, daß ich gutmüthig genug bin, jeden Brief zu beantworten und handschriftlich eingesandte Dichtungen zu beurtheilen, regnete es — buchstäblich: denn es war meist wässerig Zeug! — Lyrik, Drama und Epik auf mich ein. Der begabteste unter den Lyrikern war ein junger Geistlicher, Buttgereit, in einem öden masurischen Dorf.

Es ist ganz unglaublich, in welcher Zahl solche Briefe und Anfragen aller Art an mich gelangten, seit „König Roderich" und der „Kampf um Rom" erschienen. Die guten Leute, in der Abgeschiedenheit jener Provinz oft von wunderbarer Naivetät, meinten offenbar, ich sei eine Art Hexenmeister, der, Alles

mögliche und unmögliche verstehend, den Ostpreußen vom lieben Gott geschickt sei, ihnen alle erdenklichen Fragen zu beantworten.

Da wollte einer aus Wehlau wissen: „schreibt man Sibirien mit y und wo?“ Ein anderer aus Labiau: „was ist ein Spielmann?“ Ein dritter aus Eydtkuhnen: „was ist eine Postille?“ [1])

Aber der ausdauerndste und am Meisten vom Glauben an meine Allwissenheit erfüllt war ein armer junger Jude aus Memel. Zuerst schrieb er, — chronisch nannte er mich „Magnificenz“, weil ich ein Jahr Rector gewesen — er wünsche genaue Belehrung von mir über die Feldzüge Alexanders des Großen in Asien! Davon wußte ich nun nur soviel, als ich vor dreißig Jahren auf dem Gymnasium

[1]) Ich galt und gelte übrigens den Leuten wegen des 16jährigen Wohnsitzes in Königsberg als so untrennbar mit dieser Stadt verbunden, wie etwa der Schloßteich, so zwar, daß ich auch jetzt noch, nachdem ich schon bald sieben Jahre in Breslau lebe, jede Woche Briefe erhalte, die, nach Königsberg gerichtet, mir von der dortigen Post hieher gesandt werden.

bei Luthardt gelernt und meist wieder vergessen hatte. Aber Freund Rühl, δεινος καὶ περὶ ταῦτα (oben S. 139), war gutmüthig genug, auf meine Bitte hin dem Wißbegierigen ausführliche Auskunft zu ertheilen. Nun mehrere Jahre Schweigen. Plötzlich wieder ein Brief aus Memel: „Ueber Alexander Magnus bin ich nun beruhigt. Aber da hat ein Mathematiker zu Amsterdam im XVII. Jahrhundert folgende Rechnungsaufgaben gestellt [— folgten zwei enggeschriebene Seiten von Ziffern, Buchstaben, Formeln —] ich kann sie nicht lösen — bitte, rechnen Sie sie mir aus und schicken sie mir.“ Davon wußte ich nun noch weniger als von des Philippos göttergleichem Sohn! Aber der Memeler hatte Glück: wieder fand ich einen sachverständigen und gütevollen Aushelfer: diesmal in meinem lieben jungen Freund, dem Mathematiker Theodor Wogan (der gleich seinem Bruder, dem Juristen Fritz, viel in unsrem Hause verkehrte — musterhaft fleißige und wackere, echt ostpreußische, d. h. eigentlich westpreußische „Jungens“): er rechnete

wirklich all' die vielen Aufgaben aus und schickte sie dem Frager.

Wieder nach ein par Jahren wird der Besuch des Memelers gemeldet. Ich gestehe, nach jenen komischen Briefen erwartete ich einen komischen Eindruck. Aber sofort ward ich tief ernst, als ich dies merkwürdige Antlitz sah. Das Ideal eines schwärmerischen, bildschönen Judenjünglings, von langlockigem, seidenem, schwarzem Har umwallt, Augen, wie man sich etwa die von Jesus Christus vorstellt, die Spuren schweren Leidens und Entbehrens, ja des Hungerns auf dem abgezehrten Gesicht, das, leichenblaß, nur zuweilen von fliegender Hitze überflammt war: wie verzückt blickte er mich an, aus den dunkeln Augen leuchtete seelenvoller Glanz. Ich war mächtig ergriffen: ein Einsiedler aus der ägyptischen Wüste schien vor mir zu stehen. Auf meine Fragen kam es nun zagend heraus, daß er wirklich gar oft gehungert habe. Mit Thränen heißen Dankes netzte er meine Hände, die zu küssen ich ihn mit Gewalt ver-

hindern mußte. Er meinte, die guten Worte, die ich jenen Auskünften beigefügt, seien in all' diesen Jahren das einzig Gütige gewesen, das er erlebt. Er reiste an den Rhein, dort Rabinatscandidat zu werden. Er versprach, von dort zu berichten: aber er hat nie geschrieben: der Tod, der ihm bereits im Gesicht gezeichnet stand, hat ihn wohl bald von einem Leben erlöst, in dem ihm so wenig Gutes geworden, daß er ein par warme Worte für ein Glück ansah! — Solche Dankbarkeit für ein Nichts läßt den Undank Anderer desto häßlicher erscheinen, denen man Geld, Mühe, — zumal das kostbarste Gut: Zeit! — in Menge geopfert hat und die mit Kränkungen vergelten: ein edler Pole, — aber auch leider ein Deutscher! — stehen obenan in der nicht kleinen schwarzen Liste von solchen Undankbaren!

So belohnt es sich, niemand — auch mit recht absonderlichen Ansinnungen — abzuweisen, auf Alle sich bittend oder fragend Nahenden stets bereitwillig einzugehen: — eine „Schwäche", die mir die Freunde

wohlmeinend, aber ungerecht vorwerfen, denn es ist doch mehr Stärke (der Güte) als „Schwäche". Wohl hat mich diese Schwäche, auch wohl an Unwürdige verschwendet, unglaublich viel Zeit gekostet, die ich meiner Arbeit oder meinem geistigen Genuß, der seit 22 Jahren leider so spärlich ist, oder meiner Erholung entzog.

Aber daß ich durch jene par Worte dem armen Juden auf seine, freilich recht seltsamen Zumuthungen so wohlgethan, — wiegt das allein nicht die Opfer an Geld, Zeit und Mühen auf, die ich in den hunderten — das ist nicht übertrieben! — von ähnlichen Fällen gebracht? Das ist „Christenthum", wie ich es verstehe, d. h. Menschlichkeit.

Erlebte ich oft Undank und Unschönes an mancher Art von deutschen „Dichtern", muß ich laut loben einen liebenswürdigen französischen Poeten, Leon Duplessis, Viceconsul der französischen Republik zu Königsberg, le consul des vices de la France, wie wir ihn — ohne Grund — im Scherze nannten.

Dieser hochbegabte, zumal durch Formbegabung hervorragende echte Poet, Sohn einer Deutschen und eines französischen Generals, vereinte die Vorzüge beider Nationen.

Wie unbefangen er war, beweist, daß er, obzwar leidenschaftlich französisch und ultramontan, mir, dem leidenschaftlichen Deutschen und nun bald vierzig Jahre gegen die Ultramontanen Ringenden, mit herzlicher Freundschaft zugethan war und ist.

Ich habe seine ausgezeichnete Dichtung „Herostrat", die alles Irdischen Eitelkeit darthun will, mit gebührender Ehrung besprochen. Es war nicht gerade sehr tactvoll, daß man am Pregel in seiner Gegenwart so oft vom Kriege von 1870/71 redete: ich schämte mich der Unfeinheit meiner Landsleute und bewunderte die Geduld, mit der er solche Unziemlichkeiten aufnahm. Manchmal freilich, ging ihm mir gegenüber der gallische Witz durch, erwiderte ich („ripostirte") nicht ohne Glück. Einmal sahen wir einen Haufen Reservisten zum Königsthor herein-

ziehen bei gräulichem Winterschmutzwetter: sie trugen davon die Spuren und geistig sehr bedeutend sahen sie auch nicht gerade aus, diese Masuren und Polacken.

„Ils n'ont pas l'air trop intelligent, vos guerriers," spöttelte er boshaft.

„Vraiment, non!" entgegnete ich: „Et néanmoins ils ont suffi pour les vôtres."

Ein spaßhaftes Mißverständniß ergab unsere Unterredung über meine südfranzösische Reise (s. unten): wir sprachen französisch und er fragte: „Avez-vous rencontré Mistral?" Er meinte den berühmten provençalischen Dichter. Ich aber dachte an den gleichnamigen, scharf pfeifenden Wind und antwortete: „Oui, malheureusement."

„Mais, pourquoi donc malheureusement? N'était-il pas gentil?"

„Mais non! Il a sifflé terriblement."

„Mais comment? Il a sifflé?"

Es dauerte noch eine Weile, bis wir uns über

den pfeifenden Wind und nicht pfeifenden Dichter verständigt hatten.

Duplessis, „der treue Wälsche", hat auch nach seiner Beförderung zum Consul in Nürnberg uns treues Gedenken bewahrt und es ist wohl auf sein Betreiben geschehen, daß mich der dortige pegnesische Blumenorden (1892) zum Mitglied ernannt hat.

Ganz anderer Art war das Band, das mich mit dem einzigen deutschen Dichter in Königsberg (und wohl nahezu in ganz Ost- und West-Preußen)[1] verknüpfte: mit dem trefflichen Ernst Wichert und dessen schönheit-, anmuth- und schalkheit-reichen Hause. Äußerlich vereinte uns zunächst die Vorstandschaft des Zweigvereins der deutschen „Schillerstiftung", in der wir viel Elend und viel schwindelhafte Bettelei kennen lernten. Z. B.: es erscheint bei mir ein „Schriftsteller": „Ich komme von Herrn Oberlandesgerichtsrath

---

[1]) Der Ostpreuße Jordan, in Frankfurt am Main lebend, kam nur einmal zu ganz kurzem Besuch an den Pregel, wo er ein Stück aus seinen „Nibelungen" vortrug.

Wichert; ich weiß wohl: die Stiftung kann durchreisende (d. h. nicht durchreisende, sondern stecken bleibende) Schriftsteller ohne literarisches Verdienst nicht unterstützen, aber aus seinen Privatmitteln[1]) schenkte mir Herr Wichert 20 Mark; hier seine Visitencarte."

„Donnerkeil," denk' ich, „der treibt's üppig. Ja, ja, das trägt „ein Schritt vom Wege." Ich kann mich nicht lumpen lassen und gebe dem Biedern auch 20 Mark „aus Privatmitteln". Nach Wochen trifft mich Wichert auf der Straße. „Hören Sie," meint er, „Sie treiben's üppig. Ja, ja, das trägt der „König Roderich". Sie geben dem Jüngling 20 Mark und schicken ihn mir mit Ihrer Visitencarte . . . ." Kurz, der Fahrende hatte irgendwie unsere beiden Visitencarten erwischt, und sich Kraft ihrer 40 Mark erschwindelt.

All diese Jahre kamen wir im thulitischen

---

[1]) Diese jährliche Schatzung aus Privatmitteln betrug in Breslau in den 5 Jahren, da ich als Vorstand des Breslauer Zweigvereins Glied des Verwaltungsrathes war, zusammen weit über 600 Mark: man kann die Leute doch nicht obdachlos liegen lassen!

Novembernebel abends in Wicherts steiltreppiger (oben S. 65) Wohnung zusammen, mit ein par „worthies" die nicht erheblichen Geschäfte knapper Mittel zu erledigen. Hier in Breslau macht es mehr Arbeit.

Auch die gemeinschaftliche Rechtswissenschaft bot gemeinsamen Boden: aber am Innigsten verknüpfte uns selbstverständlich die Dichtung und das Gefühl, daß wir zwei beide als gute Cameraden fast allein die Vorwacht hielten deutscher Dichtung da draußen im Nordosten (unbeschadet der gewiß nicht bestrittenen Verdienste minder bekannt Gewordener: so des sehr begabten Lyrikers Pfarrer Buttgereit, oben S. 191). Ich weiß noch wie heute den ersten Abend, da ich, bald nach meinem Eintreffen am Pregel, bei Wicherts eines Abends (sie tranken Thee aus Gläsern, was mir einen unheimlichen Eindruck machte: — so ein wenig kamtschadalisch) viele der damals noch ungedruckten Balladen der II. Gedichtsammlung vortrug[1]):

[1]) Nebenbei gesagt (d. h. gelobt), habe ich noch nie einen Dichter seine eignen Sachen so gut vortragen hören wie mich die

so laut und erregt, daß die Kinder sich erschrocken an die Thüre schlichen in der Sorge, der Gast streite so arg. Gar stolz war ich darauf, daß die schöne Frau Therese von den eingewanderten Salzburgern stammte, also meine Stammgenossin war. Später trat ich zu den lieben Menschen in das (nicht mehr ungewöhnliche! s. oben S. 134) Verhältniß der Gevatterschaft und mein Pathkind, das blonde Lieschen, ward mir im Lauf der Jahre eine mächtige Gönnerin. Aber ein rechter Schalk war sie (und soll sie geblieben sein!) Ich wußte nicht, daß am Pregel der „Göd“ dem Pathkind häufiger Geschenke zu machen hat, und ließ es bei dem gewohnheitsrechtlichen Becher bewenden. Als das Lieschen sieben Jahre zählt, trifft es mich nebst meinem Mitgevatter Friedländer (oben S. 134) und thut mit diesem gar schön. „Nun,“ Kind, mahne

meinen, während Andere, wie Bodenstedt und Leuthold, sich durch ihren Vortrag schwer schadeten und auch Geibel mehr sang als las: mein lieber Vater meinte, ich müsse mich in jedes Exemplar als Vorleser mit einbinden lassen.

ich, „krieg' ich nicht auch ein Patschhändchen? Ich bin auch Dein Pathe."

„Du? O nein!"

„Doch, Lieschen, doch!"

„Nein! Du hast mir noch nie was geschenkt!"

Das war eine réponse sans réplique! — Zu Weihnachten schickte ich ihr denn unter Anderem einen großmächtigen Galgen aus Marzipan.

Das kam so. Das phantasievolle Kind „fabulirte" vor dem Einschlafen lange Zeit, den ältern Schwestern aus dem Stegreif allerlei wunderbare Geschichten erzählend, die meistens blutig und grausig ausgingen. Als nun einmal an Wicherts Tisch jemand klagte, daß in meinen Trauerspielen und Romanen so viele Menschen umgebracht werden, rief das Lieschen, mich vertheidigend: „Mein Onkel Dahn hat ganz Recht. Bei mir müssen sie auch Alle sterben!" Deßhalb sandte ich ihr jenes Mordwerkzeug mit den Knittelversen:

„Während sie bei Deinem Vater
Meist sich kriegen im Theater,
Tödte Du nur ruhig fort:
Unsre Poesie ist Mord."

Aber neben solchen Scherzen fanden wir auch viel ernste Anregung in dem Dichterhause nahe der Burgkirche: gar manche seiner Dramen hat uns dortselbst Wichert vorgelesen und zumal jene ganz ausgezeichneten Erzählungen aus dem litthauischen [1]) Volksleben, das er in langer Amtsthätigkeit in Prökuls gründlich kennen gelernt und unübertrefflich dargestellt hat. In liebenswürdigster Weise bahnte er mir den Weg auf die von ihm beherrschte (damals Woltersdorfsche, s. unten) Bühne zu Königsberg für meinen „König Roderich" und freute sich herzlich der Erfolge dieses Stückes und seiner Nachfolger. Das Fest seiner silbernen Hochzeit, in einem der buschigen Gärten am Schloßteich in schöner Sommer-Mondnacht begangen, und die ihm bei der Uebersiedelung nach Berlin veran-

[1]) Oben S. 70. IV. 1. S. 74.

staltete Abschiedsfeier hab' ich mit warm empfundenen Versen begleitet [1]). Auch später haben wir beiden Pare uns wiederholt — in Gastein — getroffen — und uns am Fels der am Meere geschlossenen schönen Freundschaft erfreut. Auf dem Kriegerdenkmal, das auf der Höhe am Pregel von Weitem her den Schiffer grüßt, stehen Wicherts und mein Name vereint, unter unsern Weihesprüchen [2]) eingegraben. Ach wie wohl thut es, unter den vielen, vielen unerfreulichen, unverlässigen, frechen und unanständigen Gesellen, die sich „deutsche Schriftsteller" nennen, die Erinnerung bei einem solchen Mann verweilen zu lassen! —

Dankbar gedenken wir dann unseres trefflichen, unermüdlich ämsigen Hausarztes, des Sanitätsrathes Dr. Zacharias mit seinem scharf geschnittenen klugen Charakterkopf und des Rechtsanwalts Alscher, der

---

1) Gedichte IV. 1892. S. 511—513.

2) Der meine lautet: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk."

stets auf das Gütigste seinen kundigen Rath gewährte: sein Sohn war einer meiner besten Schüler und seine Tochter, die blondgezöpfte Gertrud, wie sie, gleich einem Reh über die Hecke zu Neukuhren „äugte“ — ein unverwischbar Bild — das Muster eines aufknospenden germanischen „magedin“.

Früh entriß uns — nach schwerem Leiden — der Tod Frau Dr. Jenny Hirsch, die gleich zu Anfang mir und ebenso Therese an ihrem Herde und in ihrem tiefen innigen Gemüth freundschaftlich eine Stätte bot: eine Ostpreußin im besten Sinn aller Tugenden ihres deutschen Stammes[1]).

Dicht neben ihr wie im Leben soll in diesen Blättern stehen ihr und unser gemeinschaftlicher Freund, der Buch- und Kunsthändler Heilmann, ein prächtiger Rheinländer aus Crefeld, aber schon als Jüngling nach Thule verschlagen und seit vielen Jahrzehnten hier als Inhaber der Bon'schen Buchhandlung wie als Guts-

[1]) Vgl. Gedichte III. 1878 (Balladen und Lieder S. 251).

besitzer zu Heilig Kreutz ansässig und auf diesem Gut als gewaltiger Jäger thätig. Ein Prachtexemplar von einem kernfrischen deutschen Mann! Die Aehnlichkeit der rheinländischen und der westfälischen Eigenart zog meine Frau und den ebenso humorreichen wie tief gemüthvollen „alten" Herrn (das, wenn er noch lesen könnte, wie würde er brummen!) gar bald innig zusammen: wie oft haben sie mich in thulitischem Wintergraus von der Universität abgeholt, schon vorher allein selbander eine halbe Stunde im Schnee patschend und, eifrig raunend, ihre in allen Stücken übereinstimmenden (— sehr lebhaften und gar nicht zaghaft geäußerten! —) Neigungen und Abneigungen für und gegen Parteien, Völker, Landschaften, Sitten und Unsitten, Schriftsteller und andre Menschen (von Bismarck hoch oben bis auf Herrn Eugen Richter tief unten!) austauschend und sich in immer heißere Gluthen von Liebe und Abscheu hineinredend und mich anfauchend bei meinen vergeblichen Dämpfungsversuchen. Heilmann, überhaupt ein vielseitig gebildeter

Mann, war ein hervorragender Kunstkenner. Aber auch meine Vorlesungen über Statsrecht und Rechtsgeschichte besuchte er eifrig: ich war ihm dabei immer nicht „grob“ genug. Einmal hatten wir verabredet, er solle die Rechtsphilosophie hören: als ich sie Ende October anfing, weilte er noch, eifrig jagend, auf seinem Gute: ich schrieb ihm auf einer Postcarte (mit Antwortblatt) nur die Worte: „Rechtsphilosophie! Wöchentlich dreimal. Schon zweimal gefehlt!“ Flugs kam die Erwiderung: „Hasen! Wöchentlich siebenmal. Noch niemals gefehlt.“ So verschuldeten denn die Hasen, daß er erst mitten im Aristoteles eintraf.

Wie aus seiner Jägerei erzählte er aus seiner Buchhändlererfahrung (er hatte etwa 1880 das Geschäft verkauft) köstliche Geschichten, gern mit leiser Ironie des Rheinländers gegen die Ost-Deutschen. Ein Landpfarrer kehrt aus einer Reise nach „Deutschland“ (s. oben S. 56) zurück in seine masurische Pfarre: er will der Gattin ein Geschenk mitbringen. Heilmann empfiehlt ihm und zeigt ihm in seinem Kunstladen

einen Kupferstich der Sixtina. „Ja wohl,“ sagt Hochwürden, „das paßt gut: ich war ja auch in Dresden.“ Er zahlt, läßt sich die Heilige einpacken: — doch an der Thüre kehrt er um: „Aber, Harrche,“ meint er, in Dresden, mein' ich, war sie doch *angemalt*?“

Heilmann verkauft dem Dienstmädchen eines adeligen Fräuleins ein Buch. Alsbald stürzt die „Mariell“, ganz roth vor Zorn, wieder in den Laden. „Aber Harr, was hat sie mich gescholten! Sie haben mir ja ein Buch verkauft mit Druckfehlern. Sehen Sie, da — am Ende — steht eine ganze Seite voll.“ Unwirsch ruft ihr der grimme Adolf zu, sie solle sich hinaus scheren. Allein sofort erscheint, das Buch in der Hand, die Gnädige selbst:

„Aber Herr Heilmann, wie unrecht von Ihnen! Jetzt kaufe ich schon so lange bei Ihnen und Sie verkaufen mir ein Buch mit Druckfehlern, und wollen es nicht einmal zurück nehmen. Gleich geben Sie mir eines ohne Druckfehler.“

Der Hüne staunt sie an, streicht den Bart und —

schweigt vor Staunen mehr noch als vor Zorn. Endlich hat er die abgrundtiefe Dummheit begriffen. „Ach so," sagt er, „Sie wollen, ... Sie wollen die Fehler 'raus haben?"

„Ja, natürlich!"

„Schön, warten Sie nur einen Augenblick!" Er geht mit dem Buch in das Nebenzimmer, reißt hinten das Blatt mit dem Fehlerverzeichniß heraus, zeigt ihr das so verbesserte Buch und sagt: „So. Nu sind se raus. Is nu recht?"

„Ja wohl, mein lieber Heilmann. Schön Dank auch."

Manch guten Trunk haben wir — selbdritt — getheilt: er würzte ihn durch manch köstliches Scherzwort: aber vor Allem verband uns alle drei die glühende Begeisterung für das Deutschthum, für das Vaterland, für Bismarck und der heiße Haß gegen — nun, gegen die offnen und versteckten Feinde deutscher Größe. Wie mag er gewettert haben, der alte Rauschebart, bei Bismarcks Sturz! Bald darauf starb

er. Therese und ich hatten keine Seele, die uns treuer, wärmer liebte. Er ist eine meiner theuersten „Erinnerungen".

Frühe verödete durch den Tod der liebenswürdigen Hausfrau der Herd meines fränkisch-baierischen Landsmannes, des freundlichen Freiherrn von Aufseß, den wir bald darauf nach Straßburg scheiden sehen mußten[1]).

Nicht eben zahlreich waren die „erbgesessnen" ostpreußischen Familien unseres Verkehrs: warme Freundschaft verband uns mit dem Hause Gebauhr[2]): —

---

[1]) Balladen und Lieder S. 300.

[2]) Pianofortefabricant: als ich zuerst über ein klein wenig Geld verfügen konnte, kaufte ich dort ein unglaublich billiges, winziges Clavier für meine bescheidenen eignen Musikmachungs-Bedürfnisse: es war das beste Geschäft meines Lebens: noch jetzt in Breslau steht es auf seinen vier Beinen: freilich weigern sich die größten Techniker schon geraume Zeit, es zu stimmen oder zu bessern! Alle Lieder des von mir herausgegebenen Reichscommersbuches (s. unten) und des mit dem alten großen Kirchen-Hasen (oben S. 180) herausgegebenen deutschen Liederbuchs hab' ich an Sommerabenden nach der Vorlesung darauf gespielt (d. h. richtiger getrommelt), die Opern „Armin" von Hofmann, zwei Compositionen des „Schmiedes von Gretna-Green", der

die „Hausenfrau“ ist die schöne Tochter meines medicinischen Amtsgenossen von Wittich — aus dem uns einer der frühesten und liebsten Besuche nach Breslau kam.

Die Musik führte uns zuerst in ein anderes Königsberger Haus: das des Kaufmanns Charisius, dessen Gattin, eine gewaltig Musik-Begeisterte, Glied des Gesangvereins (von Bernecker) war, zu dessen höchst unwürdigem Vorstand Bernecker in seinem guten Wahn und der liebe Gott in seinem Zorn mich gemacht hatten! Ich hielt es nur ein par Monate aus in dieser unmöglichen Stellung: die ich nur angenommen hatte weil ich — leider! — so schwer Nein sagen kann. Ich mischte mich selbstverständlich nie in das Musikalische, von dem ich ja nichts ver-

---

größte Theil von „Harald und Theano“ von Lorenz, „Harpa“ und zahlreiche Compositionen meiner Lieder von de Haan, dann von Sommer, Bernecker, Schwalm, Hentschel, von Franz und Vincenz von Lachner, Abt, Zenger, von Hornstein, Rubinstein, und vielen andern sind darüber hingebraust: schier 20 Jahre ist es alt, hat manchen Sturm erlebt. Requiescit in pace!

stand (warum ich dann Vorstand ward? Ja, das mögen Gott und Bernecker wissen: ich weiß es nicht!). Ich dankte bald ab: aus Furcht vor den „Müttern" (vor denen sich schon der selige Dr. Heinrich Faust so „vergraut" hat [sagt man am Pregel]: — nicht mit Ungrund wahrlich sie scheuend. Während ich nämlich bei unsern Concerten die jüngeren hübscheren Mädchen und Frauen vorn in Sichtbarkeit bringen wollte, bestanden sie darauf, die vermeidungswürdigsten Alterthümer da vorn aufzu„flaien" (d. h. aufzureihen). Da floh ich!

Zu dem Verein zählte nun auch unsere „Dicke", die gute Frau Magda Charisius: ja, die Gute. Denn abgesehen von der unermüdlichen Wohlthätigkeit, die sie im Stillen bewährte, that sie weit mehr als ihre Pflicht und Schuldigkeit als harte Noth an sie selbst heran trat. Nicht lange währte es, daß wir uns in ihrem weiten Garten der schönen Sommerabende erfreuen durften: — alsbald befiel unheilbare Krankheit ihren Mann und im Zusammen-

hang damit verloren sie — ohne Verschulden — ihr Vermögen. In jenen langen schweren Jahren hat die wackere Frau nicht nur den dahin siechenden Mann Tag und Nacht mit Aufopferung der eignen Gesundheit gepflegt, — sie hat auch den längst erwerbsunfähig Gewordenen Jahre lang wie sich selbst durch ihrer Hände Arbeit und durch ungezählte Gesangstunden, durch Einrichtung einer eigenen Gesangschule unterhalten, bis an sein Ende. Ja, Wackerheit eignet wahrlich nicht nur den Männern, auch den Frau'n des ostpreußischen Schlags.

Diese Ostpreußin hat aber ausnahmsweise (oben S. 70) auch Phantasie, ja, nur zu viel: was sich vor Allem äußert in einer ganz unglaublichen Ueberschätzung von Theresens und meinen Dichtungen, von denen sie übrigens manche sehr schön componirt hat. Ausdauer und Muth führten sie auf Jahre bis nach Rumänien (wo ich sie Carmen Sylva empfehlen durfte), um doch schließlich wieder an den Pregel zurückzukehren.

Ich schließe[1]) mit der ältesten Gestalt aus unsern Königsberger Freunden: der Tochter Theodors von Schön, der Frau Major Schwinck. Diese ehrwürdige, schöne alte Frau[2]), von ihren begabten und treuherzigen Töchtern musterhaft gehegt, bewährte bis in das höchste Greisenalter — ich glaube, sie erreichte das 93. Jahr! — eine wahrhaft erstaunsame Frische, Beweglichkeit, Jugendlichkeit des Geistes, wie sie dem unsrem alten Kaiser etwa gleichaltrigen Geschlecht häufig zukam. Sie fehlte in keinem meiner Vorträge, in keiner Vorlesung oder Erstaufführung meiner Dramen: wie eindringend, wie feinsinnig war ihr Urtheil und wie leuchteten die wunderschönen hellblauen Augen noch so jugendfrisch vor Freude, wann wir an ihrem Geburtstag (11. März, wie Wichert's) in ihr enges, niedres Stüblein traten, dies Schmuckkästlein von wohlgepflegter Sauberkeit.

Ach, dieser Schlag Menschen ist ausgestorben. Und

---

[1]) Ueber das schönheitreiche Haus Feinberg s. unten S. 231.
[2]) Gedichte IV. S. 366.

der Nachwuchs? Er ist schon viel zu nervös, zu hastig in Arbeit und Genuß, um jemals die köstliche Naivetät und in sich beruhigte Stäte jenes uns voraufgegangenen Geschlechts zu erreichen.

XI.

Die Entlegenheit „Thules“ — nahe der „Reußenmark“ [1]) — hatte neben dem Nachtheil, daß die zwölfstündige Fahrt auch nur bis Berlin von nicht gerade nothwendigem Reisen gen Westen und nach „Deutschland“ (S. 56, 208) abschreckte, doch auch den nicht genug anzuschlagenden Vortheil, daß man von überflüssigen zudringlichen Besuchen von auswärts her und vor ihrer zeitverderberischen Oedung recht sicher war. Aus bloßer Neugier und gewerbemäßiger Aufdringlichkeit reiste doch nicht leicht jemand von Berlin oder noch weiter her, „um das Rhinoceros (— von Königsberg —) zu sehen.“ Die Breslauer klagen zuweilen, daß sie soweit out of the way der bequemeren und rascheren Eisenbahnverbindungen des Westens, Nordwestens, Süd-

[1]) Balladen und Lieder, S. 174.

westens liegen: — nun, ich klage nicht darüber. Ich finde, daß ach! viel leichter und häufiger als nach Thule eitel Neugier Menschen hierher führt, mit denen uns beiden nichts innerlich gemein ist, nichts verbindet und mit deren Besuch, sind sie glücklich wieder draußen, sich keine „Erinnerung“ verknüpft, als die traurig vergeudeter Zeit! Es ist ganz unglaublich, wie viel Muße Andere haben und wie wenig ich: und all diese Zeit-Reichen haben, scheint's, keine Ahnung davon, wie Zeit-bettelarm ich bin und wähnen, ich habe sie gestohlen für all die faulen Leut'. Ich gönne mir, wie (S. 188) geklagt, seit 23 Jahren kaum je die Wohlthat, außer meinen Fächern zu meinem geistigen Genuß ein Buch zu lesen, geize mit jeden 10 Minuten, speise in 15 zu Mittag, schreibe, in Mantel und Hut am Pulte stehend, weiter bis Therese zum Ausgang sich fertig gemacht hat: — und beliebige Fremdlinge „Schriftsteller“, Journalisten, „Dichter!“ erachten es keinen Raub, ohne jeden inneren Grund mir halbe Stunden zu stehlen und nachwirkend noch die Stimmung zu

verderben: denn flau und übel wird mir während solches Zeitverderbs. (II. S. 5.)

Geradezu infernalisch ist es, wenn sich solche Unberufene vorher „ansagen“ zu einer „gemüthlichen Stunde!“ Und die lieben „Interwiewer“! Nun, mich hat noch keiner ausgefragt. (S. oben S. 188.) Diese Besuche und die zu beantwortenden Briefe ganz Fremder bewirken bei meinem Zeit-Geiz, daß mir das Briefeschreiben an sich bitter verhaßt wird und meine Allernächsten erhalten oft lange Zeit keine Briefe, weil ich an ihnen die an Fremde vergeudete Zeit hereinsparen muß!

Das Donnerwetter schlage drein!

Aber — Verzeihung! — ich wollte ja Königsberg um seine Abgelegenheit loben.

In der That, es gehörte warme, starke, tief dankenswerthe Freundschaft dazu oder ein — doch glücklicherweise — seltener Grad von böswilligem Beharren, uns von Westen her aufzusuchen.

Von Osten kam häufig Besuch Durchreisender aus den deutschen Ostseeprovinzen: die waren immer hoch

willkommen! Mein inniges Mitgefühl gehört den Armen da draußen, die rettungslos der Verrussung preisgegeben sind: die Voraussetzungen einer denkbaren Befreiung für sie sind allzu unwahrscheinlich. Dann gefällt mir ganz besonders die Art dieser Balten und ich habe die hohe Freude, daß dies auf Gegenseitigkeit insofern beruht, als meine Dichtungen da oben sehr zahlreiche Freunde, eifrige Leser, warme Lober fanden und finden, wie mir außer vielen Briefen und Besprechungen von dorther eben die häufigen Besucher bezeugten, die auf der Reise nach Berlin in Königsberg rasteten und dabei meist durch Freund Walther, ihren Landsmann, (oben S. 140) sich mir zuführen ließen.

Aus dem Süden und Westen kam am häufigsten angeflogen das leicht beschwingte Völklein der ästhetischen Wandervögel: der Schauspieler, Sänger, Musiker: von letztern lernte ich dort Hans von Bülow kennen: er versicherte Therese, er wolle schon lang ihr Gedicht componiren: „eine Rose nickt an Zweigen" (II. Samml., 3. Aufl. 1883. S. 429) und er trage es deßhalb immer

in der Brusttasche mit sich: — zog es auch wirklich aus derselbigen mit allen sichtbaren Zeichen recht langen Herumgetragenwordenseins! — ob er es schließlich vollendet hat, wissen wir nicht. Dagegen gab mir Rubinstein (eben, November 1894, trifft die Nachricht seines Todes ein), selbst die sehr schöne Composition meines Gedichtes Fatme (Balladen und Lieder S. 64). Therese erfreute sich besonders an dem Florentiner Quartett von Jean Becker und wir beide an dem eigenartigen Mignon-artigen Reiz der Tochter Jeanne.

Weit schloß ich die Seele auf, als es hieß, das herrliche Sängerpar Heinrich und Therese Vogl, mir von München und Bayreuth (s. urten) her rühmlichst bekannt, werde in Königsberg auftreten. Warm haben wir sie aufgenommen[1]) und uns stolz ihrer Siege

[1]) Zu ihrer Begrüßung empfingen sie die Worte:
Mancherlei Vögel mit Klingen wandern hieher an den Belt:
Aber nun hör' ich ein Singen, das mir wie keines gefällt.
Hoch von alpinischem Kogel kam er, der flötet so weich,
Dieser merkwürdige Vogel, daß ihm das Weibchen nur gleich.
Thule, nun höre du schallen nimmer vernommenen Klang:
Baierischer Nachtigallen wogenden Wechselgesang!
(Gedichte IV. 1892. S. 238.)

erfreut. Ich habe Leistungen, wie sie diese beiden Gatten in Fidelio, dem Nibelungenring, Tristan bewundern ließen, in solcher Vereinung von vollendeter Sangkunst und vollendeter Schauspielkunst nie wieder genossen. Wir traten den lieben Menschen auch menschlich nahe: Meister Heinrich hat meine Ballade „der Fremdling“ [1]) wunderschön componirt und singt sie berückend.

Bald darauf folgten „die Münchener“, d. h. die Glieder des K. Theaters am Gärtnerplatz zu München, die ich bereits an der Isar als unerreichte Darsteller des oberbaierischen Volkslebens bewundern und lieben gelernt hatte. In der That, wie ich es damals in einem Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ ausführte, die Berg-Bajuvaren ragen an Phantasie und künstlerischem Sinn — Schnadahüpfl, Stegreiflieder, Schnitzerei — weit über die meisten deutschen Stämme und diese auch in Wirklichkeit so poetische, sinnige, kunstfrohe

---

[1]) Gedichte II. S. 99.

Eigenart — neben aller Rauhheit, ja auch Rohheit — vollendet dargestellt zu sehen, wie das durch Amalie Schönchen und Hans Neuert vor Allem — unbeschadet der Leistungen der Andern — geschah, war ein Kunstgenuß (und ein ethnographischer!) ersten Ranges. Ich war also stolz, meinen lieben Landsleuten die Wege in Thule zu bahnen: denn die Gefahr kühler Ablehnung war nicht ausgeschlossen aus den oben (S. 76) angedeuteten Gründen: und zumal auch, weil die Mundart unverständlich sein konnte. Richtig raunten denn auch die Königsberger um mich her während des ersten Aufzugs des ersten Abends (Herrgottschnitzer): „Erbarmen sich! Die reden wohl botokudisch? Versteht ja kein Mansch." Ich flog auf die Bühne und beschwor die Leutchen, vor Allem viel langsamer zu sprechen und dann auch gewisse gar zu schwer zu fassende Ausdrücke in das Schriftdeutsch zu übertragen. Sie folgten mir — Freund Neuert nur wenig und mit starkem Gebrumm! — und das war gut: denn nun kam das Verständniß und reichster

Beifall rauschte. Es ist ein hohes Lob für die Naturwahrheit dieser Künstler, aber zugleich ein starkes Zeichen der Unvertrautheit der guten Königsberger mit Süddeutschland, daß ich einer Dame nur mit äußerster Anstrengung ausreden konnte, die Schönchen und Neuert und Hofpauer und die Andern seien eben Bauernweiber und Bauernbursche: daß sie gebildete hochstehende Künstler, königliche Hofschauspieler, seien, wollte die Gnädige durchaus nicht glauben.

Bei solch aschgrauer Unkenntniß unter den Thuliten war es kein kleines Wagniß, daß ich es unternahm, etwa 20 Professoren und deren Frauen und Töchter mit den etwa 20 Münchnern und Münchnerinnen zu einem Frühstück einzuladen in dem hübschen Garten des „Deutschen Hauses“ [1]): zumal in Ostdeutschland ein

---

[1]) Beide — Haus und Garten — muß ich dankbar loben! Wie viele, viele Vorträge — in Versen und in Prosa — hab' ich in dem großen stattlichen Sale gehalten, wie schöne Sommerabendstunden — mit ganz wenigen lieben Menschen — in dem Gärtlein mit seinen hochragenden Bäumen froh verbracht: den

Vorurtheil gegen das stark wechselnde Völklein an den Stadttheatern besteht; es mag ja wohl leider ausnahmsweise zuweilen nicht ganz unbegründet sein: in der Regel liegt aber der falschen Würdigung jene viel beklagte kastenhafte Abgeschlossenheit der gesellschaftlichen Gruppen in Nord-Ost-Deutschland (oben S. 60) zu Grunde.

Das Wagniß gelang auf das Glücklichste: nachdem ich eine ernste Ansprache von ein par lustigen Schnadahüpfeln[1]) hatte ablösen lassen, ergriff die ganze Gesellschaft alsbald eine so fröhliche Stimmung, daß Geheimräthe mit den jüngsten Künstlerinnen, Schauspieler mit den ordentlichsten Professorinnen auf dem

---

stillen, weltabgeschiednen Raum belebte dann nur das leise Plätschern des Springbrunnens. Und als in den letzten Jahren unser Kreis allzu weit geworden war für die engen drei Zimmer unserer Wohnung, luden wir all unsere Bekannten (— und gar viel junges Volk dazu) — etwa 120 Köpfe — zu einem „kleinen Tänzlein" in jenen Gasthof: allerlei poetische Kurzweil schmückte diese sehr einfachen, aber wohlgelungenen Feste: ich gedenke zumal des Dreikönigabends von 1887 (o Karl Chun: Du wohl auch und Deiner Bohnen-Königs-Krone?).

[1]) Gedichte IV. S. 239 und S. 241.

grünen Rasen walzten und „Greifchen" („Fang e Manndl" [oder e Weibel!]) spielten bis in den späten Abend. Freilich hatte ich Sorge getragen, die geheimsten der Geheimräthe fern zu halten und im Uebrigen die norddeutsche Würde durch starke Einflechtung süddeutscher Lebhaftigkeit etwas menschlich nahbarer zu verlieblichen: Freund Chun und Freund Kißner (oben S. 133, 136, 141), kostete es wirklich nur wenig Ueberwindung, mit sehr hübschen jungen Mädchen gar arg nett zu sein. Die Edeln brachten mir dies Opfer! — — —

Neben diesen in Schwärmen auftretenden Strichvögeln der Kunst rauschten auch wohl Einzelwanderer daher.

Dankbar gedenk' ich hier vor Allem des zweimaligen Besuches meiner lieben alten Freundin Marie Seebach, die ich als ganz frische Anfängerin im Jahre 1852 im Hause der Mutter Birch (II. S. 415) kennen gelernt hatte. Seither hatte ich sie nur bei dem Gesammtgastspiel zu München wieder gesehen, wo sie sich mit reich verdientem Ruhme schmückte.

Als nun „Markgraf Rüdiger“ erschienen war (s. unten), erbot sie sich in liebenswürdigster Weise, bei ihrem geplanten Gastspiel in Königsberg die Krimhild in diesem Stück zu spielen. Wie freute ich mich, die Jugendfreundin wieder zu sehen! Und nun vollends in einem für mich so ehrenden Anlaß! Sie spielte die Rolle großartig und trug das Meiste bei zu dem gewaltigen Erfolge des Stückes. Und wahrhaft als Heldin bewährte sie sich, als am Schlusse des IV. Actes im Augenblick der höchsten Spannung, da sie mit dem Ruf:

„Brich aus denn, Weltenbrand, in Etzels Sal“

die Fackel in die Halle schleuderte, ihr lang nachschleppender Königsmantel, wie sie die Vorstufen des Sales hinauf stürmte, in Brand gerieth. Unbesorgt um die Gefahr warf sie kühn die lodernde Fackel und, erst als der Vorhang gefallen war, trat sie die brennende Schleppe aus. Eine echte Krimhild!

Einige Jahre darauf spielte sie bei einem abermaligen Besuch in Königsberg die Priesterin in

meinem Schauspiel „Sühne" (s. unten) und führte auch dieses Stück zum Sieg (1879)[1]).

Ich wiederhole der treuen, so vielfach und so hart im Leben geprüften Freundin hier nochmals meinen innigen Dank.

Bei dem ersten Besuch ergab sich ein Drolliges. Es war einer der allerkältesten Winter, die wir dort erlebten (1876/77); geraume Zeit über 20 Grad Reaumur: wir suchten die wärmenden Betten, den nicht warm zu bringenden Zimmern zu entrinnen, früh am Abend auf. Zwischen 2 und 3 Uhr in der Januarnacht reißt es wie rasend an der Hausglocke: „Es muß brennen im Hause," ruf' ich, sehr widerwillig aus den warmen Kissen fahrend und zur Gangthür eilend, „sonst kann kein Mensch um diese Zeit (und

---

[1]) Übrigens trefflich unterstützt von dem ausgezeichneten „Samo" des Herrn Neumann und dem ebenso hochstehenden „Sigo" des Herrn L'Allemand (der schon den Pelayo in „König Roderich" und den Giselher im Markgrafen vortrefflich gespielt hatte) und durch die „Albheid" des reich begabten Fräulein Weigel.

bei der Kälte! grolle ich frierend) einen solchen Lärm aufschlagen.“ Aber es brennt offenbar nicht. Auf der Treppe stapft es mir schwer entgegen, scheltend über den Frost und den Unsinn der Nachtbestellung: es ist der Telegraphenbote: im Pelz steckend bis über die Ohren, durch reiches Trinkgeld nur wenig beschwichtet enteilt er: ich besorge eine Todesnachricht — etwa von meinen alten Aeltern — ich reiße auf: „Es bleibt Alles wie verabredet bei'm Alten. Uebermorgen komme ich. Deine Marie Seebach.“

O Maria! — Nicht ganz ohne ein sanftes Brummwort über allzu viel frauenzimmerlichen Eifer huschte ich damals — ach nur kärglich bekleidet wie ich war! — wieder in die rettenden Federn.

Wie die alte Freundin Seebach erwiesen mir auch keine geringeren Künstler als Josef Lewinsky und Ludwig Barnay (der in Hamburg mit allerglänzendstem Erfolge meinen „König Roderich“ etwa 30 Male gespielt hatte) die Ehre und Freude, bei ihren Gastspielen am Pregel Stücke von mir zu krönen:

Barnay spielte in „Skaldenkunst", die Hauptrolle: den Skalden Swan, und Lewinsky in dem „Markgrafen" den Hagen: beide brachten darin Opfer: denn der pathetisch-idealistische Skalde liegt jenem, die auch körperlich übermenschlich zu denkende Hünengestalt des Troujers diesem fern ab, und nur aus Freundschaft für mich übernahmen sie Aufgaben, die sie sonst gewiß abgelehnt hätten. Aber sie lösten sie beide meisterhaft und es freute sie dann doch auch, auf nie betretenen Gebieten Lorber gepflückt zu haben. Freund Lewinsky [1]) und seine hochbegabte Gattin haben dann auch Balladen von mir in Königsberg, Wien und Breslau wunderschön vorgetragen.

Zu den erfreulichsten Königsberger Erinnerungen zählt ein Fest, das zu seinen Ehren veranstaltet wurde von dem wirthlichen Hause Feinberg, in welchem

[1]) Ich habe ihn zu würdigen versucht in seiner alle Manier und alle Uebertreibung und alle Mätzchen-Macherei des Virtuosenthums verschmähenden schlichten Wahrhaftigkeit als Mensch wie als Künstler. Gedichte IV. S. 504.

Vater, Mutter, zwei Töchter und ein Knabe um den Weitpreis der Schönheit stritten (s. Gedichte IV. S. 504): feine, liebenswürdige Menschen, mit denen ein Band edler Freundschaft — nicht blos in fröhlichen Stunden geflochten! — uns zusammengehalten hat auch über die Trennung von Königsberg hinaus bis heute.

Auch Ernst Possart kehrte wiederholt bei uns ein am Pregel, zuerst noch in der „Lehmhütte", wie wir die feuchten Wände der Königsstraße 22 später nannten, „im Zustande unsrer Niedrigkeit". Ich kannte ihn längst von München her, wo er, wie ich dankbar selbst geschaut, aus dem „Etzel" in meinem „Markgrafen" eine staunenswerthe, auch ethnographisch trefflich gezeichnete Charaktergestalt geschaffen und, wie ich nur von Zeugen vernahm, durch seine meisterhafte Darstellung des Herzogs Arnulf in meiner „Deutschen Treue" (1875) dieses Stück zum glänzendsten (leider nur kurzlebigen; s. unten) Erfolg verholfen hatte: ich greife aus eitel Dankbarkeit über den sonst einge-

haltenen Rahmen der Königsberger Zeit hinaus nach Breslau über, um rühmen und danken zu können, daß ich hier vor zwei Jahren dieselbe Leistung Possart's bewundernd kennen lernen durfte: nicht nur nach meinem, nach allgemeinem Urtheil war diese Rolle unter den hier gespielten ernsten und hohen Stils die ausgezeichnetste, wahrste: vielleicht, weil sie am einfachsten gespielt ward.

Wir hatten in Breslau die Freude, seinen wackern Sohn Hermann, der mehrere Halbjahre hier die Rechte studirte, viel in unsrem Hause zu sehen: eine frische, fröhliche und andere erfreuende Natur sonder Falsch. Das juristische Hochtalent in ihm habe aber nicht ich, hat Freund Schott — mein romanistischer Amts- und häufiger Prüfungsleidgenosse dahier — entdeckt in der Fülle von gesundem Menschenverstand, den freilich auch ich in diesem überhaupt „gesunden Jungen“ wahrnahm. Wie viele Freude habe ich nun nicht schon von Max Haushofer und Julius von Gosen in München (III. S. 374) angefangen durch Würzburg,

Königsberg und Breslau hindurch erlebt an tüchtigen und begabten jungen Leuten, die ich näher an mich heran ziehen durfte: es gehört zu dem Allerschönsten und der Wirkung nach Dauerndsten, was ich überhaupt zu meinen Erinnerungen zähle.

Ein hübscher Scherz knüpfte sich an das Gastspiel der reizenden Ernestine Wegner in Königsberg, die, so früh verstorben, ebenso rein wie schalkhaft war. Wir bewunderten sie in einer ihrer Glanzrollen, dem ostpreußischen Dienstmädchen (in dem Lustspiel „Doctor Klaus?“), in der sie die Mundart zum Entzücken zur Geltung brachte (die Königsberger meinten freilich, sie übertreibe: aber wir meinten das nicht!). Im Zwischenact hatte ich auf der Bühne etwas zu bestellen, da ein Stück von mir in Vorbereitung war. Ich wollte den gewohnten Weg durch ein kleines Stüblein im ersten Rang nehmen: — [wie oft bin ich durchgehuscht, riefen mich die gegen mich so warmen Königsberger „heraus!“] — aber es war versperrt. Auf wiederholtes Pochen antwortete die

Stimme offenbar einer Zofe: „Hier kann Niemand herein: denn hier zieht sich Fräulein Wegner um.“

„Ach,“ bat ich, „ich will gar nicht hinsehen. Lassen Sie mich nur geschwind durch. Verbinden Sie mir meinetwegen die Augen.“

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte eine viel lieblichere Stimme.

Ich nannte meinen Namen.

„Der sind Sie? Den lassen wir herein! Aber artig sein!“

Nun ward aufgeriegelt: ich trat ein: da stand hinter einer brusthohen spanischen Wand Ernestine, von der aber nur das Köpflein herüber ragte und unten zwei kleine Füße hervorspitzten.

Sie reichte mir über die Wand hoch oben die Hand: „So,“ sagte sie, „das war für den „Kampf um Rom“. Nun machen Sie aber nur ganz fix, daß Sie weiter kommen. Und der Rückweg führt nicht mehr hier durch.“ —

Den natürlichen Uebergang von den Künstler-

besuchen in Königsberg zu den rein menschlichen bildet Claire Hausmann, Frau Marien's (III. S. 144, 558) Schwester, also meine „Stieftante", die aber, erheblich jünger als ich, mir nie den Eindruck der Ehrwürdigkeit zu machen vermochte: dazu war sie schon viel zu liebenswürdig. Diese hochbegabte und unermüdlich fleißige Künstlerin hat nur kurze Zeit die günstigen Stellungen gefunden, die sie so reichlich verdiente: Kränklichkeit und jenes Gewirre von unverdientem, aber immer wiederkehrendem Unglück, das man „Pech" nennt, veranlaßten sie, früh von der Bühne zu scheiden. Aber in dem Jahre, da sie dem Königsberger Theater angehörte, war sie dessen werthvollster Schmuck, und ich habe ihr ganz besonders zu danken für die köstliche Gestalt, die sie aus meiner „Friederike von Friesen" im „Kurier nach Paris" (s. unten) geschaffen hat: der schöne Erfolg des Lustspiels war vor Allem ihr Verdienst. Doch auch außerhalb des Theaters haben wir und haben unsere vielen Freunde zu Königsberg gar oft im „thulitischen Nebel" Erheiterung

und Scherz gefunden an dem Humor dieses tapferen sprudelnden Geschöpfes, auf dessen oft dornigen Pfaden mir z. B. der Humor längst vergangen wäre.

Nur sehr, sehr wenige waren es — im Ganzen in 16 Jahren fünf! — von unsern Freunden im Südwesten, die, den weiten Weg nach der Pregelstadt nicht scheuend, sich zu uns wagten: Dr. Toeche[1]), dann kam Gareis aus Gießen als Reichsbote im Jahre 1878 (?) bei gräulichem Novemberwetter: so daß er von ganz Königsberg bei seinem kurzen Verweilen nicht viel mehr als Freund Zorn's[2]) und unsere Wohnung erschaute; wenig ahnte er, während er über diesen Fimbulwinter und die grund- und furtlosen „Schneewasser-Canäle“ (d. h. Straßen) der kategorischen Stadt staunte und schalt, daß er einige Jahre später als mein Nachfolger dort einziehen sollte, sich selbst und den Königsbergern zu hoher wechselseitiger Befriedigung. (S. unten den Schluß des Bandes.)

---

1) Oben S. 29. Balladen und Lieder S. 308. Gedichte IV. S. 214, 497, 534.

2) Oben S. 129.

Sonst kamen zum Besuch vom Süden her nur noch Frau Rath Anna von Doß (oben S. 25, 90), die allzeit getreue, und deren Eidam und Tochter, Freund Ludwig und Frau Chridy Mayer aus Mannheim (IV. 1, S. 206).

Eine eigenartige Erscheinung war der Philosoph Bahnsen, der plötzlich einmal zu einem Pfingstbesuch auftauchte, aus einer kleinen pommerschen Stadt (Stolp?), in der er — höchlich gegen seinen Willen! — Gymnasiallehrer war. Die Weltanschauung in meinen Dichtungen, — zumal „Odhins Trost“ — hatte ihn zuerst angezogen: dann hatte er auch meine philosophischen Schriften durchgearbeitet und glaubte nun, mich zu seinen pessimistischen Anschauungen — von meinen tragischen hinweg — herüberziehen zu können. Daß ihm dies nicht im Mindesten gelang, regte ihn hitzig auf. Doch schieden wir in gutem Einvernehmen; er starb früh: ungewöhnliche Begabung eignete ihm, allein diese ruh- und rast- und friedlose unharmonische Natur war nicht glücklich angelegt.

XII.

Richten wir nun aber den Blick von den so zahlreichen Einzelerscheinungen, die von jenem Septembermorgen 1872 (oben S. 34) an gar bald den Ankömmling umdrängten, auf den Gesammtverband, in den er eintrat.

Es ist hohe Zeit: denn, um es kurz zu sagen: was dem Fremden den unvergleichbar stärksten Eindruck machte, da im fernen Nordosten, das waren nicht die Einzelnen, das war auch nicht die so ungewohnte Natur des Himmels und der Landschaft, ja nicht einmal das majestätische Meer[1]): — das war der preußische Stat.

Wir sahen: bis zu den Jahren 1864, 1866, 1870

---

[1]) Balladen und Lieder S. 256—258.

hatte ich mich in Baiern um das politische Leben nur sehr wenig gekümmert (IV. 1, S. 120, 123), aus Gründen, die in mir lagen; aber auch wohl zum Theil deßhalb, weil das Leben dieses States — abgesehen von den Kämpfen gegen den Ultramontanismus — mich nicht sehr lebhaft anzog: begeistert war ich auch nicht für die Partei, der ich — unter Pözl's und Edel's Führung — zugehörte: der großdeutschen und gemäßigt (allerdings recht gemäßigt!) liberalen: nur die Gegnerschaft wider die „Schwarzen" einerseits, die „Gothaer" (v. Sybel, Bluntschli, Brater) andrerseits, vorübergehend auch gegen unconstitutionelle Anläufe (Ministerium Graf Reigersberg, III. S. 74) hielt mich — abgesehen von der hohen persönlichen Verehrung für meinen Lehrer Pözl und die andern Säulen der Dienstagsgesellschaft (IV. S. 122) — unter jenen Fahnen.

Schon vor 1870 hatte ich — wie Pözl selbst und alle Nicht-Schwarzen und Nicht-Ultra-Blauweißen — in das Bismarck'sche Lager abgeschwenkt: ja, seit

1867 schon waren die Geschehnisse in Berlin unter Bismarck's genialer Leitung viel wichtiger — fast auch für Baiern — als die Stürme in dem kleinen Glase Wasser (oder Bier) zu München. Und wir sahen (oben S. 6 f.), wie nach der Rückkehr aus Frankreich und nach dem Frieden von Frankfurt die Leitung des Reiches und Preußens durch Bismarck mich auf das Eindringlichste beschäftigte.

Nun ward ich plötzlich selbst in diesen führenden preußischen Stat versetzt, dessen Verfassungsrecht wie das des Reiches ich auf das Eifrigste zu erforschen, bald zu lehren hatte; (oben S. 45).

So ergriff mich denn das Statliche mit aller Macht.

Und in welchem Augenblick gerade trat ich in das Leben dieses States!

Es galt, die kaum fertig gestellte Verfassung des Reiches auszubauen, die zahlreichen in ihrem Artikel 4 in Aussicht gestellten Gesetze vorzubereiten, wobei die alten Parteien und neu erwachsene sich bekämpften. Was wogte damals doch durch das deutsche Volk,

durch den jungen Reichstag für eine Hochfluth schaffensfreudigen Lebens — wie anders heute[1])!

Unter diesen Parteien tauchte aber als eine neue, starke das Centrum auf, das sofort von dem jungen Kaiserreich das Unmögliche verlangte: die Herstellung des Kirchenstats durch Krieg mit Italien und nach Ablehnung dieser unsinnigen Forderung jenem Reich und dem führenden Preußen seinerseits den Krieg erklärte, der, schlecht verhüllt durch vorübergehende — äußerliche — Waffenruhe, innerlich mit den bekannten Waffen ununterbrochen fortgeführt wird bis heute[2]):

---

[1]) Heute, 6. December 1894, da die Einweihung des neuen Reichstagsgebäudes in nüchternster, begeisterungsbarer Geschäftsmäßigkeit in einer farblosen Rede abgethan und gleich die erste Sitzung des Hauses durch frechste socialdemokratische Rüpelhaftigkeit geschändet wird: die Herren verweigern dem deutschen Kaiser den Hochruf und der jüdische Socialdemokrat Herr Singer rechtfertigt das mit der Rede des Kaisers, nach der die Soldaten auch auf Aufrührer schießen müssen: als ob Mißvergnügen über Reden des Kaisers ein Grund sei, seine verfassungsmäßige Stellung im Reiche zu verleugnen!

[2]) Ganz buchstäblich: soeben wird der Antrag auf Wiederzulassung der Jesuiten erneuert „und der Bundesrath um die Gründe seiner Ablehnung befragt“: — etwas ganz neues! Hoffentlich erfolgt die richtige Antwort d. h. Schweigen.

denn auch die Fülle der im Kulturkampf erfochtenen Siege befriedigt die Sieger nicht: „die Kirche ist nicht frei, wenn sie nicht herrscht,“ sagt Sindred, Bischof von Toledo.

So begann denn gerade mit meinem Eintritt in den preußischen Stat jener sogenannte „Culturkampf,“ der so viele Jahre hindurch mir deutlich vor Augen stellen sollte, was das Wort bedeutet: in Preußen wird „regiert“ — gut oder schlecht, aber „regiert“ ward damals: und man spürte überall das scharfe, „schneidige“ Eingreifen dieser gewaltigen, zwar nicht tadelfrei, aber großartig arbeitenden Maschine.

Davon hatte man — oder wenigstens ich — im lieben Baiernland nichts vermerkt.

Aber — glücklicherweise! — nicht nur im Culturkampf, — auch auf allen andern Gebieten des States, in Verwaltung und Gesetzgebung und Verhältniß zu den politischen Parteien, zu den wirthschaftlichen Forderungen, „war immer was los“ in diesem Preußen: jeder Tag, jede Zeitung (die ich freilich jetzt auch mit

viel regerem Eifer verfolgte als weiland an Isar und Main) brachte eine Frage, eine Aufgabe, zu der man Stellung nehmen mußte, zu der auch die Regierung, die Parteien Stellung nahmen.

Das preußische Statsleben machte mir also allerstärksten Eindruck: es zog unwiderstehlich meine Gedanken, meine Begeisterung, meine Liebe und meinen Haß — und meine bange Sorge! — in sein Getriebe, es machte mich aus einem bisher nur nationalen, patriotischen Wesen, zu einem *ζῶον πολιτικόν*, das sich jeden Morgen und Abend heißgierig auf die Zeitung stürzte: — nicht wahrlich, um irgend selbst ehrgeizige Ziele auf politischem Boden zu verfolgen oder um irgend als praktischer Politiker hervor zu treten, nein, aus innerster sittlicher und geistiger Nothwendigkeit.

Denn war mir längst klar:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk“[1])

---

[1]) Deutsche Treue II. Aufzug 4. Auftritt. S. oben S. 205.

so hatte mich doch erst Bismarcks großes Werk und sein ganzes Wesen gelehrt, daß es mit diesem Volk allein nicht gethan ist, daß das Volk ohne Stat eine dem Fremden preisgegebene schutzlose Masse ist, daß man also mit gleichem Rechte sagen kann:

„Das höchste Gut des Volkes ist sein Stat."

Und diesem State dienen, in ihm aufgehen, heißt eben der nothwendigen Form und der alleinigen Sicherung des Volksthums dienen; nicht nur in Liedern und Reden und Schützen- und Turnerfesten, nicht blos in Augenblicken begeisterter Wallung, da dieser Dienst ein Genuß ist, nein, Tag für Tag, in trockner, oft prosaischer Arbeit, im Sichherumschlagen mit Gegnern, in deren dumpfe Niederungen der Gesinnung man nicht ohne Selbstüberwindung zum Kampfe herabsteigt: — das ist wahre Volks- und Vaterlandsliebe.

Welche Thorheit daher, und welche Trägheit zugleich liegt in dem Vorwurf: „So! Nun haben wir das vielersehnte Reich und nun ist doch noch immer

nicht Alles erreicht." Als ob nicht jeder Tag jedem State neue Aufgaben stellte.

So lebte und webte ich denn von dem Eintreffen in Königsberg an bis heute in den Kämpfen, den Siegen und ach! den schweren Niederlagen dieses preußischen States und des Reichs, ohne jedes Hervortreten in die Oeffentlichkeit: die Aufstellung als nationalliberaler Candidat in einem mitteldeutschen Wahlkreis lehnte ich ab: nur gegen das Schulgesetz des Grafen Zedlitz habe ich mich (ziemlich lebhaft) geäußert [1]) und meine unaussprechlichen, aus Wuth und Weh gemischten Empfindungen bei dem Sturze Bismarck's deutlich bis dicht an die Gränze des Möglichen hin zu erkennen gegeben [2]): die verantwortlichen Räthe der Krone haben dieses Nationalunglück

[1]) Flugschrift von 1891, Breslau, Schottländer.

[2]) Vgl. Rede zu Bismarcks Geburtstag, gehalten zu Frankfurt am Main und zu Mannheim 1. und 2. April 1892, Breitkopf und Härtel, Leipzig 1892, Moltke als Erzieher, Breslau 1891, Schottländers Verlag; Festschrift zu Bismarcks 80. Geburtstag 1. April 1895; ebenda 1895.

vor dem deutschen Volke zu .. nun, eben zu „verantworten“. Man muß ja schamroth werden, muß man den deutschen Knaben erzählen, wie nicht nur Miltiades und Themistokles und Armin, wie auch Bismarck gedankt worden ist, ihm, der sein Volk aus schmachvoller Ohnmacht errettet und aus dem Preußenkönig von 1863 — der kaum als Herrscher einer Großmacht galt — den deutschen Kaiser gemacht hat.

Dabei vollzog sich nun aber allmälig und mir selbst ganz unbewußt in mir eine erhebliche Verschiebung nach Rechts.

Ich war nach Preußen gekommen in der politischen Stellung, die etwa dem damaligen alleräußersten linken Flügel der Nationalliberalen entsprach: in den letzten Jahren zu Würzburg waren mir meine bisherigen Führer, — von Pözl, Lauck und Andere (oben S. 239) — allzuweit rechts gerückt oder stehen geblieben, seit die Partei das reactionäre Ministerium Reigersberg (III. S. 74) gestürzt hatte und selbst

Regierungspartei geworden war: — das soll ja öfter vorkommen in der Welt. Ich dagegen war weiter links gezogen. Nun traf ich aber in Preußen meinen Helden Bismarck tagtäglich im erbittertsten Kampfe mit der Fortschrittspartei, die von 1864 an jedem seiner Schritte den Knüppel ihres Nein in den Weg geworfen hatte: — hat sie doch „unentwegt, voll und ganz" gegen Alles gestimmt, was uns Stufe für Stufe von dem Elend von 1863 zu dem Frankfurter Frieden von 1871 getragen hatte: — das allein schon mußte mich weit ab von ihrer Seite nach rechts drängen.

Dazu kam nun aber die Form, in der die Herren gerade auch in Ostpreußen („Jung-Litthauen") diesen Kampf zu führen für geschmackvoll erachteten. Es ist vielleicht das romanische Blut in mir, das gegen Rohheit der Form, gegen klobige Rüpelhaftigkeit empfindlicher ist, als rein teutonisches Geäder. Mich empörte, mich erfüllte mit leiblichem Ekel nicht nur die mir schon von früher her bekannte Redeweise

mancher der Herren Nörgler und Thersiten im fernen Berlin, — ebenso, was ich nun aus nächster Nähe täglich in Königsberg zu hören und in der Hartungschen Zeitung[1] sowie den anderen Fortschrittsblättern an Rohheiten gegen den weltgeschichtlichen Mann zu lesen bekam. Und dabei neben der Wüstheit der Form diese bettelhafte Armuth, diese trostlose Gedankenöde des Inhalts, immer wieder die alten abgedroschenen doctrinären Redensarten von 1847, diese Reiterei auf den dürrsten Steckenpferden: z. B. die blödsinnige Verwerfung aller Ausnahmegesetze: „extraordinaria mala extraordinaria poscunt remedia“, — außerordentliche Gefahren heischen außerordenliche Abwehr — dieses Abc der Gesetzgebung ist jenen alten Abc-Schützen unverständlich. Diese Herren und ihre Manieren — der Unflath von Anarchisten, Nihilisten und Ultra-Socialdemokraten war damals noch nicht

[1]) Ausdrücklich bemerke ich: später, seit Ferdinand Michels, ein gebildeter Rheinländer, deren Leitung übernahm, verschwanden jene Rohheiten und ward die Sprache anständig.

auf der Welt — haben mich allmälig aus meiner ursprünglichen Stellung von 1872 ab glücklich immer weiter nach rechts geschoben, so daß ich jetzt an der Gränzscheide zwischen Nationalliberalen und Freiconservativen angelangt bin (aber weiter nach rechts gehe ich nun gewiß nicht mehr, mein lieber Graf von ....=......!).

Stieß mich nun jener Widerspruchgeist, die Verranntheit und die Rohheit auf der (damals!) äußersten Linken ab, so war ich doch sehr, sehr weit entfernt davon, alle Schritte Bismarcks in der inneren Politik, alle seine Mittel hierin, ja auch nur alle seine Zwecke hiebei zu billigen: es ward früher angeführt, daß ich manche seiner Maßregeln und seiner statsrechtlichen Aufstellungen (z. B. daß der Zollverein neben der Reichsverfassung fortbestehe, daß die 22 Fürsten und 3 Städte des Reichs das Reich durch Vertrag — allein — aufheben könnten, wie sie es — allein — d. h. ohne Reichstag — gegründet hatten, um dann ein neues mit einer

anderen Verfassung zu schaffen und dergleichen mehr) auf das Schärfste bestritt und zwar wie im Gespräch so vom Lehrstuhl herab: ich war also nichts weniger als „gouvernemental" und gegen die Weise, wie Herr von Puttkamer durch Schlieckmann die Wahlen betreiben ließ (oben S. 165), sprach ich mich diesem Oberpräsidenten selbst gegenüber auf das Deutlichste aus.

Ganz besonders schwer ward mir nun aber durch zahlreiche und schlimme Fehler der Regierung meine Stellung in dem sogenannten Culturkampfe gemacht.

Es ist überflüssig, zu sagen, daß ich, ein leidenschaftlicher „Ghibelline", der schon mit 18 Jahren für die Freiheit der Wissenschaft gegen Uebergriffe der Ultramontanen seine erste Lanze gebrochen, der von je in dem Sieg der jesuitischen Gegenreformation in Baiern und Oesterreich die Ursache schwerster Schädigung des bajuvarischen Stammes erblickt hatte, mit freudiger Begeisterung es begrüßt haben würde, hätten der neu errichtete deutsche Stat und sein mächtigster

Träger, dies Preußen, dessen stolzes Statsleben mir soeben den gewaltigsten Eindruck machte (oben S. 238 f.), in einem großen Kampf grundsätzlich die Uebergriffe der (von den Jesuiten beherrschten) römischen Kirche überwunden, in später Rache für die Hohenstaufen, die in dem um drei Jahrhunderte verfrühten Ringen nach dem gleichen Ziel tragisch untergehen mußten. Das wäre ein Sieg des deutschen Geistes, des deutschen States nicht nur, nein, ein Sieg des Statsgedankens an sich von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung geworden, noch viel großartiger als Sedan: denn Frankreich ist wiederholt besiegt worden, der Ultramontanismus — auf die Dauer und grundsätzlich — noch nie.

Also auf welcher Seite meine Wünsche standen, das war klar.

Aber freilich: von Anfang an war mir sehr, sehr bang um den Ausgang: ich glaubte, die großartige Macht der katholischen Kirche aus der Geschichte und zumal aus einem 38jährigen Leben in Baiern

— in München und in Würzburg! — genauer zu kennen als die preußischen Protestanten im Ministerium, die diesen Kampf zu leiten hatten: — Verlauf und Ausgang haben mir nur zu sehr recht gegeben.

War es überhaupt nothwendig, diesen furchtbaren Kampf zu beginnen?

Ich beschied mich, das nicht beurtheilen zu können, vertraute aber hierin unbedenklich dem Fürsten Bismarck, von dem ein nicht voll begründetes Vorgehen um so weniger zu befürchten war, als er ja zwei Jahre zuvor die Anregung des baierischen Ministerpräsidenten, unseres heutigen (geschrieben 9. Decbr. 1894: wer weiß wie lange noch?) Reichskanzlers, des Fürsten Hohenlohe, zu gemeinsamen Schritten gegenüber dem herandrohenden Unfehlbarkeitslehrsatz abgelehnt hatte: griff er nun zu den Waffen, mußte es wohl nothwendig sein.

Ueber die Gründe und die Ziele seines damaligen Vorschreitens hat mich Fürst Bismarck selbst belehrt, in dem nur durch eine Ruhestunde unterbrochenen

9stündigen Gespräch, durch das er mich am 20. April 1892 zu Friedrichsruhe ehrte.

„Drei Ziele hatte ich," sagte er, „die Aufhebung der besonderen katholischen Abtheilung im Cultusministerium, die Zurückgewinnung der statlichen Aufsicht über die Schule, die Friedrich Wilhelm IV. der Kirche überlassen und — die Hauptsache — die Bekämpfung des mit dem Ultramontanismus verbündeten Polenthums: dies Bündniß, das gleich im ersten Reichstag des neuen Reiches hervortrat, bedrohte Preußen und das Reich in seinen Grundlagen. Die ersten Zwecke waren bald erreicht, der dritte konnte je nach Umständen eifriger oder minder eifrig angestrebt, aufgegeben kann er ohne Schädigung des Reiches nicht werden, so lang jenes Bündniß besteht.

Uebrigens erkrankte ich bald nach Ausbruch des Streites so schwer und auf so lange Zeit, daß ich, fern von allen Geschäften, zu Varzin lag und mich um die zahlreichen juristischen Waffen, Mittel und

Werkzeuge nicht kümmern konnte, die nach und nach behufs dieses Kampfes geschmiedet wurden."

Damit lehnte er die Verantwortung für so Manches ab, was ich als schwere Fehler ansehe.

Damals nun aber, schon im Herbste 1872 und in jedem folgenden Jahr bis 1878, verfehlte ich nicht in Berlin — kam ich doch jedes Jahr zweimal durch — recht einflußreichen Männern, die bei jener Waffenschmiede mit Hammer und Zange auf dem Amboß am Eifrigsten zu hantieren hatten, meine Bedenken, meine dringenden Warnungen vor manchen der vorbereiteten — und dann ausgeführten — Schritte an's Herz zu legen.

Schon im Juni 1872 hatte ich Minister Falk selbst über die altkatholische Bewegung in Baiern eingehende Mittheilungen gemacht (oben S. 17) und ihn von dem Glauben abzubringen versucht, daß diese Gruppe jemals in Baiern, in ganz Deutschland eine erhebliche Zahl von Gliedern zählen werde. Ich berichtete ihm das wahrhaft rührende Erlebniß mit

dem frommen und charaktertüchtigen Greis, dem Hofrath Albrecht (IV. 1. S. 27): dasselbe war geradezu vorbildlich: gewiß waren die Führer im höchsten Grad achtungswerthe Männer (fehlte auch Döllinger zu einem Reformator in der Weise Luthers alles Wesentlichste!): aber diese Officiere konnten niemals starke Mannschaften um sich sammeln. Warum? Die treffend sogenannten „Auch-Katholiken“, d. h. jene vielen Millionen, die, zufällig katholisch getauft, katholisch geblieben sind, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Bequemlichkeit, aus Gleichgültigkeit gegen alle Religion und alle Philosophie (wie es ganz ebenso „Auch-Protestanten“ giebt), fuhren in gleicher Theilnahmlosigkeit fort, römische Katholiken zu heißen, ohne sich um den neuen Lehrsatz irgend zu kümmern.

Die noch zahlreicheren Millionen von gläubigen und frommen Katholiken, die von Kindesbeinen an gewohnt waren, ihren Geistlichen in allen Stücken — nicht nur in kirchlichen, in diesen aber zumeist

und ohne den Gedanken, daß es irgend anders sein könnte — blindlings vertrauten und folgten, vertrauten und folgten ihnen mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes auch jetzt, da der Geistliche nicht etwa sie aufforderte, den neuen Lehrsatz anzunehmen — das war ganz überflüssig! — nur ihnen mittheilte, was der heilige Vater zu Rom (— des Concils ward kaum erwähnt! —) beschlossen und verkündet habe, ganz wie wenn er etwa für den Gottesdienst irgend eine kleine Aenderung vorgeschrieben hätte.

Wie konnte es anders sein? Und auch die weiteren Millionen, denen vielleicht ein leises Staunen über die Neuerung erwachte, mußten sich doch sehr bald sagen: „wenn du, von Kindheit an, von jeher so viele die Vernunft übersteigende Dinge geglaubt, ja noch vor wenigen Jahren den neuen Lehrsatz angenommen hast, daß die Jungfrau Maria selbst auch schon ohne Sünde empfangen ist — nicht blos selbstverständlich ohne Sünde Christus empfangen

hat — warum sollst du nicht auch den neuesten Lehrsatz glauben?" In der That: ist es dem heiligen Geiste möglich 50 auf einem Concil versammelte Männer mirakelhaft zu erfüllen, so ist es ihm doch 50mal leichter, dies an Einem Manne zu leisten. Auch muß man sagen, daß in jenem Lehrsatz die ganze großartige Entwickelung der katholischen Kirche ihren folgestrengen, krönenden Abschluß findet: ob diese Entwickelung der Menschheit, ja auch dem Christenthum selbst zum Segen gedieh, — das ist eine andere Frage. Hat doch ein so geistvoller, gelehrter und dabei zugleich so tief fromm christlicher Mann wie Rudolf Sohm in einem genialen Werke (ein Buch von beneidenswerth kühnem Schwung des Idealismus!) das ganze Kirchen recht als dem Wesen des Christenthums widerstreitend bezeichnet. Am Wenigsten schwer wog was im Janus Döllinger, Huber und Friedrich gegen die Freiheit des Concils vorbrachten. Es ist richtig, die Fieber und die Hitze des Sommers am Tiber sind lästig und die Geschäftsordnung des

Concils war der freien Erörterung wenig günstig: genügen aber solche Dinge, eine Versammlung von Trägern der Kirche „unfrei“ zu machen, so hat es in aller Kirchengeschichte kaum ein freies Concil gegeben!

Man hat viel davon geredet, daß die Verkündung der neuen Lehre und die französische Kriegserklärung auf Einen Tag fielen. Ach so plump treiben's die Jesuiten nicht, dergleichen absichtlich zu veranstalten! Das war Zufall: haben auch die Jesuiten die Kaiserin Eugenie zu ihrem kleinen Lieblingskrieg („ma petite guerre à moi“) gehetzt, — der Krieg ward von dem widerstrebenden Kaiser als ein höchst bedenkliches Mittel, das wankende „Prestige“ in Frankreich und Europa herzustellen, ergriffen.

Was nun den Lehrsatz selbst anlangt, so steckt das für die Staten Gefährliche — wie Fürst Hohenlohe richtig erkannt hatte — in der unfehlbaren Entscheidung nicht blos „de fide“, auch „de moribus“. Alles mögliche kann man in die „Mores“ legen, die der Pabst den Stat lehren will: insbesondere

auch das Verhältniß der Kirche zum State selbst: jene Lehre Gregors VII. und Bonifatius VIII. von der höchsten, auch weltlichen Gewalt des Pabstes auf Erden, von seinem Recht, Könige ab- und ein-zusetzen, Unterthanen vom Eid der Treue zu entbinden, statliche Gesetze für nichtig zu erklären (s. unten, 1875): kurz, die volle weltliche Souverainität des Pabstes über den ganzen Erdkreis ist nie zurückgenommen worden — vermuthlich gelten auch diese „Mores" als de cathedra verkündet, also unfehlbar! — Zur Zeit macht Rom von diesen in seiner gewaltigen Rüstkammer liegenden Waffen keinen Gebrauch — nur 1875 hat Pio Nono wieder einmal das Schwert der Nichtigerklärung geschwungen: — gegebnen Falles jedoch wird man sie hervorholen.

In Berlin nun aber glaubte man, der Altkatholicismus werde eine große, von Rom gelöste deutsche (katholische) Nationalkirche werden: ich warnte umsonst.

In den folgenden Jahren mahnte ich: „setzt keine

Bischöfe ab, denn sie bleiben den Katholiken Bischöfe: — hier geht die Kirchenverfassung in das Dogma über — setzt keine Statspfarrer ein, denn sie werden den Katholiken nicht Pfarrer: (zumal vor jener „urchristlich" gedachten Wahl durch die Gemeinde im Gesetz vom 20. Mai 1875 warnte ich) vermeidet die häßlichen, kleinlichen, erbitternden Geldstrafen und Pfändungen: — muß durchaus gestraft werden, so vermeidet auch die Gefängnißstrafen — timeo martyres! — und greift lieber zur Entziehung der Statsangehörigkeit und dann zur Ausweisung: (das geschah dann in dem Gesetz vom 4. Mai 1874).

Ferner warnte ich, gestützt auf die Geschichte des Mittelalters, eindringlich vor dem Wahne, der Pabst, der ja nachgeben könne, werde nachgeben, um der Verwaisung der Katholiken, dem Mangel an Seelsorgern abzuhelfen, wenn nun viele Bischöfe und andre Geistliche vom Stat abgesetzt und nicht ersetzt sein würden! Wie schlecht kannte man bei solcher Annahme die großartige Härte und steinerne Unerbittlichkeit,

die grandiose Rücksichtslosigkeit des Felsens Petri! Als ob nicht im Mittelalter, um den Widerstand eines Fürsten zu brechen, das Interdict unbegränzte Zeit hindurch auf ganze Länder und Reiche und Hunderttausende von Katholiken gelegt worden wäre, denen damit die Spendung aller Sacramente entzogen ward.

Aber Alles, was ich zu vermeiden bat, geschah; und noch gar Manches andere Verfehlte.

Ich gerieth nun in eine wahrhaft tragische Lage!

Meine heißesten Wünsche galten dem Sieg des States, ich sah aber nicht nur die Niederlage voraus, — ich war ja auch durch mein Amt gezwungen, all' die neuen Gesetze vorzutragen: und mich der Beurtheilung zu enthalten, — das brachte meine Lebhaftigkeit, meine Erregung, meine ganze Eigenart nicht fertig. So mußte ich denn — schweren Herzens! — tadeln, wo ich so viel lieber gelobt hätte. Mit gewaltigster Aufregung hielt ich damals sechs Jahre lang die beiden statsrechtlichen Vorlesungen vor einer dicht gedrängten

Menge: denn außer meinen Juristen füllten (protestantische) Theologen, andere Studenten, dann zahlreiche Nichtstudenten, auch Katholiken, — wie ja auch manche Studenten, obzwar nicht Viele, katholisch waren — in jenen Stunden die Bänke des weiten Sales XVI. bis auf den letzten Platz! Mir ward der Kopf oft so heiß, daß ich fürchtete, der Schlag werde mich treffen. Welche Aufregung, kam so ein neues Gesetz und ich mußte es wieder beklagen! Welche Widerstreite, welche Gewissenspein auf dem Lehrstuhl, welche Abwägung der Ausdrücke, um einerseits dem geliebten Stat ja nicht den leisesten Vorwurf unbegründet zu machen, andrerseits die Katholiken nicht in ihrem berechtigten Gefühl zu verletzen. Gerade weil meine Liebe dem State galt, nahm ich es besonders gerecht mit dem Rechte der Kirche. Dieser Eifer nach Gerechtigkeit blieb nicht unbelohnt: der würdige Probst Dinder, der durch meine katholischen Studenten recht regelmäßig unterrichtet ward von Allem, was ich vortrug, drückte mir wiederholt, auf der Straße an mich

herantretend, die Hand. (Aber freilich nicht lange!) Und dabei stand ich zugleich sehr nahe dem alten Horn (oben S. 163), der, in schroff dramatischer Zuspitzung des Streites, zuletzt gegen die Verwahrung eben dieses Mannes, mit Gewalt vom Schlosser die Thüre der katholischen Kirche erbrechen lassen mußte, deren Schlüssel Dinder nicht herausgab, da er nicht den Altkatholiken die Mitbenutzung verstatten wollte. Als die Thür erbrochen und der altkatholische Gottesdienst gehalten war, da erklärten die Katholiken, in dem „entweihten“ Raum nicht mehr Gottesdienst halten zu können, was übrigens auch vom kanonischen Standpunkt aus durchaus nicht begründet war.

Da machte es mir denn — wohl begreiflich! — eine Art grimmer Freude, gingen in dem nun immer heftiger entbrennenden Streite hin und wieder auch die Katholiken, vorab in ihrer zügellosen Presse, dann auf der Kanzel, in Versammlungen, im Reichstag und in der preußischen Volksvertretung zu weit.

Ich suchte, verfehlte Gesetze gerecht zu beurtheilen, zu verurtheilen, aber abgesehen hiervon ward ich nun ein recht lauter Rufer im Streite gegen jene Uebergriffe. Damals ward der schon 1869—71 geplante (IV. 1. S. 104) „König Roderich" vollendet und es versteht sich, daß die heiße Leidenschaft jener Tage sich lodernd darin ergoß, wie denn ja gewiß auch der ganz unerhörte Erfolg des Stückes (s. unten), das in Königsberg, Berlin, Hamburg allein je über 30mal hinter einander gegeben wurde, wesentlich durch die Stimmung jener Tage getragen wurde.

Nun aber geschah ein Schritt in Rom, der mich auf das Aeußerste empörte. Eine päbstliche Encyclica vom 5. Februar 1875 erklärte die preußischen Kirchengesetze der zwei Vorjahre geradezu für nichtig!

„Denuntiantes omnibus ad quos ea res pertinet et universo catholico orbi, leges illas iritas esse." Das war ganz der Standpunkt von Gregor VII. und Bonifaz VIII., mit

welchem kein Statsbegriff vereinbar ist. Wohl verstanden: schalt der Pabst jene Gesetze ruchlos, gottlos, frevelhaft (pravas, impias, scelestas), so war nichts dagegen einzuwenden: das war sein Recht, denn sie waren zum Theil wirklich mit den kirchlichen Lehren unvereinbar und an die ... nun sagen wir: lebhafte Sprache Roms haben uns die vielen Hundert Flüche seit dem XI. Jahrhundert gewöhnt: auch das war sein Recht, die Katholiken aufzufordern, jenen (einzelnen) Gesetzen passiven Widerstand zu leisten und das Martyrium auf sich zu nehmen, das die Nichtbefolgung von Statsgesetzen zur Folge haben müsse: — wie weiland die ersten Christen.

Aber niemals haben die ersten Christen gewagt, formal gültig ergangene Gesetze für n i c h t i g, für r e c h t s u n w i r k s a m zu erklären: sie erkannten sie als Gesetze an, gingen aber freudig in den Tod, weil sie das — gültige — Rechts-Gesetz für unsittlich, glaubenswidrig ansahen: sie bestritten auch nicht dem Stat sein gesetzliches Recht, den Ungehorsam zu strafen.

Hier aber wagte ein auswärtiger Prälat, zweifellos gültig ergangene preußische Gesetze für ungültig zu erklären; — das ist die alte Lehre von der über aller Statsgewalt stehenden Macht des Nachfolgers Sanct Peters, zu binden und zu lösen, von der auch weltlichen Ueberordnung des päbstlichen Stuhles über alle Statsgewalt.

Danach war es noch als schonende Milde dem heiligen Vater zu danken, machte er nicht von dem ihm eben so unbezweifelt zustehenden Rechte Gebrauch, wie ähnlich Gregor VII., Innocenz III., Alexander III., Bonifaz VIII., die Unterthanen des Königs von Preußen vom Eide der Treue zu entbinden und ihn des Throns zu entsetzen, wie jene Päbste deutschen Königen und römischen Kaisern gethan.

Die Steigerung solcher Ueberhebung sollte aber noch kommen.

Der Pabst ist schließlich nicht Unterthan des Königs von Preußen und die großartige Geschichte des Pabstthums, seine Stellung als Haupt der über=

nationalen katholischen Kirche erklärt Vieles: aber auch ein preußischer Unterthan wiederholte jene Worte des Pabstes, jene Gesetze nicht nur rechtlos und unsittlich, nein: nichtig nennend: es war der Abgeordnete Windthorst in öffentlicher Sitzung des Abgeordnetenhauses.

Solche Dinge erhitzten nun auch mich gewaltig: in der von Scherenberg herausgegebenen Sammlung von Gedichten „Gegen Rom" fehlte meine Stimme nicht.

Gleichwohl würde ich die Beilegung der grimmen Fehde mit ungemischter Freude begrüßt haben, hätten sich die Zurücknahmen des States auf das nach meiner Meinung Unberechtigte in seinen Gesetzen beschränkt; daß aber der Stat der Hohenzollern in allen Stücken, auch wo seine Forderungen vollberechtigt waren, zurückwich, so daß die Niederlage des Statsgedankens eine so vollständige ward, wie in dem Wormser Concordat von 1122, — das bleibt auf das Tiefste zu beklagen.

Die Gründe der plötzlichen und unbegränzten Nachgiebigkeit entziehen sich der Erörterung.

Der „Culturkampf“ (ein recht ungeschickter Name! Als ob die katholische Kirche nicht auch „Cultur“ bedeute) hat meine Zeit und Kraft so lang beschäftigt, meinen Namen so vielfach in der Leute Mund gebracht, daß es mir feig erschiene, wollte ich mit meinem Urtheil über die einzelnen Zwecke und die einzelnen gewählten gesetzlichen Mittel des States hinter dem Berge halten.

Gewiß war Bismarck im besten Recht, als er, in Verfolgung der von ihm selbst mir mitgetheilten Ziele, die unter dem romantischen König Friedrich Wilhelm IV. ohne jede Noth der Kirche eingeräumten wichtigen Stellungen wieder zu entziehen trachtete, wozu theilweise bloße Verordnungen genügten (Cabinetsordre vom 8. Juli 1871 betreffend die Aufhebung der besonderen katholischen Abtheilung im Cultusministerium, Gesetz vom 11. März 1872 betreffend die Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungs-Wesens).

Daß man ferner nicht Ausländern, nur Deutschen, die eine wissenschaftliche Vorbildung im Sinne deutscher Wissenschaft genossen, geistliche Aemter anvertrauen wollte (Gesetz vom 11. Mai 1873), daß man die jungen Theologen, wie künftige Gymnasiallehrer, Aerzte, Anwälte, nicht in Knaben-Seminarien und Convicten erziehen, sondern — wie ihre weltlichen Studiengenossen und mit diesen zusammen — nicht in klosterhafter Absperrung von deutschem Jugendleben heranbilden, daher geistliche Vorbildungsanstalten wenigstens statlich beaufsichtigen wollte, war löblich: bei dem Einspruch gegen die Anstellung in dem Gesetz über die kirchliche Disciplinargewalt und die Errichtung des (so tödtlich gehaßten) königlichen Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten (Gesetz vom 11. Mai 1873) sind aber Härten und Fehler nicht vermieden worden [1]).

[1]) Geradezu drollig wirkte § 5 des Gesetzes, wonach die Vollstreckung der Freiheitsstrafe aufhören mußte, wenn der Häftling erklärte, nun habe er genug!

Die Aenderung und Aufhebung der Art. 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde (Gesetz vom 5. April 1873 und vom 18. Juni 1875) war eine (übrigens überflüssige) Beseitigung des (unbegründeten) Einwands, jene Gesetze verstießen wider die Verfassung. Das Reichsgesetz, betr. die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern vom 5. Mai 1874 enthielt in der Entziehung der Statsangehörigkeit und Ausweisung eine scharfe, aber doch die Massen minder aufreizende Strafe als in den Geldbußen und Pfändungen lag. Nun wurden immer weitere, zum Theil harte Kampfgesetze erforderlich (20. Mai 1874, Gesetz betreffend die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer). Ganz verfehlt war der Versuch, durch Gemeindewahl (Stats-) Pfarrer zu bestellen (zehn Volljährige genügen zum Antrag, die Hälfte der Erschienenen — also 2, wenn nur 4 erschienen — zur Vornahme der Wahl!) (vgl. Gesetz vom 20. Juli 1875 und 7. Juni 1876). Auf die Encyclica vom 5. Februar folgte die Einstellung der Leistungen aus

Statsmitteln für die Bisthümer und Geistlichen; die Hoffnung, die niedren Geistlichen hiebei von ihren Bischöfen sich scheiden zu sehen, war, wie ich voraussagte, durchaus eitel; man kannte die granitne Festigkeit des Gefüges der Hierarchie nicht!

Daß, wer die Geschichte der mittelalterlichen Cultur kennt wie ich, ein Feind der Orden und Klöster nicht sein kann, versteht sich und auch für die Gegenwart will ich durchaus nicht die Ueberflüssigkeit dieser Verbände behaupten: — wer die Leistungen der katholischen wie protestantischen Schwestern in den Spitälern von Weißenburg bis Sedan gesehen, (IV. 1. S. 258 f.) muß sie bewundern. Allein das lawinenhafte Anschwellen[1]) der Orden in Preußen seit damals etwa 20 Jahren mußte bedenklich

[1])

Männliche Stationen:	Männliche Glieder:	Weibliche Glieder:	Weibliche Stationen:
1806: 15	1855: 334	1855: 579	1853: 125
1848: 57	1867: 1074(!)	1867: 4803	1873: 686(!)
1856: 101(!)	1872: fehlt.	1872: 7086(!)	

machen und gewisse Orden hätte man nie zulassen sollen: nicht der Katholicismus, der Jesuitismus ist es, den ich von jeher bekämpft habe: ich war daher mit dem Jesuitengesetz freudig einverstanden[1]) und bei der Kampfstellung, die auch gar manche andre Orden einnahmen, war das Gesetz vom 31. Mai 1875 betreffend die Orden und ordensähnlichen Congregationen nicht unberechtigt.

Dagegen war es ein Fehler, daß der Stat in dem Gesetz vom 4. Juni 1875 aussprach, die Altkatholiken seien auch fernerhin als Glieder der katholischen Kirche zu betrachten: das hat der Stat gar nicht zu entscheiden, nur die Kirche, geht auch den Stat gar nichts an, der nur den zweiten Satz des Gesetzes hätte aufstellen sollen: die Altkatholiken haben dem Stat gegenüber und an dem auch durch ihre

[1]) Daß zwar nicht der Orden als solcher, aber zahlreiche hervorragende Jesuiten den Mord ketzerischer Könige für erlaubt erklärt haben, sollte man doch nicht bestreiten: vgl. meinen Abriß der Geschichte der Rechtsphilosophie Bausteine IV. 2. 1883. S. 97.

Beiträge gebildeten Kirchen-Vermögen dieselben Rechte wie die Vaticanischen.

Im Uebrigen wiederhole ich: gewiß war die Herstellung des Friedens zwischen Stat und Kirche wünschenswerth, daß sie aber durch völlige Unterwerfung des States herbeigeführt wurde, bleibt recht traurig.

Abgesehen von diesem großen Kampfe trat ich in den damaligen politischen Bewegungen nicht hervor, fehlte ich auch selbstverständlich nie an der Wahlurne. Die beiden Mordversuche gegen den Kaiser machten mir selbstverständlich schmerzlichsten Eindruck (vgl. Gedichte III. S. 362) und nach dem zweiten arbeitete ich mit Freund Zorn zusammen einen Gesetzentwurf gegen die Umsturz-Bestrebungen aus, den wir Bismarck einsandten: es war mein erster Schritt an den Gewaltigen heran und blieb mein letzter bis nach seinem Sturz; erst als die Annäherung an ihn mit

Ungnade bedroht schien und gewisse Parteien den größten Deutschen mit niederträchtigem Undank behandelten, den wehrlos gemachten Löwen, habe ich mich öffentlich als seinen begeistertsten Bewunderer bekannt[1]). Damals schrieb er uns sehr freundlich, er habe den Entwurf der Reichsjustizcommission überwiesen. Seltsam war's, daß der so viel Beschäftigte sich die Zeit nahm, mir in mehreren Sätzen zu verkünden, er hätte meine Vorschläge noch viel lieber gelesen, wären sie mit deutschen Buchstaben geschrieben gewesen: deutsche Wörter mit lateinischen Buchstaben schreiben, komme ihm vor, wie wenn man französische Wörter mit deutschen Buchstaben schreiben wollte. Das ist nun ein kleiner Irrthum des großen Mannes, da ja die sogenannten deutschen Buchstaben nichts weniger als deutsch, sondern erst seit dem XVI. Jahrhundert aus den rundzügigen lateinischen

---

[1]) Die „Bataver" sind 1891 „Otto dem Großen" zugeeignet. Vgl. die oben S. 245 angeführten Reden und die vom 1. April 1895 (Breslau 1895).

in spitzige verunstaltet worden sind: deutsche d. h. germanische Buchstaben hat es nie gegeben: denn sogar die Runen sind aus den lateinischen Buchstaben gebildet.

Ueber den erschütternden Eindruck des Untergangs des unglücklichen Baiernkönigs s. unten Reisen S. 326 f.

Reich auch an politischen Erfahrungen für mich war die erste — und einzige — Unterredung, die ich mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm hatte. Es war in den Osterferien des Jahres 1881, als ich in der Humboldt-Akademie zu Berlin einen Vortrag hielt (über das Weib im altgermanischen Recht und Leben), dem auch die Kaiserin anwohnte. Am andern Tag erhielt ich vom Kronprinzen die Aufforderung zu einer Audienz in seinem Palais. Er empfing mich mit jener überwältigenden Liebenswürdigkeit, mit der er die Herzen zu gewinnen verstand: mir beide Hände entgegenstreckend, eilte er mir bis an die Thüre entgegen und rief, ohne jede andere Begrüßung: „Na, nu sagen Sie nur, wo haben Sie all' die

Quellen hergekriegt? Na, zum Kampf um Rom mein' ich, natürlich. Da haben Sie was Famoses gemacht. Uebrigens hat mich meine Mutter Ihretwegen gescholten, daß ich gestern nicht Ihren Vortrag hörte: er hat ihr so sehr gefallen. Aber ich konnte doch nicht: ich reise ja heute Nacht nach Rußland, den ermordeten Zar bestatten zu helfen" (es war der 14. März). Sofort wandte sich das Gespräch der Politik, dem Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland, zu.

Mit verblüffender Offenheit sprach sich der Kronprinz aus. Auf meine Bemerkung, der so eben den Thron Besteigende, Alexander III. (— nun ist er auch schon Kaiser Friedrich gefolgt! —) gelte für einen Feind der Deutschen, erwiderte er: „Hm! Ja! 's ist wohl was dran. Denken Sie, was er mir in's Gesicht gesagt hat. Bei unserer letzten Begegnung erklärte ich ihm, ich könne nicht an seine Abneigung glauben, da ja die beiden Reiche nicht widerstreitende Ziele verfolgten. Er erwiderte:

„Vous avez raison. — Il n'y a qu'une seule question qui nous sépare."

„Et quelle est cette question?"

„C'est la question de la Vistule. Il nous faut la frontière de la Vistule."

Ich antwortete: „Rien que ça? Nous venons de fortifier Kœnigsberg: allez le prendre."

Ich aber (d. h. F. D.) dachte: wenn so unverhüllt der russische Thronfolger dem deutschen solche Strebungen aufdeckt, so läßt dies die Gewalt der panslavistischen Strömung an jenem Hof ermessen: denn solche Herrschaften pflegen in ihrem mündlichen Verkehr alles irgend Verletzende mit sorgfältiger Höflichkeit zu meiden.

Ich bemerkte, man dürfe einen Hohenzoller nicht vom Aufsuchen von Gefahren abmahnen, aber der Kronprinz sei sich doch klar darüber, daß er sich auf einen höchst bedenklichen Weg begebe, da den Anarchisten und Nihilisten gar keine schönere Gelegenheit geboten werden könne, ein ganzes Rudel von Thron-

folgern und andern Prinzen in die Luft zu sprengen? (ähnlich dem scheußlichen Plan, der an die Einweihung des Nationaldenkmals geknüpft ward).

Er meinte achselzuckend, o ja, das sei ihm ganz klar. „Aber," lachte er, „das bringt das Geschäft mit sich."

In liebenswürdigster Weise entließ er mich; ich sollte ihn nicht wieder sehen!

Alexander III. hat ja dann in der That die Weichselgränze nicht gefordert; daß aber bei seinem Tode nicht nur russische und französische, auch deutsche Zeitungen diesen Zaren allein als den Erhalter des Weltfriedens verherrlicht haben, — als ob der alte Kaiser Wilhelm und Bismarck nur aus Furcht vor den Kosaken sich des Angriffs auf Frankreich enthalten hätten! — das ist eine Würdelosigkeit, der man leider in Deutschland immer noch häufiger als in anderen Reichen begegnet.

XIII.

Betrachten wir nun die manchfaltigen Reisen, — manchfaltig nach den aufgesuchten Gegenden und den verfolgten Zwecken, — die uns in den Jahren 1873—1888 aus Thuleland zu andern Bildern und Eindrücken führten: das Aufsuchen solcher war bei der Abgeschlossenheit der Provinz, in die sich, wie wir sahen, nur selten Besucher verloren, recht wünschenswerth, ja nothwendig, sollte man nicht allmälig in zu engen Gesichtskreis, in stets gleiche Vorstellungsrahmen eingebannt werden.

Die erste gemeinschaftliche Reise im Herbst 1873 (3. August) führte uns über München nach Partenkirchen, wo wir Frau Rath von Doß, die vielgetreue, als Wittwe vorfanden: mein edler Freund war nach langen schweren Leiden im Laufe des Jahres

gestorben. Herzliche Liebe verknüpfte alsbald dort-selbst Therese mit Frau Anna, deren Schwester Frau Dr. Emma Bodenmüller und meiner Jugendfreundin Frau Johanna Stuttgardter. Mir aber ward damals in einer etwa sechsstündigen Unterredung mit König Ludwig II. von Baiern eines der denkwürdigsten Geschehnisse meines Lebens.

Ich war dem 18jährigen mit dem großen Haufen der Würzburger Professoren im Jahre 1864 rasch vor-übergetrieben worden und nur ich, gewiß nicht er, hatte einen dauernden Eindruck davon getragen: ich den seiner lohengrinhaften Jünglingsschöne (IV. 1. S. 131). In der Folge hatte er wohl ein par vaterländisch begeisterte Gedichte von mir (Gedichte II. Sammlung S. 549, III. S. 320) kennen gelernt, dann aber auch durch meinen lieben Vater und meine Stief-mutter, Marie Dahn-Hausmann, die er beide als Künstler und Menschen hochverehrte und vielfach aus-zeichnete, manches von mir gehört und gelesen, so daß er, als er auf seinem Bergschloß Schachen bei

Partenkirchen von meiner Anwesenheit erfuhr, mich zu sich beschied. Das galt als ein Ungeheuerliches, noch nie Dagewesenes! Denn obzwar damals (1873) die Menschenmeidung und Einsamkeitsucht des Königs noch ungleich weniger als später hervortrat, ließ er doch, in München zur Noth noch zugänglich, seine Bergburgen nicht leicht einen Sterblichen betreten. Daher großes Staunen unter Eingebornen und Gästen an der Partnach, als mich eines Tages nach Mittag 3 Uhr ein Hofwagen in jene Bergeinsamkeit abholte. Es war einer der von dem Lügengerücht so viel genannten, die — wie die Bergschlitten — ungeheure Summen sollten gekostet haben. Alles erlogen. Es war ein Einspänner wie ein andrer, nur gezogen von einem starken Percheron und der Enge der schmalen Gebirgspfade angepaßt. Auf die Frage an meinen freundlichen und reich belehrenden Geleiter Herrn Hornstein (Oberstallmeister? den Titel habe ich vergessen), bis wann ich zurück sein werde, hieß es lang vor 8 Uhr. Ich kam aber erst am andern

Mittag zurück: und („ist dies“ würde man nun in der in Norddeutschland [auch bei den Hohenzollern und Bismarck!] beliebten falschen Umstellung sagen: es muß aber heißen:) dies ist der einzige Fall, in dem in einer nun 22jährigen Ehe Therese und ich länger als ein par Stunden, fast einen Tag getrennt verlebt haben.

Nach wunderschöner Bergfahrt hielt der Wagen an dem Stallgebäude(?), von dem aus nur ein schmalster Wiesensteig den steilen Bühl hinauf führte zu dem Wohnhaus, das in schmuckem, aber höchst einfachem Gebirgsstil — viel Holzbau, „Lauben“, d. h. Gallerien — ausgeführt ist.

Erwartung-gespannt stieg ich hinauf: wie viel Seltsames ward damals schon von dem Königlichen Einsiedler geschwatzt! Mich hatte er ganz gewonnen durch sein deutsches Handeln von 1870. Und daß er für deutsches Mittelalter, deutsche Sage, germanische Götter, für Richard Wagners geniale Kunst, dessen Nibelungenring zu den Kronschätzen deutschen Geistes

zählt, (wenn er auch nicht gerade die „Krone deutschen Dramas“ ist!) begeistert war, das that mir auch gar wohl[1]).

Beinahe hätte mich aber ein seltsam Abenteuer verhindert, den kurzen Weg von etwa 8 Minuten zu dem Königshause zurückzulegen. Die Bergwiesen

---

[1]) In Preußen hat es den Herrschern (mit Ausnahme des politisch so unseligen Friedrich Wilhelm IV.) an solchem Sinn für deutsche Dichtung von jeher recht bedauersam gefehlt: nicht nur „von des großen Friedrich Throne“ u. s. w. Es ist erfreulich, daß König Wilhelm II. den Hohenzollerndichtungen Wildenbruchs und Wicherts gerne lauscht: nur verstimmt dabei ein wenig die „gemerkte Absicht“, so überzeugungstreu sie gewiß auf Seite des Gönners und der Begünstigten ist. Ganz abscheulich ist, daß man Wicherts Kurfürstenstück als durch den neuen Kurs („regis voluntas suprema lex“) hervorgerufen bezeichnet: ich lege Zeugniß dafür ab, daß es schon in den siebziger Jahren geplant und angefangen war. Der „Sang an Aegir“ hat in einem „Sang an Thor“ einen unerfreulichen, aber nicht geistlosen socialdemokratischen Widerhall geweckt. Ich bleibe gegenüber beiden Göttern bei meinem Sang an Odhin („Odhins Trost“ s. S. 454), der zwar der Gott des Sieges, der Kriegsweisheit (Moltkes), aber zugleich der des Geistes, auch der geistüberlegenen Statskunst (Bismarcks, nicht Caprivis!), des Wissens, der Kunst, der tiefsinnigen Gedanken und der freien Begeisterung ist.

waren durch mehrtägigen Regen in Bergsümpfe verwandelt und obendrein waren sie von den Erinnerungen an die zahlreichen Rinder bedeckt, die hier — auch gerade damals — weideten: wer je im Regen eine Almwiese und ihren gelblichen Vieh-Unrath durchstapft hat, weiß, daß er nach solcher Wanderung vor keinen König treten kann. Deßhalb war vom Stall bis zum Wohnhaus eine lange Reihe von schmalen Brettern gelegt, die über diese grün-gelbe Mischung hinweg half. Als ich etwa den halben Weg zurückgelegt hatte, trat mir ein Hemmniß entgegen in Gestalt eines jungen Stieres, dessen Merksamkeit ich mir gewonnen hatte. Er verließ seine weiter oben weidenden Gespielinnen, trat auf die schmale Brettreihe und ließ mich an sich heran kommen: als ich mich näherte, begann er jenes anmuthige Spiel, das ich aus früheren Bergwanderungen (II. S. 181 f.) nur zu gut kannte[1]: er fing an, die Flanken mit dem Schweife

[1] Auf der Gindelalm bei Tegernsee schwang ich mich einmal gerade noch im letzten Augenblick über einen Plankenzaun,

zu peitschen — erst langsam, dann immer lebhafter — und schon senkte er nun den dicken Kopf und machte Miene, mir entgegen zu trollen.

Es war kein starkes Thier, aber ich trug nur einen Regenschirm und weit und breit war kein Hirt oder Helfer zu sehen: vor Allem jedoch mußte jeder „Schritt vom Wege“, — d. h. zur Seite von dem schmalen Brettlein — freiwillig oder unfreiwillig gethan, mein Erscheinen vor dem mich erwartenden König unmöglich machen. Was thun? Die Lage war komisch, aber doch noch mehr unangenehm. Ich werde in solchen Augenblicken (IV. 1. S. 294) so ruhig, als ob mich die Sache gar nicht angehe: ich blieb also stehen und als das Stierlein ganz nahe heran war, spannte ich plötzlich so geräuschvoll wie möglich meinen schwarzen

---

an den gleich darauf die Hörner der verfolgenden bösen Kuh krachten und ein andermal bei Miesbach hielt Piloty (I. S. 102, II. S. 344 f.), der unvorsichtig im Vorübergehen das Stöcklein wider einen ruhig weidenden Stier erhoben hatte, und mich der Gereizte in einem Heuschober, auf den wir mit Mühe geklettert waren, geraume Zeit belagert.

Regenschirm auf und hielt ihn wie einen Schild wagerecht vor mich: der Bergbewohner hatte das offenbar noch nie erlebt: erschrocken sprang er zur Seite — hoch auf platschte der Schmutz und das Regenwasser — und floh, so rasch er laufen konnte. Ich aber verfolgte „unentwegt“ (hier paßt es nun einmal, das viel gequälte Wort!) meinen schmalen Pfad zu dem König hinan. An der Thür von einem Diener empfangen, ward ich sofort an eine schmale, dunkle Wendeltreppe geführt: die Räume unten waren ganz schlicht in der Art eines Gebirgshauses gehalten: desto stärker war der Eindruck, als ich nun plötzlich, wie aus einer Versenkung auftauchend, in dem Wohngemach des Königs und hart vor ihm stand, der mich hoch überragenden und breitbrustigen, fast riesenhaften Gestalt.

Das Zimmer, achteckig (glaub' ich), war mit überwältigender Pracht in orientalischem Stil eingerichtet und geschmückt: obwohl draußen heller Tag leuchtete — Mitte August, 4 Uhr Nachmittag —

waren doch alle Läden geschlossen und eine geradezu blendende Fülle von Licht strömte aus zahlreichen Wand-Lampen in weißen geschliffnen Kugeln auf mich ein.

Ich will durchaus nicht behaupten, daß diese ganze Veranstaltung — das Emporsteigen aus der dunkeln Treppe, das unvermittelte, plötzliche vor den König Gepflanztsein, dessen eigne gewaltige Gestalt und die phantastische Märchen-Pracht — absichtlich mit theatralischer Berechnung darauf angelegt war, den überraschten Besucher zu verblüffen: — es kamen ja nie Besucher und die Neigungen des königlichen Einsiedlers selbst waren phantastisch — aber jedesfalles hätten die Mittel zu einem solchen Zweck nicht geschickter gewählt werden mögen.

Ich hatte den König seit 1864 (IV. 1. S. 131) nicht mehr in der Nähe (nur von Weitem 1872 oben S. 22) gesehen: in diesen 9 Jahren war recht viel verschwunden von jener Jünglingsschönheit, die damals von ihm ausgestrahlt hatte. Er war zu

dick geworden, die fahle Gesichtsfarbe war nicht hübsch, das Fehlen mehrerer Zähne entstellte ihn bei'm Sprechen und machte das Verstehen der hastig hervorgesprudelten Worte noch schwieriger: dieses stoß=weise Sprechen gemahnte lebhaft an seinen Großvater Ludwig I.

Der König empfing mich auf das Huldvollste: er begann das Gespräch mit dem Lobe meiner — Tapferkeit, Unerschrockenheit, Geistesgegenwart! Ich war sehr erstaunt, bis er mir erzählte, er habe, un=geduldig mein Kommen erwartend, durch eine Laden=Oeffnung hinausgespäht und mein Abenteuer mit dem Stiere beobachtet. „Hat mir sehr, hat mir sehr, hat mir sehr gefallen von Ihnen.“

Wir nahmen nun Platz auf einem der Divane, die in türkischer Weise alle Wände des kioskähnlichen Achteckes umzogen. Nachdem er sich über meinen Vater und meine Stiefmutter höchst lobend ausge=sprochen und nach deren Befinden erkundigt hatte, — er hat beide auf das damals noch nicht umge=

baute Schloß auf Herrenchiemsee eingeladen, wo sie über einen Monat weilten — mußte ich ihm mehrere Gedichte vorlesen, zumal Balladen. Bald aber begann er nun ein politisches Gespräch, das mit seinen Erörterungen über eine große Zahl von Persönlichkeiten, über seinen eignen Entwicklungsgang und seine leidenschaftlichen Zu- und besonders aber Ab-Neigungen im höchsten Grade spannend, aber auch bei der Hitze, in die wir uns beide hineinredeten, ebenso aufregend war: und zwar währte diese in raschester, feurigster Weise von beiden geführte Unterredung über fünf, fast sechs Stunden: von 4 Uhr bis gegen 10 Uhr!

Der König begann plötzlich: „Ich weiß von Ihnen, daß Sie, obwohl nach Preußen übergesiedelt, sich die Liebe zu Baiern erhalten haben. Nun setzen Sie mir sofort auseinander, in welchen Stücken Baiern nach der Reichsverfassung Preußen schon zu viel Zugeständnisse gemacht hat, in welchen Dingen wir noch jetzt etwa Gegenleistungen mit Aussicht auf Erfolg verlangen könnten. Kurz, beurtheilen Sie

mir die Stellung Baierns im Reiche vom Standpunkt eines baierischen Patrioten aus, für den ich Sie wie für einen deutschen Patrioten halte."

Da war es nun ein Glück, daß ich die deutsche Reichsverfassung im Laufe des letzten Jahres so gründlich studirt und so ausführlich vorgetragen hatte. Denn mit ganz überraschender Sachkenntniß stellte der König die eingehendsten Fragen oft über die kleinsten Einzelheiten der Versailler Verträge!

Er zeigte sich ebenso genau unterrichtet wie grundgescheut, scharf, ja sogar ein wenig rabulistisch, dialektisch, spitzfindig in seinen Erwiderungen: es ergetzte ihn offenbar, sich im Streite gewandt und glatt zu erweisen: dergleichen hatte ich von diesem schwärmerischen Wagnerverehrer nicht erwartet.

Ich war so gut beschlagen, daß ich auf all' seine vielen Fragen keine Antwort schuldig blieb.

Aber bald kam doch zu Tage, daß mein baierischer Patriotismus nicht im Entferntesten so weit ging wie der des Königs von Baiern: wir geriethen,

da ich mit meinen abweichenden Ansichten nicht im Mindesten zurückhielt, geschwind in einen von beiden Seiten mit hitzigster Leidenschaft geführten Streit, der, wie gesagt, fast 6 Stunden währte und alle Fragen der deutschen, baierischen, österreichischen, französischen Politik, und die Herrscher, Herrscherinnen, Prinzen, Statsmänner dieser Reiche allmälig fast Alle zum Gegenstand erhielt.

Sehr bald sprang der König auf und begann in schnellster Gangart in dem Gemach auf und nieder zu schreiten: ich folgte ihm selbstverständlich darin: oft blieb er plötzlich hart vor mir stehen, sprach dann sehr laut und schrill und während ihm das Blut die anfangs fahlen Wangen dunkelroth färbte und ihm die Stirnadern anschwollen, blitzten die seltsamen Augen in unheimlicher Erregung. Gleichwohl hätte ich nicht geahnt, daß dieser scharfe, helle, wie gesagt: spitzfindig denkende Geist in die Nacht des Wahnsinns versinken werde. Da der König fortwährend, von dem angeregten Gegenstand abspringend, alle möglichen

Kreuz- und Querfragen einstreute, dann über Menschen und seine Erlebnisse reichste Mittheilungen machte, hält es sehr schwer, die so überaus reiche und denkwürdige Unterredung erschöpfend wiederzugeben und zumal im Zusammenhang: sie hatte keinen.

In der ersten Viertelstunde schon gerieth ich durch die höchst ungerechten Urtheile, vor Allem über den Kronprinzen, auch — obwohl im mindern Maß — über den alten Kaiser, dann durch zahlreiche Aeußerungen, die mich durch ihre schrankenlose Leidenschaftlichkeit zugleich erschreckten und erbitterten, selbst in solche Aufregung, daß ich ganz vergaß, mit wem ich stritt. Ich ertappte mich dabei, daß ich schon lange nicht mehr sagte „Euer Majestät," sondern frischweg: „Sie irren! Sie sind falsch unterrichtet. Sie täuschen sich selbst in Ihrem blinden Haß" (wörtlich). Gleich zu Beginn hatte ich gesagt: „Majestät müssen verstatten, wenn ich über diese Dinge sprechen soll, daß ich spreche wie Mann zu Mann, nicht wie Unterthan zum König."

„Versteht sich, versteht sich!“ hatte er erwidert.

Und ich machte von dieser Verstattung gehörigen Gebrauch, so freimüthig, daß ich mir alsbald sagte: „jetzt hast du's gründlich mit dem „König Sonne II.“ verdorben und wirst wohl recht ungnädig entlassen.“ Auch wollte ich wiederholt aufbrechen, denn mein Gegner wurde immer aufgeregter, sein Gesicht ganz blutroth: ich hielt einen Gehirnschlag für nicht ausgeschlossen: aber immer wieder hielt er mich fest: „wir sind noch lang' nicht fertig!“ rief er wiederholt. Beim Abschied sollte sich dann zeigen, daß er meinen verwegnen Freimuth in wahrhaft königlicher Großheit aufgenommen hatte.

Ich begann meine Beantwortung seiner ersten Frage mit der Erklärung, daß jetzt, nach Vereinbarung der Verfassung, noch nachträglich weitere Zugeständnisse von Preußen (d. h. nun vom Reich) für Baiern zu erlangen eine bare Unmöglichkeit sei, daß in Norddeutschland die immer wiederkehrende „clausula bavarica“ schon übel vermerkt werde, daß ich selbst

einzelne der Reservatrechte (— so das Post- und Telegraphen- und Eisenbahnreservat —) für zu weit gehend, überflüssig und deßhalb geradezu schädlich halte (da fuhr er heftig auf!), daß Baiern durch seine verfassungsmäßige Stellung im Bundesrath, wo es zwei Stimmen mehr erhalten habe, als ihm nach dem sonst angelegten Maßstab (der Stimmenzahl im Bundestag zu Frankfurt am Main) zukamen, völlig befähigt sei, alle seine Rechte und berechtigten Wünsche, den ihm als zweitgrößtem Gliedstate gebührenden Einfluß im Reiche genügend zu wahren, freilich nur dann, wenn es seine verfassungsmäßigen Pflichten unverbrüchlich erfülle.

Wieder fuhr er auf: „Zweifelt man an mir? Wie denkt man in Norddeutschland über mich?"

„Man denkt alles Beste: man dankt Ihnen auf das Wärmste für Ihre Haltung 1870. Aber ...!"

„Nun, was aber?"

„Majestät sind nicht vermählt ..."

„Ich kann jeden Tag heirathen."

„Man besorgt im Fall eines Thronwechsels … Prinz Otto …“

Da verfinsterten sich seine Züge: es zog wie eine dunkle Wolke über ihn: „Mein Bruder kann nie regieren.“

Hoch erregt durchmaß er das Zimmer[1]). Plötzlich sprang er von diesem Gegenstand, wie peinlich berührt, ab und kehrte zu seiner Haltung bei Ausbruch des Kriegs von 1870 zurück: er erzählte mir, wie er von Anfang an entschlossen gewesen sei, den Krieg an der Seite Preußens zu führen, nöthigenfalls auch gegen den Willen der zweiten Kammer: „Das Geld, das sie mir verweigert hatten, hätte ich mir von Bismarck geben lassen. Denn ich bin ein deutscher Fürst.“

Ich sagte ihm, ich habe ihn in einem Gedicht Ludwig „den Deutschen“ genannt. Das schien ihm zu gefallen.

---

[1]) Später, nach des Königs Untergang, kam mir der (wohl unbegründete) Gedanke: sollte er damals schon an die Möglichkeit eigner Erkrankung gedacht haben?

Nun erzählte er mir, die Worte stoßweise heraussprudelnd, — er selbst — daß keineswegs von ihm der Gedanke ausgegangen sei, dem König von Preußen den Kaisertitel anzutragen, daß vielmehr Bismarck ihn dazu gebracht habe, und zwar berichtete er mit edelster Offenheit die Vorgänge genau ebenso, wie sie mir später (1891) Bismarck in Friedrichsruhe — nur ausführlicher — mitgetheilt hat.

Ich füge die Erzählung jener Vorgänge nach den übereinstimmenden Berichten des Königs und Bismarcks bei.

Mit seiner hohen, auf Seelenkunde aufgebauten Meisterschaft der Seelenbeherrschung hatte Bismarck in jenen ersten Januartagen von 1871 eine höchst schwierige, statsmännische Aufgabe gelöst: es galt, den König, diese eigenartige, schwer zu berechnende und zu fassende seelische Gestalt, dafür zu gewinnen, daß er dem König von Preußen den Kaisernamen antrug. Daß dieser Gedanke zuerst und freiwillig von dem jugendlichen Herrscher ausgegangen sei, hat nie ein

Mensch, der ihn kannte, geglaubt. Vielmehr wehrte er sich gewaltig dagegen, was Niemand Wunder nehmen mag, der erwägt, daß die Wittelsbacher über 200 Jahre (von 1180 ab) lang bereits den Hut der deutschen Reichsfürsten trugen, bevor die Hohenzollern mit der Mark Brandenburg (1415) in diesen Stand aufstiegen, und der ferner weiß, welch hohe Bedeutung in jenen Familien solchem Vorsprung der Zeit beigemessen wird.

Die Verhandlungen zogen sich aussichtlos in die Länge; die Zeit drängte, der längst für jene Verkündung ausersehene Tag, der 18. Januar, nahte heran. Da griff Bismarck, der den König und dessen hohe Verehrung für ihn genau kannte, zu einem kühnen Mittel: der Erfolg hat den außerordentlichen Schritt gerechtfertigt: er schickte dem Wittelsbacher durch einen gewonnenen Vertrauten, den Grafen Holnstein[1]), der in Versailles verhandelt hatte, ein eigenhändiges Schreiben und verstattete sich, — ein

---

[1]) Vor Kurzem gestorben; Februar 1895.

glänzend Wagniß! — zugleich die Antwort mitzuschicken, die er sich vom König für den Fall der Einwilligung erbat. Ludwig II. lag wirklich, — nicht „schulkrank“ — sondern an einer Zahnfistel leidend, zu Hohenschwangau darnieder und ließ in all' diesen Tagen keinen Menschen ohne Ausnahme vor: weder Familienglieder, noch Minister, noch Gesandte.

Aber auf die Meldung, Graf Holnstein bringe einen Brief Bismarcks, empfing er den Ueberbringer und das Schreiben, las es, und — schrieb seinen Namen unter die ihm von Bismarck in die Feder dictirte Antwort! — Für Jeden, der den genialen, aber von dem vollsten Selbstbewußtsein bis zur Sonne („Roi Soleil“) getragenen Jüngling näher kannte, eine im höchsten Maß erstaunsame Gefügigkeit! Und wodurch hatte der große Zauberer von Varzin dies nahezu Wunderhafte erreicht?

Er hatte im Eingang betheuert, daß er sich und sein Geschlecht als zu reinster Treugesinnung gegenüber dem Hause Wittelsbach verpflichtet erachte: habe

doch sein Ahn weiland die wichtigsten Lehen in Brandenburg von einem Wittelsbacher — dem Sohne Ludwigs von Baiern — empfangen.

Er werde also gewiß keinen Rath ertheilen, der dem Enkel des Lehnsherrn der Bismarck zum Nachtheil gereiche. Nach dieser auf den romantischen und ritterlichen Sinn des „lohengrinhaften“ - Jünglings meisterhaft berechneten, dabei aber zugleich gewiß vollaufrichtig gemeinten „captatio benevolentiae“ folgte dann eine Ausführung, getragen von der allüberwindenden Wucht Bismarckscher Logik[1]): „die Einführung des Namens „Reich“ für den bereits unter Zustimmung Baierns am 1. Januar errichteten Bundesstat und des deutschen Kaisertitels für dessen Präsidenten ist beschlossene Sache, ist unabwendbar: es handelt sich nur darum, ob Eure Majestät, der als dem Monarchen des größten der Gliedstaten der Ehrenvorzug dieses Antrags gebührt, von demselben

---

[1]) Siehe meinen Aufsatz zu Fürst Bismarcks 80. Geburtstag, Breslau 1895.

Gebrauch machen oder ihn einem andern der Bundesfürsten — von Sachsen oder von Baden — überlassen will und damit bei Mit- und Nachwelt den hohen Ruhm einer weltgeschichtlichen Großthat und nationaler Wohlthat für das deutsche Volk. Sachlich ändert jener Ehrentitel an der Machtstellung — der auch von Baiern bereits anerkannten — des Bundespräsidenten nicht das Mindeste und" — nun ein Grund, der durchschlagend wirkte auf das reizbare, und auf seine Souveränität eifersüchtige Wesen des Wittelsbachers — „es ist doch für den Nachkommen eines deutschen Kaisers leichter zu tragen, daß ein deutscher Kaiser — also als Deutscher in Baiern ein Landsmann — denn daß ein König von Preußen — also ein bloßer Nachbar, jene wichtigen Rechte in Baiern übe."

Das wirkte entscheidend!

Muß nun also zwar die angebliche Anregung der Anbietung des Kaisernamens durch Ludwig II. als widergeschichtlich bezeichnet werden, so bleibt doch

ein anderes, viel schwerer wiegendes Verdienst des so ideal angelegten und so furchtbar endenden Königs um das deutsche Volk bestehen: sein entschiedenes, deutsch-begeistertes Auftreten bei Ausbruch des Krieges, seine Erklärung, er werde an der Seite Preußens kämpfen, mit oder ohne Geldbewilligung von Seite der Volksvertretung, hat die bedenklich schwankende Stimmung in der zweiten Kammer fortgerissen zu einer Entscheidung in deutschem Sinn und eine Neutralität verhütet, die Baiern nicht nur für alle Zukunft geschändet, auch ganz gewiß den Fortbestand eines baierischen States und eines baierischen Herrscherhauses nach dem Siege Preußens undenkbar gemacht haben würde. Dankbar sollen die Deutschen, sollen also die Baiern zumal des Herrschers denken, der in schön auflodernder jugendlicher Begeisterung für Deutschland seine Pflicht that und Andere so zur Pflicht anhielt.

XIV.

„Und nach all' dem was ich gethan," brauste er am Schlusse seines Berichtes auf, „sagt man von mir [1]), ich werde mich den Schwarzen" (das war sein Wort) „in die Arme werfen, mit ihnen zusammen Preußen und dem Reich Schwierigkeiten machen? Das thu' ich nie! Niemals! Die Herren kenn' ich."

Und nun erzählte er mir die Gründe, die ihn in jungen Jahren schon mit Mißtrauen gegen die Ultramontanen erfüllt hatten. Schwer fiel dabei offenbar in's Gewicht, daß sie sich bei den übeln Ränken betheiligt hatten, die den Jüngling zu der Entfernung Richard Wagners aus seiner Nähe gezwungen hatten. In dieser abscheulichen Verschwörung

[1]) Es ging allerdings damals solches Gerede in den norddeutschen Zeitungen.

lag offenbar der Hauptgrund der den freilich von der Geburt, von Natur aus krankhaften Geist des jungen Herrschers so früh verbitterte, ihn zur Menschenscheu brachte, zum Mißtrauen gegen fast Alle, zu der Abneigung insbesondere gegen die Residenz und den Hof in München, was ihn die Einsamkeit, die Absperrung von der Menschenwelt lieben und suchen machte.

Abermals gerieth er in leidenschaftliche Wallung, als er mir jene Listen und Lügen erzählte. „Es waren," grollte er, „allerlei Hofschranzen, allerlei Höflinge und Adlige und Hofbeamte, die es mit bittrem Neid erfüllte, daß ich lieber mit dem genialen Meister verkehrte, als mit ihnen in jenen öden Hofgesellschaften. Zum Vorwand nahmen sie, Wagner übe gefährlichen politischen Einfluß auf mich, er „verpreuße" mich: damit hetzten sie — mit den Schwarzen im Bund! — die dummen Münchener Bierphilister auf gegen Wagner und gegen mich. Elende Lüge! Ist ihm nie eingefallen, solchen Einfluß zu suchen, wie ich ihn

nicht verstattet hätte. Und mir machten sie weiß, — ich war noch gar zu jung! — bleibe Wagner in meiner Nähe, breche in München ein Aufstand los. Ah, die Elenden!" Er knirschte mit den Zähnen. „Sie sagten mir, er sei dem Volke so verhaßt wie weiland Lola Montez! Man nenne ihn meine Lola. So gab ich, arg getäuscht, nach![1]) Und das Aergste dabei: — sie — sie half mit."

[1]) Besonders hatte ihn offenbar gegen die Münchener „Bierphilister" empört, daß der Magistrat den wahrhaft genialen Plan Wagners und Gottfried Sempers verwarf, ein Festspielhaus für die Wagner'schen Tonwerke auf dem hiefür prachtvoll geeigneten Gasteiger Höhenzug, gerade gegenüber dem Eingangsthor in den Hofgarten (in Verlängerung der Briennerstraße) zu errichten: der Entwurf Sempers war großartig! Die damalige ultramontan-partikularistisch-spießbürgerliche Stadtverwaltung lehnte ab, angeblich auch aus Finanzgründen; mag sein, daß auch solche Thorheit nicht fehlte neben dem Haß dieses dreiköpfigen Cerberus gegen Wagner. Und nun baute der Meister aus eigner Kraft die Bretterbude zu Bayreuth! Viele Millionen flossen in jene abgelegene Kleinstadt und abgesehen von dem Geldgewinn, den jene Finanzweisen ihrer Stadt entzogen, wandten sie den in der Geschichte dreier Künste in Deutschland unsterblichen Ruhmes-Namen der „Stadt des Nibelungenringes" Bayreuth zu und von München ab! Das kann ein Münchner Herz nie vergessen. „Verhaßt" ward dem König gerade auch deßhalb seine Hauptstadt.

„Wer?“

Ich erschrak, als er nun den Namen einer Dame nannte und in den bittersten Worten sich äußerte: dabei kam ein Haß, eine Vergiftung der Seele gegen nahezu alle Menschen seiner Umgebung zu Tage, die mich — damals schon — mit Entsetzen und mit tiefstem Mitleid erfüllten: hier liegt keine Selbsttäuschung vor, nicht eine Zurückschraubung des Urtheils aus der Erfahrung seines unseligen Untergangs: ich weiß bestimmt, daß ich gleich nach meiner Heimkunft in Partenkirchen Theresen und Frau von Doß meinen Schmerz darüber ausdrückte, daß der junge Mann von fast allen Männern seiner Umgebung, seines Vertrauens — wie man doch nach ihrer Stellung annehmen mußte — in solchen Worten heißen Hasses sprach.

Ich wollte Professor Steininger loben, einen ganz ausgezeichneten Mann, meinen ehemaligen Lehrer (I. S. 172) und später des Königs: da kam ich schön an! „Ich habe ihn gehaßt, ihn, — wie alle meine Lehrer.“ Folgten Aeußerungen über seine

Aeltern, die nicht wiederzugeben sind. Immer mehr erfaßte mich Mitleid mit diesem jungen, haßvergifteten Herzen: „Aber Euer Majestät Berather und Minister, X und Y, die ja doch Ihr Vertrauen haben müssen?" Ich fuhr zusammen, als er auch über die zwei von mir genannten in den härtesten Ausdrücken, wie ich überzeugt bin, völlig unverdient urtheilte. Von dem Einen sagte er mir sogar: „Der? Er hat stets gegen Sie bei mir gehetzt." (Ich glaube heute noch, hier lag eine Selbsttäuschung des Königs vor.)

Ich athmete auf, — freilich ohne den traurigen Eindruck krankhafter Verbitterung des Einsiedlers los zu werden — als er plötzlich wieder zu ganz andern Dingen absprang, eine Art der Gesprächführung, die er übrigens wie Manches in seiner Redeweise (oben S. 288) von dem Großvater Ludwig I. geerbt hatte.

„Ja, ich war zu jung damals, solche Lügen zu durchschauen, solchen Drohungen zu trotzen. Ich bin überhaupt," seufzte er mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit

der Selbstbeurtheilung, „viel zu früh König geworden. Ich habe nicht genug gelernt. Ich hatte so schön angefangen, bei Pözl (II. S. 567) Statsrecht zu lernen. Plötzlich ward ich herausgerissen und auf den Thron gesetzt. Nun, ich suche noch zu lernen."

„Ist es wahr, daß Majestät die ganzen Nächte hindurch lesen?"

Er nickte: „Ja, ich mache die Nacht zum Tage. Die Stille, die Einsamkeit!"

„Ist es wahr, daß Majestät besonders französische Geschichte studiren?" Ich hatte gehört, daß ganze Kisten voll Bücher über Louis XIV. aus der Hof- und Stats-Bücherei zu München in die Königsschlösser wanderten.

„Ja wohl," rief er leuchtenden Blickes. „Louis Quatorze! Le Roi Soleil! Er ist mein Ideal."

„Wirklich? Das beklage ich auf das Tiefste?"

„Wie so?" Er blieb hart vor mir stehen. „Sie sind doch Monarchist?"

„Aber durchaus nicht absoluter. Und die frevel-

hafteste Selbstsucht liegt in jenem Wort: „l'état c'est moi.“

Ziemlich unwillig unterbrach er: „Ich weiß! Ich weiß! Heutzutage geht das nicht mehr. Aber Sie“ — rief er nun wieder mit jenem Aufschlag des Auges, der ihm so gut ließ — „Sie, der Poet, müssen mich darin verstehen: ich liebe in dem König Sonne die Poesie des Königthums.“

„Das kann ich wohl verstehen. Aber doch: wohin hat jene Selbstvergötterung geführt? In die Revolution. Und wo hat der Nachfolger dieses absolutesten Königs geendet? Auf dem Schaffot[1]).“

Schweigend, sichtlich verstimmt, durchmaß er das Zimmer.

„Waren Sie in Paris . . . Versailles?“ hob er wieder an.

„Noch nicht.“

---

[1]) Alle diese in Anführungszeichen gegebenen Aeußerungen beider Unterredner sind wörtlich so gefallen.

„Ah, ich auch nicht. Es ist mein glühendster Wunsch, dorthin zu gehen[1]."

„O Majestät, gehen Sie doch lieber nach Berlin! Hätten Sie doch den Einzug der Truppen dort begleitet! Sie wären neben dem Kaiser vor Allen Andern gefeiert worden."

Finster, herb, verächtlich erwiderte er: „Ich verschmähe das Beifallsgeschrei der Menge."

„Auch wenn es der aufrichtig gemeinte Jubel echten Dankes ist?"

Er machte eine lebhaft abwehrende Armbewegung.

Bald nach unserer Unterredung[2]) ist er dann wirklich — ich glaube, ganz heimlich — nach Paris (oder nur nach Versailles?) gegangen und hat sich dort dermaßen in Erinnerung an den „Roi Soleil" berauscht, daß er später auf Herrenchiemsee jene

---

[1]) Hier verläßt mich mein — ausgezeichnetes! — Gedächtniß: ich glaube, es war so, daß er Versailles als erst ersehnt bezeichnete: vielleicht aber ging aus seinen Worten hervor, daß er es schon kannte.

[2]) S. aber Anmerkung 1.

glänzende Nachbildung des dortigen Schlosses her-
stellte. Meine warme, dankbare Verehrung des ideal
angelegten unglücklichen Mannes, der zu den Erfolgen
von 1870 sein redlich Theil beigetragen hat, dessen
von echtem Künstlergeist, von feinstem Geschmack und
von edlem dichterischen Schwung getragene Herstellung
von Neu-Schwanstein ich bewundern lernte, hat doch
niemals in mir den deutschen Widerwillen überwinden
können gegen jene Nachahmung von Versailles (mit
seinen unaufhörlichen Triumphen der französischen
über die deutschen Waffen!) auf einem bajuvarischen
Gebirgssee, auf meinem lieben Chiemsee, auf jenem
mir von der Knabenzeit her altvertrauten (II. S. 217)
Eiland, auf dem sich der bereits recht Kranke durch
hohe Tapetengestelle den Ausblick auf das Schönste
— die Berge — verhüllen ließ, um nicht aus der
Versailler Stimmung gerissen zu werden! Ich habe,
obwohl ich etwa zehnmal in den folgenden Jahren
in dem nahen Prien mehrere Tage weilte, nie mehr
den Fuß auf jene Insel der Jagd- und Fischerei-

Fahrten meiner Knabenzeit gesetzt und werde niemals das „Versailles“ jenes Königs anschauen, dem ich den Ehren-Namen „Ludwig der Deutsche“ gegeben habe. Jedoch das sollen keine Vorwürfe sein für einen schon damals (1873) kranken und bald immer hoffnungsloser verfinsterten Geist.

Von meinem kühnen Wort an, das da rieth, doch lieber nach Berlin als nach Paris zu gehen, steigerte sich nun unsere Unterredung in echt dramatischer Zuspitzung: immer heftiger, leidenschaftlicher ward der König, seinem krankhaften Hasse folgend immer zorniger gereizt: so forderten denn seine ungerechten Angriffe auf hoch von mir verehrte Menschen, Einrichtungen, Erinnerungen meine begeisterte, ja entrüstete Abwehr heraus: wir geriethen nun so scharf aneinander, daß ich jeden Augenblick eine höchst ungnädige Entlassung gewärtigte.

Ich weiß nicht mehr genau, wie wir von dem Vergleich zwischen seinem Besuch in Versailles oder in Berlin plötzlich wieder auf die hochpolitischen

Fragen des Beginnes unserer Unterredung geriethen. Ich glaube, weil ich gesagt hatte, der König würde bei dem Einzug der Truppen 1871 in Berlin der Erste neben dem Kaiser, noch vor dem Kronprinzen, Bismarck und Moltke gewesen sein.

Nun sprach er von Bismarck — auch von Moltke, aber zumal von Bismarck! — in Worten der wärmsten Anerkennung, die meinem Herzen so tief wohl thaten. Unter all' den vielen Persönlichkeiten, die er beurtheilte, hat er gelobt nur meinen Vater, dessen Frau, Richard Wagner und Bismarck.

Vom Kaiser sagte er ungefähr: „Wohlmeinend, ja wohl! Aber geistig? So etwa ein guter ....." er nannte nun eine höchst niedrige Militärcharge unterhalb der Offiziere.

„Nein," rief ich entrüstet, „Majestät, durchaus nicht. Ganz und gar nicht! Unabhängige — nicht-preußische — Offiziere haben mir versichert, König Wilhelm ist ein vortrefflicher Infanterie-General."

„Das ist auch was rechtes."

Das ergrimmte mich. Schon vorher hatte mich bitter geärgert, daß der König bei meinem begeisterten Lobe der Tapferkeit seiner Baiern im Jahre 1870 gar nicht zu hören schien: „Roh ist mein Volk," sagte er dabei einmal achselzuckend — er verglich sie offenbar im Stillen mit den Franzosen. „Aber gesund," hatte ich gerufen, „und stark und treu!"[1])

Ich erwiderte nun scharf: „Ein Feldherr, ja schon ein guter Soldat ist für sein Volk von unschätzbarem Werth."

Höchst unwillig, — sehr andrer Ansicht offenbar! — sah er mich an: „Ich hasse, ich verachte den Militarismus."

„Und ich wäre viel lieber Officier denn Professor und Dichter."

„Pah, ganz unbegreiflich!"

---

[1]) Wahrlich: des Bergvolks Treue gegen ihn sollte sich erweisen, das bei seiner Entmündigung beinah in schöner Uebertreibung losgeschlagen hätte zu seiner Befreiung. Freilich hat er nie davon erfahren.

Vom Kaiser glitt nun das Gespräch von selbst auf den Kronprinzen hinüber.

Und war ich früher schon erschrocken über den widernatürlichen Haß gegen Familienglieder, Lehrer, nächste Umgebung, „Vertraute“(!), verdienstreiche Statsmänner, den der Unglückliche an den Tag gelegt, so ergriff mich jetzt wahrhaftes Entsetzen, als mir die Flammen furchtbaren, tödtlichen, abgrundtiefen Hasses gegen den Kronprinzen aus diesem kranken Gemüth entgegen loderten.

Man erwäge: ich ahnte ja damals nichts von Geisteskrankheit an dem Manne.

Sonst hätte ich ihn eben als einen Kranken behandelt und nicht durch meinen schroffen, schonungslosen Widerspruch immer heftiger gereizt.

Gleich bei der ersten Nennung des Kronprinzen schüttelte er eine Fluth härtester Ausdrücke über ihn aus und da ich, tief erschrocken, schwieg, fragte er, was mich bewege?

„Ich bin bis in's Herz hinein erschüttert.“

„Das seh' ich! Aber warum?"

„Sie, Majestät, und der Kronprinz sind die beiden Männer, die berufen sind, nach dem Tod des Kaisers und Bismarcks unser Reich zu tragen. Sie beide müssen zusammenarbeiten — und nun dieser Haß ...."

„Ich werde ihn nie mehr sehen," rief er grell.

Er hat dies Wort gehalten: Bismarck sah er noch wiederholt, auch den Kaiser einmal zu Kissingen: aber nicht mehr den Kronprinzen. Und wenig ahnte dieser, da er unter Thränen hinter dem Sarge seines unglücklichen Hassers einherging, daß er ihm so bald nachfolgen sollte.

„Und, Majestät, die Gründe dieses Hasses?"

„Oh, es giebt deren viele, viele." Er beschleunigte seine Schritte. „Hören Sie nur ..."

„Majestät erdrücken mich durch so unbegränztes Vertrauen. Das sind Geheimnisse, die ..."

„Nein, nein! Sagen Sie's, wem Sie wollen. Es soll bekannt werden! Der Kronprinz — er ist

das Haupt der Militärpartei in Preußen. Diese Partei erstrebt die Einverleibung von ganz Baiern."

„Durchaus nicht!"

„Doch, doch! Und ich stehe dem schutzlos gegenüber. Baiern allein ist zu schwach. Und wir haben keine Bundesgenossen. Sonst wollte ich ...!"

„Majestät, das sind ganz grundlose Besorgnisse. Es giebt in Preußen gar keine Partei, welche die Einverleibung Baierns will."

„Doch! Doch!"

„Und wäre es so — heutzutage können die Fürsten gar nicht mehr beliebig ihren Gelüsten — oder ihrem Hasse — folgend, Krieg anfangen: die Volksvertretung muß das Geld dazu bewilligen. Und das — diese Schranken für persönliche Leidenschaften sind sehr erfreulich."

Da machte er wieder kurz Halt vor mir und sah mich durchdringend an: „Sie denken in diesem Augenblick: es ist erfreulich, daß auch Ludwig II. nicht kann, wie ihn gelüstet."

„Ja, Majestät, das denke ich, nachdem Sie soeben in Ihrem Haß sogar Krieg gegen den Kronprinzen angedeutet haben."

„Mit allem Grund! Zur Abwehr! Zur Erhaltung Baierns, meiner Dynastie."

„Majestät, Ihre Dynastie hat von Preußen nur in Einem Fall etwas zu besorgen."

„In welchem?"

„Wenn sie bei einem Kriege nicht ihre Pflicht gemäß der Reichsverfassung genau erfüllte: dann freilich würde sie nach dem Siege Deutschlands verschwinden."

„Nein, nein. Schon jetzt. Hören Sie nur. Der Kronprinz hat — nach jenem Einzug mit meinen — **meinen!**" — wiederholte er grimmig — „Truppen in m e i n e r Hauptstadt: ah, die Stunde vergeß ich ihm nie! (— da erkannte ich, daß sich an diesen Vorgang ein besonderer Grund jenes Hasses knüpfen mußte —) auf dem Bahnhof zu Augsburg zu seinen Officieren gesagt: Sehen Sie meine Herren, ein

schönes Land. In ein par Jahren werde ich das Alles annectirt haben."

„Das ist nicht wahr," fuhr ich heraus.

Er stampfte heftig mit dem Fuß. „Glauben Sie, mein Oheim, Prinz Karl, lügt?"

„Hat Seine Königliche Hoheit diese Worte selbst gehört?"

„Nein! Aber sie wurden ihm hinterbracht."

„Ich wiederhole: ich setze Haupt und Leben und Ehre dafür ein: das hat der Kronprinz nie gesagt. Erstens denkt er es ganz gewiß nicht. Und zweitens, dächte er's, würde er's nicht sagen. Wie können Majestät solch' bösartigem Gerede glauben!"

Nun sah er mich freundlich an: „Ich fühle wohl: — Sie wollen mich durchaus mit Preußen — mit ihm — versöhnen."

„Ja, Majestät! Das wäre das schönste Werk meines Lebens! Denn auf Preußens und Baierns Eintracht vor Allem ruht das Reich."

„Sie scheinen es sehr zu lieben, dieses Reich."

„Ja, mehr als Alles. Es ist das höchste Gut des Deutschen.“

Lang, ernst, ruhte sein Blick auf mir: ich dachte still: „So! Jetzt hast du's gründlich verschüttet bei diesem stolzen König.“

Da auf einmal fragte er: „Würden Sie nicht nach Baiern zurückkehren.“

„O ja.“

„In eine Professur — nach München?“

„Es ist keine frei.“

„Vielleicht .... Erlangen?“

„Ist auch nicht frei. Auch würde ich dabei einen schlechten Tausch machen.“

Nun fragte er dringender, mich eigenthümlich warm anblickend, „Würden Sie denn *nur* als Professor in München leben wollen?“

Mir kamen seltsame Gedanken: er hatte vorhin über seine *ganze* Civilumgebung, *ohne* Ausnahme so hart gesprochen ... sollte er?

Rasch erwiderte ich: „*Nur* als Professor.“

Da reichte er mir die Hand, mich — endlich! — verabschiedend. Es war 9½ Uhr vorbei. „Es ist spät geworden," sagte er. „Sie können nicht mehr hinunter. Sie sind mein Gast für die Nacht. So wie Sie hat noch kein Mann zu mir gesprochen. Ich danke Ihnen. Ich werde Ihnen das nie vergessen. Leben Sie glücklich."

Ich ging, in heißer Erregung. So hatte er meinen schroffen Widerspruch gegen seine Lieblingsgedanken echt königlich aufgenommen. —

Ich verbrachte noch ein par Stunden in anregendem und lehrreichem Gespräch mit dem Herrn, der mich abgeholt hatte. „Das ist noch nicht vorgekommen," meinte er, „daß er einen Gast so lange bei sich behalten." —

Am andern Morgen früh brachte mich der Bergwagen wieder zu Therese und den Freunden. Viel hatte ich zu erzählen. —

In München erfuhr ich dann später — von Augen- und Ohrenzeugen — einen weiteren Grund

jenes Hasses gegen den Kronprinzen: er knüpfte an dessen Einzug an der Spitze der baierischen Truppen: — ich hatte das also richtig herausgefühlt.

Man muß einräumen: die Stimmung auch eines nicht krankhaft angelegten Wittelsbachers an jenem Tage mußte eine gereizte, der zartesten Schonung dringend bedürftige sein. Der junge Fürst hatte sich im Felde nicht gezeigt, höchst erfreulicher und vernünftiger Weise: sonst hätte man noch einen hohen Herrn mehr, der nicht, wie der Kronprinz von Sachsen that, als Führer etwas leistete, mit großem Gefolge, (auch „Chefs" IV. 1. S. 426) vor der Gefangennehmung zu hüten gehabt.

Aber nun war seine Lage peinlich. Schließlich waren es doch *seine* Truppen gewesen, die vermöge seines schönen, feurigen Entschlusses ausgezogen waren und sich von Weißenburg bis Orléans mit Ruhm bedeckt hatten. Nun zogen sie siegreich in *seine* Hauptstadt ein — unter der Führung eines Andern! Eines *preußischen* Prinzen! Und *diesen*

umloderten nun alle Flammen der dankenden, jauchzenden Begeisterung jenes Tages. Und wie ausgezeichnet, wie beflissen verstand diese männlich schöne Kriegergestalt die ihm freiwillig zuströmende Liebe durch die herzgewinnendste Leutseligkeit zu steigern!

Darin erreichte den Kronprinzen niemand: Temperament, angeborne Wärme, lange Uebung und kluge Berechnung vereinten sich in ihm zu wahrer Meisterschaft in der Gewinnung der Menschen.

Auch einen ganz gesunden Mann konnte an jenem Tag Eifersucht und Neid anwandeln gegenüber dem brausend umjubelten Triumphator, der da durch das baierische Siegesthor Einzug hielt wie durch das brandenburgische. Und nun dieser zweite „König Sonne“, der, ein Wittelsbacher, von dem Selbstgefühl der Majestät und Souveränität ähnlich durchdrungen war wie etwa heute Kaiser Wilhelm II., — dazu nun aber von Natur krankhaft angelegt, reizbar bis zur Unberechenbarkeit —: man hätte ihn an jenem Tage behandeln müssen so zart und schonend wie das Häutchen im Ei.

Das Gegentheil geschah.

Mit welchen Gefühlen und welch' schwer niedergekämpfter Erbitterung mag Ludwig II., in seinem Thronsal stehend, den Sieger von Wörth und Sedan erwartet haben, als er nun endlich sich dem Jubel der Münchener entrissen und die Wittelsbachische Hausschwelle überschritten hatte! Damals nun nahm der Kronprinz, gewiß in herzlich bester Meinung, in schöner, warmer Wallung, aber auch in jener flotten Formlosigkeit, die ihm so gut ließ und ihm so viele Anderer Herzen gewann, nach der ersten Begrüßung den König an einem Knopf seiner Uniform, zog den Erstaunten an ein Fenster und sprach zu ihm zwar leise, aber doch so, daß es Umstehende vernahmen[1]: „So, na, das ist ja Alles schön und gut. Aber nu˜ muß noch gar Manches anders werden bei Dir in Baiern."

Das traf den Wittelsbacher wie ein vergifteter

[1]) Das kann ich aber nicht beschwören: es ist möglich, daß der König selbst meinen Gewährsmännern den Vorfall erzählte: mir machte er nur die oben mitgetheilte kurze Andeutung.

Pfeil: nie ist er dieser Wunde genesen: sein Haß gegen den Unvorsichtigen ward unauslöschlich[1]), ward eines der „Leitmotive“ seiner Wahnvorstellungen! Bekanntlich hat sich der Ausbruch des vollen Wahnsinns im Jahre 1886 ganz besonders entladen in jenen fürchterlichen Befehlen des Unseligen an baierische Gensd'armen gegen den Kronprinzen.

Und nach dem — und Andrem! — giebt es immer noch Leute, die behaupten, der König sei gar nicht geisteskrank gewesen, sondern durch Ränke Bismarcks (!)

---

[1]) Es ist nur Wenigen bekannt geworden, wie häufig, wie gewaltig an jenem Tage die Entschlüsse des Königs über die Frage schwankten, ob er bei dem dem Kronprinzen von der Stadt gegebenen Abendfest, wie er zugesagt hatte, erscheinen solle. Seine ganze Umgebung bestürmte ihn, es zu thun, sich so den Löwenantheil des Tages wenigstens hiebei zu sichern und den Kronprinzen nicht zu kränken: vier oder gar fünfmal ergingen widersprechende Befehle, bald Zusagen, bald Absagen: wie grausam mögen den Unglücklichen widerstreitende Gefühle zerfleischt haben, bis endlich der Groll, die Eifersucht, der Haß, die Menschenverachtung, der Drang nach Einsamkeit es über die Klugheit und Berechnung davontrugen und er unter dem Vorwand der Unpäßlichkeit von dem Feste fern blieb, um gleichzeitig in der Nacht in seine geliebten Berge davon zu fahren!

entmündigt und ermordet worden. Bismarck konnte sich auf dem Throne Baierns keinen Andern denken, der ihm verehrungsvoller befreundet war als dieser König.

Die Empfindung, die diese meine erste und letzte Begegnung mit Ludwig II. mir erregte, war eine so tiefe, daß ich nur die Zusammenkunft mit Bismarck höher werthe. „O what a noble mind was here o'erthrown!“ Das war eine der edelst angelegten Naturen, die ich in Geschichte und Dichtung kenne. Ich plante eine Zeit lang, ihm mit Richard Wagner zusammen eine kleine Freude zu bereiten, was nach kurzem Briefwechsel mit dem Meister an allerlei Zufälligkeiten scheiterte.

Bezeichnend für den Eindruck, den dieser phantastische König auf das Landvolk seiner Berge machte, ist, daß ja bei seiner Entmündigung die Bauern weithin im Gebirge die alten Stutzen von den Wänden nahmen und den Gefangnen befreien wollten: dem Bezirksamtmann zu Füssen glaubte ein alter Bergbauer nur widerstrebend, als er ihm die Ent-

mündigungs-Urkunde vorlas und ging, drohend auf seine Büchse deutend: „Du freu' Di, bal's g'logen hast."

Ich hab ihn lieb gehabt, diesen armen König[1])!

Wie mächtig mich im fernen Königsberg an jenem Pfingstsonntag nach Mittag die Kunde erschütterte von dem Untergang des „Königs Sonne" in den Fluthen, mag man ermessen nach der edeln Größe, mit der er meinen Freimuth aufgenommen.

Wir drei Baiern in Königsberg: Zorn (oben S. 129), Professor Fleischmann und ich, eilten unwillkürlich zu einander, gemeinsam zu klagen.

Damals entstanden die wehmuthsvollen Verse:

Schloß Hohenschwanstein.

Es ragt ein Schloß auf stillen Berges-Höhn,
Wie Dichtertraum, wie Königsthat so schön.

Ein Schlafgemach wie für Held Lohengrin,
Ein Lehensal, drin könnte Roland knie'n.

---

1) Daran ward auch nichts geändert durch die Trübung, die mein Verhältniß zu ihm ein par Jahre später durch die häßliche Anschwärzung eines — nun sagen wir „Wettbewerbers" erfuhr aus Anlaß der „Deutschen Treue", s. unten.

Wie für Tannhäusers Lied ein Sängersal,
Ein Trinksal wie für Rodensteins Pocal.

Doch in dem Schlafgemach warb Minne nie,
Im Lehensal bog kein Vasall das Knie,

Im Sängersal scholl keine Harfe je,
Im Trinksal saß zu Tisch ein einsam Weh.

Zugbrück und Graben schloß die Felsburg ein
Und dennoch drang ein stummer Gast herein:

Der Wahnsinn drang in den umthürmten Ort
Und trug den königlichen Burgherrn fort! —

In meinem „Macte Imperator“ hatte dem König folgende Strophe gegolten:

Primus vocat Bajuvaros,
Venatores teli gnaros
Pulcher rex ac juvenis,
Memor foederis recentis
Et honoris priscae gentis
Et Germani sanguinis.

„Du zuerst riefst Deine Scharen,
Flinke Jäger, schußerfahren,
Baiernfürst im Jugendschwung:
Treu dem neuen Bund und alten
Folgt Dein deutsches Herz dem Walten
Edelster Begeisterung.“

Daran knüpfend schrieb ich nun bei seinem Tode:

Primus et „Imperatorem“
Vocat Galliae victorem
Antevertens aliis:
O quam „Hludovici“[1] nomen
„Gloriosi“ — verum omen! —
Sonuit Versaliis!
Sors prostravit te crudelis,
Eques! Nobilis! Fidelis!
Sola sunt solatia:
Ingens gloria manebit
Et in anima fovebit
Grata te Germania.

„Einst des Sieges Lorberreiser
Wölbtest Du zuerst dem Kaiser
Um die Schläfe, Kronengleich:
Und durch Deutschland ging ein Schallen.
„Heil dem Baier: er vor Allen
Hat erfüllt den Traum vom Reich.“
Grausem Los bist Du erlegen,
O Du königlicher Degen
Edel, treu und ritterlich:
Doch Dein Ruhm wird nicht vergehen
Und in Deutschlands Herzen stehen
Wird ein ew'ger Dank für Dich.“

[1] Hludo-vic bedeutet „Ruhm-Kampf“.

Aber die Unterredung in dem einsamen Bergschloß auf dem Schachen sollte noch bis Berlin und Königsberg nachwirken.

Als ich in Berlin auf der Rückreise den Referenten im Cultusministerium aufsuchte (ich meine es war noch Olshausen (†), nicht schon Göppert (†)), empfing mich der mit den Worten: „Also wir verlieren Sie an München?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Na, sagen Sie's nur: Sie werden ja Cabinetssecretair des Königs."

„Gott soll mich bewahren!" rief ich so aus tiefstem Herzen, daß mir sofort geglaubt ward.

Nicht so leicht erzielte ich das in Königsberg, wo mich Freund Schipper (oben S. 136) und Andere durchaus als baierischen Cultus-Minister („oh heiliger Jörg!") feiern wollten: sie hätten's in München und Berlin verbürgt erhalten.

Ich habe niemals ein derartig Wort gesagt, sagen können, wenn auch jene Fragen des Königs darauf

zielen mochten, mich in irgend einer Stellung in seine Nähe zu ziehen: aber nicht als Cabinetssecretair, als der ich ja den letzten Augenblick der freien, selbständigen Arbeit gelebt hätte. Doch hat sich der König selbst damals in ähnlichem Sinne zu seiner Umgebung geäußert und von da aus drang das Gerede bis Berlin und Königsberg. Lange hätte der Selbstherrliche meinen häufigen Widerspruch wohl nicht ertragen: — nicht so viele Wochen als damals Stunden.

Die letzte, aber große königliche Freundlichkeit, die ich von ihm erfuhr, bestand in seiner gütigen Einladung für Therese und mich zu der ersten Aufführung des Rings des Nibelungen zu Bayreuth, der ich den großartigsten Kunstgenuß meines Lebens verdanke (s. unten Reisen): bald darauf vergiftete das Ohr des Königs jene bösartige Angeberei: daß er damals (1875) schon sehr, sehr krank war, geht aus seinem Selbstwiderspruch bei diesem Anlaß hervor. Später — hör' ich, soll er wieder ganz freundlich

von mir gesprochen haben. Vielleicht hatte er seinen Groll — und dessen Grund — einfach vergessen!

Zu dem siebenhundertjährigen Regierungsjubileum des Hauses Wittelsbach richtete ich an den König die folgenden Verse:

Wo sich des Etschthals Schroffen thürmen,
Da hat in todeskühnem Stürmen
Zuerst sich Wittelsbach bewährt:
Voran, voran dem ganzen Heere
Für deutsches Recht und deutsche Ehre
Brach Bahn das scharfe Baiernschwert.

Und an der raschen Isar Hängen
Der Bildkunst schuf und den Gesängen
Haus Wittelsbach ein prachtvoll Heim:
In Alpenerde ließ es senken
Hellenen-Kunst und deutsches Denken
Und — München sproßte aus dem Keim.

Und, wölbt ob allen deutschen Stämmen,
Gefügt auf blutgeweihten Dämmen,
Nunmehr das deutsche Reich sein Dach, —
Vor Allem brachte Schutz dem Rheine,
Vor Allem zu dem Bau die Steine
Der König Ludwig Wittelsbach! —

An die schönen, ob auch ernsten, ja traurigen Erinnerungen an diesen König mag sich, wie an die Tragödie das Satyrspiel, das alberne Geschwätz reihen, das jenen meinen Besuch in's Lächerliche zu verdrehen versuchte.

Denn es ist unglaublich, wie müßige und flache Menschen, die selbst nichts erleben und nichts denken, an Erlebnisse Anderer, auch an ein so einfaches wie jenes war, die dümmsten Erfindungen, lediglich aus der Luft gegriffen, knüpften. So ward in Königsberg nach meiner Rückkehr allgemein erzählt und geglaubt! — ein Freund, Dr. Simon[1]), brachte es schließlich mir zu Ohren — folgende rein erlogene Geschichte: der König habe mich telegraphisch aus Königsberg in sein Schloß Berg am Würmsee einge-

---

[1]) Er war der erste Königsberger gewesen, den ich kennen lernte und wie günstig wirkte gleich dieser erste Eindruck auf meine besorgte Stimmung (S. oben S. 33). Wie viele frohe Stunden hatten wir später ihm und seiner engelhaft guten Frau (oben S. 33) zu danken. Und in diesen Tagen (Februar 1895) ward er in der Blüthe der Kraft den Seinen und seinen Freunden entrissen! Ehre und Liebe bleibt seinem Andenken!

laden, ihm Gedichte vorzulesen: aber spornstreichs müsse ich kommen. Spornstreichs sei ich denn auch sofort von Königsberg in Einem Saus nach Berg gefahren und dort (ich war nie im Leben in Berg!), da ich unterwegs weder geschlafen noch gegessen habe, sehr erschöpft angekommen, so daß ich, als mich bei dem Aussteigen aus dem Hofwagen, der mich an der Station Starnberg abgeholt habe, der Adjutant sofort vor den König führen wollte, der mich schon bei den auf dem Lesepult brennenden Wachslichtern erwarte, erklärt habe, ich bedürfe wenigstens einer Viertelstunde Erholung. Sofort sei — auf Befehl des Königs — mir ein königliches Mahl aufgetragen worden: als ich nun aber, nach Ablauf der Viertelstunde, mich bereit erklärt habe, zu lesen, da habe mir der König in höchster Ungnade sagen lassen: er sei nicht gewohnt zu warten: nun passe es ihm nicht mehr und ich möge sofort sein Schloß und sein Land verlassen, worauf ich ebenso geschwind nach Königsberg zurückgedampft sei. Zu dumm!

XV.

Die weitere Darstellung unserer Reisen soll nach den Reisezielen, den Landschaften, nicht nach der Zeitfolge geordnet werden: letzteres würde zu eintönig ausfallen, da wir bei meiner Neigung, in gemüthvoller Anhänglichkeit liebgewordene Stätten immer wieder aufzusuchen, in einer ganzen Anzahl von Orten Jahr für Jahr so regelmäßig wie die Zugvögel erschienen.

Eine kurze Zusammenstellung nach der Zeitfolge verdanke ich der liebevollen Sorgfalt unserer Freundin, Frau Rath von Doß (oben S. 280) die unsere, von den verschiedensten Aufenthalten aus an sie gerichteten Briefe säuberlich aufbewahrt hat: viele Jahre hindurch suchten wir im August die Vielgetreue in dem Schneiderhäusel am Kankerbach in Partenkirchen auf,

um dann im Oktober nochmal bei ihr einzusprechen in dem echt altmünchnerischen Hause Dienerstraße 16, wo uns vom Erker des III. Stockes die gastfreundliche Lampe schon bei der Anfahrt wirthlich entgegen strahlte. Wie viel Glück und Poesie und Scherz hat sie beleuchtet! —

Vorgezeichnet war auch die Straße von Königsberg hinweg und dorthin zurück: sie führte über Berlin [1]).

Dort weilten wir meist mehrere Tage; so lang es bestand in dem Hôtel Schmelzer in der Jägerstraße, später aber stets, und zwar mit hoher Zufriedenheit, im Kaiserhof: bei der Ausfahrt mit noch gefülltem Beutel im II., bei der Rückreise mit erschöpften Mitteln im III. Stocke wohnend.

Nicht gar zu viele Berliner Freunde konnten bei so kurzem Verweilen aufgesucht werden: vor Allem Haus Toeche (II. S. 28, 236), das mir sogar mit

---

[1]) Nur einmal reisten wir von Vorträgen, die ich in Thorn und Posen gehalten, über Graudenz und Korschen nach Hause.

Frack und Cylinder oft aushalf, Herbigs (II. S. 365), Hinschius (II. S. 416, III. S. 539).

Fester knüpften sich die frühgeschlungenen Bande, die mich mit „Mariechen Böckh“ (II. S. 375), d. h. nun der wirklichen geheimen Frau Oberregierungsrath Professorin Rudolf von Gneist, Excellenz, verbunden hatten, und wiederholtes Zusammentreffen (von Breslau aus) in Gastein brachte mich auch ihrem Gemahl, dem berühmten Statsrechtslehrer, recht erfreulich nahe. Sonst aber mieden wir die geheimen Räthe und Professoren: spät erst (leider!) lernte ich die Amtsgenossen Brunner und (schon früher bei einem Vortrag in Breslau) Gierke kennen. Ich bin, und noch mehr Frau Therese, dem Aufsuchen von Menschen — verkehrterweise und bis zur Thorheit — abgeneigt.

So verwandten wir ungleich mehr Zeit in Berlin auf den zoologischen Garten — zumal seine Vogelsammlung — und die zahlreichen Vogelhandlungen, als auf die „maßgebenden“ Geheimräthe Berlins.

Es ist verkehrt, dies den entscheidenden Leuten und

ihrer Gunst geflissentlich aus dem Wege gehen: denn spät, nach bitteren Erfahrungen hab' ich gelernt, daß auf solchen persönlichen Eindrücken — ohne jeden Mißbrauch — das Vorwärtskommen in der Welt beruht. Bei mir geht das Ausweichen vor dem bloßen Schein und Verdacht des Gunstsuchens bis zu krankhafter Thorheit: ich fürchte, in diesem übertriebenen Zurückhalten liegt neben berechtigtem Stolz ein Stück Eitelkeit: nicht blos Nicht-suchen, sich Suchen-lassen-Wollen. Ich bin von Königsberg aus 16 Jahre lang allen einflußreichen Leuten „aus dem Wege gegangen“: und in Königsberg liegt man allen Leuten aus dem Wege, die uns nicht geflissentlich aufsuchen.

In den Osterferien verließen wir nur einmal Königsberg, da ich den oben (S. 275) erwähnten Vortrag in Berlin übernommen hatte: durch zweimaliges Verreisen im Jahre wäre das Leben zu unruhig, das Heimathgefühl geschwächt und die für meine gewaltige Arbeitslast erforderliche Freizeit all zu stark verkürzt worden: denn an meinen wissen-

schaftlichen Werken kann ich nur zu Haus oder doch nur in einer Stadt mit einer großen Bücherei arbeiten.

Unsere regelmäßigen Herbstfahrten von Anfang August bis Ende October hatten gewisse selbstverständliche Ziele. So lange meine Aeltern in München lebten[1]) und meine Geschwister sowie zahlreiche Freunde aus alter und neuer Zeit dort leben, bildete (und wird bilden) München die letzte Haltestätte vor der Rückfahrt nach Nordosten.

Abgesehen von Berlin und München gliedern sich nun unsere Fahrten folgendermaßen.

Weiter nach Norden und Osten als Königsberg bin ich nie gekommen: es war mir wahrlich nordöstlich genug! Die Freunde wundern sich, daß ich nicht das von dort aus so leicht zu erreichende Nordgermanien aufgesucht habe, das so manche meiner dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten zum Gegenstande hat. Im Anfang hinderte Mangel an Geld,

---

[1]) Mein Vater starb am 9. December 1890, meine Mutter am 26. März 1894.

immer an Zeit (auch die Abscheu gegen die Seekrankheit wirkte mit). Ich muß auch meine Herbstreisen so einrichten, daß ich täglich etwa sechs Stunden arbeiten kann: das wäre bei solchen Fahrten mit fast täglich wechselndem Aufenthalt unmöglich. Die gleichen Gründe hielten mich von einem Besuch Englands ab, das (d. h. Old-England, nicht das Neueste!) ich so herzlich liebe, dessen Literatur ich neben der Deutschen die höchsten Genüsse verdanke. Uebrigens verzeichne ich hier — nicht ohne Eitelkeit, wahrscheinlich! — daß meine Schilderungen Scandinaviens, seiner Fjorde und Eilande, nach dem Urtheil von Landkundigen nicht erkennen lassen, daß ich sie nur aus Büchern kenne: — wie mir Aehnliches mit Rom und ganz Italien südlich von Ravenna gelungen ist (s. unten Kampf um Rom): — vielmehr sagten sie mir: „Man sieht, daß hier Alles aus Anschauung geschildert wird!“ —

Nach Nordosten, nach Sanct Petersburg, sollte mich einmal von Königsberg aus ein Ruf ziehen,

dem wohl die Meisten gefolgt wären (Spielhagen, einem ähnlichen Rufe nachgehend, erlebte dort bis an die Sterne rührende Triumphe!). Nachdem mein Name ein klein wenig bekannt geworden — etwa 1886, zehn Jahre nach dem „Kampf um Rom" — und ebenso die Thatsache, daß ich in Deutschland in vielen Städten volksthümliche Vorträge — auch für Damen — hielt, erhielt ich durch Vermittlung Freund Kißner's (oben S. 137), der Jahre lang an der Newa gelebt hatte, von dortigen Deutschen die Aufforderung, in ihrer Mitte eine Reihe von 6—12 Vorträgen über altgermanische Geschichte zu halten. Die Geldfrage war in wahrhaft verblüffender Weise gelöst und sicher gestellt und gewaltige Ehrungen wurden mir zugesichert. Ich konnte mich aber nicht entschließen, die russische Gränze zu überschreiten. Ich hegte von jeher gegenüber dieser Vor- und Zukunfts-Macht des Slaventhums ein ahnungsdüsteres, aus Grauen und Bangen — und nicht gerade aus Liebe! — gemischtes Gefühl: — lange bevor die unheimliche Aussicht auf

das Bündniß von Kosaken und Turcos sich aufthat. Und dann —: ich bilde mir gewiß nicht ein, daß mir in Rußland um meiner durchaus unpolitischen Person willen Gefahr drohen könnte: aber es ist mir so zu sagen um des Grundsatzes willen unleidlich, ein Land zu betreten, in dem mich jeder Gemeinde-vorsteher ohne Richterspruch „administrativ“ irgend-wohin verschicken kann, wo ich erfroren und verrottet sein kann, bevor Bismarck (ach so! Nicht mehr Er! Hohenlohe!) erfährt, wo ich stecke, und mich heraus-holen kann. Es ist thörig, ich weiß es: aber ich komme nicht darüber hinweg.

Nun sagen die Freunde, neue Landschaften, Städte, Volksarten, würden mir neue dichterische Anregungen, weitere Stoffe zuführen. Lieber Gott, ich habe schon gesagt: ich kann gar keine neuen Stoffe brauchen und unterbringen in meinen Gedanken: ich habe deren so viele, ganz fertig und halb fertig gedacht, auf Vorrath aufgespeichert liegen, daß meine noch übrigen Tage entfernt nicht ausreichen, sie nieder-

zuschreiben: nur Zeit, Zeit, Muße brauchte ich. Denn in den neun Monaten der Vorlesungen komme ich nicht zur Dichterei und zu mir selbst.

Daher eifern sogar meine Nächsten sehr mit Unrecht auch dagegen, daß ich so beharrlich immer wieder ein par Lieblingsorte: Scheveningen, Friedrichshafen, Meran, die Mendel aufsuche, was mir doch ein Bedürfniß meines treu anhänglichen Gemüthes ist; schon der Anblick eines Ortes, wo ich früher glücklich war, beglückt mich.

Abgesehen aber vom Nordosten sind wir von Königsberg aus nach allen Himmelsgegenden eifrig ausgezogen: nach Westen bis Scheveningen und Le Havre, nach Süden bis Neapel und Amalfi, gen Südwesten gar häufig an den Bodensee, oft in die Schweiz gen Südosten nach Tirol.

Beginnen wir mit dem mir ganz besonders an's Herz gewachsenen Idyll von Friedrichshafen!

XVI.

Als ich im August 1866 nach jenen aufregenden Wochen (IV. 1. S. 147 f.) das von den Preußen besetzte Würzburg verließ, eilte ich an den mir seit lange theueren blauen See, jenen köstlichen Saphir, den Alamannen und Bajuvaren gemeinsam hegen; ich weilte mehrere Wochen zu Ueberlingen (IV. 1. S. 178).

Aber schon auf der Hinfahrt — von Lindau her — war mir, trotz nur kurzen Verweilens des Dampfschiffes in dem Hafen, ein mir völlig unbekanntes, freundliches Städtlein aufgefallen, das so lieblich aus seinen vorgelagerten grünbuschigen Gärten lugte. Auf der Rückfahrt, bei etwas längerem Aufenthalt des Schiffes, wiederholte und verstärkte sich dieser Eindruck, und ich sprach zu meinem Herzen: „Wahrlich, o Herz, wann du wieder einmal nach dem

Frieden verlangest, such' ihn dir hier: denn der Ort scheint mir ein Friedens-Idyll."

Jedoch Jahre — neun Jahre — vergingen, bis ich die nie aus Gedanken und Wunsch verlorne Stätte wieder aufsuchen konnte.

In den Herbstferien (August 1874) führte ich meine liebe Frau Therese von der fernen Bernsteinküste an den Bodensee, nun zu erfahren, ob die Lieblichkeit jenes Städtleins der Ahnung, der Hoffnung entspreche: ähnlich wie echte Liebe in der Ehe noch über die Erwartung hinaus Beseligung findet, während eingebildete Neigung an dem ersehnten Ziel erlischt. — — —

Nun, seit dem Jahre 1874 sind wir — mit Ausnahme eines einzigen Jahres, da das Befinden meiner Frau die Reise dorthin ausschloß — bis zu diesem Jahre (1894/95) jeden Herbst wieder nach unserem geliebten Friedrichshafen gepilgert, also waren wir im Ganzen sechzehn Male dort, und gedenken das bis an unser Ende fortzuführen; ja, wäre es mir

möglich, die Professur aufzugeben und die letzten Jahre, die ich etwa noch zu leben habe, in Ruhestand zu verbringen, — keinen anderen Ort würde ich mir zum „buen retiro" küren, als jenes liebe Gartenstädtlein. Leider ist es mir nicht möglich. Auch unser gemeinschaftliches Grab hatten wir uns schon einmal ausgesucht in einer stillen Ecke des hoch poetischen Friedhofes dort: allein entscheidende Gründe sprachen schließlich für München als Stätte meiner Ruhe, die ich erst im Grabe finden werde. — Dieses Zeugniß für die Wirkung jenes Idylls mag stärker als alle Schilderung die Reize des Ortes darthun: etwa wie Homer nicht Helena im Einzelnen beschreibt, nur die Wirkung ihrer Schönheit angiebt.

Damals nun aber, an einem wunderherrlichen August-Nachmittag, gingen meine Frau und ich von dem Hafen, wo uns das Dampfschiff aus Lindau gelandet, gen Westen die breite Hauptstraße des sauberen Ortes entlang auf die Suche und Spähe aus: denn ich war ja nur zwei Mal vorbeigefahren

und kannte blos, was man vom Schiff aus sieht. Wie das Innere beschaffen, ob es zu längerem Verweilen einladend, ob zumal ein wirthlich, wohnlich Gasthaus vorhanden sei — nicht etwa eines der mir unleidlichen „hochmodernen“ Hôtels, die mit ihrer Prosa, Geldgier, Oberkellnerei im Frack und aufgetünchten „Eleganz“ so viele Gegenden der Schweiz aller Stimmung, aller Poesie entkleiden: — das mußte doch Alles erst noch ausgefunden werden!

Aber mir gefiel gleich von Anfang die Mischung des Freundlich-Sauberen der kleinen Landstadt mit ihren schmucken Häuslein und ihren sorgfältig gepflegten, blumenbunten Vorgärtlein, die durch die breite Landstraße von den Hausthüren und meist durch einen zweiten schmalen Weg von dem Seeufer geschieden werden: — dieses kleinstädtische Wesen also, das mit seinen zahlreichen Kaufläden von allerlei Waren mehr Behagen verhieß, als ein oberbaierisches Bauerndorf, wie etwa Seebruck, unter dessen vollkommener Culturlosigkeit ich früher gelitten (II. S. 302)

und das doch durchaus nicht den vollen Reiz des Ländlichen ausschloß, wie die durch die Hauptstraße uns freudig brüllend entgegenwandernden Kühe darwiesen — nebst Spuren ihrer Vorgängerinnen! — und der Blick durch die Quergassen dazwischen, der alle landwirthschaftliche Hantierung auf Wiese und Acker in vollem Betriebe zeigte.

So kamen wir, lieblich angemuthet, die Reiseränzlein an der Seite, im Wanderschritt an ein weißes Haus mit dem Schilde: „Gasthaus zur Krone am See". Freundlich einladend sah es aus und verlockend mit seinem kühlen Schatten des auf der Südseite der Straße nach dem See hin gelegenen grünlaubigen Wirthsgartens . . .

Vor seines Hauses Thüre aber stand „mine host", wie es in alterthümlichem Englisch heißt (nicht: my host), dessen tadellos weiße Weste weithin leuchtete, noch bevor man des stattlichen Mannes, des schönen, klugen Gesichtes näher ansichtig ward: es war Herr Deeg, der Eigenthümer des Gasthofes,

mit dem und mit dessen ganzem Haus uns im Laufe der Jahre eine schöne, gemüthvolle Freundschaft verknüpfen sollte; daß er meinem Vater ähnlich sah, nahm uns gleich von Anfang für ihn ein.

Auf unsere Frage, ob wir hier für längere Zeit Wohnung finden könnten, führte uns der Freundliche in ein gar schönes, großes, dreifenstriges Zimmer im ersten Stock (Nr. 19 ist es), wo uns sofort die schöne Aussicht über die blumenreichen Vorgärten, auf den See und über dessen blauen Spiegel, hinüber in die Schweizer Berge — zumal auf die Krone dieser Rundschau, den von Freund Scheffel geweihten Säntis — entzückte.

Sogleich schlossen wir den Vertrag ab, der Wohnung und (wie sich alsbald herausstellte) ganz ausgezeichnete — für mein Bedürfniß, das nicht „nach Spîse gêrt" — nur allzureichliche Verpflegung für einen unwahrscheinlich geringen Preis zusicherte.

Die ersten Jahre bewohnten wir stets das Zimmer Nr. 19 im ersten Stock; später ward hier die

Aussicht durch die hoch aufgeschossenen Eschen des Gartens und der Landstraße beeinträchtigt; wir zogen deshalb in den entsprechenden Raum eine Treppe höher, wo ein luftiger Balkon und ein an das salähnliche Wohnzimmer stoßendes Schlafzimmer den Aufenthalt noch erheblich angenehmer machten.

Herr Deeg ließ in dem Sale seine ganz vortrefflich gewählte Bücherei (zumal reich an Werken über Natur und Geschichte des Bodensees und der umgebenden Landschaften, z. B. Tschudi's „Thiere der Alpenwelt" darbietend) zu unserem Gebrauche stehen, und manche verregnete Stunde, manchen kühlen Herbstabend haben wir uns dieser Bücher erfreut.

Mich argen Gewohnheitsmenschen heimelt es nun jedes Mal so wohlthuend an im Gemüth, wann ich das Zimmer wieder betrete und an dem altgewohnten Ort am Südfenster den altgewohnten (höchst einfachen!) Holztisch und den Strohstuhl schon bereitgestellt finde von der fleißigen Hand der unvergleichlichen „schwarzen

Franzi“, auf welchem Tische schreibend und in welchem Stuhle sitzend ich seit 1874 so viele, viele Dichtungen und wissenschaftliche Werke verfaßt oder doch corrigirt habe: so von der „Statskunst der Frauen“ an die meisten Dramen, von den Romanen „Die Kreuzfahrer“, „Bis zum Tode getreu“, „Was ist die Liebe?“, „Frigga's Ja“ und noch manche andere; corrigirt aber habe ich dort großentheils die vier Bände „Urgeschichte“ und die zwei Bände „Deutsche Geschichte“. Auch die Erinnerung an diese schönen Stunden des Schaffens oder doch fleißiger Arbeit erhöht meine Liebe zu diesem traulichen Raum, in welchen wir auch schon manchen lieben Freund, manche holde Freundin zu Gast geladen haben.

Alsbald gestaltete sich, wie gesagt, das Verhältniß zu dem vortrefflichen Wirth, dessen rastlos ämsiger Frau, dem Töchterlein, den allmälig heranwachsenden drei Buben zu einem wahrhaft freundschaftlichen, und wahrlich nicht minder das zu der Schwester der Frau Deeg, dem immer fröhlichen

Fräulein Sonntag, dem heiteren Kobold des Hauses; ach allzu früh, liebenswürdige Caroline, ist Deine wohllautreiche Stimme verstummt, und hat Dich der Hügel in jenem poesiereichen Friedhof überwölbt!

Uebrigens sind wir nicht die Einzigen, die, wie man zu sagen pflegt, „einen Narren gefressen haben" an Friedrichshafen. Mein lieber Freund Dohrn, der Professor der Frauenheilkunde zu Königsberg (oben S. 132) richtet seit vielen Jahren ebenfalls die erste Fahrt in der herbstlichen Freizeit in die „Krone" nach Friedrichshafen, die ich mit folgenden Versen angedichtet habe:

An den Wanderer.

In der Krone zu Friedrichshafen
Ist gut essen und trinken und schlafen,
In der Friedrichshafener Kronen
Ist gut essen und trinken und wohnen;
Auch die Muse verfehlt nicht des Weg's
Zu den wirthlichen Wohnungen Deeg's.
Verdirb Du nicht der Einsamkeit Reiz,
Und erscheine, wann ich in der Schweiz.

Ein Hauptreiz des Aufenthaltes liegt in der hervorgehobenen Verschmelzung kleinlandstädtischer, netter, freundlich gebotener Cultur und einer theils wunderlieblichen, theils großartig malerischen Natur.

Der Blick auf See und Gebirg ist von dem Nordufer aus unvergleichlich schöner als auf dem südlichen, wo die hohen Berge von den reizlosen grasgrünen Vorhügeln verdeckt werden: aber auch schöner als in Lindau, wo sie nur die linke Flanke füllen, während gerade in Friedrichshafen — etwa in der Mitte des Sees — die blauen Fluthen den Vordergrund und die ganze Bergkette, von den Allgäuern im Nordosten bis zu den Bernern im Südwesten, majestätisch abschließend den großartigen Hintergrund bilden. Beleuchtungen von Vordergrund, See und Gebirge, wie wir sie von dem hoch gelegenen Kirchplatze zu Berg bei Sonnenuntergang geschaut haben, zählen zu dem Allerschönsten, das ich diesseit der Alpen kenne. Und nicht minder schön ist der Blick von der königlichen Meierei aus, westlich von dem

Weiler Marzell, wohin ein höchst malerischer Fußweg dicht am Seeufer durch Schilfdicht, Wiesen und Felder führt. Aber auch die hochgelegene Landstraße nach Meersburg hin gewährt einen prachtvollen Ueberblick. Dort, auf der Bank vor der Meierei, haben wir gar oft die Sonne wundervoll im Untersee versinken sehen, den ganzen See mit Purpur und Gold überstrahlend, und das (freilich seltene) Alpenglühen des Säntis und der Churfirsten ist von unerreichter Herrlichkeit.

Welche Stimmung, wann der Westwind die letzten kaum gekräuselten Wellen leise anrauschend an das sandige Ufer spült, indeß fern draußen im Untersee ein Paar Taucherenten sich von der Fluth abheben oder der scheue graue Reiher aufgeschreckt aus dem Schilf abstreicht, mit melancholischem Ruf und langsam feierlichem Flügelschlag.

Der Roman „Bissula“ spielt in dieser Gegend, zwischen Berg (auf dessen Hochfläche ich das Römerlager verlegt habe) im Norden, Erichskirch im Osten

und Marzell im Westen. Wenn an den Naturschilderungen etwas gelungen ist, — ich hab's nur abgeschrieben hier. Die Auffindung der Grundmauern eines römischen Hauses — in Raumeintheilung und Farbe der Wände genau den pompejanischen entsprechend — in Jettenhausen, links am Weg nach Berg, gab mir einen weiteren Anstoß, den Schauplatz jener Erzählung gerade hieher zu verlegen.

Aber auch der Weg in der entgegengesetzten Richtung, gen Osten, nach Erichskirch, entweder entlang dem schilfigen Ufer hart am See — wo Bissulas Hütte zu denken ist — oder weiter landeinwärts durch den Stadtwald, ist gar reizvoll. In diesem Stadtwald haben wir uns einmal von einem Gewitter spät am Abend überraschen lassen, so daß wir, in pechschwarzer Dunkelheit, mehrmals gegen Bäume anrennend und in den Sumpf gerathend, stark erschöpft und völlig durchnäßt, erst gegen 11 Uhr nach Hause kamen. Und zahlreiche andere Ausflüge

zu Fuß, zu Wagen, zu Dampfschiff nach Meersburg, nach dem so überaus lieblichen Constanz mit seinem trefflichen Inselgasthof bieten sich bei schönem Wetter verlockend dar. Jedoch auch bei minder schönem Wetter — der Regen verläuft und trocknet rasch auf den trefflich gehaltenen Landstraßen, so daß man selbst nach heftigen Güssen bald wieder ausgehen kann — sind die Rundgänge um das Städtlein, in dem „Riedle", endlich das Lustwandeln auf dem Hafendamm, wann bei Sonnenuntergang die Dampfer von allen Seiten her einlaufen, höchst angenehm. Auch vom Hafen aus, wie im „Olga-Hafen", stellen sich die Berge und der See im Abendgold unvergleichbar schön zur Schau.

Dieser Olga-Hafen ist eine kleine, für die königlichen Nachen bestimmte Bucht vor dem Garten des Königschlosses, in welchem aber auch Dampfer die Gäste des Schloßherrn landen und abholen können.

Das Königsschloß ist ein altes Kloster, Hofen genannt: denn das heutige Friedrichshafen ist entstanden

aus dem Zusammenwachsen der kleinen Reichsstadt Buchhorn im Osten und jenes Klosters nebst sonstigen Gebäuden und Grundstücken im Westen. Das Schönste an dem geschmackvoll, aber einfach gehaltenen Sitz ist der große, herrliche Garten mit seinem dicht verwachsenen Rebengang, der die hohe Klostermauer entlang von Ost nach West sich hinzieht, die entzückendsten Ausblicke gewährt aus kleinen Lug-in's-Land-Löchern (hier freilich zunächst Lug-in-den-See) über den See hin und auf die Bergkette drüben.

An Schloß und Garten knüpfen sich mir höchst werthvolle Erinnerungen: ich durfte mich hier gar oft der gütigen Wirthlichkeit des königlichen Schloßherrn erfreuen.

Im Jahre 1877 hatte ich, damals Rector der Universität Königsberg, die Hochschule bei dem Jubileum der Tübinger Universität zu vertreten[1]); ich

---

[1]) Vgl. mein Festgedicht, Balladen und Lieder, Leipzig 1878 S. 350.

ward dabei (wie alle Vertreter) dem Königspare dortselbst vorgestellt, und als ich von da nach Friedrichshafen ging, ließ mich die Königin Olga wissen, mein Besuch im Schlosse werde nicht unwillkommen sein. Ihr Bote war ein ganz ausgezeichneter Mann, mit dem mich und meine Frau alsbald innige Freundschaft verbinden sollte: der damalige protestantische Stadtpfarrer Rudolf Schmidt. Dieser vortreffliche Geistliche vereint in sich die hohe Bildung, die das Tübinger Stift als gar feinen Ruhm seinen Schülern mitgiebt, mit den zahlreichen und glänzenden Vorzügen der geistigen, seelischen und Gemüthsbegabung, durch die der Alamannen-Stamm aus allen westgermanischen hervorleuchtet [1]).

Der durch Charakter und Kenntnisse und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnete Mann — er war der Erzieher des Herzogs von Argyle gewesen und hatte durch langen Aufenthalt in England und durch das

---

[1]) Vgl. das Gedicht „Schwaben-Lob", ebenda 335.

Leben in den höchsten Kreisen der Gesellschaft dort seine Anschauungen erweitert — hat unter Anderem ein ganz vorzügliches Werk über Darwin geschrieben, in welchem er die volle Vereinbarkeit des Darwinismus (†††) mit dem Christenthum überzeugend dargewiesen hat. Du lieber Gott! Und mich haben die preußischen Pfaffen beider Bekenntnisse (1892) in die heißeste Hölle hinein verflucht, weil ich bei Bekämpfung des Schulgesetzentwurfs mich zum Darwinismus bekannte, und obenein haben sie mir den Unsinn auferlogen, ich wolle Darwin in die Volksschule einführen. Aber die Bildung des Tübinger Stifts fehlt eben vielfach den protestantischen wie den katholischen Fanatikern anderer deutscher Staten. Gar freundschaftlich und mit reichster Anregung für uns verkehrten wir nun mit dem Pfarrer und seinem Hause, bis er leider Friedrichshafen verließ, um rasch von Stufe zu Stufe in der würtembergischen Kirche empor zu steigen: jetzt ist er als Nachfolger Geroks „Prälat“.

Das Königspar hatte die Huld, mich fast jeden Herbst einmal zu der Tafel zu ziehen, an der es durchaus nicht steif herging; vielmehr glaubte man, bei einem, freilich sehr reichen Landedelmann zu Gast zu sein: das Gespräch war ungezwungen, heiter, an guten Witzen reich. Der König[1]) hatte Wohlgefallen an meinen Versuchen, zu schwäbeln, manch' froher Scherz knüpfte sich hieran. Aber auch ernste Erörterungen fehlten nicht: der Herrscher zeigte sich dabei, war einmal eine gewisse, durch seine Erziehung verschuldete Schüchternheit im Ausdruck überwunden, als wohlunterrichtet und von gutem, verständigem Urtheil: — sehr mit Unrecht ist eine entgegengesetzte Meinung über den Verewigten weit verbreitet; in den Zeiten des heißesten Culturkampfes in Preußen sprach er die einzelnen Streitfragen eingehend und

---

[1]) Als es hieß, er sei von jenem vielbesprochenen Amerikaner zum Katholicismus bekehrt worden, rief er mir lachend zu: „Haben Sie gehört, daß ich katholisch worden bin? Warten's nur, nächstens werd' ich Jud'."

umsichtig mit mir durch und rühmte sich freudig und selbstbewußt, im Einvernehmen mit dem trefflichen Bischof Hefele von Rothenburg seinem Lande die schlimmen Folgen des Vaticanums abgewehrt zu haben.

Jene ungünstige Beurtheilung beruht meist auf einem Vergleich mit seiner Gemahlin, der Königin Olga, die denn freilich neben der Königin von Rumänien (aber in sehr anderer Weise!) die geistig bedeutendste Frau war, die ich in meinem Leben gesprochen habe. Schon bei der kurzen Begegnung zu Tübingen begann sie feine, zierliche Fäden geistvollen Scherzes im Gespräch mit mir zu knüpfen, indem sie mich plötzlich scharf darüber verhörte, wann, wo, warum, gegenüber wem ich das Gedicht „Der Glaube der Freundschaft“ (Gedichte I., 2. Aufl., Leipzig 1891 S. 190) verfaßt habe? Anfangs recht verblüfft, zog ich mich zuletzt doch leidlich aus dem Wortgefecht; sie entließ mich lächelnd und erwies sich später in Friedrichshafen stets sehr huldvoll. Sie muß eine

Schönheit ersten Ranges gewesen sein, und noch in ihrem hohen Alter und unter quälenden Leiden bewahrte sie echt königliche Haltung. Am Stärksten bewunderte ich sie während der Tage von Plewna (1878), da ich sie häufig sprach; oft kamen Depeschen vom Kriegsschauplatze, fast alle berichteten Schlimmes über die russischen Waffen, ihr ganzes Herz war bei diesen Fahnen, sie litt auf das Schwerste dabei, und unerschüttert — ob unter Thränen, die auf das Gelesene rollten, — sprach sie weiter von ganz anderen Dingen.

Auch die reich begabte lebhafte Herzogin Wera, die so früh verwitwete, lernte ich an jener Tafel kennen; hoch erfreute mich, daß sie auf meine Bemerkung: bei einem Besuche in Paris sei sie wohl schon als Russin gut aufgenommen worden, eifrig erwiderte: „O nein, ich fühle mich als Deutsche und habe das den Parisern deutlich gezeigt.“

Von den zahlreichen Beziehungen, die mir der Verkehr an dem Hofe von Friedrichshafen gewann,

hebe ich hier nur die mir werthvollste hervor: die zu dem Cabinetschef des Königs, Staatsrath Dr. von Griesinger, dem ich unverhüllt die Hoffnungen und Freuden und später auch (seit 1889) die bitteren Schmerzen eines deutsch schlagenden Herzens anvertrauen konnte. Aber auch gar manchen hervorragenden Gelehrten lernte ich in jener gastlichen Gartenhalle kennen: den greisen Adalbert von Keller, den Classiker unter den deutschen Philosophen Eduard Zeller, den so höchst eigenartigen Orientalisten Euting, der den ganzen Hof und alle Gäste der (andern!) Krone Stunden lang durch seine fesselnden Reiseerzählungen unterhielt. Einmal, als er nach deutscher Professoren-Art auf eine Frage der Königin gar zu ausführlich antwortete, und die feine Frau sich, während seines längeren „Vortrages“, auch den andren Gästen etwas widmen wollte, „forcht sich der kühne Schwabe nit“, sondern rief ihr zu, sogar ihren Aermel leise berührend: „Passen's auf, Majestät!“ worauf die Tochter des Czaren Nikolaus ganz bestürzt und

gehorsam sich ihm wieder zuwandte. Das „Aräbli“ nannten seine Landsleute den kundigen Erforscher jener Wüsten, das kleine, kurze Männlein, mit dem klugen, großen Kopf und noch viel größeren Schlapphut, unter dem er nahezu verschwand.

Unter den Stammgästen der „Krone“ hebe ich hervor den würtembergischen Major a. D. Freiherrn von Tröltsch, den ausgezeichneten Kenner und unermüdlichen Durchforscher der vorgeschichtlichen Funde seiner Heimat und deren Nachbargebiete; ferner den Stuttgarter Arzt Dr. Härlin, dessen Tochter Anna wir (III. S. 541) schon früher als die feinstsinnige Beurtheilerin meiner Dichtungen kennen gelernt haben. Auch die Familie Käsenheimer darf hier nicht fehlen, in deren Wirthsgärtlein nahe dem See wir manchen guten Abendtrunk Ravensburger Räuberhöhlen-Bieres gethan und manch verständiges, oft auch recht heiteres Wort über Land und Leute vernommen haben.

Aber auch du darfst nicht übergangen werden, wo ich Friedrichshafens gedenke, unsträflicher, ehe-

maliger, leider jetzt „zur Ruhe gesetzter“ Apotheker, der du durch deinen kernigen, echt alamannischen Humor uns manche Freude bereitet hast. Gedenkst du noch unserer ersten Begegnung? Du bist ein Feind der kalten Bäder im See, die ich ja wohl zuweilen all zukalt nahm. Noch hatten wir nie im Leben ein Wort gewechselt. Ich kam aus dem See, das triefende Har verrieth es und über der Schulter das Handtuch. Du stelltest mich vor deiner Schwelle und sprachst die geflügelten Worte: „Der Mensch is kei˜ Fisch.“ Mir versagte im Munde die Rede. Denn nicht also gewandt war ich im Gegenstoß wie jenes Bäuerlein aus Marzell, dem du verwiesest, daß es in deiner Apotheke die Tabakspfeife nicht ablege, die da stinke. Zornig aber entgegnete der Alamanne: „Dei˜ ganzes Loch hier is nur zum Stinke˜ da.“ —

Innige, schöne Freundschaft verband und verbindet uns mit einem andern Hause, das vor ein par Jahren (September 1892) sein unvergeßbar Haupt verlor: mit der Familie des Hofrathes von Bühler.

Dieser nach jeder Richtung ausgezeichnete Mann hat sich gerade gegenüber der „Krone“ hart am See eine Villa gebaut, die unvergleichbar das schönste Haus im ganzen Städtlein ist. Mit dem feinsten Geschmack für Kunst und Kunsthandwerk hat seine liebevoll pflegende und schaffende Hand alle Räume zu Schmuckkästlein ausgestaltet, indem er unablässig, in der Nähe und in der Ferne, altes, werthvolles Geräth jeder Art in wunderbarem Spürsinn aufstöberte, und, vom Glück begünstigt, an sich zu bringen wußte. Hier verbrachte der noch gar rüstige Greis in den letzten Jahren die Monate der milderen Jahreszeit, und wir waren ein- für allemal zu jeder Stunde des Tages und des Abends in das gastliche Haus mit dem herrlichen Garten geladen. In gleicher Herzlichkeit hat das Haupt wie die anderen Glieder der Familie, vor Allen die prächtige Hausfrau, uns ihre schöne Freundschaft geschenkt; noch vor zwei Jahren scheute das betagte Ehepaar nicht die Mühe, uns bis auf die Mendel bei Bozen nachzureisen;

— und wir hofften, der Mann, der sein Leben über so rastlos und mit so reichem Erfolg gearbeitet hatte — er war Jahrzehnte lang Verwalter der fürstlich hohenlohe'schen Güter in Russisch-Polen gewesen — werde sich noch viele Jahre des wohlverdienten Ausruhens in dem von ihm geschaffenen und so reizvoll geschmückten Heim erfreuen dürfen, — da entriß ihn rasch ein Schlaganfall den Seinen und uns.

Er war ein ganz hervorragend begabter und rastlos bis in sein hohes Alter an seiner geistigen Weiterbildung arbeitender Mann. Ein Abendgang mit ihm war ein geistiger Genuß; sein Wissen, seine Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten, — zumal auch des praktischen, des wirthschaftlichen Lebens — waren erstaunlich. Oft war ich freilich genöthigt, seinen politischen Neigungen, zumal Abneigungen zu widersprechen: — war er doch ein bitterer Feind des Krieges und aller mit ihm zusammenhängenden Einrichtungen. Sein Briefverkehr mit Moltke und Bismarck über die Abrüstung hat ja seinen Namen weithin

bekannt gemacht. Den „Friedensbühler“ nannten ihn seine Genossen im Reichstag. Aber mit liebenswürdigster Laune nahm er meine, des so viel jüngeren Mannes, nicht immer sehr sanften Erwiderungen hin und meine scherzhaften Angriffe schlug er mit jenem weit überlegenen Humor zurück, der ihn zu einem der begehrenswerthesten Gesellschafter machte. Es war echt schwäbischer, kerniger, urwüchsiger Humor, der trotz aller Wucht der damit geführten Schläge so grundgutmüthig war, daß der Getroffene selbst am herzlichsten mitlachen mußte.

Wie warmen Dank schulden wir dem prächtigen Mann und den Seinen für so viele Stunden fröhlichsten und gemüthvollsten Verkehrs! Es war mir eine Herzensfreude, einen Enkel des Pares im Sommerhalbjahr 1893 zum Studium nach Breslau rufen zu können und den in ernster, musterhaft fleißiger Arbeit, wie in echt bühlerischem Humor gleich bewährten jungen Schwaben, der sich Aller Herzen gewann, in meinen Vorlesungen und Uebungen und in meinem Hause zu sehen.

Was ich in solcher Weise an idealem Einfluß und an Durchdringung mit geschichtlicher Methode an einer jetzt schon starken Anzahl reich begabter junger Leute gewirkt habe, ist, wie oft gesagt, wohl das Werthvollste, was ich im Leben geleistet habe, und wird noch günstig nachwirken, wann meine Leistungen in der Dichtung nur noch der Geschichte angehören werden.

Das Idyll von Friedrichshafen aber hat für uns seinen schönsten Abschluß in dem Bühlerschen Hause. Möge über den noch darin Waltenden ein guter Stern leuchten für und für! —

XVII.

Am Meisten ergetzte mich bei diesen Reisen[1]) und Landaufenthalten, die Eindrücke zu beobachten, die Natur, Kunst und Menschen auf die so empfängliche Seele meiner Therese machten, die als Mädchen recht wenig von der Welt — auch von Deutschland nicht eben viel — gesehen hatte und deren ungemein lebhafte Einbildungskraft, ungleich reger noch und rascher als die meine, das im Fluge Aufgenommene auch sofort im Fluge verarbeitete, oft auch durch drolligen Humor überraschend. Berge hatte das Kind der rothen Erde, das „Haidekind" (Gedichte II. S. 262) nie geschaut:

[1]) Selbstverständlich können sie — auch die an Eindrücken reichsten in Italien, Frankreich, Holland, Belgien, Graubünden, Südtirol — nicht so ausführlich geschildert werden, wie etwa jene erste Fahrt nach Ravenna (III. S. 400 f.): viele Bände würden sonst noch erforderlich.

gleich bei unserer ersten Fahrt von München über Kochel und Walchensee nach Partenkirchen nahm nun ihr Staunen kein Ende: dabei hatte sie das unerhörte Glück, hart an der Straße bei Urfeld eine blühende Alpenrose zu pflücken — nie hatte ich bei häufigem Verweilen hier die Bergblume so tief im Thale getroffen — und in der folgenden Nacht eines der großartigsten Gewitter zu schauen und zu hören, die ich in den Alpen erlebt habe. Freilich hatte sie recht kindliche Vorstellungen über die Ersteigbarkeit der Höhen und meinte, in einer Stunde müsse man doch leichtlich auch die steilsten Gipfel erreichen, „da man sie ja so deutlich sehe!“ In Nassereut fürchtete sie, die stark umwölkten Berghäupter würden nächstens über uns sich zusammenwölben und enge Bergkessel blieben unheimlich ihrem Auge, das gewohnt war, über die weite Haide hin ohne Schranke zu schweifen und erst am fernsten Horizont, am Ende der Bahn der Sehkraft, Halt zu machen.

Wiederholt besuchten wir Italien, meist über das

freundliche Innsbruck, das wie eine besonders von einem Alpenverein errichtete Vorhalle für Bergfahrten erscheint. Wie ergriffen gedachte ich — nun in Glück und Gesundheit — der bangen, geldsorgenumdrängten Fahrt, die ich, vielleicht unrettbar brustkrank, im Jahre 1862 auf dieser Straße gethan (III. S. 399 f.)!

Das erste Mal (1873) wanderten wir von Partenkirchen über den Finstermünzpaß und die stimmungsvolle Malser Haide, wo wir in dem trefflichen Wirthshause zu Sanct Valentin übernachteten und am folgenden Morgen die Ortlerkette in prachtvollem Sonnenaufgangsgolde leuchten sahen, nach Meran, wo wir das „Trinele von Goyen," damals noch im väterlichen Hof, aufsuchten: zu meiner Herzensfreude erwuchs bald warme Freundschaft zwischen dem schönen Bergkind (dem Urbild der Gotho im „Kampf um Rom" und des Trineles in den „Kreuzfahrern") und meiner lieben Frau. Noch gar oft sind wir desselben Wegs gefahren und haben Wochen lang in dem unvergleichbar schönen Thale (Gedichte II. S. 381)

geweilt, so daß wir mit Land und Leuten herzvertraut geworden sind. Als wir ein par Jahre später wieder kamen, fanden wir das Trinele als Schloßfrau auf Rametz, als Gattin des trefflichen Schloßherrn Friedrich Boscarolli (III. S. 463).

Damals nun (1873) zogen wir von Meran über das Verona Herrn Dietrichs von Bern nach Venedig: ein prachtvoller Sonnenuntergang verklärte bei unserer Einfahrt den Canal grande: ein unvergeßlicher Eindruck. Allein in der Lagunenstadt herrschte die Malaria: ich scheine diesem Fieber sehr angesetzt zu sein: denn in meinen sechsmaligen Reisen in Italien ward ich dreimal, in Ravenna, Venedig, Rom, davon ergriffen. Recht krank kehrte ich, von der eben erst mir Angetrauten auf das Hingebendste gepflegt, über Bozen, wo ich liegen bleiben mußte, nach München zurück.

Im folgenden Jahre (1874) gingen wir wieder von Partenkirchen aus über das Stilfser Joch (Bormio) zu längerem Aufenthalt nach Bellagio am Comer

See (II. S. 257), wo uns zumal die Spaziergänge in dem Park der Villa Serbelloni entzückten: wir entdeckten in einem verwilderten Garten des Schlosses eine Reihe von Marmorstufen, die an den herrlich blauen See führten, ja sich unter der Oberfläche auf dem Seegrunde fortsetzten: offenbar früher eine Anlände für Gondeln: die Stelle war zum Bade wie geschaffen und wiederholt tauchten wir — denn weit und breit war kein Mensch zu sehen — naturbadend in die kühle Fluth.

In einem späteren Jahre fuhren wir wieder von Meran aus nach Trient und durch das herrliche Sarcathal an den Gardasee zu längerem Verweilen in Riva, dann an den See von Lugano, den Lago maggiore und abermals zu dauerndem Aufenthalt nach Genua, mit Recht „la Superba“ genannt: nur von Marseille (unter den mir bekannten Städten) wird ihr amphitheatralischer Aufbau nahezu erreicht.

Aber die größte italienische Reise thaten wir 1876. Ich hatte mir heimlich ausgedacht, aus dem

ersten Honorar für den „Kampf um Rom" Theresen, die ja doch das Buch vor den Flammen gerettet hatte, an Stelle ihrer kleinen, alten und nicht mehr recht genügenden (Nadermann'schen) Harfe eine Erard-sche zu schenken, die sie sich in Paris selbst aussuchen sollte.

Von Paris aus wollte ich dann durch Südfrank-reich, durch die Städte, Thäler und Berge, deren Namen ich so oft in meinen rechtsgeschichtlichen Arbeiten geschrieben hatte, nach Italien und zwar zumal nach jenen Gegenden der Halbinsel, die ich noch nicht kannte: Florenz, Rom, Neapel, die ich im „Kampf um Rom" lediglich auf Grund von Forschungen hatte beschreiben können[1]).

---

[1]) Aber doch so richtig und genau beschrieb, daß mir Fol-gendes Ergetzliche begegnete. Ich las Freund Friedländer abends im Familienkreise die Revisionsbogen vor: zu meiner Be-friedigung fand der durch wiederholten langen Aufenthalt mit den Oertlichkeiten der ewigen Stadt genau Vertraute niemals Grund zu einer Berichtigung: nur einmal irgendwo im IV. Bande meinte er in seiner eigenartigen Gelassenheit: „hier muß es heißen links westlich — nicht rechts östlich" (vom Forum?)

Wir wollten von Friedrichshafen aus, (wo ich damals das Lustspiel die „Statskunst der Frau'n" schrieb,) also ziemlich weit im Südwesten Deutschlands, über Straßburg, den vorjährigen Besuch bei Freybergs (s. unten) wiederholend nach Paris. Allein noch am Bodensee erhielten wir eine höchst erfreuliche Ablenkung von dieser geplanten Richtung: eine huld- und ehrenvolle Einladung des Königs von Baiern, der also unserer Begegnung (oben S. 288 f.) freundlich gedachte, der ersten Aufführung des „Nibelungen-ringes" (s. oben S. 304) zu Bayreuth beizuwohnen. Mit freudigem Dank, mit begeisterungsvoller Erwartung folgten wir dem gütigen Ruf und wandten uns nun also zunächst steil nach Nordosten. Unterwegs

---

Ich erwiderte bescheiden: „Obwohl Sie aus Augenschein reden und ich aus Büchern, beharre ich bei meiner Angabe." Und sieh, ich behielt Recht: sehr begreiflich! Wer gewissenhaft nach richtigen Carten arbeitet und gerade deßhalb, weil er sich nicht auf das Gedächtniß verlassen kann, jedes Wort genau überlegt bei'm Niederschreiben, wird vor Versehen sicherer geschützt sein, als wer nur aus der Erinnerung herausspricht.

lasen und hörten wir so Vieles — wie sich später herausstellte, maßlos Uebertriebenes! — von dem Menschenandrang in dem fränkischen Städtleiu und der dort ausgebrochenen Hungersnoth, der Unmöglichkeit, in den Gasthäusern zu speisen, daß wir uns in Nürnberg für alle Fälle verproviantirten und eine riesige Wurst erwarben, die sich bald als überflüssig erwies, aber doch bis Amalfi, ja in ihren Endstücken bis nach Königsberg mitgeschleppt ward. Wir fanden in Bayreuth ganz gute — freilich lange vorher gesicherte! — Unterkunft in einem Zimmer, das an den Wänden mit spitzzackigen „Rehgewichtlen" überall so dicht übersät war, daß der kitzlige Handwerksbursch der „fliegenden Blätter" sich darin würde zu Tode gelacht haben.

Schon die anmuthige landschaftliche Umgebung, dann die Park- und Garten-Anlagen (Schloß Phantasie) des alten, zopfigen, stimmungsreichen und stilvollen Residenzstädtleins erfreuten gar lebhaft und das doch keineswegs störsame Treiben und Wogen von Ange-

hörigen aller Nationen[1]) in erwartungsvoller Erregung auf den Straßen und dem Festplatz beschäftigte Aug' und Ohr. Ungezählte Bekannte aus Süd und Nord trafen wir an.

Und nun die Aufführung selbst des wunderbaren Werkes!

Die erste, die Einweihung des Festhauses, von dem Meister selbst geleitet, von seinem Geist durchdrungen, von der begeistertsten Hingebung aller Mit wirkenden getragen! Wohl über keiner späteren Darstellung dieser und der übrigen Dichtungen Wagners in demselben Raum und anderwärts schwebte die gleiche hohe, feierliche Weihe, die gleiche Gluth der Begeisterung. Wir haben später von Breslau aus (1892) Tristan und Parsifal in Bayreuth, Theile

[1]) Nur Franzosen waren damals noch sehr selten. Ein Kritiker, der das Echt-Germanische in Musik und Dichtung findig herausgefühlt hatte, schrieb ganz erbost zumal über den (freilich arg verunglückten!) Wotan: „C'est animal m'embête avec sa lance!“ Sie mochte ihn — Uhlani spiculum, s. „Macte Imperator“ Gedichte II. S. 581 — an die gefürchteten Lanzen von 1870 erinnern!

des Nibelungenringes in Wien und in München, zum Theil von den gleichen Künstlern gesehen: sie reichten nicht an jene Weihetage hinan.

Zumal Niemann als Sigfrid, — freilich noch mehr dem Spiel als der schon stark angegriffnen Stimme nach! — dann das Ehepar Vogl (oben S. 221) als Brunhild und Loge leisteten Unübertreffliches.

Andachtvoll, zuletzt hingerissen, lauschte das bis auf den letzten Platz gefüllte Haus die vier Abende hindurch und als am Schluß der Meister auf die Bühne trat, begrüßte ihn brausender Sieges-Jubel, Jubel über einen Sieg, eine Großthat echten Germanenthums: das ist der tiefste Grund und die höchste Bedeutung jenes Werkes: Richard Wagner eignete zweifellos auch dichterische Begabung: allein wie jeder, der, nur sein eigner Lehrer, planmäßige Schulung in Literatur und Dichtungslehre nie durchgemacht, beging er gar viele Geschmacklosigkeiten und vermied nicht Unklarheiten, höchst bühnenwidrige

Längen und ermüdende Wiederholungen, wie sie sich selbst schwächere, aber geschulte Begabung erspart. So ist denn auch der Nibelungenring durchaus nicht fehlerfrei und am Wenigsten die „Krone der dramatischen Dichtung“!

Abgesehen von der geradezu kläglich würdelosen Gestalt, zu der Wotan herabgezerrt ist — da lobe ich mir meinen Geistes-Gott in „Odhins Trost!“ — ist der Liebestrank, an den wir nun einmal nicht glauben, ein im Drama durchaus verwerflicher Nothbehelf, zumal da er nur auf Zeit wirkt, ganz wie gewisse Medicinen. Die Verwickelung der Flüche, Verwünschungen, Nornensprüche ist undurchschaubar und jene Wiederholungen sind der Tod alles dramatischen Lebens. Die langen Reden Wotans werden nicht dadurch gerechtfertigt, daß sie zu musikalischen Schönheiten Anlaß geben mögen und noch weniger die unaufhörlichen Wiedererzählungen dessen, was wir Alles selbst gesehen und gehört haben, dadurch, daß der Zuschauer, der nur einen späteren Theil der Vier-Dichtung kennen

lernt, das früher Geschehene erfahren soll. (Maßlose Ueberschätzung des dramatischen Werthes dieser Dichtung (oben S. 379) heischte dringend diese Herab-Mäßigung.) Allein unerachtet dieser erheblichen Mängel des Textes stehe ich nicht an, die Gesammtwirkung von Drama und Musik als Einheit die großartigste zu nennen, die ich von der Bühne herab empfangen: kaum stellen sich „Fidelio", „Freischütz", „Don Juan", „Tell", „Jungfrau", „Wallenstein", „Macbeth", „Richard III." an die Seite.

In dem Wotan-Leitmotiv, dann in dem von Asgardh, von den Walküren ist das Germanische so tief und echt und voll herausgekommen, wie sonst nur etwa im deutschen Volkslied, in Uhland und in einzelnen Schillerschen Gedanken. Das ist es, was mich mit der lodserndsten Begeisterung für dieses Werk des Meisters erfüllt[1]), das seine übrigen nach meinem — ganz unmusikalischen — Urtheil entfernt nicht ereichen. Wohl bieten auch der „fliegende

[1]) Vgl. meine Worte bei seinem Tode Gedichte IV. S. 539.

Holländer", „Lohengrin", mehr noch „Tannhäuser" glänzend Schönes in der Musik[1]), — die Dichtungen sind nicht hervorragend — auch „Tristan und Isolde" wirkten (trotz der endlosen Längen des letzten Actes und des Ungenügens der Liebesscene im vorletzten) gewaltig bei der Bayreuther Darstellung [obwohl die Hauptrollen zu Königsberg, von den Vogls getragen, besser gespielt worden waren].

Und zwar gab mir die Bayreuther Aufführung die Anregung zu „Rolandin", wie ich schätze, einer meiner allerbesten Dichtungen[2]).

---

[1]) Aber auch wahrlich der von dem Meister später verworfene oder doch gering gewürdigte „Rienzi!" Der Gegenstand, mir — wie Wagner — durch Bulwers farbenreichen Roman nahe gebracht, hat auch mich lang beschäftigt: aber die Darstellung eines von dem undankbaren und unreifen Volk verlassenen, seinen Feinden Preis gegebenen Volksführers ist schon oft genug behandelt worden; mich hatte die Schilderung der verwilderten Adelsgeschlechter der Orsini und Colonna, dann der „heilige Friede" des schwärmerischen Tribuns am Lebhaftesten angezogen.

[2]) Weil in Versen, wird sie nicht gekauft: von jedem meiner (viel zu theuren) Romane von October bis Weihnachten 5—6000 Exemplare, von dem nur 3 Mark kostenden „Rolandin" in vier Jahren nicht 600! Ja, sie sind herzig, die Deutschen als Leser!

Als ich nun nämlich die nicht von Wagner verschuldete (nur aus der keltischen, — nicht germanischen Sage! — herübergenommene) Geschichte wieder mit ansah, wie dieser Tristan, der uns als Ausbund aller Ritter- und Helden-schaft vorgepriesen wird, nachdem er die Braut seines Königs und Ohms (wieder vermöge des Hocus-pocus eines Liebestrankes!) für sich gewonnen hat, nun ganz gemüthlich am Hofe seines Herrn mit allen Listen heimlichen Verbrechens diese Buhlschaft fortsetzt, — ganz wie ein moderner „Alfons" der Pariser Boulevards, — anstatt für seine tragische Schuld in tragischer, die Schuld sühnender Offenheit den Untergang auf sich zu nehmen, da ergriff mich Widerwille gegen diese keltische Lügenliebschaft: und ich sagte mir: „Nein! Dieser schöne, uralte Stoff von dem schuldig werdenden Brautwerber, der die Braut seines Herrn für sich nimmt, verlangt andere — hochherzig heldenhafte — Auffassung, soll er nicht widerlich wirken:" und während der Aufführung noch entwarf ich und begann ich gleich in Versen auszuführen den Plan

zu meinem „Rolandin“, in welchem ganz ebenso — aber ohne den „faulen Zauber“ eines Liebestrankes — Brautwerber und Braut des Herrn durch Minne schuldig werden, aber nun nicht am Hofe ganz gemüthlich dem Gatten heimlich Hörner aufsetzen, sondern wie die Wonne, so die Schuld ihrer Liebe offen auf sich nehmen, ja sogar freiwillig aus ihrem sichern Versteck hervorkommen und sich der Strafe stellen, um nach der Pflicht des Heldenthums ihr Vaterland zu retten. Das ist germanisch, nicht keltisch, und das ist mein Ideal von Liebe, Liebesschuld und Sühne. — — —

Was die „Meistersinger“ anlangt, erkläre ich mich einfach für unzuständig: es fehlt mir an musikalischem Verständniß für die allgemein gepriesene Musterhaftigkeit des Tonwerks. Die Dichtung steht — ausgenommen den Auftritt zwischen Hanns Sachs und Eva — nicht hoch: der 2. Act dehnt sich endlos bis die durchaus nicht feine, auch nicht witzige Prügelei ihn abschließt. „Parsifal“ in Bayreuth (Van Dyke) ergriff mich dagegen mächtig durch den Zauber der Schönheit, durch

den Ernst der Religiosität, durch die mystische Gewalt der Musik: es war ein großartiger musikalischer Eindruck. Während mir aber im Nibelungenring, trotz mancher Verstöße in der Dichtung, schon durch den Stoff das Herz aufging, muß ich die Grundgedanken der verzückt-christlichen Parsifal-Dichtung durchaus als ungesund, als krankhaft verwerfen. Zwar mit Unrecht hat ein boshafter Witz, ein bekanntes Wort von jungen Buhlinnen und alten Betschwestern übertragend, gesagt: „junger Tannhäuser — alter Parsifal." Denn auch im Tannhäuser schon steckt der unwahre, krankhafte Gedanke, daß „sinnliche Liebe" Sünde sei. Als ob es andre Liebe als sinnliche gäbe! Unsinnliche Liebe ist nicht Liebe, sondern Freundschaft. Aber während im Tannhäuser die wahre Neigung des Dichter-Componisten bei dem sinnlich Liebenden steht, nicht bei den gerechten Kammachern[1]) auf der Wartburg, wird uns im Parsifal offenbar ganz ernsthaft

[1]) Hier hatte der Setzer in köstlichem Druckfehler gesetzt: „Kurmachern!"

verkündet, das Gelübde des Cölibats habe einen sittlichen Werth, viel höher als die Liebe: diese Gralritter sind was besseres als andre Leute wegen jenes Gelübdes: — eine Tugend, bei der die Menschheit auf den Aussterbestand gesetzt wird (oder würde, wenn die Natur nicht stärker wäre als das Gelübde). Ferner wird als die oberste Tugend „das Mitleid“ gepriesen, statt des thatkräftigen Heldenthums die des leidenden Opfermuths. Das ist nun wie Tristan durchaus ungermanisch und hängt mit dem Gebot zusammen, nach dem Schlag auf die rechte Wange die linke hinzuhalten, wobei sich nun alles aufbäumt, was germanisch ist! Ich würde hier von diesen in meiner Rechtsphilosophie seit 40 Jahren scharf bekämpften Vorstellungen, die Recht, Stat, Strafe unmöglich machen, nicht reden, schmerzte mich nicht so tief, daß der große Meister, der im Nibelungenring das Germanische so echt wie kaum ein Anderer zum Ausdruck gebracht hat, im Parsifal einen solchen Gegensatz zu weltfreudiger Heldenherrlichkeit geschaffen hat. Ursprünglich sollte

es ja ein Christus werden und in der Kundry-Sancta Magdalena und in Parsifal selbst zu Ende des Stückes tritt das noch deutlich kennbar hervor. Es war nur eine werthvolle Bestätigung meines Urtheils (nicht über die Musik, über die Weltanschauung im Parsifal:), daß mir ein begeisterter (aber nicht verrückter!) Wagnerverehrer, ein Musikkenner ersten Ranges, bestätigte: „es ist ein Werk des Alters, auch in der Musik“. Freuen wir uns des großen Meisters, der uns den Nibelungenring geschmiedet hat, dies Kleinod im Geschmeide, im Hort germanischen Volksthums, dessen Zauber jetzt sogar unsre böswilligen Halbvettern an der Seine ergriffen hat. Und die Götter Asgardhs mögen ihn vor seinen Freunden schützen, die durch ihren maßlosen Götzendienst für ihn als Dramatiker seinen Feinden Vorschub leisten.

Das war keine „Abschweifung“, so lang die Ausführung ausgefallen ist: denn jene Nibelungentage zu Bayreuth gehören zu meinen werthvollsten, herrlichsten „Erinnerungen.“

XVIII.

Von Bayreuth aus gingen wir über das wiedergewonnene Straßburg — ich hatte es schon 1871 aufgesucht (IV. 1. S. 7) nach Saarburg, wo mein theurer Freyberg Kreisdirector war. Gar rasch befreundeten sich Frau Emma, die unvergeßliche Lichtgestalt, — die so früh erloschne! — und Therese und wir verlebten frohe Tage mit den lieben Menschen, den hübschen Kindern — der prächtige „Reichsbubi“ war damals noch am Leben und eine Zierde der Welt: der schönste deutsche Knabe, den ich je gesehen, so schön, daß selbst die erbitterten Französlinge das Kind liebten: er war das erste in Straßburg alt-deutschen Aeltern geborene Kind gewesen und daher der Reichsbubi genannt worden[1]).

---

[1]) Im blühendsten Knabenalter fuhr er später mit den Aeltern von Metz aus in einen nahen Wald, pflückte der schönen Mutter

Unvergeßlich bleibt mir ein Ausflug, in dem mich an prächtigem Septembertag Julius auf den Mont Donnon führte, einen Vogesenberg, dessen Gipfel die wundervollste Aussicht über das schöne Reichsland hin gewährt. Trümmer eines uralten keltisch-römischen Tempels krönen die Höhe: weihevolle Stunden verbrachten wir dort, der Jugendfreundschaft gedenkend, der kühnen Jugendträume in der Wurzerstraße vor 22 Jahren (— nun sind es 41! —) von der wieder zu gewinnenden Westmark! — schwelgend in der frohen, stolzen Erinnerung an das vor ein par Jahren Erlebte, das Julius dazu berufen hatte, in Saarburg deutsche

---

Maiblumen, rief, zur Umkehr gemahnt: „nur diese Eine noch, Mama," sprang über einen Graben, — schrie grell auf und rannte davon. Eine Kupfernatter hatte ihn in das nackte Beinchen gebissen. Sofort sog der Vater herzuspringend die Wunde aus — zu spät. Nach langen Stunden der Qual starb der herrliche Knabe. (s. Odhins Trost S. 81). „Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich." — Allerdings sehr: und Carrière (s. III. S. 286 † 1895) sang: „und ewig rauscht der Strom der ew'gen Liebe". Aber wohlweislich verlegt man die ausgleichende Gerechtigkeit in das „Jenseits".

Reichsgewalt zu üben. Wir standen damals — 42 Jahre alt — auf der Höhe des Lebens. Aber auch heute noch, 19 Jahre später, nach den schmerzlichsten Wandelungen im Reich und manch eigenen, traurigen Erlebnissen halten wir fest an den Idealen und Gesinnungen, die wir vor 41 Jahren verehrt und gehegt.

Wohl dem, der solches von sich sagen mag! Die häßlichen Schmutzfluthen der — innerlich — entgötterten, d. h. aller Ideale ausgeplünderten Gegenwart, rühren nicht an die Sockel der Göttergestalten, die wir verehren.

Wie schön spielte der Zufall, daß, als gerade, da wir auf der Höhe der Begeisterung dem deutschen Reich ein Heilô! riefen, ein mächtiger Adler ohne Flügelschlag majestätisch über unsern Häuptern schwebte. „Die Ewigkeit zum Augenblick, der Augenblick ward Ewigkeit.“ „Omnia sub specie aeterni!“

Von Saarburg ging's nach Paris. Selbstverständlich trat ich überall und immer in Frankreich als Deutscher auf: ist mir nie das geringste um deswillen begegnet.

Damals war also Frankreich noch nicht ein „wildes Land," wie es später der norddeutsche allgemeine Herr Pindter — doch wohl ein wenig übertreibend! — genannt hat. Ueberall und immer wurden wir — wahrlich unser Deutschthum nicht verleugnend! — als Deutsche sofort erkannt und überall mit jener Liebenswürdigkeit und Höflichkeit behandelt, die leider mehr romanisch als deutsch ist.

Ganz dieselbe erfreuliche Erfahrung machten wir im Jahre 1879 bei einem vierwöchigen Aufenthalt in Le Hâvre, wo die angesehensten Familien in Hôtel Frascati uns, die Zurückhaltenden, aufsuchten und z. B. zu einem glänzenden, nur von Franzosen abgehaltenen, Ballfest auf das Liebenswürdigste einluden.

Nur einmal bei dem Aufenthalt zu Paris im Jahre 1876 hatte ich ob meines Deutschthums einen Zusammenstoß, der aber gut ablief, Dank einer glücklichen Geistesgegenwart, die wahrscheinlich (komischer Weise für jenen Fall!) mein französisch Erbtheil ist (denn die germanische Geistesgegenwart pflegt mehr eine Faustgegenwart zu sein!).

Am Tage vor unserer Abreise von Paris hatte ich ohne Theresens Wahrnehmen Streit mit einem Fiacre bekommen, weil dieser Sprößling des Vercingetorix einen erheblichen Theil der 5 Milliarden von dem „Prussien“ dadurch zurückzugewinneu plante, daß er über die Taxe und ein sehr reichlich bemessenes Trinkgeld hinaus noch mehr von mir verlangte, bis der von mir als Schiedsrichter angerufene Portier des Hôtel du Louvre — dieses nach meinen Erfahrungen unerreichten Gasthofs! — den Aufdringling mit dem echt pariserischen Zuruf verscheuchte: „Va t'en, escroc d'un filou.“ Am folgenden Tage bat ich Therese, während ich die Rechnung bezahlte, einen der vor

dem Gasthof haltenden Wagen für die Fahrt auf den Südbahnhof zu miethen. Die Ahnungslose wählte meinen escroc. Auf dem Bahnhofe fragten die „Faquins": „Où va, Monsieur?"

„À Dijon," antwortete ich.

Während nun der Koffer herabgenommen ward, rief mein gereizter Automedon von seinem Hochsitz herab den Trägern zu: „Oui, Monsieur est Prussien et Monsieur va à Dijon, où Garibaldi a battu les Prussiens."

Das stieg mir heiß zu Kopf und glücklicherweise kam gleichzeitig in diesem nämlichen Kopf blitzgeschwind die Antwort: „Oui! Et si terriblement, qu'après tous les vainqueurs se sont sauvés en Suisse."

Das war unvorsichtig und in späteren Jahren hätte es mir übel bekommen mögen: aber damals hatte Monsieur Déroulède und seine Patriotenliga die Franzosen noch nicht aufgehetzt: und da sie, zumal der Pariser, aiment un bon rire pour un bon mot, so hatte ich es gewonnen: bei den „Faquins"

überwog die gallische Lachlust der gallischen gekränkten Eitelkeit von anno 70: alle nahmen Partei für mich und lachten so laut und schallend, daß der erboste Kutscher zornig auf seine Gäule einhieb und scheltend davon fuhr.

Ich füge gleich die zweite — noch weniger herbe — Berührung mit dem Franzosenthum bei, die auch nicht zu meiner Niederlage ausschlug. In Avignon besuchten wir die alte Papstburg, in der die heiligen Väter während ihrer „gallicanischen Gefangenschaft" gewohnt hatten: eine gewaltige Zwingburg, finster, drohend, unheimlich für den, der ihre Geschichte kennt. Das Erdgeschoß ist in eine Caserne für Fußvolk verwandelt: ein Unterofficier führte uns in die unterirdischen Gewölbe und Gänge, die, ziemlich dunkel, von mittelalterlichen Erinnerungen und von neuzeitlichem Schmutz gleich unglaublich dicht erfüllt waren. Nachdem Therese aus der eisernen Thüre herausgetreten war, verstellte mir der „Caporal" den Ausweg, drehte den Schlüssel klirrend im Schloß um und höhnte:

„Monsieur est Prussien. Je l'ai bien vu d'abord. Je retiendrai Monsieur ici comme prisonnier.“

„Faites toujours,“ erwiderte ich. „Mon bon oncle Bismarck enverra son cousin Moltke avec quelques de ses amis pour me reprendre.“

Der Gascogner — „il était un peu de Tarascon“ — lachte und ließ mich frei.

Aber wir sind noch lange nicht in Avignon: zuerst müssen wir nach Paris!

Mit welchen Empfindungen, mit welchen geschichtlichen Erinnerungen durchreiste ich das Land von der Gränze des wiedergewonnenen Lothringen durch die Champagne, mit welcher Spannung erwartete ich die Eindrücke von Paris!

Ich kam, sah und — wurde besiegt!

Entzückt ward ich gleich zu Anfang und blieb es — bis heute — von der landschaftlichen Schönheit schon der nächsten Umgebung, von der Großartigkeit der Weltstadt und zugleich von der Heiterkeit, die

Glanz und Vornehmheit nicht ausschließt, sondern einschließt. Und welche Liebenswürdigkeit, stets zu anmuthvollem Scherz bereite Heiterkeit, welche Höflichkeit der Leute auf den Straßen, gerade auch der geringeren Stände! Welche Artigkeit, dem Fremden, obwohl er als Prussien unverkennbar, behilflich zu sein! Welche Lebensfreudigkeit und Lebensfreundlichkeit und heiter weise Lebenskunst! Béranger, — einer meiner Lieblinge — waltet mit seinem bon rire gaulois immer noch unter den Parisern: man kann sich keine liebenswürdigeren Menschen denken: — — — wenn sie nicht gerade, „halb Tiger, halb Affen" (sagt Voltaire), die Weiber voraus, die Aristokraten mit den Nägeln zerfleischen, einen harmlosen Polizeisoldaten ins Wasser werfen oder an Haken in die Seine schleifen, die Tuilerien mit brennendem Petroleum beleuchten, einen angeblichen Spion mit den Füßen zerstampfen, in eine von Betenden gefüllte Kirche mit Dynamitbomben werfen.

Es ist ein merkwürdig Gemisch, das ursprünglich

Kelten, Römer, Franken und seit drei Jahrhunderten die Lüderlichkeit aller Völker hier erzeugt haben! Aber wie ungerecht ist das gewöhnliche deutsche Urtheil, das ganz Frankreich nach Paris bemißt und ganz Paris nach den lüderlichen und frivolen Schilderungen, die freilich niemand schärfer als die Franzosen selbst von der vornehmen und untern Pariser Gesellschaft entwerfen! Wie viel sittliche Tüchtigkeit und den Deutschen leider oft fehlende wirthschaftliche Tugenden habe ich 1870 und 1879 in den Provinzen kennen gelernt und was für eine treffliche Frau ist die Pariserin des vierten Standes und des dritten, des kleinen Bourgeois! Die Gewalten, die zuweilen in Blut und Brand und Raub hier wie in glühender Lava ausbrechen, sind der Niederschlag, die Ansammlung unzähliger, schädlicher Zuströmungen aus ganz Frankreich, ganz Europa, der ganzen Erde: — allerdings was die theatralische Eitelkeit, Maßlosigkeit, die Macht der Phrase, die nervöse und hysterische Aufgeregtheit anlangt — dann wieder den Witz, aber

auch die schlagfertige brausende „Bravour des Élans“ — echt keltisch: „argute loqui et res militaris,“ sagt der alte Cato von den Galliern.

Diese vulcanischen Ausbrüche sind aber doch glücklicherweise selten: 1792, 1830, 1848, 1871: sie haben doch lange, lichte Zwischenräume, die Leutchen an der Seine, während deren man sich ungefährdet ihrer zahlreichen, liebenswürdigen Züge erfreuen mag[1]).

So thaten denn auch wir dankbar und seelenvergnügt.

Wir wohnten im Hôtel du Louvre: — ohne Zweifel der schönste, glänzendste, vornehmste Gasthof, den ich je gesehen, mit seinem herrlichen Marmor-Vorhof, darin haushohe Palmen ein prächtiger Springbrunnen mit feuchtem Dunst besprengte.

Bald war bei Monsieur Erard die Harfe ausgesucht: sie hat nun 19 Jahre sich bewährt und Beethoven,

---

[1]) Ein gerechtes Urtheil wird das Liebenswürdige zu Paris meist den Parisern, das Bösartige dem Angeschwemm des Schlimmen aus allen Erdtheilen, das dann freilich auch an der Seine vererbt ward, zuschreiben.

Wagner, Mozart, Weber, Schubert, Boieldieu, ungezählte Volkslieder aus ihren Saiten tönen lassen. Therese hat aber in den magazins du Louvre eine Probe bestanden, der vielleicht kaum die so viel geprüfte selige Pamina in der Zauberflöte gewachsen gewesen wäre. Damals — bei dem Anfang der Reise! — noch ziemlich gut bei Casse, nannte ich ihr bei dem Eintritt in die frauenberückenden Hallen einen erheblichen Betrag, bis zu welchem sie sich kaufen dürfe, was ihr Herz begehre. Sie prüfte Alles — es dauerte allerdings ein par Stunden! — und schied aus den Wunder- und Wonne-Hallen ohne irgend etwas gekauft zu haben.

„Es ist wahr, rief der Pontifex aus. Man hat mirs geschrieben.“ Und ich hab's sogar mit angesehn.

Vor unserer lieben Frau von Melos verrichtete ich still meine Andacht [1]).

Diese Göttin unter den Statuen und die Sixtina

---

[1]) Damals entstand das Gedicht Sammlung III. S. 295.

unter den Bildnissen (II. S. 545) stehen mir unvergleichbar hoch ob allen andern Kunstwerken.

In dem Spiegelsal zu Versailles brummte ich still die Melodie meines „Macte Imperator" vor mich hin. Manches ist ja großartig an Versailles: aber die viele Wände füllende Chauvinismus-Malerei von Horace Vernet und Genossen ist geschmacklos und durch Wiederholung langweilend. Und diese Franzosen, die ihr ganzes Paris und Versailles in den Namen der Straßen, Plätze, Brücken, Säulen mit der Erinnerung an Jena, Austerlitz und andere Niederlagen der Preußen, Oesterreicher, Russen geschmückt haben, verdenken uns, daß wir den Sedantag als Nationalfest feiern. Ja Bauer, das ist ganz was andres!

Und nun giebt es immer noch in Deutschland Leute, die, nach ungezählten Abweisungen, den Franzosen nachlaufen: das ist eine Selbsterniedrigung, eine Verleugnung des nationalen Ehrgefühls[1]). In diesen

[1]) Allerdings ist dieses in mir so rege, daß ich, sobald ich die französische Gränze überschritten, die Bändlein des baierischen

Tagen (Februar 1895) erhielt ich von einem in Berlin erscheinenden Blatt die Aufforderung, meine Meinung auszusprechen über die Pflicht der Deutschen, sich den Franzosen zu nähern, mit deutlicher Betonung, daß solche Pflicht allerdings bei uns wie bei den Franzosen bestehe: deutsche Erklärungen in solchem Sinne hoffe man dann auch in einem Pariser Blatt zum Abdruck bringen zu können. Nun, ich habe den Herren meine Meinung gesagt: — hier folgt sie: ich glaube nicht,

---

Militärverdienstordens und der Feldzugsdenkmünze von 1870, die ich selbstverständlich anderwärts nie trage, außer wenn es unerläßlich, anlegen zu sollen glaubte. Warum? Nicht aus eitler und thöriger Lust, die Franzosen durch den Anblick zu verletzen! Gewiß nicht. Aber vielleicht sie herauszufordern? Auch das nicht. Allein es schien mir eine Feigheit, um diese Herausforderung zu vermeiden, deutsche Erinnerungszeichen zu verleugnen. Vor mir selbst wollte ich auch den Schein solcher Furcht und Volksverleugnung zu vermeiden suchen. Kein Franzose legt in Deutschland sein rothes Ehrenlegion-Knöpflein ab, das er für Kämpfe gegen uns erhalten. Aber nach einigen Tagen setzte Therese, gestützt auf eine Bemerkung Freybergs, die Ablegung der Bändlein durch: nämlich auch den Schein der Renommage, der Prahlerei wollte ich doch nicht auf mich laden.

daß sie in Paris, ja auch nur in Berlin zum Abdruck kommt:[1])

Geehrter Herr!

Gewiß ist die Feindschaft zwischen den beiden großen Bildungsvölkern, deren Vorzüge sich trefflich ergänzen würden, zu beklagen: man sollte meinen, den romanisirten Franken und Burgunden da drüben müßten die deutschen Franken und Alamannen näher stehen als die Baschkiren und Tschetzenzen des weißen Zaren. Allein nicht wir sind die Angreifer von 1870 gewesen und nicht wir haben diese Feindschaft verschuldet, sondern die kindische Eitelkeit des Volkes, das schon im VIII. Jahrhundert vor allen Völkern, sogar bei'm lieben Gott ein praestigium in Anspruch nahm (wörtlich s. Dahn, Urgeschichte III S. 945) und allein unter allen Völkern nicht verzeihen kann, daß es, frevelhaft angreifend und besiegt, minder gefährlich gemacht wird. Thöriges Gerede ist es, nur die

[1]) Letzteres ist nun doch geschehen. (März 1895.)

Einverleibung der Reichslande habe jenes Rachegeschrei herbeigeführt: 1815 hat man ihnen diesen Raub gelassen und sie schrieen ganz ebenso: „Revanche pour Waterloo!“ Haben sie doch sogar „Revanche pour Sadova!“ geschrieen, wo sie gar nicht die Leidtragenden waren. Brüten und schreien sie nun also doch Rache, so ist es für uns besser, sie brüten und schreien zu Rheims und Paris als in Straßburg und Metz. Uebrigens hat erst Monsieur Paul Déroulède durch seine Patriotenliga diese Siedhitze herbei geführt: zweimal vorher weilte ich Monate lang in Frankreich und wurde, sehr entschieden als Deutscher auftretend, mit all' der Liebenswürdigkeit behandelt, die unsern geistreichen Nachbarn — ungleich mehr als uns — eignet. Unter solchen Umständen muß also jedes weitere Entgegenkommen von deutscher Seite auf das Geflissentlichste vermieden werden. Man ist hierin viel, viel zu weit gegangen in Deutschland. Die Hoffnung, dadurch die Franzosen versöhnlicher zu stimmen, ist ganz eitel: ein Hauptgrund

des Sturzes eines ihrer verdienstvollsten Statsmänner, Ferry, war der Argwohn, daß er auf Bismarcks weise Anbahnung besserer Beziehungen eingehe. Darauf gab es Bismarck auf. Und welche Folgen haben die Schritte des „neuen Kurses" gehabt? Die Begnadigung der beiden französischen Späher nach wenigen Monaten (die deutschen Officiere sagten vor dem Reichsgericht aus, drei Jahre seien erforderlich zur Aenderung der höchstwichtigen Einrichtungen, die sie ausgekundschaftet hatten und nun also gleich nach ihrer Heimkehr dem französischen Kriegsminister verrathen konnten), hatte die Wirkung, daß Einen Tag einzelne Zeitungen sauersüße Dankesworte hervorpreßten. Am folgenden Tage hieß es: ein so gesinnter Kaiser werde auch Elsaß und Lothringen heraus geben; bald darauf, er werde aus zarter Rücksicht auf die Franzosen die Sedanfeier im ganzen Reich verbieten! (Es konnte ohne Reichsverordnung nur vom König von Preußen in Preußen geschehen, ist aber glücklicher Weise unterblieben!);

ganz allgemein aber ward und wird jedes Entgegen kommen von unserer Seite als Zeichen der Furcht vor der so gewaltig hergestellten französischen Waffenmacht, zumal im Bunde mit Rußland, gedeutet und verwerthet. Kurze Zeit nach jener Freilassung und anderen Höflichkeiten Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. schrieb am 11. August 1894 eine Pariser Zeitung: „Die Deutschen bleiben so lang unsere Feinde, bis wir ihnen nicht nur Elsaß und Lothringen wieder abgenommen, bis wir durch Einverleibung des ganzen linken Rheinufers Frankreichs natürliche Gränze — den Rhein — gewonnen haben.“ Das also sind die Annäherungsgesinnungen der Franzosen. Wir sollten nicht zu unserer Vertheidigung deutsche gestohlene Gebiete wieder nehmen dürfen, sie aber wollen seit 14 Jahrhunderten deutsch gewesene Lande von uns abreißen. Haben wir nöthig uns das gefallen zu lassen und den Franzosen nach wiederholter Zurückstoßung nachzulaufen? Ich dächte: nein. Alle großen Völker und Staten zeigen

ein stolzes Selbstgefühl ihrer nationalen Würde: Engländer, Italiener, am lebhaftesten gerade Frankreich. Und sollen wir gerade Frankreich gegenüber immer wieder verrathen, daß dies Selbstgefühl — leider! — in Deutschland schwächer entwickelt ist? Versöhnung? Gewiß! Sehr gern. Aber die Angreifer und Racheschreier müssen darum werben, nicht wir!“

XIX.

Kehren wir aber nach dieser nothgedrungenen Abschweifung und Abwehr zu den Erfreulichkeiten der schönen Seine-Stadt zurück, die wir noch lange nicht erschöpft haben.

An hellsonnigem Septembermorgen fuhren wir die Seine abwärts nach St. Cloud: Strom und Ufer waren von fröhlichen, heiteren, eleganten oder doch geschmackvoll gekleideten Menschen auf Dampfschiffen, Segelboten, zu Wagen, zu Roß und zu Fuß bedeckt, die — auch offenbar einander Unbekannte — höfliche und liebenswürdige Grüße der Begegnung wechselten.

Und wie prachtvoll leuchteten die herrlichen Waldungen auf den Uferhügeln, deren buschige Buchen der erste Reif in wunderschönes Goldbraun getaucht hatte! Und welch' ernste, weltgeschichtliche Sprache

reden — stumm — die rauchgeschwärzten Trümmer des stolzen Schlosses, das nicht, wie die Pariser immer noch fabeln, die Deutschen, die es ja besetzt hielten und heldenhaft gegen erdrückende Uebermacht vertheidigten, angezündet, sondern die französischen Batterien in Brand geschossen haben.

Und wie unvergleichlich geschmackvoll, ja trotz der Nähe der Weltstadt lauschig verschwiegen in manchen seiner Dickichte, umfängt den Fußwanderer das Bois de Boulogne![1])

Und aus dem Jardin des plantes und dem d'acclimatation waren wir beiden Vogelnarren kaum wieder heraus zu bringen!

Und dieses Leben und Treiben auf den Boulevards bis tief in die Nacht hinein![2])

---

[1]) Dagegen machten die zu jener Jahreszeit wenig besuchten, etwas, wie es schien, verwahrlosten Champs élysés mit ihren vielen Hunderten von unbesetzten grell weiß angestrichenen Stühlen geringen Eindruck: da ist der Wiener Prater schöner.

[2]) Ich frage — vorsichtigerweise — Therese lieber nicht um Erlaubniß, folgenden Zug ihrer Harmlosigkeit hier zu

Und welche Pracht der Läden, der Schaufenster, welch feiner Geschmack der Ausstellung, der Darbietung!

Was die unten erwähnte Opern-Aufführung anlangt, muß ich dagegen sagen, daß ich die Münchener (Herr und Frau Vogl und Herr Kindermann) in Stimme, Gesang und Spiel den Parisern weit überlegen fand. Die Pracht der Ausstattung, zumal der Scene des Volksfestes vor den Thoren im II. Aufzug, war freilich blendend: und blendend ist das Gebäude der großen Oper selbst mit seiner herrlichen Freitreppe.

Was nun das Schauspiel betrifft, muß ich, auf die Gefahr hin, für einen blind eingenommenen Münchner

---

erzählen: ist es gedruckt, kann sie's nicht mehr verbieten. Wir saßen etwa gegen Mitternacht nach Beendigung der Oper Marguérite von Gounod auf dem **Boulevard des Italiens** vor einem der glänzend beleuchteten Cafés: vor uns wogten wie in einem Corso ungezählte Männlein und Weiblein vorüber. Da sprach die Tochter der rothen Erde: „Sieh, wie ungerecht man die Pariser Sitten hinstellt in Deutschland. Da können die hübschesten, jungen Mädchen, höchst elegant angezogen, in Menge — aber jede ganz allein — um Mitternacht spazieren gehen.“ (!)

zu gelten, ferner versichern, daß die Münchener Darstellung von Scribe's Bataille de Dames erheblich höher stand als die in dem Théatre français: doch beeile ich mich, beizufügen, daß das Minderwerthige verschuldet war durch die ganz unverkennbare Gleichgültigkeit und Ermüdung der Pariser Künstler, die das Stück in diesen par Monaten zum unzählichsten male spielten. Da hört die Ursprünglichkeit nothwendig auf.

Dagegen spende ich den Kranz der höchsten Vollendung schauspielerischer Kunst der Darstellung, die in demselben Théatre français ein Molièresches Stück (l'École des femmes) erfuhr: das war nicht gespielt, das war gelebt! Soviel Geist, Witz, Humor, Anmuth, zumal auch in Behandlung der Sprache, habe ich nie und nirgend sonst gesehen. Allerdings waren Monsieur God und alle ersten Sterne jener unübertroffenen Bühne in dem Stück beschäftigt.

Uebrigens hatte ich schon als Student in München französische Schauspielkunst bewundern gelernt in der

„Phèdre“ der Rachel: man spürte die Leidenschaft durch alle Adern des schönen Weibes rieseln — ihr Kopf, lang und schmal gestreckt, hatte ganz die Form eines Schlangenkopfes — in der Nähe des Stiefsohnes, den anzuschauen sie nur verstohlen wagte — und in dem hinreißend liebenswürdigen George Brown des Tenoristen Roger, der durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Spiels vergessen machte, daß er sang — in Abwesenheit seiner längst vergangenen Stimme.

Auf gleicher Höhe beinahe mit der Molièreschen Kunst des Théatre français stand die Aufführung des trefflichen Lustspi els „Unsere guten Provincialen,“ das wir im Gymnase sahen: nur etwas gröbern Korns war hier wie Dichtung so Spiel.

Blos Eins fiel mir unangenehm auf im Vergleich mit dem Leben in großen deutschen Städten: mit der Zeiteintheilung, zumal der Einnahme des Abendschmauses, ist man dort ganz an die Lebenssitte der Eingeborenen gebunden: nun diniren die Pariser um

5 Uhr und nehmen dann höchstens noch Thee: wir wollten uns die Zeit von 5—7 Uhr nicht mit Speisen verderben und beschlossen, — nach einem kleinen Frühstück um 12 Uhr — erst nach dem Theater zu essen. Aber das gelang nicht. In dem Gasthof erhält man nach der Abend-Table d'hôte nichts mehr und als wir um $11^{1}/_{2}$ nach dem Schluß des Théatre français in einem Restaurant speisen wollten, fanden wir alle geschlossen. Endlich lenkte ich unsere Schritte nach dem berühmten Restaurant Véfour: als wir davor eintrafen, schloß der Portier so eben Thür und Fenster. Erst auf vieles Bitten ließ er uns ein, zündete das Gas wieder an und rief einen verschlafenen Kellner, der uns höchst erstaunt ein petit cabinet aufschloß, das bestellte Essen brachte und dann uns „discret" verließ, unverkennbar in der Meinung, nichts weniger als ein Ehepar vor sich zu haben.

Im Uebrigen zähle ich hier nicht die gewaltigen Eindrücke der Kunstsammlungen, (im Louvre, im Musée de Luxembourg) ꝛc. der Bauten und

Denkmäler auf: nur des Musée de Cluny gedenk' ich noch, wo ich damals schon den Spuren Julians nachging, dessen Gestalt als Helden eines umfassenden geschichtlichen Romans mir bereits sehr scharf gezeichnet vorschwebte[1]. Lange beschäftigte mich hier auch der „Schatz von Guarrazar": d. h. der westgotische Königshort, der 711 nach verlorner Schlacht am Guadalête in einer Cisterne jenes Dörfleins war geborgen worden, wie die Sage immer behauptet und die Entdeckung vor etwa 40 Jahren bestätigt hat: ich hatte die für das gotische Kunstgewerk so wichtigen Stücke früher nur aus dem Werke von Lasteyrie beurtheilen können; nun lagen sie mir vor Augen, die Weihekronen der Könige Kindaswinth und Rekiswinth, deren Träger mich so viel beschäftigt hatten[2].

[1] Vergleiche die Schilderung der Oertlichkeit Julian II. S. 444.

[2] Könige V. S. 192—204.

So schieden wir denn von Paris mit dem lebhaftesten Entzücken über Alles: Stadt, Landschaft, Natur und Kunst, Dinge und Menschen. Ein Hauch des Geschmackes, der heiteren Anmuth, der Liebenswürdigkeit heiterer Absicht, sich und ebenso Anderen das Leben möglichst vergnüglich, „ungenirt“ zu gestalten, schwebt dort in der Luft.

Ich verstand jetzt erst das früher vernommene Wort: „Nach Berlin geht man in die Schule, nach Paris in die Ferien[1].“

In der That, es gefiel mir so ausnehmend dort, ich fand mich auch, nachdem mein Französisch wieder aufgethaut und flüssig geworden, so vortrefflich mit den Menschen zurecht und fühlte mich so behaglich, so „heimisch“ (!) auf den Boulevards, daß Therese neckte, nun sei wohl Monsieur Le Gay, mein Großvater,

---

[1]) Während ein in Deutschland reisender Pariser, der die Aufschrift „Baumschule“ las, ausrief: „Guter Gott, in Preußen müssen sogar die Bäume in die Schule gehen!“

(I. S. 1), in mir lebendig geworden und übe gegenüber dem Germanischen in mir sein „Prestige" (oben S. 401).

Nun, so arg ist's nicht geworden: es ist noch genug von Odhin und Asgardh in mir über geblieben: aber wahr ist, zu den allerheitersten Tagen meines Lebens gehören die zu Paris verbrachten und wir gelobten, — mehr uns als Paris! — bald wieder zu kehren. Das thaten wir denn auch im Jahre 1879, von Brüssel her kommend, und dieser zweite Aufenthalt bestätigte und bekräftigte die Eindrücke des ersten [1].

Ja, er gestaltete sich noch angenehmer, da wir, nun mit einer ganzen Reihe von äußeren Ein-

---

[1]) Nur hatte ich die Thorheit begangen, statt des ausgezeichneten „Hôtel du Louvre", um auch Andres kennen zu lernen, ganz gegen meine sonstige Art (oben S. 342), das uns so viel gepriesene „Grand Hôtel" zu wählen: wir fanden es durch den gewaltigen Besuch der Ausstellung des Vorjahrs unglaublich abgewohnt, abgenützt und auch sonst nichts weniger als empfehlenswerth.

richtungen und Gepflogenheiten des Pariser Lebens, auch mit der Raumvertheilung der Riesenstadt doch schon einigermaßen vertraut, uns überall rascher und müheloser zurechtfanden.

XX.

Von Paris reisten wir also (oben S. 392) nach Dijon: wie schlugen all' die Namen der Zwischenstationen: Melun, Fontainebleau, Monterau, Sens, so „historisch" an mein Ohr! Wie oft hatte ich sie in ihrer keltisch-römischen Form selbst geschrieben oder sie in der Darstellung französischen Mittelalters gelesen. In dem malerisch gelegenen „Diviodunum" meines guten Gregor von Tours fanden wir in dem „Hôtel du Jura" so geschmackvolle, vornehme und doch behagliche Unterkunft und so ausgesuchte feine Verpflegung, daß es sogar mir, der ich durchaus nicht Gourmet bin, besondern Eindruck machte.

Am andern Tag ging es durch die wunderschönen Landschaften Burgunds über Nuits, Beaune, Châlons-sur-Saône, Maçon — welche Wein-Wonnn wecken die Worte! — nach dem prachtvollen Lugdunum.

Wie wohlthuend ist es dem Auge und der Seele, in diesem gesegneten Lande, das nicht nur an uralter Cultur, auch durch uralte so reich ist, allüberall die Wirkungen jahrhundertelanger Pflege des Bodens und aller wirthschaftlichen Güter wahrzunehmen! Der Wohlstand der Bewohner verstattet, ihr Geschmack, ihr Formensinn verlangt, daß zu dem Nützlichen das Schöne, zu dem Nothwendigen das Erfreuliche, das Gefällige, das Augengewinnende trete; man vergleiche einen deutschen und einen französischen Baum-Anger: bei uns stehen die Obst- und andern Bäume (wenig gepflegt!) in langweiligen schnurgeraden Linien wie eine Compagnie der Potsdamer Garde Friedrich Wilhelms I.; in Frankreich stellt man sie auf den Wiesen links und rechts der Straße oder den Bach entlang, die Hügel hinan in schön geschwungnen Wellenlinien, § oder ? ähnlich, so daß schon das Reihenbild gefällt. Und wie sich mittel- und süd- und westdeutsche Gartenpflege, ja Gartenliebe zu der — nahezu fehlenden —

in Ostpreußen (oben S. 59) verhält, so die französische zu jener. Mit welch beflißner und geschmackvoller, bis in's Einzelne zärtlich dringender Liebe bestellen die Leutchen in den Vorstädten der großen Städte schon, dann in den kleinen Provincialstädten, in den Dörfern, um die Einzelvillen her ihre oft nur winzigen, das Haus umkränzenden Gärten, die, zuweilen ein wenig altmodisch steif, etwa dem Holländischen (s. unten Scheveningen) sich nähernd, anmuthen, aber stets musterhaft sauber gehalten sind. Da sieht man den „petit propriétaire“ mit der gestickten Sammtmütze auf dem Kopf, in dem langen bunten Schlafrock, wie den paysan im Blaukittel, an seinen wunderschönen hochstämmigen Rosen herum schneiden, während „Madame“ unter einem unglaublich breitrandigen Strohhut die Blumen berieselt aus einer zierlichen und, obwohl Madame nicht mehr jung ist, zierlich gehandhabten Gießkanne. Die Franzosen in der Provinz sind viel gutartiger als sie Herr Zola malt, eher wie sie Daudet schildert: sie haben eine liebenswürdige

Neigung zu idyllischem Stillleben, zu heiterem, behaglichem und — mit einem Stich in's Komische — harmlosem Lebensgenuß. Mitten in den Aufregungen und Schrecknissen des Krieges sahen wir, auf der Landstraße ziehend, viele, viele propriétaires im Schlafrock oder auch in hochfeinem Waidmannsaufputz an den Bächen stehen und wie im tiefsten Frieden des friedlichsten Sports — der „gentle art"—, des Angelns pflegen!

Ein glücklich Land, ein liebenswürdig Völklein, wenn es nicht gerade verrückt ist, — richtiger: von Paris aus verrückt gemacht wird!

Hätten doch die Germanenstämme sämmtlich — auch Ost und Nordgermanen — in Eintracht das Land von der Elbe an geräumt und dafür, in dichten zusammenhängenden Massen, Zehe an Ferse gedrängt, die schönen Gebiete vom Rhein bis an die Pyrenäen überfluthet, so massenhaft, daß sie, statt Romanisirung zu erdulden, Germanisirung der Provincialen verbreitet haben würden: — wir hätten ein freundlicher Geschick gehabt

als uns die so viel Blut und Schweiß kostende Entsumpfung und Entrodung des Landes und Entwildung des Volkes der Slaven und Preußen von Dresden bis Memel eingebracht hat. Wir hatten kein Glück bei der damaligen „Liquidation“ des in Concurs gerathenen Römerreichs. Das heißt wir hatten keine Einheit, keinen Alle fortreißenden Führer. Odhin war ein Ideal: der Bismarck der Völkerwanderung ist nicht gekommen: Armin haben sie um seines verfrühten Einheitsgedankens willen ermordet, Theoderich war ein idealistischer Schwärmer für das Unmögliche, Chlodovech ein allzu früh verstorbener und doch etwas zu leidenschaftlich-gieriger Politiker des Allernächst-Gelegenen.

Die Doppelstadt Lyon — mit ihren sechs Vorstädten — macht einen großartigen Eindruck. Von da fuhren wir über Vienne, Valence, Orange, — welche mir in Geschichte und in mancher Ballade so vertraut gewordene Namen! — nach Avignon, wo — es war doch schon Ende September — uns sommerliche

Wärme verstattete, noch die späten Abendstunden in dem reizenden, mosaikgepflasterten Hofe des Hôtel de l'Europe zu verbringen; die Oleanderschwärmer flogen noch um die üppigen Blüthen ihres Baumes; den Eindruck des seit zweitausend Jahren mit römischer Cultur durchdrungenen, tief gesättigten Bodens und Lebens gewann ich hier so mächtig wie noch nie außerhalb Italiens. Und wie behaglich vornehm, geschmackvoll[1]) ist Alles eingerichtet bei Madame Pierron (veuve): — ohne Zweifel einer der vorzüglichsten Gasthöfe, die mich je bewirthet.

Etwas enttäuscht ward ich dagegen durch den Besuch der Vaucluse, der Petrarca-gefeierten. Ich habe (— wessen sich wenige, die es nicht fachmäßig müssen, berühmen werden — alle Gedichte Petrarca's[2])

---

1) Auch reinlich, was man sonst in Südfrankreich nicht rühmen kann.

2) Schon 1851 in der Schönfeldstraße (II. S. 1 f.), da ich mich verpflichtet hielt, „die Weltlitteratur“ im Sinne Goethe's kennen zu lernen und in Verfolgung dieser Wahnpflicht wirklich

gelesen) und brachte, obzwar ich mich damals oft dabei gelangweilt hatte, nun den besten Willen mit, mich begeistern zu lassen durch den Anblick. Jedoch das Ganze wirkt kleinlich, unbedeutend, spielerisch. Auf dem Rückweg litten wir — unter wolkenlosem tief blauem Himmel — empfindlich durch den eisig vom Mont Ventoux herab „pfeifenden“ (oben S. 198) Mistral.

Von Avignon eilten wir über das damals noch nicht durch den prächtigen Monsieur Tartarin (— „tout Français est un peu de Tarascon!“ (oben S. 394—) unsterblich gewordene Tarascon nach Nîmes, wo ich mir in dem **castrum arenarum**, d. h. in dem gewaltigen Amphitheater, das Bild heraufbeschwor der Belagerung und Erstürmung dieser letzten Zuflucht des Rebellen, Graf Paulus, durch den tapfern Gotenkönig Wamba, die ich mit Eifer erforscht hatte

---

eine Menge gelesen habe, die mir später zu statten kam! z. B. auch den ganzen Dante — auch das Paradies — und — sogar! — den ganzen Messias von Klopstock, von den Lusiaden zu schweigen.

(a. 673, Könige VI². S. 210; noch zu Anfang des Jahrhunderts war hier erhalten la „tour des Goths“). Das war unser südwestlichster Punct: von da ging es zurück gen Osten nach Arles: hier lernte ich kennen und bewundern die herrliche „Venus von Arles“, deren Geschichte ich später in Julian (II. S. 117) erzählt, d. h. erfunden habe.

Aber auch mit einer lebenden Göttin begegnete mir ein Abenteuer, bezeichnend vielleicht für meine — mehr ritterliche als gerade praktisch nutzbringende — Huldigung gegenüber der Schönheit.

Heiß brannte die Mittagsonne auf die schattenlosen Straßen. Therese wünschte Obst, den Durst zu löschen. Vor einem nur durch einen breiten und bis auf den Boden reichenden dunkelgelben Vorhang, der nach romanischer Sitte die Thür ersetzte, (— in gar manchem meiner Romane ist er seither vorgekommen! —), lockten Trauben und Birnen, in zierlichen Körben gehäuft, den Käufer. Ich schlug, das Geldtäschlein in der Linken, mit der Rechten

den Vorhang auseinander und — trat betroffen einen Schritt zurück.

Denn vor mir stand, kurz gesagt, die lebend vom Fußgestell herabgeschrittne Juno Ludovisi, d. h. ein Weib von etwa 30 Jahren, einen Kopf höher als ich, breitschultrig, breitbrüstig, hochbusig, schreitend wie eine Göttin, nicht wie eine Königin, mit strengen, stilisirten, großartig regelmäßigen Zügen, einer mächtigen Stirn, einer streng gradlinigen Nase und großen runden weit offnen Augen.

„Majestätisch" war sie, diese Erscheinung; ich sollte also den oft vernommenen Ruhm der Schönheit der griechen-entstammten Arleserinnen bewahrheitet finden. Ich erschrak so gewaltig über den Anblick, daß ich in Ehrfurcht den Strohhut lüftete, und mit tiefer Verbeugung, verwirrt rückwärts schreitend, davon ging. Uebrigens muß die Frau ähnliche Wirkung ihres plötzlichen Anblicks schon öfter erlebt haben: denn ohne das mindeste Erstaunen über meine Bestürzung

lächelte sie hoheitvoll — die Obstfrau von Arles! — und verständnißklug. Mir wäre es doch ganz unmöglich gewesen, dieser Olympierin ein par Sous für Trauben in die göttlichen Hände zu drücken, über Geld mit ihr zu verhandeln! So gingen wir, ungelabt. Therese, die übrigens meine Freude an so viel Schönheit getheilt hatte, meinte: jener wäre der Traubenhandel wohl lieber gewesen. — „Und mir auch,“ fügte sie lächelnd bei. Nun, es gab andre, minder junonische Obstlerinnen in der hellenischen Rhonestadt: ihr Durst ward gestillt.

Von Arles fuhren wir nach Massilia, der unvergleichlichen. Ich weiß kein gleich schönes Stadtbild zu nennen: Marseille ist noch „superber“ als Genova la superba; was Marseille an amphitheatralischem Aufbau gebricht, ersetzt es glorreich durch den viel großartigeren Ausblick — etwa von der hochragenden Wallfahrtskirche Notre Dame de la Garde aus — über den Hafen, das prachtvoll tief blaue Meer und die kleinen Inseln. Wir erfreuten

uns auch an dem Stolz der Nachkommen der alten Phokaeer auf ihre Stadt, ausgedrückt in ihrem bekannten Wort: „si Paris avait une Cannebière (— die glänzende Hauptstraße —), Paris serait une petite Marseille.“ Der Kutscher, der uns umher fuhr, freute sich sichtlich über unser Wohlgefallen an seiner Heimathstadt, in der er am Höchsten die Wasserfülle pries: „voyez, partout de l'eau!“ ward er nicht müde zu wiederholen.

Uebrigens leidet die Schönheit der Landschaft in diesen südfranzösischen Gegenden durch die wohl schon seit mehr als einem Jahrhundert schonungslos durchgeführte Entwaldung, in Folge deren die Höhenzüge der starren Kalkgebirge kahl und alles Lebens bar erscheinen.

Einen besonders traurigen Eindruck machte nun aber — im Gegensatz zu diesen weiß blendenden Linien im fernen Horizont — das düstere Schwarz, in welches der Mittelgrund, die Rebgärten, getaucht lagert: es war die Verwüstung durch die Reblaus, die viele,

viele Stunden weit alles Grün der Weinberge in schwarzen Zunder verwandelt hatte. Wahrlich ein trauriger Anblick! Die Leute klagten, die Güte des Weines werde dauernd leiden, da man nun genöthigt sei, minder günstige Lagen zu bebauen.

XXI.

Von Marseille zogen wir über Toulon, — dessen Kriegshafen und Flotte ich leider nur im Vorüberbrausen des Dampfwagens zu sehen bekam — Fréjus, Antibes nach Nizza, wo ein eifrig französischer Kutscher uns durchaus nicht an den trefflichen Gasthof des deutschen Schweizers Herrn Hug (Hôtel Suisse) fahren wollte, unter der Lüge, er sei bereits geschlossen. Wie herrlich ist der Ausblick auf die See von den Terassen und Weinbergen aus, die sich unmittelbar hinter diesem Haus erheben!

Von Nizza führte unser Weg über Monaco, Mentone, Ventimiglia, Bordighera, (wo ich die von Freund Friedländer oft gepriesenen Dattelpalmen bewunderte: — die ersten und die letzten, die ich im Freien sah,) San Remo, Porto Maurizio, Savona, nach Genua.

In dieser mir von früher her (oben S. 373) liebgewordenen Stadt konnte ich nun wieder Theresens Führer machen: von Straßburg ab bis hierher war mir alles fremd gewesen. Wir erfreuten uns mehrere Tage der genuesischen Herrlichkeit, die mir vom Knaben an vorgeleuchtet hatte. Der „Fiesco" war eine Glanzrolle meines lieben Vaters gewesen. Wir unternahmen Ausflüge in die Umgegend und erlebten hierbei ein artig Abenteuer zu Pegli, nach dem Besuch der schönen Villa Pallavicini. Wir laufen beide gern schönen Menschen nach, Männlein wie Weiblein, Jungen wie Alten. Da bemerkten wir unter den Kindern, die vor dem Bahnhof spielten, ein etwa neunjähriges Mädchen von märchenhafter Schönheit und Anmuth der Bewegungen: zumal ihr prachtvoll rothgoldnes Har leuchtete um ihr Köpflein wie flüssig Feuer. Wir zogen sie an uns: — bald kam die dunkelharige Mutter hinzu, der Vater war ein blonder Schweizer.

Die Kleine entfaltete solchen Liebreiz und solche Feinheit des Benehmens, daß wir, ihr vom deutschen

Weihnachten erzählend, — davon wußte man hier nichts — versprachen, zum Weihnachtstag aus dem fernen Thule eine Halskette von Meergold zu schicken, die von dem bräunlichen Nacken sich gar schön abheben und zu dem Rothhar trefflich stehen werde. Schon hatten wir uns verabschiedet: da eilte uns das Kind nach und bot meiner Frau ganz verschämt, unter der Schürze hervorholend, eine Locke ihres Hares an, das sie uns hatte loben hören. Mit welcher gentilezza war das empfunden, mit welcher Grazie ausgeführt! Selbstverständlich hielt das deutsche Christkind Wort und der Dankbrief, den Mutter und Töchterlein uns für die „catena d'ambra gialla“ nach Königsberg schickten, war herzerfreuend.

Noch immer bewahren wir die leuchtende Locke von Maria Rubin!

Zu den poesievollsten Erinnerungen an Genua zählt die an den Friedhof auf einer kleinen Insel rechts von der Straße nach der Kirche Santa Maria di Carignano: wäre es nicht ziemlich gleichgültig,

wo man ruhte, — auf diesem Eiland wär es gar nicht übel.

Von Genua aus gingen wir nach La Spezzia, wo wir einen wunderschönen Septembernachmittag verbrachten, weit in das Meer hinaus segelten und in dem stattlichen Kriegshafen ein mächtiges italienisches Kriegsschiff (den Duilio oder den Dandolo) bewunderten. Unser Gondoliere, ein ehemaliger Seesoldat, schwärmte für die Prussiani, vermuthlich wohl auch, weil er sich von dem Prussiano dadurch ein höheres Trinkgeld zu er.... schwärmen hoffte. Auf meinen Einwand, daß anno 70 doch die „fratelli“ schon im Begriffe waren, einen wenig freundschaftlichen Besuch per Eisenbahn von Kufstein aus in München zu machen, meinte er, „das war nur il re, chi voleva fare una ...“, folgte eine Majestätsbeleidigung derbster Fassung und auf die Bemerkung, il Garibaldi habe doch 1870 thatsächlich gegen die Helfer von 1866 gefochten, erhielt ich die seelenforscherische Erklärung: „è pazzo, questo povero vecchio!“

Ich aber überdachte, wie meine Wünsche von 1862 (III. S. 429) zu Weissagungen geworden waren: nach glorreicher Wahrung der Waffenehre zu Wasser und zu Land hatte Oesterreich den zehrenden Besitz, Italien, aufgegeben und Dank den Deutschen Waffen, Dank dem Tage von Sedan, hatte das geeinte Italien den Einzug durch Porta pia in Roma capitale gehalten [1]).

Nun wanderten wir über Vareggio und Pisa nach Florenz. Ich kannte es noch nicht, das Heiligthum edelster Kunst, diese vornehme Stadt feinsten, vornehmsten Lebensgenusses. Neben den Bildern, Bildsäulen, Bauten, entzückte uns die Landschaft: in Fiesole fanden wir rechts von der Hauptstraße eine halb verfallene Villa, die gerade, d. h. vor 1300 Jahren, von Vitigis und Rauthgundis verlassen schien: noch widerhallte in dem nahen Walde das helle Lachen des Knaben Athalwin [2]). Und wie herrlich

---

1) Vgl. Gedichte IV. S. 307.
2) Kampf um Rom I. S. 236.

sind sie, die Wandelpfade längs dem Arno hin unter Platanen, Lorbern und Oliven!

Aus Florenz führte ich Therese über Bologna la colonnata nach Ravenna, wo einstweilen die alte „spada d'Italia“ in bedeutsamer Wandelung den Namen „Vittorio Emanuele“ angenommen hatte.

Wie hatte sich in diesen 26 Jahren so Vieles verändert in Italien, in Ravenna und in mir! An Stelle der damals beklagten (III. S. 514) Versumpfung und Verrottung und Verwahrlosung der Stadt war frisch aufblühendes Leben getreten: — auf der damals so bitter vermißten Eisenbahn wogte reger Verkehr von Menschen und Waren und ich selbst, nicht mehr ein schwermüthiger, hoffnungsloser, vielleicht brustkranker Anfänger, schwer ringend um die wirthschaftliche, zumal aber die wissenschaftliche Selbstbehauptung d. h. die akademische Laufbahn, sondern gesund, voll glücklich und nicht ganz ohne Erfolg in Wissenschaft und Dichtung.

Es war ein Hochgenuß, zu beobachten, wie allüberall

die Erinnerungen an die Männer und Weiber aus dem „Kampf um Rom“ auf Therese wirkten: es ist ja schließlich wenig Greifbares aus jener Zeit übrig geblieben: aber das Ungreifbare, der über der melancholischen Ruinenwelt schwebende Hauch, durchfluthete ihre empfängliche Seele. Prachtvoll, hochpoetisch war die Fahrt nach San Apollinare in Classe fuori und ein Spatziergang durch die Pineta, d. h. jenen unvergleichlichen Pinienwald der schon in der Belagerung Odovakars durch Theoderich eine Rolle spielt. Wenn man schon einen Wald hochstämmiger Buchen mit einem säulengetragenen Dome vergleicht, so trifft das Bild noch viel mehr zu bei den Pinien zu Ravenna, die, ohne jedes Unterholz, ihre vielen tausend Stämme, sonder irgend welchen wagrechten Ast, schnurgrad und schlank und sonderbar gleichmäßig auch im Umfang hoch empor steigen lassen in den Himmel, der aber durch die oben breit auseinander gestreckten Wipfel wie durch ein zusammenhängend Dach nahezu ausgeschlossen wird. Hier erlebten wir, wie nahe

Lebensfreude und Todesgefahr gränzen: während wir entzückt an einer der riesigen Baumsäulen hinansahen, stürzte eine weit mehr als pfundschwere Pinienfrucht herab, Theresens Strohhut am Rande streifend: einen Zoll weiter ab und das schwere Gewicht zerschmetterte oder erschütterte doch ihr Schädeldach. Wenige Jahre später zerstörte ein harter Winter den größten Theil der edlen Stämme.

Aus Ravenna eilten wir nun über Faënza, Forli, (s. Gedichte II. S. 77), Rimini nach Ancona und von da über Foligno, Terni, Orte nach Rom.

Auf der Fahrt von Ancona weg wäre mir mein schmächtiges „Märchen", wie Therese in der Familie benannt wurde, vor meinen sehenden Augen bald erdrückt worden durch einen unermeßlich dicken Bauern aus der Romagna, der, umfangreich wie zwei ostpreußische „Oekonomen" (oben S. 31, 62, 82) zusammen, sich auf die nicht wahrgenommene Schlanke nieder zu lassen im Begriffe stand und erst im allerletzten Augenblick durch des Schaffners Geschrei und meine Püffe

und Faustſtöße — ſie drangen offenbar erſt ſpät durch ſein Fett in ſein Senſorium — von dieſem mörderiſchen Beginnen abgebracht werden konnte: als er ausſtieg, wo anders ſich auszudehnen, athmete der ganze „Abtheil“ auf.

Aber die meiſten unſerer Reiſegefährten litten nicht an Ueberfülle, ſondern an allen Anzeichen der unheilvollen Malaria: abgezehrte Geſtalten, hohlwangig, Fiebergluth in den brennenden Augen! Nach altem Glauben ſollte das Schlimmſte der ſommerlichen Fiebergefahr nach dem erſten October-Regen vorüber ſein und ſo kehrten denn jetzt — 5. Oktober — viele Hunderte von Fieberkranken, die, den heißen Sommermonaten entweichend, auf die Höhen gezogen waren, zurück.

Auch wir hatten den erſten October-Regen abgewartet, dem Rathe eines lieben Bekannten folgend, des Wiener Arztes Dr. Fleiſchl, den wir ſammt Mutter und Bruder (†) kurz zuvor in Gmunden am Traunſee kennen gelernt hatten. Allerdings meinte der

schon viele Jahre am Tiber Lebende, ganz geschützt vor dem Fieber sei dort keine Jahreszeit. Wir sollten diese traurige Wahrheit erleben: denn von den 21 Tagen, die ich Rom zugedacht hatte, mußten wir 12 im Bette verbringen in dem „albergo di Roma“ an dem Corso. Wir hatten uns den Anfall zugezogen, indem wir, — ganz gegen meine wiederholten Einschärfungen, — von einem herrlichen Ausflug nach Tivoli durch unsern Kutscher lange nach Sonnen-untergang erst durch die weißen Nebelgespinnste der Campagna zurück in die Stadt gefahren wurden.

Uebrigens war die Ursache der Verspätung eine liebenswürdige: der Kutscher hatte seine helle Freude an unserm Entzücken über Natur und Denkmale und in dieser Freude seines Herzens brachte er Theresen unablässig schöne Blumen, die am Wege blühten, und — Trauben, die er mit verblüffender Unbe-fangenheit aus allen Rebgärten links und rechts heran schleppte: „sono di miei amici!“ meinte er auf meine Bedenken hin und als wir an eine kleine

vigna gelangten, die ihm eignete, war er gar nicht fortzubringen, bis wir reichlich gekostet. Ich spürte schon in der letzten Stunde der Fahrt durch den Abendnebel leises Frösteln: — untrennbar ist mir durch Vergesellschaftung der Eindrücke das Fieber-Unbehagen verbunden mit dem widerlichen Geruch von Fenchel, der in riesigen Dolden in die Luft ragte aus dem Boden der Campagna, ebenso erging es Therese: mit Mühe stiegen wir die Treppe des Gasthofes hinan, warfen uns sofort in Schüttelfrost in die Betten und verbrachten darin 12 höchst unerfreuliche Tage. Als ich am 13. Tage, Dank der trefflichen Behandlung des Doctors Fleischl, wieder auszugehen versuchte, war ich so völlig entkräftet und elend, daß ich mich nur mit äußerster Mühe, an den Häusern entlang tastend, bis an das nahe Postgebäude schleppen konnte. Der kundige Arzt bestand nun auf sofortiger Abreise — Luftveränderung, — da wir jetzt für einen Anfall von Typhus ganz besonders geeignet, d. h. widerstandsunfähig seien.

Wir gehorchten schweren Herzens: — hatten wir doch nur 9 Tage auf Rom verwendet, während Thorwaldsen auf die Frage des Königs Ludwig I. von Baiern, wie viel Zeit man brauche, Rom kennen zu lernen, erwidert hatte: „Das weiß ich nicht, Majestät, denn ich bin erst 20 Jahre hier.“

„Roma aeterna!“ Das sagt Alles. So meinte schon Cethegus der Präfect.

Ueber jene neun Tage zu Rom ließen sich 90 Bogen schreiben. Ich will nur kurz sagen, daß mir das antike Rom das mittelalterliche — trotz Rafael und Michel Angelo — doch sehr stark zur Seite drängte. Eine Mondnacht im Colosseum zählt zu den poesiereichsten Erinnerungen meines Lebens — (ein Carabiniere war uns unvermerkt gefolgt: ein par Tage vorher war ein Engländer in jenen Bogenwölbungen ausgeplündert worden). Das Forum (mit der Stelle, wo das Haus des Cethegus gedacht ist) erschien mir unglaublich klein, gemessen an den Geschehnissen, die es umschlossen hat. Der Aufstieg

zum Capitol, das Capitol, die Engelsburg[1]), die Peterskirche, der Monte Pincio, die Trajans- und Antoniussäule: — — aber ich kann den Kampf um Rom nicht hier noch einmal schreiben!

Ein spannend Abenteuer erlebten wir bei dem Besuch der herrlichen Villa Ludovisi, deren wundervoller Garten nun Miethhäusern gewichen ist.

Nachdem wir uns der in der Säulenhalle versammelten marmornen Götter und Heroen — zumal der prachtvollen Juno Ludovisi — erfreut, wandelten wir in dem weiten, parkähnlichen Garten, der, feinsinnig gepflegt, noch in dem Schmuck der feurigfarbigen Herbstblumen des Südens prangte, lange umher: allzulange! Denn wir versäumten die Stunde, da die hohen eisernen Gitterthüren des einzigen Eingangs geschlossen werden. Umsonst suchten wir nun in dem großen Raum irgend einen Menschen: alle Gärtner und Aufseher hatten

[1]) Ich fand die Stelle, wo sie den Goten des guten Vitigis den Marmor-Faun, jetzt in der Münchener Glyptothek, auf die Helme geworfen haben.

die Villa verlassen, in der Stadt die cena zu suchen. Ich kletterte auf die Mauer, zu prüfen, ob wir wohl auf die Straße draußen hinab springen könnten: sie war viel zu hoch. Nachgerade wurde die Lage ungemüthlich: es dunkelte rasch und gleich nach Sonnenuntergang ward es empfindlich kühl: die Villa selbst und alle Häuser waren verschlossen, die Aussicht, Therese in leichtester Sommerkleidung — heiß hatte die Sonne bei der Ausfahrt um Mittag herabgebrannt — die Octobernacht im Freien verbringen lassen zu müssen, quälte mich mehr als ich mir merken ließ. Dazu kam, daß, unter wüthendem Gebell der angeketteten Hunde, plötzlich vier, fünf sehr verdächtige Kerle aus den Gebüschen um die Mauer her auftauchten, mochten sie nun früher schon hier gesteckt oder etwa die Mauer von Außen her erklettert haben, um in der Dunkelheit Obst, Blumen u. s. w. zu stehlen. Sie hatten uns gar bald entdeckt und kamen allmälig näher und näher. Ich trug keine Waffe bei mir. Endlich, nachdem diese Einsperrung etwa

zwei Stunden gewährt hatte, kam auf der Straße von der Stadt her aus beendeter cena der Custode und schloß uns auf.

Jener Ausflug (oben S. 437) galt dem Sabinergebirge: mein Gedächtnis versagt mir hier auffallenderweise: ich kann die Aufeinanderfolge der Haltestellen nicht mehr aufzählen: sollte vielleicht die schwere Erkrankung, die mich gleich darauf ergriff, das verschuldet haben? Ich weiß nur noch, daß wir einen wunderbaren Abend in der Villa Hadrians zu Tivoli verbrachten, Stunden lang in dieser Wildniß von Marmortrümmern, Lorber, Myrthe und Oliven umherwandelnd, „wo der Anio wirbelnd rinnt" (s. Gedichte II. S. 160); dann gelangten wir in heißester Mittagsgluth nach Subiaco, wo ich im Schweiße meines Angesichts dem Andenken des heiligen Benedict von Nursia in einer heiligen Höhle (il sacro speco) meine Aufwartung machte, während Therese in dem kühlen Zimmer des Gasthofs La Pernice weilte. Als ich zurück kam, bot sie ein seltsam Schauspiel:

sie saß mitten auf dem Mosaik des Estrich und hatte eine dreifache Umgürtung von je einem Wassergraben und darauf folgenden Wall von Insectenpulver um sich her gezogen, und die Erfolge dieser Festungsstrategie lagen vor meinen Augen in ungezählten — Flöhen, die bei dem Sturm-Hüpfen theils elend in dem Wassergraben ertranken, theils vergiftet auf den Wällen lagen. „Du hast von Narses gelernt," meinte ich.

Von Subiaco ging es nach Olevano: hier übernachteten wir in der mit Fug gepriesenen Casa Baldi, wo wir die Erinnerung an Freund Scheffel nicht nur in dem spruch- und bilder-reichen Fremdenbuch lebendig fanden, auch in den Herzen der prächtigen Wirthsleute Nino Peppina und der herrlichen Töchter. Diese hohen, mich weit überragenden Mädchengestalten mit ihren edelen, langgezogenen Gesichtern, goldblonden Haren und strahlenden, blauen Augen, so unromanisch wie möglich, träumte ich mir als Ueberreste meiner armen Ostgoten, verschont von des Narses eiserner Walze, zurecht. In den heißen Stunden all dieser

italischen Tage und zumal auch in Tivoli und Olevano beschäftigte es mich sehr ergetzlich, das Lustspiel: „Die Statskunst der Frau'n“, das ich soeben in Friedrichshafen vollendet hatte (s. oben S. 375), auf italienisches Maispapier ins Reine zu schreiben, säuberlich dabei an den Versen feilend. Ich mag dies heitere kleine Ding wie die „Schlimmen Nonnen von Poitiers“ gern leiden und freute mich über meinen eigenen Humor: — eine behagliche Stimmung!

Von Olevano kehrten wir nach Rom zurück über Genazzano und Palestrina: — hier machte ich den vergeblichen Versuch, die Stufen des Palazzo Barbarino zu ersteigen: denn da lagen solche Massen von Unrath aufgehäuft, wie ich sie sogar in dem gesegneten Ausonien noch nirgend angetroffen: ich hob meine Hosen in die Höhe, wie sonst Frauen ihre Röcke, aber auch so wollte es nicht gelingen.

Auf dieser dreitägigen Fahrt im offnen Wagen, fast in jedem Dörflein haltend, Früchte oder Wein schlürfend, lernte man Land und Leute nun doch

noch ganz anders kennen als auf der Eisenbahn, nur in den großen Städten verweilend. Die gentilezza dieses kindlichen Volkes — kindlich im reizendsten und auch in minder günstigem Sinn etwa von „gedankenlos“, — frohsinnig bis zum Leichtsinn, habe ich schon früher gepriesen (III. S. 439). Und nun das Land! Schöner, malerischer, poesievoller durch die überallhin verstreuten Marmor-Trümmer seiner Ruinen als es zur Zeit von deren Aufrechtragen gewesen sein kann. Und diese unbändige Vegetation, die alles Menschenwerk von Stein und Holz mit einer grünen Wildniß unablässig zu überkleiden trachtet. Und überall diese Spuren einer uralten Cultur, deren Schichten wie geologische übereinander gelagert sind: fabelhafte Ureinwohner, Etrusker, Griechen, spätere Italiker, Goten, Byzantiner, Langobarden, Franken, Normannen, Araber, Saracenen, Deutsche, Spanier, Oesterreicher, Franzosen: alle haben den Stempel ihres Waltens in Krieg und Frieden dem Lande aufgeprägt.

Den ergreifendsten Eindruck machte mir bei dieser Fahrt im Gebirge, wie später von Neapel nach Amalfi, das immer neue, sich steigernde Emportauchen stets höherer, steilerer Höhenzüge: und zwar bis zu den allerhöchsten, mit dem freien Auge kaum erreichbaren Bergrücken empor, immer und immer wieder die weißen blinkenden Steincastelle. Man versteht die mittelalterliche Geschichte des Landes, z. B. auch die Kämpfe der deutschen Könige, nur wenn man sich diese zahllosen, zum Theil auf fast unerklimmbaren Felsenspitzen horstenden Burgen vergegenwärtigt, die der Vertheidigung wie der Knechtung und Beraubung des umliegenden Landes dienten. Einmal zählte ich 42 solcher Bergvesten auf einmal, die von der steil ansteigenden Landstraße aus in allen Himmelsgegenden sich dem Blicke darboten, immer höher, immer höher, wenn man längst geglaubt hätte, die höchste noch bewohnte Linie erschaut zu haben.

XXII.

Prachtvoll war der Eindruck unserer Einfahrt in Neapel!

Die sinkende Sonne des warmen Herbsttages tauchte Stadt und Berge und Meer von Pozzuoli bis Nocera in die Gluth, in die südliche Herrlichkeit nie gesehener Farben. Wahrlich, hier war mehr als bei dem Sonnenuntergang über Venedig und beschämt gestand ich mir, daß all' meine Einbildungskraft in der Schilderung der Abfahrt der „letzten Goten" im Abendgolde des Golfs von Bajä weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben war.

Wir wohnten — auf den Rath unseres treu besorgten Arztes, Dr. Fleischl —, dem Typhus in der Niederstadt ausweichend, auf dem hochgelegenen luftigen Corso Vittorio Emanuele im Gasthof Beau-Rivage.

Gleich nach der Ankunft fuhren wir aus und gleich bei der ersten Ausfahrt erhielten wir eindringliche Eindrücke von neapolitanischem „Volksleben". Ich hatte meinen Baedeker hart hinter meinen Kopf in den hohen Hinterrand des Wagens gelegt: wir fuhren durch eine Rotte bettelnder und dabei unglaublich schreiender „Lazzaroni". Aber lauter noch drang durch das Gequieke der an junge Span-Ferkel gemahnenden Stimmen der warnende Zuruf eines Mannes vom Gasthof her: der Thorwacht, ein deutscher Schweizer, lief uns nach, durch die Bande von bösen Buben sich Bahn brechend, und mahnte mich dringend, das Buch da oben fort zu nehmen, sollte es nicht im Augenblick gestohlen sein! Ich staunte über das Maß der hier vorausgesetzten Frechheit, — denn die Kutsche war recht hoch — konnte mir aber nun die seltsamen Luftsprünge der uns verfolgenden Meute erklären.

„Dieses war der erste Streich": doch der zweite sollte sogleich folgen.

An der Ecke einer nach Süden abwärts führenden Querstraße spielte eine andere Rotte dieser halb nackten, schwarz-braunen, jungen Teufel. Auf einmal zuckte Therese zusammen: ein scharf gezielter Steinwurf — sie sind berühmt für ihr gefährlich Stein- und Messer-Werfen, die Lazzaroni: das waren aber erst noch künftige — hatte sie geschickt an den Kopf getroffen: wuthentbrannt sprang ich aus dem fahrenden Wagen und eilte auf das Gesindel zu. Aber — Santo Gennaro! — bis ich an jener Ecke stand, war von der ganzen Bande keine Ferse mehr zu sehen! Sie waren einstweilen wohl schon am oder im Meer und eher hätte die Schildkröte der Sophisten den schnellfüßigen Achill einholen mögen als ich diese „ladri“!

Als wir nun zu Fuß die Hafenstadt von der Piedigrotta bis gegen die Darsena hin durchwanderten, ward es uns — es war gerade die Zeit, da Alles die Arbeit niederlegte und auf die Straßen strömte — beinahe zu viel des — Guten: oder doch des

Lärms, des ohrenzerreißenden Geschreis, des Gewoges, des Gezappels. Dio mio! So was hatte ich nicht für möglich gehalten! Daß uns zwölf Menschen zugleich ansprachen, anbettelten, anheulten, ansprangen, uns die allerunglaublichsten Sachen zum Kauf anboten ging noch, aber daß zwanzig andere ihre Meinung über uns und die uns angebotenen Kaufgeschäfte und die dazu gehörigen Verkäufer gesticulirend wie ebensoviele verrückte Dämonen in die Lüfte schrieen, — das überwältigte Therese und machte mich rathlos. Ich gedenke nur noch, daß Therese ein fingerlanges Körblein, das ihr für 20 Francs angetragen war, auf unserem fluchtartigen Rückzug zuletzt, um den Quälgeist los zu werden, für 1 Soldo erstand! Wir retteten uns in den Gasthof vor so viel Lebhaftigkeit und — Schmutz und üblem Geruch.

Abends suchte ich Mistreß Goldschmidt auf, eine Nichte Gladstones, die gerade den „Kampf um Rom“ in's Englische übersetzte; leider ließ sie in der Folge, ohne mich zu fragen, im III. und IV. Band einfach

auf Wunsch ihres Verlegers so viel weg, daß ihr Werk statt 4 nur 3 Bände umfaßte. „Mutilation“ heißt das auf englisch.

Im Uebrigen ist die Uebersetzung nicht übel. Doch unter kleineren Irrthümern ragt ein drolliger „blunder“ hervor. Theoderich dankt dem alten Hildebrand, daß er ihm die Wahrheit gesagt, er werde demnächst sterben. „Und die griechischen Aerzte,“ meint er, „logen mir noch von ganzen Tagen“: die Nichte des „g. o. m.“ (great old man) übersetzte: „the Grecian physicians told me lies all the day long“. (!)

Tags darauf suchten wir die Principessa della Rocca auf, eine rothharige, geistreiche, welt- und wetter-geprüfte Jüdin, Nichte Heine's: sie hatte sich wegen einer Uebersetzung des „Kampfes“ an mich nach Königsberg gewendet. Ohne Frage grundgescheut bis zu ätzender, beißender und bissiger Schärfe des Witzes: ihrer Race [und Sippe!] bekanntes, wirksames aber nicht immer erfreuliches Kennmal. Sie war

über die Maßen liebenswürdig und entgegenkommend. Aber die Art gefiel mir nicht, wie sie ihr Verhältniß zu dem „principe“ darstellte: er conservativ-bourbonisch-clerical bis zur Versteinerung, sie radical-republicanisch-mazzinisch und was die Religion anlangt, — eben „heinrich heinisch“.

Der alte Principe, der später mit echter grandezza, ein wenig steif-altmodisch, aber durchaus vornehm — jeder Zoll ein gentiluomo — auftauchte, gefiel mir, trotz unserer politischen und geistigen Gegnerschaft in seiner feierlichen Würde, viel besser als die unvergleichlich gescheutere Hamburger Jüdin mit all ihrer vielbeweglichen Liebenswürdigkeit: sie lobte mich zu übertrieben in's Angesicht hinein. Das kann ich nicht leiden! Besser aber als Vater und Mutter zusammen gefiel uns die etwa 14jährige Tochter, die, gescheut wie diese und fein und vornehm verhalten wie jener, mich in ein so anziehendes Gespräch vertiefte, daß „la madre“ ihre Eifersucht — nicht blos im Scherz — im hellen Zorn — äußerte und die

„bambina“ mit den schönen, dunkeln und schwermüthigen Augen aus dem Sale jagte.

„Damit ich mich doch auch um sie kümmere.“

Seltsam, wie dies ungleiche Par von Gatten zusammengekommen war (— sie erzählte das ganz offen, zu Theresens alleräußerster Bestürzung): „ich heirathete seinen Fürstentitel. Und Er? Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er lieber nachgab und mir den Willen that, mich zu nehmen,“ lachte sie, halb im Scherz, aber gewiß zur Hälfte auch im Ernst — so seltsam lebte es zusammen: er in den Kirchen, den frommen Vereinen, in Briefwechsel mit dem Pabst, den Cardinälen, den Bourbonen, den Legitimisten aller Länder: — sie im Verkehr und Briefwechsel mit ganz andern Leuten. Uebrigens hat sie ja später auch Heine's Briefe herausgegeben. Zweifellos hervorragend scharfblickend, hatte sie doch kein Auge für die unglaubliche Verwahrlosung und Unsauberkeit des weiland prachtvollen palazzo in dem sie lebte. Marmortreppen, Marmorgetäfel an den Wänden,

fingerdickes Gold an den Stühlen und Tischen aus der Empire-Zeit: aber in Fetzen hingen die schreiend grellen, scharlachrothen Tapeten neben dem Marmor von den Wänden, handbreite Löcher in den purpur-gepolsterten Stühlen ließen das Werg des Futters hervorgucken und über den oberen Theil des werthvollen, goldumrahmten, aber „blinden" Spiegels zogen sich ganze Labyrinthe von Spinnweben! Doch freilich, so hoch brauchte die kleine Frau nicht zu schauen, um ihre rothen Hare zu sehen. Ich dachte immer, während sie ein geistreiches Raketenfeuer gegen mich ohne Unterbrechung spielen ließ: was wird aus der 14jährigen Tochter werden, die, jetzt schon melancholisch, das Widerstreitende in ihren Aeltern, das Unordentliche in ihrer Umgebung zu empfinden schien?! —

Nachdem wir die Sammlungen in der Stadt besichtigt [— die Psyche dort ist eine alte, ewig junge Freundin von mir —] und einige Ausflüge in die Umgegend unternommen, (— wunderbar war ein Sonnen-Untergang oben auf der Höhe von Camaldoli,

wo ein ehrwürdiger Mönch in weißem Wollgewand mit prachtvollem Apostelkopf mir zum Urbild des Johannes in „Felicitas“ ward,) — widmeten wir noch einen vollen Tag dem wieder ausgegrabenen Pompeji. Ach, Wochen hätte ich hier verbringen mögen! Das ist ein geschichtlicher Roman, — man braucht ihn nicht erst zu schreiben. Nun lebte mir das Entzücken meiner Knabenzeit wieder auf, als ich zuerst Bulwers Roman las, in dem ich auch heute noch neben einigem Unwahren und Gemachten viel des Rührenden, Zarten anerkenne: — fehlt nur das Großartige im Bösen und Guten und im schicksalschweren Untergang. Wäre der Gegenstand nicht schon durch Bulwer allgemein bekannt, — der Anblick dort hätte mich zu einer dichterischen Behandlung geradezu gezwungen. Ich gedenke noch oft der rührenden Gestalt eines etwa 16jährigen Mädchens, das sich in einem Keller auf das Antlitz niedergeworfen und mit den Händen Mund und Nase gegen den erstickenden Aschenstaub zu schützen versucht hatte: umsonst:

so war sie gestorben: aber die reizenden Formen des noch fast kindlichen Leibes haben sich der später erstarrten Asche eingeprägt und so ist diese Schönheit unsterblich geworden für Jahrtausende: — wie wenn sie ein Bildwerk oder eine Dichtung verewigt hätte. „Camilla“ heißt sie uns. —

Und neben der Poesie des Todes, — welche Poesie des Lebens rings um die Stadt! Welche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses! Ich sah zum ersten Mal dort Baumwollbäume! Welch buntes Gewoge von Fremden und von Einheimischen in dem — recht guten — Bahnhof-Wirthshaus! Und wie zutraulich kamen die zierlichen Eidechsen herangehuscht, die ihnen hingestreuten Schalen der Weintrauben zu verzehren, mit den runden, klugen Aeuglein blinzelnd.

Viel zu früh mußten wir uns von Pompeji und Neapel losreißen, die letzten Ziele der geplanten Reise noch zu erreichen. Ich hatte mir durch den alten Horn bei Minister Falk acht Tage Urlaub erbeten, — so daß ich statt am 23. October erst am 2. November

die Vorlesung zu beginnen brauchte: die ersten und letzten acht Urlaubstage, die ich mir in 23 Jahren preußischen Statsdienstes genommen: ich mag die Professoren nicht, die über die Ferien hinaus Urlaub nehmen, abgesehen von Gründen wissenschaftlicher Forschung oder von Krankheit. So war — Ende October — nicht mehr viel Zeit zu verlieren.

Wir eilten also von Neapel über Castellamare nach Sorrent, wo wir abermals einen wundervollen Sonnenuntergang erlebten, in dem reizvollen Gasthof der Sirene: — wir waren die einzigen Gäste, keine Störung poesievollster Stimmung drohte: die hohen Cypressen des Gartens neigten und wiegten zauberhaft die dunkeln Wipfel hin und her! Und als vollends der Mond aufstieg über diesen Bäumen und den weißen Sand der Küste und das dunkle, leise athmende Meer beleuchtete, da ward uns ganz traumhaft zu Sinn, als ob wir das Leben träumten, nicht lebten und nicht in Thule, Hintertragheim, Nr. 28,

zu Hause wären, sondern auf den Inseln der Seligen. — —

Uebrigens kam uns zu Sorrent — außer abgrundtiefer Poesie — in der Sirena auch die Erkenntniß, daß frisch aus dem Meer gefangene und gebackene Sardinen noch viel besser munden als marinirte — in olio — aus Blechbüchsen.

Meine Absicht, von Sorrent nach Capri zu segeln, scheiterte.

Ein Dampfschiff verkehrte nicht und unerwartet erhob sich am Morgen nach jener friedlichen Mondnacht so heftiger Sturm, daß die Segelbote der Fischer sich weigerten, in See zu gehen. Ein Amtsgenosse aus Königsberg, der gleichzeitig, wie wir später erfuhren, in einem andern Gasthof wohnte, gewann durch hohen Entgelt einen widerstrebenden Schiffer, die Fahrt mit ihm und einem Neffen zu wagen: alsbald kenterte das Bot und die Insassen trieben, an den Mast geklammert, Stunden lang im Meer, bis sie von einem zufällig

des Weges kommenden größeren Schiff aufgefischt wurden.

Wir wollten nun den vielgepriesenen Weg über die Berge nach Paestum einschlagen: auch das ward uns versagt: die Unsicherheit des Gebiurrges dch die Briganti war so stark, daß es polizeilich verboten war, es ohne Carabinieri zu überschreiten und Carabinieri waren nicht erreichbar. Allein hätte ich die Wanderung gleichwohl gewagt: aber die Wirthsleute warnten eindringlich, eine Frau der Gefahr auszusetzen, als Geisel für Bezahlung hohen Lösegeldes zurück gehalten zu werden.

So sollten wir denn weder die blaue Grotte und Freund Scheffels Spuren auf Capri noch die Säulenriesen von Paestum zu sehen bekommen. Wir wandten uns nun nach Salerno und Amalfi, dem letzten Ziel unserer langen Fahrt: (vom Pregel an den Bodensee, nach Bayreuth, Paris und der Südspitze Ausoniens!): und dieses letzte Stück Italiens, das wir schauten, war ohne Frage das Herrlichste!

Wir rollten im leichten Wäglein rasch dahin, gehemmt nur durch das aus den elendesten alten Stricken zusammengeflickte Zaumzeug unseres Vetturino, das alle Viertelstunden riß, wobei das ebenso elende und ebenso alte Pferd regelmäßig auf die Kniee stürzte und uns nach vorn gegen den Kutschersitz schleuderte. Da nun der Steilpfad meist harscharf an dem senkrecht ins Meer tief unten abstürzenden Felsrand zur Linken hinführte und so schmal war, daß er nur an wenigen Stellen einem entgegenkommenden Gefährt Ausweichung verstattete, schien diese Fahrerei nicht unbedenklich: so zwar, daß der Kutscher selbst sich entschloß, der dringenden Mahnung eines mit leerem Wagen hinter uns daher kommenden und laut schreienden Wettbewerbers zu folgen und uns in dessen Gefährt, mit trefflichem Rößlein bespannt, umsteigen ließ: — das würd' ich von einem italienischen Cocchiere nicht glauben, hätt' ich's nicht selbst erlebt. Der Weg von Salerno nach Amalfi ist das Malerisch-Schönste, was ich in meinem Leben überhaupt gesehen habe!

Diese Mischung südlicher Natur in Pflanzenwuchs, Färbung von Himmel, Meer und Fels mit geschichtlichen Denkmälern, die durch spanische, arabische, normannische, langobardische, byzantinische, gotische, römische, griechische bis in die vorgriechische Zeit der Urbevölkerung zurückführen, ist für einen Menschen, der Natursinn, Geschichtssinn und einige Einbildungskraft besitzt, ganz überwältigend. Das kann man nicht schildern, das muß man erleben. „Böcklin!“ mußten wir gar oft ausrufen, wenn die unglaublich leuchtende, blaue See den weißen Gischt der Brandung aus der Tiefe des Abgrundes bis an unsern Wagen empor schleuderte oder einer der alten erinnerungsreichen runden Wartthürme, dereinst gegen die arabischen Seeräuber errichtet, sein rothbraunes Gemäuer im Sonnenglaste badete: nur eine eiserne Fallbrücke verbindet sie mit dem Festland, auf dem die Landleute, durch Feuer bei Nacht, durch Rauch bei Tage, von der Annäherung der Raubschiffe gewarnt, aus ihren Häusern und Feldern in den freilich

engen Raum des schützenden Thurmes flüchten konnten, der, senkrecht aus der See aufragend, nach Aufziehung der Fallthür, unersteigbar war: die große Häufigkeit dieser Wacht- und Zufluchtthürme — jede Viertelstunde ein Nachbar — ersetzte, was dem einzelnen an Raum gebrach und bekundete, wie arg auf dieser Strecke der Küste die Gefährdung durch jene Piraten gewesen war — Jahrhunderte hindurch! Zuletzt soll Karl V. ihre Zahl vermehrt haben vor seinem Strafzug nach Tunis.

Dazu trat ein neuer, überraschender Eindruck, den wir beide von der Eigenart der Bevölkerung hier — im Südosten von Neapel — empfingen.

Wir hatten ja in früheren Reisen in Italien und jetzt viele Wochen hindurch das Bezeichnende an den Männern und Frauen der Halbinsel längst herausgefunden: es ist nicht schwer: die runden Köpfe, der selten mittelhohe Wuchs, der feurige Ausdruck der Augen und Mienen. Ganz anders gar viele — keineswegs alle — Bewohner in diesen südlichsten Landschaften:

nicht dick- und rund-köpfig, sondern langgezogene, schmale Häupter und Gesichter, schlanke, höchst ebenmäßig aufragende Gestalten und ein viel mehr stäter, ruhiger, ja zuweilen melancholischer Gesichtsausdruck, wie man ihn wohl an griechischen Statuen trifft. Vielleicht ist es doch nicht blos Selbsttäuschung des Geschichtsfreundes und Einbildung des Dichters, wenn ich vermuthe, daß in diesen einst so dicht von Griechen bevölkerten Gegenden noch Nachwirkungen griechischer Vererbung spürbar sind. Therese, ohne solche geschichtliche Erklärung, fand gleichzeitig mit mir, ohne meine Anregung, den gleichen Unterschied von der Bevölkerung etwa zu Rom, Florenz, Genua. Während unserer langsamen Fahrt Berg aufwärts — bei Atrani — ging, etwa fünfzig Fuß über der Fahrstraße, auf schmalem Felsenpfad geraume Zeit, so daß wir Muße hatten, uns in den reizenden Anblick zu vertiefen, ein Mädchen von etwa 20 Jahren, nur mit Hemd und Rock bekleidet, barfüßig, bar-armig: es trug auf dem Kopf, mit der linken Hand

leicht gehalten, einen antikgeformten, doppelhenkeligen Krug: das herrliche Geschöpf ging schwebenden Schrittes dahin, einer wandelnden Göttin vergleichbar: nie im Leben hab' ich so viel Anmuth der Bewegung gesehen: auch ihr schmales, langgestrecktes Gesicht war wunderschön, fein, wie aus Marmor geschnitten, und als wir sie begrüßten, antwortete sie mit einem leisen Lächeln, das doch einen Anflug von Melancholie nicht aus den edeln Zügen verbannte.

Nach einem wirklichen „Lust"-wandeln auf unvergleichlichen Wegen von Pogerola bis Tovere, durch Weinberge und Olivenhaine hin, zwischen halb Mannes hohen Aloën und Cacteen, verbrachten wir einen herrlichen Abend in dem Albergo della Luna, besichtigten am andern Morgen die normannische Cathedrale San Andrea und eilten gegen Mittag desselben herrlichen Weges zurück: — „zum ersten Mal die Deichsel des Wagens wieder gen Norden kehrend," schreibt Goethe. Es ist heimtückisch, daß die Italiener den allerköstlichsten Tropfen ihres Weines da unten in dem uns

fast entlegensten Winkel der Halbinsel vor uns verbergen: noch heute thut mir leid, daß ich die letzte Flasche dieses „Vino di Pastina" nur noch halb leer zu trinken Zeit hatte. Jetzt wird sie wohl nicht mehr auf dem zerbröckelnden runden Marmortisch in der grünschattigen Epheu-Laube stehen und meiner Rückkehr harren! Leb wohl, Amalfi, du Kleinod in dem reichen Geschmeide Hesperiens!

Eilfertig ging es nun, nur mit dem unerläßlichsten Verruhen, zurück über Rom, Florenz, Bologna, Modena, Verona, Innsbruck, nach München und von da nach Königsberg, das wir, wie ganz Ostpreußen, Anfang November, unter einer viele Fuß hohen Schnee- und Eis-Decke begraben fanden: es folgte einer der strengsten Winter, den wir in Thule-Land erlebt. Aber die Sonne von Amalfi leuchtet noch heute strahlend durch unser Erinnern! —

XXIII.

An unsere schöne Südfahrt knüpfe ich die Reisen, die uns am Weitesten gen Westen geführt: nach Belgien, Le Havre und dann viele Jahre hindurch in mein liebes Scheveningen in Holland.

Wie oben (S. 414) bemerkt, hatten wir Paris baldige Wiederholung des Besuches von 1876 gelobt und so verbanden wir im Jahre 1879 die Erfüllung dieses Gelübdes mit einer Reise durch Belgien: wir gingen über Lüttich und Namur nach Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge. Die hochentwickelte Cultur und der Wohlstand des Landes machten mir nicht ungemischte Freude: wußte — und sah — ich doch, daß unter diesen Höhen abgrundtiefes Elend des vierten Standes lag, für den in ganz Europa nirgend so wenig geschehen war und geschieht, als in dem Lande,

in welchem Ultramontanismus und Jesuitismus so mächtig sind wie etwa nur noch in Spanien und Irland.

Es will also doch nicht scheinen, daß Kirchenbauen und Kirchenthum Socialismus, Anarchismus und begründete Klagen der Arbeiter beseitigen: das sollten einige Menschen in Berlin einsehen.

Vielmehr als die glänzende, aber sichtlich unterwühlte Gegenwart dieser Länder und Städte, beschäftigte mich ihre so bunte, kampf- und ruhm-reiche Vergangenheit: die Gestalt Egmonts, wie die Fiesco's (oben S. 429) von meinem lieben Vater prachtvoll verkörpert, die Kämpfe mit den Spaniern hatten mich schon in der Knabenzeit begeistert[1]), später dann die Anfänge der salischen Franken hier am Niederrhein meine Forschungen viel beschäftigt. Und überall in Rathhäusern und in Kirchen die stolzen Erinnerungen einer farbenprächtigen und thatkräftigen Bürgerschaft,

[1]) Gedichte II. 3. Auflage 183 S. 253.

eines nicht nur im Krieg ausgezeichneten Adels. Und wie freute ich mich, die frühe in der Münchener Glyptothek geknüpfte Bekanntschaft mit den großen niederländischen Meistern hier in den reichen Sammlungen zu erweitern und zu vertiefen.

Nach freudigem Schwelgen in Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte ging es nach Ostende, wo mir zwar das glänzende „high-life" auf der „Digue" einen Abend lang Vergnügen machte, aber der Lärm dieser Art von Gesellschaft sehr rasch den Aufenthalt verleidete[1].

Wir gingen von Ostende nach Lille.

---

[1]) Therese verdroß es schwer, daß ihr naiver Glaube an die Menschheit wieder einmal grausam enttäuscht ward: nach längerem Wandeln auf dem Strande sah sie sich, ermüdet, nach einem Stuhl um: bevor ich einen besorgen konnte, sprang dienstbeflissen ein sehr wohl — viel „wohler" als ich — gekleideter Herr im Cylinder mit einem Strohsessel herzu: huldvoll dankend ließ sie sich nieder: „Wie höflich doch diese Romanen gegen Damen sind," lächelte sie gerührt. Aber sehr erstaunt lächelte sie nicht mehr, als der galante Ritter, wie sie sich nach ein par Minuten wieder erhob, bei mir einen Franc für Stuhlmiethe liquidirte!

Hier kamen wir nach Mitternacht an: vermuthlich war den Polizeimenschen gerade damals scharfe Ueberwachung der Einschmuggelung anarchistischer Schriften aus Belgien aufgetragen. Ein, wie sich herausstellte, Fouché's unwürdiger Vertreter der politischen Polizei, hatte Argwohn gegen mich geschöpft, durchfuhr in Folge dieser Wahnvorstellungen mehrere Bandfachschichten unseres Koffers mit der Faust, zugleich einen Hut Theresens unter Zerknickung von nie erreichten Straußenfedern — Hut und Federn vor kurzem in Brüssel erstanden, waren ihr [und namentlich mir!] sehr „theuer" — und er holte, dem Taucher von Schiller vergleichbar, aus der untersten Schicht des Koffers ein dickes Buch hervor: — triumphirend schwang er es empor: lesen konnte er es natürlich nicht, da es deutsch gedruckt war: — aber gebieterisch winkte er mir, ihm vor den „Chef" zu folgen. Ich war gereizt: —, „fateor!" sagt Gregor von Tours: — Theresens stiller Schmerz um die geknickten Federn ward in mir laut und ich rief dem

Chef zu: „Monsieur, ce livre n'est pas dangereux pour la France. Il agit d'un temps, quand la France avait été à peine inventée.“ Es war die bairische Geschichte meines lieben Schülers, — jetzt Gönners — Sigismund Riezler, I. Band, der im Jahre 1180 schließt. Der Chef warf einen Blick hinein und sprach dann: „Pardon, Monsieur, vous voyez bien, le bon homme n'est pas Talleyrand!“ Wo in Deutschland erhält man eine so nette Entschuldigung eines höheren Beamten für die Dummheiten eines niederen?

Von Lille reisten wir nun nach Le Havre, wo wir vier Wochen weilten. Ich hatte in Meyer's „Reisebuch“ (Nordfrankreich) gelesen, daß das Hôtel Frascati, hart an der Mündung der Seine, etwa 3/4 Stunden von der Stadt entfernt, ein für längeren Aufenthalt von Familien sehr geeigneter Ort sei. Und ich hatte mir vorgenommen bei dem ersten Besuch in Paris, dies Frankreich, „viel geliebt und viel gescholten“, näher kennen zu lernen. Wie reich hat

es sich gelohnt! Wie viele Vorurtheile habe ich den schon 1870 abgelegten nachgeschickt!

Der Weg von Lille führte uns über Arras, Amiens und Rouen: wir verweilten überall lange genug, die wichtigsten Schönheiten dieser Städte kennen zu lernen: so das herrliche Rathhaus von Arras, und die wunderbare Kathedrale zu Amiens aus dem XIII. Jahrhundert. In Rouen, dem alten keltischen Rothomagus, übernachteten wir dem Himmel sehr nahe, d. h. im fünften Stock des überfüllten Hôtel d'Angleterre, vor welchem eine geradezu herzgewinnend liebliche Statue des tonreichen Sohnes der Stadt, Boieldieu, steht, dessen „Weiße Dame" zu meinen allerliebsten Lieblingen zählt, mit ihrer ebenso gracieusen und heiteren als tief poetischen Melodik: solche Musik und solche Dichtung schwebten mir vor als ich den Operntext: „Der Schmied von Gretna-Green" (1880) schrieb und wenn ich beklagen muß, daß die beiden Componisten, die sich daran versuchten, auch nicht im Entferntesten jene Musik erreichten, so

können sie mit Fug erwidern, daß auch meinem Text die leichte, anmuthvolle Heiterkeit jener Dichtung fehlt.

Das häßliche Gegenstück zu jener schönen Statue bildet das der Jungfrau von Orléans auf dem nach ihr benannten Platze. Das arme Mädchen hat kein Glück mit Rouen. Erst haben sie die ritterlichen Engländer hier verbrannt und dann haben ihr die eignen Landsleute auf demselben Fleck (? oder doch in der Nähe) eine ganz verrückte Statue — als Bellona! — errichtet.

Aber unvergleichlich ist auf der Westseite dieses Platzes der Herrenhof („Hôtel": aber kein Gasthof!) des Ritters von Bourg-Théroulde (in der Normandie) mit seinen Thürmchen und Reliefs aus dem XVI. Jahrhundert (XIII. — XVI. Jahrhundert). Und dann vollends die beiden Kirchen, die Kathedrale und — entzückender noch — die Kirche von St. Ouen, diese herrlichsten Blüthen der französischen Gothik: jene mit ihrem wunderbaren Portal, der Tour de Beurre, der Chapelle de la Vierge, das Grabmal

von Louis de Brézé (das ihm dessen Wittwe, „Diana von Poitiers“, 1530 errichtete: ein Prachtstück der Renaissance) und dem der Cardinäle von Amboise.

Noch edler fast, wie gesagt, ist der Eindruck des Innern von St. Ouen (1318—1339) mit seinen schlanken Pfeilern; man muß die reizvolle Kirche von Saint Maclou (XV. Jahrhundert) vor jenen beiden sehen, soll sie nicht allzuweit zurückstehen.

Die Wahl von Le Havre und „Hôtel Frascati“ war ein „Auftriff“, wie man in München sagt. Anregend war das Wandeln auf den Ufer-Brüstungen in dem segelbevölkerten Hafen, dem auch die gewaltigen Dampfer des überseeischen Verkehrs nicht fehlten. Mehr Sprachen und Mundarten als ich erkennen — geschweige verstehen — konnte, vernahm man dort. In die Stadt kamen wir nur, wenn wir uns Bücher aus der Vermiethungs-Anstalt („Leihbibliothek“) oder die unvergleichlichen „poires de Normandie“ holten. Die ausschließlich französische Gesellschaft — ein par

englische Familien hielten sich zurück — behandelte uns Prussiens mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit und nie hab' ich von Damen außerhalb Frankreichs so viel feiner Anmuth entfaltet gesehen, wie bei den Quadrille- und Lance-Tänzen auf einem großen Ball in Frascati, zu dem wir mit Unwiderstehlichkeit eingeladen worden waren.

Die Behaglichkeit in dem bequemen Gasthof schloß den vornehmen Glanz, das „air distingué“ der Gäste, Wirthe, Bedienung nicht aus. Wir wohnten im Erdgeschoß in schmalen, langen Gelassen: — „Ah, nous y serons comme les chouettes!“ rief ein neben uns hausender liebenswürdiger Pariser, — so nah an der See, daß wir bei der Ebbe das eigenartige Gerassel der zurückgeschlungenen Kiesel und Muscheln mit der Regelmäßigkeit eines tief im Schlaf athmenden Menschen vernahmen: es war das Athmen (oder vielmehr: prosaischer, aber richtiger gesagt, das Schnarchen) des Meers. Das Bad — das erste Meerbad, das ich kennen lernte — war herrlich, obzwar der „Strand“,

d. h. der Boden des Baderaums, wegen obgemeldeter Kiesel u. s. w. mit dem später in Scheveningen bewunderten gar nicht zu vergleichen ist.

An den Bade-Einrichtungen war freilich manches den Deutschen ... nun sagen wir milde: „ungewohnt.“ Zwar das wirkte nur drollig, daß zwar auf das Strengste dafür gesorgt war, daß Männlein und Weiblein in weit von einander getrennten Bade-Hüttlein sich entkleiden und in ihre zuweilen aus dem Journal amusant entlehnten Meergewande schlüpfen mußten, daß sie aber dann alsbald, wenige Schritte in das Wasser hinaus plätschernd, sich schäkernd wieder zusammen fanden! Der Anstand ward hierbei durchaus nicht verletzt: läßt man doch in dem hochanständigen Holland sehr mit Recht beide Geschlechter in den „gemischten Bädern“ sich tummeln: — freilich, auch die Herren, „in full sea dress“.

Aber das war mir doch auffallend, daß, nachdem an den Sonnabenden, Sonntagen und den (häufigen!) Feiertagen besondere Züge aus Paris

unglaublich viele — weibliche Wesen in den erstaunlichsten Trachten von sich gegeben hatten, diese jungen Weiblein — „Hübschinnen“ sagte man schonend im Mittelalter — sofort auf die Herren-Cabinen losstürzten, hier die ungezwungensten Unterhaltungen mit so vielen Herren anknüpften, daß sie unmöglich mit all' diesen — auch nur nach einander! — verheirathet sein konnten, insbesondere aber sich unwegschiebbar so nahe an die schmale Leiter drängten, auf der nur je Ein Mann hinter dem andern aus der See auf die Steilhöhe hinan steigen konnte, daß man nothgedrungen mit den triefenden Badekleidern ihre bunten, flatternden Seidenfähnchen streifen mußte! Es schien sie nicht im Mindesten zu geniren: — jedesfalls viel weniger als mich! Und dabei sahen die ehrbarsten Mütter, Tanten, Schwestern, Nichten, Töchter der Badenden aus nächster Nähe diesem Treiben zu, ein wenig weiter oben Corso haltend. „Na, ländlich — unsittlich!“

Wir hatten in einer Nacht einen so gewaltigen

Sturm, daß ich das ohnehin so nahe und immer näher dringende Meer mit all' seinen Fischlein demnächst durch die unaufhörlich klirrenden Scheiben in mein wackelndes Bett spatzieren zu fühlen gewärtigte: von Schlaf war keine Rede.

Am folgenden Tag war das Baden verboten, so hoch gingen immer noch die empörten Wogen; die Mariniers meinten, nur selten wehe der Nordwest hier so stark. Aber auch am zweiten Tage badete noch kein Mensch, ausgenommen ich. Ich mußte zu diesem Behuf den Bade-Wart erst aus seiner Wohnung holen, er warnte mich dringend. Ich fragte nur: „Ist es auch heute noch verboten?"

„Nein, es ist heut' erlaubt, mais impossible."

„Ce mot n'est pas français, vous savez. Ni allemand non plus. Donnez."

Kopfschüttelnd gab er mir den Schlüssel zu der Badehütte. Ich hatte mir gesagt, daß mir unmöglich etwas geschehen könne, wenn ich mit beiden Händen die beiden dicken Taue, die links und rechts an

eisernen, in die Tiefe gesenkten Ankern befestigt, ein par Schritte weit in das Wasser führten, festhielt. Gedacht, gethan: ich ging nur Einen Schritt vor, indem ich mit allen Leibeskräften die beiden Taue festhielt.

Da kam die erste Welle: — sofort warf sie mich auf den Rücken, den Kopf tief unter Wasser, die Sohlen gen Himmel reckend.

Schleunig rettete ich mich jene Leiter (oben S. 476) hinan, auch hier noch verfolgt, gepeitscht von den hochaufschäumenden Wellen. Ich vermied auf dem Rückweg den Bade-Wart.

Das Schönste von dem vielen Schönen dieses Aufenthalts gewährten nun aber die Ausflüge, die wir zu Wasser und zu Land in die fernere und nähere Umgebung unternahmen. Wir besuchten das gegenüber liegende Trouville (es war am zweiten Tag nach jenem Sturm, alle Schiffsgäste wurden seekrank, nur wir beide nicht): hier fand es aber Therese im Gegensatz zu dem höchst anständigen Verkehr im Frascati doch so — nun so ganz journalamusantmäßig,

— ich habe solche Ausgelassenheit an Weibern nie vorher und nie nachher gesehen! — daß es ihr unheimlich ward und sie auf baldige Rückfahrt drang: hier waren jene Pariserinnen, die Le Havre nur an Sonntagen kurz beglückten (oben S. 476), in Permanenz und in alteingewohntem Benehmen unbeirrbar.

Auf der Eisenbahn besuchten wir Fécamp, zu Wagen Honfleur und zu Fuß gar viele näher gelegene Dörfer und Castelle, deren wir auf jedem Abendspaziergang über die wunderbar malerischen Küstenfelsen mit ihren Villen und Gärten hin gar viele zählten.

Mir ging das Herz auf: und die Phantasie arbeitete gewaltig!

Hier weilte ich ja in der Normandie, für die ich vom Knaben geschwärmt, seit ich in der „Jungfrau" lesen gelernt (I. S. 85, 90). Jeder Name gemahnte hier an die Kriege der Engländer und Franzosen, die ich Jahre lang mit Vorliebe in den Quellen studirt hatte: allüberall ragten die grauen Wartthürme,

die zum Theil noch viel frühere Tage[1]) hatten aufsteigen sehen: zum Schutz, zur Warnung vor den Normannen, den Vikingern, die Jahrhunderte lang gerade die Seine zu Berg ihre Drachenschiffe steuerten und, gelandet, Feuer, Raub, Tod und Verderben die Ufer hinauf verbreiteten. Wie viele Balladen gaben mir diese Fahrten ein!

Dazu kamen nun aber die höchst anziehenden Beobachtungen, die man bei jeder solchen Wanderung durch die Dörfer an der Bevölkerung machen konnte. Ja, das waren die Enkel der alten Normannen, unverkennbar! Ganz verschieden von den eigentlichen Franzosen, die, Rundköpfe, meist kaum mittelgroß, feingelenkig, dunkelharig, dunkelhäutig, dunkeläugig, deutlich zur Schau tragen die starke römische Zumischung zu dem Keltischen, welch letzteres sich in

[1]) Karl der Große zumal gebot sie zu errichten: aber das früheste Auftauchen der Nordleute fällt schon in das Jahr 515, wann Chochilaich, der „Hygelac" des Beowulfliedes, König der Gauten („Geaten") bei solcher Raubfahrt Sieg und Leben verlor, s. unser Walhall (1884) S. 285 und meine Urgeschichte III. S. 73, 1883.

der Lebhaftigkeit des Blickes, des Wortes, der oft an's Zappelige streifenden Bewegung ausdrückt.

Dagegen diese Bauern, wie sie hinter ihren Pflug-Rossen schweren normannischen Schlags langsam daherschritten, oft wahre Hünengestalten, ganz erheblich länger als ich, breitbrüstig, starkknochig, blickten treuherzig, stät aus ihren hellblauen oder hellgrauen Augen: ihr Har war blond, häufig roth, lichtbraun, nicht dunkel, ihre Rede war karg, knapp, Sprache und Bewegung ruhig, langsam bis zur Schwerfälligkeit: ja, das waren die schweigsamen Nordleute, in ihrem ganzen körperlichen und seelischen Erscheinen und Gebahren unsern oldenburgischen, frisischen, westfälischen Bauersleuten viel näher stehend, als ihren Statsgenossen zu Paris oder Arles. Nicht unfreundlich, aber anfangs zurückhaltend und auch nach gewonnener Annäherung ruhig, wie übrigens auch im Verkehr untereinander, verhielten sich diese Bauer-Familien, bei denen wir oft zu Mittag einkehrten und den köstlichen, schäumenden Cidre (Birnen-Most, in

Steinkrügen verwahrt), sowie den trefflich von ihnen bereiteten Salat zu würdigen lernten.

Mit den besten Eindrücken von Land und Leuten kehrten wir über Paris und Metz, wo jetzt Freyberg waltete, nach Deutschland zurück.

XXIV.

Diesem nach jeder Richtung so wohlgelungenen Strandbesuch stelle ich den einzigen Aufenthalt — auch an der See — gegenüber, der mißrieth und keine guten Erinnerungen hinterließ.

Da mir (und auch Therese damals noch) das Meerbad so ausnehmend gut bekommen, beschlossen wir zwei Jahre darauf (1881), nach Norderney zu gehen. An dieser Unternehmung war nur die Reise von Berlin über Bremen, Oldenburg und Emden — Städte und Landschaften, die wir noch nicht kannten — erfreulich, alles Andere unerquicklich.

Die Hauptschuld an dem Unbehagen trug die grobe Nachlässigkeit der Badeverwaltung, durch deren Pflicht-widrigkeit wir mit einer ganz unbefriedigenden Wohnung

uns abfinden mußten: schon im Juni hatte ich mir bei jener königlichen Behörde eine gute Unterkunft in einem der neuen „Bremerhäuser" am Strande bestellt und durch deren schriftliche Zusage gesichert. Als wir mit überfülltem Schiff auf dem überfüllten Eiland eintrafen, stellte sich heraus, daß der vornehme Herr Alles verbummelt und vergessen hatte: ich wies ihm seine schriftliche Anzeige des besorgten Auftrages vor: er zuckte die Achseln und bat nicht einmal um Entschuldigung: war ich doch nur ein Professor, kein Baron.

Nach vieler Mühe und stundenlangem Umherziehen mit nach„geradeltem" Koffer fanden wir endlich in der von dem Badeplatz möglichst weit abgelegenen Marienstraße eine unbehagliche Unterkunft mit schlechter Einrichtung und gutwilliger, aber tölpeliger Bedienung: der Nordwind brachte üblen Geruch von den Watten her. Und im Hause roch es jeden Tag nach angebrannten weißen Bohnen, was auf die Dauer ein einförmiger Genuß wird. Verstimmt durch all das und das fast

immer schlechte, regnichte, windige Wetter nahm ich nun auch Andres ungünstiger auf als ich wohl sonst gethan: z. B. die schlechte Verköstigung. Ich wiederhole, ich mache durchaus keine hohen Ansprüche an meine Speisung: aber was wir in den oft gewechselten Wirthshäusern erhielten — Table d'hôte ist uns ein Gräuel! — war doch zu schlecht; komisch wirkte es, wie, war das Gerücht verbreitet, der nächste Dampfer bringe Einen Hummer, alle Weiblein und Männlein einen Wettlauf nach der „Giftbude" anstellten, möglichst viel von dem Leckerbissen den Andern weg zu schnappen.

Allgemein war die Unzufriedenheit mit der Badeverwaltung in Allem, was sie leistete — oder nicht leistete[1]).

Und nun — nicht nur im Vergleich mit den liebenswürdigen, frohlebigen, auch den Andern gern froh leben sehenden „Erbfeinden" in Le Havre, sondern

---

[1]) Ich höre, daß sie später besser geworden.

auch an sich betrachtet — welche Langweiligkeit der Gesellschaft! Sie mißbrauchte das angeborene Recht des Norddeutschen auf Steifheit und selbstbewußte Würdehaftigkeit! Und nicht etwa nur mir gegenüber, dem unadeligen Plebejer von Kunst und Wissenschaft: — es ist nicht, bei Odhin von Asgardh, der Neid und die durch Abweisung gekränkte Eitelkeit, die aus mir sprechen: ich versetzte die hohe Gesellschaft gar nicht in die Lage, mich abzuweisen! — nein, in dem oft beobachteten Verkehr dieses hannoverschen, oldenburgischen, und sonstig norddeutschen Adels unter sich, — welche Oedheit unter diesen Edelsten der Nation!

Leider muß ich so ungalant und unpatriotisch sein, auch die Anmuth vieler unglaublich blonden und unwahrscheinlich langen Baronessen, die da in ganzen Compagnien luft(!)wandelten, erheblich unter die der vielgeschmähten Gallierinnen, zumal der Pariserinnen, zu stellen. Ich habe in meinem Leben nie so viele Bewegungen der Arme im rechten Winkel gesehen wie bei

diesen semmelblonden Töchtern Ingwe's. Sie erachten die Wellenlinie an Leib und Bewegung offenbar als unsittlich, weil Eva vermuthlich in einer solchen mit Unwiderstehlichkeit das verhängnißvolle Obst dargereicht hatte! —

Na, und berauschend lustig sind sie ja auch nicht gerade, jene, die den zweitgrößten und zweitvornehmsten Bestandtheil der Norderneſiſchen (frei gebildet nach „Chineſiſchen") Gesellschaft bildeten: die Patriciergeschlechter, der „ehrbare Kaufmann" von Hamburg, Lübeck und Bremen. (Meine lieben Landsleute vom Jungfernstieg waren noch die leidenschaftlichsten, aber doch auch immer „highly respectable of course".)

Zum Schluß aber eine Rüge norddeutscher Prüderie, die ernst gemeint ist: denn diese Blödheit hat zwei Menschenleben gekostet.

Daß man in Nord-Deutschland den Geschlechtern getrennte Bade-Plätze oder -Zeiten anweist, mag ja hingehen (it's the nature of the creatures!), obwohl, wie bemerkt, in dem doch auch ingväonischen

und höchst wohlanständigen, bis zur Steifheit tugendsamen Holland kein Mensch daran Anstoß nimmt, wenn z. B. Mann und Frau die gemischten Bäder aufsuchen, da man auch an den Frauen in den vorgeschriebenen Badehemden nicht das Mindeste besser zu Verhüllende wahrnehmen mag: auf Bällen, zumal (wie ich höre) auf Hofbällen, zeigt und sieht man ganz unvergleichlich mehr[1]).

Aber auf Norderney ist (oder war doch damals) Vorschrift, nicht nur, daß die drei alten Meergreise — ganz buchstäblich: es sind see-untüchtig gewordene Fischer — hinter dem etwa 8—10 Minuten oberhalb des Frauenbades hoch auf der Düne ragenden Holzschuppen mit ihrem Rettungsbot sitzen müssen: —

[1]) Sicherem Vernehmen (1. April 1895) nach wird alsbald diesem groben Unfug abgeholfen werden durch den (II.) Antrag Rintelen zu dem „Umsturzgesetz", wonach solche „Enthüllungen" als „fahrlässige Aufreizungen" zu Entführung, Frauenraub und anderen im Strafgesetzbuch (§. 176—179) bedrohten Handlungen mit sofortiger Einziehung solcher Gewande am lebendigen Leibe geahndet werden.

mit dem Rücken gegen den ohnehin undurchsichtigen Holzbau! — es ist ihnen auch bei Strafe sofortiger Entlassung verboten (damals gewesen), je auf das Meer zu blicken, wenn sie nicht „amtlich", d. h. von einer der Badefrauen, um Hilfe gerufen werden. Lieber Gott, ich glaube, nicht der Anblick der aus dem Schaum auftauchenden Aphrodite würde das Blut dieser fossilen Fischer in Wallung bringen. Und bis sie das Bot losgekettet, heruntergetragen, den Strand erreicht, und in See gestochen haben, einstweilen, — es dauert wohl fast eine Viertelstunde — sind gefährdete Damen längst ertrunken.

Meine Frau hatte eines Tages soeben das Bad verlassen, als sie lautes Geschrei zurück rief. Von drei Damen, die, gestern angekommen, der Verhältnisse, zumal der Strömung, unkundig, zu weit hinausgeschwommen, waren zwei ertrunken: die dritte ward durch den von der Mole herabgereichten Regenschirm einer fremden Dame gerettet. Das Alles war geschehen, bevor die Tugendwächter hinter ihrem

Schuppen nur irgend etwas gemerkt hatten [1]). Zwei junge Leben waren verloren, aber die prüde Wohlanständigkeit war gerettet und die Vorschrift der vergeßlichen Badeverwaltung nicht vergessen über dem Hilfegeschrei.

Früher als geplant verließen wir das Eiland: ich seh' es gewiß nie wieder!

Wie froh waren wir, auf dem Festland wieder einmal einen anständigen, nicht vom Winddruck in Unterwuchs gehaltenen Baum begrüßen zu dürfen. Ich nahm freudig meinen Hut vor ihm ab! Ich wiederhole aber ausdrücklich, später soll Alles besser geworden sein auf Norderney und wiederhole auch, daß wir, von Anfang durch die gröbliche Nachlässigkeit der Verwaltung und die schlechte Unterkunft verstimmt, Manches wohl schlimmer gesehen haben als es war.

---

[1]) Uebrigens gleichviel: sie wären ja, wie gesagt, doch viel zu spät gekommen.

XXV.

Undankbar aber wäre es und unschön, wollt' ich nicht auch deiner eingehend gedenken, du Partnach-Thal, ernster und fröhlichster Erinnerungen reich! In den schwersten Jahren meines Lebens (1869—1873) hatte ich bei den „Doßens" (oben S. 25, 279), den treuesten Freunden, die auch damals bei mir ausharrten, als näher stehen Sollende versagten, wahrhaft errettende Zuflucht gefunden. Seit 1873 weilten wir Beide gar oft dort, wohnend in dem „Wackerle-Eckhaus" der Hauptstraße, dessen Bewohner seither fast alle gestorben sind. Wie echt idyllisch war's, rief der Gemeindehirt um fünf Uhr morgens die „Hepperle," d. h. die Ziegen zum Austrieb zusammen mittelst eines Werkzeugs, das der selige Audifax schon hätte blasen mögen. Dann las

ich wohl am „weltentrückten Wiesenhang“ bei Frau Dr. Emma Bodenmüller (oben S. 280) die neu entstandenen Balladen vor, mit so lauter Begeisterung, daß die Spaziergänger auf dem Wege nach dem Kainzenbad vor Schreck stehen blieben. „Kommt der Sänger nicht wieder,“ meinte ein nachbarlicher Bauer, „der immer so schön g'schrieen hat?“

Wie lieblich waren die gemeinsamen Wanderungen nach Graseck, an den Eibsee, an den Frillensee, nach Werdenfels! Eine Zeit lang konnte ich auch noch meinen hochverehrten Lehrer Prantl in dessen Villa dort besuchen.

In Obergrainau haben mir damals zwei, jetzt höchst [und weil sie schön sind, gern] angesehene Frauen (damals recht nixnutzige Mädchen), meine Abneigung gegen Babies kennend: (the cleanest of them are slimy), den Streich gespielt, mir ein ekelhaftes Wickelkind — „das kußliche Baby von Ober-Grainau“, dergestalt in die Arme zu spielen, daß ich es geraume Zeit nicht los werden konnte, ohne

fahrlässige Körperverletzung: nie werd' ich's ihnen verzeihen!

Viel Poesie — später gedruckte und auch ungedruckt bleibende — schwebte über unsern Häupten im Partnach-Thal. Möge der damals von den Aeltern an mir, an uns verdiente Segensdank reichlich den Kindern und Enkeln unserer Freunde lohnen, die sich jetzt, nahe dem damals bewohnten „Schneiderhäusel" am Kankerbach, die stolze Villa Christina erbaut haben. Nachgerade wird Partenkirchen „Weltstadt": damals tasteten wir uns des Abends durch unergründliche Kuhverdaunisse, beim matten Schein einer höchst eigenhändig getragenen Stalllaterne, durch die „Haschitt" (Heuschütte?) nach Hause.

Es ist wohl schön in jenem Thal, in welchem man nur den am falschen Ort liegenden Eibsee vermißt. Möge das lärmende Dampfroß nicht völlig den stillen Frieden und die Poesie verscheuchen, die bisher hier walteten!

Auf diesen Reisen wurden nun auch andere, bei langjährigem Schweigen nie zerrissene Bande, wieder fester geknüpft.

Minna Birch (II. S. 397), einstweilen Frau Appellationsgerichts-Präsidentin von Hillern in Freiburg im Breisgau geworden, schickte mir schon nach Würzburg einige ihrer Bücher, die ihren Namen rasch und ruhmlaut verbreitet hatten: wir wechselten nun Briefe und ich folgte (1871) ihres Mannes und ihrer Einladung in jene wald-frische Stadt. Nach zwanzigjähriger Trennung verstanden wir uns ganz vortrefflich, freundlicher vielleicht, als wenn wir all' diese Jahre verheirathet gewesen wären. Mit ihrem Eheherrn verbündete ich mich scherzhaft gegen die von Einem kaum zu Bändigende und ihre Töchter, diese netten Backfische („beziehungsweise" Kinder), wurden meine gütigen Gönnerinnen. Später, nach meiner Wiederverheirathung, trafen wir uns wiederholt: im Tannenduft des Schwarzwalds und in dem Salzhauch der See bei Scheveningen. Minna und Therese vertrugen

sich sehr gut und jene war großgesinnt genug, mir nicht übel zu nehmen, daß mir nicht Alles gefiel, was sie geschrieben hat. Welch Meerwunder von einer Dichterin! —

An meinem Geburtstage, dem 9. Februar, im Jahre 1871, hatte ich das Gedicht „Macte Imperator“ geschrieben[1]: in Einer Stunde: es war mein erstes Gedicht in lateinischen Reimen (nur sehr schlechte Schulzwangshexameter hatte ich früher im Gymnasium geleistet): ich hatte allerdings viel mittelalterlich-lateinische Verse in der Sammlung von Kirchmann, dann in den köstlichen Carmina Burana (die mir Adalbert von Keller schenkte) und sonst gelesen. Das Gedicht, später beflügelt durch Franz von Lachner's herrliche Composition, fand schon damals viel Beifall: es war — nur lateinisch — in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen. Da erhielt ich einen Brief aus Coburg, dessen zierlich gekritzelte

[1]) Oben S. 4.

Handschrift — „wie des Vögleins Tritt im Schnee“ — mir wie mit einem Zauberschlag eine seit sechzehn Jahren (1855) versunkene Welt, die des Besuches bei Rückert (II. S. 229) und der „schlichten Weisen“ heraufbeschwor. Das schlanke, schmächtige Kind mit den Augen „wie der Morgenstern“, das damals am ersten Abend scheu durch das Wohnzimmer gehuscht war und dessen blonde Zöpfe auch in den nächsten Tagen kaum und immer nur kurz sichtbar in den Wiesen und Feldern der Lauter aufgetaucht waren, Anna Rückert, längst die Frau des ausgezeichneten Arztes, Medicinalrath Doctor Berger, geworden, verdroß es, daß sie das Gedicht, das ihr Mann und Bruder lobten, nicht verstand und mit der ihr eigenen Einfachheit schrieb sie mir plötzlich nach sechzehn Jahren: „Ihr Gedicht — wie heißt es auf Deutsch?“ Stets freundlichen Frauen ein frommer Fridolin, that ich sofort, wie mir befohlen war, übersetzte gehorsam das gute Latein in schlechteres Deutsch und sandte es der „Gebieterin“ (von Neuseß). Daraus erwuchs ein

Briefwechsel und eine Einladung des Gatten nach Neuseß, der ich freudig folgte. Es war im Mai — in den Pfingstferien — 1871. Mit welchen Empfindungen fuhr ich dieselbe Straße wie vor sechzehn Jahren! „Und abermals nach tausend Jahren“ u. s. w.

Auf das Gütigste ward ich von dem Mann und dem zur prächtigen Frau erblühten „Annalein“ aufgenommen: sie bewohnten (und bewohnen) in Neuseß ein liebliches Landhaus mit herrlichem Garten nahe dem Hause Rückerts, dessen ehrfurchtwürdige Büste in der Nähe errichtet ist. Mit tiefer Rührung trat ich mit der Tochter vor das Bild des Vaters: er hatte mir gute Weissagung auf den Weg des Lebens mitgegeben! (III. 1. S. 202.) Ein ganzes Rudel herrlicher Kinder umwogte das Aelternpar: eine der Töchter erblühte zu dem schönsten deutschen Mädchen, das ich gesehen habe im Leben: von attischer und romanischer Anmuth. Wenig ahnte ich damals, daß mehr als ein Jahrzehnt später Therese und ich dieses „Wunder“

und dessen Schwester in Breslau als liebe Gäste hausen und hegen durften.

Frau Anna pflegte damals (1871) meiner immer noch recht wunden Seele mit schwesterlicher Güte und verhieß dem Verzagenden Zukunft, Lebensaussicht. Sie waren schön, voll Poesie und voll deutschen Stolzes jene Pfingst- und Mai-Tage von 1871! —

Am Pfingstsonntag früh — vor vier Uhr — stieg ich die Veste Coburg hinan: ich dachte: „ein echt mittelalterlicher Burghof. Jetzt fehlt nur noch der Morgengruß aus dem Anfang des II. Aufzugs von Lohengrin“: sieh und horch! Da erschienen auf dem Bogengang des Burghofes mittelalterlich gekleidete Trompeter — ich weiß nicht, welches Verbandes — und bliesen diesen schönen Morgengruß Richard Wagners.

In die Stadt hinabgestiegen, fand ich die Telegramme, die berichteten, wie die Scharen der Versailler den scheußlichen Communeaufstand, der, mit Mord, Nothzucht, Brand, Raub und Diebstahl begleitet, auch von deutschen Socialdemokraten verherrlicht wird

überwältigt hatten: — unter den Augen der deutschen Sieger, nur dadurch, daß Bismarck über 200,000 in Deutschland gefangene Franzosen freigab, ward es Thiers möglich, die Ordnung und ein Frankreich überhaupt herzustellen.

Wer in Frankreich denkt noch an diese deutsche Großmuth? Wir hätten, Gewehr bei Fuß, von den Forts herab der weiteren Selbstzerfleischung unserer schlimmen Feinde zusehen können.

Nicht Thiers, — Bismarck hat Frankreich damals vor noch Aergerem bewahrt. Damals hat Deutschland das besiegte Frankreich aufgerichtet, vielleicht gerettet[1]). Ja, das waren Zeiten deutscher Größe! Man muß zuweilen daran zurück denken. Wie tief ist Deutschlands Ansehen unter den Völkern seit Bismarck's Fortschickung gesunken! —

Nun — seit 1873 — suchte ich mit Therese wiederholt das gastliche Landhaus zu Neuseß auf und Frau

[1]) Vgl. meine Schrift zum 80. Geburtstage Bismarck's. Breslau 1895 S. 45.

Anna und Frau Therese fanden und verstanden sich gleich. Zuletzt sahen wir die lieben Menschen zu Schweinfurt (1891) bei der Enthüllung der Bildsäule Rückerts in dieser seiner Geburtsstadt, wobei ich — auf Wunsch des Hauses — das Festgedicht sprechen durfte. 1855—1871—1891! Welcher Inhalt liegt zwischen jenen ersten sechzehn und diesen zwanzig Jahren! Der Schild gegen den scharfen Schmerzpfeil der Vergänglichkeit ist das Bewußtsein der Unentreißbarkeit des einmal Erlebten und Vollendeten.

XXVI.

War nun also der erste Besuch, den wir der Nordsee abstatteten, nicht erfreulich ausgefallen (oben S. 483) — die einzige mißglückte unserer Reisen! —, so hat sie es gar reich vergolten — achtmal — bei unserem Aufenthalte in dem mir so lieb gewordenen Scheveningen, wo wir in den Jahren 83, 84, 85, 86, 87, 89, 90 und 91 jedesmal vier Wochen weilten[1]).

---

[1]) Wir reisten jedesmal über Berlin nach Düsseldorf (wo uns Meister Johannes Gehrts, der die trefflichen Bilder zu unsrem Walhall (s. unten) gezeichnet, begrüßte und das liebe Haus Devens, verbrachten dort in der feinen, vornehmen Stadt mit ihren botanischen Anlagen, ihrem schönen Park und mächtig fluthenden Rhein, sowie zuletzt in dem vortrefflichen Gasthof Breidenbach angenehmste Abendstunden: — wie stach der Reichthum, die Leichtigkeit und Gefälligkeit des Lebens dort von dem herben, kargen, durchaus nicht leichtlebigen Thule ab! — und fuhren am andern Morgen nach 's Gravens Haage, wo wir Mittags eintrafen. Es waren schöne Zeiten: schmerzlich empfind' ich's, daß ich die so lieb gewordenen Stätten und Städte und Menschen nicht wieder aufsuchen kann.

Nachdem uns Belgien so schöne Eindrücke gemacht und die Meerbäder uns so wohl gethan, beschlossen wir, uns nun einmal Holland anzusehen und die Bäder in Scheveningen zu besuchen.

Einer meiner glücklichsten Einfälle!

Denn ich habe mir[1]) nach ziemlich anstrengend verbrachtem Sommerhalbjahr — in Königsberg siebzehn Stunden Vorlesungen in der Woche (s. oben S. 48) — dort jedesmal Erfrischung für die übermüdeten Nerven geholt: — ich muß sagen: ein Meerbad bei starkem Wellenschlag auf dem weichen, saubern Sand zu Scheveningen ist der höchste leibliche Genuß, den ich kenne! — Die reichsten Eindrücke auf Geist und Einbildungskraft habe ich von dort davon getragen und herzinnige, beglückende Freundschaft geschlossen mit Holländern und Holländerinnen, die zu den

---

[1]) Leider erwies sich der Aufenthalt an der See auf die Dauer für Therese nicht vortheilhaft, so daß wir — sehr leider! — seit 1891 statt nach Scheveningen nach Gastein gehen mußten.

liebenswürdigsten und gebildetsten Menschen zählen, die ich je gefunden.

Schon die Eisenbahnfahrt, später zahlreiche Ausflüge zu Wagen, durch das höchst eigenartig geartete und ebenso eigenartig besiedelte, bebaute, verwerthete Land, ist in hohem Maß anziehend: liegt es doch, hinter seinen Dünen, unter dem Spiegel der See und wird nur durch ein zum Theil uraltes System von Deichen vor der Ueberfluthung geschützt. Und die Wasserkräfte der großen Ströme, wie sind sie verwerthet! Der ganze Boden ist in möglichst regelmäßige, meist rechtwinklige Stücke getheilt, die auf allen vier Seiten von einem Canal eingeschlossen sind: auf den üppigen Wiesen unter den malerischen Weiden grasen jene Rinder, die durch die großen holländischen Meister unsterblich geworden sind. Und welches Vogelleben (oben S. 120) fliegt und flattert und hüpft und schwirrt und taucht über, auf, in diesen Wassern und Büschen!

Und welch unvergleichliche „Stimmung“ enthält

eine solche holländische Canallandschaft, wann bei Sonnenuntergang ein einsam roth-braun Segel, von dem Licht fast wagrecht getroffen, wie dunkler Purpur erglühend, langsam, langsam dahin zieht! Und welch Bild von Traum und Zauber gewährte der Canal zwischen dem Haag und Scheveningen, wann wir auf dem nördlicheren Weg von der Stadt her im Vollmondschein zurückwanderten! Und welche Poesie webte über den einsamen Dünen, wann derselbe Mond feierlich, „ein bleicher Geisterfürst“, schweigend über ihnen aufstieg und den weißen Sand des Strandes wie Silber glänzen machte! Nie vergeß' ich die späte Abendstunde, die mir in solcher Mondnacht die Stimmung gab zu dem Spruch:

„Wann der Mond steigt über die Düne,
Königskind, klug Königskind [1])!“

Wie viele Verse — und Poesie in Prosa — hat es mir eingetragen, wann wir bei und nach dem Untergang der Sonne von der einsamen Dünenhöhe

[1]) In „Was ist die Liebe?“ S. 31, 71.

her, deren Strandhafer leis im Winde wehte, stundenlang hinaus träumten in das tief unter uns mit gleichmäßigem Wellenschlag leis anrauschende Meer!

Gar manche Naturschilderung in meinen Erzählungen ist abgeschrieben aus Hollands Küsten und Dünen! Schon früher hatte mich, wie ihre in München durch Rubens reich vertretene Kunst, auch ihre Geschichte, ihr Kampf gegen Spanien, lebhaft angezogen (Gedichte II. S. 256). Hier in Scheveningen hab' ich auch zuerst und dann gar oft das Meer-Leuchten beobachtet, das ich im adriatischen, im Mittelmeer und in der Ostsee nie wahrgenommen hatte.

Im ersten Jahre (1883) gingen wir, bevor wir Scheveningen aufsuchten, nach Rotterdam, dessen großartiges Handels- und Hafen- und Schiffs-Leben zwar starken Eindruck machte, aber durchaus nicht den der viel gepriesenen holländischen Reinlichkeit. Vielmehr war es auch in dem ersten Gasthof schmutzig, lärmend, unfein, unbehaglich. Und auf den Straßen

wurden wir, — es war am Samstag Abend, wann die Löhne ausgezahlt werden, — sofort als Fremde erkannt, von einer dichten Rotte johlender, taumelnder, unzüchtiger Männer und Weiber, die — alle betrunken — Arm in Arm daherwankten, so abstoßend häßlich umwogt, daß ich das entsetzte Kind der Drostes schleunig in den Gasthof zurück flüchtete.

Wie mag es da an den Kirmessen hergehen, da die Mägde Freinacht haben und zwei — Freunde frei zu halten pflegen!

Prächtig dagegen ist das stolze Amsterdam, in dessen herrlichem zoologischem Garten [„Artibus", nach dem Anfangswort der Daraufschrift benannt] und Museum uns Vogelnarren (oben S. 120) allein die Sammlung lebender und ausgestopfter Vögel einen halben Tag beschäftigte.

Gleichzeitig aber nahm uns die große Ausstellung in Anspruch, bei welcher selbstverständlich die Erzeugnisse der niederländischen Colonien, die todten und zumal die lebenden: d. h. Vertreter aller eingeborenen

Stämme, [die da in ihren Zelten und Hütten kochten, speisten, tanzten, fochten, sangen (?)] Auge und Einbildungskraft am Stärksten fesselten. Die Kleiderverwahrerinnen am Eingang waren die schönsten Mädchen Hollands, aus allen Provinzen ausgesucht, in der kleidsamen Volkstracht. Therese und ich fanden, daß eines dieser Geschöpfe wohl nahezu das herrlichste Antlitz zeigte, besonders die zarteste Gesichtsfarbe, die wir je geschaut. „So unwahrscheinlich schön," meinte Therese, „sind sie sonst nur in deinen Balladen und Erzählungen."

In Holland selbst, in den Sammlungen zu Rotterdam, Amsterdam, im Haag, in Leyden, in Delft, Haarlem, erhält man doch von der Herrlichkeit, Wahrheit und dem Reichthum der holländischen Malerei noch eine ganz andere Vorstellung als zu München, Berlin, Dresden, Wien.

Und das Wunderbarste bei dem Genuß dieser Kunst in ihrem Heimatlande selbst ist das Verhältniß dieser zweihundert Jahre alten Bilder zu der Gegenwart, zu

dem holländischen Leben von heute. Tritt man aus den Sammlungen heraus auf die Straße, so umgiebt uns ganz die gleiche Bevölkerung wie die dort auf der Leinwand. Nicht nur die körperliche Erscheinung, Wuchs, Züge, Ausdruck der Männer und Weiber ist unverändert geblieben, auch Tracht, Sitte, Benehmen, Hausbau, Geräth: an dem Hafen die Matrosen, an der Treckschuit der Schiffsknecht und sein Gaul, auf der Dorfstraße die klatschenden Weiber, im Wirthshaus die zechenden, lärmenden Bauern und die dralle, bararmige Schenkdirn, — Alles ist heute noch wie sie die Teniers und van de Velde, Franz Hals (der köstliche, in Haarlem) und Rembrandt (mit seinem schönen Weibe Saskia von Ulenburgh), van Ostade und Ruisdael, Potter und Breughel, Brouwer und Dou, van Eyck und die van Dycks und van der Helst[1]) aus dem damaligen Leben abgeschrieben haben.

---

[1]) Ja, jene Kunst war ein „Realismus“ oder „Naturalismus“, den ich mir gefallen lasse!

Dem niederdeutschen Stamm, dem ja auch die Holländer angehören, eignet unter allen westgermanischen die stärkste Zähigkeit: sie sind — in diesem Sinne — conservativ bis in die Knochen. Möser hat nur wenig übertrieben, als er in dem westfälischen Bauer noch die Cherusker Armin's nachweisen wollte. Und so haben unsre phlegmatischen Vettern dort an der Waterkant, nach der Lösung vom Reich ziemlich für sich abgeschlossen, wenig auf dem Festland, nur in andern Erdtheilen und auf den Meeren sich umtreibend, in Leib und Seele und Sitte das Gepräge jener Jahrhunderte wenig verändert beibehalten.

Uebrigens ist es auch, abgesehen von dem Vergleich mit den gemalten Holländern, ein hoher Genuß, in einer reich belebten Straße von Amsterdam oder dem Haag die Vorüberwandelnden zu betrachten. Hat man ein wenig Geschichte im Leibe und Sinn für Völker- und Stammes-Eigenart und ein in solcher Erfassung geübtes Auge, — ein wenig dichterische Einbildungskraft arbeitet wohl auch unvermerkt mit, — so

ist es aus der Maßen anziehend, die wechselnden Erscheinungen der Menschen auf die rein oder vermischt hier vertretenen Stammes-Arten hin zu prüfen. Stunden lang saßen wir im Haag an den heißen Augustabenden in der Spuistraat in der kühlen Trinkstube — der echt holländischen, eichengetäfelten und bunt bemalten eines Münchener Bräu[1]) —, an dem Rundscheiben-Fenster und musterten die draußen in dichter Folge vorüber Fluthenden: da fanden sie sich denn alle vertreten, die Völker, die seit der Zeit der Einwanderung der alten Bataver — lange vor Caesar! — diesen Boden betreten haben: die blonden, blauäugigen, breitknochigen Enkel Brinno's, derb bis zur Roheit an Leib und Seele, dann die Römer, die ein halbes Jahrtausend hier im Lande geherrscht, andere Germanen: Franken, Frisen, später das Mischvolk der Franzosen, weiter die Spanier mit schwarzen Augen und Haren, hager, nervig, herb und stolz,

[1]) Uebrigens nach gutem Vorbild: Graf Herbert Bismarck, der dort lange Gesandter war, galt hier als Stammgast.

endlich in großer Zahl Juden: — aber nicht jene wenig Erfreulichen, die uns Posen, Polen, Rußland hierher nach Breslau schickt, sondern Abkömmlinge jener gebildeten, vornehmen Flüchtlinge aus Spanien und Portugal: schöne Männer und Weiber! Wie denn die uns nahe befreundete Familie Salomonson zu Almeloo in Over-Yssel wahre Prachtbilder solcher Frauenschöne darweist[1]).

Welcher Vorzug Scheveningens ist es, daß man in 10 Minuten die schöne, vornehme Stadt erreichen kann mit ihren Sammlungen, ihren Baudenkmälern, dem malerischen „Vijver", und zumal dem wohlgepflegten zoologischen Garten mit seiner ausgezeichnet reichen Vogelwelt, die uns Stunden lang fesselte[2]).

---

[1]) Kleine Cornelia (von 1884!), du hast damals mitten im Meer — im Bade-Hemdlein! — die Fäden dieser Freundschaft angeknüpft, die uns dauernd umsponnen halten. Dank dafür! Aber so schön wie deine Mutter bist du doch nicht geworden!

[2]) Auch sei nicht verschwiegen, daß, so wenig ich „gourmet" bin (s. oben S. 485), Herr van der Pijl mir die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hat. An seiner trefflichen Tafel

Und welch' weiteres Lob für Scheveningen, daß es das einzige mir bekannte Nordseebad ist, in dem man nicht auf Wald, ja auf jeden anständigen Baum (wie auf Norderney! oben S. 490) verzichten muß. Der „Bosch“, der, mit seinen zahlreich aus dem Grün hervor lugenden Landhäusern, zwischen der Stadt und dem Strande liegt, bietet, über eine Stunde lang, die erfreulichsten Wandelwege unter hohen schönen Bäumen hin. Ich bekomme stark Sehnsucht nach Scheveningen, wie ich dies schreibe.

Nach dem Bad — um sieben Uhr früh — arbeitete ich ununterbrochen bis ein Uhr, dann ein Spaziergang am Strand oder im Bosch, um zwei Uhr ein kurzes,

---

vernahmen wir einmal ein für das ruhige Selbstgefühl der Mynheers bezeichnendes Gespräch. Ein Deutscher lobte Holland gegenüber einem Holländer in jeder Hinsicht: Land, Leute, Alles, was auch ich oben gepriesen: zuletzt auch die gute Verpflegung, die Seefische.

„Nur natürlich,“ meinte der Fremdling am Ende, „Forellen haben Sie nicht hier zu Lande.“

„Oh doch, Mynheer.“

„Forellen? Schwerlich!“

„Doch, doch, wi nennt se Bars!“

aber gutes Mahl und gegen Abend von fünf Uhr an Wandeln und Ruhen und Träumen „an de Kant van de bruskende See".

Auch war es anziehend, in dem ausgezeichneten Oranje-Hôtel — da wir alle Jahre kamen, wurden wir sehr gut und gemüthlich, wie zum Hause gehörig, behandelt — die vornehme, reiche, aus allen Ländern hier zusammenströmende Gesellschaft zu beobachten: österreichischer Adel, Balkan-Menschen, französische Geldkönige, Amerikaner, Maler, Schriftsteller, Musiker — Alles durcheinander: wir freuten uns, wiederholt Alfred Friedmann und Frau dort zu treffen.

Aber auch Einheimischen traten wir näher: dem eifrigen, sprudelnden Literaturprofessor ten Brink in Leyden, (der einzige lebhafte Holländer, den ich je entdeckt habe) dessen Haus wir gern aufsuchten: seine kluge Tochter — Marieken — hat fast alle meine seit 1883 erschienenen Erzählungen ins Holländische übertragen und zwar ganz vortrefflich.

Nun aber kommen wir zu dir, o Malwine, Perle von Holland, du prächtige Frau, und in deinen unvergleichlichen Landsitz Beukenburg!

Frau Malwine Twiß, die holländische Wittwe eines Engländers, ein par Jahre älter als ich, hatte nach dem Erscheinen von „Odhin's Trost“ an mich nach Königsberg gar liebe, warme, ehrende, grundgescheute Worte geschrieben und einen Spruch Odhin's illustrirt, der seither unser Eßzimmer schmückt. In Scheveningen suchte sie uns (1884) auf und bald wurden wir auf das Herzlichste befreundet mit ihr und ihrer ganzen Familie: der eine Eidam, Professor d'Aulnis in Utrecht, berichtete mir Vieles höchst belehrend, zumal über die holländischen Universitäten. Diese Frauen — die Töchter hatten ihre Erziehung theilweise in Deutschland erhalten — entfalteten neben der angebornen Begabung eine allgemeine Bildung, eine Vertrautheit zumal mit deutscher Literatur und ihrer Geschichte, die ich an deutschen Frauen kaum je in solchem Maße gefunden. Wiederholt durften wir ein par

Tage in Frau Malwinens „Buiten“ (d. h. „draußen“, Landsitz) verbringen und das unschilderbare Behagen sowie die ganz eigenartige Poesie niederländischen Landlebens kennen und lieben lernen. Das Haus — ein Schmuckkästlein von mehr als holländischer Reinlichkeit, ohne daß doch das „schoon maken“ jemals, wie wohl im Haag oder in Scheveningen, lästig fiel: im Erdgeschoß ein herrlicher Lese- und Arbeits-Sal, auf dessen Tischen das Beste der Literatur in fünf Sprachen nicht zur Schau auslag, sondern gelesen ward: aus diesem wie aus dem Speisesal tritt man sofort in den wunderschönen, geschmackvoll gepflegten Garten und daran stoßenden weiten Park mit seinen prachtvollen alten Bäumen.

Aber noch poesievoller fast als Haus, Garten und Park ist jenseit des Parks die Heide, die unabsehbar weit sich dehnende. Theresens, meines „Heidekindes“, ganze Seele that sich auf, als wieder einmal die Eindrücke ihrer frühsten Jugendzeit — der Heide auf der rothen Erde — auf sie eindrangen.

Frau Malwine fuhr uns höchst eigenhändig auf ihrem leichten Korbwagen mit den drallen, drolligen Ponies stundenlang über den fußtiefen Dünensand, über diese leicht gewellten Ebenen hin, auch wohl durch Wald und Busch auf so schmalen Pfaden, daß die Zweige der Ellern und Ulmen unsere Wangen oft unsanft streichelten.

Zuweilen huschte ich ganz allein, wann noch das ganze Haus im Schlummer lag, bald nach Sonnenaufgang leise die schönfließigen Treppen hinab und eilte dann durch Garten und Park hinaus auf die Heide, die im Morgenthau glitzerte und glänzte. Auf einem morschen Baumstumpf hockend belauschte ich dann regungslos das Erwachen der unglaublich reichen Thierwelt der Heide, der Büsche, der schilfigen Canäle: wahrlich, hier war noch mehr an Kriechen und Hüpfen von Käfern aller Art und von Vögeln jeder Gattung als weiland im Aelterngarten (I. S. 58).

Was weibliche Anmuth und Geist und Gemüth und Humor und feinster Geschmack und niemals

aufdringlicher Reichthum Freunden bieten können, das ward uns in überquellender Fülle gewährt unter den Buchen von Beukenburg. Mögen wie bisher alle guten Elben walten in Park und Garten und Haus!

XXVII.

Im Jahre 1878 schon hatten wir zum ersten Mal Wien aufgesucht, wo uns Freund Schipper (oben S. 136) die schöne Kaiserstadt und den köstlichen Wiener-Wald kennen und gar lieb gewinnen lehrte.

Ja, „fescher", lustiger ist es allerdings an der schönen blauen (?) Donau als an der schwarzen, träge schleichenden Spree. Aber danken wir Friedrich dem Großen, Kaiser Barbablanca und Bismarck, daß Deutschland für seine Selbstbehauptung seit 150 Jahren nicht auf das liebenswürdige, leichtlebige Völklein dort allein angewiesen ist.

Später haben wir von Breslau aus (seit 1888) wiederholt Wien und liebe, liebe Freunde daselbst, die aus Königsberg dorthin verheiratheten schönen Töchter

des Hauses Feinberg, Linda und Stephania (oben S. 231), und ihre prächtigen Männer besucht, und im Jahre 1891 hielt ich daselbst an einem Tag einen wissenschaftlichen Vortrag in der juristischen Gesellschaft und am folgenden eine Vorlesung aus meinen Balladen, die beide mit einer Wärme des Beifalls überschüttet wurden, wie ich sie außerhalb Oesterreichs nirgend erlebt habe: ganz ebenso ward ein Vortrag zu Brünn aufgenommen, den ich dort im „Deutschen Hause" für die schwer ringenden Deutschen Mährens hielt. Ueberhaupt muß ich dankbar bekennen: fast noch dichter als im Reich ist unter den Deutsch-Oesterreichern die Zahl mir wohlwollender Beurtheiler: die Menschen dort haben eben erkannt, daß es mir, dem stammgenössischen Bajuvaren, Ernst ist mit meinem deutschen, auch sie umfassenden Arbeiten und Trachten: meine zahlreichen für die Deutschen in Oesterreich bestimmten Gedichte[1]) werden viel gesungen und vorgetragen und es

---

[1]) Gedichte V. 1892 S. 7—18.

vergeht nicht eine Woche, in der nicht ein Verein, eine Zeitung, ein Einzelner aus dem Donaureich sich an mich um Beiträge jeder Art für ihre deutsche Sache schreibt. Wie ich über unser Verhältniß zu Oesterreich denke, habe ich wiederholt ausgesprochen [1]).

Einmal hat gar ein Statsanwalt in Prag Anklage wegen Majestätsbeleidigung gegen mich erheben wollen wegen des harmlosen Gedichts: „Wenn heut in Oestreich niederstiege Herrn Rudolfs kaiserlicher Geist“ (Gedichte V, an die Deutschen in Böhmen, S. 15). Einem scharf bedrängten Lehrer, der es hatte abdrucken lassen in einer Festschrift, nahm ich sofort die Verantwortung ab: — es wäre mir „schon zu dumm“ gewesen, sagt man in München, hätte ich in Folge einer Verurtheilung nie mehr mein liebes Tirol oder den Bregenzer Wald oder Wien selbst aufsuchen dürfen: glücklicherweise ward der Antrag auf Strafverfolgung von dem vernünftigen Gericht abgelehnt.

---

[1]) II. S. 433 f., oben S. 432. Bismarckrede von 1892, von 1895. Moltke als Erzieher, V. Auflage, 1894, S. 24 f.

Damals nun (1878) gingen wir von Wien nach Gmunden, wo es uns an dem herrlichen Traunsee gar ausnehmend gefiel. Ich gedachte der verzweiflungsvollen Schwermuth, in der ich zuerst 1869 (IV. 1. S. 206) diese Landschaft durchirrt hatte und dankte meinen Sternen, die mich so glücklich geleitet. Wie schön sind die Wandelwege, die reißende Traun entlang, wo ungezählte Alpenveilchen duften, und an den Ufern des Sees! Wir lernten dort die liebenswürdige Familie Fleischl (oben S. 436) kennen, auch Goldmark, der später meinen „Fremdling" componiren wollte, aber es wieder aufgab. Von Gmunden aus machten wir die so zu sagen vorgeschriebenen Ausflüge: durch das herrliche Land an den Atter-, St. Wolfgang- und Mondsee; Ischl dagegen mit seinem endlosen Grün machte uns einen eintönigen, reizlosen Eindruck.

Von Friedrichshafen aus besuchten wir wiederholt die Schweiz: ich kannte schon die Nordostschweiz bis Brienz, Thun, Interlaken: ich gestehe, daß mir

das Engländer-, Oberkellner- und Ausbeuter-thum in jenen menschenwimmelnden Gegenden die Freude an der ja wunderbaren Natur stört: auch hatten wir wiederholt ungünstig Wetter. Dagegen entzückte uns am Genfersee, in dem herrlichen Genf selbst, dann in Evian, Chillon, Montreux, Vevey abermals, wie in Frankreich und Italien, die Verbindung der südlichen Natur mit den überall mahnenden Spuren uralter und manchfaltger Cultur, die bis in vorrömische Zeiten reicht: in dem Gasthof Bellevue zu Ouchy weilten wir längere Zeit und erfreuten uns der südlichen Vegetation in dem wohlgepflegten Garten.

Ungleich poesievoller als die viel betretene Nordschweiz fanden wir (im Jahre 1888) die Ostschweiz, da wir von Chur aus über Tiefenkasten und den Albula- und Bernina-Paß, Samaden, Pontresina, Sanct Moritz, den Julier und Septimer aufsuchten. Die großartigen Linien dieser Berge, die Einsamkeit auf jenen uralten Bergstraßen, auf denen noch die für die Legionen errichteten Meilensteine ragen, die

feierliche Stille in dem hohen Bergwald, über dessen Wipfeln hoch im Blau der Adler seine stolzen Kreise zieht, der Ausblick von dem Scheitel des Berninapasses gen Süden in das Land Italia hinterließen die gewaltigsten Eindrücke tiefster, echter und nicht durch Stadtmenschen verstörter Poesie.

In den vielen Jahren, die wir von Scheveningen den Rhein herauf nach Osten fuhren, machten wir gar oft, (nach kurzer, aber freudiger Zusammenkunft mit unsern lieben Meyers-Leuten zu Mannheim[1]) oder in Mainz oder in Darmstadt oder Frankfurt) ein par Tage Rast in Würzburg, die erinnerungsreichen Stätten wieder begrüßend, die wir 1867 bis 1872 so oft — ach! in ganz andern Stimmungen — betreten: den Zwinger, meine erste Wohnung am Ehehaltenhaus, die zweite — schmerzenreiche! — am Heldhaus, meinen alten Hörsal in der Hochschule,

[1]) Oben IV. 1. S. 206.

den Guttenberger Wald (mit den Familien von Tröltsch, Semper und Strecker IV. 1. S. 244f. zusammen), den Nikolausberg und die Zeller Waldspitze. Und niemals versäumten wir im Garten bei Haberlein, wo noch immer der Springbrunnen eintönig gießt wie vor 28 Jahren, uns auf der Bank, an dem Tisch niederzulassen, an dem Platze, wo wir uns (Juni 1867) zuerst gesehen und gesprochen.

Dann luden wir wohl die alten treuen Freunde die Lexer, Semper, Grasberger und Heß zusammen zu edlem Stein und Leisten, der alten Zeiten und Kämpfe gedenkend, wie etwa die erneuerten Asen thun in der erneuerten Welt.

Ach, Tröltsch und Lexer und Semper und Roßbach sind dahin! Aber der Dank der Treue dauert bis an unser Ende[1]).

---

[1]) Nach der Zeitfolge hat unsere Reisen Frau Rath von Doß mit Hilfe unserer Briefe festgestellt:

1873. Partenkirchen. — Meran. — Venedig.

1874. Partenkirchen. — Stilfser-Joch. — Bellagio. — Genua.

1875. Straßburg. — Freiburg. — Schweiz. — Partenkirchen. — Prien.
1876. Friedrichshafen. — Bayreuth. — Paris. — Rom. — Neapel.
1877. Friedrichshafen. — Meran.
1878. Wien. — Gmunden.
1879. Brüssel. — Rouen. — Le Havre. — Friedrichshafen.
1880. Friedrichshafen. — Genf.
1881. Norderney. — Friedrichshafen.
1882. Friedrichshafen. — Vierwaldstättersee. — Prien.
1883. Scheveningen.
1884. Scheveningen. — Prien. — Tirol. — Meran.
1885. Scheveningen. — Prien. — Friedrichshafen.
1886. Scheveningen. — Würzburg. — Friedrichshafen.
1887. Scheveningen. — Prien. — Friedrichshafen.
1888. Friedrichshafen. — Graubünden. — Engadin.
1889. Scheveningen. — Friedrichshafen. — Meran.
1890. Scheveningen. — Friedrichshafen. — Mendel.
1891. Scheveningen. — Friedrichshafen. — Mendel.
1892. Gastein. — Mendel. — Friedrichshafen.
1893. Gastein. — Mendel. — Friedrichshafen.
1894. Gastein. — Reichenhall. — Mendel. — Friedrichshafen.

Der letzte Aufenthalt war in allen Jahren München.

XXVIII.

Eine ganz besondere Art von Reisen knüpfte sich nun aber an die Vorträge, die ich in den Jahren 1877—1885 in gar vielen Städten Deutschlands hielt.

Diese Fahrten, die uns in dankenswerther Weise eine große Zahl deutscher Landschaften und Städtebilder bekannt gaben, die ich sonst nie geschaut haben würde, hatten einen kleinen Anhang. Ich hatte in Würzburg in der Schrannenhalle für einen wohlthätigen Zweck einen geschichtlichen Vortrag gehalten, der den Leuten gefiel: es war mein erster Versuch, außerhalb der Hochschule — selbstverständlich ganz frei — zu sprechen. Er gelang. Da schrieb ein Buchhändler aus Darmstadt, Glied des Ausschusses des dortigen Vereins für volksthümliche Vorträge, der unter der

Schützung der Prinzessin Alice stand, und keinen geringeren als David Strauß (s. oben II. S. 437) zu seinen Rednern zählte, an meinen Verleger (s. oben IV. 1. S. 101) Stuber in Würzburg, ob das Lob meines Vortrages in den Zeitungen begründet sei? Die Antwort muß günstig ausgefallen sein: denn bald erhielt ich die Einladung in jenem Verein zu sprechen. Es war wohl 1871? Gar sehr gefiel mir das freundliche, saubere Residenz-Städtlein mit seinem Wäldchen um Schloß Kranichstein: der Vortrag glückte, die Prinzessin sprach sehr huldvoll mit mir und mit David Strauß kam ich bald in bestes Vernehmen: die Bibelkritik, Darwin und der gemeinsame Freund von Doß (oben II. S. 437) führten uns rasch nahe zusammen. Mit Freund Roquette, nunmehr Professor am Polytechnicum, tauschte ich Tunnel-Erinnerungen (II. S. 432). Seitdem habe ich wohl fünfmal in Darmstadt in dem kaufmännischen Verein gesprochen. Doch nun trat mit mir in Verbindung der Coburger Bankier (a. D.!) Herr Lotz, der sich in uneigennützigster

Weise das Verdienst erworben hat, diese Wandervorträge in ganz Deutschland auf das Trefflichste einzurichten und zu verbreiten: es sind, glaub' ich, zuletzt gegen 150 Städte geworden, in denen in den kaufmännischen und ähnlichen Vereinen solche Vorträge, etwa von October bis April, eingeführt wurden. Ich habe viele Jahre lang den Rückweg aus München nach Königsberg Mitte October in der Weise gestaltet, daß ich auf der Reise der Reihe nach in jeder solchen Stadt einen Vortrag hielt: manchmal 18 in 21 Tagen, oder 15 in 18 Tagen. Es strengte mich nicht im Mindesten an: — Therese wich nie dabei von meiner Seite: — vielmehr bot es des Anregenden und Belehrenden die Fülle. Das war der ideale Beweggrund: der reale war das in unsern ersten Jahren (oben S. 101) sehr spürbare Bedürfniß, meine bescheidene Einnahme zu mehren. Ich richtete — ich muß mich als Reisemarschall loben — die Fahrten so ein, daß wir etwa um Mittag in der Vortragsstadt eintrafen und das Sehenswürdigste,

auch der Umgebung, in Muße besichtigen konnten, bevor um sieben oder acht Uhr der Frack angezogen ward. Ich hatte zuletzt zwölf Gegenstände, die ich den Vereinen zur Auswahl stellte. Hier sind sie:

I. Altgermanisches Heidenthum im Deutschen Volksleben der Gegenwart. II. Das Tragische in der germanischen Mythologie. III. Wotan und Donar als Ausdruck der Deutschen Volksseele. IV. Feuer, Wasser, Luft und Erde in der germanischen Mythologie. V. Thiere, Pflanzen und Steine in der germanischen Mythologie. VI. Das Weib im altgermanischen Recht und Leben. VII. Die treibenden Kräfte in der deutschen Geschichte von der Urzeit bis zum Untergang der Staufer. VIII. Ursachen, Wesen und Wirkungen der sogenannten Völkerwanderung. IX. Theoderich der Große in Geschichte und Sage. X. Die Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserkrone. XI. Geschichte des Statsbegriffs bei den Germanen. XII. Wesen und Werden des Rechts.

Mag man nicht ohne Grund gegen volksthümliche Vorträge einwenden, daß sie einen umfassenden Gegenstand nicht an einem Abend bewältigen können, so muß man eben kurz und knapp zu lösende Aufgaben stellen oder eine Mehrzahl von Abenden verwenden; in Königsberg habe ich wiederholt eine ganze Reihe von Vorträgen für Kaufleute über handels- und wechsel- und see-rechtliche Fragen gehalten.

Hier die Namen der Städte, in denen ich gesprochen: die Wiederholungen der Vorträge habe ich durch Sperrdruck angedeutet:

Altona, Annaberg (Erzgebirge), Apolda, Bamberg, Barmen, Berlin, Braunschweig, Bremen, Bremerhaven, Breslau, Bromberg, Bruchsal, Brünn, Cassel, Chemnitz, Coblenz, Coburg, Crefeld, Danzig, Darmstadt, Döbeln, Düsseldorf, Eisenach, Elberfeld, Elbing, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Freiberg, Fürth, Gera, Gotha, Greiz, Hagen (Westfalen), Hamburg, Herford, Hamm, Hanau,

Hannover, Harburg, Hof, Holzminden, Iserlohn, Kaiserslautern, Karlsruhe (Baden), Kempten, Köln, Langenberg (Rheinland), Leipzig, Linz, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Mühlhausen in Thür., Münster, Nürnberg, Oldenburg, Osnabrück, Passau, Pforzheim, Plauen, Posen, Prag, Regensburg, Reichenhall (1894, zur Sedanfeier), Saarbrücken, Sanct Johann bei Saarbrücken, Scheveningen[1]) Stettin, Stuttgart, Thorn, Trier, Weimar, Wesel, Wiesbaden, Würzburg: Summa 77.

Man sieht also, daß ich, dem Wanderer Wotan vergleichbar, so gut wie alle Landschaften Deutschlands und die westlichsten Oesterreichs „mit meiner

[1]) Hier las ich 1892 den eben vollendeten Rolandin (vor einer höchst „internationalen" Hörerschaft!) zum Besten einer armen Fischerfrau (mit vielen Kindern), deren Mann soeben ertrunken war. Die Neugier der Gesellschaft zu Scheveningen und die hohen Preise trugen zusammenwirkend überraschend viel ein: der rührende Dankbrief der Frau in schlichtem ergreifendem Ton, ist eine mir gar werthvolle Urkunde: sie beweiß, daß meine um ihres „Idealismus" willen viel gescholtene Dichtung doch auch „reale" Wirkungen haben kann: — aber freilich sind es auch wieder „ideale"!

Weisheit Worten geweiht": von Kempten im Süden bis Elbing im Norden, von Scheveningen und Köln im Westen bis Brünn im Südosten.

Und das „Wandern in der Eisenbahn" schloß doch das richtige nicht aus: beide gewaltige Fußgänger, verwandten wir in allen jenen Städten zwei oder drei Stunden vor dem Einbruch der Dunkelheit darauf, nicht nur die Straßen und Plätze, auch die Umgebung der Orte — zumal eben solcher, die eine „haben"! — gehörig zu durchwallen.

Ueberaus gründlich ward mir von meiner lieben Begleiterin Münster gezeigt: weit über drei Stunden mußte ich es — vor dem Vortrag ein wenig ermüdend! — bewundern: übrigens sind der „Drostehof" und die andern Adelshöfe in der Stadt eigenartig genug. Und rührend war es, zu beobachten, wie das „Heidekind" von den Reizen seiner westfälischen Heide ergriffen ward: von seinen „Erinnerungen". Und auch auf mich wirkte mächtig die eigenartige Poesie dieser Landschaft und ihrer Besiedelung,

wie sie Annette so wunderbar zum Ausdruck gebracht hat: die melancholische Heide mit bebendem Boden, mit unheimlich schwarzen Wassertümpeln, die bis in die „ewige Teufe“ hinab zu reichen scheinen, von dunkelm Schilf klagend umflüstert, die Wallhecken und Graben, die jedes Eigen umfrieden und die uralten Einödhöfe, die, von ein par Bäumen beschattet, die geflickten Strohdächer mit den zwei Pferdeköpfen mehr verbergen als zeigen, und die Leute, schweigsam, wortkarg, treuherzig, aber aus dem scheinbaren Phlegma manchmal plötzlich in cholerischer Hitzethat aufflammend, mit so verträumten Augen, als hätten sie alle das zweite Gesicht, an das auch die Gebildeten dort noch vielfach glauben. Mir schien die Erde so roth vom Blute der 300,000 Sachsen, die Karl seiner Frömmigkeit geopfert hat. (Gedichte. IV. S. 68.) Die Fahrt dieser Woche war eine der stimmungsvollsten: ging es doch — mit vielen Haltestellen — von Iserlohn, Hagen, Dortmund, Hamm, Münster, Osnabrück, Herford, Hameln

langsam durch ganz Westfalenland: manchen dieser Landschaft und Bevökerung abgelauschten Zug hab ich meinen Balladen und Erzählungen einverleibt.

Gar lehrreich und anziehend war es auch, die deutsche nordwestliche Tiefebene kennen zu lernen: Braunschweig, die alte Welfenstadt, das vornehme, saubere Hannover, Bremen (und Bremerhaven), mit seinem Wahrzeichen stolzen Bürgerthums und deutscher Seefahrt in Vergangenheit und Gegenwart; in Lübeck suchten wir meinen lieben alten Geibel auf: es rührte mich tief, ihn, den ich vor 20 Jahren zu München in braunem Hare verlassen, nun als silberharigen Greis wiederzusehen: er hatte mir die alte Wärme erhalten und erstreckte sie sofort bereitwillig auf Therese, die ihm recht wohl zu gefallen schien: ich sollte ihn, den schon lange schwer leidenden, später nicht mehr schauen!

Aber nicht nur die alten Hansastädte, auch die Landschaften ringsum mit ihrer ganz eigenartigen Besiedelung und Bebauung waren höchst belehrend. Wiederholt und mit besten Erfolgen sprach ich in

meiner schönen Geburtsstadt Hamburg: die weiten Sagebiel'schen Säle waren stets bis auf den letzten Platz gefüllt. Wie schön ist das Alsterbecken, — das kleine Stück eines deutschen Venedig — wie erfreulich die Fahrt die Elbe hinab bis Blankenese!

Mit dem wackeren Consul Hermann (IV. 1. S. 90) tauschte ich heitere Erinnerungen — an die geleimte Watte von Vendenheim — aber auch ernste, an den blutigen Calvaire von Illy (IV. 1. S. 494).

Der liebenswürdige Vorstand des Vereins lud mich nach meinem ersten Vortrag noch zu einem Abendschmaus: ich lehnte dankend ab und meinte: ich weiß schon wie man in Hamburg lebt: „bei meinem vorigen Aufenthalt hier hab' ich sechs Wochen nichts thun können als trinken und schlafen."

„Da müssen Sie in seltsame Gesellschaft gerathen sein."

„Doch nicht: aber es waren die ersten sechs Wochen meines Lebens."

Aus den Eindrücken in Mitteldeutschland hebe ich vor Allem Eisenach und die Wartburg hervor:

ich habe, bevor ich sie kennen und lieben gelernt, manches Gedicht über die Gestalten ihres Sängerkriegs gemacht (Gedichte II. S. 232, III. S. 310); nun ragt dort seit Jahren das schöne Haus Eichberg in dessen Wetterfahnen-Kugel mein Hausspruch (Gedichte IV. S. 534, 535) ruht: möge der Spruch als ein Zauberspruch des Friedens wirken!

Dann rühme ich Mühlhausen in Thüringen, wo wir den ehrwürdigen Pfarrer und Dichter Julius Sturm begrüßten. Nahe vor der Stadt steigt aus dem Boden ein mächtiger „Ursprinc“ auf, an dem einst geopfert ward: heute noch wird der „Quickborn“ bekränzt: eine höchst poesievolle Heimstätte germanischen Götterdienstes!

In Gera und Greiz erfreuten wir uns der schönen Wandelwege durch die Anlagen und die Berghügel hinan, auch manchen lauschigen Winkels der alterthümlichen Häuser; Annaberg im Erzgebirg entzückte durch seine Lage, Eisleben, Luthers Geburtsort, ein altmodisches Ding, schien (damals schon!) in vielen

Straßen ein old tumble down place. In Weimar war das Goethe-Haus geschlossen: aber wir wandelten auf den Spuren des Dichters und des Menschen durch den Park und auf seinen andern Lieblingswegen: geradezu rührend, ergreifend war der Eindruck, den das Schiller-Haus in seiner schlichten Einfachheit machte. Ich verglich die Stube und ihre Tannendielen mit den Prunkgelassen eines viel gepriesenen Berliner Literaten, in die ich einmal — unfreiwillig — gerathen war: ich könnte in einer so maßlos überladenen Pomp-Einrichtung nicht arbeiten. Und bei Schiller ging es auch ohne Damast-Vorhänge u. s. w. ganz leidlich, obwohl man ja neuerlich (1894) an der Spree entdeckt hat, daß Schiller gar kein Dichter war.

Oft und oft durchmaßen wir bei jenen Vortragsfahrten und später bei dem Weg nach und von Scheveningen das Rheinland[1].

---

[1]) „Das schönste was ihr habt," sagt meine Praxedis in der „Statskunst der Frau'n" (was man ihr doch nicht so ganz zugeben kann!).

Mit welchen Gefühlen dachte ich, als ich zuerst wieder im glorreich erkämpften Reiche und an Theresens Seite den heiligen Strom erschaute, an jene bange Augustnacht 1870 zurück, da ich, ohne Hoffnung für die eigne Zukunft und mit Sorge um den Ausgang des Krieges für unser Volk, bei Mannheim plötzlich diese Fluthen im Mondenglanz erblickt und, mit ihrem Wasser die heiße Stirne netzend, ein schweigend Gelübde gethan hatte: nun, die Sterne haben all' meine Wünsche für Deutschland und für mich erfüllt — wie ich mein Gelübde.

Am häufigsten sprachen wir in Coblenz ein bei einer Schulgenossin Theresens von Nancy — von den sœurs dominicaines — her, Frau Wally Mosler, die, früh verwittwet, sich und ihre beiden Knaben mit ehrfurchtwürdiger Wackerheit und Herzensgescheutheit durchs Leben schlug. Wir freuten uns, ihren juristischen Sohn hier in Breslau aufnehmen zu dürfen.

In Trier fesselten gleichmächtig Natur und Geschichte!

Wie köstlich sind die Rebgärten auf den Höhen vor der Mosel-Stadt und wie eindringlich spricht die Herrlichkeit und Macht des Römerthums aus den großartigen Denkmälern! Ich besah mir Alles mit scharf einsaugenden Augen: trug ich doch damals schon die Schlacht bei Trier im Kopfe, die dann so viel später (1890) in den „Batavern" geschlagen werden sollte.

Hier wie in Münster sprach ich über altgermanisches Heidenthum im deutschen Volksleben der Gegenwart (oben S. 529).

Es war nicht eben leicht, zumal nachdem ich als Culturkämpfer verschrien war (oben S. 251), in diesen Städten über den Gegenstand — sie hatten ihn gewählt — zu sprechen, da doch gesagt werden mußte, wie viel Heidenthum von der Kirche in christliche Formen umgewandelt worden ist: — freilich das Weiseste, was sie nach dem Rathe Gregors des Großen selbst (Bausteine I. [Berlin 1879] S. 195) beginnen konnte. Wie leicht mochte von einem der zahlreich in

ihren Priesterkleidern in diesen Vorträgen erscheinen-den Geistlichen eine harmlose geschichtliche Feststellung als ein Ausfall auf den Katholicismus gedeutet und in ihren schwarzen Zeitungen getadelt werden! Ich hielt den Vortrag in jenen beiden Hochburgen des Centrums ganz eben so wie in Berlin: und kein Mensch fand Aergerniß, jene Blätter lobten mich sogar.

Wiederholt suchten wir in Elberfeld Freund Emil Rittershaus und die Seinen auf: die schon 1853 in München geknüpften Bande hat das reifende Alter nicht gelockert, nein, gefestigt; dankbar gedenken wir auch des gastlichen Hauses Heimendahl dortselbst. In Kaiserslautern und Umgegend — auf den Schlössern Sickingens — führte uns umher unser liebenswürdiger Walhall-Verleger, Herr Voigtländer: wie reizvoll ist doch all das Gelände dort!

In Karlsruhe besuchten wir, wie so oft in Radolf-zell, Freund Scheffel: einsam war es in dem stillen Haus an der Stephanienstraße, in dem öden Gärtlein:

und all' die Pracht der Geschenke, die das ganze deutsche Volk seinem Liebling zum 60. Geburtstage dargebracht hatte, in dem Sale gehäuft und unverändert seit jenem Tag ausgebreitet, konnte dem Hause nicht ersetzen, was ihm gebrach. — — —

Aus Baiern hebe ich die Eindrücke Nürnbergs hervor, dieses stehengebliebenen Stückes echtesten, mittelalterlichen Städtethums; lebte ich dort oder in der Nähe, wäre die traute Stadt dem Schicksal nicht entgangen, in einer geschichtlichen Erzählung verarbeitet zu werden; seit ein par Jahren Ehrenmitglied des Pegnesischen Blumenordens hab' ich nun doch einen gewissen Zusammenhang mit ihrer Culturgeschichte: wir wurden übrigens einmal dort durch eine unerwartete und unerwartet gute Darstellung der „deutschen Treue“ (s. unten) überrascht.

Sehr lieb ist uns auch das glänzende Stuttgart in seinem Kranz von Reben geworden: liebe Freunde (oben S. 358—364) wohnen uns ja dort.

Nach meinem Vortrag erlebte ich einen reizend

naiven Zug eines echten Schwabenmädles. Ich hatte gesprochen über die treibenden Kräfte in der deutschen Geschichte von der Urzeit bis auf den Sturz der Staufer (oben S. 529): also ungefähr den Inbegriff und das letzte Ergebniß meiner Arbeit seit 40 Jahren. Nach Schluß schreitet durch den sich leerenden Sal auf mich zu ein reizender Backfisch von 15—16 Jahren, mutterlos, tantenlos, macht einen zierlichen Knix und flüstert erröthend: „Ich komm' zu Ihne extra͂, um Ihne extra zu danke͂ für den schöne Vortrag.“

„Freut mich, liebes Kind, wenn er Ihnen gefallen hat.“

„Ja, Sie könne gar net wisse͂, wie gut. Sehe Sie, mir habe vorge Woch ein Aufsatz zu mache ghabt über die deutsche Gschicht: und da hab i Alles ganz geradeso hingschriebe wie Sie's heut vortrage habn.“

„Ich danke Ihnen,“ schloß ich, „nun ist mein Ziel erreicht: ich habe nicht umsonst gestrebt.“

Hoch erfreut verlief sich die Kleine nach einem zweiten, noch viel anmuthigeren Knix.

Auf einer dieser Reisen in Süddeutschland — zu München — war es, daß sich mir endlich Gelegenheit bot, eine Dichterin persönlich kennen zu lernen, mit der ich Jahre hindurch nur Briefe gewechselt hatte: es war keine geringere als Carmen Sylva, die Königin von Rumänien. Sie hatte in der huldvollsten Weise mich und Therese brieflich eingeladen, sie auf ihrem Schlosse Pelesch zu Sinaia auf längere Zeit zu besuchen. Zu meinem lebhaften Bedauern mußte ich ablehnen: es waren die Jahre, da ich zu Königsberg am angestrengtesten an Urgeschichte III. arbeitete und im Sommer wöchentlich siebzehn Stunden Vorlesungen hielt. Unmöglich konnte ich am Schlusse des Halbjahrs, Anfang August, auf das Aeußerste erschöpft und des Schweigens, der Stille, des Nordseebades dringend bedürftig, die weite Reise vom Pregel nach Bukarest machen um dort dann in einen zwar gewiß höchst anregenden, aber doch auch höchst aufregenden geistigen Verkehr mit jener außerordentlichen Frau und ihrer unmittelbaren

Umgebung zu treten. Die Huldvolle nahm mir das Nein nicht übel, sie hat mir auch später noch Briefe geschrieben, die werthvollste Kleinode in unserem Hause bleiben, und gewiß nicht veröffentlicht werden: das wäre abscheulich. Denn wie sonst nur noch in ihren schmerzerfülltesten Gedichten spricht sich in dieser Prosa ihre Seele aus. Es ist ja kein Geheimniß, daß der Tod ihres einzigen — und einzig gebliebenen — Kindes die verzweifelnde Mutter zu einer Weltanschauung getrieben hat, wie sie etwa meinem Halfred in „Sind Götter?“ ähnliches, unverschuldetes, bitterstes Weh aufzwingt. Diese Weltanschauung in der angeführten Erzählung, in „Odhins Trost“ und in meinen Gedichten hat die hohe Frau zuerst auf mich merksam oder doch mir mehr gewogen gemacht als blos ästhetische Grundlagen vermocht hätten. Davon handeln denn auch meist jene Briefe.

Da ich nun in München erfuhr, die Königin sei auf der Durchreise in den „vier Jahreszeiten“ abgestiegen, bat ich um Zutritt, der huldvoll gewährt

wurde, obwohl zwanzig Minuten später die Abreise erfolgte. So währte denn mein Besuch nur eine Viertelstunde. Sie genügte! Das ist ohne Zweifel eine der höchst begabten und eigenartigsten Frauen, die ich kennen gelernt.

Sie erinnert an die Königin Olga von Württemberg, mit der ich später ein lebhaft geführtes Streitgespräch über Carmen Sylva hatte: denn die Unkirchlichkeit (gelinde gesagt!) ihrer Schwester in der Doppelkrone von Lorber und Gold war der frommen Tochter des Czaren Nikolaus ebenso unbegreiflich wie — unerfreulich. Nun, ich habe damals zu Friedrichshafen, wie früher für Rumänien, so nun für Carmen Sylva furchtlos und treu eine Lanze gebrochen. Königin Olga wirkte durch den raschen und herrschgewohnten wie herrschbedürftigen Geist: Carmen Sylva wirkt durch eine Gluth und Macht und Raschheit der Einbildungskraft, deren Flügen man kaum schnell und hoch genug zu folgen vermag. Ich verhehlte ihr nicht, daß wir in politischen Dingen weit,

sehr weit auseinander gingen: mit unnachahmlicher Huld und Anmuth reichte sie mir da die Hand und sprach: „Aber uns eint die Poesie. Und wir Poeten müssen zusammenhalten.“ [1])

Möge der Lorber auch an ihr erwahren, daß ihm, wie heiligende, so heilende Kraft innewohnt [2]).

Hoch oben im Nordosten machte den größten Eindruck das herrliche Danzig: herrlich durch seine Bauten (Rathhaus und die Podesten in der breiten Gasse) und seine Natur, die Landschaft, die Gewässer, die Buchenhöhen von Oliva. Der einzige Fehler Danzigs ist, daß es nicht der Sitz der Albertina-Hochschule ist.

Dann Stettin, wo wir der Aufführung des größten Theils der Oper „Harald und Theano“ von Professor Lorenz (s. unten) mit wärmstem Beifall lauschten.

Bestritt ich vorhin Jungfrau Praxedis den

---

[1]) Vgl. Gedichte IV. 2. S. 325.

[2]) Als sie der Blitz streifte, schrieb ich ihr:
„Nicht hat die Krone beschützt Dir das Haupt vor dem streifenden Blitzstrahl,
Aber der Lorber Apolls, der Dir die Schläfe bekränzt.“

unbedingten Vorzug der Rheinlandschaft, so dachte ich, abgesehen von manchem Alpenbild, zumal der gewaltig-fluthenden Donau. Wir fuhren einmal zu Schiff von Passau nach Linz. Welch' großartige Eindrücke von Natur, welche Erinnerungen von Sage und Geschichte! Auf das Mächtigste ergriff mich dies Zusammenwirken: im Eingang von „Attila" habe ich diese schweigsam-grandiose Donaupoesie zu schildern versucht. Wenn man die leichte, freudige Heiterkeit des Rheinlandes mit der blühendsten Gothik vergleichen mag, so entspricht die feierliche, verhalten in sich ruhende Größe der Donau und ihrer wenig bewohnten Ufer dem romanischen Stil, der, wie früher bemerkt, mir und meiner Eigenart viel mehr zusagt. Das Einsame, Schweigende, Große in dem Strom und in den Umrissen seiner Uferhöhen ergreift wunderbar: die Nibelungen, „die gute Bechelaren", — nichts andres konnt' ich denken bei der Fahrt längs den „walddunkeln Donauberge"[1]).

[1]) Vgl. Gedichte V. S. 6.

Ueber die Erfolge meiner Vorträge zu Prag, Wien und Brünn will ich schweigen: Mißgünstige würden die Schilderung für übertrieben oder doch für maßlos eitel erklären. Ich sage nur: soviel Glauben, d. h. Beifall, hab' ich in Israël, d. h. in Deutschland, nicht gefunden. Das hatte zwei Gründe: einmal die lebhaftere, nach heißerem Ausdruck verlangende Eigenart der Deutsch-Oesterreicher im Vergleich zumal mit der norddeutschen, stets die eigne Würde wahrenden Zurückhaltung. Dann aber vor Allem: es geht den Deutschen dort buchstäblich das Wasser der Entdeutschung bis an den Mund: sie ringen hart, ja verzweifelt um die Erhaltung ihres Deutschthums: da ist ihnen nun ein Mann, der als Forscher, Lehrer, Schriftsteller und Dichter das Deutschthum so leidenschaftlich und so ernst vertritt wie ich, gar sehr willkommen! Nicht mir, dem Deutschthum das ich darstelle, galt und gilt jener Beifall und die Liebe, die mir jede Woche ein- oder zweimal in Briefen, Wünschen, Forderungen, Anerkennungen

jeder Art aus Deutsch-Oesterreich entgegen getragen werden. Man hatte auch in der Regierung zu Wien hiervon eine leise Ahnung, als ich einen Ruf an eine österreichische Hochschule erhalten hatte: vor Errichtung des Bündnisses von 1878 war es, da sprach der zuständige „Sections-Chef" (?): „Was? den Dahn? Lieber gleich den Bismarck!" Diesen Ausruf K. K. Unwillens rechne ich mir zu hoher Ehre.

In Brünn drohte die Begeisterung, im schönen deutschen Hause, das sich die Wackern dort unter Führung des Pfarrers Trautenberger und des Herrn Waniek aus eigner Kraft erbaut haben, „statsgefährlich" zu werden: nicht um meines Vortrags willen erwartete ich jeden Augenblick die Auflösung: — der mir gegenübersitzende, übrigens außerordentlich artige Polizei-Commissar, hatte die Hand stets an der „Auflösungsglocke" — aber als ich die Reden vernahm, welche die Jugend auf Bismarck, auf Deutschland, auf mich zu halten nicht müde ward. Indessen unaufgelöst schieden wir.

In Prag war den Fenstern des deutschen Casinos, in dem ich sprach, das Einwerfen gedroht, Polizei aufgeboten worden: es geschah nichts.

Von meinen Wiener Zuhörern in der juristischen Gesellschaft, noch mehr aber von der Wärme der Liebenswürdigkeit meiner Zuhörerinnen an dem Balladen-Abend, schweige ich: man soll der Mit-Dichter Neid nicht wecken. Aber danken will ich auch hier dem Ehepar, Dr. Ludwig August Frankl Ritter von Hohenwart (†) und seiner prächtigen Gattin, die mit ihrem Eifer und Geschmack die Einrichtung jenes Abends geschaffen haben: er zählt zu meinen allererfreulichsten Erinnerungen.

Wenn ich in der Folge diese Wandervorträge aufgab, so war der Eine Grund, daß ich im Laufe dieser 10 Jahre so ziemlich alle Städte und Landschaften Deutschlands, die mich anzogen, kennen gelernt hatte, der andere der, daß ich die etwa drei Wochen, die sie jährlich in Anspruch nahmen, dem Abschluß der Arbeit an den „Königen“ nicht länger entziehen wollte.

XXIX.

Wenden wir uns also wieder dem lieben alten Königsberg zu; noch gar Viel wäre davon zu erzählen!

Vor Allem, in welch große Zahl von Vereinen und Verbänden jeder Art sie mich dort als Ehrenmitglied aufgenommen haben: ich nenne nur den akademischen Gesangverein und den Thierschutzverein, Gedichte IV. S. 528 und V. S. 57; auch ward ich Vorstand des Zweigverbandes des deutschen Schulvereins, Gedichte V. S. 7—11.

Aber nicht ungestraft war ich bekannt geworden in Ostpreußen und auch meine Geneigtheit, Ja zu sagen, kann ich helfen und fördern: so feierte denn zuletzt kein Verband von Kriegern oder Sängern (III.

S. 332, 333, IV. S. 496, 498) oder Turnern (III. S. 333, IV. S. 513—516, V. S. 81) oder Schützen (IV. S. 526—527) oder Ruderern (IV. S. 525) oder Gärtnern (IV. S. 526) oder Theater- (IV. S. 501 bis 503, 533) oder Kauf- (III. S. 298), oder Feuerwehr- (IV. S. 524) oder Eisenbahn-Leuten (IV. S. 520) oder eine Zeitung (IV. S. 523) in irgend einer ostpreußischen Stadt ein Jubelfest, — ein Prolog von mir mußte geschmiedet werden: auch auf manchem Kriegerdenkmal in der Provinz steht ein Spruch von mir.

Und so ist es denn auch kein Wunder, daß es geschah, und nicht eitle Ruhmrede, daß ich es sage: da ich 16 Jahre in Königsberg lebte und nach verschiedenen Richtungen hin ziemlich bekannt wurde, entstand allmälig ein schönes, vertrauliches Verhältniß zwischen mir und den Königsbergern „als solchen"[1]: ich

---

[1]) Nicht einmal die doch oft — z. B. bei den Wahlen — schroff hervortretenden politischen Gegensätze schlossen das aus: ein Führer der Fortschrittspartei, Rechtsanwalt Alscher, oben S. 205, war mir befreundet, der treffliche Dom-Probst Dinder,

weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll. Sie hatten — selbstverständlich unter Wahrung ihres kantischen Kriticimus (oben S. 76) — so zu sagen: ihre Freude an mir: es war ihnen recht, daß ich unter ihnen lebte, ja ich schien zu Königsberg zu gehören, wie der Schloßteich. Oder wie Wichert: daß wir beide — endlich — gingen, haben sie wie eine Art Ungehörigkeit angesehen. Aber am Meisten hatte ich „Liebe", wie man am Pregel statt Beliebtheit sagt, bei der Jugend d. h. (abgesehen von meinen Hörern) bei den

---

oben S. 262, wenigstens ein sehr freundlicher Bekannter, ebenso die conservativen Grafen Dohna — mehrerer Zweige — und Dönhof und Andere desgleichen. Wir bekämpften uns in Worten und Werken, aber ich ward nicht angefeindet, sondern anerkannt. — Die Socialdemokraten hatten kein Blatt dort und kamen überhaupt erst in den letzten Jahren in Betracht. Die zunehmende Verbitterung der Parteikämpfe, die Größe der Stadt, mein stärkeres Hervortreten in politischen Fragen (Sturz Bismarck's, Schulgesetz, Heine-Denkmal) sind wohl die Ursachen davon, daß ich hier in Breslau in Zeitungen und zumal in anonymen Schmähbriefen (beim Schulgesetz waren es 13, in der Heinefrage 34, diese von zum Theil unaussprechlicher Gemeinheit und Unfläthigkeit), an eine lebhaftere Sprache meiner Gegner gewöhnt wurde.

Gymnasiasten, die bei der Vorlesung und Aufführung meiner Dramen meine — freiwillige — Claque bildeten.

Nun lag wenige Minuten nördlich von meiner Wohnung in Hinter-Tragheim das Wilhelms-Gymnasium: die jungen Helden kannten mich fast alle, da täglich unsere Wege sich kreuzten, wann sie im Winter nach 4 Uhr aus der Anstalt an meiner Wohnung vorbei nach Hause gingen und ich aus der Thüre trat, in die Universität zu gehen.

Einmal nun fand ich bei dem Heraustreten, daß bei der täglichen Schneeballenschlacht all' zu viele Große über die Kleineren hergefallen waren und sie arg bedrängten: von Knabenzeit an ein leidenschaftlicher Schneeballwerfer, Kämpfer im Allgemeinen (I. S. 92) und Vorfechter der bedrängten Unschuld (II. S. 539): so auch in diesem Fall, warf ich mich mit Leidenschaft und mit achilleïschem Erfolg für die Jüngeren in das Gefecht und brachte, ein Rächer der Kleinen, den Aelteren eine an Kopf, Ohren und

Antlitz — meinen alleinigen Zielen — empfindliche Niederlage bei. (Ach, wenn ich doch so zielsicher dichten wie werfen könnte!) Aber nun hatte ich mir durch diesen Sieg den Winter-Frieden für immer verwirkt! Sowie ich um 4 Uhr aus der Thür trat, fiel, falls nur irgend ballbaren Schnee Gott Ullr gewährte, ein ganzes Rudel von heimwärts trachtenden Gymnasiasten über mich her, denen es offenbar höherer Reiz war, den Professor Dahn zu werfen, als ihre Genossen. Einige hielten dann auch wohl zu mir. Das Ganze verlief aber in dem sonst um diese Zeit ziemlich menschenleeren Hinter-Tragheim so nett, so liebenswürdig, so ohne jede Rohheit oder lärmende Ungebühr, daß ich mich täglich auf die Schneeballschlacht freute! Der Sohn meines verehrten Amtsgenossen Schirmer, mein lieber junger Gönner Hanns Schirmer, der mich auch in Schlesien nicht vergessen hat, war stark betheiligt und bedauerte, wann sich im Mai der Schnee in Schmutz verwandelte.

Hierbei muß ich auch diese Jugendstufe der

Ostpreußen warm loben: von dem Hinter-Tragheim hinweg, an dem Theater vorbei, gelangte man sofort auf den Platz vor der Universität, auf dem die geheimsten Geheimräthe, die theologischesten Theologen und die zopfigsten Zöpfe unter meinen Amtsgenossen ihren nachmittaglichen Ver . . . . tiefungsgang zu halten pflegten. Ein par Mal hatten mich nun die „Jungs" mit ihren Würfen bis auf diesen Platz verfolgt, über welchen Anblick einer meiner mir an Weisheit, namentlich aber an Würde, überlegensten Amtsgenossen und Mißgönner vor Entrüstung in den Schnee zu sinken drohte. Ich sah nun aber auch selbst ein, daß, wenn der „ästhetische Versemacher", der sogar, ward er bei Aufführung seiner Stücke gerufen, auf der (†††) Theaterbühne erschien, nun auch noch öffentlich sich mit Gymnasiasten schneeballte, ein disciplinares Einschreiten gegen Dichtung, Nicht-in-die-Kirche-gehen und Schneeballen „in idealer Concurrenz" nicht länger mehr hintangehalten werden konnte. Ich stellte daher die Jungs und: „Jungs,"

— sagte ich — „es wird — wie bisher — fortgeschneeballt: aber nur bis an's Theater. Nicht mehr da, wo man's von der Universität aus sehen kann. Sonst komm' ich in den Carcer.“

Musterhaft haben sie's eingehalten, die wackern „Jungs“ von Ostpreußen. Hart abgeschnitten war der Fehde wildester Gang, sobald die Ecke des Universitätsplatzes erreicht war. Das ist gute, stramme, preußische, ostpreußische Zucht. Ich würde mich an Oder, Main und Isar nicht fest darauf verlassen, daß nicht die Lebhaftigkeit über die Stränge schlüge.

Ein solcher Gymnasiast ward uns nun allmälig ein Haus- und Familiengenosse, mein kleiner Neffe, „unser Fritzchen“ (Henschke), der Enkel meines Oheims Wilhelm (II. S. 359), der den Vater früh verlor und nun in dem Waisenhaus zu Königsberg die Classen bis Prima durchmachte. In unsere enge Wohnung konnten wir ihn nicht aufnehmen. In den fünf Jahren seines harten Lebens in der Anstalt

hat uns der zarte, fast schwächliche Knabe nur Freude, nicht einen Augenblick Verdruß gemacht. So konnten wir ihn jeden Sonntag zu Tisch haben: denn er „hatte“ nie einen „Sonntag“, d. h. ein Ausgehe-verbot am Sonntag.

Mit uns um die Wette nahmen sich seiner an, Heilmann (oben S. 208), „der wilde Herr Jäger“, wie Fritzchen ihn ehrerbietig, meine Benamung: „der wilde Jäger“ mildernd, nannte, und Mathildchen (oben S. 125). Mit Auszeichnung bestand er die Abgangs-prüfung vom Gymnasium zu Marienwerder (das „Abitur“, wie man in Preußen häßlicherweise amtlich schreibt) und wie freuten wir uns, den lediglich durch eigne Kraft und Pflichttreue aus recht harten Verhältnissen empor Gestiegenen im Jahre 1894/95 hier in Breslau als Postbeamten wieder bewillkommnen zu können.

XXX.

Betrachten wir nun die Früchte der sechzehn-jährigen Königsberger Arbeit in Wissenschaft und Dichtung: selbstverständlich kann in diesen nicht für Fachgenossen nur, für einen weiten Leserkreis bestimmten Blättern auf die Wege und die Ziele der Wissenschaftlichen nicht so ausführlich eingegangen werden, wie auf die Beweggründe, Veranlassungen und vorgesteckten Aufgaben der Dichtungen.

Ich hatte noch in Würzburg die westgotischen Studien (IV. 1. S. 103) abgeschlossen: aber die Vollendung des Druckes zog sich bis in das Jahr 1874 hinaus.

Die Jahre 1872 und 1873 waren mit der Ausarbeitung und Vervollständigung der neuen statsrechtlichen Vorlesungen stark in Anspruch genommen.

Gleichwohl begann schon damals die Arbeit an zwei umfassenden Werken über älteste germanische Geschichte: es mag befremden, daß ich solche Unterbrechung in der Fortführung der Könige eintreten ließ — sie währte 14 Jahre, von 1874—1888 —: aber ich hatte zwingende Gründe.

Allerdings war gleich nach Abschluß der Westgotischen Studien die Arbeit an den Königen wieder aufgenommen worden und zwar hatte ich mich zunächst den Langobarden zugewandt, mit denen ich mich bis dahin am Wenigsten beschäftigt hatte. Da ward mir nun bald klar, daß ich, ähnlich wie vor Darstellung der Ostgoten in Italien über Prokopius (IV. 1. S. 97), so vor Darstellung der Langobardengeschichte über ihren wichtigsten Geschichtsschreiber, Paulus Diaconus, des Warnefrid wackern Sohn, mir völlig klar geworden sein müßte und ich begann alsbald in Königsberg, noch in der „Lehmhütte“ (also 1873), eine ungemein zeitraubende Statistik über den Sprachgebrauch, dann Forschungen über Quellen, Lebensgang, Weltanschauung

des Mannes, ähnlich wie bei Prokop. Die karge Frucht dieser mühevollen dreijährigen Arbeit war ein schmales Heftlein: „Langobardische Studien I. Paulus Diaconus“, das erst 1876 erschien (Leipzig, Breitkopf und Härtel): der gesammelte Stoff für das noch Folgende (etwa dreimal so viel!) liegt seit 1876 gehäuft, nur noch der Niederschreibung harrend. Die Schrift, gegen Bethmanns bis dahin allein herrschende Ansichten gerichtet, ist in dem Bestreben, manchen zweifellosen Irrthum zu beseitigen, hie und da vielleicht allzukritisch ausgefallen: indeß manches hat sie doch zuerst richtig gestellt und jedesfalles war es unrecht, wie leider geschah, mir die einfältige Absicht unterzuschieben, die lange (sehr lange!) in Vorbereitung begriffene Ausgabe in den Monumenta Germaniae zuvorkommend zu verdrängen durch den Abdruck der Gedichte des Benedictiners, während ich ihn doch, wie ich ausdrücklich sagte, nur deßhalb beifügte, weil ich bei meiner Beweisführung unablässig dieser Verse bedurfte. Es ist „unfair“ gewesen, mir die Dummheit

nach zu sagen, ich habe, ohne über irgend eine Handschrift (mit Ausnahme einer für ein kurzes Gedicht) verfügen zu können, eine Wettbewerbausgabe herstellen wollen!

Während diese Arbeit mich nun tief in die politische äußere Geschichte des VI.—IX. Jahrhunderts von Italien, Byzanz, dem Frankenreich eintauchte, kam mir immer klarer die Erkenntniß, daß gerade bei meiner Auffassung des Verhältnisses des Rechts zu den übrigen Geistes- und Lebenserscheinungen der Völker und Zeiten die politische, Bildungs- und Wirthschaftsgeschichte in den folgenden Bänden der Könige in stärkerem Maße als in den früheren möglich gewesen, mit dargestellt werden müsse. Bei den bisher behandelten gotischen Völkern fließen die Quellen auch hierfür spärlich: ganz anders bei den Franken und den allmälig in ihrem Reiche versammelten Stämmen: hier war die Heranziehung der reichfluthenden Quellen für diese Gebiete geboten. Da nun aber doch weder die Zahl der für die

Könige bestimmten Bände in's Ungemeßne vermehrt, noch ihr Umfang in's Ungefüge verstärkt werden konnte, ergriff ich gern die mir dargebotene Möglichkeit einer Arbeits- und Stoffvertheilung. Wilhelm von Giesebrecht, noch von München her mir recht wohl gesinnt — er hatte meine Aufnahme als correspondirendes Glied der dortigen Akademie angeregt — ertheilte mir den ehrenvollen Auftrag, in der von ihm geleiteten neuen Ausgabe der Geschichte der europäischen Völker (weiland von Heeren und Ukert, bei Perthes in Gotha), die älteste deutsche Geschichte bis 814 zu übernehmen. Und fast gleichzeitig forderte mich Oncken in Gießen auf, in der von ihm bei G. Grote in Berlin herausgegebenen „Allgemeinen Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" zu schreiben. Ich übernahm auch dies: beide Aufgaben deckten sich ja nicht, da die „germanischen" [1]) auch die ostgerma-

[1]) Nordgermanen und Angelsachsen blieben Andern vorbehalten.

nischen, d. h. gotischen Völker, die Langobarden und Burgunden umfaßten und das „Romanische“ auch die Entwicklung der Provincialen in Gallien, Spanien, Italien umschloß.

Nur für die späteren deutschen Stämme ergab sich Wiederholung: jedoch war mir sehr erwünscht — gerade aus dem obigen Grunde — eine Theilung in der Art durchzuführen, daß in der „deutschen“ Geschichte die Verfassung, in der „germanisch-romanischen“ die politische und die Culturgeschichte viel eingehender behandelt wird. Dankbar und verehrungsvoll habe ich die Urgeschichte dem Minister Dr. Falk — nach seinem Sturze! — zugeeignet.

Wie gewöhnlich ward die ursprünglich geplante Bogenzahl beider Werke weit überschritten: die Deutsche (zugeeignet den Freunden Gareis, Roßbach, Semper in Erinnerung an die gemeinsam durchlebte Schlacht bei Sedan) erhielt (statt 40) 80, die Urgeschichte (statt 100) vollends 170 Bogen, zumal durch den III. Band, der allein 74 Bogen zählt. Vierzehn

Jahre erheischte die Herstellung dieser sechs Bände von 250 Bogen, von 1875 bis 1888 [1]) und bei jenem III. Bande, der meiner Meinung nach neben dem VI. der „Könige" und dem „Prokop" meine beste wissenschaftliche Leistung ist, wäre ich in den heißen Königsberger Sommern nahezu zusammen gebrochen: man sieht es dem dicken „Wälzer" doch nicht an, wie viel Lebenskraft darin steckt: ich arbeitete damals von früh 7 Uhr bis abends 9 Uhr mit Unterbrechung nur durch drei Stunden Vorlesung und 1/4 Stunde Mittag: wir gingen damals erst lange nach 9 Uhr aus; im Jahre 1887 wär' ich schier der Last erlegen.

Im Jahre 1888 aber nun, nach der Uebersiedelung hierher, zu den Königen zurückkehrend, verspürte ich, tief aufathmend, welche Erleichterung jene langen Vorarbeiten mir verschafft hatten: in unzähligen Dingen konnte und kann ich nun darauf verweisen, so daß ich

---

[1]) Urgeschichte I. und II. 1881; III. 1883—1888; IV. 1889; Deutsche Geschichte I. 1883; II. 1888.

im Jahre 1894/95 den VII. Band der Könige, in drei Abtheilungen zusammen etwa 70 Bogen, (die Merovinger), veröffentlichen konnte, dem im Jahre 1896 der VIII., die Karolinger, im Jahre 1897 der IX., der rechtsrheinischen Stämme und die Burgunden, im Jahre 1898 der letzte — X. — die Langobarden, folgen wird; und zwar auch dann, wenn ich vorher sterben sollte: Freund Gareis kann und wird aus der nahezu (ausgenommen die Langobarden) druckfertig vorliegenden Handschrift ohne viel Mühe die Herstellung vollenden, sodaß also der Abschluß dieses wissenschaftlichen Hauptwerkes meines Lebens gesichert ist.

Im Jahre 1875 gab ich (Leipzig, Breitkopf und Härtel) die handels- und wechsel-rechtlichen Vorträge heraus, — überarbeitet und erweitert — die ich im Winter zuvor in der „Börsenhalle“ für den kaufmännischen Verein gehalten hatte: ich wiederhole, daß ich an jenen Abenden, da sich an den Vortrag freie Erörterung der von den Hörern gestellten Fragen knüpfte, mindestens ebensoviel gelernt als gelehrt

habe: nochmal sage ich den anregenden Stunden besten Dank.

Im Jahre 1876 nahm ich die Aufforderung der Beck'schen Verlagshandlung zu Nördlingen (später München) an, ein Rechtsbuch zu schreiben, d. h. eine Darstellung des deutschen Privatrechts, Handels-, Wechsel- und See-Rechts, die, volksthümlich gehalten, auch Nicht-Juristen ein Bild des auf diesen Gebieten geltenden Rechtes gewähren sollte. Doch verfolgte ich dabei zugleich einen andern Zweck, den die Erfahrung als den richtiger gewählten — oder doch besser von meiner Arbeit erreichten — heraus stellte: nämlich das Buch sollte den Studirenden der Rechte sozusagen die deutschrechtliche Institutionenvorlesung ersetzen oder doch von ihnen gleichzeitig mit den Vorlesungen über jene Fächer studirt werden: dieses Ziel ward in vollem Maß gewonnen und mehrere Amtsgenossen haben das Buch als hierfür gut geeignet empfohlen. In Königsberg und Breslau wird es in dieser Weise häufig gebraucht. Daß gleichwohl nach

18 Jahren — es erschien 1877 — noch eine neue Auflage nicht erforderlich geworden ist, erklärt sich aus der tödtlichen Abneignng deutscher Studenten, ein Buch zu „kaufen“: — das erscheint ihnen als unverantwortliche Entziehung des für den Bier-Bedarf unerläßlichen Vermögens. Zumal neu kaufen! Welche Vergeudung! Dagegen ist weniger dawider einzuwenden, daß der Student nach bestandener Prüfung das nun nie im Leben mehr benöthigte Buch gegen ein Geringes einem noch studiren Müssenden abläßt: durch diese sinnreiche Einrichtung kann wie der Herr mit wenigen Broden und Fischen Tausende speiste — Ein Exemplar die „wissenschaftlichen Bedürfnisse“ vieler auf einander folgender Geschlechter von Studenten befriedigen: da sie es mit in die Vorlesung nehmen, machte ich vom Lehrstuhl herab die Bekanntschaft eines Exemplars zu Königsberg: — kenntlich an einem großen Oelfleck im Urheberrecht — es hat von 1878—1888 dort vorgehalten! — Und hier in Breslau kreist „von Geschlecht

zu Geschlecht“, d. h. seit 1888 Eines mit einem riesigen Dintenklex in der ehelichen Gütergemeinschaft: es wird wohl so lange hier „dienen“ wie — ich selbst. —

Jener Antrag war mir erwünscht gekommen: gegenüber dem leider nicht ganz unbegründeten Vorwurf, daß ich einseitig in Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie stecke, nie im heutigen Recht gearbeitet habe[1]), wollte ich gern auch einmal derartiges bringen.

Und aus diesem Grunde, dann aber zumal, um mir die Vorlesung über deutsches Privatrecht mit ihrem stets anschwellenden Stoff abzukürzen und zu erleichtern, veröffentlichte ich im folgenden Jahr[2]) einen Grundriß des deutschen Privatrechts, auf dessen sehr reiche Literaturangaben ich fortan verweisen konnte,

---

[1]) 's ist freilich nicht wahr! Vergl. das Handels- und Wechselrecht in der von mir besorgten dritten Ausgabe von Bluntschli, dann zahlreiche Aufsätze über eheliches Güterrecht, Urheberrecht, Patentrecht, Rechtsquellen, Gewohnheitsrecht: s. jetzt Bausteine V. 2. 1884. Privatrechtliche Studien und IV. 1. 1883.

[2]) 1877. Breitkopf und Härtel, Leipzig.

so die viele Zeit ersparend, die das unerfreuliche Dictiren der Bücher erheischt; freilich muß man alsdann durch stete Erneuung, Verjüngung, Mehrung des Vortrags dafür sorgen, daß die Herren aus dem süßen Glauben, der Besitz des Grundrisses mache den Besuch der Vorlesung überflüssig, unsanft aufgerüttelt werden. Ich kenne einen Fall, da ein Professor fast alle Zuhörer verlor, — und zwar von Rechtswegen! — nachdem er sein Vorlesungsheft hatte drucken lassen und es nun Jahrzehnte hindurch, peinlich unverändert, als edictum perpetuum behandelte. Für das Handels=, Wechsel= und Seerecht empfinde ich jenes Bedürfniß der Zeitersparung weniger, deshalb habe ich die Vollendung des Grundrisses für diese Vorlesung immer wieder hinausgezögert. Jedoch habe ich gerade für sie — einstweilen — in anderer Weise ein wenig gesorgt.

Wiederholt ward ich in Königsberg und Breslau von den Vorständen der Oberlandesgerichte und Vorsitzenden der Prüfungsausschüsse aufgefordert,

Gegenstände für die schriftlichen Arbeiten bei der ersten Prüfung der Rechtsbeflissenen aus dem Deutschen Privatrecht, Handels-, See- und Wechselrecht in Vorschlag zu bringen.

Ich veröffentlichte nun[1]) eine Sammlung solcher Vorschläge als Anhang zu dem „Grundriß". Dieselben mögen, auch abgesehen von der Prüfung, als Leitfäden für die Wiederholung der Vorlesungen dienen und was das Handels-, Wechsel- und Seerecht betrifft, das ich hier besonders systematisch behandelt und reich bedacht habe, einstweilen auch als eine Art Grundriß während des Hörens der Vorlesung.

In den Jahren 1879—1884 beschäftigte mich — neben Urgeschichte und Deutscher — noch eine andere mühereiche Aufgabe. Allmälig war in den 26 Jahren seit meiner ersten Veröffentlichung (1853, die Schutzschrift für Prantl, II. S. 473) eine ganz unglaubliche Menge von größeren und kleineren

[1]) 1889 bei Breitkopf und Härtel.

Abhandlungen, Aufsätzen, Besprechungen auf den Gebieten meiner verschiedenen Fächer angewachsen, verstreut in allen möglichen Zeitschriften und Zeitungen: sehr oft mußte ich in meinen Büchern und ganz besonders den Vorlesungen auf solche verweisen.

Da war nun diese Verstreuung recht unbequem für Andere wie für mich und die Zusammenfassung des Zusammengehörigen, je in einen Band, erschien wünschenswerth: so machte ich mich denn an die zeitraubende Arbeit, diese disjecta membra scriptoris, innerhalb des Faches geordnet, aus unzähligen Abdrücken zu sammeln, sie zu sichten und systematisch nach den Gegenständen und nach der Zeitfolge herauszugeben unter dem Namen „Bausteine“ [1]), in „Reihen und Schichten“ gegliedert. Allein es ging doch nicht an, die zum Theil über zwanzig Jahre alt gewordnen Dinge unverändert abzudrucken: in manchen Stücken hatte ich meine Ansicht geändert, in andern Fällen

[1]) Berlin 1879—1884. O. Janke, VIII Bände.

waren seither neue Quellen entdeckt worden, durchgängig aber ward die Ausdrucksweise der Form meinen jetzigen Aussprüchen angepaßt, wobei auch eine gewisse — übrigens sehr maßvolle, sich von jeder Uebertreibung fern haltende — Reinigung von entbehrlichen Fremdwörtern — viele sind ganz unentbehrlich und werden nicht mehr als Fremdlinge verspürt — durchgeführt ward. Gern will ich zugeben, daß auch ich mich nicht von dem bei solchen Sammlungen den Urheber meist beschleichenden Fehler freigehalten habe, Kleinigkeiten aufzunehmen, die nur für ihn selbst noch Werth haben: es ist eben schwer die Gränze zu ziehen und man strebt annähernde Vollständigkeit an.

Bezeichnend für das starke Uebergewicht der Rechtsgeschichte und der Geschichte der altgermanischen Zeit und des früheren Mittelalters bis 1270 ist, daß von den acht Bänden drei (I., II. und VI.) diesen Dingen zugetheilt sind: die werthvolleren sind wohl in I. (er ist Freund Loeche gewidmet): die Briefe aus

Thule, dann zehn Abhandlungen über germanische Mythologie, fünf über die Völkerwanderung und die Geschichte des germanischen States, in II. (Paul Laband zugeeignet) die (Habilitations=) Schrift über die Gottesurtheile, und eine (für mich wenigstens) grundlegende, (nur für mich) bahnbrechende Abhandlung über Fehdegang und Rechtsgang bei den Germanen, sowie ein Aufsatz über den Zusammenhang Deutschlands mit Italien im Mittelalter; in VI. (zugeeignet William Stubbs, „dem Meister der englischen Verfassungsgeschichte") die Darstellung der Leibeigenschaft in Deutschland.

Der III. Band (Friedrich Vischer und Ludwig Steub III. S. 557 in Dank, Verehrung und Freundschaft zugeeignet) ist der schönen oder doch leichten Literatur gewidmet: ich nenne hier nur den Aufsatz über den Bau der Ballade, dann Besprechungen von Freytags Soll und Haben, sehr vieler Bücher Steubs, Julius Wolffs, Scheffels: dann sind hier die Reisebriefe aus Tirol und Italien

von 1862 abgedruckt und drei Berichte aus dem Krieg in Frankreich; der vierten Reihe erste Schicht (gewidmet dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Philosophen, Zeller in Berlin, und Demetrius Sturdza in Bukarest, dem Jugendgenossen solcher Studien (II. S. 115 f.) bringt Philosophisches: die in Berlin 1852 geschriebene Abhandlung über Platon, die Schutzschrift für Prantl, die beiden bis dahin ungedruckten Antworten für Huber und Grimm (II. S. 473); der vierten Reihe zweite Schicht (meinem lieben Freund und Collegen in Poesie und Wissenschaft Max Seydel (IV. 1. S. 69) zu eigen) enthält meine zahlreichen (15), zum Theil umfangreichen Abhandlungen zur Rechtsphilosophie, auf die ich in der stundenkargen Vorlesung viel verweisen muß: und auch hier verweise ich jene Leser darauf, die sich genauer über meine philosophische Weltanschauung und über meine Lehren von Recht und Stat unterrichten wollen als das hier geboten werden kann: außer mit Ihering (Kampf ums Recht) habe ich mich mit

jenen immer noch zahlreichen Rechtsphilosophen auseinandergesetzt — deutlich! — die, Nicht-Juristen, Sittlichkeit und Recht fortwährend durcheinanderwerfen und das Recht statt als Befriedigung eines selbständigen Vernunftbedürfnisses als Mittel zum Zweck der Moral, als ein nothwendiges Uebel, statt als ein nothwendiges Gut der Vernunft auffassen, dem Menschen so wesentlich wie Sprache, Kunst, Religion, Sittlichkeit und Wissenschaft.

Der fünften Reihe erste Schicht enthält fünf völkerrechtliche Abhandlungen, darunter das kleine „Kriegsrecht für den Tornister des deutschen Soldaten“ von 1870, dann die Erörterung der damals neu und brennend in der Praxis auftauchenden kriegsrechtlichen Fragen: (Geiseln, Luftballon, Kabel, Franctireurs, Pflichten der Neutralen), dann die „Lanze für Rumänien“ (II. S. 123) und fünf statsrechtliche (darunter die Vorschläge von 1871 über die deutsche Provinz Elsaß-Lothringen): diese Schicht ist zugeeignet dem wackern belgischen Minister Rolin-Jaequemyns und

dem braven holländischen Professor Opzoomer (†) zu Utrecht, den muthigen[1]) Vertheidigern des guten deutschen Rechts im Jahre 1870/71.

Die zweite Schicht faßt die (oben S. 569, Anm. 1 erwähnten acht) Abhandlungen über heutiges Privat- und Handelsrecht zusammen und meine Vorschläge zur Umgestaltung des Rechtsstudiums in Preußen: zugeeignet sind sie Brinz, einem meiner frühesten und verehrtesten Lehrer. (II. S. 32.)

Aber das Jahr 1878/79 tauchte mich — neben den fortgeführten Arbeiten an Urgeschichte und Deutscher Geschichte — tief, sehr tief in rechtsphilosophische Aufgaben.

Im Herbste 1878 hatten wir in der Krone zu Friedrichshafen (oben S. 351) ganz zufällig das aus der Schweiz zurückkehrende Ehepar von Ihering getroffen. Selbstverständlich zog es mich mächtig an, den Verfasser des Werkes: „Der Geist des römischen Rechts“ kennen

---

[1]) Und in jenen Landen fast einzigen!

zu lernen, das ich für meine Vorlesungen über Geschichte der Rechtsphilosophie eifrig und, sogar wo ich zweifelte, mit Bewunderung durchforscht hatte. Und auch Ihering schien es nicht unlieb, sich mir gegenüber auszusprechen über Dinge, die ihm damals vor allen Andern nah anlagen: er verlängerte seinen ursprünglich auf einen Tag bestimmten Aufenthalt auf etwa drei.

Und in diesen drei Tagen verhandelten wir fast ganz ausschließend, er meist vortragend, ich meist Zweifel kurz dazwischen werfend, über das große rechtsphilosophische Werk, das er im Geiste wälzte: den „Zweck im Recht".

Es wird mir recht schwer im Gemüth, an diese Dinge zu rühren, zumal unsere menschlich so schön und wissenschaftlich — bei allen Gegensätzen — so ritterlich begonnene und lange — durch Ihering's Verdienst zumal — durchgeführte Beziehung zuletzt so mißtönig abriß — aber wahrlich nicht durch meine Schuld!

Denn es ist mir höchst schmerzlich, nahezu unerträglich, früher schön gestaltete Verhältnisse grell zerreißen zu spüren: um dieses zwingenden Harmoniebedürfnisses willen hab' ich oft im Leben — etwa sechsmal — Menschen, die mir einmal nahe gestanden, nachdem sie, zweifellos im schlimmsten Unrecht mir gegenüber, mir auf das Bitterste wehe gethan, zumal wenn wir gemeinsam theuere Gräber verehrten, immer und immer wieder die Hand zur Versöhnung gereicht und in allen Fällen — ausgenommen Einen — mit schönem Erfolg. Meine Nächsten haben zuweilen diese allzuweit gehende Weichheit ganz unbegreiflich, mit meinem sonstigen Wesen unvereinbar, und dem parsifalischen Mitleid, der „linken Backenreichungslehre" (oben S. 385) gleich gefunden. Dagegen muß ich Einspruch thun: gegen Menschen, die mir nie etwas waren, hebe ich bei Beleidigung germanischen Fehdegang. Aber mit Menschen, mit denen ich in erfreuenden Verhältnissen stand, in häßliche gerathen, ist mir so hart, daß ich

lieber das alleräußerste Maß von Geduld und Verzeihung gewähre. Aehnlich stand es mit Rudolf Ritter von Ihering: daß unser schön geknüpftes Band häßlich zerrissen ward, schmerzt mich: und mit äußerster Zartheit, mit vollster Gerechtigkeit gegen den im Tode Verstummten, will ich die traurige Geschichte erzählen, so erzählen, daß er selbst nichts dagegen erwidern könnte[1]).

Vor Allem ist zu trennen der Mensch und der Rechtsphilosoph.

Mit dem Menschen kam ich gleich von Anfang prächtig zu recht und blieb ich bis an sein Ende — fast — in schöner Beziehung; nur zuletzt hat's der „Rechtsphilosoph“ den beiden Menschen verdorben.

So entgegengesetzte Naturen wir beide waren — oder gerade vielleicht deshalb — gefielen wir einander gleich von Anfang sehr: auch ich ihm, das darf ich ohne Ruhmrede sagen. Er, wie er selbst gern und

---

[1]) Ist ihm doch nach seinem Tode von Menschen, die ihm reichen Dank schuldeten, übel vergolten worden!

laut von sich rühmte, von echt niederdeutscher Derbheit — im besten Sinne des Wortes: — „ich bin frisischer Bauer und sehr sinnlich angelegt,“ sprach er mit breitem Lachen; jenes war er zwar nun nicht: wohl aber erfreute er sich eines starkknochigen Realismus, von dem mir — leider! — jede Spur fehlt: der liebe Gott hatte ihm wie seinen kräftigen Geist so seine starken Ellenbogen nicht umsonst gegeben: er wucherte mit beiden und schob sich kraftvoll durch das Leben! Er verspottete mich wegen meines „asketischen“ Speisens: er selbst erwies sich freilich in der „Krone“ — Frau Deeg (oben S. 351) — mußte tüchtig auftragen in jenen Tagen! und bei unserem verabredeten Wiederzusammentreffen in München ging dies Wesen (bei Schleich) munter fort! — als ebensolcher gourmet wie gourmand und ich bewunderte auch seine auf vieljährigen und gründlichen Quellenforschungen beruhenden Weinkenntnisse.

Dabei war er ein von Geist und Witz — allerdings zuweilen etwas grobkörnigem — sprühender

Tischgenosse, der auch die Frauen in heiterster Laune hielt. Uns beide verband — neben Tieferem und Ernsterem — die gemeinsame Abneigung gegen die Zopferei, die an gar manchen Facultäten oder doch an vielen lieben Amtsgenossen immer noch waltet: er schalt grimmig über die allermeisten (nicht alle) Romanisten mit einer göttlichen Grobheit, die ich bewunderte, ohne sie erreichen zu können: und es freute mich herzlich, als ich — später — erfuhr, er habe mich schon vor, aber zumal nach unserer Begegnung oft vertheidigt gegen manche Amtsgenossen, die mir wenig Liebe trugen: — (aus den oft schon in diesen Bänden beweinten Gründen: ich kann nun leider Besserung für den Abend meines Lebens nicht in Aussicht stellen: es lohnt die Zeit nicht mehr).

Also menschlich ging Alles gut: er verzieh mir auch, daß ich sein viel bewundertes Büchlein „Kampf um's Recht" nicht gerade sehr glimpflich behandelt hatte (Bausteine IV. S. 269) —: denn ich hielt und halte den Grundgedanken für maßlos übertrieben:

es kann sittliche, zumal politische, patriotische Pflicht sein, den Kampf um das verletzte Recht mit allen Opfern an Geld, Zeit, Mühe, Verdruß bis zum Aeußersten durchzukämpfen, aber nicht im Allermindesten muß das bei jeder Rechtsverletzung der Fall sein. Ihering wollte in jener Schrift den Deutsch-Oesterreichern bei seinem Abgang von Wien ein kräftig Wörtlein hierüber sagen — mit bestem Fug. Aber das war nun seine leidenschaftliche Art: hatte er einen richtigen oder doch in gewissem Maße richtigen Gedanken erfaßt, der ihn dann ganz beherrschte, so rannte er mit seinem harten Frisenkopf durch alle Mauern, ins Ungemessene diesen Gedanken fort reißend oder vielmehr von ihm fortgerissen.

In den meisten Dingen in schönstem Einvernehmen, begannen wir nun auf viele Stunden währenden Spaziergängen Rechtsphilosophie zu besprechen und er führte mir den ganzen Plan seines auf drei starke Bände berechneten Werkes vom „Zweck im Recht“ vor!

Ich erschrak: ich gerieth in peinliche Verlegenheit gegenüber dem so viel Aelteren, dem weltberühmten Beschwörer des Geistes des römischen Rechts.

Ich erschrak darüber, daß der Mann an eine solche rechtsphilosophische Aufgabe heran trat, der er weder der Begabung noch den Kenntnissen nach im Allergeringsten gewachsen war.

Ihering war, wie berufenere Beurtheiler als ich bezeugen, einer der hervorragendsten juristischen Geister aller Zeiten: zumal sein Werk über den Besitz wird als klassisch gerühmt: aber er hatte nicht die mindeste Anlage für Philosophie.

Und zu diesem Mangel an Fähigkeit, philosophisch zu denken, trat nun die vollständigste Abwesenheit jeder Kenntniß der Geschichte der Rechtsphilosophie!

Diese Unwissenheit trat in naiver, geradezu liebenswürdiger Weise hervor. Wie er auf unsern langen Spaziergängen mir seine Gedankenreihen vortrug und mich fragte, was ich dazu meine, erwiderte ich meist kurz: „Das ist ganz richtig, steht aber schon bei

Aristoteles," oder „jawohl, das lehrt schon Hemming oder Oldendorp oder Bodinus oder Hobbes oder Locke (mit dem Ihering ahnungslos vieles gemein hatte) oder Hugo Grotius oder Spinoza oder Hume oder Pufendorf oder Thomasius oder Montesquieu oder Leibniz oder Rousseau oder Kant oder Hegel oder Wilhelm von Humboldt oder Stahl oder Trendelenburg oder Krause oder Ahrens," — da blieb er ganz erstaunt stehen und sprach ein langgedehntes „So?" Einmal aber wandte er sich lachend zu seiner Frau und meinte: „Es ist nur gut, wenn Einem gesagt wird, was schon früher gedruckt ist."

Nun soll das gewiß keine Ruhmrede sein: kein Wunder, daß ich diese Dinge wußte, der sie schon vor bald 30 Jahren bei Prantl und dann in genauester Quellenforschung gelernt hatte, da ich ja seit 1857 Geschichte der Rechtsphilosophie vortrug: Ihering aber hatte offenbar kaum je ein Buch über Geschichte der Rechtsphilosophie gelesen, geschweige sich eingehend und in geschichtlicher Folge mit den Quellen selbst

befaßt, hatte er auch wohl mal ein Stück in Kant oder Hegel gekostet. Aber das war eben das Verhängnißvolle, daß der grundgescheute Mann glaubte, die Aufgaben der Rechtsphilosophie behandeln zu können ohne jede Vorbildung. So wiederholte er oft und oft alte Wahrheiten und — häufiger noch! — alte, längst abgethane Irrthümer. Meine Hoffnung, er werde nun die Dinge, die ich ihm als bereits der Geschichte angehörig bezeichnet hatte, weglassen, blieb unerfüllt: er brachte all' diese alten Geschichten wieder vor!

Aber es fehlte, wie an Schulung, so, wie bemerkt, an Begabung für das Philosophische, von dem er mit herausfordernder Geringschätzung sprach.

Lediglich von der juristischen Seite her — und zwar von recht äußerlich „praktischen" Gesichtspunkten aus — betrachtete er das Problem des Rechts in der Menschheit: es fiel ihm gar nie ein, daß es ganz ebenso Sache des Philosophen ist, von der Seite der Philosophie her der Rechtsidee und ihren Erscheinungen

in seinem System die richtige Stelle anzuweisen. In Anthropologie und Psychologie war er so unschuldig, daß er, um seine Wahnvorstellung von dem absolut freien Willen des Menschen zu retten — er fürchtete andernfalls Sittlichkeit und Strafrecht nicht aufrecht halten zu können! — den Menschen aus der Verkettung von Ursache und Wirkung ausdrücklich herausnahm! Das Causalitätsgesetz gelte nur für „Natur", d. h. die unbelebte Natur, dann noch die Pflanzen und die Thiere, nicht aber für den Menschen! Jeder Mensch aber könne, — so lehrte er ganz wie die dickste Scholastik — in jedem Augenblick sich völlig frei für das Gute entscheiden, ohne jede Rücksicht auf Vererbung (angeborne Eigenart) und Anpassung (d. h. Erziehung, Lebensgeschichte!). Das drückte er so aus: „das Thier trinkt, weil es Durst hat, der Mensch, um seinen Durst zu löschen!" Auf meine Vorstellungen hin ließ er wenigstens diesen Satz in der zweiten Auflage des I. Bandes fort.

Aber abgesehen von solchen Verstößen, — die ganze Grundauffassung von Recht und Stat, der äußerste Utilitarismus, wie ihn die Engländer längst gelehrt, die rein praktische Zweckmäßigkeit, ohne jede ideale Vernunftnothwendigkeit der Idee, schien mir so verwerflich, daß ich ihm meinen grundsätzlichen Widerspruch nicht verhehlte und ihn bat, die Tags zuvor auf seinen Wunsch zugesagte Besprechung des Werkes mir zu erlassen. Aber davon wollte er nichts hören: lauter Widerspruch sei ihm lieber als Schweigen. Und auch als ich nun in Königsberg den I. Band durchforscht hatte und, meine Befürchtungen noch weit übertroffen findend, ihn wiederholt ersuchte, mich schweigen zu lassen, bestand er auf meinem Versprechen. So schrieb ich denn eine Kritik, die aber eine Anti-Kritik, d. h. eine Bekämpfung von A bis Z wurde und so umfangreich ausfiel, daß sie ein ganzes Buch ausmachte. „Die Vernunft im Recht"[1]) nannte ich es, weil ich gegenüber der ausschließlich realen Wurzel

[1]) Berlin 1879, bei O. Janke; 13 Bogen.

der äußeren praktischen Zweckmäßigkeit bei Ihering (die ich als die Eine nicht leugne) als die zweite, ideale, gleich wesentliche, die Vernunftnothwendigkeit des Rechts, in Befriedigung eines besonderen Vernunftbedürfnisses, eines Rechtstriebes (wie Familien-, Sprach-, Kunst-, Religions-, Moral- und Wissens-Triebes) aufstelle. In der Form suchte ich den Gegner mit schonendster Artigkeit zu behandeln, wie das meiner hohen Verehrung vor dem Meister auf andern Gebieten entsprach: ja, ich habe mir von manchem Amtsgenossen vorwerfen lassen müssen, ich sei in den huldigenden Ausdrücken (zumal des Vorworts) viel zu weit gegangen.

Nun aber ist an Ihering hoch zu rühmen, daß der so viel Aeltere meinen lauten und grundsätzlichen und das ganze Werk verfolgenden und nach Ergebniß und Methode gleich entschieden verwerfenden Widerspruch ohne Verletztheit hinnahm — er schrieb nur einem gemeinsamen Freund: er mache sich, wie aus der Philosophie überhaupt (!) — in solchem Fall

muß man nicht Rechtsphilosophie treiben — nichts aus meinen philosophischen Einwendungen. Vielmehr blieben wir in freundschaftlichem Briefwechsel: er änderte und strich in der zweiten Auflage des I. Bandes einiges von mir Angegriffene und vertröstete mich immer und immer wieder auf den II. Band, der meine Bedenken überwinden und insbesondere die von mir so bitter vermißte Begründung des Sittlichen (im Unterschied vom blos Nützlichen) mit der Betonung des Idealen auch im Recht (im gleichen Unterschied) glänzend nachbringen sollte: dann möge ich auch über den II. Band schreiben.

Nach langem Harren erschien dieser und ach! — ich sag' es mit aufrichtigem Bedauern — er war nicht nur noch viel mehr verfehlt als der Erste, es war in dem, was er brachte meist nicht viel Anderes als ein geistreicher after-dinner-talk wie Ihering solchen meisterhaft führte: das war Alles, nur keine Rechtsphilosophie: das Traurigste aber war, das was er nicht brachte: nämlich jene viel verheißenen

Begründungen des Idealen in Sittlichkeit und Recht.

Nach langer Ueberlegung schrieb ich ihm einen gewiß sehr artig und ehrend gefaßten Brief, in dem ich erklärte, es sei mir ganz unmöglich, mich über diesen II. Band zu äußern, da ich ihn für Rechtsphilosophie überhaupt nicht halten könne.

Das scheint ihn nun tief gekränkt zu haben: ich habe auf diesen Brief keine Antwort und auch sonst kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten, während er mir seit 1878 all' seine Veröffentlichungen geschickt hatte.

Ich wiederhole: es schmerzt mich, daß ein schön angeknüpftes Band, das — durch Ihering's edles Verdienst — den ersten Ruck so erfreulich ausgehalten hatte, nun häßlich zerrissen ward: aber ich könnte auch heute nicht anders: hätte ich mich über den II. Band ausgesprochen, wäre der Bruch noch schroffer ausgefallen.

Uebrigens ist es traurig, daß der glänzend

Begabte die beiden Hauptwerke seines Lebens: den „Geist" wie den „Zweck" unvollendet gelassen hat: das hängt mit seinem stoßweisen Arbeiten zusammen und dem Feuer, mit dem er von neuen Einfällen fortgerissen ward. Statt jene Arbeiten zu vollenden, warf er sich plötzlich auf eine „Vorgeschichte der Indo-Europäer", zu der ihm nun abermals sowohl wie bei der Rechtsphilosophie alle erforderlichen Vorkenntnisse — sprachliche, geschichtliche, anthropologische, Quellenbeherrschung — gebrachen und jede völkerpsychologische Methode.

So folgte er denn — eben ohne Zucht der Gedanken durch Methode! — jedem der raschen ihn ohne Unterbrechung durchblitzenden Einfälle. Man hat das Buch aus dem Nachlaß herausgegeben. Es schmerzte mich, als ich vernichtende Kritiken darüber lesen mußte und sie nicht Lügen heißen konnte.

XXXI.

Das folgende Jahr (1881) brachte mir eine Aufgabe, der ich mich mit besonderer Liebe und deshalb mit Freude unterzog, weil sie mich nicht wie jene rechtsphilosophische Fehde von meiner Hauptarbeit an der „Urgeschichte" und der „Deutschen" abzog, sondern mich nöthigte, mich in einen wichtigen Theil dieser Arbeit noch gründlicher, als ich sonst vielleicht gethan hätte, zu vertiefen.

Die Verlagshandlung von Otto Weigel zu Leipzig forderte mich auf, das 1859 bei ihr erschienene Werk Eduards von Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, dessen erste Auflage vergriffen war, neu herauszugeben. Der ebenso liebenswürdige wie ehrwürdige greise Verfasser, den ich auf einem Geschichts- und Alterthumsforscher-Tag zu München 1860 kennen

gelernt hatte, war von mancher meiner Einwendungen[1]), zumal gegen das lockere Gefüge des Werkes, überzeugt worden und wir hatten uns damals, Dank der Herzensgüte des so viel reiferen Herren, rasch angefreundet.

Gern übernahm ich — auch um dieser Erinnerung willen — den Auftrag: mußte ich mich ja doch mit dem Werke gründlich auseinandersetzen. Die neue Ausgabe mußte aber freilich ein ganz neues Werk werden: waren doch seit dem ersten Erscheinen mehr als 20 Jahre verstrichen, außerordentlich reich an Arbeiten und Fortschritten gerade auf diesen Gebieten. Das Buch war allzudick gewesen: beträchtliche Kürzung erreichte ich durch Weglassung der ersten 18 Bogen, die ältere römische Geschichte und die Verfassungsentwicklung von der Gründung der Stadt und von Servius Tullius an darstellte — in einer Geschichte der Völkerwanderung entbehrlich, — ferner durch

---

[1]) In einer eingehenden Besprechung in den damaligen gelehrten Anzeigen der Münchener Akademie 1859/60.

Verweisung von Excursen in den Anhang kleineren Satzes, durch Streichung von Ortsuntersuchungen von Schlachtfeldern, von Bekämpfung älterer, längst überwundener Lehren und durch Auslassung der asiatischen Kriege Roms. Den so gewonnenen Raum verwerthete ich für ein systematisch geordnetes Verzeichniß der Quellen und der Literatur, das mit Dank aufgenommen wurde: jetzt ist es durch ähnliche Verzeichnisse in Könige VI. 2. und VII. 1. wesentlich ergänzt. In sehr vielen Dingen mußte ich freilich an Stelle der Ansichten des Verfassers die meinigen setzen: nicht eine Seite blieb unverändert: die germanischen Verfassungszustände mußten völlig neu dargestellt werden: das neu geschaffne Werk (I. 1880, II. 1881) wurde einstimmig günstig beurtheilt[1]).

An den Winterabenden von 1879 und 1880 von 6—8 Uhr — nach den Vorlesungen — hatte ich die angenehme Arbeit gethan.

[1]) Z. B. auch von meinem späteren hiesigen Amtsgenossen G. Kaufmann.

Und ebenfalls von einem Verleger, nicht von mir, ging der Gedanke eines andern Unternehmens aus, das mir außerordentlich viel Freude machen sollte, zumal da ich meine liebe Frau Therese dabei als geistige Mitarbeiterin gewinnen konnte.

Ein Verleger, Herr Voigtländer (der Sohn) in Kreuznach, forderte mich auf, eine kurze Darstellung der germanischen Götter- und Heldensage, nicht gelehrt, volksthümlich gehalten, zumal für die deutsche Jugend, etwa vom zwölften bis achtzehnten Jahre, zu schreiben.

Mit beiden Händen griff ich zu. Auch das war keine Ablenkung von den beiden geschichtlichen Hauptarbeiten jener Jahre: mußte ich für sie doch auch diese Quellen wieder durcharbeiten. Schwierigkeiten aber bot mir die Aufgabe durchaus nicht: hatte ich doch schon vor fast dreißig Jahren Jakob Grimms herrliche deutsche Mythologie auf das Eifrigste — vielleicht viermal — durchgearbeitet und durchgenossen (II. S. 123), hatte in München

und Würzburg germanische Mythologie vorgetragen und die Edda erklärt: zahlreiche, zum Theil umfangreiche Abhandlungen über germanische Mythologie waren auch in den Königsberger Jahren noch entstanden (s. oben S. 274, Bausteine I. S. 68—260): meine Begeisterung für die germanische Götterwelt ist ja bekannt: hat sie mir doch nach meiner Schrift gegen den Schulgesetzentwurf hier auf der offenen Schweidnitzer Straße den Scheltruf: „Wotanspriester!" eingetragen (vgl. IV. 1. S. 40), welche Ehrung ich dankbar annahm.

Ich war also Feuer und Flamme für die herrliche Aufgabe.

Kurz zuvor hatte Therese, lediglich behufs eigener Ergetzung, angefangen dänisch, schwedisch, altnordisch und angelsächsisch zu treiben, um jene Quellen in der Ursprache genießen zu können. Nun bat ich sie, als meine Helferin mir die Darstellung der Heldensagen ab- und allein zu übernehmen: sie that es gern und machte ihre Sache so gut, daß die Leute

vielfach ihre Darstellung lieber lesen als die meine[1]. Es ist staunenswerth, wie rasch ihre Sprachbegabung außer der Vertiefung in die Nordischen Sprachen auch die völlige Beherrschung des Angelsächsischen ermöglichte, so daß sie den schwierigen Beowulf bald so gut verstand wie ich.

Der Verleger hatte in Johannes Gehrts zu Düsseldorf den berufensten Zeichner zu unseren Darstellungen gewonnen und so erzielte denn das Buch, das ich mit solcher Liebe und Freude geschrieben habe, wie kein anderes Un-dichterisches, einen geradezu verblüffenden Erfolg: in vier Jahren erschienen neun Auflagen, jede zu mehr als eintausend Exemplaren: und die Beurtheilungen, die der Verleger dieser neunten beigelegt hat, sind übereinstimmend geradezu

---

[1] Ja, mein junger Freund, Hanns Schirmer, Sohn des Geheimraths (oben S. 555), damals zwölf Jahre alt, meinte sogar: „Papa, die Frau Professor Dahn schreibt aber doch viel besser als der Herr Professor.“ Es mag ja sein. Aber man hört es doch nicht ganz gern. Ich lasse mich auf die Gefahr solcher Vergleichung nicht mehr ein.

beschämend günstig. Auch das war ein „Auftriff!“ (oben S. 473).

Ich füge gleich das zweite Werk an, in das ich mich mit Therese getheilt habe. Nach Vollendung von Walhall wandte sie sich in ihrer Liebe für Sprachen dem altfranzösischen und dem provençalischen zu und brachte es auch hier bald so weit, daß sie die Quellen der Sagen von Karl dem Großen fließend zu lesen vermochte. Nun kam ihr (oder mir? — ich weiß es nicht mehr —) der Gedanke, jenen germanischen Sagen die romanischen, kerlingischen folgen zu lassen und nach zweijähriger angestrengter Arbeit hatte sie die Darstellung auch dieses ungleich spröderen und minder dankbaren, für die Jugend nur mit allerlei Auslassungen geeigneten Stoffes vollendet: ich setzte nur die geschichtliche Einleitung über Karl den Großen an den Eingang ihrer Arbeit; und diese Einleitung ist wohl zu gelehrt ausgefallen: sie überschreitet die Gränzen der Fassungsgabe und zumal der Antheilnahme der Jugend: vielleicht ward

also, was ich zur Förderung bestimmt hatte, eher ein Hemmschuh für Theresens Arbeit[1]): es ist seit der ersten — 1887[2]) — keine neue Auflage erschienen.

In den auch für das Steppenklima Königsbergs außergewöhnlich heißen Sommer 1883 fiel jene plötzliche Aufforderung Freund Sturdza's zu Bukarest, in aller Geschwindigkeit eine Lanze für Rumänien[3]) zu schaften, zu beeisen und zu brechen. Es war eine starke Zumuthung, bei der Hitze und bei der Ueberlastung mit Urgeschichte III.! Aber ich that's, — alter Freundschaft gedenk! — schob alle Quellen und Bücher und die eigene Handschrift zur Seite und lieferte die Lanze fix und fertig zu dem beredeten Termin: nicht fünf Wochen Zeit hatte ich dafür zugemessen erhalten.

1) So meinte diesmal (nicht Hännschen Schirmer, sondern) Alfchen Kißner (s. oben S. 136). Aber „Alfi" ist gern galant gegen Damen. Auch ziehen ihn solche bunte „Aventuren" lebhafter an als „Kirche und Stat unter Karl dem Großen".

2) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

3) Oben S. 192, jetzt Bausteine V.

Im Jahre 1884 erschien eine zweite Ausgabe des VI. Bandes der Könige: es ist der Band des Werkes, der am Meisten Neues brachte: bei diesem Anlaß ging das Werk aus dem Verlag von Stuber in Würzburg in den von Breitkopf und Härtel in Leipzig über, die also nun fast meine sämmtlichen Werke erwarben, ausgenommen die wenigen, die aus besonderen Gründen bei Stahel in Würzburg, E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Weigel in Leipzig, Janke in Berlin, Voigtländer in Kreuznach und später Schottländer in Breslau (weil zuerst in Nord und Süd abgedruckt: Schulgesetz, Moltke als Erzieher, Bismarckrede vom 1. April 1895). Jene neue Ausgabe hatte insofern viel Arbeit gemacht, als ich die gesammte seit 1872 in Spanien nachgewachsene Literatur heranziehen und mich mit einzelnen der Hidalgo's ziemlich scharf auseinander setzen mußte: ergetzlich darin sind die Entdeckungen des Don Aureliano Fernandez Guerra über König Roderich, von dem aber leider „niemand nichts weiß": Don Aureliano

theilt dies Schicksal der Menschheit, glaubt es aber nicht. Schon früher hatte ich den all zu eifrig patriotischen Castilianern nachgewiesen, daß einer ihrer verehrten Gotenkönige „Acosta“ ein Lesefehler (für: a causa) ist und daß dieser Fehler sogar Weib und Kind in ihrer Ueberlieferung hinterlassen hat.

Zu den bisher angeführten wissenschaftlichen Arbeiten traten nun noch von 1881—1888 jedes Jahr ein par Hefte der Urgeschichte, die ja in Lieferungen von je zehn Bogen erschien: geraume Zeit war ich es allein, der die Fortführung des umfassenden Gesammtwerkes aufrecht hielt, da alle andern Mitarbeiter mit ihren Beiträgen in Rückstand geriethen.

Im Ganzen habe ich 1872—1888 in Königsberg über 20 Bände wissenschaftlichen Inhalts veröffentlicht.

XXXII.

Betrachten wir nun die dichterische Aerndte jener Jahre.

Zuerst 1873/74 erschien die II. Sammlung meiner „Gedichte“ [1], in welche auch zahlreiche Theresens (mit deren Namen) aufgenommen waren.

Sie sind zum größten Theil in den schmerzenreichen Jahren 1868—1872 entstanden und tragen deutlich die Spuren dieses Ursprungs, nicht nur in der Lyrik, auch in den Balladen, bis zuletzt die gar sehr weichen Flötentöne durch die Trompeten des deutsch-französischen Krieges abgelöst und abgeschlossen werden, wie die Hamlet'sche In-sich-Versunkenheit durch die Trompeten des Fortinbras. Wie selbstverständlich in Deutschland fand ein Band Lyrik

---

[1] Zuerst im Cotta'schen Verlag, die 2. und 3. Auflage 1874 (?) und 1883 bei Breitkopf und Härtel.

anfangs wenig Beachtung: der Leiter der fortschrittlichen Königsberger Zeitung, Herr Rößler-Mühlfeld, ließ sogar drucken: „Er habe nicht genügend Zeit, soviel Lyrik zu lesen, wie der Herr Professor, soviel zu schreiben.“

Später hat sich dann doch dieses Blatt bequemen müssen, von dem national-liberalen Dichter Kenntniß zu nehmen und gern wiederhole ich, daß mein ständiger Beurtheiler daselbst, Herr Krause (oben S. 77), unerachtet einiger grundsätzlicher Abweichungen unserer Ansichten, meine Dichtungen mit Gerechtigkeit, mit Scharfsinn, ja meistens sogar mit einer am Pregel überraschenden Wärme besprochen hat. Zuletzt geriethen wir in Hader wegen eines Dramas einer fremden Dame: aber ich danke ihm gern an dieser Stelle nachträglich noch für sechzehn Jahre einsichtiger und sogar höchst wohlwollender Kritik. Bekannter ward jenes Bändchen erst, seitdem „König Roderich“ und „Kampf um Rom“ Feind und Freund „alarmirt“ hatten. — Es ist dann später wohl auch ein

„pathologischer Grund", d. h. die liebe Neugier gewesen, was viele Leser anzog, in jenen Versen herum zu spüren.

Auf die Gedichte II. folgte die nordische Erzählung: „Sind Götter?" zuerst ebenfalls bei Cotta, (1874), von der 2.—6. Auflage (1893) bei Breitkopf und Härtel erschienen. Ich hatte beigefügt „die Halfred Sigskaldsaga": und richtig! eine Reihe von Kritikern erklärte, „daß ich die allbekannte alte Sage sehr geschickt verarbeitet habe": während doch das Ganze von oben bis unten völlig frei erfunden ist! Und da soll man vor unseren „Literaturkritikern" Achtung haben, die da die genaue Kenntniß einer alten Sage erschwindeln, die nie vorhanden war! Vielmehr ist diese Dichtung das Ergebniß einerseits meiner alten, seit 1852 feststehenden Weltanschauung, welche die mirakelhafte Gängelung der Menschengeschicke durch transscendente Gewalten verwirft, andererseits jener Schmerzen, inneren Kämpfe und Qualen, die mich, wie angedeutet, in den Jahren 1868—1871 sehr

harscharf an den Abgrund des seelischen und leiblichen Untergangs geführt hatten.

Warum leiden Andre wegen unsrer Schuld? So lautet die Grundfrage der nicht pessimistischen, aber tief tragischen Dichtung. Ich halte sie neben „Felicitas“ und „Rolandin“ für meine formvollendetste, nach Odhins Trost für meine inhaltlich bedeutendste; sie ward wie alle meine folgenden Prosaerzählungen in alle germanischen Sprachen übertragen: aber in eine romanische — die französische — nur eine: „Fredigundis“: beides ist bezeichnend, die Regel und die Ausnahme. Das bis ins Mark germanische an meinen Sachen ist den Romanen nicht genehm: Fredigundis aber ist eine Königin der „Ur-Franzosen“. Der „Kampf um Rom“ sollte in das Italienische übersetzt werden: aber selbst nicht die Gestalt des Cethegus genügte, das „allzu Gotische“ dem Verleger erträglich zu machen. Das Gedicht Thora's in jener Erzählung ist übrigens von Therese, nicht von mir (s. Gedichte II. S. 429).

Nun erfolgte die Anknüpfung mit Dr. Oskar von Hase (oben S. 180) und als ihr erstes Ergebniß das Erscheinen der „zwölf Balladen“ in dem Verlag von Breitkopf und Härtel: sie enthielten die Mette von Marienburg (s. jetzt Balladen und Lieder S. 177) wohl die beste Ballade, die ich gemacht habe, viel vorgetragen und (1894) von Professor Wermann in Dresden meisterhaft in Musik gesetzt (nach einer Erweiterung).

Darauf kam 1874/75 der König Roderich.

Wir sahen (oben IV. 1. S. 104; oben S. 264), das Trauerspiel war keineswegs ein „Tendenzstück“ in dem Sinne, daß es dem königlich preußischen Culturkampf auf den Leib geschrieben ward: vielmehr hatte mich der tragische Kampf zwischen Stat und Kirche schon längst und auch in dieser westgotischen Erscheinung schon 1869—1871, in Würzburg, lange vor dem Ausbruch dieser preußischen Auflage beschäftigt. Richtig ist nur, daß die mich hochaufschäumend umwogenden Fluthen dieses Kampfes, die mich im innersten Menschen bewegten (oben

S. 241 f., 262), den Anstoß gaben, den längst gefaßten Plan jetzt auszuarbeiten und zu veröffentlichen: und richtig ist selbstverständlich auch, daß der ganz unerhörte Erfolg von der Stimmung jener Tage getragen ward. Ein ausgesprochner Gegner, Professor Maurenbrecher (oben S. 138), bezeugte damals in den „Grenzboten" das ganz Außerordentliche des „literarischen Ereignisses": das Stück wurde in Königsberg in einem Winter und Sommer dreiunddreißig, in Berlin und Hamburg, wo Ludwig Barnay ganz gewaltiges aus der Rolle des Helden gestaltete, ebenfalls je über dreißig Mal, über dreißig Mal auf anderen Bühnen gegeben. Mein alter Pfaffenhaß (von anno 1852), meine gründliche Kenntniß gewisser Dinge aus der mittelalterlichen Geschichte (und aus der späteren), aber auch meine Würdigung der Großartigkeit des Systems der römischen Kirche, andererseits meine glühende Begeisterung für Volk und Vaterland fanden darin einen flammenden Ausdruck.

Einen Sindred von Toledo kann man nicht

schreiben, wenn man nicht viele Jahrzehnte Kirchengeschichte getrieben und jenes großartige unerreichte System kennen, bewundern und — fürchten gelernt hat.

Nun aber galt es, das Stück in Königsberg auf die Bühne bringen, mit der ich nicht die geringste Fühlung hatte.

Diese Kluft überbrückte mir, ein echter pontifex, in liebenswürdigster Weise, Freund Wichert, der seit Jahrzehnten das Königsberger Theater mit seinen zahlreichen und meist vortrefflichen Stücken beherrschte. Ich gedenke noch des trüben Wintertages an dem er, nachdem er das Trauerspiel mit wärmstem Beifall gelesen, mich durch die dunkeln Labyrinthe jenes Musentempels über mangelhafte Holztreppen[1]) zu

---

[1]) Wie oft sollte ich in den folgenden Jahren dieses Weges eilen von meinem verborgnen Sitz in einer Loge durch die Gastgarderobe (oben S. 233), die steile Leiter-gleiche Stiege hinab auf die Bühne, wann mich die Königsberger, mir gegenüber das wärmste, liebenswürdigste Publikum, das man sich denken kann, fast nach jedem Aufzug heraus riefen. Es waren doch schöne Zeiten!

dem Großgewaltigen dieser Räume geleitete, dem Herrn Commercienrath Woltersdorf, der, ich glaube, dreißig Jahre lang hier geschaltet hat.

Er war ein Original, einer Zeit angehörig, die wir uns kaum noch recht vorstellen können. Viel ward er angefochten und geschmäht von den zahlreichen jungen Schillern, deren Größe er nicht begriff und deren Stücke er nicht aufführte: man warf ihm banausischen Sinn vor, er kenne nur das Geschäft, d. h. das Geld, nicht die Kunst.

Nun, ich muß sagen: ich habe viele Theaterdirectoren kennen gelernt, aber keinen, der das Geld nicht gesucht hätte! Es ist wahr, der Dicke war ein Sonderling, ein wenig drollig, einem Eisbär nicht unähnlich, wann er in seinem weißen, zottigen Winterüberzieher und gleichstoffiger Mütze in seinem Geschäftszimmer auf und nieder ging, brummig und brummend, jeden Satz mit: „énne, énne“ einleitend und man sagt, er konnte aufdringlichen Dichterlingen und anmaßenden Schauspielern gegenüber bärengrob werden.

Ich habe ihn stets mir sehr wohlgewogen — er war ein alter Bekannter meiner Aeltern — und in Führung der Geschäfte wacker und verständig erfunden, allerdings derb auf's Praktische gerichtet: aber das war eben das Erfreuliche an diesem Theaterdirector, daß er nicht, wie gar manche seiner Mitschuldigen, mit Phrasen und Flausen von Kunstbestrebungen das auf den Erwerb gerichtete Trachten schmückend zu verbergen bemüht war, sondern offen seine allerdings nicht gerade stolzen Ziele aufdeckte. Dabei hat „der Alte," wie er in der ganzen deutschen Theaterwelt hieß, doch seine Anstalt geraume Zeit auf sehr anständiger Höhe gehalten und liefen manchmal schnurrige Streiche seiner vielgescholtenen Sparsamkeit mit unter, so hat doch dieser „Banause", dieser „Geizhals", wie sie ihn schmähten, Jahrzehnte hindurch den Ertrag eines Abends im Jahre dem Königsberger Zweige der deutschen Schillerstiftung zugewendet: — eine Freigebigkeit an Geld, die wir dort und anderwärts von Herren nicht zu erzielen

vermochten, die freilich an schönen Worten unvergleichlich freigebiger sind.

Auch meinem König Roderich gegenüber erwies sich der Alte als geradezu verblüffend reichspendig. Von Wichert für das Stück gewonnen und sich starken Erfolg versprechend, der denn ja auch nicht ausblieb, griff er tief in die von seiner noch eifrigeren kleinen runden Frau sonst streng gehütete Casse und verwendete auf Decorationen und Gewänder für das hierin nicht ganz anspruchlose Stück so viel, daß die Königsberger staunten: in der That ward hier viel mehr geleistet als eine Provincialbühne zu leisten verpflichtet ist. Ich danke den beiden noch heute in ihr Grab nach.

Freilich, an ein par komischen Zügen fehlte es nicht!

Nachdem ein außerordentlich hoher Betrag für die Ausstattung gewährt und aufgebraucht war, stellte sich heraus, daß noch die vielgenannte blaue Gotenfahne und das Bärenfell des alten Garding fehlten. Vergebens

bemühte sich der wackere Regisseur, Herr Wilhelm Fuchs, der das Stück ganz vortrefflich inscenirt und vorbereitet hatte, die par Thaler noch heraus zu drücken: die Frau Commercienrath sprach ihr nicht unbegründetes „bis hieher und nicht weiter". Sei's um das Bärenfell, — aber die blaue Fahne mußte ich haben. Ich erbot mich, sie auf meine Kosten zu beschaffen: das ward mit Stolz abgelehnt. Da verrieth mir eine gütige Fee, daß die Frau Commercienrath ein wie für jenes Helden-Panier von Gott vorbestimmtes Gewandstück, einen seidnen himmelblauen — nun sagen wir „heimelichen" Rock eigne und „da sie nun doch einmal einen Narren an mir gefressen habe", werde sie, wenn ich sie in ihrer Wohnung aufsuche, sich wohl, so lang das Stück gegeben werde, von dem Kleinod trennen, das ja später wieder von dem Speerschaft gelöst und seiner zarteren Bestimmung zurückgegeben werden könne. „Erhabne Beschützerin von Kunst und Wissenschaft," redete ich sie an in jener werbenden Stunde auf ihrem rothen Plüschsofa: sie

schmunzelte, den Spott erkennend, aber doch ein wenig geschmeichelt und — genug! Drei und dreißigmal flatterte der himmelblaue Heimeliche über das Schlachtfeld am Guadalete: was später wieder aus ihm wurde, unterließ ich „zu fragen und Wissens Sorge zu tragen“.

Aber wie ein Unglück kommt ein Glück selten allein.

Mein alter Schutzherr, der Wunschgott Wotan, weilte unsichtbar bei mir zu jener Stunde in der Kemenate im Mitteltragheim: als ich mich dankend und erfreut erhob, Abschied zu nehmen, fiel mein Blick auf den Pelzteppich, der vor den Füßen meiner Gönnerin lag. Bei Donar: — es war Donars heiliges Thier: ein prächtiger Bär. „Glück muß ein junger Mensch haben,“ sagt man in München. Drei unddreißigmal trug der wackre Garding (Herr Würst) schwitzend das schwere Bärenfell fünf Aufzüge lang auf seinem Rücken.

Mehr kann kein Dichter von seiner Theaterdirectrice verlangen!

Ich wohnte den sehr zahlreichen Proben bei und half, ohne zu stören, was man nicht von jedem Dichter auf der Bühne rühmen mag, aber bei dem Sohn meiner Aeltern kein Verdienst war.

Das Stück, lange vorher im Buchhandel verbreitet, wurde mit athemloser Spannung erwartet.

Für mich kam auf den Erfolg viel an: war ich doch noch nicht lang in der Stadt, der „Kampf um Rom" hatte mich noch nicht bekannt und beliebt gemacht: ich hatte als Dramatiker noch gar keine Stellung, liebherzige Amtsgenossen sahen scheel zu der Bemengung eines Ordinarius mit dem „Comödiantenpack" und würden meine Niederlage mit kindlichen Freudensprüngen begrüßt haben. Wie stark in Professorenkreisen das Vorurtheil gegen Alles, was mit der Bühne zusammenhing, damals dort war (vgl. oben S. 225), beweist folgender Zug. Ein mir sehr wohlwollender alter Herr weigerte sich, bei der Rectorwahl zu erscheinen und für mich zu stimmen, weil möglicherweise 1) während meines Rectorats ein

Stück von mir in Königsberg gegeben werden, 2) gefallen, 3) ich gerufen werden und 4) am Ende wirklich auf der Bühne erscheinen könnte, „wobei doch Alles aufhören würde“. Wohlan: all dies Gräßliche geschah in meinem Rectoratsjahr und es hörte doch nicht alles auf: nicht einmal die Albertina!

Ich hätte also dem verhängnißreichen Abend mit großer Aufregung entgegensehen müssen. Aber ich war — nicht blos schien! — ganz ruhig. Ich wußte: das Stück müsse wirken, nicht der „Tendenz“, des dramatischen Aufbaues und der lodernden Leidenschaft wegen: ich hatte mich auf den vielen Proben überzeugt, die Darstellung durch die Herren Pfadisch (Roderich), Kramer (Sindred), L'Allemand (Pelayo), W. Fuchs (oben S. 613, Tarek), Würst (Garding), werde vortrefflich sein.

So ging ich, obwohl meine Stellung in der Gesellschaft zu Königsberg so ziemlich von dem Erfolge dieses Abends abhing, ganz kühl von vier bis sechs

Uhr in meine Vorlesungen und dann von sechs bis sieben mit Therese spazieren.

Das Haus war diesen ersten Abend und die folgenden drei bis fünf bis auf den letzten Platz besetzt: ja, zahlreiche Stühle mußten in Logen und Parkett getragen werden.

Ich habe derartiges an Erfolg, d. h. an Begeisterung des Publicums, niemals in einem Theater erlebt: auch nicht zu Bayreuth 1876.

Ich weiß nicht, wie viele Male ich gerufen ward.

Es war erschöpfend.

Am andern Morgen wollte ich mich den Huldigungen der Studenten entziehen: ich wählte deßhalb nicht meinen gewöhnlichen Weg in die Universität über die Schloßteichbrücke, sondern einen andern.

Aber sie hatten es „ausgebaldowert“ und als ich in die Französische Straße einbog, standen links und rechts die Studenten und riefen mir zu aus König Roderich: „Heil dem Stern der Goten!“

Es hatte mich gewundert am Abend der Aufführung,

daß meine „Sajonen“, d. h. eine Art von Edelknappen so unvergleichlich vornehmer, feiner stattlicher aussahen als die gewohnten Gestalten der Statisten: nun erfuhr ich erst, daß sich eine große Zahl von Studenten, zumal aus meinen Schülern, freiwillig gemeldet hatte, unentgeltlich in dem Stücke mitzuwirken. Das freute mich am Meisten an dem ganzen Ereigniß.

Nach der elften Wiederholung ward ich — mitten in der „Urgeschichte!“ — überrascht durch eine Abordnung der hervorragendsten, in dem Stücke beschäftigten Schauspieler: der Regisseur hielt eine treffliche Ansprache, in der er das „noch nicht dagewesene“ des Erfolges hervorhob, worauf sie mir eine prächtige Gruppen-Photographie der wichtigsten Männer und der drei Frauen des Stückes im Costume überreichten, die uns heute noch von der Wand herunter an unvergeßliche Stunden gemahnt.

Nach diesem Königsberger Erfolg — ich darf ihn einen ganz unerhörten nennen — beeilten sich

fast alle Stadttheater in dem protestantischen Deutschland das Stück zu geben; die Hoftheater wollten nicht durch die Aufführung gleichsam Partei ergreifen in dem „Culturkampf“: in Hamburg, wo, wie bemerkt, Barnay ganz gewaltiges aus der Rolle des Helden gestaltete, im Nationaltheater zu Berlin (mit W. Buchholz) wurde das Drama je über dreißig Mal gegeben, ähnlich in Leipzig, Danzig und anderwärts.

Selbstverständlich fiel die ultramontane Presse über mich her und meinte, solche Kämpfe zwischen Stat und Kirche habe es damals nicht gegeben, ja sie behaupteten, ich habe Reden Falk's, Lasker's und Windhorst's wörtlich in das VIII. Jahrhundert hineingetragen! Man konnte von diesen Herrn Caplänen nicht verlangen, daß sie die westgotische Geschichte kennen sollten: ich verwies sie kurz auf Band V und VI der „Könige“: ich habe in der Dichtung nur König Roderich an Stelle Witika's gesetzt.

Bezeichnend für unsere Kritik ist folgendes

Stücklein. Ein vielgenannter Kritiker in Berlin trug mir bittern Groll und verfolgte meine Dramen Jahre lang auf das Gehässigste, weil er, wir er mir später ganz unbefangen gestand, wähnte, ich habe die Aufforderung zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift aus Hochmuth unbeantwortet gelassen: ich habe sie nie erhalten! Dieser Kritiker fand es höchst geschmacklos, daß ich dem König und dem Basken, der ihn, von den Pfaffen verhetzt, ermorden will, fast wörtlich die zwischen Bismarck und Kullmann zu Kissingen gewechselte Frage und Antwort in den Mund gelegt habe.

König Roderich, 2. Auflage, IV. Aufzug, neunter Auftritt, S. 162.

Roderich: „Was that ich dir, daß du mich morden wolltest?“

Xaldrul: „Nichts, Herr! Man sagt, ihr seid der Kirche Feind.“

Nun wäre das ja wirklich eine arge Geschmacklosigkeit gewesen.

Zum Glück konnte ich aber durch die Aussage

der Freunde Friedländer (oben S. 134) — der hatte den Tag der Vorlesung in sein Tagebuch eingetragen! — und Schipper (oben S. 136) beweisen, daß ich ihnen die Scene mit diesen Worten geraume Zeit bevor der Schuß in Kissingen fiel vorgelesen hatte. Ich schickte diese Berichtigung und das schriftliche Zeugniß beider Professoren an den Herrn. Der mußte sie nun freilich auf Grund des §. 11 des Preßgesetzes bringen: aber er fügte bei: „Nun, wenn also Herr Dahn die Worte nicht von Bismarck hat, so hat sie also Bismark von Herrn Dahn."

Das sollte wohl geistreich sein!

Spätere Wiederholungen der Aufführung, die zumal Barnay in seinem Theater zu Berlin anregte, auch in Breslau von einem Director gewünscht wurden, habe ich verhindert: — um Bismarck's willen. Nachdem dieser den Culturkampf — unter den schwersten Opfern von Seite des States! — beigelegt wissen wollte, stand es mir nicht zu, diese verlöschenden Kohlen wieder anzufachen durch eine Dichtung,

die allerdings wie von begeisterter Vaterlandsliebe und Freude am Stat, so von glühendem Hasse durchlodert ist, nicht wahrlich gegen die katholische Kirche, deren Großartigkeit ich bewundere, auch wo ich sie fürchte, wohl aber gegen die auf Unterjochung des States gerichteten Uebergriffe gar vieler ihrer Priester, die denn auch das Westgotenreich unterworfen und schließlich zum Untergang geführt haben.

XXXIII.

Nun aber ließen mich die eigenen dramatischen Lorbern nicht schlafen: d. h. es drängte mich, sie zu mehren.

Ich griff in meinen Gedanken zurück auf den vor nahezu zwanzig Jahren gefaßten und im Aufbau der Handlung durchgeführten Plan einer Nibelungendichtung [1]: und zwar — was ich heute noch für richtig halte trotz Hebbel und Anderen — mit Beschränkung auf Eine einzige echt tragische Gestalt als Helden und Träger der Handlung: den Markgrafen Rüdeger. Schon in München (1858) war ich mir in langen Gesprächen mit Geibel, der ja auch nur Einen Theil der Sage dramatisirt hat,

[1] Ich hatte den Stoff inzwischen vielfach in Balladen behandelt (Gedichte II. S. 167—171, IV. S. 57).

klar geworden darüber, daß man nicht (wie etwa Gustav Freytag [1]) in den Fabiern) das ganze Geschlecht der Nibelungen zu tragischen Helden stempeln und deshalb untergehen lassen kann: was hat Giselher, hat Volker verbrochen? In dem Markgrafen aber widerstreiten in echt tragischer Schärfe die Liebe zur Familie und die Eid-Pflicht der Mannentreue. Ich verstärkte diese noch durch besondere persönliche Verpflichtung zu Dankbarkeit gegen Etzel (der, wie ich erfand, dem empörten Vater Rüdigers wie dessen mitgefangenen Sohn verziehen, Leben, Freiheit, Land belassen und abermals die Donaumark anvertraut hatte), sowie gegen Krimhild, deren Hochzeitbürge und Lehensmann er wird, um auch der heutigen Empfindungsweise die Nothwendigkeit der Pflichterfüllung des Markgrafen aufzuzwingen.

Nach meiner Auffassung — nicht nur nach der

[1]) Soeben (1. V. 1895) erhalte ich die Nachricht von dem Tode des greisen Meisters.

des Mittelalters — von Heldenthum und Treue- und Ehre-Pflicht muß der Markgraf den Kampf zuletzt auch gegen den Herzensfreund Volker und den Eidam aufnehmen: darüber gerieth ich freilich in lebhaften Streit mit Freund Wichert, dem die Familie und Freundschaft über jene Pflicht ging. Aber bei Langensalza haben nahe Freunde und Gesippen pflichtgemäß wider einander gefochten. „Das höchste Gut des Mannes (ist nicht seine Familie, sondern) sein Volk.“ Dabei wird es wohl bleiben müssen, sollen wir nicht von der Höhe des States auf die Anfänge der Gesellung — die Familie — zurück und herab sinken.

Andererseits verschärfte ich das Weh durch seine schöne Freundschaft mit dem liebenswürdigen Fiedler von Alzei und ließ ihn zweifellos schuldig werden durch den gegen seinen Eid, alle Nibelungen zu verderben, unternommenen Versuch seinen Eidam Giselher zu retten, der an der freiwilligen Rückkehr des Geretteten zu gemeinsamem Untergang scheitert.

Für das junge Liebespar hab' ich viele Herzen gewonnen.

Dann aber fügte ich, was ja der Sage völlig fehlt, einen großen weltgeschichtlichen Ausgang bei, einen heldenhaft-germanisch-patriotischen Grundgedanken, indem ich Dietrich von Bern, der in der Sage nur als Gast und Dienstmann Etzels dessen Befehle vollzieht, den großen Gedanken beilege, nicht blos den Tod Sigfrids an jenem blutigen Geschlecht zu rächen, zugleich Etzels Knechtung der Welt zu brechen und vor Allem die ihm unterworfenen Germanen zu befreien, wozu er vergebens den Markgrafen gewinnen will: „der Ruhm des Markgraf Rüd'ger ist die Treue," antwortet der. „Befreit die Welt: — ich muß dem Heunen dienen."

Dietrich aber verlangt am Schluß — als Bedingung für die Bezwingung Hagens — von dem schon in seiner Macht erschütternden Etzel:

„Gieb alles Volk mit goldnem Hargelock'
Und blauem Aug', das meine Zunge spricht,
Gieb alle Völker der Germanen frei."

Und als nach der Vollbringung der „müde Etzel" auf Frau Helke's Grab ihm zuruft: „Auf euren Schultern ruht fortan die Welt," schließt Dietrich die Dichtung mit den Worten:

Ich nehm' sie auf: — für der Germanen Volk!
Herolde laßt in alle Lande ziehn
Und allen Völkern heilgen Frühling künden:
In Blut versank' der blutgen Nibelungen
Geschlecht: der Heunen Joch und Geißel brach
Und hoch und leuchtend hängt der Gotenkönig
Zu Bern den Heerschild starken Friedens auf,
Der Amalungen unbefleckten Schild:
Gerächt ist Sigfrid und die Welt ist frei."

Das Stück hatte in Königsberg glänzenden Erfolg, Dank der prachtvollen Krimhild der Seebach[1]) und des trefflichen Spiels der Herrn L'Allemand und Anderer[2]) — später gab Meister Lewinski den Hagen (oben S. 230) nun eben: — meisterhaft! —

---

[1]) Leider hat es sich nie so getroffen, daß unsere liebe Freundin, das kleine Aennchen Haverland, in einem meiner Stücke spielen konnte; die Krimhild wäre ihr gar gut gelegen.

[2]) Der spätere Lustspieldichter Kadelsburg gab — sehr gut — den Dietrich!

Der „Alte“ (s. oben S. 610), der das Trauerspiel nach dem „Roderich“ unbesehen angenommen hatte, lernte es erst bei der Aufführung kennen[1]).

Nach dieser nun wünschte er mir Glück: „aber,“ meinte er, „der letzte Aufzug! Sie bringen sich ja Alle um! Am Schlusse müßte doch eine allgemeine

---

[1]) Auf meine Vorhersage, es werde nicht solche Wirkung haben wie Roderich, weil jede Beziehung zur Gegenwart fehle, meinte er treuherzig: „Énne, énne! Können Sie nicht ein Bischen Tendenz hineinmachen?“ In die Nibelungen! (Andere haben es freilich fertig gebracht!) Ja, ja: für das „Wirkungsvolle“ war er stark eingenommen, der Alte! Am Schluß der Probe eines feinen Wichert'schen Lustspiels, in dessen letzter Scene eine Musikbande auf der Bühne steht, meinte er: „Énne, énne. Ja, ein ganz gut Stück. Schluß ein bischen zu matt. Müßte noch was Packendes geschehen!“

„Aber was denn noch? meinte der erstaunte Dichter.

„Énne, énne! Es könnte ja Einer zufällig in die große Trommel fallen!“ — Derb drollig war er überhaupt: es verdroß ihn schwer, gingen die Königsberger im Mai nicht mehr in sein Stadt- und auch nicht so zahlreich wie er es wünschte in sein Sommer-(Wilhelm)Theater, sondern lieber in's Freie, wo sie in den Gärten, dickbepelzt, den „Ostpreußischen Maitrank“ (Grog) schlürften, oft mit froſtrothen Nasen: dann grollte er: „Énne, énne, ja natürlich! Jetzt scheint dem lieben Gott seine verfluchte liebe Sonne! Da läuft das Viehzeug in's Grüne!“

Versöhnung stattfinden!“ Zwischen Krimhild, Gunther und Hagen!

Aber ein geradezu weihevoller Abend ward mir durch die Aufführung des Stückes zu München im Oktober 1875 bereitet.

Es war mir schon ganz feierlich, daß ich nun zum ersten Mal auf dieser Bühne, in diesem edelschönen Raum, in dem ich meine Aeltern, Frau Maria Dahn-Hausmann, so viele andere ausgezeichnete Künstler so oft bewundert hatte, wo ich Jahrzehnte lang meine allereindringlichste ästhetische Schulung durchgemacht hatte (II. S. 138), nun meine eignen Gestalten sehen und hören sollte. Dazu kam: ich hatte die Rolle des Rüdiger meinem lieben Vater nicht „auf den Leib geschrieben“, vielmehr aus seiner Seele, seinem ganzen Wesen abgeschrieben: die tiefinnerliche Herzensgüte, das milde Wohlwollen gegen jedermann, die Herzensfreundlichkeit und Herzensweiche, die Offenheit ohne Falsch und Mißtrauen: auch der Markgräfin hatte ich manchen Zug von Marie Dahn-

Hausmann[1]) geliehen. Und nun sah ich da meinen lieben Vater als meinen lieben Markgrafen vor mir stehen, hörte meine Worte aus seinem Munde und neben ihm ganz ähnlich seine Frau als Gotelindis!

Mir kamen die Thränen innigster Rührung und sie kehren mir heute wieder bei diesen Worten, bei dem Gedanken an jenen Abend. — Das ausgezeichnete Spiel nicht nur der beiden — zumal auch Rüthlings als Hagen, Possarts als Etzel (s. oben S. 231), Häußers als Bleda, Knorrs als Dietrich, Richters als Gunther, Rohde's als Volker errangen dem Stück an der Isar noch lebhafteren Beifall als am Pregel: mir schwindelte, wie ich dem Ruf meiner Landsleute — auf *diese* Bühne! — Hand in Hand mit meinem Vater und seiner Frau folgte.

Den Münchenern gefiel — scheint es — der Anblick: sie verschafften ihn sich recht oft!

„Es war ein Dahn'scher Familienabend," meinte ein boshaft sein wollender Kritiker. Der junge Herr

[1]) Ihr ist das Drama zugeeignet.

wußte gar nicht, wie sehr er Recht hatte. Denn er konnte ja nicht wissen, welche Verdienste zwar nicht ich, aber meine Aeltern und meine Stiefmutter sich seit so vielen Jahren um die Münchener Bühne erworben hatten, bevor der Kritiker lesen und schreiben konnte. —

„Habent sua fata libelli.“ Nachdem der „Roderich“ so vielfach und in Königsberg und München auch der Markgraf den — (bescheiden) — geschilderten Erfolg gehabt hatten, — erachtete ich es für keinen Raub, den Markgrafen auch meinem alten Gönner (s. II. S. 323) Dingelstedt für Wien und Herrn von Hülsen (der mir wirklich wohl wollte, wie ich gern bekenne) für Berlin einzusenden.

Der Briefträger brachte nach Monaten — auf Einem Gang — folgende zwei Antworten:

„Mein herzlieber alter (oder ach!
vielmehr junger) Felix!

Dein (wir hatten niemals Brüderschaft gemacht!) Markgraf ist herrlich, prachtvoll! Leider

kann ich ihn nicht geben, da ich die Hebbel'schen Nibelungen gebe.

In alten Treuen Ihr (!)

Fr. v. Dingelstedt."

Ich öffnete den Brief aus Berlin, kopfschüttelnd erwägend, wie so das ein Grund sei? Aber ich lachte, als ich nun zu lesen bekam:

„Hochverehrter Herr Professor! Ihr Rüdeger ist ganz vortrefflich. Leider kann ich ihn nicht geben, da ich die Hebbel'schen Nibelungen nicht gebe.

Hochachtungsvoll

v. Hülsen."

Gründe sind wohlfeiler als Brombeeren!

Viele Jahre später, lange nach Hülsen's Tod — dankbar gedenk' ich sein, trotz jener seltsam begründeten Ablehnung — las ich in Breslau, daß im Schauspielhause zu Berlin die Hebbel'schen Nibelungen wiederholt aufgeführt worden seien. „Hei", dachte ich in meiner Tumbheit — „ein reiner Thor," noch immer den Bühnenleitungen gegenüber —, „nun ist ja jenes, obzwar schwer begreifliche Hemmniß weggefallen,"

schrieb also an einen der jenen Kunst-Tempel beherrschenden Götter und fragte ganz demüthig an, ob man nunmehr vielleicht mein Stück geben wolle? „Bedauere," lautete die Antwort, „wir können unmöglich den Markgrafen Rüdeger geben, da wir gerade die Hermannsschlacht von Kleist geben!"[1])

Now I gave it up in despair!

Ja, sie sind lieb, die Theatergewalten! Seit sechs Jahren ist, nach sehr verbindlichem Brief des Zuständigen, Kraft schriftlichen Vertrages, mein Schauspiel „Sühne" von dem K. K. Hofburgtheater zu Wien angenommen: drei Anfragen, ob und wann man das Stück zu geben gedenke, sind unbeantwortet geblieben. — Ein Hoftheater!

---

[1]) Unter derselben Oberleitung — nicht Hülsen's! — wurde dem Componisten von „Harald und Theano", Professor Lorenz in Stettin, eröffnet, man könne seine Oper wegen meiner schlechten Textdichtung nicht geben: darin kämen Ausdrücke vor wie der „Kreuz-Altar" (nämlich der christliche, im Gegensatz zum heidnischen). Excellenz von Hochberg haben sich dann später in Hannover davon zu überzeugen geruht, daß man die Oper mit schönstem Erfolg geben **kann**, wenn man will. In Berlin ward sie auch nach dieser Erfahrung **nicht** gegeben.

Was soll man da gegen Stadttheater sagen? Ich habe mir längst von den meisten Theaterleitungen und von der meisten Kritik (du lieber Gott!) und von allerlei schriftstellerischen Zusammenrottungen eine sittliche und geistige Würdigung anerziehen müssen, die bei ihrer eisigen „Weltraum"-Temperatur keine wärmere Empfindung aufkommen läßt als ein Achselzucken auszudrücken überkräftig im Stande ist.

Ein Stadttheater hatte ein Stück von mir (Nr. I) angenommen, durch bindende schriftliche Zusage. In derselben Stadt nahm ein andres Theater ein andres Stück (wohlverstanden, lieber Leser: Nr. II, mit Nr. I in gar keinem Zusammenhang als der Personalunion in dem Verfasser) von mir an: darauf erklärt der erste Herr Director, er werde nunmehr die angenommene Nr. I nicht geben!

Vertrag und Recht binden nur die dramatischen Schriftsteller, nicht die souveränen Directoren, die ja freilich thatsächlich jener Geschick in Händen haben.

Und dann drängen mich liebe, aber thörige Menschen, ich solle doch wieder für die Bühne schreiben. Ich danke! Da bin ich für den Erfolg — abgesehen von den Leitern und Schauspielern — von vielen Theater-Agenten und Theater-Kritikern abhängig, die seit zwanzig Jahren meist noch viel tiefer gesunken sind; was man freilich nicht für möglich hätte halten mögen! (Viele der Herren zählen zu den Unedelsten unserer Nation und anderer Nationen.) Nein, in diese Schichten steig' ich mit meinen Dichtungen nicht hinunter! Ich war immer sehr für die Reinlichkeit! —

Warum soll ich den Erfolg meiner Dichtungen von der Mitwirkung so vieler un- — nun sagen wir: unberechenbarer Kräfte bedingt machen? Veröffentliche ich eine Erzählung, so sind von October bis Weihnachten sechs Auflagen zu je tausend Exemplaren vergriffen: — so stark ist nach langjährig festgestellter Statistik die Zahl meiner „Käufer“: Leser sind es etwas mehr, da in Deutschland auf einen Käufer doch mindestens zwanzig Leser treffen; und ich habe dabei

nicht nöthig, Intendanten, Directoren, Agenten, Schauspielern — und am Ende gar noch den Herrn Theater-Recensenten —! — gute Worte zu geben. Was ich will im Drama, wollen offenbar die Theaterleiter nicht: — denn keines meiner mit wärmstem Beifall gegebenen Stücke „hat sich gehalten“: d. h. man hat sie nicht mehr gegeben, obwohl sie gefielen, allerdings nicht jeder Art von Theaterbesuchern! — und was diese Herrschaften wollen, das will ich nicht: also brauchen wir uns ja gegenseitig nicht zu suchen.

Aber damals — 1875, — nach den Erfolgen der beiden Trauerspiele, — glaubte ich noch, auch als Dramatiker dem deutschen Volk etwas bieten zu können, das ihm gefalle; fanden doch die Leute in meinen Balladen überall dramatisches Leben, und tadelten sie doch zuweilen an meinen Erzählungen das nur allzu Dramatische.

Ich schrieb nun (1875) das Schauspiel „Deutsche Treue“, welches das schwere, aber schließlich erfolggekrönte Trachten Heinrich's I. darstellt, die äußeren

Feinde: Ungarn, Slaven, Franzosen von dem Reich abzuwehren, das jedoch am Schwersten bedroht ist durch das Widerstreben des Trotzes der Stammesherzoge der Baiern und Alamannen und des zu Frankreich neigenden Lothringers gegen den von dem Sachsen getragnen Gedanken der Reichseinheit. Einfältigerweise hat man auch dies Stück ein „Tendenzstück“ genannt. Also die Vorführung eines die ganze Geschichte des Mittelalters durchwogenden Gegensatzes, allerdings mit Verfechtung des Reichsgedankens, ist „Tendenz“!

Schon als Student hatte ich mir für die Darstellung dieser Widerstreite jene Zeit ausersehen. Wie mußte es mich anziehen, meine genaue Kenntniß der Eigenart der deutschen Stämme, meine ihre Vorzüge und Schwächen gerecht abwägende Neigung in ihren Vertretern zu verwerthen: der ruhige, wortknappe, stets kühl auf's Ziel gerichtete, aber auch opferfähige Sachse, der heißblütige, lustige, offne Alamanne, der markige, cholerische, trotzige Baier, der freundlich vermittelnde Franke, der halb französische Lothringer:

aber auch Ungarn und Slaven wie Franzosen galt es zu zeichnen: um die Hof- und Stats-Action wärmer, gemüthvoller zu gestalten, ward der politische Gegensatz zugespitzt zu einem Widerstreit zwischen Liebe und Pflicht gegen den Stat in der Tochter und dem Neffen des Baierherzogs.

Ueberall, wo das Stück gegeben ward, fand es glänzenden Erfolg: in Königsberg, in Berlin (wo es, unter Hülsen, oft wiederholt ward), in Nürnberg (auf diesen drei Bühnen sah ich es) und den allerstärksten in — München. Aber daran hängt leider eine sehr häßliche Geschichte.

Gleich nach der Vollendung des Druckes hatte ich meinem Vater noch ein zweites Exemplar geschickt, mit der Bitte, es König Ludwig II. zur Entscheidung darüber vorzulegen, ob es in München gegeben werden dürfe? Denn wenn auch Baiern und zumal sein Herzog Arnulf, — wie ich glaube, eine der markigsten und herzgewinnendsten Heldengestalten, die ich geschaffen, — in dem Stück ganz ausgezeichnet wegkommen: —

immerhin siegt darin der Reichsgedanke über die trotzige, sich selbst genügen wollende Sonderthümelei des Stammes und ich wußte nach jener Unterredung auf dem Schachen (oben S. 288 f.) hinlänglich, daß der König an dieser Stelle leicht verletzbar war. Ich wollte also durchaus nicht, daß das Stück etwa ohne sein Wissen von der Münchener Intendanz angenommen und gegeben werde und er, nachträglich von dem Inhalt erfahrend, mir zürne. Mein Vater sandte das Buch dem König ein, der ihm (oder seiner Frau?) bald darauf in einer Audienz erkärte, daß Stück habe ihm sehr wohl gefallen: gewiß solle es in München gegeben werden und er ließ mir viel Huldvolles darüber schreiben. Daß er es wirklich gelesen hatte, nicht nur mir Höfliches sagen wollte, ging aus seinen Aeußerungen über einzelne Gestalten und Auftritte hervor.

Im Winter 1875/76 ging nun das Schauspiel in München in Scene: ich konnte, von den Vorlesungen festgehalten, der Aufführung nicht beiwohnen:

zu meinem lebhaftesten Bedauern: denn dieses ist mir am Meisten von allen meinen Dramen an's Herz gewachsen: es war ganz nothwendig, daß gerade ich diesen Stoff behandelte mit meiner liebevollen Versenkung in die Eigenart der deutschen Stämme, mit der Anerkennung berechtigter Selbständigkeit der Besonderheit und der begeisterten Forderung pflichtmäßiger Unterordnung unter das Ganze.

Auch durfte ich von der Münchener Besetzung das Glänzendste für den Erfolg erwarten. Diese Erwartung ward nicht getäuscht: nicht nur Zeitungen und Briefe, mündliche Berichte berufener Augenzeugen — so Freund Kißners (oben S. 136, 600) — bezeugten, daß der Beifall ein ganz gewaltiger, jubelnder war, Dank der ausgezeichneten Darstellung: Possart als Herzog Arnulf durfte ich ja später selbst hier in Breslau bewundern (oben S. 232); wahrhaft herzgewinnend, fortreißend schön, soll mein lieber Vater den guten, gemüthvollen Bischof Udalrich von

Augsburg gespielt haben, ausgezeichnet Rüthling den König Heinrich, Rohde den humorvollen Schwaben, Knorr den Konrad von Kärnthen, Fräulein Bland die Lindgard: aber auch die zahlreichen Nebengestalten sollen ganz vortrefflich gewesen sein.

Die telegraphischen Berichte meldeten eitel Freude in München, viele Wiederholungen wurden verheißen.

Da erschien in der (damals noch) Augsburger Allgemeinen Zeitung ein im höchsten Grade gehässiger, denuntiatorischer Artikel, der, unter Anerkennung des nicht zu leugnenden Erfolges und der unzweifelhaften dichterischen Vorzüge des Stückes, im Brustton des entrüsteten blauweißen Patrioten laut erklärte: dieses Stück, das die Demüthigung Baierns durch Norddeutschland verherrliche, hätte nie in München gegeben werden dürfen und werde hoffentlich nun und nimmermehr wieder auf dem Theater erscheinen, das ja vor Allem **Hof**-Theater, dann aber b a i e r i s c h e s „National-Theater“ heiße.

Der nicht genannte Angeber war Herr Hermann (von) Schmidt (III. S. 282).

Dieser Mann hatte als blutjunger Anfänger in den vierziger Jahren in dem Hause meiner Aeltern viel verkehrt: in seinen Dramen hatte mein Vater gar manche Rolle „creirt" und ihm den Sieg des Abends erringen helfen: auch vielfache andere Förderung hatte er durch meinen Vater genossen.

Er war so wenig ein blau-weiß für Haus Wittelsbach Schwärmender, daß er, was ihm gewiß nicht verübelt werden soll, im Jahre 1848/49 als rother demokratischer Republikaner sich der Art benahm, daß er seine Anstellung als Polizei-Actuar verlor. Nun gerieth er sehr stark in den Hintergrund: ich weiß nicht warum, aber keineswegs nur wegen seiner politischen Ueberzeugungen ward er von Vielen gemieden oder zog er sich vielleicht selbst zurück. Als Mitte der fünfziger Jahre die „Krokodile" aufkamen, bemühte ich mich vergebens, ihn dort einzuführen: er hatte sich zu mir, dem heranwachsenden, recht freundlich gestellt: ich

mochte ihn gut leiden: wir standen auf Du und Du. Er war, glaub' ich, nur einmal als Gast in den Krokodilen: die Häupter dort trauten ihm nicht, wie ich glaubte, mit Unrecht. Als seine frühesten baierischen Dorfgeschichten, vor Allem „das Schwalberl" erschienen, tauchte er aus langer Verschwundenheit wieder auf: ich hatte meine helle Freude an diesen ersten ganz vortrefflichen Sachen [1]) und lobte sie aus voller Ueberzeugung auf das Wärmste in den Zeitungen. Das gefiel ihm. Wir trafen uns nun öfter: vermittelt durch Godin (III. S. 114), neben dem er als Concipient bei Henle (III. S. 550) arbeitete, entspann sich ein freundlicher Verkehr, wir tranken manch Glas Bier zusammen.

Bei diesen Gesprächen ergab sich, daß der alte Schwärmer von 1848/49 seiner Begeisterung für die deutsche Einheit treu geblieben, daß er, bei aller Liebe zu der baierischen Bauerneigenart, nichts

[1]) Die späteren sind in Folge maßloser Vielschreiberei immer schwächer, unwahrer, werthloser geworden.

weniger als blau-weißer Particularist war, ja, daß er die alten demokratisch-republikanischen Gesinnungen bewahrt hatte und viel weniger als z. B. ich monarchisch und wittelsbachisch gesinnt war.

Und dieser Mann verklagt die „deutsche Treue" an der Isar und verlangt, daß das Hoftheater nicht die Demüthigung des „angestammten Herrscherhauses" vorführe!

Ich kann mir keinen andern Beweggrund für diese Handlungsweise denken, als die Verstimmung über den glänzenden Erfolg seines jüngern Dutzbruders auf einer Bühne, auf der er selbst seit geraumer Zeit durchaus keine Lorbern mehr davongetragen hatte.

Die Denuntiation aber hatte eine für mich und die Meinen sehr traurige Wirkung.

Irgend ein Neidling legte — ich weiß nicht, von wem veranlaßt, — den Artikel roth angestrichen auf des Königs Schreibtisch: und der damals wohl schon recht kranke Mann — das hebe ich ausdrücklich zu seiner Entschuldigung hervor — wurde wüthend

vor Zorn gegen mich. Der in Schreck und Entsetzen gerathende Intendant, Herr von Perfall, ward sofort angewiesen, das Stück nie mehr zu geben. Und der König hatte es doch vorher gelesen, — unzweifelhaft — gelobt, die Aufführung gebilligt! Aber nun hatte ihn der vergiftete Pfeil aufgehetzt!

Und leider beschränkte sich seine Entrüstung nicht auf mich: er ließ meinen ehrwürdigen, siebenundsechzigjährigen Vater, den er stets auf das Ehrenvollste behandelt hatte, seinen Unwillen bitter empfinden — denselben Mann, der ihm das Stück zur Prüfung vorgelegt hatte! — und sagte, voller Zorn gegen mich, der von ihm stets so glänzend ausgezeichneten Frau Dahn-Hausmann:

„Der Herzog Arnulf ... ha, das soll ich sein!"

O nein, armer, nervenkranker, kraftzerrütteter König! Durchaus nicht!

Nicht du, mit deiner krankhaften Verachtung für Krieg und Kampf und Heldenthum (oben S. 313), konntest mir vorschweben bei jenem kerngesunden,

markigen, schwertgewaltigen Helden, den Feind und Freund mit dem mächtigsten seiner Berge, mit dem hohen Ortler, vergleichen.

Wie wenig unbefangener Sinn in dem Stück eine Verletzung Baierns oder seines Königs entdecken kann, geht schlagend daraus hervor, daß jene Vorstellung zu Nürnberg, die wir zufällig dort erlebten, nach dem Theaterzettel gegeben wurde:

„Zur Feier des Namenstages
Seiner Majestät des Königs Ludwig II.“

Und am folgenden Tag stand in den Nürnberger Blättern: man hätte in der That keine bessere Wahl eines Dramas zur Feier dieses Tages treffen können: der König habe ja seine Begeisterung für das Reich, seine deutsche, nicht nur baierische Gesinnung ruhmvoll bewährt: man solle fortab an allen baierischen Bühnen den Tag also feiern!

Ich glaube, später ist der königliche Zorn gegen die Meinen wieder verraucht: ob auch gegen mich,

weiß ich nicht; er wurde ja bald den Menschen kaum mehr zugänglich.

Lange nach seinem Tode (1894) fragte ich einmal an, ob denn „deutsche Treue“ an der Isar immer noch untersagt sei? Mir ward der Bescheid, das Verbot stehe nicht mehr im Wege, aber man könne nicht wagen, die katholische Geistlichkeit zu verstimmen! Dabei ist der edelste, beste, herrlichste Mensch in dem Stück jener Bischof von Augsburg: ein Bischof von Salzburg darin ist allerdings ein Ränkeschmied: als ob es nie — im zehnten Jahrhundert — einen bösen Bischof gegeben hätte!

Mit solchen Schwierigkeiten: Denuntiation in München, Königswankelmuth und zuletzt Furcht vor der Priesterschaft hat ein Stück zu kämpfen, das von der glühendsten Liebe nicht nur zum Reich, gerade auch zu der baierischen Eigenart durchlodert ist, dessen Held ein Urbild baierischer Kraft und Hochherzigkeit ist.

Und da soll man für die deutsche Bühne dichten!

Meine Rache an Hermann Schmidt blieb nicht aus.

Als nach seinem Tod, unerachtet der so zahlreichen und wahrlich nicht erfolglosen Veröffentlichungen, befremdlicher Weise der Nachlaß als nicht erheblich bezeichnet wurde, habe ich mich bemüht, seiner Wittwe Zuwendungen zu verschaffen. —

XXXIV.

Das Jahr 1876 brachte den Kampf um Rom, der nach dem „Roderich“ noch viel weiterhin meinen Namen bekannt gemacht hat: von der Entstehung des Werkes und seiner Errettung vor dem Feuertod durch Therese ist bereits (III. S. 360, 370) berichtet: damals erschienen zwei Auflagen auf einmal, jetzt sind es einundzwanzig zu je eintausend Exemplaren. Mit Stolz erfüllt mich dabei nur, daß Bismarck es das seit vielen Jahren einzige Buch genannt hat, das er zweimal gelesen. Nach meiner Werthschätzung stehen manche meiner Balladen, dann „Sind Götter?“, „Odhins Trost“, „Felicitas“, „Fredegundis“, „Bis zum Tode getreu“, „Rolandin“ als Kunstwerke höher.

Unbegründet aber ist der Vorwurf, daß die Erfindung der Gestalt des Cethegus unstatthaft sei.

Hätt' ich das in dem Vorwort nicht gesagt, — die Meisten meiner hoch überlegenen Be- und Ver-urtheiler hätten es nie gewußt. Im Uebrigen verweise ich die Herrn auf „Könige“ II, wo deutlich gezeigt ist, daß die Goten vor Allem dem Uebertritt des Römerthums auf die Seite von Byzanz unterlegen sind: nicht nur Goten und Byzantiner, auch dies Römerthum des VI. Jahrhunderts, in seinem zum Theil berechtigten Haß gegen die Barbaren, in seinen bei aller inneren Fäulniß noch großartigen Ueberlieferungen mußte dargestellt werden: daher ist Cethegus nothwendig.

Auch an dies Werk knüpfen sich allerlei „Erinnerungen“.

Kurz vor dem Erscheinen hatte der Herr, der unter dem Namen Julius Rodenberg (ich weiß wirklich nicht, wie er heißt) schreibt, mich in der schmeichelhaftesten Weise aufgefordert, an seiner neu begründeten „Deutschen Rundschau“ mit zu arbeiten. Ich schickte den Aufsatz „über das Germanische in der mittelalterlichen

Teufelssage“ (Bausteine I. S. 260): er lobte ihn mächtig und versprach, „für eine der Bedeutung des gerade erschienenen Kampfes um Rom entsprechende Beurtheilung Sorge zu tragen.“ Darauf brachte die Deutsche Rundschau unter der höhnenden Aufschrift: „Die Könige der Germanen als Roman“ eine maßlose Verwerfung des Werkes aus der Feder von Wilhelm Scherer.

Es ist ja nun ganz gleichgültig, was dieser Mann über eine Dichtung urtheilte: denn neben seinen zweifellos hohen Verdiensten um die Sprachgeschichte steht, durch seine „Poetik“ erwiesen, fest, daß er nicht die Spur eines Schattens eines Scheins von Verständniß für Dichtung d. h. für das Entstehen und das Wesen und die Aufgabe der Poesie besaß: jenes Buch ist eine bedauerliche Erscheinung in der deutschen Literatur. Aus jener Verurtheilung sei nur das Eine hervorgehoben, weil es eine herausfordernde Unwahrheit ist: nach Herrn Scherer wird in jenem Roman die Weltgeschichte nur von Weibern gemacht, die Männer

kommen nicht in Betracht: und Cethegus, Belisar, Narses, Vitiges, Totila, Teja?

Die Wiener „neue freie Presse“ hatte (1876) ein begeistertes Lob des Romans gebracht, die wärmste Anerkennung, die ich je zu lesen bekam. Im Jahre 1894 reizte ich durch meine Erklärung gegen das Heine-Denkmal die Wuth jener, die bekanntlich auf Erden „die besten Hasser“ sind: nun erinnerte sich die gleiche „neue freie Presse“ jener Verurtheilung des Romans durch Scherer, grub sie nach neunzehn Jahren wieder aus und druckte das schreiendste Gegentheil zu ihrem eigenen Urtheil ab, zugleich bemerkend, zwar meine Stoffe seien deutsch, aber ich habe keine Ahnung davon, was deutsch sei in der Dichtung: „einer der deutschesten Dichter war vielmehr Heinrich Heine.“

Nun stand aber Scherer an der Spitze einer äußerst zahlreichen, ganz unglaublich strebsamen Anhängerschaft. Diese verfolgte und verfolgt mich daher — übrigens gewiß in gutem Glauben, wie die Aschaschim des „Alten vom Berge“, blind seinem

Worte vertrauend und gehorchend — planmäßig bei jeder Veröffentlichung. Daß das auf „vorgängiger verabredeter Verbindung“ beruht, zeigt folgende lustige und wahre Geschichte. Zu einem jungen Sprachforscher, der später mein Amtsgenosse ward, kam in Berlin etwa 1878 ein Glied der dort von Scherer gegründeten literarischen Gesellschaft (ich kenne den Namen nicht genau) und fragte:

„Haben Sie nicht was von Dahn? Ich kenne nichts von ihm. Aber ich habe es übernommen, ihn herunter zu reißen.“

Ein anderes, später ganz ausnehmend erfolgreiches Glied jener Schar schrieb mir die begeistertsten Briefe über den „Kampf“: nach dem Erscheinen jener Verurtheilung verwandelte der Mann sich in einen meiner bittersten Angreifer: er hatte eben „umgelernt“.

Mich tröstet nur das Schicksal Schiller's, dem diese Herrn ja auch nachgewiesen haben, daß er kein Dichter gewesen.

Aus dem Roman ist ein Drama und sind etwa

vier bis fünf Operndichtungen gearbeitet worden: die mir (Dank dem trefflichen Clavierspiel unserer lieben Freundin, des Fräuleins Lieselein Jeppe zu Berlin) bekannt gewordene Composition von Scharwenka (Mataswintha, Text von Kleffel [1])] ist sehr schön und wurde 1894 zu Berlin bei Kroll, aber freilich nur als Concert — ohne Costüme — mit reichem Beifall aufgeführt.

Mit der sie schmückenden Unbefangenheit haben die Yankees über ein Jahr lang die Spalten einer großen deutschen Zeitung mit den vier Bänden ausgefüllt: wir hatten ja keinen Vertrag der gegen solche Seeräuberei schützte. (Und der, den wir jetzt haben, schützt sehr wenig.) „Non olet!“ ist der Wahlspruch des „smart Yankee“.

Der Roman ist in alle germanischen Sprachen übersetzt worden, — über die englische s. oben S. 450 — aber in keine romanische oder slavische; er ist zu „tudesque“.

[1]) Die Partitur bei Breitkopf und Härtel 1892.

XXXV.

Auf den „Kampf" ließ ich noch im gleichen Jahre die Veröffentlichung der bereits 1857 entstandnen „Amalungen" (III. S. 376) folgen.

Im nächsten Jahre wandte sich der schon viel gefeierte Componist Heinrich Hofmann zu Berlin an mich mit dem Wunsch, ich möge ihm eine Operndichtung schreiben. Nachdem meine Königsberger Musik-Stats-Räthe seine Compositionen höchlich gelobt hatten, that ich gern nach seinem Begehren und schrieb ihm einen „Armin" (der mit der Befreiungsschlacht endet); den von der Geschichte gegebenen heroischen Stoff suchte ich dadurch herzrührender zu gestalten, daß ich neben das ebenfalls gegebene Liebespar Armin und Thusnelda die Tochter des Varus, Fulvia, stellte, die dämonische Leidenschaft

für den starken Cherusker und Eifersucht auf seine Geliebte verzehren. Hofmann, in dem und dessen trefflicher Frau wir bald liebe Freunde gewannen — er hat später noch gar manches Gedicht von mir, wie von Freund Julius Wolff vorzüglich componirt — hat denn auch mit seiner Oper, überall wo sie gegeben wurde: in Berlin, Hamburg, Leipzig, Danzig, Königsberg, die schönsten Erfolge erzielt: zumal in dem zweiten Akt, der fast ganz durch die heimliche Zwiesprache des Liebespares und die Entführung Thusneldens ausgefüllt wird; auch die Scenen der Fulvia, die recht günstig wirkende Gestalt des Skalden, das Sunwendfest und manche Chöre schlugen sieghaft durch; es ist meine Schuld und es liegt wohl auch am Stoffe, daß der letzte Aufzug dramatisch nicht so wirksam ist wie zu wünschen wäre: es wird auf die Länge im Text eintönig, dies ewige Krieg- und Kampf- und Cherusker-thum.

In Königsberg war einstweilen ein Wechsel der Leitung des Stadttheaters eingetreten: der derbe,

drollige „Énne énne“ (oben S. 609) war ersetzt durch Max Stägemann. Das war freilich ein andres Korn! Stägemann, als Schauspieler und als Sänger gleich hervorragend, war von einer fabelhaften Welt- und Geschäftsgewandtheit, von bezaubernder Liebenswürdigkeit im Umgang und seine prächtige Gattin, Frau Hilli, bedurfte nicht erst ihres Geigenspiels, um alle Herzen zu gewinnen. Viele schöne Stunden verlebten wir in dem wirthlichen Hause. „Max“ verließ mich nicht, brachte unermüdet alle meine Stücke eines nach dem andern zur Aufführung: freilich haben sie auch alle den Königsbergern gefallen.

So scharf er sich auf's Geschäft verstand: — einer der klügsten Kaufleute am Pregel meinte lachend: „der ist uns Allen über!“ — so ernst war es ihm als einem echten Künstler — von der Spindelseite aus dem Blute der Devrients! — um die Kunst zu thun und er hob nicht nur die Oper, auch das Schauspiel in den leider nur wenigen Jahren seiner Wirksamkeit in Königsberg: — bald mußten wir ihn

an Leipzig abgeben — zu einer Höhe, die auf einer Provincialbühne wohl nur sehr selten erreicht wird. Im Schauspiel, unter der Regie von Oswald Hanke, wirkten ausgezeichnete Kräfte: Herr Neumann, l'Allemand, Fräulein Weigel, Fräulein Miller und andere mehr: manchen Sieg haben sie mir — nicht meine Dichtung — erstritten: dankbar gedenk' ich's.

Der Armin hatte unter Stägemann's Leitung prächtigen Erfolg: unsere liebe Freundin Marianne Brandt war eine herrliche Fulvia [1]).

Im Jahre 1877 erschien mein erstes Lustspiel, „die Statskunst der Frau'n“, das ich mit Lust und Liebe, in froher Ferienstimmung, im trauten

---

[1]) An ihre Leistung knüpfte sich eine drollige Verwechselung. Gleichzeitig mit ihrem Besuch hatten wir im Hause Charisius (oben S. 213) eine russische Generalin Brand kennen gelernt. Nach beider Brände Abreise sprach Frau Magda: „Die Brand schrieb, sie wünsche eine Photographie von Ihnen mit Ihrem Namen.“ „Gern,“ erwiderte ich,“ und schrieb auf die Rückseite einer solchen: „Seiner glühenden Fulvia F. D.“ Frau Magda schickte den geschloßnen Umschlag ab. Lebhaftes Erstaunen des grimmen Generals in Kowno.

Friedrichshafen geschrieben, in Italien durchgefeilt (oben S. 444) hatte. Der Stoff ist entnommen der vielfach, z. B. vortrefflich von Freund Wilhelm Hertz, behandelten Sage, daß die Tochter des Pfalzgrafen Konrad den Sohn Heinrich's des Löwen eingeschlummert vor dem Burgthor fand und ihm ein verschlossenes Schreiben aus der Tasche nahm, in dem Kaiser Heinrich VI. befahl, den Ueberbringer gefangen zu setzen oder zu tödten: sie schreibt statt dessen den Befehl, den Ueberbringer sofort mit des Pfalzgrafen Tochter zu vermählen[1]).

Den durch den Stoff gegebenen Gestalten fügte ich noch ein par erfundene bei: den fröhlichen Minnesänger Friedrich von Hausen und, — Freund Scheffel zu Liebe — eine Enkelin seiner reizenden Praxedis: er hatte die größte Freude daran und schrieb mir gar freundlich über die Widmung! — um so ein zweites Liebespar zu gewinnen. Dem

[1]) So ungefähr: die Sage tritt in verschiedenen Fassungen auf.

genialen, aber gefährlichen Kaiser Heinrich VI. stellte ich im Gegenspiel die anmuthige, edle und herzgescheute Pfalzgräfin gegenüber: ein in alle Mädchen zugleich verliebter blutjunger Falkonier und ein in Praxedis vernarrter alter Schloßwart Bumpo sollen die Heiterkeit mehren: eine Schreibstunde, in der „das Lämmlein" Agnes die Kunst lernt, Geschriebenes zu tilgen und durch andere Buchstaben zu ersetzen, ein Ballspiel mit Stegreif-Reimen, eine Trinkscene, in welcher der die Andern trunken machen wollende Bumpo selbst ziemlich angeheitert wird, heben sich von dem politischen Hintergrund ab, in welchem von der Pfalzgräfin die Versöhnung des Kaisers mit Heinrich dem Löwen und Richard Löwenherz, die Abkehr von Frankreich angestrebt und durch „die Statskunst der Frau'n" erreicht wird.

Das Stück gefiel sehr: nicht nur in Königsberg, wo die Aufführung unter Stägemann ganz vorzüglich war, auch im Schauspielhaus zu Berlin, in häufigen Wiederholungen, von denen ich einer beiwohnte,

ebenso in Stuttgart, wo König Karl (oben S. 369) die Darstellung befahl: viel weniger scheint es in München Erfolg gehabt zu haben, trotz des — wie ich hörte — ausgezeichneten Spiels der Frau Dahn-Hausmann (Pfalzgräfin), Possarts (Kaiser), Rohde's (Friedrich von Hausen) und Anderer.

Eine sehr wichtige Rolle soll — schrieb man mir — mit sichtbarer Unlust gespielt, wenn nicht gar — was ich aber durchaus nicht glauben will — absichtlich verdorben worden sein.

Dazu kam, daß ein Kritiker die Sittlichkeit des Stückes angriff, weil das „Lämmlein" den Geliebten vor unverschuldeter, grausamer Kerker-, ja Todes-Strafe, die nicht der Kaiser, der rachsüchtige Bumpo — in Mißbrauch einer kaiserlichen Vollmachtsurkunde — ausspricht, durch Aenderung des Befehls rettet.

Das ist freilich „Fälschung": aber seit Jahrhunderten hat kein Mensch an diesem Zuge der Sage Anstoß genommen. Der Herr, der darüber schalt, war wohl ungenügend unterrichtet. Das

Stück wurde in München nur ein par Mal wiederholt.

Das folgende Jahr (1878) brachte unter dem Namen: „Balladen und Lieder“ die dritte Sammlung meiner Gedichte, meist erst seit 1873 entstanden: zugeeignet „meiner lieben Frau Therese“: unter den Balladen haben der Cyclus: „Walther von der Vogelweide“, der an etwa zwanzig Vögel und deren Eigenart knüpft, am Meisten Beifall gefunden: Freund Karl von Hase war ganz erstaunt, als ich ihm im ärgsten Fimbul-Winter von Thule die eben erwachsenen Frühlings- und Landschafts-Schilderungen Herrn Walther's vorlas. Dann die Kreuzfahrerlieder der Deutsch-Herrn-Ritter in Preußen; die lyrischen Sachen spiegeln in ihren vielen Gelegenheitsgedichten unsern geselligen Verkehr in diesen Jahren und die zahlreichen „Prologe“ u. s. w. jene starke Inanspruchnahme meiner Muse durch Vereine, Jubiläen und andere Feste (s. oben S. 192 f.). In diesem Jahre (1895) wird eine zweite Auflage der Sammlung erscheinen.

Ich hatte in jenen Jahren viel gearbeitet in den Quellen über Blutrache, Fehdegang und Rechtsgang bei den Germanen[1]).

Diese Gedankengänge führten mich zu dem in dem Schauspiel „Sühne“ behandelten Gegenstand. Anknüpfend an einen Zug aus der isländischen Njals-saga ließ ich einen hochgemuthen Fürsten auf die Blutrache für den heißgeliebten jüngern Bruder verzichten, unter der Bedingung, daß die Blutrache für immer in dem Volk abgethan und durch Sühne ersetzt werde. Das Stück spielt kurz vor der Varusschlacht, zu der Armin am Schluß die versöhnten Gaue entbietet; zugleich wird dem großherzigen Samo von seinen bisherigen Widersachern das Königthum über die ganze Völkerschaft der Semnonen übertragen: das Königthum, das ich ihn in folgenden Worten schildern lasse. Der Knabe Thiotfrid frägt seinen Bruder Samo:

„Du bist nur Fürst: was heißt nun Königthum?“

[1]) S. Bausteine II. 1880, S. 76—128.

Samo:

„Kind, Königthum ist höchstes Opferthum!
Von Göttern gelten Könige entstammt:
Drum soll'n sie mehr als andre Menschen — tragen.
Bei uns ward noch kein Mann so hoch gewerthet,
Dies höchste Heldenamt ihm zu vertrau'n:
Nicht nur im Keil der Schlachtordnung geziemt
Der Vorderplatz dem König, wo zumeist
Ihn für sein Volk der Feinde Speerwurf trifft, — —
Ihm ziemt im Frieden auch der schwerste Kampf:
Sich selbst vergessen, Sippe, Sohn und Bruder,
Den eignen Wunsch in Liebe, wie in Haß,
Das eigne Herzblut opfern für sein Volk. —
Das, lieber Bruder, das heißt Königthum."

Royauté oblige! Das ist freilich eine andere Auffassung von dem Königthum als sie der absolutistische Tyrannen-Dünkel in den Redensarten: „car tel est mon plaisir" oder „l'état c'est moi" und ähnlichen äußert. Friedrich der Große hatte sich nur den ersten Diener des States genannt: sein Gegenbild gewährt jenes Wort von Louis XIV.

Großartige Bethätigung findet diese germanische

Auffassung vom Königthum darin, daß sie den Opfer-tod des Königs für sein Volk verlangt.

Lastet längere Zeit auf dem Volke Seuche, Miß-wachs, „Un-Sieg", d. h. die Unmöglichkeit trotz aller Tapferkeit einen Sieg zu erfechten, — etwa wie 1870 auf den Franzosen! — so hat eine unentdeckt und daher ungesühnt gebliebene Frevelthat den Zorn der Götter auf das Land herab beschworen und, gelingt es nicht That und Thäter zu entdecken und den Frevler in Todesstrafe den verletzten Göttern zu opfern, so muß sich der König, der sein Volk wie gegen die Menschen so gegen die Götter vertritt, tödten und so sich selbst den Göttern als Sühnopfer für sein Volk darbringen. Da die wichtigsten Fragen der Rechtsphilosophie — so über das Verhältniß von Recht und Sittlichkeit — darin behandelt sind, hab' ich das Drama Ihering gewidmet, der mir einen prächtigen Brief darüber schrieb: ich habe die Wid-mung auch nach unserm Bruch in der zweiten Auf-lage wiederholt.

Das Stück errang 1879/80 in Königsberg glänzenden Erfolg, Dank dem ausgezeichneten Spiel von Marie Seebach (Heilrun), die wieder als Gast erschienen war und nun die ersten Worte ihrer Rolle — die Friedensweihe über die Dingstätte — ebenso schön sprach, wie früher als Krimhild die ersten Worte — den Fluch über Burg Bechelaren: aber auch die Herren Neumann, l'Allemand, Fräulein Weigel (Samo, Sigo, Albheid) leisteten ganz vorzügliches. Die Kritik tadelte blos, daß das junge Liebespar, das am Schluß des dritten Aufzuges, von Messerstichen getroffen, stürzt und für todt gilt, nur verwundet ist und im letzten Act wieder lebend zum Vorschein kommt. Das sei undenkbar. Du lieber Gott, wenn auf jeder Kirchweih in Niederbaiern jeder Messerstich tödtlich wäre, — Niederbaiern läge lange schon ausgestorben! Auch haben ja die jungen Leutchen durchaus nicht todeswürdige tragische Schuld auf sich geladen: warum müssen sie — im Schauspiel — sterben? Im Trauerspiel können Nebengestalten von dem Fall des Helden

mitgerissen werden (Max und Thekla): allein das Stück ist kein Trauerspiel und kann keines sein, da der Held Samo nicht unter, sondern, geläutert durch Selbstbezwingung, als Sieger hervorgeht. Sonst hatten mich die Königsberger wohl zu blutig gefunden: — nun wollten sie mir meine beiden Lieblinge morden, deren Liebes- und Streit-Scene am Nornenbrunnen bei'm Gränzhag ihnen doch so wohl gefallen hatte. Ich gab nicht nach. Als aber bei der im vorigen Jahre (1894) erfolgten, — recht wackeren, — Aufführung in Breslau, die ebenfalls sehr warm aufgenommen ward (— zumal auch die oben angeführten Worte vom Königthum, geschrieben 1879, —), ziemlich allgemein, auch von Einsichtvollen und Wohlwollenden, dasselbe Bedenken ausgesprochen wurde, ließ ich bei den Wiederholungen mit leicht zu gestaltender Veränderung das junge Par sterben: den Leuten gefiel's nun besser, mir nicht; in der zweiten Ausgabe (1895) habe ich diesen veränderten Schluß beibehalten; es ist das Stück, das nun fünf Jahre

„Kraft schriftlichen Vertrags“ im Burgtheater zu Wien — todt liegt (oben S. 633); ich fürchte, das bleibt eben so todt wie nun das arme Liebespar.

Uebrigens sag' ich gleich jener spartanischen Mutter, deren Sohn bei der Wahl durchgefallen war: „ich freue mich, daß das Vaterland so viele bessere Dramatiker hat als ich bin“: das Stück ist in diesen sechszehn Jahren sonst von keiner Bühne gegeben worden.

Ein Hauptgrund dieser meiner Nichterfolge liegt, wie oben bemerkt, in den Stoffen: die Leute wollen sich und ihres Gleichen und die Fragen von „brennender Actualität“ (!) auf den Brettern sehen. Treffend drückten das bei der ersten Aufführung zu Königsberg zwei Damen aus, die, hoch aufgedonnert und schmuckbeladen wie geputzte Kamele des Jordan, nach dem dritten Act auf dem Gang vor den Logen, ohne mich an der halboffnen Thüre zu bemerken, einander zuraunten:

„Gräßlich langweilig!“

„Nicht einmal die Toiletten haben die Damen bisher gewechselt.“

Anno neun nach Christi! Ja, man soll eben keine Stücke bringen, die anno neun spielen: „nur das Neueste aus Berlin“, „Ausverkauf von Stöffern von hochfeiner Nouveauté!“

Allerdings haben die größten Dramatiker von jeher weit in der Vorzeit spielende Stoffe bevorzugt: so die Hellenischen, so Shakespeare, so Schiller, so Goethe, so Grillparzer: allerdings meinte Schiller, „was kann denn dieser Misère Großes passiren“? — aber was verstanden die vom Drama im Vergleich mit der „Moderne“ (wie das falsch gebildete Miß-Wort lautet), mit dem Geschmack des fin de siècle = mene tekel = Ekel!

Mir lag es warm am Herzen, deutsche, nationale Kunst auf die Bühne zu bringen: und da es mit dem Schauspiel, trotz der Erfolge von Roderich, Markgraf, Deutsche Treue, Statskunst doch nicht recht auf die Dauer und auf vielen Bühnen gehen wollte,

dachte ich, den Deutschen mit der Oper beizukommen. Sie hatten doch Richard Wagner's Tribun, seine Götter, Nibelungen, Minnesänger, Gralritter sich gefallen lassen: — vor Allem freilich um der Musik willen. Vielleicht verziehen sie mir auch meine vorzeitlichen Gestalten und mein Deutschthum, wenn jemand — als mildernden Umstand! — recht schöne Musik dazu machte.

Zwar, der schön componirte Armin hatte sich — offenbar wegen anno neun! — auch nicht gehalten!

Aber ich beschloß, es doch zu versuchen, und schrieb nun rasch hintereinander — zum Staunen der Menschheit — drei Operndichtungen: „Harald und Theano“ (1879), den „Schmied von Gretna-Green“ (1880) und den „Fremdling“ (1880). Ueber jene Umdichtung meines Erstlingswerks, seine treffliche Composition von Professor Lorenz zu Stettin und deren in jedem Sinne des Wortes „Einzigen“ Erfolg ist schon gesprochen (oben S. 546 und III. S. 267). Gewidmet habe ich sie Franz von Lachner

(II. S. 159), der meinem Macte Imperator erst die Schwingen gab, die es durch ganz Deutschland getragen haben, auch andere Gedichte von mir sehr schön componirt und mich in München schon mit Haydn, Beethoven, Mozart, Weber, Bach, Händel vertraut gemacht hat (vgl. Gedichte II. S. 379). Ungefähr gleichzeitig erschien eine neue Auflage des kleinen Epos mit schönen Illustrationen von Gehrts bei Titze in Leipzig.

In dem „Schmied" schwebte mir, wie gesagt (oben S. 471), als Ideal für Musik und Text die „weiße Dame" vor: meine beiden Componisten und ich haben uns jenem Ziel ach nur wenig genähert: beide Compositionen blieben ohne dauernden Erfolg. Meinem Text aber fehlt die anmuthige, leichte Heiterkeit des Scribe'schen, der „esprit gracieux". Doch ist mir, glaub' ich, gelungen, eine wirksame Begründung des so befremdlichen Trauungs-Rechtes zu erfinden: der Vorfahr des Schmiedes hat unter äußerster Lebensgefahr die von dem Priester begonnene Trauungsformel

für einen flüchtigen König von England nach Verwundung des Priesters in der Schmiede zu Ende gesprochen; dann hab' ich den Schmiedehammer auf Thor-Donar zurückgeführt, der ja, wie die Riesen zerschmetterte, so die Bräute weihte; und in der Poesie der englisch-schottischen[1]), Hausgeister und Elben die in der alten Schmiede umgehen, lag ein für die Composition günstiger Stoff, so zwar, daß kein geringerer als Brahms einmal dachte, die Oper zu componiren (übrigens auch Rubinstein, der nur verlangte, ich solle die Geister nicht blos als Staffage verwenden, sondern entscheidend in die Handlung eingreifen lassen, was mir widerstrebte).

Eine Oper von Brahms! Es wäre denkwürdig geworden.

Im gleichen Jahre (1880) noch schuf ich aus meiner frei erfundnen Ballade „der Fremdling" (Gedichte II. S. 99) die gleichnamige Operndichtung,

---

[1]) Deßhalb ist die Dichtung Theodor Fontane (II. S. 435) gewidmet, „dem Meister der englischen Ballade".

bei der mir Richard Wagner's Hereinziehung der germanischen Götter in menschliche Leiden und Freuden vorschwebte. In einem in Asgardh spielenden ersten Aufzug verwettet Baldur gegenüber Loki sein Haupt, falls das von ihm zum Weib erkorne Menschenmädchen Nanna, die verwaiste Stieftochter eines nordischen Königs, nicht alle schwersten Proben der vertrauensvollsten Liebe bestehen sollte. Die hab' ich dem armen Kinde wahrlich nicht erspart: sie schlägt die Werbung des Sohnes ihrer bösen Stiefmutter aus, weil sie die Braut eines Unbekannten geworden. Als Gefangene in den Baldurtempel gebracht, wird sie hier von dem Unbekannten aufgesucht, im Augenblick zärtlichster Umarmung wird das Par von dem eifersüchtigen Freier und dessen Gefolgschaft überrascht, der Unbekannte entflieht. Nanna wird wegen Tempelschändung zum Tode verurtheilt: sie soll lebend eingegraben werden: standhaft bis an's Ende weist sie die Hand ihres Freiers zurück, der sie um diesen Preis zu retten bereit ist: ihr Glaube an

den Fremdling und seine ihr zugesagte Hilfe wankt nicht, als sie schon die fallenden Erdschollen bedecken: da, im letzten Augenblick, erscheint auf leuchtendem Sonnenwagen der Fremdling: es ist Baldur, der vor den staunenden Augen der Menschen seine Gemahlin emporträgt zu den Göttern, die oben auf der Regenbogenbrücke die neue Göttin jubelnd begrüßen, während Loki beschämt an Treue und Liebe bis zum Tode bei den Menschen glauben muß.

Der Stoff, reich an dichterischem Gehalt und an dramatischer Wirkung, hätte von Richard Wagner in Musik gesetzt werden müssen: — er hat die Widmung sehr freundlich aufgenommen: — aber leider widerstritt das seinem Grundsatz, nur eigne Dichtungen zu componiren.

Telegraphisch verlangte Goldmark (oben S. 521) das Compositionsrecht, das ich dem erfolgreichen Componisten der „Königin von Saba" gern gewährte. Nach viel mehr als Jahr und Tag gab er es auf: der Stoff lag ihm doch zu fern. Später versuchte sich an

ihm Hanns Sommer in Berlin (nun Weimar): auch er verzichtete: er meinte, die Götter könne man nur aus Wagner abschreiben oder ganz abweichend behandeln: beides würden die Leute nicht lieben.

Schade drum! Ich las die Operndichtung vorigen Winter hier vor: sie fand — auch ohne Musik — reichsten Beifall.

Das Jahr 1880 — ich war 46 Jahre alt — brachte besonders reiche Aerndte: neben den angeführten Operndichtungen, dem ersten Band von Wietersheim (oben S. 593) und mehreren Lieferungen (zu zehn Bogen) „Urgeschichte“ (oben S. 565) erschien „Odhins Trost“, nach meiner Meinung mein, dem geistigen und dichterischen Gehalt nach, bedeutendstes Werk: ich trug es schon seit 1872 in liebevoll pflegenden Gedanken.

Hier habe ich meine heroisch tragische (aber nicht pessimistische: [II. S. 37]) Weltanschauung niedergelegt, jenen Monismus, der das Mirakel und eine die Geschicke der Menschen stets gerecht und väterlich liebend

leitende Himmelsgewalt und die Tugend aus Berechnung auf Lohn im Himmel oder jämmerlicher Furcht vor Strafe in der Hölle ausschließt, die Pflicht um der Vernunftnothwendigkeit des Guten willen auferlegt, den Verzicht auf Leben und Glück von dem Einzelnen um des Ganzen willen fordert, aber doch das Dasein freudig bejaht, in der Erkenntniß, daß das Einzelne vergehen muß, um im Wechsel der Individuen das Vernunft-Gesetz und das Allgemeine zu erhalten.

Das Werk enthält die Antwort auf die Frage: „Sind Götter?“ (oben S. 605).

Diese Weltanschauung, dann die begeisterte Liebe zu dem altgermanischen Götterglauben und zu germanischer Eigenart, die mächtig darin hervorbricht, haben dem doch nicht für weite Kreise zugänglichen Buche den unerwarteten Erfolg von sieben Auflagen in zehn Jahren gebracht: übersetzt ward es in das Holländische, Dänische, Schwedische und Ungarische.

Die gewagte Verquickung der Göttergeschicke mit

den Erlebnissen von Heiden und Christen auf Island wurde so gut aufgenommen, daß ich darauf verzichtete, die Göttergeschichte, wie ich einmal plante, auch für sich allein in Verkehr zu bringen.

Viele, viele Männer und Frauen haben mir in diesen fünfzehn Jahren, ohne von einander zu wissen, geschrieben, daß sie in schwersten inneren Kämpfen und äußeren Leiden in diesem Buche, d. h. in seiner entsagend-heroischen Weltauffassung in der That den Trost gefunden haben, denen ihnen der verlorene Kirchenglaube zu spenden nicht mehr vermochte. In Königsberg hat es ein Geistlicher als Confirmationsgeschenk gewählt. Das würde ich nun *nicht* thun! Leicht ist manchen der Glaube erschüttert, denen die Philosophie ihn nicht ersetzt: nur geistig voll Reife sollen an das Buch herantreten und auch für solche gilt das Wort des Geistes-Gottes:

„Ich weiß, Wenige wird er trösten,
Odhins heldentapfrer Trost.“

Denn in Wahrheit ist dieser Trost: *der Verzicht*

auf jeden Trost für die völlige Entsagung und für die Vernichtung im Tode.

Auf dem Schlachtfeld von Sedan habe ich in Thun und Schauen und Denken für dieses Werk den meisten Stoff gewonnen. Es ist mit den Namen meiner Therese und meines Vaters geschmückt.

Im Jahre 1882 erschien der erste Band einer ganzen Reihenfolge von geschichtlichen Erzählungen.

Bald nach Vollendung des „Kampfes“ (1876) war mir der Gedanke gekommen, eine beträchtliche Zahl von dichterisch sehr wohl zu gestaltenden Stoffen, die mir bei der Quellenforschung in der Zeit der Völkerwanderung bis einschließlich Karls des Großen, ja bis auf das Jahr 1000 und darüber hinaus bis auf Herzog Ernst von Schwaben und Kaiser Friedrich II. aufgestoßen waren, in ähnlicher, obzwar vielfach abweichender Weise wie weiland den Untergang der Ostgoten zu behandeln. Freilich, ich war mir darüber klar, daß ein gleicher Erfolg nicht zu erzielen sei, da kein andrer Stoff von so großartig

weltgeschichtlichem Hintergrund und von so echt tragischer Bedeutung mehr zur Verfügung stand.

Allein die Heroica ist doch nicht das einzige vollberechtigte Tonwerk Beethoven's und gar manches echt malerische Bild schien mir möglich, obzwar in kleinerem Rahmen: manches εἰδύλλιον, wenn nicht ein μέγα εἶδος. Auch reizte mich in manchen Fällen das Komische, sei es in der gegebenen Gesammtlage (schlimme Nonnen, Weltuntergang), theils in einzelnen Gestalten (eben diese und noch viele andere): mein nach so langer Verdüsterung seit 1873 in vollendet glücklichem Ehe- und Haus-Leben wieder erwachter Humor, der — nicht umsonst hatte mein Großvater Monsieur Le Gay geheißen — in der Mischung meines Wesens einen nicht unerheblichen Theil ausmacht, was mit dem Tragisch-Heroischen (II. S. 37) so wenig in Widerspruch steht wie in Shakespeare Falstaff unvereinbar ist mit Percy und Prinz Heinrich in denselben Aufzügen, machte sich geltend und verlangte neben dem Pathetischen und Tief-Ernsten auch

gelegentlich zu Wort zu kommen: die Freunde im „lustigen Loch“ (oben S. 141), die zuweilen auch durch mich erlustigt wurden, meinten, ich solle mich doch in meinen Büchern vor den Leuten nicht stets „haben“ wie König Teja oder der Welt-Untergang ahnende Odhin: ich sei eigentlich doch ganz „fidel“: ich möge diese Fidelität nicht nur den Nächsten bei'm Becher mündlich ausdrücken (sagte der liebe August Müller (oben S. 142), er selbst freilich von geistvollstem Humor durchsprüht!), auch schriftlich in die Welt gehen lassen. So entstanden denn aus eigener Neigung die beiden Lustspiele (oben S. 658 und unten S. 686) und in den „kleinen Romanen aus der Völkerwanderung“, auch wo der Hauptgegenstand ernst war, manch' heitere Gestalt, daran es ja auch im „Kampf um Rom“ nicht ganz gemangelt hat.

Den Reigen führte „Felicitas“: und wohl hat die Kleine den ersten Platz verdient: sie hat den Leuten am Meisten gefallen und von allen meinen

Dichtungen nach dem „Kampf“ die meisten Auflagen erlebt: nämlich zwölf in neun Jahren.

Die Anregung gab eine Inschrift, die ich im Corpus Inscriptionum bei Mommsen fand:

„**hic habitat felicitas: nihil intret mali**“!

Ich wollte die Inschrift, d. h. ihren Stein, selbst den Spruch verwirklichen lassen; dann schwebte mir die Einwanderung der Bajuvaren in jene mir so vertrauten Berglandschaften vor und der Fortbestand römischer Cultur auch unter germanischer Oberherrschaft, wie ich sie für den zweiten Band der „Urgeschichte“ eingehend hatte erforschen müssen.

Einen guten edlen Christenpriester war ich dem Christenthum doch auch schuldig, nachdem ich manchen schlimmen dargestellt, (später hab' ich übrigens noch manchen idealen Christen — Geistliche wie Laien — geschildert): die Sclavenwirthschaft, an der wie an den Großgütern die römische Welt wirthschaftlich zu Grunde ging, wildkräftige Condottiere-Gestalten, wie sie die damaligen Cohorten befehligten, ein unter allen Stürmen

durch seine Herzensreinheit furchtlos erhaltenes kindliches Weib, der Schutz solcher Reinheit vor römischer Begier durch germanisches Heldenthum, das selbst keusch und rein geartet ist: — das waren Einfälle, die mich anzogen. Das „liebenswürdigste meiner Kinder“ hat man die anmuthvolle Felicitas genannt. Lebhaft erfreuten sich daran die beiden Schweizer Meister, die ich der Kleinen zu Taufpathen bestellte: Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer: sie lobten in ausführlicher Begründung die Erzählung, welche die Berliner Gefolgschaft gewerbegetreu in Fetzen riß.

Das gleiche Jahr (1882) brachte an Poesie weiter den Versuch, eine Ballade „Skaldenkunst“ (Balladen und Lieder S. 44) zu einem kleinen Schauspiel gleichen Namens in nur drei Aufzügen auszuarbeiten. (Es ist Frau Dr. Anna Berger, oben S. 496, zugeeignet.)

In Thule sind der alte König und sein Sohn, beide gleich edle, aber auch gleich zornhitzige Helden, durch

böse Ränkeschmiede, die selbst nach dem Königsstabe trachten, in blutigen Kampf gehetzt worden. Vor der Entscheidungsschlacht kehrt nach Thule zurück der Skalde Swan, der sich seit Jahren verbannt hatte, um seine Liebe für die Königstochter zu verbergen: er hat sich in Byzanz und Rom zu hoher Bildung erhoben.

Von der Königstochter Bathilde (ein höchst geistvoller Kritiker in Berlin meinte, das sei der Stockschnupfen-Name für Mathilde!) über den Stand der Dinge unterrichtet, entdeckt er im Zwiegespräch je mit Vater und Sohn, daß beide sich unter der Schale des Hasses noch lieben, daß es nur erforderlich ist, sie zusammen zu bringen, um beide von dieser Liebe zu überzeugen. Er bestellt sie beide, ohne daß Einer von dem Andern weiß, um Mitternacht an die Odhins-Esche in dem heilgen Hain, wo er jedem durch „Skaldenkunst“, durch weißen Zauber, den Sieg von den Göttern zu erwirken verheißt. Wie sie Beide, ohne einander wahrzunehmen, zu beiden Seiten des

mächtigen Stammes stehen, ruft er dem Vater zu der Sohn, dem Sohne der Vater sei seinen Wunden erlegen. In tiefstem Schmerz, mit lautem Weheschrei, stürzen beide hervor, finden sich lebend und fallen sich hocherfreut in die Arme. Die Neidinge flüchten vor den Versöhnten und Swan nimmt nach langer, (vielleicht ein wenig allzu edelsinniger!) Weigerung die Hand der liebenden Königstochter an, aber erst nachdem ihm der Königsstab des verwaisten Reiches Seeland übertragen wird, das er kurz vorher unter seinem alterschwachen König von Seeräubern befreit hat.

Das Stück gefiel in Königsberg, Dank dem trefflichen Spiele Barnay's, der die ihm wenig zusagende, weil hoch pathetische Rolle des Skalden gütevoll übernahm: es gefiel auch stark, als ich es vor zwei Jahren hier vorlas: aber es gefiel durchaus nicht in Berlin, obwohl die Schauspieler, zumal Berndal, mir versicherten, sie hätten seit lange nicht so gern und leicht Verse gelernt und gesprochen wie diese. Es fiel vielmehr glänzend durch.

Der Grund des Mißerfolges war wohl, daß das kleine Ding allzuwenig Handlung birgt, streng genommen nur im letzten Auftritt: alles vorhergehende ist seelenmalerisch Gespräch. Allerdings hatte ich mir mit der Schöngestaltung der Sprache höchste Mühe gegeben und Kundige sagen, jene Verse seien neben denen in „Rolandin“ meine form-vollendetsten. Allein ich hatte, im stärksten Gegensatz zu dem ekelhaften und häßlichen Naturalismus, der damals die Bühnen zu beherrschen anfing, die ultra-idealistische Weise des Goethe'schen Tasso zur Richtschnur genommen, dem in dem Stück auch die Verherrlichung der Aufgabe der Dichtung nachgebildet ist: das gefiel ausnehmend Herrn von Hülsen und den Künstlern: aber auf die Leute, die zu Berlin die Erst-Aufführung eines Stückes zu besuchen und über deren Erfolg zu entscheiden pflegen, wirkte diese Mahnung wie ein Peitschen-Schlag in's Gesicht und sie rächten sich durch völlige Ablehnung. Welche Bosheiten, welche Dummheiten und welch' schadenfreudige Frohlockungen über meine Niederlage wurden

mir damals von Ungenannten, aus Zeitungen geschnitten, zugesandt!

Unentmuthigt versuchte ich es im folgenden Jahre (1883) mit einer ganz verschiednen Aufgabe und einer ganz verschiedenen Darstellungsweise: ich schrieb ein Lustspiel in Prosa, das, nach einem ersten Aufzug in einem alten Schloß bei Cleve, größtentheils in Paris spielt am Hofe des gerade sechszehnjährigen Ludwig XV. im Jahre 1726.

Es heißt der „Kourier nach Paris“ und ist Ernst Wichert zugeeignet.

In dem ersten Aufzug wird das altpreußische Wesen in einer adeligen Officiersfamilie geschildert — sogar die mir höchst feindlichen „Gränzboten“ erkannten an, das sei — wie die Darstellung der Welt der Pariser Hofränke — treffend gelungen: — die folgenden vier bringen unter einer allerdings gewagten Voraussetzung: (daß nämlich zwei als Soldaten verkleidete Mädchen [die im ersten Aufzug als „famos“ fechtend, schießend, reitend, fluchend eingeführt

sind] zwei Tage lang nicht erkannt werden,) eine Reihe von munteren Verlegenheiten; dabei gab ich mir Mühe, die Franzosen — zumal den Helden des Stückes — den Chevalier Bayard de Briançon, aber auch die geistvolle schöne Wittwe mit dem Backfisch-Töchterlein so liebenswürdig hinzustellen als möglich: und sogar ein so eifriger Franzose wie Freund Du Plessis (oben S. 197) war diesmal mit meiner Behandlung seiner Landsleute voll zufrieden, während er von meinem französischen Gesandten in der Statskunst (oben S. 660) drollig-drohend meinte: „ah, vous l'avez bien arrangé, celui la!“

In Königsberg gefiel („wie gewöhnlich“: d. h. die Leute dort waren mir gar sehr gewogen!) das Stück lebhaft: es ward getragen durch das ausgezeichnete Spiel meiner Stieftante (s. oben S. 235) und deren Zofe, Fräulein Miller, die in ihren Husaren-Uniformen prächtig aussahen. Trotz diesem unzweifelhaften Erfolg ward das Stück von keiner andern Bühne gegeben: an einem Hoftheater scheiterte es, unerachtet der

Bemühung des Regisseurs, an der Weigerung der Landesmutter, Mädchen in Männerkleidern vor ihr Antlitz treten zu lassen. Armer Shakespeare! Deine köstliche Viola ist nicht hof-fähig! Es hemmen die Holde die Hosen! Wie wohlthätig ist doch häufig der Einfluß der Höfe auf die Dichtungen Deutschlands! Und wie schön ist es in Deutschland eingerichtet, daß die „National“-Theater vor Allem Hof-Theater sind (oben S. 641)! Freilich zahlt die „Nation“, d. h. das Volk, oft mehr dafür als der „Hof“.

Im gleichen Jahre erschien der zweite kleine Roman aus der Völkerwanderung „Bissula“. Schon im Jahre 1867 hatte ich Freund Scheffel bei seinem Besuch in Würzburg und unserer Wanderung zu den Ziegeln der XIX. Legion in Osterburken (III. S. 245) den Plan mitgetheilt, wie der edle, stark alternde Dichter Ausonius von später Liebe zu dem gefangnen Schwabenmädchen ergriffen wird, das er in mehreren Gedichten gefeiert hat, wie aber die kindjunge Alamannin, bei aller dankbaren Verehrung für den

väterlichen Freund sich doch gern retten läßt aus jener Werbung von dem gleich jugendlichen Volksgenossen, dem sie zuvor in trotziger Herbe, ihr eignes geheimes Gefühl fürchtend, widerstrebt hatte. Vielleicht wäre der Stoff, trotz wiederholter Mahnung Scheffels, der ihn für mich sehr geeignet und die mitgetheilte Planung viel verheißend fand, unbehandelt geblieben, hätte ich nicht 1874 in meinem lieben Friedrichshafen und Umgegend alle Oertlichkeiten wie für diese Erzählung besonders eingerichtet gefunden: die von der Schweiz her drohenden Römerhafen, der See, das Nordufer mit schilfigem Sumpf, mit Busch und Wald; auf Berg (oben S. 352) die natürliche Stätte für das Römerlager, im fernen Norden die ragenden Höhen, von denen die Alamannen in nächtlichem Ueberfall herabstürmen; dazu trat das Erwünschte, daß die Geschichte gerade von jenen Tagen des Ausonius unglückliche Feldzüge der Römer gegen die linzgauischen Alamannen auf dem Nordufer des Bodensees berichtet und ihre Niederlage bei Adrianopel

(anno 378), die sie zwingt, die Rachegedanken hier aufzugeben und alle Truppen schleunigst vom Bodensee an die untere Donau zu entsenden. Die Geschichte gefiel „allen braven Schwäbinnen," denen sie gewidmet ist und außerdem noch vielen andern braven Leuten; die Berliner Herren aber erklärten, die plötzlich am Bodensee erscheinende Bärin sei aus Cooper entlehnt[1]), und ein Anderer, die Germanen seien nicht so wenig cultivirt gewesen wie ich sie schildere. Der Mann wollte das besser wissen als ich, der ich darüber schon Jahre lang geforscht hatte, als er noch in der Schule „Tatzen" erhielt oder doch, wie es scheint, wegen Ueberhebung hätte erhalten sollen; ganz wie mich ein berühmter Literatur-Kritiker (diesmal nicht Scherer!), der niemals eine westgotische Quelle in der Hand gehabt, belehrte, daß ein westgotisches Königs- und Stats-Bewußtsein, wie ich es in König Roderich schildere, unmöglich sei, ganz wie ein königlich

[1]) Da es aber damals am Bodensee Bären gab, können auch Bärinnen nicht ganz gefehlt haben!

preußischer . . . nun sagen wir: Hoch-Pädagog, der eine volksthümliche germanische Mythologie geschrieben hat, mich darüber aufklärte, daß Skepticismus und Götterleugnung, wie ich sie in „Sind Götter?“ im X. Jahrhundert in Nordgermanien schildere, „ganz unmögliche, willkürlichste Erfindung“ seien. Als ich aber, ein Schüler Konrads von Maurer, dem Herrn ein volles Dutzend Quellenstellen zusandte (jetzt Bausteine I., S. 133 f.), die solches schlagend beweisen, verspürte der Forscher nicht die Neigung, zu bekennen, daß er sich geirrt habe. Er gab einfach keine Antwort: und fuhr fort, Nordgermanisches zu schreiben, von dem er gar keine Ahnung hat!

Man verlangt ja gewiß von solchen Herrschaften nicht, daß sie gotische und nordische Quellen kennen: aber wer gezeigt hat, daß er sie kennt, kann fordern, daß Unwissende ihm sein Wissen glauben. Meine Erfahrungen mit dem dummdreisten Dreinreden von Unberufenen und Unwissenden haben mich leider zur

herzgründlichen Verachtung des allermeisten gezwungen, was sich „literarische Kritik“ nennt. Welche Menschen sitzen da über unsereinen zu Gericht!

Im Jahre 1884 fuhren die „Kreuzfahrer“ in die Lande.

In bitteren, bitteren Würzburger Tagen und ihren schlimmen, schlaflosen Nächten (1868—1872) hatte ich mich — wie mit unzähligen anderen möglichen und unmöglichen Einfällen fiebernder Gedankenflucht! — mit dem Stoff der Sage des Grafen von Gleichen beschäftigt: genauer gesagt, der Stoff hatte mich beschäftigt — wie der Albdruck den Schlummernden.

Das unserem Gefühl Widerstreitende der höchst gemüthlichen Lösung der Frage durch den heiligen Vater, wonach der Graf beide Weiber neben einander behält, war selbstverständlich ausgeschlossen: der Ausgang mußte tragisch sein. Vieles reizte mich an dem Stoff: die nur im Hintergrunde auftauchende, mir von jeher theuere Gestalt des genialsten Staufers: Friedrich II.; dann mein Liebling, Herr Walther

von der Vogelweide: (den ich, wie übrigens die gesammte mittelhochdeutsche Dichtung 1867—1872, sehr eifrig durchforscht hatte unter starker Einwirkung auf Gedichte II.) ich konnte ihn in erfreuender Weise in die Handlung eingreifen lassen. Dazu trat in meinen Gedanken ein Kleeblatt von drei Frauen: die schöne und edle Tochter des Kaisers, Gioconda von Paluzzo, mit ihrer unerwiderten Liebe zu dem wackern Friedmuth von Fragsburg, dem ebenso so überaus unglücklichen wie wackeren Gemahl Frau Wulfheids, die ihr eheliches Recht ihm gegenüber mit solcher Kraft der Eifersucht wahrt, daß sie ihn lieber unter den furchtbarsten Qualen sterbend, denn als den Gatten einer Andern wüßte; endlich das Saracenenkind, das, ganz Hingebung und Selbstlosigkeit, den Deutschen mit äußerster eigner Gefahr vor grausamstem Tode gerettet und später zum Gatten genommen hat, da Beide an Frau Wulfheids Tod nicht zweifeln konnten. Ich glaube und hoffe, der herben Frau Wulfheid, die ihres Gatten Burg

mit männlichem Muthe vertheidigt, so gerecht geworden zu sein wie der poesievollen Saracenin, die sich tödtet, den Geliebten aus Schuld und unentwirrbarer Verstrickung zu lösen. Friedmuth geht als Deutsch-Herren-Ritter nach Ostpreußen und findet dort den Heldentod, seine Wittwe und Gioconda, in Einem Kloster vereint, errichten ihm den Grabstein. Unter diese hoch ernsten Gestalten hab' ich nun aber ein heiteres junges Liebespar geschoben, den Knappen Hezilo und sein Trinele, in welcher Gestalt ich unsere liebe schöne Freundin, das Trinele von Goyen (III. S. 461), das mir schon zur Gotho im „Kampf um Rom" als Vorbild gedient hatte, nochmal dichterisch verwerthete: ihr, die einstweilen Schloßfrau auf Rametz geworden (III. S. 462), ist die Erzählung gewidmet. Dazu hab ich dann einen drolligen, ein wenig spitzbübischen, aber doch ganz überwiegend gutherzigen und schließlich wacker zum Guten mithelfenden Weinwirth aus Schwabenland gestellt, den Böppele von Böblingen, der mit seinen Schwänken

sich (und folgeweise auch ein wenig mir) gar viele Lacher und Freunde gewonnen hat. Und eine ganz besondere Freude war es mir, wie in Bissula Friedrichshafen und im Weltuntergang (s. unten) Würzburg, so in den Kreuzfahrern zum Ort der Handlung eine mir so Augen- und Herz-vertraute Gegend wählen zu können wie das geliebte Meranerthal (III. S. 455), das ich wohl zehnmal besucht habe. Die Fragsburg meines armen Friedmuth kenne ich fast so genau wie meinen Schreibtisch: so konnte ich sie leicht anschaulich bestürmen, vertheidigen, entsetzen: ebenso habe ich bei des Helden blutigem Ende in Ostpreußen meine Eindrücke von der Landschaft und meine Forschungen über die Ordensgeschichte eifrig beflissen verwerthet: ja um das nur einem kurzen Capitel zum Ort der Handlung dienende Kloster Sonnenburg (am Eingang des Enneberger Thals, südwestlich von Brünneck) nach Augenschein schildern zu können, bin ich sogar 1883 mit Theresen dorthin gepilgert: denn ich mag die

Geschichten nicht, die überall und deßhalb nirgend spielen können: ich schildere gern, was ich gesehen und in allen Sinnen in mich aufgenommen habe. Ein wunderbarer Sonnenuntergang belohnte die Wanderung dorthin. Ich freue mich schon jetzt darauf, den mir so altvertrauten Chiem-Gau — Seebruck, die Kampenwand (II. S. 217 f.) — als Schauplatz einer Erzählung zu verwerthen, falls ich noch Zeit finde, die lang geplante zu schreiben. Aber es wird wohl nicht mehr dazu reichen.

Im Jahre 1884 erschien der dritte Band der „kleinen Romane“: „Gelimer“. Es war schwer, nach dem großartigen Untergang der Ostgoten in langjährigem Heldenkampf das rasche, unrühmliche Ende zu schildern, das kurz vorher dieselben Feinde: Justinian, Theodora, Belisar, begleitet von Prokop, dem Vandalenreich in Afrika bereitet hatten. Ich würde wegen dieser störenden Aehnlichkeiten den Gegenstand nicht gewählt haben, hätte mich nicht das Räthselhafte, Widerspruchvolle in der Gestalt des

letzten Vandalenkönigs gereizt, der von seinem Zeitgenossen und Augenzeugen Prokop zugleich als ein tapferer Held und als ein im Augenblick der Entscheidung zusammenbrechender, später in geradezu „romantisch-sentimentaler“ Weichheit aufgelöster Lyriker dargestellt wird. Indem ich nur die sittliche Verderbniß der Nordlandsöhne — durch Bacchos und Aphrodite (oder richtiger Astarte!) — unter der heißen Sonne Afrika's in der lüderlichsten Provinz des damaligen Römerreichs — und das will etwas sagen! — eingehender schilderte und durch den Sarkasmus Prokops das Pathos der Tragik abwechselnd unterbrach, legte ich das schwerste Gewicht auf Erklärung der scheinbaren Widersprüche in Gelimer, dem durch eine geschichtlich bedeutsame Richtung christlicher Anschauungen jener Zeit das Mark, das Heldenthum zermürbt wird: absichtlich vermied ich, durch Schilderung der (ohnehin nur zwei) Gefechte an den „Kampf um Rom“ zu erinnern. Gewidmet ist die Dichtung unserer Freundin, Eugenie Heiden, die schon 1869 in Würzburg mit

eigenartiger lyrischer Begabung auftauchte und mit einem Bändchen Gedichte wohlverdienten Beifall geärndtet hat. Auch an Gelimer „hangs a tale", d. h. eine für den geistigen und sittlichen Werth unserer meisten Literatur-Kritiker bezeichnende Geschichte. Einer dieser Herrn hatte den „Kampf um Rom" eingehend — und zwar recht günstig — beurtheilt: später scheine[1]) ich ihn durch Nicht-Erfüllung von Wünschen erbittert zu haben. Diesmal waren es nicht Geldwünsche: aber das kommt auch vor, daß unsere Richter uns anpumpen und dann nicht nur bei Ablehnung verstimmt werden, sondern sogar nach Gewährung — wegen der unangenehmen Erinnerung an eine Verpflichtung[2]): seit ich das an einem Vielgenannten erfahren, geb' ich solchen Herren nichts mehr: da spar' ich wenigstens mein Geld!

---

[1]) Denn ich kann es nicht beweisen.

[2]) Der Naturalist.

Ein Dichter hat mich manchmal angepumpt:
Er wollte mich — damals! — redlich bezahlen:
Denn, hat er auch manchmal ein wenig gelumpt, —

Es ist aber leider nicht wahr. Ich gebe immer noch, weil ich nicht „Nein“ sagen kann. Eine Dame, der ich das klagte, meinte: „dann ist es nur gut, daß Sie kein Frauenzimmer geworden sind.“

Derselbe Mann[1]), der den „Kampf“ gelobt, zerriß den Gelimer mit folgender Schlußbemerkung: „Am Ende des Romans stellt Belisar in Aussicht, er werde nun nach Vernichtung der Vandalen die Ostgoten in Italien bekämpfen. Der Herr Professor wird uns doch um Gotteswillen nicht auch noch den Untergang der Ostgoten erzählen wollen?“ Derselbe, der den „Kampf um Rom“ gelobt, thut als kenne er ihn nicht, um jene seinsollende Bosheit anzubringen!

Friedrich der Große klagte, als ihm gefangne

Er diente noch — damals! — den Idealen.
Jetzt ist er Naturalist geworden:
Und seit er getreten in diesen Orden
Schimpft er auf mich wie ordensgebührlich
Und bezahlen? Das wäre zu unnatürlich!

(Gedichte IV. S. 223.)

[1]) So ward mir wenigstens versichert.

Kosaken vorgeführt wurden, daß er sich „mit solchem Gesindel herumschlagen müsse.“ Ich bin besser daran: brauche mich um die Preßkosaken nicht zu kümmern und hab' es nie gethan: nur hier stelle ich einmal ein par Beläge für das Wort Bismarck's zusammen, daß „Journalist“ einen Menschen bedeutet, der seinen Beruf verfehlt hat: zuweilen, will ich mildernd beifügen.

Wie viele junge Leute habe ich schon davor gewarnt, Schauspieler [1]) oder Journalist zu werden! Die mir gefolgt sind, danken mir's heute: die Meisten, die mir nicht gefolgt, sind geistig, sittlich, wirthschaftlich zu Grunde gegangen.

In diesen Jahren hatte ich mich — wie gesagt: oft bis zum Erliegen — mit der „Urgeschichte“ und der „Deutschen Geschichte“ gemüht, häufig mehr als zwölf

[1]) Denn auch die deutsche Bühne ist seit dreißig Jahren ganz gewaltig gesunken: künstlerisch und sittlich. Und vollends die Mädchen! Wie viele von ihnen sollte der Vater lieber auf den Scheiterhaufen als auf jene Bretter führen, welche die Welt des „fin de siècle,“ der „Moderne“ nicht blos bedeuten, sondern allzuoft sind.

Stunden arbeitend, — von sieben bis neun, mit zwei Stunden Unterbrechung —: zumal merovingische und karolingische Quellen. Ich hätte das Eintönige und oft recht Trockene nicht ausgehalten, wären nicht an dem Rande der Quellen dem Dichter manch' anziehende Blüthen aufgeknospt, wie ja diese Einheit meiner Quellen für Wissenschaft und Dichtung das Glück meiner Entwickelung und die alleinige Erklärung dieser meiner Doppelthätigkeit ist. Da hatte mich denn in dem von Wort zu Wort — wie oft! — durchforschten Gregor von Tours ähnlich wie im Prokop die Gestalt des Gelimer die der Fredigundis angezogen: ich legte mir die Frage vor — wie bei jenem — wie ist dies Geschöpf, in der Größe seiner wilden Leidenschaften und Frevel, seelenforscherisch zu erklären?

Für die Wissenschaft versagen die Quellen: aber wie mag die dichterische Phantasie das Räthsel lösen? Ich machte mich daran. Und ich glaube, es ist dichterisch gelungen.

Das schöne rothharige Kind, unwissend ein Bastard der Merovingen, schon in der Knospe verderbt, wird von ihrem Halbbruder Childerich (beide ahnen ihre Verschwisterung nicht) entführt und zum Weibe gemacht: bald verstoßen um einer Königstochter willen ermordet sie diese, sich in Macht und Glanz zu behaupten, sie, die alle Demüthigungen der Armuth, der Unfreiheit durchgekostet hatte. Nun Königin verwerthet sie — ohne Sinnlichkeit! — ihre berückende Schönheit, sich alle Männer für ihre Zwecke dienstbar zu machen, zumal im Kampf gegen ihre Nebenbuhlerin Brunichildis, die Königstochter der Westgoten[1], die den einzigen Mann zur Ehe hat, dessen Fredigundis je begehrt hat und den sie als den Besieger Childerichs ermorden lassen muß. Auch nachdem die Walandine erfahren, daß Childerich ihr Bruder, will sie die Ehe,

[1] Dabei habe ich der landläufigen höchst ungerechten Gleichstellung der hochgesinnten Brunchildis mit der durchaus selbstischen Fredigundis als Dichter widersprochen: eine wissenschaftliche Rettung der Tochter König Athanagilds hat meine Urgeschichte III. gebracht.

nicht aus Liebe, um der Macht willen, fortführen: erst Childerichs Ermordung macht dem ein Ende.

Die Hauptschwierigkeit des Stoffes lag darin, daß die bis an die Knöchel in Mordblut watende Teufelin ganz ruhig und noch dazu in einem Augenblick des Sieges auf ihrem Bette gestorben ist: daran konnte nichts geändert, sie mußte also innerlich vernichtet dargestellt werden: und das ist, glaub' ich, gelungen. Endlich mußte der Blick in so arge Gräuel — und wie viele ihrer Morde und andrer Schandthaten habe ich übergangen! — dadurch ästhetisch und sittlich aufgehellt werden, daß diese Zeit als eine Nacht dargestellt ward, die bereits von dem aufgehenden Morgen in sieghaftem Dämmerlicht überwunden wird: die blutigen romanisirten Merovingen sinken, und empor steigen die Arnulfingen, die Vorfahren der Karolingen, das noch jugendfrische, heldenstarke, durchaus germanische Geschlecht, dargestellt in zwei Vätern, Arnulf und Pippin und deren beiden Knaben, Arnulf und Karl. Die Wackerheit und das

Gemüthvolle der Männer und das Drollig-Heitere der Kinder soll am Schluß die wohlthätige Lösung der grausamen Spannungen bilden.

Ich halte Fredigundis (sie ist — leider mit Verstümmelungen! — in's Französische übersetzt) künstlerisch und seelenmalerisch für eine meiner allerbesten Leistungen.

Die Leute finden das nicht: sie stoßen sich an dem Stoff, weil sie, wie Rückert schon 1855 klagte, „Alles so stofflich nehmen“; ich glaube, ohne den Tropfen französischen Blutes in meinen Adern hätte ich weder diese schöne Teufelin [1]) noch den Chevalier de Briançon so, wie geschehen, schreiben können. Zugeeignet habe ich sie meinem lieben alten Freund Wilhelm Hertz in München (III. S. 291).

Und dem viel beklagten, früh verlornen Karl

---

[1]) „On chante encore
on craint encore
de l'Alsace au Périgord
la belle, la blonde
la terrible Frédégonde.“

Stieler, dem Humor-Freudigen, habe ich eine kleine Freude machen wollen (in Wahrheit aber eine große gemacht!) indem ich ihm — dem so kurz erst gewonnenen! — widmete das Lustigste, was ich wohl geschrieben habe: „die schlimmen Nonnen von Poitiers" (der kleinen Romane V. Band).

Nachdem ich mein zierliches, rothlockiges Scheusal durch so viele Morde hindurchgeführt, empfand ich doch das Bedürfniß, mir die blutbesprengten Hände ein wenig rein zu waschen, d. h. ästhetisch ausgedrückt: das Dämonische abzulösen durch heitre, harmlose Mädchenthorheit und fröhliche Auflehnung gegen dumme und nicht immer harmlose Philisterei. Gregor von Tours erzählt[1]), wie um das Jahr 589 aus dem Kloster der heiligen Radigundis zu Poitiers mehrere Rudel von Nonnen, meist Töchter der vornehmsten Häuser des Frankenreiches, ausgebrochen sind, sich empörend gegen die Dummheit und Parteilichkeit der Aebtissin, unter Führung von zwei Königstöchtern,

[1]) Siehe Urgeschichte III. S. 487—497.

ihr Recht gegen die Alte zu suchen bei dem alten König Guntchramn, der, gutmüthig und fromm, doch das Pulver vor Berthold Schwarz zu erfinden nicht in der Lage war und bei dem jungen — für schöne Bäslein allzu gefährlich jungen! — König Childibert II. Es machte mir wirklich — zur Erholung von Urgeschichte III. und von Fredigundens Freveln — in einem arg heißen Königsberger Sommer unbändiges Vergnügen, 43 junge hübsche Mädchen, so reizvoll ungezogen — eben „schlimm" (nur das englische „naughty" giebt es wieder, keine romanische Sprache —) sich aufführen zu lassen wie nur irgend mit dem Anstand höherer Töchter — denn das sind sie, alle 43! — vereinbar! Ich mußte selber lachen, wie ich die 43 Mädchen wie ebenso viele Grundeln am frühen Morgen in das Schlafzimmer des gutmüthigen hilflosen Gregor von Tours plätschern ließ; und noch bei mancher anderen Schilderung: so des Bischofs Felix von Nantes, aus dem sie mich selbst heraus wittern wollten, des Bischofs

Truchtigisel mit dem Speere, der zuletzt den Knoten glücklich löst, indem er sie alle 43 unter die Haube bringt. Aber auch die immer schläfrige Ulsia machte mir selber Spaß und die Schilderung meiner Frau als „Hukberta," die so ähnlich ausfiel, daß alle ihre Freunde sie sofort jubelnd erkannten.

Wenig ahnte die Gute, weßhalb ich denn soviel lache bei'm Schreiben dieser ihr erst nach Abschluß mitgetheilten Dichtung: sie hatte wiederholt gefragt, ob denn die „Urgeschichte" jetzt auf einmal so lustig werde? Nun kam aber noch der Spaß hinzu, daß, da außer Theresen noch einige andere Frauen und Mädchen zu Königsberg, an Namen und Darstellung leicht erkenntlich, „hinein geheimnißt" waren [1]), die guten Königsbergerinnen alles Ernstes wähnten, jeder der hier genannten 43 Namen gelte einer aus

[1]) Z. B.: „Lilia, die da die Tochter ist des Vogtes zu Bern" (Frau Lily Chun, Tochter Karl Vogt's, oben S. 133, 141), Frau Regine Kißner (oben S. 137), Frau Dr. Simon (oben S. 33), Fräulein Dohrn (oben S. 132), die Schwestern Feinberg (oben S. 231, 519), Fräulein Alscher (oben S. 206), der Backfisch Caspary (oben S. 133): schlimme Nonnen S. 57 f.

ihrer Mitte und sich nun die Köpfe zerbrachen, wer wohl hinter jedem Namen stecke? Ich sah ein Exemplar aus einer Mieth-Bücherei, in dem zu jedem Namen — glossenähnlich — Vermuthungen geschrieben waren, die dann von späteren Leserinnen „berichtigt" wurden! Manche schrieben an mich und baten „postlagernd" um Auskunft, Andre beschwerten sich mündlich über ihre Uebergehung: „so ne natte Mariell, wie die X. und Y. seien sie doch auch!" Den Gipfel des Komischen aber bildete eine junge Dame, die sich ernsthaft gekränkt fühlte, weil ich sie in der etwas verliebten Genovefa [1]) dargestellt habe. Und ich hatte gar nie an sie gedacht! —

So machte denn das kleine lustige Ding mir und Anderen viel Vergnügen: ich mag das „schlimme" lieber als manches meiner ernsthaften Kinder. Der Stoff wäre sehr geeignet zum Text einer komischen Oper.

Einen ganz andern Ton schlug ich an als jenen

[1]) S. 55, S. 202. Zur Belohnung ihres — Temperaments gewinnt sie viel früher einen Mann als alle Zurückhaltenden.

heiteren in der Erzählung (1887): „Bis zum Tode getreu“: einen tief ernsten, gemüthergreifenden: ich halte sie nach „Sind Götter?“, „Odhins Trost“ und „Felicitas“ für mein bestes Prosa-Epos [1]): und die Deutschen scheinen derselben Meinung zu sein, nach der Zahl der Auflagen (in sieben Jahren zehn). Der äußere Grund, der zu dem Gegenstand führte, war meine fast leidenschaftliche wissenschaftliche Beschäftigung mit der Gestalt Karls des Großen: — denn mittlerweile war ich in Urgeschichte III. von Fredigundis bis zu den Karolingen vorgeschritten und es ist hübsch zu verfolgen, wie bei dem Fortschreiten auf dem Wege der Forschung auch die für die Dichtung am Wegesrand aufsprießende Flora sich allmälig wandelt.

Mit Haß gegen den in theokratisch-augustinischen Wahnvorstellungen befangenen scheußlichen Sachsenschlächter und Heidenvertilger war ich an den blutigen „Karl von der Aller“ herangetreten und mein Zorn gegen jenes Zwangschristenthum und dessen gräuliche

[1]) Es ist Carmen Sylva zugeeignet (oben S. 544).

Ausgeburten ist mir wahrlich nicht abhanden gekommen bis heute.

Allein allmälig — in der fünf Jahre heischenden Vertiefung in die Zeit — fand ich, daß in diesem Karl noch ein zweiter und ein dritter steckte: ein Statsmann und Feldherr[1]) aller ersten Ranges und ferner ein großartiger, bei aller theokratischen Grausamkeit, durch Tiefe des Gemüths, durch väterliche Liebe zu seinem Volk hervorragender Mensch — ebenfalls allerersten Ranges: etwa Bismarck vergleichbar, der Bruderkrieg und Verfassungsbruch herbeigeführt und trotzdem das weichste, tiefste, deutsche Gemüth bewährt und bewahrt hat. Ich fing damit an, Karl nur zu hassen und ich endete damit, ihn fast mehr zu lieben als zu hassen. Es reizte mich, dies Nebeneinander von erbarmungsloser Kraft und gemüthvoller Weichheit erklärend darzustellen: ich meine, es ist mir gelungen.

---

[1]) S. meinen Aufsatz in der Münchener Allgemeinen Zeitung: „Karl der Große als Feldherr" (1887?).

Dazu trat nun aber das rein Menschliche.

In der blonden Frau Muthgard wollte ich das Urbild der herben, bis zur Härte strengen, aber gerade darin königlich-hehren, niederdeutschen Frau darstellen, der, sehr verschieden von andern Weibern, auch die großartigste Leidenschaft eines hochbedeutenden Mannes so wenig Eindruck macht wie ein Funke, der auf eine Gletscherwand fällt, auf deren Eis.

Und in dem Unseligen, der an diesem Gletscher erfriert und verlischt, in dem armen Bischof Richwalt von Arezzo, wollte ich einen Mann schildern, der, frevelhaft werbend und deßhalb den Leser empörend, schließlich doch unser Mitleid sich erkämpft, durch die Art, wie er sein Schicksal trägt und tragisch abschließt, im fernen Spanien siegreich fallend bei dem Untergang derselben Sonne, die das glückliche Ehepar, auf der Höhe des Lebens stehend, bestrahlt. Manch Auge hat geweint, so wurde mir geschrieben, um Herrn Richwalt von Arezzo!

Dazu konnte ich nun zwei Kinder — hab' ich

sie doch so lieb! — hineinverflechten, ein Rothkehlchen wie unser Sissile (oben S. 123), einen prächtigen Hund, einen prächtigen Knecht, alle „bis zum Tode getreu“: d. h. ich konnte so viel von Gemüth und tiefinnerlichstem Empfinden in dies Buch hineinbringen wie die andern Stoffe leider nicht verstatteten: und das ist sein großer Vorzug vor andern: das Buch ist nicht mit der Einbildungskunst nur, es ist mit dem Gemüth, mit dem Herzen geschaffen.

Freund Vogl (oben S. 221), der Balladen von mir ebenso schön componirt wie singt, wollte einmal eine Oper daraus machen: ich redete jedoch ernstlich ab: es ist doch zu episch.

Es folgten nun noch in Königsberg zwei ganz kleine Erzählungen aus der nordgermanischen Menschen- und Götter-Welt: zunächst 1887 „Was ist die Liebe?“ Aus mancherlei Anregungen ist die schmale Geschichte erwachsen, die doch Allerlei in sich schließt. Ich wollte mir selbst einmal seelenforscherisch die Frage beantworten,

die mich in Leben und Dichtung so vielfach beschäftigt hatte von meinem 14. Jahre an (I. S. 258, II. S. 397, III. S. 380, IV. S. 201). Dazu traten Eindrücke von Land, Strand, See und Mondaufgang zu Scheveningen. Die schlichte Fabel, die nur jene Selbsterforschung des Königs und Dichters Harald verhüllt, war leicht erfunden: mit Unrecht — so glaub' ich — bestreitet man, daß es Jungfrauen und Frauen wie jene „Halla“ (und die Alfvhit in „Odhins Rache“) gebe.

Zu Nutz und Frommen der Mädchen, die noch die Liebe nicht kennen, setz' ich meine Begriffsbestimmung her, wodurch ich, glaub' ich, den geheimen Wünschen von sehr, sehr Vielen entgegen komme:

„Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen.
Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder: seeleverzehrendes Sehnen
Und stummes stolzes Sterben!
Aber immer ewig ist die Liebe.“

So, liebe Kinder. Nun wißt ihr's. Ich besorge nur, es trifft auch bei euch ein, was eine jungverheirathete Frau ihrem Backfischschwesterlein sagte, das gierig nach dem Buche mit dem vielverheißenden Titel gegriffen hatte: „Nein, erst les' ich's!" sprach die Frau, „ob es für dich paßt." Nach einem Tage reichte sie es der Kleinen: „Da! Lies es! Wenn du's nicht schon weißt, — daraus lernst du es auch nicht."

Das folgende Jahr (1888) brachte „Frigga's Ja," das letzte meiner Bücher, das in Königsberg abgeschlossen ward. Hatte ich in Halla eine Natur schildern wollen, die aus starkem Pflichtgefühl die aufkeimende Neigung erstickt und lieber stirbt, als daß sie dem doch ungeliebten Bräutigam die Treue bricht, wollte ich in Frigga das Gegenbild zeichnen[1]), ein Weib, das zuletzt von allüberwältigender Leidenschaft, von „Voll-Liebe" fortgerissen, dem werbenden Odhin das Ja bewilligt, obwohl sie weiß —

[1]) Aber nicht die christliche Auffassung der Ehe verherrlichen, wie ein wohlwollender Beurtheiler gemeint hat!

ebenso wie der gewaltige Werber —, daß ihre Umarmung den Untergang des Weltalls — also auch ihrer selbst — zur nothwendigen Folge haben muß.

Stärker, glaub' ich, kann man nicht ausdrücken das Tragische und durch den Untergang für die Schuld Gesühnte einer großartigen wahren Liebesleidenschaft wie Romeo's und Julia's von Shakespeare (und von Konrad Ferdinand Meyer): hier meine ich den Herrn „Naturalisten" gezeigt zu haben, daß auch ich in der Poesie nicht die Biedermeierei und Schulmeisterei eines abstracten Pflichtbegriffs allein gelten lasse, sondern die — durch den Untergang zu sühnende[1]) — Berechtigung großartiger Leidenschaft dichterisch voll anerkenne. Aber die Liebesfrevler müssen nicht Lump und Dirne sein, die recht gut „auch anders könnten", sondern große Menschen, die müssen

---

[1]) „Wenn uns nun des Schicksals Wagen
Donnernd in den Abgrund rollt, —
Niemals werden wir's beklagen:
Denn wir habens selbst gewollt."
Gedichte III. S. 125.

wie sie thun, d. h. Romeo und Julia oder Odhin und Frigga: denn meine Götter sind ja — wie alle Götter aller Völker und Zeiten — nur ins Große gemalte Menschen.

Daß die Dichtung ein Triumphgesang der noch im Untergang frohlockenden Liebe ist, haben vielleicht stumm gebliebne Leser, haben aber nicht die laut gewordnen Beurtheiler begriffen!

XXXV.

Kurz vor der Uebersiedelung nach Breslau erfolgte der Tod des alten Kaisers Wilhelm.

Es ist schon gesagt (oben S. 5), daß ich das traurige Gegenstück zu dem siegfrohlockenden Macte Imperator (oben S. 4), das „Vale senex Imperator“ (jetzt Gedichte V. S. 69, vgl. die andern an Wilhelm I. ebenda S. 53—67, 78) unter strömenden Thränen niederschrieb. Es ergriff mich tief, als ich erfuhr, bei der Leichenfeier habe das Brandenburger Thor (vermuthlich auf Anordnung des Kaisers Friedrich, dem ich das Gedicht gesendet hatte) als Aufschrift getragen, — den Titel und die ersten Worte meines Gedichts:

„Vale, senex Imperator!“

Es ist sehr schön von Vincenz Lachner in Musik gesetzt.

An Kaiser Friedrich richtete ich noch in Königsberg das Gedicht „Heil dir, mein Kaiser Friedrich" [1]); einige

[1]) Da es durch Versehen in den vaterländischen Gedichten (Gedichte V.) ausgelassen ward, setze ich es hieher.

An Kaiser Friederich.

Heil Dir, mein Kaiser Friederich!
Wie klingt der Klang so ritterlich,
  Wie Hohenstaufen Harfe!
Nun blitzt es doch vom Throne hell,
Süddeutschlands freud'ger Kampfgesell:
  Von Wörth das Schwert, das scharfe!

Gedenkst Du noch, wie dazumal
Von Weißenburg zum Sedanthal
  Wir zugejauchzt Dir haben?
Die Thüringe, die Hessen gut,
Die Baiern mit dem Löwenmuth,
  Die schwertesfrohen Schwaben?

Das war Dein Lenz! Es herbstet nun:
Doch auf dem Sitze darfst Du ruhn
  Der Dir gebührt: dem Throne!
Denn hat, vom Vater groß geführt,
Ein Scepter je dem Sohn gebührt,
  Gebührt es diesem Sohne!

Wie schwer Du littst, — wir ahnten's bang!
Doch, als der Ruf des Schicksals klang:
  „Es gilt des Reiches Frommen!" —
Da wußten wir: durch Eis und Schnee
Zum Trotz dem Tod und allem Weh
  Wird Kaiser Friedrich kommen!

Jahre früher schrieb ich bei seinem Besuch in Königsberg ein par humoristische Verse (Gedicht IV. S. 212), für die er mir auf das Freundlichste dankte. Da ich wußte, daß er gerade gegenüber unserer Wohnung im Hintertragheim in der Phönix-Loge einem Abendfest beiwohnen werde (15. Juni 1885), kauften wir eine ganz neue Fahne in den deutschen Reichsfarben: bei dem Durchgang durch die Familienräume des Kaufmanns holte ich mir Ansteckung mit Masern; ich konnte also der Vorstellung der Professoren, — er war ja unser

---

Und sieh: er kam! Er nahm sein Reich!
Das Herz wird uns so stolz, so weich! —
All' Leben muß verderben:
Ob früh, ob spät uns fällt der Streich:
Nur wie wir leben ist nicht gleich,
Und gleich nicht, wie wir sterben.

Drum Heil Dir, Hohenzollern-Sohn,
Auf Deinem schmerzumdornten Thron,
Du Dulder, Held und Weiser:
Was nun auch kommt, — Dein Volk und Du,
Wir tragen es in stolzer Ruh:
Du bist nun unser Kaiser!

Königsberg, 10. März 1888.

Das Gedicht bei Kaiser Friedrichs Tod s. Gedichte V. S. 78; nach San Remo hatte ich ihm das Gedicht V. S. 69 gesandt.

Rector magnificentissimus (oben S. 154), — nicht beiwohnen: da ich nun wußte, daß er mich nach seiner huldvollen Aufnahme im Jahre 1881 (oben S. 275) vermissen werde, ließ ich mich ausdrücklich entschuldigen. „Was?“ rief er in seiner jovialen Weise, „ein Professor die Masern? Eine Kinderkrankheit!“

Darauf schickte ich ihm jene heitern Verse[1]), die ihm viel Spaß machten, wie seine Antwort zeigte. Bald darauf erkrankte er selbst an den Masern und nie mehr sollte er ganz gesunden[2])!

[1]) .... Deutsch ist mein Herz in allen seinen Fasern:
Doch hatt' ich meine Fahn' und — meine Masern! ....
Nun will ich Selke[a]) sein Verdienst nicht rauben,
Nur Eines mußt Du, hoher Fürst, nicht glauben,
Daß jeden Tag die Königsberger Kind
So rein, wie Du sie schaust, gewaschen sind! ....
Gedichte IV. S. 212.

[a]) Oberbürgermeister von Königsberg.

[2]) An den späteren Kaiser Wilhelm II. als Kronprinzen habe ich während der 99 Tage ein Gedicht gerichtet, das ihm dankt für sein Wort, man müsse nun immerdar Bismarck als dem „Bannerträger des Reichs folgen,“ ebenda S. 77.

XXXVI.

Ich darf — und muß sogar — bei den erst in Breslau vollendeten Dichtungen die sonst in diesen Erinnerungen festgehaltene Zeitgränze — das Verlassen Königsbergs — überschreiten, da ich die Entwürfe zu den in Breslau veröffentlichten schon in der Königsberger Zeit ausgearbeitet und auszuführen begonnen, ja zum Theil schon in Würzburg in den Gedanken herumgetragen.

Im Jahre 1889 — also nach der Uebersiedelung — erschien die kleine Erzählung aus der nordischen Göttersage „Skirnir", aus Skirnis-Mál herausgearbeitet. Die Edda erzählt, wie Gott Freyr von Liebessiechthum ergriffen wird, als er die schöne Riesenjungfrau Gerdha erblickt hat: sein Diener Skirnir zieht aus in gefährlicher Fahrt und gewinnt ihm die Geliebte.

Um den schlichten Stoff der Freundschaftssage zu vertiefen, ließ ich den blind gebornen Skirnir früher durch Freyr das Augenlicht gewinnen, dann aber selbst von Liebe zu Gerdha ergriffen werden: gleichwohl bringt er dem Freunde die Braut, im Heldenkampfe mit den Verfolgern fallend, mit den Worten: „besser um Liebe sterben als ohne Liebe leben"[1]). Ich konnte auch meinen alten Gönner Odhin (— eigentlich aber bin ich mehr der Seine! —) darin wieder günstig verwerthen. Die traurige Geschichte hat von all' den ähnlichen Kleinen („Liebe," Frigga's Ja," „Odhins Rache," „Finnin") neben der „Liebe" die freundlichste Aufnahme gefunden.

Im gleichen Jahr noch stürmte „Attila" hinaus in die Welt, zugeeignet in dankbarer Verehrung „dem Sänger der Völkerwanderung", Hermann Lingg, den ich stets von Herzen lieb gehabt und verehrt habe

---

[1]) Also das gerade Gegenstück zu der Tristan und Isolde und zu der Rolandin-Aufgabe: denn hier findet der Brautwerber nicht Gegenliebe.

(III. S. 285); einmal — bei einem Fest am Bodensee — durfte ich ihm diese Verehrung in warmen Worten aussprechen, die denn auch zu Herzen gingen.

Der Stoff bot große Schwierigkeiten: es drohte die Gefahr, — ähnlich wie bei den Batavern (s. unten) — daß das Weltgeschichtliche, Krieg, Hof- und Stats-handlungen, das Menschliche, daß das Rein-Aeußer-liche das Innerliche allzustark zurückdränge.

Es mußte ja nun freilich die weltgeschichtliche Lage, es mußten Vertreter des Römerreichs, der unter dem Hunnenjoch stöhnenden Germanen wie des Mongolen-thums, es mußte auch das Landschaftliche jener Donaugebiete zur Anschauung gebracht werden. Aber ich bemühte mich, die Innerlichkeit dadurch zu retten, daß ich das Hauptgewicht auf die seelenforscherische Erklärung der großartig-grauenvollen Gestalt der „Gottesgeißel" legte; der Fanatismus und Fatalismus Attila's und seine sogar bis in seine wilde Sinnlichkeit hinein die Weltbezwingung verfolgende Kraft sollten die Hauptsache werden; und in seinem Sohn Ellak,

dem ich eine Attila widerstrebende gotische Königstochter zur Mutter gab, bot sich in seinem Widerstreit eine weitere Verinnerlichung. Possart hat die Gestalt Attila's (vergl. oben S. 231) solchen Eindruck gemacht, daß er wiederholt eine Dramatisirung wünschte, diese Rolle zu schaffen; aber des Epischen ist allzuviel an dem Stoffe[1]).

Im folgenden Jahre (1889) erschien „Weltuntergang". Schon in den Würzburger Jahren hatte mich lebhaft angezogen die Aufgabe, zu schildern, wie auf verschiedne Menschen und Geschicke der felsenfeste Glaube wirken müsse, die Welt werde demnächst untergehen, wie dieser Wahn im Jahre 999/1000 allgemein in Deutschland und Italien verbreitet war, der ja z. B. zu massenhaften Schenkungen an Kirchen und Klöster veranlaßte, die arme sündige

---

[1]) Freund August Müller (oben S. 141) beglückwünschte mich nach dem Erscheinen des Buches in seinem prächtigen Humor, daß nun mit Fredigundis und Attila die beiden Hauptscheusäler der Völkerwanderung in die Wolfsschlucht geworfen und fortab solche Gräuel nicht mehr von mir zu befürchten seien!

Seele noch im letzten Augenblick durch fromme Werke zu retten: war doch Kaiser Otto III. fest von der gleichen Ueberzeugung durchdrungen. Es war nun nicht schwer, allerlei verwickelte Lagen von Männlein und Weiblein zu erfinden, die durch jene Vorstellung und die daraus entspringenden Handlungen gar seltsam beeinflußt wurden, als dann das fest Erwartete nicht eintrat: der Geizige wirft das doch demnächst werthlose Geld von sich, Feinde versöhnen sich, ein liebeheißes Mädchen wartet nicht mehr die — eben nicht mehr zu erwartende! — Trauung ab, ein junger Held sucht lieber den Heldentod, als daß er im großen Weltenbrand schmort, ein kluger Kellermeister glaubt an den ganzen Schwindel nicht recht und trinkt und schläft sich durch die drohenden Stunden u. s. w. Schon 1868 hatte ich den Stoff in einer Balladenreihe behandelt (Gedichte II. S. 181).

Nun führte ich ihn breiter und auf politisch-nationalem Hintergrund aus. Lebhafte Freude schuf es mir, die Handlung zu verlegen nach — Würzburg,

das ich in neun Jahren gründlich genug kennen gelernt hatte: mit wahrem Vergnügen ließ ich den tapfern Bischof Heinrich die Ungarn von seiner Stadt zurückschlagen, gerade da, wo meine erste Würzburger Wohnung lag, nah dem Sanderwasen (IV. 1. S. 8). Solch echteste Localfärbung ist dichterisch stets von guter Wirkung und es gereichte mir zu hoher Befriedigung, daß die Würzburger, wie mir zahlreiche Zuschriften auch Unbekannter zeigten, es gern herausgefühlt hatten, mit welcher Liebe und Dankbarkeit ich der außerordentlichen Reize des Himmelsstrichs, zumal des Frühlings, der landschaftlichen Umgebung und auch der alten Bischofsstadt selbst gedachte, wie ich an Pregel und Oder nicht vergessen hatte, was mir weiland der Main an Schönem geboten. Was hat der Mensch Besseres als ein solch' Gefühl des dankbaren Erinnerns? An mir ist Dankbarkeit kein Verdienst: denn sie beglückt mich, rührt mich tief im Gemüth und ist mir eine Quelle reinster Freuden. Nicht blos Menschen, — auch Vögelein,

Blumen, Wäldern, Bergen, Gärten, Quellen kann man dankbar sein. Und ich bin's gern: es thut mir wohl in der Seele!

Gebührendermaßen ward denn auch das Stück echt Würzburgischen Lebens zugeeignet: „den Würzburger Freunden": Gareis, Lexer, Semper, Grasberger (IV. 1. S. 43—54), Tröltsch und den prächtigen Meister Heß hab ich „hineingeheimnißt".

Im Herbste 1889, auf der schönen lieben Mendel, bei den Spreterschen Freunden, schrieb ich im September mit fliegender Feder, auf Grund einer recht spät an mich gelangten Aufforderung ein Festspiel zu Moltke's 90. Geburtstag, das in Königsberg und auf manchen andern Bühnen mit höchst erfreulichem Erfolg aufgeführt ward.

In Breslau aber ward die Aufführung verboten: nicht etwa von dem hiesigen — befreundeten und einsichtvollen — Polizeipräsidenten Dr. Bienko, Eidam des Generals von Barnekow (s. oben S. 177), sondern von Berlin aus.

Als sich nach dem Verbot der Director des Stadttheaters bittend nach Berlin wandte — ich für meine Person hätte die Herren zu Berlin wahrlich nicht gebeten! — ward die Aufführung zwar endlich verstattet, aber nur für den Einen Festabend: die allgemein gewünschte Wiederholung ward von Berlin aus verboten.

Warum? Weil in dem Stück Bismarck lobend erwähnt wird.

Es ist aber wohl leider nicht zu vermeiden, daß man, spricht man vom Jahre 1870, des Mannes gedenkt, der nicht ganz Unerhebliches zu den Ereignissen dieser Tage beigetragen hat.

Es heißt in dem Stücke nur:

Westfale:

„Na, un soll Bismarck ganz vergeten sin?"

Sachse:

„Herr Jeses ne! Ei! Der hat alleweile
Dafür gesorgt, daß man ihn nich vergißt."

Altbaier:

„Es steht koa Sennhütt auf em höchsten Berg, —

Es Bild vom Bismarck hängt dort an der Wand.
Und wia mer'n sackrisch g'schimpft ham, lob'n mer'n
[jetzt."

Das war aber schon viel zu viel damals für Berlin!

Es war um die Zeit, da das Gewölk der Ungnade am Düstersten lastete über dem all-gemiedenen Hause zu Friedrichsruh, um die Zeit, da der Reichskanzler Herr Graf von Caprivi in amtlichem Schreiben den deutschen Botschafter zu Wien vor zu freundlicher Aufnahme des Erbauers des Reichs warnte.

Man muß so was sich tief einfurchen im grollenden Herzen.

Grollend wahrlich nicht wegen der Maßregelung die mich — vor kurzem hatte mir der alte Kaiser den Hausorden von Hohenzollern gegeben! — oder meine kleine Dichtung traf: weder mein „Ruhm" noch mein „Reichthum" — ich hatte auf jede Vergütung für die Aufführung verzichtet! — ward durch das Verbot der Aufführung oder Wiederholung geschädigt;

aber es war ein weiterer Stoß gegen **Bismarck**: und Sünden gegen Bismarck werden nicht vergeben: denn sie sind Sünden gegen den „Geist des deutschen Volkes".

Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. selbst wußte gewiß gar nichts von dem Stück: allein es ist lehrreich, zu sehen, welche Schritte damals die Berliner Herren als der Stimmung und Willensmeinung an höherem Ort entsprechend erachteten.

Abermals: habent sua fata libelli. In München wird „Deutsche Treue" verboten und in Preußen eine Bismarck- und Moltke-Feier beschränkt!

Ich bin für **mir** angethane Kränkungen wahrlich nicht „lancräche" (sondern, wie oben S. 579 erwähnt, zum Vergeben und Vergessen — nach meiner Nächsten Meinung — vielleicht nur zu sehr geneigt), wohl aber für meine „Götter und Halbgötter", wie Therese sie nennt: Schiller, Jakob Grimm, Scheffel und Bismarck.

Für jene Maßregelung von Berlin aus entschädigte

mich reichlich ein Brief des greisen Feldherrn aus Kreisau, der sich erfreut äußerte und dabei den „Kampf um Rom“ auf das Wärmste lobte.

Das kleine Stück spielt am Tage von Sedan in Walhall, wo Armin, Friedrich der Große — er spricht sogar mit dem Cherusker französisch! — und Blücher auf den Kanonendonner von Sedan merksam werden, dann in Donchéry, wo Soldaten aller deutschen Stämme, jeder in seiner Mundart, sich über den noch ungewissen Erfolg der Schlacht und über Moltke unterhalten und dabei ihre Eigenart darleben, bis zuletzt jener rothe Husar, der uns damals wirklich das weltgeschichtliche Ereigniß verkündete (IV. 1. S. 520), mit der Nachricht von Napoleons, Mac Mahons und des ganzen Heeres Gefangenergebung die Sache abschließt. Selbstverständlich kam hierbei Alles darauf an, daß die Mundarten gehörig zur Geltung gebracht wurden: das war, wie ich höre, zumal der Fall in Königsberg, wo der Ostpreuße den Vogel abschoß und das Stück mehrmals

wiederholt werden mußte. Eine wahre ostpreußische Geschichte aus der Schlacht habe ich eingeflochten. Als der Sieg schon so gut wie entschieden war, ritt ein ostpreußischer Officier an einen befreundeten Waffenbruder, der Sperber hieß, heran und sprach zu ihm:

„Na, Sparberchen, nattes Schlachtchen! Was'chen?“

Das schlug ein in Königsberg!

Im folgenden Jahre (1891) vollendete ich die schon lange früher im Kopf verarbeitete Erzählung „die Bataver“: d. h. den Aufstand dieses Volkes unter Claudius Civilis. Der Stoff ist recht spröd und die Gefahr des Ueberwiegens der Hof- und Stats-Handlungen noch drohender denn bei „Attila“ (oben S. 723). Ich will auch durchaus nicht behaupten, daß ich dieser Gefahr überall glücklich entgangen bin; ich hätte die Sache gar nicht angerührt, hätte mich nicht die tragische, hoheitvolle Gestalt der Veleda immer wieder angezogen, die ich schon sehr früh (1860) in einer Ballade behandelt hatte (Gedichte II. S. 160).

Außer dieser das Herz bewegenden Gestalt versuchte

ich die trocknen politisch-kriegerischen Thatsachen zu verinnerlichen, indem ich die Eigenart der drei auftretenden Nationen möglichst lebensvoll darzustellen trachtete: die Römer, vertreten durch Vespasian, Tacitus, Titus, Domitian und den ebenso kühnen als ausschweifenden Feldherrn Cerialis, die Kelten durch ein sehr verführerisches Weib und ein par tapfere, aber allzu hitzige und windbewegliche Edle, endlich die Germanen in ihrer bereits beginnenden, jedoch sehr verschieden abgestuften Romanisirung. Dankbar war die erfundene Gestalt eines durch einen Liebestrank halb irrsinnig gezauberten jungen Bruders des Civilis. Das Beste an dem Buch ist jedesfalls die Widmung, „Otto dem Großen“, der mir höchst huldreich darüber schrieb und zu meiner warmen Freude die Schilderung der drei Völker voll gelungen nannte.

Im Jahre 1892 lud er mich, nachdem ich ihm die Rede gedruckt gesandt, die ich zu seiner Geburtstagsfeier in Frankfurt am Main und in Mannheim gehalten, zu sich ein nach Friedrichsruh. Wie schlug

mir das Herz vor Freude! In Breslau und Berlin freilich warnten Ueberängstliche, ich solle mir doch nicht durch Aufsuchung des Gebannten Stellung und Laufbahn verderben!

Am 20. April Mittags halb ein Uhr traf ich mit Theresen ein: so ward ihr Mitkommen von dem liebenswürdigen Dr. Chrysander entdeckt, der mich an dem Bahnhof erwartete; nach dem Frühstück erfuhr der Fürst von ihrer Anwesenheit in dem kleinen, höchst behaglichen Gasthof, lud sie zur Mittagtafel und führte sie selbst zu Tisch, sich auf das Heiterste und Ritterlichste mit ihr unterhaltend. Wie freudig war sie bewegt! Aber auch für mich sind es nach denen von Sedan die größten Stunden meines Lebens.

Bismarck sprach, nein, er sprudelte, von 12½ bis 9½ Uhr Abend mit nur Einer Stunde, (von 3½ bis 4½ Uhr) Unterbrechung Politik. Und zwar mit überwältigender Offenheit — ähnlich wie einst König Ludwig (oben S. 315) — über alle Personen,

Männer und Frauen, die zu Berlin, Frankfurt, Wien, München, London, Paris, Biarritz, Versailles und St. Petersburg die wichtigsten Rollen gespielt hatten von 1864 bis zu seinem Sturz. Ich habe nicht Ein Wort aufgezeichnet, damit nicht nach meinem und Theresens Tode Dinge in die Oeffentlichkeit gerathen, die nicht dafür bestimmt sind. Was er sagen will, wird er selbst in den Erinnerungen verzeichnen, die nach seinem Tod erscheinen sollen. Doch vermuthe ich, daß darin von den Königen und Kaisern, denen er gedient und deren Gemahlinnen nicht allzuviel berichtet werden wird; nur von andern Monarchen und sehr viel von Statsmännern! Seine Persönlichkeit ist — ich muß das Wort wiederholen — es giebt kein Besseres — „überwältigend"[1]).

---

[1]) Vergl. meine Festschrift zu seinem 80. Geburtstage (Breslau, 1893):

„Der letzte Grund auch der diplomatischen Erfolge wurzelt in jener überwältigenden Denkkraft, jener zwingenden Logik, die der Mann bei jedem Gespräch, ohne die geringste Denkanstrengung, ganz von selbst bewährt. Nichts hat mir in der Unterredung mit dem Gewaltigen stärkeren Eindruck gemacht

Ich schwieg fast immer und fragte nur: endlich meinte er: „Sie können aber gut fragen."

„Ja," erwiderte ich, „Durchlaucht, jetzt frage ich — die Studenten — seit bald dreißig Jahren: wäre schlimm, könnt' ich's noch nicht."

Er lachte nun: ich hörte es so gern, sein silberhelles Lachen, wie eines Knaben! „Warte," dachte ich, „das Lachen thut allen Menschen gut, — Du sollst noch ein par Mal lachen." Ich erzählte dann bei Tisch allerlei altbaierische Schnurren in altbaierischer Mundart, die Allen Spaß machten. „Sie sprechen doch auch hochdeutsch," meinte die Frau Fürstin. „Aber Freund Lenbach spricht immmer so!"

---

als diese zwingende Denkkraft: wie ein überlegen geschickter und starker Fechter alle denkbaren Finten und Paraden seines Gegners im Voraus mit Blitzesschnelle erräth, durchkreuzt und nöthigenfalls zuletzt mit Gewalt durchhaut, so erräth blitzschnell und widerlegt Bismarck alle denkbaren Einwände und Gegengründe seines Widersachers und dringt, alles Nebensächliche überspringend, sogleich in den Kernpunkt der Sache. Diese überlegene Gedankenwucht, etwa seiner Hünengestalt entsprechend, begleitet von einem unbeugsamen Willen, der, wie Jung Sigfrid, das Fürchten nie gelernt hat, überwältigt, übermeistert die Gedanken der Menschen mit eherner Kraft."

Als nun die Stimmung heiterer geworden, wagte ich ein par weitere Scherze.

Der Fürst sagte bei dem Niederlassen an der Tafel: „Erstes Gesetz in meinem Hause ist: jeder kann thun und lassen, was er will.“

„Das war unter Ihrem Ministerium nicht ganz so,“ meinte ich.

Hell lachte er auf. „Ja, da hatte ich nicht immer nur mit netten Leuten zu thun!“

„Aber doch haben Durchlaucht die drei großen Freiheitsrechte aller Preußen eingeführt.“

„Das ich nicht wüßte!“ staunte er. „Welche denn?“

„Soldat sein, Steuern zahlen, Maul halten!“

Wieder lachte er kräftig. Er sagte dann, die ostdeutschen Städte gefielen ihm wenig. „Dagegen, Frankfurt am Main, das hat mir gefallen.“

„Ja“, sagte ich, „das haben die Frankfurter a. 66 gemerkt.“

„Ei, ich bin in Süddeutschland mehr beliebt als bei meinen Landsleuten in Preußen.“

„Weil eben wir Wilden die besseren Menschen sind,“ erläuterte ich.

Ich hatte zuerst bei'm Frühstück außer dem Fürstenpar den Grafen Wilhelm, dessen Gemahlin und Kinder, Dr. Lothar Bucher und Dr. Chrysander getroffen. Nach dem Frühstück nahm mich der Fürst in sein Arbeitzimmer und begann den Anfang jener politischen Enthüllungen, indem er an die Bleistiftbemerkungen knüpfte, die er in meinen Vortrag eingetragen hatte. Das ging mehrere Stunden so fort. Mir brannte der Kopf von all' den Dingen, den zum Theil im höchsten Grad überraschenden, die ich da über Menschen und Verhältnisse zu hören bekam. Aber auch Bismarcks Antlitz röthete sich mehr und mehr im Eifer der Rede und ich bat ihn, einem früheren Wink Dr. Chrysanders folgend, sich ein wenig zu verruhen.

„Gut,“ sagte er, „eine Stunde. Aber um 4½ Uhr sind Sie wieder da. Sie können gut zuhören.“

Um 4½ Uhr nahm mich der Fürst allein zu sich in den Wagen und wir fuhren durch den herrlichen

Wald. Da war es nun ergreifend, mit welcher Liebe der Gewaltige von seinen Bäumen sprach — er kannte sie fast alle persönlich! —, vom Landleben, von der Landwirthschaft überhaupt. Wie kam da das Sinnige, ja — so seltsam es klingt — das Kindliche aus seiner Seele zum Vorschein. Wie oft sind die Bilder in seinem Gespräch, auch in seinen politischen Reden, aus der Landwirthschaft geschöpft!

Bald staken wir wieder tief in Politik und Geschichte. Er nahm meinen Tadel des allgemeinen gleichen Stimmrechts gütig hin: „Was wollen Sie?“ erwiderte er achselzuckend, „wir waren schwach damals! Ich mußte Verstärkung nehmen wo ich sie fand. So nahm ich das von dem Frankfurter Tisch (der Reichsverfassung von 1848/49) herüber, den Liberalismus zu gewinnen.“

Auf meine Bemerkungen über viele Fehler im Culturkampf (oben S. 250) entgegnete er: „Ich wollte drei Dinge: Rücknahme der Schulaufsicht von der Kirche hinweg für den Stat, Aufhebung der katholischen

Abtheilung im Cultusministerium und Bekämpfung des Bündnisses zwischen Polenthum und Ultramontanismus. Die ersten beiden Ziele hatte ich bald erreicht, das letztere Streben in's Werk gesetzt: die einzelnen Kampfgesetze habe ich nicht alle prüfen können: ich erkrankte sehr bald und lag, diesen Sachen fern, lange zu Varzin darnieder." (Vgl. oben S. 233.)

Ueber die damalige Polenpolitik des neuen Curses sagte er manch kräftig Wörtlein!

Aber wie viele andere Dinge erfuhr ich, die der landläufigen Legende schnurstracks widersprachen! Sie bleiben ungesagt. —

Gegen 6 Uhr zurückgekehrt durfte ich nun die inzwischen entdeckte Therese einführen. Auch bei der Mittagstafel erzählte der Fürst, ununterbrochen wie ein Springquell fluthend, Ernstes und oft auch sehr Heiteres aus seinem Leben, z. B. von jenem österreichischen Diplomaten, der, schon sehr betagt, doch noch tanzen zu müssen wähnte, „so heftig, daß ihm die Frackflügel wagrecht vom Leibe standen!"

Die Frau Fürstin machte den herzgewinnendsten Eindruck in ihrer Güte, Sorgfalt und Einfachheit: das war eine in ihrem Auftreten schlichte Land-Edelfrau. Sie war nach Mittag in Hamburg gewesen und entschuldigte das — mir gegenüber! — lächelnd mit den Worten: „Ich mußte doch für Ihr Mittag-Essen einkaufen.“ Wie schwer muß ihn der Verlust getroffen haben! „Sie glauben nicht,“ sagte er einem Freunde, „was diese Frau aus mir gemacht hat.“ Und bei seinem 80. Geburtstag sprach er mit Thränen in den Augen: „Meine Frau hat mich im Stich gelassen.“

Sie machte doch damals schon den Eindruck einer recht Leidenden und zumal ihretwegen mahnte ich zu frühem Aufbruch, — um 9½ Uhr — obwohl der Fürst jetzt noch viel gemüthlicher, heiterer und gesprächiger ward, wie er, die lange Pfeife rauchend, im Lehnstuhl behaglich hingestreckt, Theresen und mir unerschöpflich erzählte. Ich bewunderte dabei auch sein unglaubliches Gedächtniß: versagte es, was höchst

selten vorkam, einmal bei einer Jahreszahl oder einem Namen, so fragte er seinen vertrauten Lothar Bucher, der fast immer schweigend ihm gegenüber saß und der nun wirklich noch mehr an Gedächtniß leistete: er antwortete sofort auf jede solche Frage.

Im Tiefsten bewegt von all den Eindrücken der Größe, der Güte, des allüberwindenden Humors, schieden wir von dem Gewaltigen. Heil ihm noch manches gesunde Jahr!

XXXVIII.

Im Jahre 1892 erschien die kleine nordgermanische Erzählung „Odhins Rache“.

Ich wollte hier — im Gegensatz zu der „Voll-Liebe“ einer Frigga — eine Neigung schildern, die, mehr eingebildet als wirklich, bei der ersten Mahnung der Pflicht verfliegt, während Halla in „Was ist die Liebe?“ um derselben Pflicht willen lieber stirbt, als daß sie sich der Versuchung aussetzt, der als wirklich erkannten Neigung zu folgen. Außerdem aber lag mir an, meine rechtsphilosophischen Gedanken über die ideale Nothwendigkeit des Rechts einmal vor einem größeren Kreise als dem meiner Studenten und den rechtsphilosophischen Amtsgenossen auszusprechen: ich habe sie dem Gott des Rechts, Forseti, in den Mund gelegt und sogar meinen Liebling Odhin und dessen

Leidenschaft vor der Vernunftnothwendigkeit des Rechts verstummen und zurückweichen lassen; das fiel mir nicht eben leicht. Denn zu meinen (oben S. 730) aufgezählten „Göttern“ gehört wahrlich auch Odhin von Asgardh.

Im Jahre 1892 trug mir die „productive Kritik“ des keltischen Stoffes von Tristan und Isolde bei dem Besuch in Bayreuth (oben S. 382) jenen „Rolandin“ ein, den ich (— nochmal sag ich's, weil der arme verschoppeling [sagt man in Holland] so wenig „Liebe“ findet [sagt man in Königsberg] —), für eine meiner allerbesten Dichtungen halte. Aber die Leutchen wollen nun einmal von mir nur Balladen und Romane, keine Vers-Epen und keine Dramen. Und mein wiederholtes Zureden wird dem „ungestümen Rolandin“ auch nicht neue Leser eintragen.

Im selben Jahre tauchte auch die dünne Geschichte von der häßlichen „Finnin“ auf; sie sollte das Empor-Sehnen eines Weibes aus tiefer stehender Race zu der höheren, aus Dumpfheit und Armuth zu Geistesklarheit

und Lebensglanz schildern und das nothwendig tragische Ende, wenn die niedrigere Natur die höhere mit Gewalt fest halten will auf der Stufe ihrer eignen Niedrigkeit; die Naturschilderungen danke ich wieder (oben S. 713) den Eindrücken von Scheveningen: ein Grund mehr sie unserer lieben holländischen Freundin, Frau Twiß (oben S. 514), zuzueignen. Sehr lehrreich und genußvoll waren die vielen Wochen, in denen ich zuerst gründlich die finnische Poesie kennen lernte. Welche Schönheit und welche Trauer, welche Poesie der Schwermuth liegt in diesen Dainos!

Das Jahr 1893 sah den Abschluß eines Werkes, das ich gleich nach dem Erscheinen des „Kampfes“ (1876) in Angriff genommen hatte: des Romans „Julian der Abtrünnige“. Ja, ich kann sagen, daß mich diese Aufgabe schon als ganz jungen Studenten beschäftigt hatte, da ein Trauerspiel aus jener Zeit von Freund May (II. S. 324) in München gegeben wurde, in dem mein lieber Vater diesen Kaiser prachtvoll darstellte: später habe ich die tragische Gestalt in zwei

Balladen behandelt (Gedichte II. S. 29—32). Wer diese „Erinnerungen" von den Ritterspielen (I. S. 93) und Harald und Theano (II. S. 200) an verfolgt hat, begreift, wie mich dieser Stoff ganz aus der Maßen anziehen mußte: Römerthum in der Zeit des Verfalls, Germanenthum in der Zeit des kräftigen Aufsteigens, Heldenschaft in der Schlacht bei Straßburg, das Phantastische eines Krieges im fernen Asien und nun, zu dem Allen tretend, das Religionsphilosophische, der Widerstreit der antik heidnischen und der christlichen Lehren mit Hereinziehung einer tragisch-heroischen, monistischen Weltanschauung, d. h. eben der meinen. Das Werk erheischte viel mehr Vorarbeit als weiland der „Kampf": denn das Gotische in diesem und die äußere Geschichte von Theoderich bis Teja war mir altvertraut: es mußte also nur die römisch-byzantinische Culturwelt ein wenig durchforscht werden. Aber bei Julian galt es, außer dem Germanischen und der damaligen Stats- und Kriegsgeschichte Roms die ganze rechtgläubig kirchliche (Athanasius) Lehre

und zumal das höchst schwierige, mystisch-symbolische System Julians selbst und seiner Lehrer zu ergründen, was wahrlich weder leicht noch lustig war! So arbeitete ich denn siebzehn Jahre in den Quellen. Eine große Schwierigkeit bot ferner die unleugbare, oft störende Eitelkeit Julians, der, ein Held von höchster persönlicher Tapferkeit, von hervorragender Feldherrnschaft, ein begeisterter, hingebender Patriot, ein edler Charakter, ein hervorragender Geist und dabei doch wegen jener Eitelkeit zuweilen lächerlich war. Verschwiegen durfte diese Schwäche nicht werden: so suchte ich sie denn durch jene Vorzüge aufzuwiegen. Weiter war ungünstig an dem Stoff, daß er, religionsphilosophisch, politisch, geschichtlich, kriegerisch, für Vorführung von Frauengestalten fast keinen Raum ließ. Gefährlich war ferner, daß Julian, wie er im Krieg unterliegt — allerdings nur durch Verrath — so sittlich besiegt werden muß durch den edlen Vertreter des Christenthums, Athanasius, der ihm als letzte Triebfeder, als Beweggrund

für seinen Eidbruch gegenüber dem Kaiser neben dem römischen Patriotismus doch auch persönlichen Ehrgeiz nachweist: und endlich, daß auch das trübe Gespinnst seiner mystischen Symbolik hinweg geblasen wird durch — meine Weltanschauung, die ich dem in griechischer Philosophie durchgebildeten Germanen Merovech-Serapio in den Mund gelegt habe.

Diese Gestalt, geschichtlich begründet (s. Vorbemerkung zu Julian), wird hoffentlich nicht wieder als „unmöglich" bezeichnet werden wegen ihrer Götter leugnenden Skepsis: sonst muß ich jene nordischen Quellen (oben S. 691) noch mal abdrucken lassen: wohlweislich habe ich ihn diese Anschauungen bei Nordgermanen lernen lassen. Dieser Merovech, mein Liebling, ist nur allzusehr auch der vieler Leser geworden: — zum Schaden Julians. Uebrigens freut mich, daß das ernste, starke Anforderungen stellende, des Reizes des „ewig Weiblichen" und der „Leifs-Geschichten" fast völlig entrathende philosophische, politische und waffenklirrende Buch mit seinen drei

(theueren!) Bänden doch auch gleich im ersten Jahre sechs Auflagen gefunden hat.

Und zu großer Gewissensbefriedigung gereicht mir, daß ein so gründlicher Kenner jener Zeit und ihrer Literatur wie mein lieber Freund und Amtsgenosse Richard Foerster (er ist doch wohl eigentlich der wirkliche Verfasser der Werke des Libanius, des Zeitgenossen Julians!) hier (oben S. 135) seine volle Zufriedenheit mit Erfassung und Lösung der schweren Aufgabe auszusprechen nicht müde wird; er stellt das Buch über den „Kampf“: und ich auch, was die Form, den Kunstwerth anlangt: einen zweiten Stoff wie der Ostgoten Ende giebt es freilich nicht nochmal!

Aehnlich wie in dem Werke Freytags zieht sich von dem Ahn Civilis in den „Batavern“ durch jenen Merovech ein Faden der Vererbung zu dem Helden der Erzählung, an der ich zur Zeit (Mai 1895) arbeite und die 1895/96 erscheinen soll: zu Chlodovech, dem König der Franken.

Dies nun abgelaufene Jahr 1894/95 ist das erste, das seit 1876 keine Dichtung von mir reifen sah: neben den nahezu erdrückenden Berufsgeschäften — Vorlesungen, Prüfungen, Sitzungen, Decanat, Senat — nahm mich der endlich flott gewordene VII. Band der „Könige", in zwei Abtheilungen erschienen, und der Abschluß der dritten, die noch dies Jahr erscheint, bis zur Erschöpfung in Anspruch.

Außerdem brachten die sieben Breslauer Jahre den IV. Band der „Urgeschichte" und den II. der „Deutschen Geschichte" neben den fünf Bänden dieser nun zur Neige gehenden Erinnerungen.

XXXIX.

Denn nun sind wir mit der Königsberger Zeit und den noch in Königsberg gesponnenen Anfängen späterer Ausführungen zu Ende und haben nur noch zu berichten, in welcher Weise die so tiefgründige Einwurzelung in der lieben alten Pregelstadt ausgekesselt wurde: denn die Breslauer Zeit, die ja noch nicht abgeschlossen, noch nicht „geschichtlich“ geworden ist, bleibt selbstverständlich außerhalb der Darstellung.

Ich hätte nichts dagegen gehabt, in Königsberg abzusterben.

Frei von jedem — äußerlichen — Ehrgeiz, nicht leidend an der unter den Professoren weitverbreiteten oft krankhaften Neigung, unabläßig zu lauschen, ob sie nicht irgendwer irgendwohin „rufe“, auch wohl, solche

Mirakel ein wenig herbeizuführen — corriger la fortune — durch einen dinten- und strebungs-reich gepflegten Briefwechsel mit „Vielvermögenden", war ich mit dem Errungenen vollauf zufrieden und unverschämt wahrlich hätte ich sein müssen, hätte ich nicht dankbar die „Liebe" (oben S. 744) anerkannt, die mir weit über all mein Verdienst und Würdigkeit hinaus die sonst so zurückhaltenden und „kritischen" Ostpreußen nun schon seit 1874 und 1876 bewährten.

Da war es ein sogenannter Zufall, was meine Entwurzelung herbeiführte. Ein sogenannter: denn selbstverständlich theile ich nicht die Geschichts-Philosophie im „Glas Wasser" des witzigen Scribe, — ihn schimpfen Berliner Kritiker, die nicht die Spur eines Schattens eines Scheins seiner dramatischen Begabung eignen. — Äußerliche, sogenannte zufällige Anstöße können doch nur in Bewegung setzen, was innerlich zur Bewegung vorbereitet und vollbegründet ist: so wenig jener Zufall der Nachschrift an Goldschmidt (oben S. 10) allein mich vom Main an den Pregel

getragen hat, so wenig der nun zu berichtende „Zufall“ allein vom Pregel an die Oder: vorbereitende „causae sufficientes“ mußten wirken, mußten den Stein überhängen machen, sollte ihn ein äußerer Anstoß in's Rollen bringen können.

Am 4. Januar des Jahres 1885 ward in der „Deutschen Gesellschaft“ zu Königsberg der hundertste Geburtstag Jakob Grimms festlich begangen.

Kurz vorher sagte der berufene Festredner, der Sprach-Germanist Schade, wegen Unwohlseins ab: auf Wunsch des Vorstandes der Gesellschaft, Freund Zorn (oben S. 129), sprang ich in die Lücke: war doch und ist der theure Meister seit nunmehr vierzig Jahren (II. S. 193) einer meiner „Götter“ (oben S. 730): der Herrliche, der mit höchster Gelehrsamkeit höchste Begeisterung für sein Volk und tiefste dichterische Auffassung vereinte: er trug die Wünschelruthe Odhins in der Hand und, wo ein Stück aus dem Hort des alten Germanenthums in der Erde vergraben lag noch so tief, — es zuckte ihm die

Hand und er hob den ihm willig entgegenblühenden Schatz!

Die Rede war, wenn sonst nichts, begeistert: ich schloß mit den Versen, die nun „Gedichte IV.“ S. 536 gedruckt stehn.

Ich erhielt einen völlig unerwarteten Zuhörer in dem soeben erst eingetroffenen Cultus-Minister von Goßler.

Nach dem Vortrag sagte er mir überraschend freundliche Worte: — er hatte mich kaum je gesehen, geschweige gehört: — fragte zuletzt, wie lang ich nun hier sei und meinte, als er von dreizehn Jahren hörte, ob ich nicht etwa einen größeren Wirkungskreis und einen mehr südwestlichen vorziehen würde? Das kam verblüffend: ich bejahte, obwohl ich dankbar anerkannte, daß es mir gar wohl ergehe an der Albertina.

Der Minister hatte offenbar Wohlgefallen an Inhalt und Form der Rede gefunden und meinte es von Stund an sehr gut mit mir. Und als ich drei

Jahre darauf 1888 in der Breslauer Facultät für die durch die Ernennung Behrends (oben S. 49) zum Reichsgerichtsrath erledigte Professur — zwar durchaus nicht etwa an erster Stelle vorgeschlagen, aber doch auch genannt ward, — bot mir der Minister gütevoll nicht nur diese an, er fragte auch, ob ich nicht etwa die gleichzeitig frei werdenden Stellen in Bonn oder Marburg vorziehe?

Der Entschluß, von Königsberg, von so vielen echten Freunden nach so langjährigem Zusammenleben, von so fleißigen Hörern, von der so lieb gewordenen Hochschule zu scheiden, ward mir wahrlich nicht leicht, sondern recht schwer. Schließlich entschied die Sehnsucht nach dem Frühling, den ich und Therese 16 Jahre hindurch schmerzlich entbehrt, und der Wunsch, aus dem äußersten, z. B. schon von Berlin 12 Stunden Eisenbahnfahrt abgelegenen, Nordosten (oben S. 31), des Reiches dem heimischen Süden wieder näher zu rücken.

Und nun die Wahl unter den drei Hochschulen!

Marburg schied aus: so lieblich die Lage dem Durchfahrenden erschienen war, konnte doch der — schon im Vergleich mit Königsberg — ungleich engere Wirkungskreis, nicht anziehen.

Blieben Bonn und Breslau.

Die Schönheit des Rheinlandes, die fröhliche Poesie des rheinischen Lebens war mir längst vertraut (oben S. 537—540): sie zogen mächtig an! Auch Therese würde den ihrer geliebten Heimath so viel näheren Wohnsitz vorgezogen haben. Aber ich scheute die nervenerschlaffende Hitze des Sommers unter der wir beide in dem ähnlichen Würzburger Klima gelitten hatten. Und noch mehr scheute ich die — wie ich damals schon vernahm und später vielfach bestätigt hörte — ... ja, wie soll ich mich nun schonend genug ausdrücken, um mir nicht ein par Dutzend „Contrahagen" mit den stolzen Bonner Herren zuzuziehen? Nun, sagen wir: ich scheute die weltkundige Begeisterung der Bonner Rechtsstudenten für die Schönheit der Natur, welche Natur im Frühling und Sommer

häufiger als die Hörsäle zu füllen und zu schmücken sie lieben sollen!

Gleichwohl schwankte ich: denn auch mich lockte die Lorelei (Gedichte II. S 195; vergl. Erinner. III. S. 221) und Alles, was zu ihr gehört. Von Breslau hatte ich nur flüchtig an zwei Vortragsabenden (oben S. 530) Kenntnis genommen. Ich war noch nicht entschieden, als ich zu dem Minister berufen war. Da überraschte mich Herr Dr. von Goßler zunächst durch die erstaunsam gründliche Vertrautheit mit allen Verhältnissen [1]) der drei Hochschulen und Städte, die er in langen Auseinandersetzungen entwickelte. Als ich ihm mein Schwanken zwischen Bonn und Breslau aufdeckte, sprach er — nach einigem Besinnen: — „Gehen Sie lieber nach Breslau! Dort stehen Sie auf Vorposten gegen allerlei unerfreuliche, Deutschland nicht günstige

---

[1]) Ich darf ihn loben: denn er ist — leider! — schon lange nicht mehr mein Minister.

Einwirkungen: — wie Sie ja 16 Jahre die Wacht am Pregel halten halfen."

Das entschied: ich ging nach Breslau[1]).

Und ich hab es in diesen mehr als sieben Jahren wahrlich nicht bereut!

Den ersehnten Frühling haben wir fast jedes Jahr über Erwarten lieblich hier einziehen sehen: im Garten des schönen Hauses des Herrn Stadtraths von Korn — Schweidnitzer Stadtgraben 20 — singen Amsel, Goldamsel, Schwarzplattl vor unserem Schlafzimmerfenster: ich darf wieder Amseln füttern wie im Aelterngarten! Die höchst angenehme Wohnung — all' die sieben Jahre hausen wir darin und werden sie freiwillig gewiß nicht räumen! — gewährt den Blick auf die wohlgepflegten Anlagen des Stadtgrabens.

---

[1]) Ich schweige davon, wie uns die Freunde in Königsberg den Abschied verschönt und erschwert haben! Es war herzergreifend, herzerschütternd. Da steht vor mir auf dem Camin ein mächtig Stück thulitischen Bernsteins als Abschiedsgabe und in der „guten Stube" liegt der „43 Damenteppich": — seltsam, daß es zufällig die Zahl der „schlimmen Nonnen" ist. Aber unsere Freundinnen waren nur theilweise „schlimm" und Nonnen waren sie schon gar nicht!

Dazu kommt, daß man von Breslau Berlin, Dresden, Wien und Süddeutschland doch viel rascher und müheloser als von Thule aus erreichen mag.

Der Wirkungskreis d. h. die Zahl der Hörer ist doppelt so groß als an der Albertina (— allerdings auch die Last der Berufsgeschäfte — zumal der Prüfungen! — doppelt so schwer) und, läßt der Fleiß der schlesischen Studenten im Besuch der Vorlesungen wie beklagt[1]) (II. S. 92) allerdings recht sehr viel zu wünschen übrig, so ist doch anzuerkennen, daß ihre lebhafter bewegliche, rascher fassende Eigenart dem Lehrer seine Aufgabe leichter macht als der „schwerere Boden" in Ostpreußen. Auch hat sich, — was man ja nie vorher wissen kann — ihre Empfänglichkeit für meine Eigenart alsbald gezeigt: die Besorgnisse, die ich auch hieher mitbrachte, wie weiland nach Königsberg (oben S. 54, Gedichte IV. S. 332), waren schon im ersten Halbjahr verschwunden.

---

[1]) Heute, am 22. Mai 1895, waren von 38 Eingeschriebenen nur 12 in der Vorlesung über Deutsche Rechtsgeschichte!

Die Umgebung ist freilich — nun, schweigen wir von ihrem Häßlichen (— Rüben sind ja nothwendig, aber nur Rüben sind eintönig! —) und freuen wir uns des schon früher gepriesenen schönen Parkes von Scheitnig und des zoologischen Gartens. Denn die allerdings sehr bedeutenden Reize des Riesen- und des Glatzer-Gebirges kommen für einen den ganzen Sommer über an seinen Lehrstuhl und Schreibtisch Gefesselten ebenso wenig in Betracht wie die Ostsee für den gleichen Mann in Königsberg oder der Spessart für ihn zu Würzburg: in den acht Sommern haben wir nur zwei Fahrten in diese beiden Berglandschaften gemacht.

Was aber die Amtsgenossen, die anderen Bekannten, die Gesellschaft anlangt, ... ja so! Ich habe mir ja über das uns noch umgebende Gegenwärtige Stillschweigen auferlegt!

Es thut mir herzlich leid.

Denn ich hätte beinahe (nicht ganz!) ausnahmslos

zu loben. Jedesfalles ist der Geselligkeit auch hier nicht zu wenig, — eher zu viel.

Vor drei Jahren zu Weihnachten lag ich an einer auf Influenza folgenden doppelseitigen Lungen- und Rippenfell-Entzündung am Sterben: nur die unvergleichliche Pflege meiner Therese und der mitten durch Eis und Schnee aus dem fernen Mannheim herbeigeeilten treuen Frau Rath von Doß haben mich — unter der meisterhaften Leitung unseres Arztes Dr. Alexander (oben S. 132) — am Leben erhalten.

Ich hatte völlig abgeschlossen und erwartete — ganz ruhig, ohne die mindeste Erregung oder Furcht vor dem ewigen Schlafe — das Ende: ich hatte schon die Ringe abgestreift und mit stummem Abschied in Theresens Hand gelegt. Ganz wider Erwarten blieb ich am Leben. Damals trat nun doch zu Tage, daß — nicht nur in Breslau — vielen Menschen mein bereits in den Zeitungen gemeldeter Tod nicht ganz gleichgültig gewesen wäre. Es that dem Genesenden wohl, die Briefe zu lesen, die, während

mein Verscheiden erwartet oder gar schon geglaubt wurde, an Therese gerichtet worden waren: — auch von Unbekannten.

Es war wie das Todtengericht, das mein Julian noch lebend über sich ergehen läßt.

Vielleicht begreift auch ein kühl gearteter Leser, daß es für einen einundsechzigjährigen Mann ein seltsam gemischt Gefühl ist, in diesen Worten die „Erinnerungen" seines Lebens abzuschließen: — wie wenn er schon nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Fünf Jahre lang hab ich nun an diesen Blättern geschrieben: es war mir eine liebe Abend-Gewöhnung geworden: ich werde dieses rückblickende Gedenken vermissen.

Das Ergebniß ist: in Umkehrung des Bibelspruches: „Und wenn es Müh' und Arbeit gewesen, so ist es doch köstlich gewesen, fuhr es auch schnell dahin als flögen wir davon." (Psalm 90, Vers 10.)

Ich erkenne mit gerührtem Dank an, daß meine Sterne mich aus mancher Thorheit meines Ungestüms, — wohl meines (wie meines lieben seligen Rolandin) Hauptfehlers! — ohne mein Verdienst glücklich gerettet haben. Ich begreife sehr wohl, daß es Leute von anderer Weltanschauung drängen kann und beglücken muß, solches Gefühl in frommem Dankgebet einem liebend leitenden Vater im Himmel auszusprechen. Und wenn ich auch nicht, wie mein großer Lehrer und Freund Rückert von sich, von mir rühmen darf:

„ich bin mit dem zufrieden,
was ich gelebt und sang"

so stelle ich doch freudig fest, daß mich wahrlich meines Lebens nicht reut: Sedan, das hergestellte Reich und die errungene Therese genügen sicherlich, mich als einen weit über Verdienst hinaus beglückten Mann zu erweisen. „Das ist je gewißlich wahr."

Zum Schluß nur noch Ein Wort: vermuthlich bin ich nicht frei von Eitelkeit, (obzwar ich recht, recht

viel eitlere Dichter, Gelehrte und andre Männer kenne!) und vermuthlich ist, wenn ein Mensch fünf Bände hindurch fast nur von sich selbst erzählt, solche Eitelkeit oder doch deren Anschein in allerlei Selbstlob hervorgetreten. Das mag ja sein und ich bitte dafür um Entschuldigung. Aber ich glaube, solchen Eindruck muß doch aufheben meine aufrichtige Selbsteinschätzung, die ich (aus II. S. 169, geschrieben 9. II. 1891) hier wiederhole: ich war und bin nur ein Gelehrter und Lehrer zweiten und ein Dichter dritten Ranges.

Und nun ist der „Rest Schweigen"! —

Dieser Band ward begonnen zu Gastein am 6. August 1893, abgeschlossen zu Breslau am 28. Mai 1895, dem 50. Geburtstag meiner lieben Frau Therese, und ihr als Weihegabe dargebracht.

Zeittafel.

Geboren 9. Februar 1834 in Hamburg.
München Ende März 1834.
Lateinschule 1842.
Gymnasium 1845.
Universität München 1849—1851.
Universität Berlin 1852/53.
Universität München 1853/54.
Abgangsprüfung October 1854.
Promotion 19. Juli 1855.
Statsconcurs December 1856.
Habilitation 8. October 1857.
Außerordentliche Professur in Würzburg, Verfügung vom 11. August 1863 (vom 1. October 1863 ab).
Ordentliche Professur in Würzburg, Verfügung vom 10. October 1865.
Beschießung Würzburgs 29. Juli 1866.
Correspond. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München 24. Juli 1869.
In Frankreich 8. August bis Mitte September 1870.
Berufung nach Königsberg 19. Juni 1872.
Feldzugsmedaille 6. August 1872.
Baierischer Militairverdienstorden (für Nichtcombattanten) 21. August 1872.
Eintreffen in Königsberg 2. September 1872.
Rother Adler IV. 21. April 1876.
Rector Ostern 1877 bis Ostern 1878.
Ehrenmitglied des Königsberger akademischen Gesangvereins 29. November 1879.
Ehrenmitglied des Königsberger Sängervereins 28. März 1885.
Geheimer Justizrath 10. Juni 1885.
Ehrenmitglied des Königsberger Thierschutzvereins 11. December 1885.

Hausorden von Hohenzollern 30. August 1887.
Berufung nach Breslau 16. December 1887.
Eintreffen in Breslau 24. März 1888.
Meistersänger der Münchener Bürgersängerzunft 15. Dec. 1890.
Ehrendoctor der juristischen Facultät der Universität Edinburgh 17. April 1891.
Ehrenmitglied des pegnesischen Blumen-Ordens zu Nürnberg 22. Januar 1892.
Ehrenmitglied des evangelischen Gesellenvereins der Bernhardinergemeinde zu Breslau 11. April 1892.
Besuch mit Therese in Friedrichsruh bei Bismarck 20. April 1892.
Ehrenmitglied der großen Carnevalgesellschaft zu Köln am Rhein 15. Januar 1894.
Correspondirendes Mitglied der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg 19. November 1894.

Die Aufzählung meiner Schriften in einem Anhang ward ersetzt durch Würdigung im Text von S. 559—750; nachzutragen sind dann noch die mit Kirchenrath von Hase zusammen besorgte zweite Ausgabe des „Liederbuches für das deutsche Volk" (1883) und mehrere Ausgaben des „Reichscommersbuches" (9. Auflage 1895).

Druckfehler-Berichtigungen.

Seite 158 Zeile 6 von oben statt Bonn: Rom.
Seite 273 Zeile 7 von unten ist selbstverständlich zu streichen.
Seite 353 Zeile 1 von oben statt Marzell: Mannzell.
Seite 372 Zeile 9 von unten statt angesetzt: ausgesetzt.
Seite 467 Anmerkung statt 183: 1883.
Seite 524 Zeile 5 von oben statt Haberlein: Häberlein.
Seite 526 Zeile 8 von oben statt Anhang: Anfang.